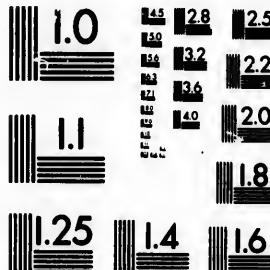
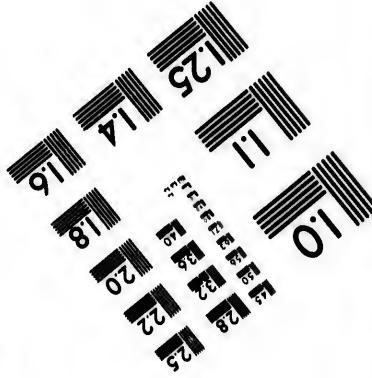
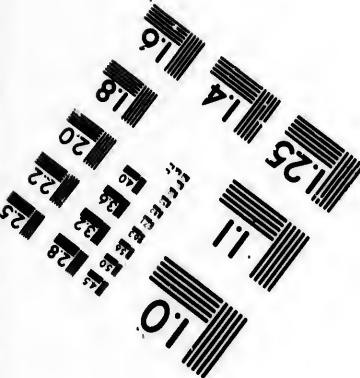


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)



6"



Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

1.0
1.2
1.4
1.6
1.8
2.0
2.2
2.4
2.5
2.6
2.8
3.0
3.2
3.4
3.6
3.8
4.0

**CIHM/ICMH
Microfiche
Series.**

**CIHM/ICMH
Collection de
microfiches.**



Canadian Institute for Historical Microreproductions / Institut canadien de microreproductions historiques

© 1986

Technical and Bibliographic Notes/Notes techniques et bibliographiques

The Institute has attempted to obtain the best original copy available for filming. Features of this copy which may be bibliographically unique, which may alter any of the images in the reproduction, or which may significantly change the usual method of filming, are checked below.

- Coloured covers/
Couverture de couleur
- Covers damaged/
Couverture endommagée
- Covers restored and/or laminated/
Couverture restaurée et/ou pelliculée
- Cover title missing/
Le titre de couverture manque
- Coloured maps/
Cartes géographiques en couleur
- Coloured ink (i.e. other than blue or black)/
Encre de couleur (i.e. autre que bleue ou noire)
- Coloured plates and/or illustrations/
Planches et/ou illustrations en couleur
- Bound with other material/
Relié avec d'autres documents
- Tight binding may cause shadows or distortion
along interior margin/
La reliure serrée peut causer de l'ombre ou de la
distortion le long de la marge intérieure
- Blank leaves added during restoration may
appear within the text. Whenever possible, these
have been omitted from filming/
Il se peut que certaines pages blanches ajoutées
lors d'une restauration apparaissent dans le texte,
mais, lorsque cela était possible, ces pages n'ont
pas été filmées.
- Additional comments:/
Commentaires supplémentaires:

L'Institut a microfilmé le meilleur exemplaire qu'il lui a été possible de se procurer. Les détails de cet exemplaire qui sont peut-être uniques du point de vue bibliographique, qui peuvent modifier une image reproduite, ou qui peuvent exiger une modification dans la méthode normale de filmage sont indiqués ci-dessous.

- Coloured pages/
Pages de couleur
- Pages damaged/
Pages endommagées
- Pages restored and/or laminated/
Pages restaurées et/ou pelliculées
- Pages discoloured, stained or foxed/
Pages décolorées, tachetées ou piquées
- Pages detached/
Pages détachées
- Showthrough/
Transparence
- Quality of print varies/
Qualité inégale de l'impression
- Includes supplementary material/
Comprend du matériel supplémentaire
- Only edition available/
Seule édition disponible
- Pages wholly or partially obscured by errata
slips, tissues, etc., have been refilmed to
ensure the best possible image/
Les pages totalement ou partiellement
obscurcies par un feuillett d'errata, une pelure,
etc., ont été filmées à nouveau de façon à
obtenir la meilleure image possible.

This item is filmed at the reduction ratio checked below/
Ce document est filmé au taux de réduction indiqué ci-dessous.

10X	14X	18X	22X	26X	30X
12X	16X	20X	✓	24X	28X

aire
es détails
iques du
nt modifier
xiger une
de filmage

d/
quées

aire

by errata
ned to

ent
une pelure,
façon à

The copy filmed here has been reproduced thanks to the generosity of:

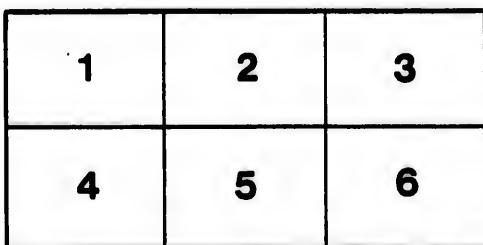
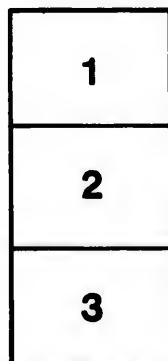
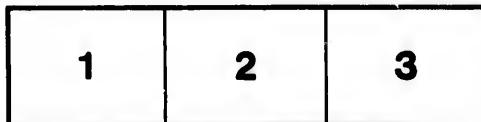
Medical Library
McGill University
Montreal

The images appearing here are the best quality possible considering the condition and legibility of the original copy and in keeping with the filming contract specifications.

Original copies in printed paper covers are filmed beginning with the front cover and ending on the last page with a printed or illustrated impression, or the back cover when appropriate. All other original copies are filmed beginning on the first page with a printed or illustrated impression, and ending on the last page with a printed or illustrated impression.

The last recorded frame on each microfiche shall contain the symbol → (meaning "CONTINUED"), or the symbol ▽ (meaning "END"), whichever applies.

Maps, plates, charts, etc., may be filmed at different reduction ratios. Those too large to be entirely included in one exposure are filmed beginning in the upper left hand corner, left to right and top to bottom, as many frames as required. The following diagrams illustrate the method:



L'exemplaire filmé fut reproduit grâce à la générosité de:

Medical Library
McGill University
Montreal

Les images suivantes ont été reproduites avec le plus grand soin, compte tenu de la condition et de la netteté de l'exemplaire filmé, et en conformité avec les conditions du contrat de filmage.

Les exemplaires originaux dont la couverture en papier est imprimée sont filmés en commençant par le premier plat et en terminant soit par la dernière page qui comporte une empreinte d'impression ou d'illustration, soit par le second plat, selon le cas. Tous les autres exemplaires originaux sont filmés en commençant par la première page qui comporte une empreinte d'impression ou d'illustration et en terminant par la dernière page qui comporte une telle empreinte.

Un des symboles suivants apparaîtra sur la dernière image de chaque microfiche, selon le cas: le symbole → signifie "A SUIVRE", le symbole ▽ signifie "FIN".

Les cartes, planches, tableaux, etc., peuvent être filmés à des taux de réduction différents. Lorsque le document est trop grand pour être reproduit en un seul cliché, il est filmé à partir de l'angle supérieur gauche, de gauche à droite, et de haut en bas, en prenant le nombre d'images nécessaire. Les diagrammes suivants illustrent la méthode.

Dr. G. E. Burkhardt's
Kleine Missions-Bibliothek.

Sweite Auflage,
gänzlich umgearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt

von

Dr. R. Grundemann,
Pastor zu Mötz bei Delitzsch.

Erster Band: Amerika.

Erste Abtheilung:
Die Eskimo in Grönland und Labrador.



Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1876.

5
liothe.
fortgeführt

Die evangelische Mission unter den Eskimo in Grönland und Labrador.

von
Dr. G. E. Burkhardt,

Bweite Auflage,
gänzlich umgearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt

von

Dr. R. Grundemann,
Pastor zu Mörg bei Belsig.



Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1876.

Dr.
das in de
anderes i
Missionsh
zweitema
vermeidlich
berücksichti
sollte. D
eine solche
pfahl dem

Da i
wichtigste
her lieb g
Nachschlag
kommen.
chitekten, d
einen Erw
er nun do
gibt es m
Ansichten
Verständni
so fällt ein
froh sein,
zum Neuba
sein, was

Fünfs
tigem Vor
aber grade
eintritt, so
trächtlichen

Burkhardt, m

Borworf.

Dr. G. E. Burkhardtis „Kleine Missions-Bibliothek“, ein Buch, das in den letzten anderthalb Jahrzehnten vielleicht mehr als irgend ein anderes in Deutschland zur Förderung einer genaueren Kenntniß der Missions-Sache im allgemeinen beigetragen hat, erscheint hiermit zum zweitenmale. Eine neue Bearbeitung desselben war schon darum unvermeidlich, weil die Darstellung die inzwischen erfolgten Veränderungen berücksichtigen und sich bis auf die gegenwärtigen Zustände erfreuen sollte. Der mit vielen Amtsgeschäften belastete Verfasser konnte für eine solche Bearbeitung nicht mehr die nötige Muße finden und empfahl dem Verleger, die Sache in meine Hände zu legen.

Da ich für meine ersten Missionsstudien an diesem Werke das wichtigste Hilfsmittel gehabt hatte und mir das Buch aus jenen Seiten her lieb geblieben war (obwohl ich es später nur dann und wann zum Nachschlagen brauchte), kam mir der betreffende Auftrag recht willkommen. Es ist mir aber in dieser Sache gegangen wie einem Architekten, der an einem ihm in der Jugendzeit lieb gewordenen Hause einen Erweiterungsbau ausführen soll. Geht er an die Arbeit, so sieht er nun doch vieles mit ganz andern Augen an als vor Zeiten. Da gibt es manches schon in der Anlage, das nach seinen nunmehrigen Ansichten nicht so bleiben darf, und hie und da ist nach seinem jetzigen Verständniß zu ändern. Fängt er aber erst mit dem Renoviren an, so fällt ein morscher Balken nach dem andern, und schließlich muß er froh sein, wenn er nur die Hauptwände hält und nicht ganz und gar zum Neubau gezwungen wird, mag an denselben auch noch so manches sein, was der Aenderung wohl behürzte.

Fünfzehn Jahre sind freilich für eine Sache, die nicht in flüchtigem Vorübergehn sich schnell abwickelt, eine kurze Zeit. Fallen sie aber grade in eine Epoche, in der eine neue Phase der Entwicklung eintritt, so kann das Vor und Nach diesem Zeitraum einen sehr beträchtlichen Unterschied aufweisen. Es wird kaum bestritten werden,

dass die Missionsache, insbesondere ihre Auffassung seitens der heimatlichen Missionsgemeinde, sich jetzt in einer derartigen Entwicklung befindet. Es ist hier nicht der Ort, ausführlicher nachzuweisen, wie jene einseitige idealistische Auffassung der Mission, wie sie in den früheren Jahrzehnten so allgemein war, nicht mehr haltbar ist. Man begnügte sich damals mit rührenden Anecdoten und stark aufgetragenen Farben, in denen einzelne Züge ausgemalt wurden, sei es im schönsten Lichte, sei es in den dunkelsten Schatten. Die Mitteltöne der schlichten nüchternen Wirklichkeit fehlten in jenen Bildern. Die Erzählungen von den Missionsgebieten gewannen, von einer Hand zur andern gehend, etwas Legendenhaftes. Unwillkürlich übten die Wünsche des frommen Missionsinteresses ihren Einfluss auf die Darstellung. Die minder erfreulichen Züge wurden weggelassen, die erfreulichen übermäßig hervorgehoben und ausgedehnt, so dass derartige Schilderungen sich weit von der Wirklichkeit entfernten.

Es hat sich nun aber immer mehr die Überzeugung Bahn gebrochen, dass nur ein Bekanntwerden der ungeschminkten Wirklichkeit der Missionsache wahrhaft dienen kann. Die Kleine Missions-Bibliothek selbst verdankte schon dahin gehenden Bestrebungen ihr Dasein. Sie sollte helfen eine „genaue und umfassende Kenntniß“ der Missionsgebiete anzubahnen, wie das Vorwort zur ersten Auflage sagt. Dennoch muss man sich wundern, wie tief das ganze Werk noch unter dem Einflusse jener Richtung steht. Als ich dasselbe fleißig benutzte, stand ich selbst noch zum guten Theil unter denselben und merkte nicht, wieviel das Buch in dieser Hinsicht zu wünschen übrig ließ. Inzwischen habe ich selbst ausgedehnte andere Studien gemacht, zu denen mich die Herausgabe des Allgemeinen Missions-Atlas nöthigte. Ich habe die Missionsgebiete mit nüchternem Auge ansehen gelernt. Nun aber zum Zwecke der vorliegenden Bearbeitung tiefer in die Quellen eingedrungen, ergeht es mir wie dem oben erwähnten Architekten, und ich muss gestehen, dass sich mir manchmal während der Arbeit die Frage aufgedrängt hat, ob es nicht besser wäre, hier ganz von Grund auf neu zu bauen?

Die Art und Weise, in der die erste Auflage gearbeitet wurde, konnte auch bei dem besten Streben des Verfassers nach nüchterner Darstellung der Wirklichkeit diesem Ziele nicht besonders nahe kommen. Der Titel des Werkes ist bezeichnend: es ist eine Bibliothek nicht blos der äusseren Anlage nach. Es enthält vielmehr eine Zusammenstellung von Schilderungen, Erzählungen u. s. w. aus der deutschen Missionsliteratur, die grosstheils wörtlich wiedergegeben, aber geschickt zu einem

Bilde ver
verleugne
oben ange
auch dur
sions-Bibl
der Fall,
kanischen
den deutsc
teren, die
gefertigt
hatten.

Sovi
breitung i
tung in E
dass wer
schöpfte, n
derselben

Hier
rigste Auf
der Arbeit
Beginne, I
gehabt sie
und konnte
nicht einb
allen Stü
erfordert
in etwas i
beihedenden
nach bestem
gesetzt. D
Darstellung
treffenden
nicht blos
dahin bezü
in selbstän
davon, das
gehen dürfe
Verfahren

¹⁾ Wie

ns der heimat-
dlung befindet.
e jene einseitige
en Jahrzehnten
te sich damals
, in denen ein-
e, sei es in den
chternen Wirk-
den Missions-
twas Legenden-
Missionsinter-
freulichen Züge
or gehoben und
von der Wirk-
ung Bahn ge-
ten Wirklichkeit
ssions-Bibliothek
r Dasein. Sie
Missionsgebiete
Dennoch muß
r dem Einflusse
stand ich selbst
gt, wieviel das
wischen habe ich
ich die Heraus-
habe die Mis-
sion aber zum
n eingedrungen,
nd ich muß ge-
die Frage auf-
und auf neu zu
arbeitet wurde,
nach nüchterner
rs nahe kommen.
iothek nicht blos
usammenstellung
tschen Missions-
geschicht zu einem

Bilde verbunden sind, das freilich seinen mosaikartigen Charakter nicht verleugnet. Das Material aber war mehr oder weniger unter der oben angedeuteten einseitigen Auffassung entstanden, die sich damit, wenn auch durch die Auswahl vielleicht etwas limitirt, auf die Kleine Missions-Bibliothek übertrug. Dies war in einem um so gröberen Maße der Fall, als der Verfasser nicht einmal bei den englischen und amerikanischen Missionen auf die Originalquellen zurückging, sondern sich mit den deutschen Bearbeitungen begnügte. Es ist begreiflich, wie die letzteren, die zum großen Theil zu ausschließlich erbaulichem Zwecke angefertigt waren¹⁾, das Bild der Mission bereits noch mehr idealisirt hatten.

Soviel Verdienste dieses Werk auch bisher um eine weitere Verbreitung von Kenntnis der Mission gehabt, so sehr es nach dieser Richtung in Segen gewirkt hat — das darf man sich doch nicht verhehlen, daß wer seine Kunde von der Mission ausschließlich aus Burkhardt schöpfe, nicht ein mit der Wirklichkeit möglichst übereinstimmendes Bild derselben gewinnen konnte.

Hier liegt für die Neubearbeitung die wichtigste aber auch schwierigste Aufgabe, deren ich mir — wie ich offen gestehe — erst im Laufe der Arbeit in vollem Maße bewußt geworden bin. Wäre dies vor dem Beginne derselben geschehen, so hätte ich vielleicht nicht den Muth gehabt sie zu unternehmen. Doch die Hand war einmal daran gelegt und konnte nicht wieder zurückgezogen werden. Ich darf mir freilich nicht einbilden, daß es mit gelungen ist jene schwierige Aufgabe in allen Stücken so zu lösen, wie es die hohe Wichtigkeit der Sache erfordert hätte. Manche der historischen Abschnitte tragen noch immer in etwas das Gepräge einer idealisirenden und an der Wirklichkeit vorbeigehenden Darstellung an sich. Vielfach habe ich wohl — wie ich es nach bestem Wissen und Gewissen mußte — den kritische Messer angelegt. Dennoch vermochte ich nicht eine durch und durch sachgemäße Darstellung zu geben. Das Nichtigste wäre es wohl gewesen, die betreffenden Abschnitte der Geschichte aus den Originalquellen — und zwar nicht blos aus den Missions-Schriften, sondern auch aus der ganzen dahin bezüglichen übrigen Literatur — gründlich zu studiren und dann in selbständiger Erzählung dem Leser vorzuführen. Doch abgesehen davon, daß dann das Buch kaum noch unter seinem alten Titel hätte gehen dürfen, kam die schwerwiegende Erwägung dazu, daß solch ein Verfahren für einen durch ein, wenn auch noch so leichtes Amt ge-

¹⁾ Wie denn selbst Geschichten in der Bearbeitung für Kinder benutzt sind.

bundenen Mann völlig unanwendbar sein müßte. Es würde wahrscheinlich eine volle Manneskraft 20—30 Jahre lang in Anspruch nehmen. Es wird auch hier Theilung der Arbeit eintreten müssen. — So sehr ich daher auch bedaure, daß ich hier nicht ein Werk aus einem Gufse liefern kann, und daß einzelne Theile desselben eine von einander abweichende oder vielleicht einander entgegengesetzte Auffassung zeigen, ließ sich diesem Nebelstande¹⁾ doch unter vorliegenden Verhältnissen nicht abhelfen, und ich hoffe, daß der Leser mit solchen Incongruenzen glüttige Nachsicht üben wird.

Andre Theile des Buches habe ich von Grund auf umgearbeitet, namentlich die Rubrik Land und Leute. Die Hauptaufgabe war, dem Leser ein möglichst anschauliches Bild von den Ländern und Völkern, die für die evangelische Mission in Betracht kommen, zu geben. Soviel nun auch die erste Auflage darin bereits Dankenswerthes geleistet hat, meine ich doch es läßt sich mehr erreichen, wenn man anstatt der bloßen Aufzählung der Naturprodukte oder Kulturgegenstände oder der abstrakten Schilderungen nach gewissen Rubriken concrete Bilder aus dem Leben liefert, die ein Volk in der Scenerie seines Landes, in seinen Beschäftigungen u. s. w. dem Leser so vorführen, daß er so viel als möglich sieht, was er sehen würde, wenn er persönlich dort einen Besuch mache. Am besten wäre es, wenn wir solche von Augenzeugen gezeichneten Bilder ohne weiteres hätten aufnehmen können. Leider aber finden sich solche, überhaupt seltenere Schilderungen fast nie in dem Maße, das grabe unser Rahmen verlangt.²⁾ So mußte denn der Versuch gemacht werden, die mannigfaltigen Charakterzüge, welche die Quellen boten, zu einem lebendigen Ganzen mit Rücksicht

¹⁾ Derselbe findet sich übrigens schon an einigen Punkten in der ersten Auslage, z. B. wenn die Methodistenmissionen oft in unbeschränkt anerkennenden Weise besprochen werden, dann aber wieder an einer andern Stelle eine ziemlich herbe Kritik von lutherischer Seite gleichfalls Aufnahme gefunden hat. — Besonders bedaure ich z. B. daß ich den 2. Abschnitt des 3. Heftes, die Mission der Baptisten auf Jamaica nicht von Grund aus neu bearbeiten konnte. Bei aller Anerkennung, die wir Männern wie Burghell und Knibb zu Theil werden lassen, sollte eine besonnene Darstellung doch nicht versäumen zu zeigen, wie viel Eifer mit Unverstand, ja in gewissem Maße Fanatismus in ihrem Wirken sich findet. Dies konnte jedoch nur geschehen, wenn nicht von vorn herein demselben die ungeliebteste Zustimmung gezollt wurde. Den ganzen Abschnitt aber neu zu liefern war ich nicht im Stande, da die leichter zugänglichen Quellen, die zu diesem Zwecke zu benutzen gewesen wären, alle vom Parteistandpunkt aus geschrieben sind.

²⁾ Wo Vorhandenes dem angeborenen Zwecke entspricht, wird solches möglichst benutzt werden, wie z. B. für Labrador die Beschreibung der letzten Visitationsreise.

auf den gerat sie mit a fährdet, wa bei andern Verzichtleistung wollte. Ich sich mit Du vor einem i

Man i der Arbeit Bilber zu Werkes mac von Land u sollen. — Es nicht eine i fügung von sehr beachtun zeigte. So v der Wissensc stedt. Es s in den Hei dabei durch so daß ich o unbillig gew Fachstudien fügen, der n haben würde Bildern entla weit von ei umständlich

Überha will mir nic zusehen, wen welcher sich hat, daß die Gegenstände in manchen i gibt, an dess Bücher zu en nun freilich

würde wahr-
Anspruch neh-
men müssen. —
Berk aus einem
e von einander
fassung zeigen,
hältnissen nicht
gruenzen gültige

umgearbeitet,
zabe war, dem
und Böllern,
geben. Soviel
es geleistet hat,
statt der bloßen
oder der ab-
Bilder aus dem
des, in seinen
er so viel als
dort einen Be-
e von Augen-
ehmen können.
ilderungen fast
2) So mußte
Charakterzüge,
mit Rücksicht

der ersten Auslage,
tenden Weise be-
emlich herbe Kritik
nders bedau're ich
stien auf Jamaica
die wir Männer
neine Darstellung
in gewissem Maße
e geschehen, wenn
gollt wurde. Den
ie leichter zugäng-
alle vom Partei-
n solches möglichst
n Visitationsreise.

auf den gemessenen Raum zusammenzuschmelzen. Daß dabei die Phan-
tasie mit arbeitet, und vielleicht die Zuverlässigkeit der Darstellung ge-
fährdet, war mir nicht verborgen; ich habe indessen hier noch mehr als
bei andern berartigen Versuchen ihr Flügel anzulegen gesucht, selbst mit
Verzichtleistung auf größere Farbenfrische, die sich oft aufdrängen
wollte. Ich kann dafür einstehen, daß jeder der ausgeführten Flüge
sich mit Quellen belegen läßt, und daß ich mich grade in diesem Stücke
vor einem unsachlichen Generalisiren möglichst gehütet habe.

Man wird dem ersten Hefte es anmerken, daß ich beim Beginn
der Arbeit die klüne Absicht hatte, das ganze Buch mit dergleichen
Bildern zu illustriren. Die Rücksicht auf den gemessenen Umfang des
Werkes machte diesem Versuch bald ein Ende. Zur Charakterisirung
von Land und Leuten aber glaube ich sie auch ferner beibehalten zu
sollen. — Es liegt klar auf der Hand, daß diese Form der Darstellung
nicht eine im strengen Sinne wissenschaftliche ist, und daß eine Bei-
fügung von Beweisstellen aus den Quellschriften, um die ich von
sehr beachtungswerther Seite angegangen wurde, hier sich unausführbar
zeigte. So wichtig ich es auch halte, daß die Mission und ihr Studium
der Wissenschaft dient, so war doch diesem Buche ein anderes Ziel ge-
stellt. Es soll den Missionsfreund mit den Verhältnissen der Mission
in den Heidenländern möglichst bekannt machen. Waren mir nun
dabei durch die gesteckten Grenzen schon vielfach die Flügel beschnitten,
so daß ich oft nur Skizzen und Fragmente bieten konnte, so wäre es
unbillig gewesen, um der wenigen Leser willen, die etwa dies Buch zu
Fachstudien benutzen werden, einen Appendix von Beweisstellen beizu-
fügen, der meistens die betreffenden Abschnitte sehr beträchtlich vermehrt
haben würde. Auch muß ich gestehen, daß für manche von wirklichen
Bildern entlehnte Flüge oder für solche, die aus Kombination vielleicht
weit von einander entfernter Notizen sich ergeben, ein Beleg nur sehr
umständlich würde gegeben werden können.

Überhaupt habe ich von einer Angabe der Quellen abgesehen. Es
will mir nicht scheinen einer Arbeit eine Anzahl von Büchertiteln vor-
zusezgen, wenn man die Bücher nicht selber gelesen hat. Derjenige,
welcher sich nicht durch das Vorwort der ersten Auslage darüber belehrt
hat, daß diese Angaben nur für solche sind, die über die betreffenden
Gegenstände weiter studiren wollen, wird sich billig wundern, wenn er
in manchen dieser Bücher etwas ganz anderes findet als der Abschnitt
gibt, an dessen Spitze sie stehen. Es ist ja überhaupt mißlich, andern
Bücher zu empfehlen, die man nicht selbst durchgemacht hat. Ich hätte
nun freilich mit gutem Rechte eine ziemliche Anzahl von Titeln an-

geben können. Durch die Freundlichkeit der Verwaltung der Königlichen Bibliothek in Berlin ist mir das Material in sehr reichlichem Maße zur Verfügung gestellt werden. Indessen die knappe Zeit ließ mich bei weitem nicht alles ausnutzen, was ich in die Hand nahm. Oft mußte ich mich mit etlichen Notizen, die mir grade vor die Augen kamen, begnügen. Daher werde ich mich darauf beschränken, in dem Vorwort die Werke anzudeuten, die ich ausführlicher durchgearbeitet und hauptsächlich als Quellen benutzt habe. Wer weitere Literatur sucht, findet sie sehr sorgfältig angegeben in Waiz' *Anthropologie der Naturvölker*, ein Werk, das ich hier als eine Hauptquelle für alles Ethnographische in meiner Bearbeitung der Kleinen Missions-Bibliothek nennen will¹⁾.

Für Grönland brauchte ich das vortreffliche Buch von Dr. H. Rink, *Grönland geographisk og statistisk beskrevet*. Kjöbenhavn 1857. 2 Bände.²⁾

Manches über die Eskimo entnahm ich Ross, J., *Narrative of a second voyage ff.* London 1835, und Hall, *Life with the Esquimaux*. London 1864.

Sonst benutzte ich:

Hans Egebe, *Ausführliche wahrhafte Nachricht*. Hamburg 1740.

Paul Egebe, *Esterretninger om Grönland*. Kjöbenhavn 1790.

David Kranz, *Historie von Grönland*. Barth 1770.

Lars Dalager, *Grönlandske Relationer*. Kjöbenhavn 1751.

Für Labrador war wenig zu finden in dem dicken Werk von Cartwright, *a Journal of Transactions ff.* Newark 1792.

Für Heft II ist zu nennen:

Talvj, *Geschichte der Kolonisation von Neu-England*. Leipzig 1847.

Maximilian, Prinz zu Wied, *Reise in das innere Nordamerika*. Frankfurt 1839.

Catlin, *Letters and Notes ff.* London 1844.

Schoolcraft, *Information respecting the history, condition and Prospects of the Indian tribes*. Philadelphia 1851.

Reports of the Commissioner of Indian Affairs.

Fritschel, *Geschichte der christlichen Missionen unter den Indianern*. Nürnberg 1870.

¹⁾ Die ausgedehnte Argabe der Missionszeitschriften, die von den betreffenden Missionarseltern handeln, glaubte ich um so eher fortlassen zu können, als die betreffenden Nummern in den Registern dieser Zeitschriften leicht aufgefunden werden können.

²⁾ B. Egel, *Grönland ff.* Stuttgart 1860, ist eine größtentheils wörtliche Uebertragung und zugleich vielfach verwirrende Bearbeitung der beiden Bände von Rink.

New
(N
Bret
Für Heft
Carm
Madd
Gurn
Day,
Zum The
Unde
Hors
Für die
Stand der
betreffenden

Dass m
kürzt werben
zu schaffen i
strichen. Jo
lichen Kennt
mal meiste

Ich hat
objektiv¹⁾ un
wie sie sind.
freunde ents
auf jeden F
solche, die si
in manchen
sie ihre Sch
Tadel ernten
z. B. hinsich
bin in diesen
die Macht de
ipation zu
gedrängt und
verschließen i

Die Mi
o auffaßt u

¹⁾ Objektiv
genehm berühre
reichen. Wem d

g der Königlichen
reichlichem Maße
Zeit ließ mich bei
ahm. Oft mußte
Augen kamen, be-
in dem Vorwort
heit und haupt-
atur sucht, findet
die der Natur-
für alles Ethno-
missions-Bibliothek

Buch von Dr. H.
vet. Kjöbenhavn
, Narrative of a
with the Esqui-

Hamburg 1740.
Kjöbenhavn 1790.
1770.
Kjöbenhavn 1751.
biden Wert von
ark 1792.

and. Leipzig 1847.
das innere Nord-

istory, condition
ladelphia 1851.
ffairs.
unter den India-

von den betreffenden
nnen, als die betre-
unden werden können.
heils wortliche Ueber-
den Bände von Kint.

Newcomb, a Cyclopedie of Missions. New-York 1860
(NB 1855).

Brett, the native Tribes of Guyana. London 1867.

Für Heft III:

Carmichael, Domestic Manners ff. London 1833.

Madden, a Twelve-month's residence. London 1835.

Gurney, a Winter in the West Indies. London 1841.

Day, Five years residence in the West Indies. London 1852.

Zum Theil wurden benutzt:

Underhill, The West Indies. London 1862.

Horsford, a voice from the West Indies. London 1856.

Für die neuesten Ereignisse auf den Missionsfeldern und den jetzigen Stand der Missionen wurden überall die neueren Jahresberichte der betreffenden Gesellschaften benutzt.

Dass mancher etwas ausgedehnte Abschnitt in dieser Auflage gekürzt werden mußte, versteht sich von selbst, da für die Nachträge Raum zu schaffen war. Ich habe namentlich manche von den Anecdotes gestrichen. Ich glaube nicht, dass solche überhaupt viel zu einer gründlichen Kenntniß der Mission beitragen können, da sie, wie sie nun einmal meistens sind, eine tendenziöse Färbung an sich tragen.

Ich habe bereits angekündigt, wie es mein Bestreben war, möglichst objektiv¹⁾ und sachgemäß die Zustände zu schildern, wie sie waren resp. wie sie sind. Mag solche Schildderung nun den Wünschen der Missionsfreunde entsprechend sein oder manches vorgefasste Urtheil zerstören, auf jeden Fall wird sie der Mission bessere Dienste leisten als eine solche, die sich scheut der Wirklichkeit ins Antlitz zu schauen, und die in manchen Stücken ängstlich der Wahrheit aus dem Wege geht, weil sie ihre Schärfe fürchtet. — Ich weiß, dass ich bei manchem Leser Tadel ernten werde, weil ich mit fest eingewurzelten Ansichten (wie z. B. hinsichtlich der Sklavenemmanzipation) gebrochen habe. Aber ich bin in diesem Stücke keineswegs subjektiven Regungen gefolgt, sondern die Macht der Verhältnisse, in denen die Folgen und Früchte der Emmanzipation zu Tage treten, hat mich zu der veränderten Auffassung gebracht und wird jeden dazu drängen, der sich den Thatsachen nicht verschließen will.

Die Mission ist nicht etwas Unfehlbares. Überall wo man sie so auffasst und ihre aus der Schwachheit und Sündhaftigkeit der Men-

¹⁾ Objektiv musste ich auch sein, wo es sich um derbe, unser Bartgefühl unangenehm berührende Gewohnheiten der Naturvölker handelt, soweit meine Quellen reichen. Wem dergleichen zu stark ist, möge das Buch nicht, oder nur mit Vorsicht lesen.

ischen, die sie treiben, herstammenden Schatten mit idealisirenden Farben übermalt, wird der Sache selbst nur geschadet.

Von andrer Seite aber wird man mir vorwerfen, daß ich mich oft einer zu erbaulichen Ausdrucksweise bedient habe, auch in selbständigen gearbeiteten Partien. Einer unsrer bedeutendsten Ethnographen, dem ich einen Theil des Manuskripts vorzulegen Gelegenheit hatte, fand darin manches „nicht ganz nach seinem Schnabel“, obwohl er die Probe wohlwollend und anerkennend beurtheilte. Ich möchte in diesem Punkte darauf hinweisen, daß solche Ausdrucksweise nicht so sehr den Darsteller, als die Faktoren der dargestellten Sache charakterisiren soll. Sie und da mußte ich auch wohl eine oder die andre Wendung aufnehmen, die zwar meinem Geschmack nicht völlig entspricht, aber den Geschmack und die Richtung der Zeit und der Personen, von denen die Rede ist, veranschaulicht. — Anderseits aber ist im Interesse der Objektivität auch in dieser Beziehung keineswegs die Kritik zurückgedrängt worden, insbesondere da, wo die Personen hinter die Sache zurücktreten.

Damit hätte ich die Gesichtspunkte dargelegt, die mich bei meiner Arbeit leiteten. Unter allen aber stand mir doch der am höchsten, auch mit diesem geringen Werke dem Herrn und Könige zu dienen, unter dessen Scepter allein alle Völker Heil und Frieden finden können. Seine Sache ist die Mission. Schlicht und einfach, menschlichen Aufzuges nicht bedürfend, schreitet sie einher, ja vielfach unscheinbar und in der Knechtsgestalt, in der Er selbst auf diese Welt kam. Freilich aber dürfen wir uns nicht verhehlen, daß sie durch die Unvollkommenheit und Sündhaftigkeit der Menschen, die darin wirksam sind, in ihrer äußeren Erscheinung vielfach entstellt wird. Und doch ist die Mission das Feld, auf dem sich trotz aller menschlicher Mängel und Schwachheiten die Lebenskräfte des Gottesreiches deutlicher und der Glanz seiner himmlischen Herrlichkeit klarer zeigen, als auf manchem andern Lebensgebiete, auch wenn wir den künstlichen Heiligschein weglöschen, der oftmals darum gebreitet worden ist. — Möge der Herr denn in Gnaden auch dieses Buch segnen, daß es beitrage, die Missionssache weiter und weiter bekannt zu machen und manche Herzen für dieselbe zu erwärmen.

März, am Weihnachts-Heiligabende 1875.

R. Grundemann.

A. Grönland
1. G
2. D
3. G
4. A
5. W
6. W
7. S

B. Labrador
1. La
2. D
3. N

Nachtrag

realisrenden Farben

rsen, daß ich mich
auch in selbständigen
Ethnographen, dem
jenheit hatte, fand
obwohl er die Probe
te in diesem Punkte
so sehr den Dar-
charakteristiken soll.
ore Wendung auf-
ntspricht, aber den
nen, von denen die
Interesse der Ob-
kritik zurückgebracht
Sache zurücktreten.
die mich bei meiner
am höchsten, auch
zu dienen, unter
en finden können.
menschlichen Auf-
h unscheinbar und
elt kam. Freilich
Unvollkommenheit
virksam sind, in
Und doch ist die
her Mängel und
eutlicher und der
als auf manchem
Heiligenchein weg-
Möge der Herr
eitfrage, die Mis-
tanche Herzen für

ndemann.

Inhalt.

Die Eskimo in Grönland und Labrador.

	Seite
A. Grönland.	
1. Grönland unter den Normannen	1
2. Hans Egede	8
3. Grönland und die Eskimo beim Beginn der dänisch-norwegischen Kolonisation	14
4. Ansätze der Kolonie	34
5. Ansätze der Brüder-Mission	41
6. Weitere Entwicklung der Mission bis auf die gegenwärtige Zeit	55
7. Schilderung der jetzigen Verhältnisse	63
B. Labrador.	
1. Land und Leute in alter Zeit	75
2. Die Mission in Labrador	80
3. Neuere Zustände in Labrador	103
Nachtrag über den neuesten Stand der dänischen Mission in Grönland	117

gen
solch' zumal den Jahre schläge dort doch a war tigen manche Zeit u der E Vers, i gen, w

D in alle scheint erschütte E eine h vergeblich morsche

¹⁾ Me Burhan

A. Grönland.

1. Grönland unter den Normannen.

Es war im Jahre 982, als ein Wikinger-Schiff von Island kommend gen Westen steuerte. Mutige Männer mußten es sein, die sich in solch einem gebrechlichen Fahrzeug auf das wilde Meer hinaus wagten, zumal, da es hier nicht dem sonnigen Süden galt, von dem die Skalde sangen, sondern ein Land in Eis und Schnee starrend, das zwölf Jahre zuvor einer der verwegenen Schiffer, da er vom Sturme verschlagen war, gesehen hatte. Doch Thatenurst drängte den Mann, der dort am Steuer stand. Der Heimat war er überdrüssig. War's ja doch auch nicht einmal seine rechte Heimat, denn schon ein Jüngling war Erik Raude (der rothe) mit seinem um Todschlagess willen flüchtigen Vater aus Norwegen nach Grönland gekommen. Später selbst wegen mancher blutigen Feinde gefürchtet, war er mit seinen Getreuen lange Zeit unstatt und flüchtig zwischen öden Bergen umher geirrt, bis in ihm der Entschluß zu jener abenteuerlichen Reise reiste. „Wie wahr ist der Vers, dem Odhinn geschmiedet“, so mochte er denken, als er über die langen, weißgekrönten Wogen sinnend hinschaute —

Der Dornbusch, dorrt, der im Dorfe steht,
Ihm bleibt nicht Blatt noch Vorle.
Ihm gleicht der Mann, den niemand mag.
Wie lange erträgt er das Leben?“¹⁾

Drum hielt die markige Hand mit eisiger Ruhe das Steuer mitten in allen Gefahren, selbst als der ungewohnte Anblick der im Sonnenschein blitzenden, schwimmenden Eisberge manchem im Gefolge das Herz erschütterte.

Endlich tauchte das Land aus der Flut. Dunkle Klippen säumten eine hohe, zerrissene, und mit Gletschern bedeckte Felsenküste. Doch vergeblich suchte man zu landen. Überall war das von den Nändern morische Treibis im Wege. So segelte man südwestlich der Küste

¹⁾ Manhardt, Die Götter der deutschen und nordischen Völker. S. 172.

Burkhardt, Missions-Bibliothek I, 1. 2. Aufl.

folgend, bis man den Südpunkt des Landes erreichte.¹⁾ Hier war es zugänglicher, doch unwirthlich und abschreckend. Um einen bewohnbaren Platz zu finden lief Erik in manchen Fjord ein. Doch überall starren nackte Felswände und mit Eis und Schnee bedeckte Gebirge dem suchenden Auge entgegen. Tagelang fuhr man nordwärts und hin und her, aber vergeblich. Schon wurden die Tage kürzer, schon blieb der frische Schnee auf den Klippen liegen, da drängte die Noth, auf einer der unzähligen Inseln den ersten besten geschützten Platz zur Überwinterung zu wählen.

Nur Menschen von der Abhärtung und Entbehrungskraft der alten Wikinger waren im Stande, ohne weitere Hülfsmittel die Mühsale eines solchen Winters zu überstehen. Man hätte wohl erwarten mögen, daß auch sie so bald als möglich diesem nichts versprechenden Lande den Rücken gewandt hätten. Nicht so Erik. Mit doppeltem Eifer wurden im nächsten Sommer die Nachforschungen fortgesetzt. Und welcher Erfolg krönte sie endlich, als beim tieferen Eindringen in einen Fjord die erstaunten Blicke der Normannen über grüne Hügel schweisen konnten, die sich in sanfter Wellenform von den ferneren, schneedeckten Bergen zum Meeresufer nieder senkten. Während draußen zwischen den Scheren noch eiskalte Nebel lagerten und der schneibende Seewind einher piff, lachte hier warmer Sonnenschein über der heiteren Landschaft. Während draußen nur graue Moose den unfruchtbaren Felsboden bedekten, unterbrachen hier Gruppen von Weiden und Birkengebüschen, wenn auch nicht über Manneshöhe vom Boden emporstrebend, die weiten, mit bunten Blumen gesäumten Rasenflächen. Da und dort fanden sich ganze Strecken bedeckt mit Beerenpflanzen,²⁾ deren Früchtchen sich schon zur Reife zu schwärzen oder zu röthen begannen. Im stillen Wasser des Fjordes spielten Schaaren von Seehunden, und in den klaren Bächen bemerkte man vortreffliche Lachse.

Erwägt man die Entbehrungen, die Erik mit den Seinigen erduldet, und hält die ersten Eindrücke, die diese Gegend auf sie machen mußte, denselben gegenüber, so wird man das freudige Erstaunen verstehen, mit dem der Held das „grüne Land“ begrüßte und damit jener mächtigen nordischen Insel überhaupt den Namen gab, den sie bis auf den heutigen Tag trägt: Grönland.

Vielleicht aber war es nicht das freudige Erstaunen allein, dem dieser Name seinen Ursprung verdankt. In dasselbe mischte sich vielmehr kluge Berechnung. Nicht alle seine Anhänger waren nämlich dem Erik gefolgt. Den zurückbleibenden hatte er beim Abschlede versprechen müssen, falls er ein gutes Land entdecken würde, noch einmal nach Island zu kommen und auch sie herüber zu holen. Auch er wünschte ja ihre Überbesiedlung, die vielleicht nicht erfolgt wäre, wenn bei seiner Schilderung des neuen Landes die überwiegenden Schattenseiten nicht durch

¹⁾ Die alten Urkunden nennen ihn Hvarf, Wendung; jedenfalls das jetzige Kap Farel.

²⁾ Empetrum nigrum, die Rauschbeere (norw. Kraekkebaer) und Vaccinium vitis idaea, Preisel- oder Kronsbeere, sowie V. myrtillus, Heidel- oder Blodbeere.

Hier war es
en bewohnbaren
überall starren
gebirge dem su-
ts und hin und
schon blieb der
Noth, auf einer
laz zur Ueber-

gskraft der alten
el die Mühseale
l erwartet mö-
s versprechenden
Mit doppeltem
fortgesetzt. Und
Eindringen in
er grüne Hügel
n den ferneren,
Vährend draufken
der schneidende
in über der hei-
se den unfrucht-
von Weiden und
n Boden empor-
rasenflächen. Da
pflanzen,²⁾ deren
röthen begannen.
Seehunden, und
e.
einigen erbuldet,
z machen mußte,
unen verstehen,
mit jener mächt-
sie bis auf den

nen allein, dem
chte sich vielmehr
ämlich dem Erik
sprechen müssen,
nach Island zu
ünschte ja ihre
bei seiner Schil-
iten nicht durch

Is das jetzige Kap
) und Vacinium
oder Bloddeere.

Hervorhebung der Lichtseite etwas zurückgedrängt worden wären, wie dies durch jenen Namen geschah. — Doch er wollte nicht etwa leichtsinniger Weise nur im Vertrauen auf einem immerhin beschränkten Platz mehr Menschen als dieser ernähren konnte herüber ziehen. Deshalb fuhr er fort sorgfältig alle Fjorde zu untersuchen und mit wunderbarem Scharfsinn fand er auf 100 Meilen weit an der gefährlichen Küste alle diejenigen Plätze auf, welche noch heute als die bewohnbaren Stätten gelten können. Darüber waren drei Jahre vergangen.

Als der kühne Seeheld nach Island zurückgekehrt war, machten seine Berichte dafelbst großes Aufsehen. Nur seine bittersten Feinde, um derentwillen er in die Acht gehan, konnten die alten Unbill nicht vergessen, und noch einmal gab es blutigen Kampf. Einen Sieg ersuchte Erik nicht; erlangte jedoch einen Vergleich, vermöge dessen er ungestört Schiffe zu einer neuen Fahrt ausrüsten konnte. Nun aber schlossen sich ihm manche reichen und mächtigen Häuptlinge an; denn schon wurde der wachsenden Bevölkerung der Insel das brauchbare Land zu knapp. Eine ganze Flotte von 25 Schiffen steuerte den grönländischen Ge- staden zu.

Nur 14 derselben erreichten das Ziel. Nach Eriks Anweisung vertheilten sich die Kolonisten in die verschiedenen Fjorde, und nun begann ein reges Leben in dem bis dahin öden Lande. Der Führer hatte für sich den besten aller Plätze an dem nach ihm benannten Eriksfjord gewählt. Man kann mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen, daß es derjenige war, an welchem das jetzige Sultanhaab¹⁾ liegt. Dort baute er mit Benutzung einer flachen Felswand sein Haus, dessen Ruinen man heute noch findet.²⁾ Zwei bis drei Ellen lange, rothe Sandsteinblöcke, befestigt durch eingekleiste kleinere Steine, bilden die Mauer, deren Fugen einst mit Mörtel wohl ausgefüllt waren. Man muß sich wundern, wie es möglich war, ohne die Hülfe von Maschinen solche Felsstücke an ihre Stelle zu bringen. Eine Öffnung mit einem großen flachen Stein überdeckt, war die Thür. Fenster wurden, wie es scheint, als überflüssiger Luxus entbehrt. Wo aber sollte man Balken und Sparren zum Dache nehmen? Auch dafür wurde Rath. Den aufmerksamen Blicken Eriks war es nicht entgangen, daß an der äußeren Küste an manchen Stellen zahlreiche Baumstämme, augenscheinlich vom Meere angepflügt lagen. Wo kamen sie her, in diesem Lande, das keinen einzigen Baum trug?³⁾ Jedenfalls sahen sie die Normannen als ein Geschenk ihrer guten Götter an, die ihnen alle Mittel darreichten, sich in diesem Lande eine Heimat zu gründen.

Vielleicht waren die kleineren Hütten des Gefolges, die sich um diesen Fürstenbau gruppierten, ganz aus jenem Holz errichtet; denn wie es scheint findet sich auf den Stellen der alten Niederlassungen nur je eine Ruine eines steinernen Gebäudes. Das waren die hohen Säle, von denen so viel in nordischen Gejängen die Rebe ist und von denen

¹⁾ „aa“ lautet im Dänischen gleich „o“.

²⁾ Nicht weit von Igallito.

³⁾ Man nimmt an, daß das Treibholz aus den Wäldern der Kontinente stammt, von wo es durch die Flüsse ins Meer geschwemmt wird.

wir uns, besangen in der Vorstellung unserer gegenwärtigen Kulturverhältnisse, schwer ein richtiges Bild machen können. An Schmuck wird es auch dort in Brataliid¹⁾ (so nannte Erik Raude seinen Wohnplatz) nicht gefehlt haben. Die lange Winterdämmerung brachte Muße genug, um die Hände zu allerlei geschickten Holzschnigereien in Bewegung zu setzen. So wurde das Haus mit verzierten Geräthen, Tischen, runden Lehnssesseln u. s. w. versehen. Auch Skalben ließen ihre Lieder erklingen, in denen die Thaten der Asern gepriesen wurden, die den Muth der Männer begeisterten. Möchte derselbe zunächst auch nur im Kampf mit dem weißen Bären, in der Jagd auf das Renntier und das nicht ungefährliche Walros sich beübtigen, so wurde doch auch Grönland bald der Schauplatz blutiger Freyde, wie sie bei jenem kriegerischen Geschlecht nicht ausbleiben konnten. Selbst von den Frauen hat uns die mit sagenhaften Ausschmückungen durchwobene Geschichte einige Züge aufzuhalten, die sie als Heldenweiber kennzeichnen. Im übrigen wird's bei ihnen auch hier nicht an der germanischen Innigkeit und den häuslichen Tugenden gefehlt haben, die der Schmuck des Weibes sind. Im Sommer lag es zum Theil ihnen ob, die Schafe und Ziegen zu hüten (wie auf den heimischen Fjeldern), sowie von dem üppigen Graze den Heuvorrath für den Winter zu bereiten. Jene Haustiere wurden, wenn auch Pferde und Kinder erwähnt werden, doch wohl allein in größerer Zahl gehalten und gediehen im grönländischen Klima — möchte auch die Wolle immer rauher und härter werden. Doch wußten die Mädchen mit fleißiger Hand sie vom Rocken zu spinnen und ließen die Spindel schnurrend über das Steinplaster des Saales hantzen, während die Frauen an dem einfachen Webstuhle²⁾ mit unsäglicher Geduld durch die herabhängenden und mit Steinchen beschwerten Fäden des Aufzuges den Einschlag einslochten. Broben dieses groben Zeuges finden sich noch jetzt wohl erhalten in den Gräbern eines grönländischen Friedhofs, die das Meer nach und nach hinweg wascht. — Ackerbau ist nur später in sehr geringen Versuchen von vornehmen Leuten getrieben worden. Dem gemeinen Mann blieb Brod eine fremde Sache.

Diese Züge mögen genügen, um die Lebensweise der Normannen in Grönland anzudeuten. Wir müssen jedoch das Bild vervollständigen durch Erwähnung der jährlichen Seefahrten, zu denen diese Männer immer auss neue durch ihre Unternehmungslust gedrängt wurden. Nicht blos mit Island, sondern selbst mit der alten norwegischen Heimat wurde ein reger Verkehr aufrecht erhalten. Die Erzählungen von dem grünen Lande lockten auch von dort immer mehr Auswanderungslustige dahin. Unzufriedene Häuptlinge pflegten schon seitdem Harald Haarfagr die Alleinherrschaft an sich gerissen hatte, das ihnen verleidete Vaterland zu verlassen. Solche vernahmen nun mit Freuden die Kunde von der jungen Kolonie und ihre Einladung hinüber zu kommen. —

¹⁾ Brattelid, Vertrauen auf den Abhang — vielleicht mit Rücksicht auf die Felswand, an die sich das Haus lehnte.

²⁾ Archäologisches Museum in Kopenhagen Nro. 422.

wärtigen Kultur-
n. An Schmuck
zuda seinen Wohn-
ung brachte Muße
eien in Bewegung
zen, Tischen, run-
sleisen ihre Lieder
wurden, die den
ächst auch nur im
s Krenthier und
wurde doch auch
bei jenem kriege-
n den Frauen hat
Geschichte einige
en. Im übrigen
en Innigkeit und
mud des Weibes
Schafe und Ziegen
von dem üppigen
Jene Haustiere
erden, doch wohl
ndischen Klima —
en. Doch wußten
pinnen und ließen
Saales hintanzen,
mit unsäglicher
beschwertem Fäden
es groben Truges
es grönländischen
t. — Ackerbau ist
Leuten getrieben
die Sache.
r Normannen in
ollständigen durch
Männer immer
wurden. Nicht
veigischen Heimat-
hlungen von dem
pandierungslustige
m Harald Haar-
ihnen verleidete
reuden die Runde
zu kommen. —

ütsicht auf die Fels-

Doch gingen von Grönland auch Wikingerzüge nach andern europäi-
schen Ländern und lehrten mit reicher Beute beladen zurück.

So mehrte sich die Bevölkerung und der Wohlstand des Landes, das bald weit und breit berühmt wurde. Dass schon vor Ankunft der Normannen andre Menschen dort gelebt hatten, zeigten die Spuren von Wohnungen und Reste von Fahrzeugen und Gerätschaften, die sie dort antrafen. Dass sie mit Urbewohnern in Verlührung gekommen seien, wird nur in einem Falle von der Sage ange deutet. Nach dieser traf ein Held auf einer mühseligen Reise an der auch damals schon mit Packis dicht besetzten Ostküste ein paar zwerghafte Weiber an, die eilist entflohen, nachdem er die eine von ihnen verwundet hatte.

Die ersten, uns bekannten Grönländer also waren germanischen Ursprungs. Doch sie waren, wie schon ange deutet, Heiden. Auch bei Brataliib mögen dem Odhini und dem Thorr blutige Opfer gebracht sein. Doch hatte das Wikingerleben wohl schon dazu beigetragen, bei den Normannen die Religion der Väter in manchen Stücken zu erschüttern. Nur so erklärt sich der schnelle Erfolg der christlichen Mission, durch welche schon anderthalb Jahrzehnte nach Grönlands Entdeckung dem Heidenthum daselbst ein Ende gemacht wurde.

Im Jahre 999 sandte Erik seinen Sohn Leif nach Norwegen. Dort hatte das Christenthum bereits Eingang gefunden, musste jedoch noch manche harten Kämpfe gegen die fest im Volke wurzelnde Verehrung der alten Götter bestehen. Der damalige König Olaf Trygveson „verwandte seine wilde, ränkvolle Kraft auf den Sieg der Kirche“¹⁾ mit seinen von England und Bremen gekommenen Priestern. An seinem Hofe fand der junge Leif freundliche Aufnahme. Er verweilte dort ein Jahr, wurde unterrichtet, getauft und lehrte erfüllt mit den Bestrebungen, die Olafs Beispiel in ihm entzündet, nach Grönland zurück. Mit ihm zog ein Priester.

Leider ist uns der Name dieses ersten grönländischen Missionars nicht aufbewahrt. Den größten Theil der Beklehrungsarbeit übernahm übrigens wohl Leif selber. Zunächst überredete er seine Mutter Thiod hilde, die sich sofort taufen ließ. Dann zog er von Fjord zu Fjord und fand wie es scheint bei keinem der Häuptlinge, wenigstens im südlichen Theile des Landes, ernstlichen Widerstand. Das Volk folgte den letzteren ohne weiteres. In den nördlichen Ansiedlungen finden sich noch mehrere Jahre später erwähnt. Auch Erik selber wollte von seinen alten Göttern nicht lassen. Doch legte er seinen Leuten kein Hinderniss in den Weg. Ja er gestattete es, dass an seinem Wohn place, der nun einmal den Mittelpunkt der ganzen Kolonie bildete, dem Christengott ein Heiligtum errichtet wurde. So erhob sich denn bald zu Brataliib eine Kapelle im Stile jener skandinavischen Holzkirchen,²⁾ die in ihren seltsamen Verzierungen Spuren davon aufweisen, wie schroff der Übergang vom nordischen Heidenthum zum Christenthum war.

¹⁾ Hase, Kirchengeschichte.

²⁾ Wie zu Hitterdal, Borgund und Wang, letztere jetzt in Schlesien. Bergl. Kunsthgeschichte von Augler u. a.

Nur äußere Formen waren gewechselt. Alte Vorstellungen wurden unter neuen Namen festgehalten; von einer Sinnesänderung und von Erneuerung des Lebens finden sich keine Andeutungen. Kämpfe zwischen einzelnen Personen, wie zwischen größeren Parteien waren nichts Seltenes. Furchtbar war die Macht der Blutrache, die ungehindert geübt, ganze Geschlechter ausrottete. Auch die Raubfahrten nach andern Ländern wurden noch lange nicht abgestellt, wiewohl unter den folgenden Geschlechtern die Schiffahrt mehr zur Handelsschiffahrt wurde, die den Mangel der an Produkten armen Kolonie immer mehr durch eine regelmäßige Einfuhr von Waaren anderer Länder abhalf.

Von allen Thaten, die jene unternehmungslustigen Seehelden vollbrachten, ist wohl die bedeutendste die Entdeckung Vinlands. Es steht fest, daß darunter ein Theil Amerika's, und wahrscheinlich die Gegend der Neu-England-Staaten gemeint ist. Leif war der erste, der es besuchte, nachdem es zuvor von Bjarme Herjulfsson nur gesehen, aber nicht betreten war. Seinen Namen verdankt es einem Deutschen Namens Tyrfer, der nach der Sitte des nordischen Adels das Amt eines Hofmeisters zu Brataliid bekleidete und nun seinem früheren Böbling auf seiner Entdeckungsreise gefolgt war. Unser Landsmann meinte in der Vitis Americana,¹⁾ die ihre üppigen Ranken durch den Urwald schläng, die edle Rebe seiner Heimat erkannt zu haben und trank sich mit dem Saft ihrer Beeren sofort einen Rausch. Das Getränk scheint dem normannischen Gaumen zugesagt zu haben; wieder ein Zeugniß ihrer Genügsamkeit.

In Vinland trafen unsre Helden zum erstenmale mit Eingeborenen zusammen, man weiß nicht ob mit Indianern oder Eskimo. Der Verkehr mit ihnen ist kein gutes Zeugniß für das Christenthum der Normannen, denn sie tödten die fremden Menschen, die ihnen in den Weg kamen, ohne weiteres. So oft Vinland von Grönland aus besucht wurde, gab es Kämpfe. Die gewiß sehr gewünschte Niederlassung auf der fruchtbaren Küste wurde dadurch verhindert. Und wenn es auch später zu Handelsverbindungen mit den Skäringern — so nannte man die Eingeborenen — kam, so entstand doch kein bleibender friedlicher Verkehr zwischen jenen und den Ausländern. Die Fahrten nach Vinland treten daher immer mehr zurück und verschwinden zuletzt ganz.

Wie fruchtbar und segensreich hätte es werden können, wenn damals jene Entdecker der neuen Welt sofort Keime lebendigen Christenthums dorthin verpflanzt hätten!

Noch viele Jahrzehnte hindurch finden wir in Grönland das alte Heldenleben in ursprünglicher Kraft, aber auch Nohheit. Allmählich jedoch verliert es sich. Die Kolonie nimmt an Wohlstand zu, die Volksmenge wächst. Es bildet sich eine republikanische Verfassung aus unter dem zu Brataliid wohnenden Amtmann, dem ein Thing zur

¹⁾ Bei uns jetzt vielfach zur Bekleidung von Lauben und Veranden verwendet, unserer Spezies in vielen Beziehungen ähnlich — nicht zu verwechseln mit dem fälschlich genannten wilden Wein, Ampelopsis.

stellungen wurden
änderung und von
Kämpfe zwischen
waren nichts Sel-
ungehindert geübt,
nach andern Län-
ter den folgenden
art wurde, die den
ir durch eine regel-

en Seehelden voll-
einlands. Es steht
einlich die Gegend
ste, der es besuchte,
esehen, aber nicht
Deutschen Namens
z Amt eines Hof-
eren Jöggling auf
nn meinte in der
en Urwald schläng,
trank sich mit dem
etränkt scheint dem
ein Zeugniß ihrer

e mit Eingeborenen
Eskimo. Der Ver-
stenthum der Nor-
männer in den Weg-
nland aus besucht
Niederlassung auf
nd wenn es auch
— so nannte man
ibender friedlicher
ahrten nach Viin-
den zuletzt ganz.
können, wenn da-
bendigen Christen-

Grönland das alte
heit. Allmählich
Bohlstand zu, die
anische Verfassung
dem ein Thing zur

Veränden verwendet,
seln mit dem fälschlich

Seite steht. Zwei Bezirke¹⁾) werden unterschieden: der westliche und der östliche; letzterer der reichere dem jetzigen Julianehaab entsprechend, ersterer nach Norden bis etwa nach Godthaab hinaufreichend. Der Ostbezirk umfaßte 190 Wohnplätze und 11–12 Kirchen. Der Westbezirk etwa 90 Plätze mit 3–4 Kirchen. Nach diesen Angaben kann die Kolonie auch in der Blütezeit nicht mehr als einige tausend Seelen gehabt haben. — Das Christentum drang tiefer und tiefer ein und milderte die rohen Sitten. Die Zahl der Kirchen mehrte sich. Ja zu Anfang des zwölften Jahrhunderts wurde in Garde eine Kathedralkirche gebaut und das unter Bremen gestellte Bisthum Grönland begründet. Man glaubt Trümmer der ersten nicht weit von Bratallid an dem jetzigen Platz Rakfjord aufgefunden zu haben. Ein Mönchsloster erhob sich daneben. — Es wird eine lange Reihe von Bischöfen von Garde aufgezählt. Manche sind jedoch nie dorthin gekommen, andre haben nur kurze Zeit sich dort aufgehalten.

Mit dem Ende des zwölften Jahrhunderts hören die zusammenhängenden Nachrichten von der Kolonie auf. Ihre Blüte begann wohl schon zu wellen. Doch war die Verbindung mit dem Mutterlande noch keineswegs abgebrochen; vielmehr wurde sie 1261 in besonderer Weise aufs neue gefügt, als der Bischof Olaf es dahin brachte, daß sie ihre Selbständigkeit aufgab und sich dem norwegischen Könige unterwarf. Diese Aenderung scheint unter Mitwirkung der Geistlichkeit ohne besondere Schwierigkeit bewirkt zu sein. Damit wurde denn die alte Gesetzgebung verändert. Nur ein königliches Fahrzeug, die sogenannte „Grönlandsnarre“, segelte jährlich nach Grönland, andern Schiffen war der Handel dahin verboten; jenes hatte gewisse Abgaben zu erheben, die jedoch oft ausblieben. Manche Narre scheiterte und es vergingen Jahre, ehe eine neue ausgerüstet wurde.

Von nun an werden die Nachrichten von Grönland immer spärlicher. Vom Jahre 1377 wird ein wichtiges Ereignis berichtet; der erste Zusammentoß der Normannen mit den von Norden kommenden Skälängern. Wahrscheinlich traten jene diesen gegenüber, wie einst den Eingeborenen in Biinland. Wir haben von dem Eskimostamme, der unter den Skälängern jedenfalls zu verstehen ist,²⁾ keine weitere Kunde. Nach allen Analogien jedoch mußten sie ein ruhiges stilles Völkchen sein, das erst durch die Grausamkeit der Kolonisten zu dem ihm bis dahin unbekannten Kriege gereizt wurde. Zum erstenmal werden sie hier ihre zweckmäßigen und mit Geschick gehandhabten

¹⁾ Desterbygden und Westerbygden wird gewöhnlich unrichtig mit Ost- und Westban überfert. Bygd (Bögd) ist ein speziell norwegisches Wort, das eine bewohnte Landschaft bedeutet. Die Ansicht, daß der östliche District auf der Ostküste Grönlands zu suchen sei, ist noch sehr verbreitet, wie sie auch die erste Ausgabe dieses Werkes hat. Durch H. Rink's Darlegungen ist sie jedoch völlig widerlegt worden. Die Namen erklären sich auch bei der angegebenen Situation, da man von Norden kommend von Kap Desolation bis Igallito 20 Meilen nach Osten zu reisen hat.

²⁾ Die Eskimo haben noch jetzt das Wort Karalit mit der Ueberlieferung, daß ihnen dieser Name von fremden Menschen beigelegt worden sei. Dies Wort stimmt nach dem Lautgesetze der Eskimosprache vollständig mit Skäling.

Waffen, die sie sonst nur zur Jagd gebrauchten, gegen Menschen gerichtet haben. Doch die Normannen hatten ihr feindseliges Auftreten gegen die Ankömmlinge schwer zu bereuen. Ihre Schwerter vermochten nichts gegen die sicher gezielten Pfeile und Wurfspieße der kleinen ganz in Pelz gekleideten Menschen.

In dem genannten Jahre wurde die ganze europäische Bevölkerung des westlichen Bezirks aufgerieben. Die auf die Schreckensbotschaft aus dem östlichen Distrikt zur Hülfe herbeieilenden Männer fanden keine Menschenseele mehr am Leben. Das Vieh lief halbwildert auf den Bergen umher.

Der Rest der Kolonie fristete fast noch ein Jahrhundert lang ein kümmerliches Leben. Die Verbindung mit dem Mutterlande ward immer seltener. Die Zufuhr unentbehrlicher Artikel hörte allmählich auf. Neben den Überfällen seitens der Eskimo wird auch ein solcher, ausgeführt von englischen Freibeutern, erwähnt, bei dem viel Menschen geraubt wurden, um die durch die Pest gelichtete Bevölkerung in England zu ergänzen. Vielleicht hat jene Seuche auch in Grönland zahlreiche Opfer gefordert. Kurz: in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts verschwinden alle Spuren der Europäer in Grönland. Die letzten Reste derselben wurden, wie man nach einer Sage der Eskimo annehmen darf, aufgerieben, nachdem sie mit den letzteren eine Zeitlang nebeneinander gewohnt hatten.

Ethnographische Spuren bei den jetzigen Südgeorgländern machen es jedoch wahrscheinlich, daß zum Theil auch eine Vermischung stattfand. Man bemerkte unter ihnen Physiognomien mit europäischen Zügen. Doch es war einer späteren Zeit aufzuhalten, diese Bemerkung zu machen. Noch vor dem völligen Untergange der Kolonie waren die wenigen alten Schiffer ausgestorben, die jemals Grönland besucht hatten. Die Überlieferung verdrückte und verwirrte die Kunde jenes Landes, die von früher her leiser und immer leiser nachslang, und zuletzt schau wir dasselbe vor den Augen Europa's bedeckt mit nebelhafter Nacht, durch die wie wunderbarer Schein die Erinnerung an vergangene Herrlichkeiten zuckt.

2. Hans Egede.

Norwegen hat mit seiner zerrissenen Scherenküste, mit den tief in das Felsenland gesprengten Fjorden und den eisbedeckten Fjeldern viele Ähnlichkeit mit Grönland. Daher stammte der erste Besiedler jener fernen Gestade, den blutige Kämpfe aus der Heimat vertrieben. Eben daher kam mehr als fünfhundert Jahre später der Mann, der im Drange edler, christlicher Liebe das Vaterland verließ, um aufs neue eine europäische Ansiedlung auf Grönland zu gründen und es dauernd mit Europa in Verbindung zu bringen: Hans Egede. — Doch lernen wir ihn selbst kennen mit den ersten Keimen seines Unternehmens.

Menschen gerichtet
s Ausstreten gegen
vermochten nichts
r kleinen ganz in
ropäische Bevölle-
die Schredensboten
en Männer fanden
ief halbverwildert

erhundert lang ein
Rutterlande ward
I hörte allmählich
o auch ein solcher,
dem viel Menschen-
völkering in Eng-
in Grönland zahl-
re des fünfzehnten
äer in Grönland.
r Sage der Eskimo
teren eine Zeitlang

önländern machen
Bermischung statt-
mit europäischen
n, diese Bemerkung
ne waren die weni-
besucht hatten. Die
jenes Landes, die
nd zuletzt sehen wir
afer Nacht, durch
rgangene Herrlich-

mit den tief in das
fjelden viele Aehn-
niedler jener fernern
eben. Eben daher
der im Drange
ufs neue eine euro-
es dauernd mit
— Doch lernen wir
ruehmens.

Romantisch liegt der Pfarrhof von Vaage nicht weit vom Meerestrande auf einer der Lofoten-Inseln, deren kühne, zackige Felsengipfel scharf abstechen gegen die breiten unabsehbaren Fjelde des südlicheren Festlandes. Die Mitternachts-Sonne vergoldet die Gipfel. Lange Schatten ziehen sich in den Thälern herab. Alles ist still in der Natur sowie in den Fischerhütten, die sich malerisch um die Pfarre gruppiren und deren Matendächer von zahllosen Stiefmütterchen blau gefärbt erscheinen. Nur im Pfarrhause ist einer wach, der kaum dreißigjähriger Pfarrer, ein echter Norweger, dem der feste kernige, ja zähe Charakter, sowie die Tiefe eines innigen Gemüthes auf dem Antlitz geschrieben steht. Er sitzt mit einem dicken Schweinslederbande am Fenster eifrig bis in die Nacht hinein, die hier dem Studium nicht ein Ende macht. *Torsfai Grönlandia antiqua* heißt das Buch, das ihn so fesselt und des Schlafs vergessen lässt. Endlich wird es hingelegt auf den handfesten Holztisch, mit dem die schlichte Einrichtung des Zimmers übereinstimmt. Sichtlich erregt kniet der fromme Pfarrer nieder. Wir hören ihn halblaut beten: O lieber Gott und Vater, if's wahr, daß unsre Brüder und Schwestern dort leben, verwildert, ohne dein Wort und Sakrament, ja wohl wie die Heiden, ohne dich und den du gesandt hast, Jesum Christum, zu kennen, so sende mich hinaus, daß ich aufs neue ihnen deinen hochheiligen Namen verkündige! Amen, in Jesu Namen Amen — so schließt er in fester Zuversicht die Bitte besiegelnd. Und doch zuden wieder schwankende Gedanken durch seinen Sinn, als er ins Nebengemach getreten, den Blick bald auf die schlummernde Gattin, bald auf den kleinen Paul in der Wiege wendet. Mit tiefem Seufzer sucht er selbst die Ruhestätte auf.

Hans Egede war jedoch nicht der Erste, der an die verschollenen Landsleute in Grönland dachte. Schon im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts waren einigemale Schiffe zur Wiederauffindung der alten Kolonie ausgesendet worden, die jedoch verleitet durch den Namen „Oesterbygde“ sich mit vergeblichen Bemühungen der Ostküste zugewandt hatten. Erst 1585 entdeckte eine englische Expedition unter Davis die Westküste wieder. Hierdurch wurde auch der dänische Unternehmungsgeist angeregt. 1605 schickte Christian IV. drei Schiffe dorthin, die Pelze, Fischbein, Walrohzähne u. s. w. von den Eingeborenen erhandelten, wobei sie keineswegs dem Christennamen immer Ehre machten. Einige der letzteren wurden auf grausame Weise gefangen, wobei man viele andere tödete. Man brachte jene als Trophäen nach Kopenhagen, wo sie eine Zeit zur öffentlichen Belustigung gezeigt, bald dem Heimweh erlagen. Von nun an beginnt eine Reihe von Expeditionen, zu denen die wohlfeil zu erlangenden Waaren lockten, und von denen man die Entdeckung weiterer Schätze hoffte. Glaubte man doch selbst Silbererz gefunden zu haben, und ein Schiff brachte sogar eine Ladung vermeintlichen Goldstaubes mit, der sich jedoch als Schwefelkies erwies. Trotz mancher Enttäuschungen lernte man aber immer mehr den Walfischfang als eine ergiebige Quelle kennen, die wirklich die beschwerliche Reise lohnte. Eine dänische Handelsgesellschaft hatte sich zu diesem Zwecke gebildet. Doch mehr als sie trieben holländische und deutsche

Walfischfahrer ihr einträgliches Gewerbe in den grönlandischen Gewässern. Diese Schiffer kamen vielfach mit den Eingeborenen in Verührungen, doch ohne denselben einen günstigen Begriff von den Europäern zu bringen. Grausamkeit, Blutvergießen, falscher Handel und andre Brandmale des Entdeckungs-Zeitalters kamen immer wieder vor. Andererseits aber geschah von dieser Seite nichts, um das Land zu erforschen, das Volk zu untersuchen und das Ende der alten Kolonie aufzuklären.

Das war es ungefähr, was Hans Egede bei Torsäus und aus manchen andern Quellenschriften über Grönland erfahren konnte. Über viele Fragen, die ihm hundertfach durch den Kopf gingen, blieben ihm unbeantwortet. Es ist nicht ganz klar, ob er die „wilden Heiden“ selbst für die Nachkommen der Normannen hielt; oder dieselben erst aufzufinden zu müssen meinte. Jedenfalls war er durchdrungen von herzlichem Mitleid gegen jene vielfach so unchristlich behandelten Menschen, zu denen er unter allen Umständen zunächst gehen mußte, auch wenn sie nicht die Abkömmlinge seiner Landsleute waren, die vielleicht auf der von ewigem Eis eingeschlossenen Ostküste ein elendes Leben fristeten.

Doch so groß auch das Verlangen des frommen Predigers war, den Unglücklichen zu helfen, so stellten sich demselben immer wieder die ungeheuren Schwierigkeiten und Gefahren, sowie die Pflichten gegen seine Gemeinde und gegen Weib und Kind entgegen. Harte Kämpfe erschütterten seine Seele über Jahresfrist um so mehr, als er bis dahin mit keinem Menschen, selbst mit seiner Gattin nicht von seinem Vorhaben gesprochen hatte. Um seine quälenden Gedanken los zu werden, wandte sich Egede 1710 an den Bischof von Bergen, von wo aus die Grönlandsfahrt besonders betrieben ward, und an den Bischof zu Drontheim, dessen Sprengel die Gemeinde Baagen angehörte, legte ihnen sein Vorhaben dar und bat, sich bei dem Könige Friedrich IV. dafür zu verwenden. In Bergen aber, dessen greiser Bischof Randulff die Vorschläge mit Freuden zu fördern versprach, hörten Verwandte der Frau Egede's mit Entsetzen von seinen kühnen, abenteuerlichen Plänen und suchten von dieser selbst briefliche Auskunft über die Sache zu erhalten.

Da gab es denn auf der sonst so stillen Pfarre harte Auftritte, denn auch Frau Gertrud ließ an Energie nichts zu wünschen übrig. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel hatte die unerwartete Kunde geziindet, und zu allen innern Kämpfen des armen Chemannes kam nun der Schwall der Vorwürfe, zu deren Unterstützung auch alle Freunde und Bekannte herbeigezogen wurden. Wirklich gelang es diesmal den fast zur Reise gebiehenen Entschluß zurück zu drängen, um so mehr als die Verwendung der Bischöfe ohne Erfolg blieb.

Dennnoch fand Hans Egede keine Ruhe. Die Worte des Herrn kamen ihm nicht aus dem Sinn: Wer Vater oder Mutter mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht werth, und wer Sohn oder Tochter mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht werth. Aber so wie er seinem bekümmerten Herzen Lust mache, erkünden alsbald die Klagen und die Vorwürfe der Frau, also daß er lieber hätte sterben mögen,

dischen Gewässern.
n in Berührung,
Europäern beizu-
und andre Brand-
er vor. Anderer-
und zu erforschen,
n Kolonie aufzu-

s und aus manchen
Aber viele Fragen,
hm unbeantwortet.
lbst für die Nach-
ffsuchen zu müssen
hem Mitleid gegen
u denen er unter
sie nicht die Ab-
f der von ewigem

redigers war, den
immer wieder die
e Pflichten gegen
. Harte Kämpfe
, als er bis dahin
von seinem Vor-
en los zu werden,
von wo aus die
Bischof zu Dront-
e, legte ihnen sein
ch IV. dafür zu
of Randulff die
n Verwandte der
neuerlichen Plänen
ber die Sache zu

farre harte Auf-
chts zu wünschen
die unerwartete
men Chemannes
tützung auch alle
gelang es diesmal
igen, um so mehr

Borte des Herrn
utter mehr liebt
n oder Tochter
Aber so wie er
bald die Klagen
e sterben mögen,

wie sein Tagebuch sagt. Dabei ließ er nicht ab auf Mittel und Wege zu finnen, um sein Vorhaben auszuführen. Immer fleißiger studirte er alle Berichte über Grönland, deren er habhaft werden konnte. Sollte der gewinnbringende Handel mit dem noch nicht erforschten Lande, das noch viel verborgene Hülfssquellen bergen müste, nicht alle Kosten seines Unternehmens decken? Auch der Bischof von Drontheim hatte in seiner Antwort an den Goldstaub erinnert, der einst von Grönland mitgebracht sein sollte, und erzählte man sich doch, daß jener Kapitän, der die Ladung Schwefelkies mitbrachte, sich nur darum zu Tode geärgert habe, weil ihm ein geschickter Goldschmied aus einem kleinen Reste jenes voreilig ins Meer geschütteten Materials wirklich Gold ausgeschmolzen habe. Ein kleiner Theil von den Schäzen Grönlands würde zur Ausführung des Unternehmens genügt haben und hätte wohl auch die Bedenken der klagenden und zankenden Frau beschwichtigt. Man kann sich denken, welche Ansechtungen von dieser Seite den frommen Mann bedrängten.

Doch der Sinn der Gattin sollte auf andre Weise gebrochen und umgewandelt werden. Manches Ungemach, Verdrießlichkeiten, drohende Gefahr und unerwartete Durchhülfe war die Zuchtshule, in die sie der Herr nahm. Ein Vorgang, den uns Paul Egebe aufbehalten hat, mag auch dahin zu nehmen sein. Als etwa zehnjähriger Knabe war derjelbe zur Zeit der Ebbe an den Strand gegangen, um Butten zu stechen. In seinem Eifer bei dem glücklichen Fang merkt der kleine Mann es gar nicht, daß die Flut im Anzuge ist. Schon plätschert rings um ihn das merlich sich hebende Wasser, das bereits die tiefen Rinnen erfüllt und somit den Rückzug abgeschnitten hat. Es bleibt nichts anders übrig als auf einem Felsblock Zuflucht zu suchen. Doch auch dieser wird zu Zeiten von der Flut bedeckt. Nun kommt die Mutter in Herzengen, und sieht ihren Liebling in der gefährlichen Lage einige tausend Schritt vom Lande entfernt. Kein Boot ist zur Stelle, keine Hülfe möglich. Der Vater, scheint es, war abwesend. So steht denn die ratlose Frau mehr als vier Stunden lang mit klopfendem Herzen am Ufer, mit unverwandtem Blicke die steigenden Wogen messend. Doch — Gott sei Dank! — ehe sie die Füße des Kindes benetzen, haben sie ihren Höhepunkt erreicht, und nach abermal vier Stunden des Fallens ruht der kleine Wagehals gerettet in ihren Armen. — Wie, wenn es nun wirklich ein Werk des Herrn wäre, was dein Mann vorhat? so dachte sie bei derartigen Erfahrungen. Nach und nach schwand das Widerstreben und, wie es bei energischen Charakteren oft in solcher Lage geht, trat an dessen Stelle ein aufrichtiger Eifer für das, was bis dahin bekämpft worden war. Zuletzt brannte Frau Gertrud vor Begierde so bald als möglich nach Grönland zu kommen.

Mit frohem Danke sah Egebe in dieser Umwandlung einen göttlichen Fingerzeig, daß nun das Werk zu beginnen sei. Ohne sich viel mit Menschen zu befprechen, kündigte er sein Amt, hielt im Juli 1718 zu Baage seine Abschiedsrede und siedelte mit seiner Frau und vier Kindern nach Bergen über. Alle Mittel für seinen Unterhalt be-

schränkten sich auf ein kleines Vermögen von 300 Speciesthaler¹⁾. Nur wenige Leute in der wohlhabenden Handelsstadt fanden ein Verständniß für die Absichten des sonderbaren Ankömmlings. Die meisten hielten ihn schlechtweg für verrückt. Mit den Versuchen, eine grönländische Handelsgesellschaft zu bilden, wollte es nicht glücken. Die einen sagten: Wir sind nicht im Stande mit den Holländern zu konkurrieren, die den ganzen Handel nach Grönland in der Hand haben. Andere meinten: Diese Kriegszeiten seien für derartige Unternehmungen nicht geeignet²⁾.) Da waren denn die Aussichten trüb und düster, wie die schweren Regenwolken, die fast unablässig über Bergen hingen.

Gern hätte Egede selber ein Schiff ausgerüstet, doch was waren dazu seine 300 Species? Ohne Amt und Beschäftigung, niedergeschlagen und bekümmert suchte er nach weiteren Quellen. Da gerieth er³⁾ auf den Stein der Weisen. Er verschaffte sich einige der einschlägigen „philosophischen“ Werke, die er eifrig studirte, und aus denen ihm die Sache so klar wurde, daß er alsbald mit Experimenten begann, die jedoch nicht glückten. Er ließ sich aber nicht abschrecken, setzte sich mit einem Apotheker in Verbindung, von dem er „die chemischen Handgriffe“ erlernte, und fuhr fort zu experimentiren. „Allein meine Hoffnung“, so erzählt er, „schlug mir ganz fehl; denn von aller dieser Hudelei, mit der ich mich fast zwei Jahre plagete, hatte ich nichts als vergebliche Mühe und Arbeit, beschmutzte Finger und den Verlust meines Geldes“, sobald er zuletzt des überdrüssig wurde. Auch lamen ihm andere Werke in die Hände, aus denen er lernte, daß dieser Strom lauter Betrügerei sei.⁴⁾

Inzwischen war mit dem Tode des ungestümten Schwedenkönigs der Friede wieder hergestellt. Friedrich IV. halte nun wohl Ruhe, daß man ihn mit Erfolg an Grönland erinnern könnte, welches immer noch als eine norwegisch-dänische Besitzung betrachtet wurde. Auch war dem frommen Könige Verständniß für die christliche Seite des beachtigten Unternehmens wohl zuzutrauen. Egede reiste daher selbst nach Kopenhagen, und seine Vorstellungen hatten den Erfolg, daß eine königliche Aufforderung an die Kaufmannschaft zu Bergen erging, den Handel nach Grönland aufzunehmen dem besondere Begünstigungen und Unterstützungen zugesagt wurden. Doch verließ noch mehr als Jahresfrist unter viel Bekümmerniß, Gebet und Flehen, bis Egede sich am Ziel

¹⁾ 450 Thlr. Pr. Cr.

²⁾ In das genannte Jahr fallen die letzten kriegerischen Anstrengungen Karls XII. von Schweden.

³⁾ Vgl. H. C. Ausführlich wahrhafte Nachricht, Seite 155 ff.

⁴⁾ Dennoch hat Egede die Goldmacherie nicht ganz aufgegeben. Selbst nach Grönland ließ er sich noch bezügliche Werke schicken, deren er zuletzt nicht weniger als 60 bezahlt, und ein Experiment daselbst hätte ihm und den Seinigen fast das Leben gelöst. Er hat es a. a. D. „more philosophico parableweis als einen philosophischen Traum“ erzählt, der dem damaligen Geschmacke wohl entsprach, für uns jedoch die Grenzen des Unstandes etwas hart berührte. Dieser Zug aus dem Leben des Egede will überhaupt aus seiner Zeit verstanden sein. Auch ein sonst so milcherner, frommer Mann, wie Semmler, war bekanntlich ein eifriger Goldmacher.

eziesthaler¹⁾). Nur
en ein Verständniß
le meisten hielten
eine grönlandische
Die einen sagten:
onurriren, die den
Andere meinten:
zu nicht geeignet²⁾.)
die schweren Regen-

ch was waren dazu
niedergeschlagen und
gerieb er³⁾ auf
der einschlägigen
aus denen ihm die
nennten begann, die
eden, setzte sich mit
chemischen Hand-
Allein meine Hoff-
in von aller dieser
hatte ich nichts als
und den Verlust
urde. Auch kamen
te, daß dieser Kram

en Schwedenkönigs
nun wohl Ruhe, daß
welches immer noch
rde. Auch war dem
te des beachtigsten
er selbst nach Kopen-
dass eine königliche
er ging, den Handel
tigungen und Unter-
ehr als Jahresfrist
Egede sich am Ziel

Anstrengungen Karls

55 ff.

gegeben. Selbst nach
eht nicht weniger als 60
fast das Leben gelöstet.
einen philosophischen
ach, für uns jedoch die
em Leben des Egede will
sterner, frommer Mann,

seiner Wünsche sah. Einige Kaufleute, gerührt von dem heiligen Eifer
und der ungebeugten Beharrlichkeit des Mannes, willigten ein und
bildeten eine Handelsgesellschaft.

Ein Schiff, „die Hoffnung“, wurde gekauft, das Egede und eine
Anzahl anderer Norweger zur Gründung einer Kolonie nach Grönland
überführen und dort überwintern sollte. Außerdem wurden noch zwei
Schiffe, eines für den Walfischfang, das andre, um Nachricht von dem
Fortgange des Unternehmens heimzubringen, ausgerüstet, worauf binnen
kurzem auch die königliche Bestätigung des Unternehmens und die
Ernennung Egede's als Heidenpredigers mit einem Jahresgehalt von
300 Thalern einließ.

So sah sich endlich Egede, von der Gesellschaft zum Haupt des Unternehmens bestellt, am Ziele seiner Wünsche, und trat in Jesu Namen
am 3. Mai 1721 mit Weib und Kindern seine Reise an. Vom 12.
Mai an, bis wohin wegen widriger Winde die offene See nicht hatte
gewonnen werden können, ging die Fahrt rasch vor sich, und schon am
4. Juni war die Südspitze Grönlands erreicht. Aber von einem grünen
Land war nichts zu sehen, und acht Stunden weit erstreckte sich das
Eis, theils fest zusammenhangend, theils in mächtigen Stücken umher-
treibend, von der Küste ins Meer hinaus und machte eine Landung
unmöglich. Darum segelten die Schiffe längs der Westküste am Eise
dahin gegen Norden, um eine offne Stelle zur Anfahrt zu finden.
Mehrere Wochen vergingen mit vergeblichem Hin- und Herfahren, die
Schiffer wurden schon ganz verzagt und wollten nach Norwegen zurück-
kehren. Egede aber, dessen Herz an dem Lande festgeankert war, ließ
sich in keiner Weise darauf ein. Da gerieten die Schiffe am 24. Juni
zwischen mächtige Eisschollen hinein, und das, auf welchem sich Egede
mit den Seinen befand, bekam sogar ein Leck, so daß alles in Angst
und Schrecken geriet. Und Egede? „Ich gedachte“, erzählte er selbst:
„Ach! wie hat doch Gott die Sünde meiner Jugend aufzuhalten, daß
er sie auf solche Weise strafet! Wie kann es aber seiner göttlichen Barm-
herzigkeit gemäß sein, daß er die unschuldigen Kleinen meine Sünde
mit entgelten läßt? — Ich ging darauf in mich und dachte den Wegen
nach, die Gott mich bisher geführt hatte. Mein Gewissen gab mir das
Zeugniß, daß meine Absicht bei diesem Vorhaben vor Gott rein und
aufrichtig gewesen; und daß Gott mir auf besondere Weise darin fort
geholfen, könnte ich augenscheinlich sehen: wie sollte es denn nun ge-
schehen können, daß er mich in dieser Noth verließe? Ich ermahnte
also den Herrn, er solle seine Ehre retten und meinen Glauben stärken,
daß ich bei Rettung aus dieser Gefahr, samt den übrigen, Anleitung
bekäme, seine wunderbare Vorsehung, Gültigkeit und Allmacht zu rühmen
und zu preisen. Unter anderm fiel mir hier zu meinem Troste ein,
was sich mit des heil. Apostels Paulus Schiffahrt zugetragen, als er
nach Italien fuhr, Apostol. 27. Davon machte ich eine Anwendung auf
mich, hoffend, es werde auch Gott mir und den Kleinen dieselbe Hilfe
und Rettung wiederfahren lassen“. — Und Gott half auch aus dieser
Noth fast wunderbar heraus. Eine Woche hernach gelang es, nach noch
manchem vergeblichen Versuch einen offenen Zugang zum Lande und

einen sicheren Hafen zu finden. Dies geschah am 3. Juli 1721 am sogenannten Bals-Rivier.¹⁾

Ehe wir jedoch mit den Norwegern das Land betreten, machen wir uns mit diesem sowie mit dem Volke näher bekannt, das sie dort anstatt der vermeintlichen Abkömmlingen von ihren alten Landesleuten antrafen.

3. Grönland und die Eskimo beim Beginn der dänisch-norwegischen Kolonisation.

Fast zwei Jahrhunderte lang hatte man in Europa ganz unrichtige Vorstellungen von Grönland gehabt, die bei jedem Besuch mehr oder weniger enttäuscht wurden. Ohne die Kraft, Abhärtung und Genügsamkeit der alten Normannen zu besitzen, suchte man nach dem Lande, in dem diese einst in Wohlstand gelebt; fand aber nur eine für Europäer angeblich unbewohnbare Küste, von der man sich, ohne sie näher zu erforschen, abwandte. Die angetroffenen Bewohner achtete man kaum als menschliche Wesen. Nur die Schäze des benachbarten Meeres hatten für die blos Gewinn suchenden Schiffer ihre Anziehungskraft. — Erst durch die uneigennützige Liebe Egede's ist jenes merkwürdige Land uns erschlossen worden. Auch er freilich befand sich in Beziehung auf die Lage der Destrabygde noch in dem bereits angedeuteten Irrthum, welchen aufzulären der neuern Zeit und besonders dem tüchtigen For- scher, Herrn Dr. H. Mink,²⁾ vorbehalten war.

Betrachten wir in kurzen Zügen nunmehr das Land, soweit unsre jetzige Kenntniß reicht. Sie stützt sich auf eine aberthalb Jahrhundert lange Beobachtung. Da sich in diesem Zeitraum die Beschaffenheit des Landes nicht verändert hat, so darf man wohl annehmen, daß das- selbe auch in der alten Zeit kein anderes war.

Grönland ist die größte Insel der Erde, auch wenn es sich nicht weit über die bis jetzt erreichten nördlichsten Punkte seiner Küsten erstrecken sollte. Es umfaßt 35000 Quadratmeilen, also ein Areal drei mal so groß wie das des deutschen Reiches. Das ganze Binnenland ist mit einer ungeheuren Masse von Eis bedeckt, die bei einer Dicke von 2000 Fuß eine unabsehbare, wellige und von tiefen Spalten zerklüftete Fläche bildet. Nur in der Nähe ihres Randes wird dieselbe von einzelnen Bergen unterbrochen, die als dunkle Felseninseln über sie hinausragen. Zwischen diesen liegen an einigen Stellen zusammenhängende Senkungen, den Thälern eines Stromsystems entsprechend, deren Hauptstrände in je einen der Fjorde münden. An diesen Punkten ist

¹⁾ Rivier, holländisch, bedeutet Fluß, und wird oft in Revier entstellt, womit es nichts zu thun hat. Der Balsfluss oder, wie richtiger zu sagen wäre, Fjord soll seinen Namen von einem Schiffer Namens Balthasar erhalten haben.

²⁾ Grönland, geographisch og statistisk beskrevet. Kjøbenhavn 1857. 2 Bol. Es gibt eine freilich in einigen Beziehungen nicht sehr gelungene deutsche Bearbeitung: A. v. Egel, Grönland, Stuttgart 1859. Vgl. darüber Allgemeine Missionszeitschrift 1875. Jenes epochemachende Werk ist auch wesentlich als Grundlage für den ersten Abschnitt dieses Heftes benutzt worden.

2. Juli 1721 am

etretenen, machen wir
, das sie dort an-
alten Landesleuten

dänisch-norwegischen

ropa ganz unrichtige
Besuche mehr oder
ertung und Genüg-
nach dem Lande,
ur eine für Euro-
ich, ohne sie näher

ohner achtete man
enachbarten Meeres
Inziehungskraft. —
merkwürdige Land
in Beziehung auf
deuteten Irrthum,
dem tüchtigen For-

band, soweit unsre
thalb Jahrhundert
die Beschaffenheit
nehmen, daß das-

wenn es sich nicht
seiner Küsten er-
so ein Areal drei
ganze Binnenland
e bei einer Dicke
on tiefen Spalten
ndes wird dieselbe
seninseln über sie
en zusammenhän-
ntsprechend, deren
iesen Punkten ist

er entstellt, womit es
re, Fjord soll seinen

857. 2. Vol. Es gibt
Bearbeitung: A. v.
sionszeitchrift 1875.
den ersten Abschnitt

das Eis in stetem Vordringen begriffen und sendet namentlich den Sommer über mächtige Eisberge ins Meer hinaus. Die über 1000 Fuß dicke Eisplatte wird mit langsamem aber ungeheurem Drucke vorwärts geschoben und gleitet auf dem Grunde des Fjords so lange fort, bis der vordere Theil vom tieferen Wasser gehoben wird und unter dem Zusammenwirken beider Kräfte mit furchtbarer Erregung des Meeres, die auf vier Meilen weit zu spüren ist, abbricht. Man sagt: "Die Eisblinde (Gletscher) kalbt". Wir können uns kaum eine Vorstellung von der Größe der so entstandenen, oft seltsam gestalteten Eisberge machen, die einen Inhalt von 50—100 Millionen Kubifuß und darüber haben. Sie leuchten hell wie Kristall und scheinen im Sonnenlicht blitzend in die Ferne; oder spielen in mattem Grün oder zartem Himmelblau. Dem Schiffer begegnen sie ihrer Zeit schon weit im Süden, als Grüße des eisigen Nordlandes. In der Nähe des letzteren drohen sie ihm, in größerer Zahl umherschwärmend, den Untergang.

Die jenes Binnenland umgebenden Küstenstriche, das sogenannte Außenland, haben an einigen Stellen eine Breite von 15 bis 20 deutschen Meilen, an andern nur von 5 und weniger. Wie schon oben angedeutet, haben wir hier ein überall mit langen Fjorden zerklüftetes Gebirgsland, vor dem eine Menge von größeren Inseln sowie ungähnliche nackte Felsklippen hingestreut liegen. Der Gegentrag zwischen dem äußeren rauen Küstentande und den gefüllten Ufern der Fjorde mit ihrer hügeligen Umgebung ist oben geschildert worden.¹⁾ Mehr als drei Viertel des gesammten Areals dieser eisfreien Zone besteht jedoch in hohen von Thälern durchbrochenen Plateaus und Bergen, die sich 2 bis 3000, ja 6000 Fuß über den Meeresspiegel erheben. Die oberen Theile derselben sind auch in beständigen Schnee und Eis gekleidet, das jedoch von dem des Binnenlandes verschieden ist und bis zu einer gewissen Linie im Sommer verschwindet.²⁾ Dann erblickt man die grüne Vegetation (u. z. Birken und Weidengebüsch), an einigen Stellen Südgrenzlands bis über eine Höhe von 1000 Fuß hinaus. Meistens senkt sich das Terrain nach dem Binnenlande zu, und dort sind Übergänge von einem Fjord zum andern möglich oder führen bequem über grünes Hügelland. Dasselbe wird hie und da unterbrochen von Seen sowie von Flüssen, deren einige, aus dem Binneneis entspringend, eine trübe lehmige Farbe haben. Vielfach eilen sie kaskadenartig über Felsblöcke dahin. Kleinere Bäche drängen sich, manchen rauschenden Wasserfall bildend, von allen Seiten den Fjorden zu.

Von der Temperatur Grönlands macht man sich meistens übertriebene Vorstellungen. Die Kälte ist auf der Küste bei weitem nicht so intensiv, wie in andern Polarländern. In Julianehaab beträgt die mittlere Wintertemperatur $-5 \frac{1}{2}^{\circ}$ R., wogegen der Sommer freilich nur $+7^{\circ}$ aufweist. Erst hoch im Norden, wie in Upernivik

¹⁾ Vergl. Seite 2.

²⁾ In Nordgrönland liegt die Schneelinie in der Höhe von 2000 Fuß, in Südgrenzland jedenfalls höher.

unter dem 73° n. Br. finden sich außergewöhnliche Kältegrade, wie das Mittel mit -17° zeigt. Dort ist es vorkommen, daß bei der Feier des heil. Abendmahles der Wein im Kelche gefror. Sommer, in denen die scharfen Nachtfroste nicht ausbleiben, sind dort keine Seltenheit. Nichtsbestoßeniger ist der Winter auch in den südlicheren Landstrichen hart zu nennen, da die Kälte erstaunlich lange anhält. Oft liegt der Schnee noch im Mai so hoch, daß man nur durch ausgegrabene Gänge von einem Hause zum andern kommen kann; und es kommt vor, daß solche Gänge in jenem Monat nochmals von frischem Schnee verschüttet werden. Meist verschwindet das Eis der Landseen erst im Juni. Von da bis zum Anfang des September dauert der kurze Sommer, in dem die unablässig wirkenden Sonnenstrahlen in geschickter Lage eine bedeutende Hitze erzeugen. Doch schlägt derselbe wieder ziemlich schroff in den Winter um, wenn auch die bedeutendste Kälte sich auf die drei Monate Dezember, Januar und Februar beschränkt.

Die lange Winternacht ist nicht so dunkel, wie sie oft geschildert wird. Nur in den nördlicheren Theilen Grönlands verschwindet die Sonne für längere Zeit unter dem Horizonte. In Upernivik wird sie 79 Tage lang nicht gesehen; in Omenak bleibt sie 87 Tage aus, weil die hohen Gebirge im Süden ihre Strahlen nach längere Zeit abhalten, bis endlich am zweiten Februar zum erstenmale ein Theil ihrer Scheibe durch eine Felsenkluft schaut, um schon nach einer Minute wieder zu verschwinden. Dabei färben sich denn immer um die Mittagszeit die Berggipfel in prächtigem, purpurrothen Dämmerchein. Die finstre Zeit macht sich nur dann drückend fühlbar, wenn sie mit unruhigem, stürmischen Wetter, mit dicker Luft oder Schneegestöber verknüpft ist. Bei klarer Luft entbehrt man auch dort an keinem Wintertage ein Tageslicht von zwei bis drei Stunden. Die dem Horizont sich nähernde Sonne ruht dann auf der Nordseite des Himmels eine intensive, rothe Dämmerung hervor, die in weitem Bogen den unteren dunkelblauen Theil des Gewölbes umspannend ein wunderbares Farbenspiel bildet. — Weiter nach Süden zu bleibt die Sonne selbst in den kürzesten Tagen nicht ganz weg. Bei Godthaab verweilt sie auch dann noch $3\frac{1}{4}$ Stunde lang über dem Horizonte, und in den südlichsten Ansiedlungen kommt die Tageslänge der unsres norddeutschen Vaterlandes immer näher. — Das Nordlicht, so erhabend auch das Schauspiel seiner aus dem lichten Bogen hervorschießenden farbigen Strahlenbüschel sein mag, dient kaum, wie oft gesagt, zur Erleuchtung der dunklen Winterzeit. Dagegen ist dies von dem viel intensiveren Mondlicht zu sagen, das bei klarem Wetter noch in beträchtlicher Entfernung die Gegenstände deutlich erkennen läßt.

Auch das Ausbleiben der Nacht zur Sommerszeit findet sich nur in den nördlichen Theilen Grönlands. Zu Upernivik währt dann das ununterbrochene Tageslicht fast vier Monate. Die Sonne beschreibt bei ihrem höchsten Stande in je 24 Stunden einen Kreis, dessen tiefster Theil doch den Horizont nicht berührt. In Godthaab dauert der längste Tag $20\frac{1}{2}$ Stunde, doch bleibt es im Juni und Juli um Mitternacht noch so hell, daß man im Freien ohne Mühe lesen kann.

altegrade, wie das
daß bei der Feier
Sommer, in denen
keine Seltenheit.
geren Landstrichen
ist. Ost liegt der
sgegrabene Gänge
kommt vor, daß
Schnee verschüttet
erst im Juni. Von
Sommer, in dem
er Lage eine bedeu-
ziemlich schroff in
sich auf die drei

die sie oft geschild-
lands verschwindet
e. In Upernivik
bleibt sie 87 Tage
abhlen nach längere
um erstmalen ein
m schon nach einer
enn immer um die
chen Dämmerschein-
bar, wenn sie mit
oder Schneegeslöber
ch dort an keinem
en. Die dem Ho-
seite des Himmels
weitem Bogen den
nd ein wunderbares
bt die Sonne selbst
ab verweilt sie auch
nd in den südlichsten
eutschen Vaterlandes
as Schauspiel seiner
Strahlenblitshel sein
der dunklen Winter-
Mondlicht zu sagen,
ung die Gegenstände

Zeit findet sich nur
rnivik währt dann
Die Sonne beschreibt
Kreis, dessen tiefster
ab dauert der längste
uli um Mitternacht
i kann.

Von den Winden ist der warme Südost zu erwähnen, der oft plötzlich die Temperatur bedeutend erhöht und nach schon eingetretenem Winter wieder Thauwetter herbeiführt. Wahrscheinlich verdankt er seinen Ursprung einem am Äquator aufsteigenden heißen Luftstrom, der sich selbst auf den ungeheuren Eismassen des Binnenlandes nicht völlig abkühlt. Er fegt gewöhnlich mit großem Ungezüm durch das zerstörte Außenland zur See und steigert sich zuweilen zu furchtbaren Orkanen. Klare Luft und Kälte bringt der Nordwestwind, während von Süden Regen und Schnee herbeigeführt wird. Die Masse des letzteren ist so bedeutend, daß wenn im Laufe des ganzen Winters kein Thauwetter eintrete, das ganze Land mit einer 12—15 Fuß hohen Decke überzogen sein würde.

Das Meer friert außerhalb der Scheren bei Südgrönland nie zu, und auch zwischen diesen ist das Eis im Winter so unbeständig, daß es nicht (wie dies bei Nordgrönland der Fall ist) der Kommunikation durch Schlitten zu dienen vermag. Aber auch die Verbindung durch Boote wird für längere Zeit unmöglich gemacht, wenn im Februar oder März Massen von Treibeis um das Kap Farvel herreibend die Küste besetzen. Die Schollen sind 20—50 Fuß im Durchmesser (selten größer) und 10—12 Fuß dick, und liegen so dicht, daß sie von weitem gesehen eine Fläche zu bilden scheinen. Es ist dies gefrorenes Meerwasser und daher nicht zu verwechseln mit den erwähnten Eisbergen oder Blöcken (Kalbeis), die aus Süßwassereis bestehen. Erst im August pflegt dieses Treibeis zu verschwinden, und dann erst sind die Häfen für Schiffe zugänglich. Vor den nördlicheren Theilen der Küste erscheint es nur ausnahmsweise.

Suchen wir nun zunächst den Menschen auf, wie er in diesen Verhältnissen heimisch ist. Nur an der Küste finden wir seine Wohnstätten und schließen daraus mit Recht, daß wir es mit einem Fischervolk zu thun haben. Doch ist die Bevölkerung so dünn, daß wir Stundenlang an dem felsigen Lande, zwischen den Klippen hinrudern müssen, ehe wir die ersten Spuren menschlichen Daseins entdecken. Dann aber finden wir auch nicht ein großes Dorf, sondern drei bis vier Häuser, wenn man jene niedrigen, fastenartigen Erhebungen über dem Boden so nennen darf. Die etwas schräg ansteigenden Wände sind grün, denn sie bestehen aus Räsenstückchen, die abwechselnd mit Steinen über einander gepackt sind, und deren Gras an der Außenseite lustig fortwächst, so lange die härtere Kälte es nicht verhindert. Das flache Dach ist aus einem Balken mit Querholzern gebildet, worüber Felle, kurzes Gestrüpp, Räsen und Erde gelegt sind. Vor jedem Winter bedarf es der Erneuerung oder Ausbesserung, und wehe, wenn dann nochmals unerwartete Regengüsse eintreffen, die leicht die ganze Arbeit vergeblich machen. Eine Thür ist nicht zu bemerken; wohl aber ein niedriger 6 bis 8 Schritt langer Gang, durch den man kriechend in das Innere gelangen kann. Beim ersten Versuch diese Pforte zu

passiren dürften wir vermutlich durch den entsetzlichen Gestank, der uns entgegen bringt, abgeschreckt werden.

Drum sehen wir erst auf die Bewohner dieses höhlenartigen Baus, die dort in ihren Fahrzeugen herangerudert kommen. Die meisten Männer sitzen einzeln, jeder in seinem 12—15 Fuß langen, hinten und vorn spitzen Kajak, der aus einem leichten, rings mit Fellen überzogenen Gestelle besteht. Nur in der Mitte ist eine Deffnung, in die der Ruderer so hinein passt, daß sein um einen erhöhten Rand derselben festgeschnürter Pelzüberwurf¹⁾) keinen Tropfen Wassers eindringen läßt. Mit großer Gewandtheit werden die Doppelrudern gehandhabt, und pfeilschnell schießen die leichten Boote, deren manches doch mit mehreren Seehunden beladen ist, über das Wasser. Ein paar größere (Umiak, Frauenboot genannt) werden von Frauen gerudert und gesteuert. Doch befinden sich darin auch mehrere Männer mit dem Ertrage ihrer Fischerarbeit. Jetzt ist das Land erreicht. Die Frauenboote werden aufs Ufer gezogen und umgekehrt auf die dazu bestimmten Pfähle in der Nähe der Häuser sorgfältig aufgestellt. Eben dahin bringen die Männer ihren Kajak, den sie, leicht wie eine Feder, auf den Rücken nehmen. Ihre Wurfpfeile in der einen Hand, mit der andern die erlegten See-hunde an einem Riemen nach sich schleppend, gehen sie den Häusern zu.

Doch betrachten wir diese kleinen Menschen, von denen nur wenige volle fünf Fuß messen mögen. Männer und Weiber sind ganz in Seehundspelz mit auswärtsgeskehrten Haaren gekleidet. Wenn jene den vorher am Kajak festgeschnürten Überwurf ablegen, so zeigt ihre weitere Kleidung ziemlich denselben Schnitt wie die der Weiber. Das Obergewand ist rings geschlossen, so daß es oben nur eine grade für den Kopf passende Deffnung hat. Dahinein zu schlüpfen erfordert gewiß eine große Geschicklichkeit. Der untere Rand, der mit weißem und bei den Weibern reichlicher mit buntem Leder und Glasperlen besetzt ist, läuft vorn und hinten in eine Schnippe aus. Über den Rücken hängt eine Kappe, die bei Regen und Kälte so über den Kopf gezogen werden kann, daß nur das Gesicht frei bleibt. Bei den Weibern aber ist dies Oberkleid so eingerichtet, daß auf dem Rücken noch ein Kindchen darin Platz hat. Sonderbar schaut dort das kleine, selbst in Pelz gekleidete Wesen aus seinem Versteck über die Schulter der Mutter hin und greift mit dem Händchen nach ihrer lang herabhängenden Ohrbommel. — Unter jenem Rock blicken die aus gleichem Stoff gefertigten Beinfleider, die bis zu den Knien reichen, und bei den Weibern gleichfalls mit buntem Besatz geschmückt sind, hervor. Erwähnen wir noch die eng anschließenden Pelztiefeln (bei einigen auch Strümpfe aus feinerem Pelzwerk und Schuhe), so ist alles beschrieben, was man von der Kleidung sieht.

Vor allem machen diese unterseichten, starken Gestalten den Eindruck der Wohlgenährtheit. Das ziemlich flache Gesicht strogt so von Fett, daß selbst die kleine, platte Nase bei diesem und jenem tief zwischen den schwellenden Wangen zu liegen scheint. Die Hautfarbe ist ein

¹⁾ Kapitek.

hen Gestank, der
lenartigen Baus,
en. Die meisten
ungen, hinten und
it Fellen überzo-
ffnung, in die der
n Rand derselben
e eindringen lässt.
ndhabt, und pfeil-
ich mit mehreren
größere Umiat,
d gesteuert. Doch
rage ihrer Fischer-
öte werden aufs
en Pfähle in der
ringen die Männer
Rücken nehmen.
die erlegten See-
e den Häusern zu.
nen nur wenige
ber sind ganz in
t. Wenn jene den
o zeigt ihre weitere
über. Das Ober-
ne grade für den
erfordert gewiss
it weitem und bei
spelen besetzt ist,
den Rücken hängt
ps gezogen werden
bern aber ist dies
ein Kindchen darin
in Pelz gelleidete
tter hin und greift
Ohrbommel. —
tigten Beinsleider,
n gleichfalls mit
wir noch die eng
pfe aus seinerem
man von der Klei-
stten den Eindruck
roht so von Fett,
nem tief zwischen
hautfarbe ist ein

ins Bräunliche gehendes Grau. Freilich mühte man erst eine sehr gründliche Waschung vornehmen, um dem natürlichen Farbenton auf den Grund zu kommen, der durch dichten Schmutz erheblich verdunkelt erscheint. Dennoch lässt sich trotz derselben noch die Röthe der Wangen erkennen. Die kleinen, etwas schieftstehenden, schwarzen Augen sind ziemlich ausdruckslos. Gegen das breite Gesicht scheint der Kopf nach oben sich etwas zu verjüngen. Die vechtschwarzen, starken Haare hängen bei den Männern schlicht um den Kopf, sie sind ringsum gleichmäßig gekürzt, über der Stirne aber ganz weggeschoren; die Frauen binden sie zu einem hoch auftreibenden Wulst zusammen, und setzen eine besondere Ehre darin, denselben recht hoch zu machen. Dabei werden die Haare derart angespannt, daß die äußersten bald ausfallen. So sind die Frauen oft schon im zwanzigsten Lebensjahre durch einen kahlen Rand um den Schädel entstellt, wie sie denn überhaupt die Jugendfrische schnell verlieren. Den Männern fehlt der Bart, da sie jedes Haar derselben sorgfältig ausrupfen.

Um nun das Leben der Grönländer kennen zu lernen, folgen wir unsrer Gesellschaft in ihre Häuser, deren eins bei 60 Fuß Länge und 8 Fuß Breite für 6 Familien zur Wohnung eingerichtet ist. Die andern, kleineren fassen nur 2 bis 3 Familien. Durch den erwähnten schmalen niedrigen Gang kriecht nun einer nach dem andern hinein und schleppt seine Seehunde oder Fische mit sich. Das Innere ist mit einer dicken, von allerlei ekelhaften Gerüchen durchdrungenen Lust erfüllt. Eine Reihe von Pfählen trägt den Mittelbalken, auf dem die Decke ruht, die einem hochgewachsenen Mann nur eben aufrecht zu stehen gestatten würde. Jene Pfähle aber, von denen nach der Hinterwand Felle gespannt sind, theilen das Gebäude in verschiedene Abtheilungen, deren jede von einer Familie besonders benutzt wird. Der hintere Raum derselben ist von einer niederen Brütsche ausgefüllt. Vor dieser steht an der einen Seite ein kleiner Schemel mit einer aus Weichstein geschnittenen, halbmondförmigen, fast fischlangen Lampe, in der ein aus Moos bereiteter Docht brennt, gespeist mit dem Fette des stückenweis hineingeworfenen Seehundspezes. Darüber hängt an Lederstreifen ein aus gleichem Material gefertigter, schachtelförmiger Kessel, in dem Fleisch und Fett brätelt. Weiter ist eine Art Rost angebracht, auf dem die nassen Kleider getrocknet werden.

Die Wände sind mit alten Fellen bekleidet, die früher den Überzug der Böte bildeten, und hier mit Seehundrippen, die als Nägel dienen, befestigt sind. Den Brütschen gegenüber befinden sich ein paar vierseitige Fenster. Seehundsdärme, luftdicht eingesetzt, vertreten die Stelle des Glases. Darunter befindet sich zu beiden Seiten des Einganges eine schmale Bank.

Von Hausgeräthen ist nicht viel zu bemerken. Ein hölzernes mit beinernen Knöpfchen verziertes Wassergefäß zeigt saubre Arbeit, die auf Geschicklichkeit schließen läßt. Daneben liegt ein stinkender Eimer von frischem Leber, in dem das Wasser geholt wird. Eine große Rolle aber spielt hier ein gewisses anderes Gefäß, das bei den Völkern niederer Kulturstufen zumeist unbekannt ist. Hier hat jede Familie ein solches

unter ihrer Pritsche; doch dient es nicht blos zur Bequemlichkeit, sondern um die darin eingeweichten Felle zum Gerben zu präpariren, wodurch es zu einer Quelle doppelten Gestankes wird. Sauberer ist jenes mit bunten Figuren ausgenähte Lederstückchen, das keiner Familie fehlt, in dem bessere und reinlichere Kleider verwahrt werden.

Doch beobachten wir die Bewohner weiter. Es geht bei ihnen alles höchst ruhig und pflegmatisch vor sich. So bedeutungsvoll die von den heimlehnenden mitgebrachte reiche Beute ist, macht sich die Freude darüber bei den daheim gebliebenen nicht in lautem Jubel Luft. Die letzteren finden wir bis auf die Weinfleider entblößt, die Weiber auf den Pritschen in hockender Stellung, einige Männer auf denselben nach unsrer Weise sitzend. Jene nähren Pelzleider, wobei Fischgräten oder geschärzte Vogelknochen als Nadeln dienen, während der Zwirn aus feingespaltenen Thierschnänen geflochten ist. Diese arbeiten nicht weniger geschickt an Pfeilen und andern Jagdgeräthschaften. Jetzt aber wird die Arbeit bei Seite gelegt, und die gefangenen oder erlegten Thiere in Augenschein genommen. Auch die heimgekommenen erledigen sich nun ihrer übrigen Kleidung, wobei wir bemerken, daß unter dem Rock noch ein anderes u. z. aus Vogelfellen, mit einwärts gekrehten Federn gefertigtes Gewand getragen wird. Dieses wie jenes starren von Schmutz und beherbergen nicht wenige Insekten, deren einige während des Entkleidens kaltblütig mit sicherem Griffe gefangen und zwischen den Zähnen zerknackt werden. — Man mag sich wundern, daß hier im Hause alle nackt sitzen, während doch die Witterung schon rauh und kalt ist. Doch die erwähnten Lampen dienen zugleich zur Heizung, und die Menge der auf den verhältnismäßig kleinen Raum zusammengebrängten Menschen erhöhen durch ihre Ausdünstung und ihren Atem¹⁾ die Temperatur so bedeutend, daß hier jeder Europäer bald in Schweiß kommen würde.

Nun geht es an das Ausweiden der Seehunde, eine Arbeit der Weiber, die dabei auf Reinlichkeit keine Rücksicht nehmen. Aller Unrat und Abfall bleibt auf dem Boden liegen und trägt noch lange dazu bei, die Luft der Wohnung zu verpesten. Mit Messern, die aus geschärften Knochen verfertigt sind, werden die Häute sorgfältig gelöst und abgezogen. Unter denselben liegt eine mehrere Zoll dicke Fettdicke, die man gewöhnlich als Speck bezeichnet. Bald sind ansehnliche Haufen derselben auf dem Boden gesammelt, von denen sofort die Lampen gefüllt werden. Von dem frischen Fleisch dagegen beginnt die ganze Gesellschaft alsbald mit sichtlichem Appetit zu speisen. Ein anderer Theil davon wandert in die Kessel über den Lampen, um gekocht eine erwünschte Abwechselung zu bereiten. Es ist unglaublich, was für große Massen von Fleisch diese kleinen Menschen vertilgen. Auch die Kinder schieben ein Stück nach dem andern in den Mund, nachdem sie das daran klebende Blut nebst Fettheilen mit Behagen abgeleckt haben.

¹⁾ Das reichliche Fett der Körper erhöht durch die Menge des zugeführten Kohlenstoffes die beim Atmungsprozeß vor sich gehende Verbrennung.

Zequemlichkeit, sonst zu präpariren, wird. Sauberer ist das keiner Familie werden. Es geht bei ihnen bedeutungsvoll die ist, macht sich die lautem Jubel Lust. Höhlöft, die Weiber nner auf denselben wobei Fischgräten während der Zwirn iefe arbeiten nicht schaffen. Jetzt aber jenen oder erlegten kommenen erledigen en, daß unter dem einwärts gelehrtten wie jenes starren i., deren einige wäh- fangen und zwischen wundern, daß hier etterung schon rauh ugleich zur Heizung, n Raum zusammen- g und ihren Athem¹⁾ der bald in Schweiß

de, eine Arbeit der nehmen. Aller Un- d trägt noch lange it Messern, die aus ute sorgfältig gelöst soll dicke Fettstückt, ansehnliche Haufen sofort die Lampen beginnt die ganze. Ein anderer Theil im gekocht eine er- blich, was für große . Auch die Kinder d, nachdem sie das abgeleckt haben.

des zugeführten Kohlen.

In einem und dem andern Kessel wird von den gefangenen Fischen gekocht, nachdem man eine Beigabe von Seehundsspeck hinzufügt, der des besseren Schmelzens halber mit den Zähnen zerkaut wurde. Auch dieses Gericht schmeckt unsren Grönländern vortrefflich. — Nun ist der Appetit gestillt. Die Kinder rollen sich auf der Brustseite hin und her, um in dem vollgepropsten Magen baldigst wieder Raum zu schaffen. Die Alten sitzen still in vollster Befriedigung tief aufathmend. Dennoch kann man sich nach der Mahlzeit noch einen kleinen Nachtisch nicht versagen. In bedenklicher Nähe bei jenem oben erwähnten Gefäße steht ein anderes mit eingemachten Heidelbeeren, untermischt mit kleinen Stückchen Seehundsspeck. Eine Handvoll davon mundet noch vortrefflich. Dann aber wird vorläufig mit dem Essen Schicht gemacht, um ohne Rücksicht auf besondere Zeiten damit wieder anzufangen, sobald dazu Raum geworden. Inzwischen wird mancher Trunk aus dem Wassergefäß gethan, in das man ab und zu ein Stück Eis wirft, um das Wasser frisch zu erhalten.

Wäre der Fang etwas geringer ausgefallen, so würde die ganze Beute mit einem Male verzehrt sein. Nicht so sehr weise Fürsorge für die Zukunft, als vielmehr der Überfluss der Speisen veranlaßt hier die Sammlung von Vorräthen. Erstere kommt nur in Betracht, wo es sich um Leckerbissen handelt, wie z. B. bei der Bereitung jenes Heidelbeergerichtes. In demselben Sinne werden nun die Köpfe der Seehunde draußen in einer Felsspalte mit schweren Steinen bedeckt, — damit der weiße Bär oder der schlaue Fuchs sie nicht raube, — für spätere Zeiten aufbewahrt, wo sie in halb verfaultem Zustande als Delikatessen dienen.¹⁾ Ist reichliches Fleisch vorhanden, so wird manches Stück davon beigelegt. Ebenso werden die kleineren Fische, sowie die in Streifen geschnittenen größeren, auf Sehnen gezogen, um in der Luft getrocknet, später verzehrt zu werden, doch nur, wenn die Fülle der Nahrung von dem nie geringen Appetit nicht bewältigt werden kann. Aber auch in solchen Zeiten wird die regelmäßige Arbeit nicht eingestellt und auch der reichlichste Erwerb von Lebensmitteln verursacht keine Trägheit und Nichtsruherei. Am nächsten Morgen können wir die ganze Gesellschaft wieder bei ihrer angestrengten Thätigkeit auf dem Meere finden, die energische und zähe Naturen erfordert.

Doch fragen wir, ehe wir weiter das Leben dieses Völkchens beschreiben, nach seinem Namen. Sie nennen sich Lannuit (singul. Innuk) d. h. Menschen, u. z. mit einem sehr ausgebildeten, nationalen Selbstbewußtsein. Ihre abgeschlossene Lage hatte ihnen ja auch nicht viel Gelegenheit gegeben andre Menschen kennen zu lernen. Die Normannen, vermutlich die ersten Fremden, die ihre Vorfäder sahen, kamen ihnen, wie wir oben sahen, in keiner Weise als Vertreter der Menschlichkeit entgegen. Und wie jene selbst in den kleinen Skrällingern nur Kobolde

¹⁾ Mikiak.

sahen, so mochten diese auch die großen grausamen Wesen nicht geneigt sein als Menschen anzusehen. Obgleich sie dann später mit den Resten der ausgeriebenen Normannen sich vermischtten, wovon noch jetzt mancher echte Grönländer des südlichen Küstenstriches mit blonden Haaren und blauen Augen Zeugniß gibt, so war diese Mischung doch so vollständig, daß keinerlei Spuren von ethnographischen Unterschieden im Volksbewußtsein zurückblieben. Die Europäer ferner, die sie seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts kennen lernten, imponirten ihnen freilich zunächst durch ihre großen Schiffe und durch die Macht, die sie entfalteten. Da sie aber sich mit dem, was dem Grönländer die Hauptmomente des Lebens sind, unbekannt und zu den ihm unentbehrlichsten Berichtungen ungeschickt zeigten, so wurde jene erste Anerkennung bald durch eine Mischarbeit gegen die Kablunät (sing. Kablunak — so nannte man die Fremden) aufgewogen. Viel trug dazu auch die unmenschliche Behandlung der Eingeborenen bei, deren sich die europäischen Schiffer vielfach schuldig machten. So wurden sie also in ihrem nationalen Stolz durch jenen Verkehr nur bestärkt.

Dennoch hatte derselbe auf sie tief eingreifenden Einfluß, weniger was das äußere Leben betrifft, als vielmehr in moralischer Beziehung. Auch Egede traf die Grönländer nicht mehr in ihrem originalen Zustande. Später hat namentlich der englische Polarfahrer Ross hoch im Norden Grönlands und auf der Halbinsel Boothia felix Stämme getroffen, die allem Anschein nach nie in Verührung mit Fremden gewesen waren. Von ihrem Leben lassen sich wahre Lichtbilder zeichnen, die unser gewöhnlichen, auf dogmatischen Voraussetzungen beruhenden Auffassung der heidnischen Völker unlössbare Aufgaben stellen.¹⁾

Dies müssen wir für die weitere Betrachtung der Grönländer in

¹⁾ Besonders die Boothianer werden als so vorzessliche Menschen geschildert, daß wir nur wünschen könnten, daß unsre christliche Bevölkerung im Durchschnitt ihnen ähnlich wäre. Elige und Betrug sind ihnen völlig unbekannt. Von Selbstsucht ist nichts zu bemerken, da sie stets bereit sind, mit dem Nächsten ihre Nahrung zu teilen, auch wenn sie selbst nicht mehr für den nächsten Tag genug hätten. Hüllstöfe und gebrechliche Personen werden mit Sorgfalt gepflegt. Während des ganzen Winters, in dem Ross sie beobachtete, merkte man nichts von Streitgeleiten. Gegen einander zu kämpfen wäre ihnen unerhört. Nur einen einzigen Fall wußten sie, in dem einer einen andern getötet hatte. Der Mörder war darauf von dem ganzen Stämme gemieden. Man sah sie niemals verbrießlich, stets fleißig. Das in einigen Fällen Gegenstände vom Schiffe entwendet wurden, erklärt sich aus ihren ganz verschiedenen Begriffen hinsichtlich des Eigentums. Es wurde auch alles wieder juridisch gegeben, und jene Fälle wurden seltener, nachdem man ihnen begreiflich gemacht, daß das Stehlen etwas böses sei. Sobald sie merkten, daß sie den Europäern etwas nicht recht gemacht hatten, bemühten sie sich, es wieder gut zu machen, und waren nicht eher vergnügt, bis sie Verzeihung erhalten. — Der christliche Charakter Sir John Ross' bildigt dafür, daß wir es hier nicht mit den absichtlichen Söldnerfärereien, wie sie der Humanismus im vorigen Jahrhundert beliebte, zu thun haben. Nur ein schneidendender Wistlang geht durch den sonst so wohlthuenden Bericht, nämlich die Verhältnisse des ehelichen Lebens. Je nach Umständen hat ein Mann 2 Frauen, oder eine Frau 2 Männer. Außerdem aber entsprechen die Zustände ziemlich den Wünschen der Free Lovers. „In diesem Stilde, bemerkte Ross, der sonst die tiefsten Sympathien für diese Leute mitbrachte, „sleben sie unter den Thieren.“ (Vgl. J. Ross, Narrative of a second Voyage ss. London 1835. Appendix.)

Weisen nicht geneigt
säter mit den Resten
n noch jetzt mancher
londen Haaren und
doch so vollständig,
rschieden im Volks-
ie sie seit dem Ende
onirten ihnen freilich
acht, die sie entfal-
nländer die Haupt-
hm unentbehrlichsten
te Anerkennung, bald
g. Kablunak — so
dazu auch die un-
en sich die europäi-
wurden sie also in
estärkt.

en Einfluß, weniger
oralischer Beziehung.
rem originalen Zu-
fahrer Noch hoch im
a felix Stämme ge-
ng mit Fremden ge-
Lichtbilder zeichnen,
sekungen beruhenden
aben stellen.)
der Grönländer in

Menschen geschildert, daß
im Durchschnitt ihnen
ein Selbstmord ist nichts
Fahrt zu heilen, auch
Hülflohe und gebrechliche
en Winters, in dem Ross
en einander zu kämpfen
dem einer einen andern
Stamme gemieden. Man
fallen Gegenstände vom
enen Begriffen hinsichtlich
t, und jene Fälle wurden
Stehlen etwas böses sei.
gemacht hatten, hemmten
t, bis sie Verzeihung er-
aßt, daß wir es hier nicht
us im vorigen Jahrhun-
geht durch den sonst so
n Lebens. Je nach Um-
er. Außerdem aber ent-
te mitbrachte, „siehen sic
nd Voyage ff. London

Rechnung ziehen, um nicht ihrem Heidenthum vieles zuzuschreiben, was erst von der Verühring mit Europäern herrührt. Sie sind übrigens nur ein Theil von einer weit verbreiteten Nation, die, wiewohl nur in kleine Stämmchen zerstückt, die nördlichen Küsten Nordamerika's und die angrenzenden Polarländer inne hat. Nach Süden zu treffen sie hin und wieder mit den Indianern zusammen. Zwischen beiden herrscht die tödlichste Feindschaft. Von den Indianern stammt der auch bei uns eingebürgerte Name Eskimo, der soviel bedeutet als: die, welche rohes Fleisch essen. Wahrscheinlich ist dies ein Spottname. Sie selbst scheinen sich von Grönland bis zur Behringstraße Innuitt zu nennen und stimmen in Sprache und Lebensart mit einander über ein, nur daß jene in einen westlichen und östlichen Dialekt sich scheidet. Die Stärke der Nation läßt sich kaum annähernd bestimmen. Es scheint, als bildeten die Grönländer den größeren Theil derselben.

Die ethnographischen Forschungen über diesen Theil der Menschheit sind bei weitem noch nicht abgeschlossen. Soviel steht fest, daß die Eskimo mit Völkern der nördlichen Küstenländer Asiens, namentlich mit den Tschuktschen (Namollo) verwandt sind. Auch gehören zu ihnen verschiedene Völkerchaften des früher russischen Theiles von Amerika. Nach neuern Studien soll ihre Sprache eine Verwandtschaft mit der ihrer Feinde, der Indianer, unverkennbar aufweisen.¹⁾ Dies ließe sich aber erklären durch Annahme der Sprache von der einen oder andern Seite, wie solche auch anderwärts vorkommt.

Doch wenden wir uns zurück zu unsern Innuitt in Grönland und lauschen, um ihrer Sprache etwas abzuhören. Zunächst fällt uns das harte, tief aus der Kehle hervorgestoßene „r“ auf, das an die Gutturallaute der Schweizer erinnert. Die häufigen Endungen der Sylben auf „t“ und „t“ bewirken eine gewisse Eintönigkeit. Unendlich lang ziehen sich die zusammengesetzten Wörter hin, deren eines oft einen ganzen Satz ausdrückt. Die Rede wird meist mit besonderem Minenspiel begleitet, und die kleinen, glanzlosen Augen deuten den Sinn des Gesagten mit mannigfachen Winken an. Bald hört man, wie die Luft mit einem eigenthümlichen Laute durch die Kehle geschlürft wird und das bedeutet Bejahung; bald wieder wird sie mit einem andern feinen Laute durch die gerümpfte Nase gestoßen, und das zeigt die Verneinung an.

Könnten wir als Linguisten in den Bau der Sprache eindringen, so würden wir über ihre Feinheit und Mannigfaltigkeit erstaunen. In einigen Beziehungen übertrifft sie die ausgebildetsten Sprachen durch das Vermögen verschiedene Nuancen eines Gedankens durch bestimmte Formen scharf auszudrücken. So findet sich z. B. ein doppelter Konjunktivus, nämlich ein kaufaler und ein konditionaler. Auch gibt es einen besondern Modus interrogativus und permissivus. Die Bezeich-

¹⁾ Mündliche Mittheilungen des H. Prof. Gerland.

mung der dritten Person Singularis und Pluralis erfolgt durch manigfaltige Verbalformen mit solcher Genauigkeit, daß selbst in indirekter Rede drei verschiedene Personen neben einander mit der größten Bestimmtheit unterscheiden werden können, während wir in diesem Falle oft nur durch beigelegte ausdrückliche Nennung der Person die Deutlichkeit erreichen. Die Declination ist einfach; doch bildet jedes Substantivum seinen Dualis, sowie eine Reihe besonderer Formen durch Verbindung desselben mit den den Possessiv-Pronomen entsprechenden Suffixen. Das die Sprache keineswegs ungeschliffen ist, zeigt auch der doppelte Imperativ, dessen eine Form nur eine höfliche Erinnerung ausdrückt, während die andere für den bestimmten Befehl gilt. Überall kann sich der Grönländer kurz und präzis ausdrücken, soweit sein Gedankenkreis reicht, der freilich in seinem originalen Zustande über die sinnlichen Dinge nicht weit hinausging. Für die in jenem einförmigen Leben wichtigsten Gegenstände ist übrigens ein reicher Wortschatz vorhanden, so daß z. B. zur Übersetzung unsres Wortes „Eis“ nicht weniger als 6 Wörter zu Gebote stehen.

Einförmig ist das Leben des Eskimo: Oben an steht darin der mühsame Seehundfang, der außerordentlich abgehärtete Naturen erfordert. Oft ruhert so ein Mann Stunden lang im rauhen Wind und Wetter ununterbrochen, bis in seinem Bereich ein Seehund seinen bartigen Kopf aus dem Wasser steckt, um Lust zu schnappen, denn diese Thiere wittern zu leicht den Verfolger. Ist aber der günstige Augenblick da, so trifft der kurze Wurfsspieß wohlgezielt die Beute. Die widerhakige Spitze bleibt in derselben fest haften, während der Schaft sich lösend auf den Wellen schwimmt, die schon Spuren von Blut zeigen. Jene aber ist an einer Leine befestigt, die zusammengerollt vorn auf dem Kajak liegt und sich nun mit der Faust, in der das verwundete Thier flieht, abwickelt. Macht es dabei eine Schwenkung, so daß die Leine sich verwickelt und sich um das Fahrzeug schlingt, so kommt der Jäger leicht in Gefahr, indem sein Kajak umschlägt, und obwohl er von Jugend auf sich geübt hat den gefährlichen Burzelbaum auszuführen, bei dem er nach rechts in die Flut versinkt, um mit geschickter Wendung seines Bootes links wieder aufzutauchen, so wird hier, wo der Seehund in der Todesangst in entgegengesetzter Richtung an der Leine zerrt, all seine Kunst zu schanden. Faust in jedem Jahre büßt hier oder da ein Grönländer auf diese Weise sein Leben ein, wenn nicht Gefährten in der Nähe sind, um ihm rechtzeitig zu Hilfe zu kommen. Doch diesmal ist alles gut gegangen. Die Leine ist vollständig abgewickelt. Die an ihrem Ende befestigte mit Luft gefüllte Blase bewegt sich auf dem Wasser immer langsamer fort und bleibt endlich stehen. Nun ist das Thier verendet und der Jäger zieht es mit vergnügter Miene heraus.

Der beschriebene Fang gehört zu der alltäglichen Beschäftigung eines jeden Grönlanders, so lange die Seehunde sich an der Küste

aufhalten
größer
oft 50
auf der
Schmuse
sieden.
eine D
Born i
tigen S
der Bla
eine la
verwun
Run sp
umschw
kommt.
die als
weiter ?
die Böte
Etu
grönlan
muß.
die es a
Luft zu
Sessel re
unverwa
muß der
dem See
schein, m
auf dem
er fortw
begünstig
Neben be
Noc
in Nordg
Winter
Böte auf
Schlitten
außerord
Niemen o
Geräthes.
gehalten.
heißeres C

¹⁾ Die
grönlandic
seinen Küste
andere Spezi
seite?) genan

gt durch mannigf. best in indirekter
rötzen Bestimmung
m Falle oft nur
die Deutlichkeit
es Substantivum
durch verschmel-
genden Suffixen.
auch der doppelte
ierung ausdrückt,
Ueberall kann
sein Gedanken-
über die sinn-
nem einförmigen
Wortstanz vor-
rtes „Eis“ nicht

an steht darin der
viele NATUREN er-
rauhen Wind und
d seinen härtigen
denn diese Thiere
ige Augenblick da,
Die widerhatige
haft sich lösend auf
zeigen. Jene aber
rn auf dem Raja-
nbete Thier flieht,
die Leine sich ver-
nt der Jäger leicht
hl er von Jugend
zuführen, bei dem
ter Wendung seines
o der Seehund in
er Leine zerrt, all'
st hier oder da ein
nicht Gefährten in
men. Doch diesmal
bgewickelt. Die an-
igt sich auf dem
hen. Nun ist das
gter Miene heraus.
ichen Beschäftigung
sich an der Küste

aufhalten.) Seltener ist der Walfischfang, der immer nur von einer höheren Gesellschaft unternommen wird. Auch Weiber und Kinder, oft 50 Personen und mehr fahren zu diesem Zwecke in den Umläufen auf die See hinaus. Alle haben ihre besten Kleider und feilichen Schmuck angelegt, denn vor unsaubern Leuten würde der Walfisch fliehen. Dort in der Ferne sieht man den Wasserstrahl, den er wie eine Fontäne in die Luft wirft. Eilig rudert man ihm entgegen. Vorw im Boote steht ein Mann mit dem Harpun, den er dem mächtigen Thiere in den Leib stößt. Auch hier spielt wieder die Leine mit der Blase eine Rolle, die das Untertauchen verhindert. Aber es ist eine langwierige Jagd, und der große Fisch muß noch oft mit Spießen verwundet werden, bis er endlich erschöpft den Todesstreich erhält. Nun springen die Männer in wasserdichter Kleidung in die Flut und umschwärmten den Koloß, der 2—300 fetten Ochsen an Gewicht gleichkommt. Von allen Seiten fangen sie an, die dicke Haut abzuschälen, die als Delikatesse (Matta) sofort gekocht wird. Dann schneiden sie weiter Massen des dicken Speckes und Fleisches heraus, mit dem sich die Böte füllen. Solche Beute gibt Nahrung für lange Zeit.

Etwas anders gestaltet sich die Beschäftigung der Eskimo in Nordgrönland, wo der Seehundfang vielfach auf dem Eis betrieben werden muß. Das Thier thaut mit seinem Athem kleine Löcher im Eis auf, die es auch bei strenger Kälte offen erhält, um von Zeit zu Zeit dort Luft zu holen. Da sitzt so ein kleiner Mann auf einem einbeinigen Sessel regungslos und fasst vor Kälte erfrierend einen halben Tag lang, unverwandt die Spitze seines Spiekes über der Öffnung haltend. Er muß dem schneidendem Winde grade das Gesicht entgegenlehnen, um dem Seehund die Witterung zu entziehen. Oder er liegt bei Sonnenschein, wenn diese Thiere selber auf das Eis kommen, der Länge nach auf demselben und spielt geschickt die Rolle eines ihres Gleichen, wobei er fortwährend knurrt und brummelt wie jene es thun. Auch der Pelz begünstigt die Täuschung. Außerdem wird der Seehundfang auch mit Netzen betrieben.

Noch größer aber ist der Unterschied der Lebensweise, wie wir sie in Nordgrönland treffen, von der vorher beschriebenen dadurch, daß im Winter hier auch das Meer gefriert und damit für lange Zeit die Böte außer Gebrauch steht. Dann tritt der von Hunden gezogene Schlitten an ihre Stelle, mit dem man bei günstigen Verhältnissen außerordentlich schnell reisen kann. Ein paar Stücke Treibholz und Niemen aus Seehundshaut genügen zur Konstruktion dieses wichtigen Geräthes. Höchst einfach und anspruchslos wird auch die Bespannung gehalten. Die wolfsähnlichen Hunde, die nicht bellen, sondern nur ein heiseres Geheul vernehmen lassen, sind zwar Haustiere, haben aber

¹⁾ Die Art der Seehunde, welche in Südgrenland am meisten vorkommt, *Phoca grönlandica* (Schwarzfötige S.), ist ein Zugthier, das regelmäßig im September an jenen Küsten erscheint und im Februar wieder fortzieht. In Nordgrönland ist eine andre Spezies allgemeiner, die das ganze Jahr über bleibt, *Ph. f. tida* (*Nek-*seite?) genannt. Man findet sie meistens in den Eisfjorden.

nur das Vorrecht auf den Abfall von den menschlichen Nahrungsmitteln. Besonderes Futter und selbst Obdach wird ihnen nicht gewährt. Sie müssen sehen, wo sie etwas finden, und begnügen sich wohl mit den Muscheln, die der Strand ihnen bietet. Im Sommer fressen sie selbst Heidelbeeren. Oft leiden die armen Thiere empfindliche Noth. Ihrer 4—12 werden an langen Leinen vor den Schlitten gespannt und laufen frei vor demselben, nur geschickt durch die Peitsche des Treibers gelenkt. Die Zuneigung und Treue anderer Hausthiere sucht man umsonst bei ihnen. Elend, wie sie gehalten werden, sind sie auch falsch und tödlich und werden zuweilen selbst ihren Herzen gefährlich. Zu Zeiten besonderer Noth sterben sie in großer Zahl hin; was dann wieder eine höchst nachtheilige Stockung des Erwerbes auch in besserer Zeit zur Folge hat.

Der Erwerb der täglichen Nahrung ist freilich die Hauptfache bei dem Grönländer. Um den Seehund, der die Stelle des täglichen Brodes vertritt, drehen sich alle seine Gedanken. Doch bringen auch Feste und Vergnügungen Abwechselung in das einförmige Leben mit seinen Arbeiten.

So sehen wir denn unsre Gesellschaft von neulich in ihren Fahrzeugen auch einmal auf einer Besuchsreise zu einer befriedeten Niederlassung an einer andern Stelle der Küste. Der Winter ist inzwischen vorgeschritten, und die Zeit der Sonnenwende eingetreten. Das ist die Saison der Vergnügungen. Steht auch die schwerste Kälte noch bevor, so ist doch alles fröhlich in dem Gedanken, daß der Höhepunkt der Winternacht wieder einmal überwunden ist.

Noch ist das Meer offen, wenn auch die Klippen mit einem Rande von Eis umgeben sind. Leichte Dämpfe kräuseln von der Wasserfläche empor und erfüllen die sonst heitere Luft mit zahllosen feinen Eiskrystallen. Die Böte und die Kleidung unsrer Eskimo zeigen manche Spuren von dem spritzenden Wasser, das sich sofort in Eis verwandelt. — Dort aber tauchen die Häuser auf, denen der Besuch gilt. — Schon erwarten die Gastgeber ihre Freunde und bewillkommen sie beim Landen mit Gesang. Sie helfen die Fahrzeuge ausladen und aufs Trockne bringen, wobei ihnen sogleich kleine Geschenke, ein halbverfaulter Seehundskopf, der als Lederbissen gilt, ein Fuchsfell oder dergl. eingehändigt werden. Nun führt man die Gäste ins Haus, die sich mit höflicher Bescheidenheit erst mehrfach nötigen lassen, ehe sie durch den belannten Eingang kriechen. Drinnen werden ihnen die Oberkleider abgenommen und auf denrost zum Trocknen ausgebreitet. Dann setzen sich die Männer zu den Männern, die Weiber zu den Weibern auf die Brüschken und bald ist eine lebhafte Unterhaltung im Gange. Hier werden die Erlebnisse in den Familien besprochen; der verstorbenen Verwandten gedacht, die man gemeinsam beweint und bestellt, bald kommt das Gespräch jedoch auf allerlei gleichgültige Geschichten. Bei den Männern ist die Jagd zu Wasser und zu Lande der unaufhörliche Gegenstand der Unterhaltung. Mit größter Genauigkeit werden

Nahrungsmitteln.
icht gewährt. Sie
sich wohl mit den
ier fressen sie selbst
liche Noth. Ihrer
tten gespannt und
seitsche des Treibers
isthiere sucht man
find sie auch falsch
en gefährlich. Zu
al hin; was dann
es auch in besserer

die Hauptache bei
es täglichen Brodes
gen auch Feste und
ben mit seinen Ar-
lich in ihren Fahr-
freundeten Nieder-
hinter ist irgendwann
treten. Das ist die
te Kälte noch bevor,
der Höhepunkt der
en mit einem Rande
on der Wasserfläche
osen feinen Eisstry-
mo zeigen manche
Eis verwandelt. —
ich gilt. — Schon
men sie beim Lan-
und aufs Trodene
ein halbverfaulter
ell oder dergl. ein-
Haus, die sich mit
ehe sie durch den
en die Oberleider
usgebreitet. Dann
r zu den Weibern
altung im Gange.
ochen; der verstor-
veint und beklagt,
giltige Geschichten.
nde der unaufhör-
enauigkeit werden

alle Einzelheiten von der Erlegung eines Seehundes berichtet, wobei lebhafte Gestikulationen die Rede begleiten.

Inzwischen ist die Mahlzeit fertig geworden, die bei solchen Gelegenheiten zuweilen eine lange Speisefarbe aufweist. Die Gäste aber lassen sich sehr nöthigen, um nicht dem Schein auf sich zu ziehen, als ginge es ihnen daheim etwa ärmlich. So hält man zunächst keinen Appetit in Schranken. Selbst die Kinder bleiben bescheiden, wie sie denn auch den fortgesetzten Erzählungen der Erwachsenen stille und aufmerksam zuhören. Das gute Zureden der freundlichen Wirthschaft ist denn aber doch nicht vergeblich, und zuletzt ist die ganze Gesellschaft so voll, daß sie alle plakten möchten.

In diesem behaglichen Zustande beginnen sie nun Spiel und Tanz. Da tritt ein Mann vor mit der Trommel in der Hand. Sie ist aus einem Reifen Fischbein und einem dünnen Felle gemacht und wird an einer Handhabe mit der Linken gehalten, während sie mit der Rechten vermittelst eines Stöckchens taftmäßig geschlagen wird. Es ist dies das einzige Instrument der Grönländer. Bei jedem Schlage hüpfst der Vortragende ein wenig auf, bleibt jedoch immer auf demselben Flecke. Dazu singt er vom Seehundfang, vom Wetter, von der wiederkehrenden Sonne u. s. w. Oft aber sind die Lieder auch launigen und satirischen Inhalts und geizeln die Fehler gewisser Personen. Nach jeder Strophe fallen alle Anwesenden mit dem siehenden Refrain ein: „Amna ajah ajah ah hu!“ Der Sänger aber bemüht sich, mit den wunderlichsten Gestikulationen, Verdrehungen der Glieder und Grimassen den Gegenstand seines Vortrages zu veranschaulichen u. z. mit solchem Eifer, daß er bald in Schweiß gerath. Ist er erschöpft, so tritt ein anderer an seine Stelle. So geht es bis in die Nacht hinein. — Zur Abwechslung kommen auch andre Unterhaltungen an die Reihe. Dort setzen zweie sich gegenüber, schlagen Arme und Beine in einander und jeder sucht den andern herüberzuziehen. Wer Sieger bleibt röhmt sich, und fordert einen andern zur Kraftprobe. Die jüngeren Leute werfen ein Holzchen, in dem sich ein Loch befindet und an welches ein Band mit einem Nagel befestigt ist, so, daß sie den letzteren in das Loch zu bringen suchen. Wem dies zwanzigmal gelingt, der hat gewonnen. Wem es einmal nicht gelingt, dem werden mit einem verlohlten Stöckchen ebensoviele schwarze Striche ins Gesicht gemacht. Es gibt noch mehrere ähnliche Spiele. Bei denselben geht es zwar heiter aber ziemlich ehrbar zu, wie denn die Jungfrauen überhaupt eine zurückhaltende und schamhafte Stellung einnehmen und getrennt für sich spielen. Um so auffallender ist es, daß bei solchen Gelegenheiten unter den Verheiratheten zuweilen die schamloseste Unsitlichkeit vorkommt.¹⁾ Erst gegen den Morgen begibt sich die Gesellschaft zur Ruhe, schläfst bis tief in den Tag hinein, und dann fängt das Schmausen von vorne an.

¹⁾ Auch hier findet, wie sonst bei den Eskimo, Austausch der Weiber statt.

Bisher haben wir die Grönländer nur in ihrem Leben und Treiben zur Winterszeit beobachtet. Es gestaltet sich dasselbe aber ganz anders, sobald der Schnee weggeschmilzt und das Wasser durch die flachen Dächer der Winterwohnungen durchzusickern beginnt. Dann rüsten sich alle zum Aufbruch und man überläßt jene dem Verfall. Alle Habseligkeiten werden in die Weiberböte gebracht, und nun trennt sich das kleine Gemeinwesen. Fröhlich ziehen die Abtheilungen von mehreren Familien fort nach den für den Fischfang und die Jagd günstigsten Stellen. Hier schlagen sie ihre aus zusammengenähnten Felsen bestehenden Zelte auf. Als Gestell werden Stangen der Art zusammengefügt, daß an einer Seite eine dreieckige Öffnung bleibt; diese aber wird wiederum mit einem aus Seehundsbärmern gefertigten Vorhang geschlossen, der genügendes Licht ins Innere bringen läßt. Der Boden ist mit flachen Steinen belegt, und alle Öffnungen ringsum mit Moos verstopft. Diese Sommerwohnungen, in denen es verhältnismäßig reinlicher zugeht als in den Winterhäusern, werden gewöhnlich nur von je einer Familie bewohnt. Doch schließen sich an eine solche auch einzelnstehende Personen an, ja ganze Familien, die verarmt sind und kein eigenes Bei- besitzen. Vor dem Zelte wird eine Feuerstätte hergerichtet; hier kocht man nicht mit der Thranlampe, sondern mit Holzfeuer. Auch die Vorräthe und die oben erwähnten Gefäße finden ihren Platz außerhalb des Zeltes.

Mit Rücksicht auf die Rentierjagd, welche nun die Hauptbeschäftigung bildet, nehmen die Grönländer ihren, jedoch oft gewechselten Sitz während des Sommers tief in den Fjorden. Von da gehen sie mit Weib und Kind in die Thäler und auf die Berge, um das Wild, dessen Fleisch sie aller andern Nahrung vorziehen, aufzutreiben. Meistens wird ein förmliches Treibjagen ange stellt, bei dem die fehlenden Treiber durch Stangen ersekt werden, auf die man Torfstücke stect. Die Schützen liegen hinter einem Felsen verborgen, bewaffnet mit Pfeil und Bogen. Ist die Beute erlegt, so sammelt sich die ganze Gesellschaft. Man trinkt das noch rauhende Blut der Thiere und ist gewöhnlich auch ein Stückchen von dem Fleisch roh. Die Jagd auf andre Landthiere, wie Hasen und Füchse, wird weniger eifrig betrieben. Die letzteren werden ihrer Felle wegen zur Winterszeit in Fallen gesangen. Dagegen wird den Seevögeln mehr nachgestellt, unter denen die Eibergans in dichten Schwärmen auf den Klippen nistet. Besonders sobald die Junzen ausgebrütet sind, holt man diese aus den Nestern, verschmäht aber auch die Eier, gleichviel ob frisch oder angebrütet, nicht. Die kostbaren Daunen, mit denen die Neister gefüttert sind, bleiben unbeachtet. Der Reichtum auch an andern Seevögeln gewährt der Jagd mit besonders konstruirten Pfeilen reiche Ausbeute.¹⁾

¹⁾ Andre Vögel werden mehr im Winter gejagt; so die auf dem Lande unbekörsenen Alten (*Alca arctica*), die oft in großer Menge mit den Händen gegriffen werden können. Auch die Schneeschlüher kommen in jener Zeit in die Nähe der Wohnplätze und werden mit Pfeilen erlegt.

n Leben und Treiben
be aber ganz anders,
durch die flachen Dächer.
Dann rüsten sich alle
I. Alle Habseligkeiten
kennt sich das Kleine
an mehreren Familien
günstigsten Stellen.
sind bestehenden Zelte
vommen gestellt, daß an
aber wird wiederum
hang geschlossen, der
Boden ist mit flachen
mit Moos verstopft.
häufig reinlicher zugeht
von je einer Familie
einzelstehende Ver-
und kein eignes Bei-
gerichtet; hier locht
Holzfeuer. Auch die
ihren Platz aufer-

nun die Hauptbeschäfti-
doch oft gewechselten
Berge, um das Wild,
aufzutreiben. Meistens
dem die fehlenden
nan Torsfunde stiekt.
rgen, bewaffnet mit
melt sich die ganze
t der Thiere und ist
coh. Die Jagd auf
tiger eifrig betrieben.
interszeit in Fallen
gestellt, unter denen
ben nistet. Besonders
se aus den Nestern,
der angebrütet, nicht
füttert sind, bleiben
evöglie gewährt der
sbeute.¹⁾

auf dem Lande unbeholt-
bänden gegriffen werden
e Nähe der Wohnplätze

Außerdem wird in den Fjorden Fischerei getrieben. Unter den Wasserfällen stellt man den Lachsen nach, die man durch einen Stein-damm, über den sie mit der Flut kommen, bei der Ebbe am Entweichen hindert. Andre Fische werden mit Angelhaken, die aus Vogelknochen geschnickt sind,¹⁾ gefangen. Im Juni und Juli wimmeln die Gewässer oft von Unmassen eines kleinen stinkartigen Fisches, Angmakätte genannt, die mit einem an einer Stange befestigten Eimer aus dem Wasser geschöpft und ohne weiteres auf einer geeigneten Stelle des Felsens zum Trocknen ausgebreitet werden, um als Vorrath für den Winter zu dienen. Dorsche und andre Fische fängt man auch in Rehen, die aus Sehnen (?) gefertigt sind.

Doch nicht blos das Thierreich, sondern auch die während des kurzen Sommers in unglaublicher Schnelligkeit sich entwickelnde Vegetation bietet dem Grönländer Nahrung. Flüchen und Vergabhänge überziehen sich bald mit fastigem Grün, das hier nach einiger Zeit durch das Gelb des blühenden Löwenzahns, dort durch das Roth des Sauerampfers verdeckt wird. An einzelnen Stellen schießt die Engelwurz mit ihren weißen und röthlichen Dolden bis zu Mannshöhe empor. Das Mark ihrer Stengel und die Wurzel wird von den Grönländern mit großem Appetit verspeist, wie sie sich auch an den Wurzeln des Löwenzahns und andrer Pflanzen delektiren. Es scheint, als bedürften sie dieser vegetabilischen Nahrung als eines Gegengewichtes gegen die vielen animalischen Stoffe, die sie zu sich nehmen. Um meistens aber schwelgen sie in den schon oben erwähnten Beeren, die bei günstiger Witterung in unerschöplicher Fülle reisen und ganzen Stellen ein rothes oder schwarzes Ansehen geben. Sobald sie genießbar sind, werden namentlich die Rauschbeeren täglich in Masse genossen, bis sie der Schnee zudeckt; oft werden sie noch unter dem Schnee hervorgeholt. Wie dieser Leckerbissen auch für den Winter in Ledersäcken aufgehoben wird, ist bereits erwähnt worden.²⁾ —

So bildet die Sorge für die Nahrung auch bei ihrem zerstreuten Sommeraufenthalt den wichtigsten Theil des Lebens und Treibens der Grönländer. Doch wechselt auch hier die Arbeit mit mancherlei Vergnügungen: Spielen, Kraftübungen und dergl. Bis tief in die hellen Nächte hinein wird von zwei Abtheilungen eine Kugel hin und her geworfen; dort sehen wir die Mädchen mit Gefang eine Art Steigertanz aufführen. Auch dürfen wir den Singestreich nicht vergessen, indem jemand, wenn er gekränkt ist, sich an seinem Feinde zu rächen sucht, während dieser sich anstrengt, seine satirische Poësie noch zu überbieten: immer aber lehrt der oben beschriebene Trommeltanz wieder. —

Oftmals sind die Zelte im Sommer abgebrochen und an andern Stellen wieder aufgespanzt worden; denn in dieser Zeit hat das wunderlustige Völkchen nicht viel Ruhe. Endlich aber mahnen die immer

¹⁾ Doch waren schon vor Egede's Zeit europäische Angelhaken vielfach im Gebrauch.

²⁾ Auch im Winter fehlt übrigens die vegetabilische Nahrung nicht. Eine gewisse Langart wird selbst unter dem Eise hervorgefischt. In Zeiten der Not wird besonders davon Gebrauch gemacht.

färmteren Nachtfroste daran, daß es Zeit ist, die Winterquartiere in Stand zu setzen. Nun sammelt sich alles wieder bei den verfallenen Erdhütten. Manche muß von Grund aus erneuert werden; andre bedürfen nur der neuen Bedachung. Die Männer sorgen nur für das Holzwerk. Die schwerere Arbeit mit Räsen, Steinen und Erde bleibt den Frauen überlassen. Auch der Seehund ist in großen Scharen wiedergekehrt. Jetzt dreht sich wieder um ihn das Leben der Grönländer, und so verläuft es Jahr aus Jahr ein in einsförmigem Kreislaufe.

Zur Vervollständigung unsres Bildes von dem Volle mögen noch folgende Bemerkungen dienen. Obrigkeit und Gesetze suchen wir bei demselben vergebens. Nicht einmal die einfachste patriarchalische Verfassung, wie sie bei andern Völkern einer niederen Kulturstufe zu treffen, ist hier zu finden. Der, der im Stande ist, die meiste Nahrung anzuschaffen, hat das größte Ansehen. Doch nur die, welche von ihm ernährt werden, stehen gewissermaßen unter seiner Macht. oder vielmehr ist es ihnen selbstverständlich, jenem in allen Dingen zu folgen.¹⁾ Gewisse herkömmliche Gebräuche und Gewohnheiten vertreten die Stelle der Gesetze, und werden von niemanden ignorirt oder übertreten. Streitigkeiten, für die man eines Gerichtes bedürfte, kommen nicht vor. Das Land ist groß genug, um alle neben einander zu nähren. So hört man sie auch nicht auf einander schimpfen, wie überhaupt nicht lärmend und schreien. Ihr ganzes Vertragen ist ruhig und anständig. Stehlen und Beträugen ist bei ihnen etwas Unerhörtes. Ihre Affekte haben sie sehr in der Gewalt. Selten kommt der Zorn bei ihnen zum Ausbruch; ebenso wenig gemeine Sinnlichkeit. Von den Europäern, die sie mit jenen Lastern kennen lernten, sagten sie: „Die Leute haben ihren Verstand verloren, das Tollwasser (Branntwein) hat sie rasend gemacht.“

Dieser Mangel der meisten Laster, die sich bei andern Völkern finden, hat jedoch wenig stiftlichen Werth, da er hier als eine instinktähnliche Naturanlage hervortritt. Schon bei den Kindern findet man fast nichts von Trotz und widerspenstigem Wesen. Strafen und Züchtigungen sind ganz unbekannt; vielmehr artet die zärtliche Liebe der Eltern oft zu einer Schwäche aus, die manche komische Situation hervorruft, wie z. B. bei jenen Eltern, die mit ihrem Jungen bitterlich weinen, weil es ihm gar nicht glückt will, daß seine Peitsch so knallt wie die seiner Muttergenossen. — Es kommt vor, daß, wenn ein Kind verunglückt, auch die Mutter sich das Leben nimmt.

Jedoch, so erträglich sie auch mit einander leben, eine wirkliche Liebe zum Nächsten ist ihnen fremd. Es werden Beispiele erwähnt, daß Männer, welche andere vom Ufer aus in Gefahr sahen, zu bequem waren, ihren Skajal zu besteigen, um jenen Hülfe zu bringen, sondern

¹⁾ Dieser Zustand ließe sich vielleicht durch einen Ausdruck wie Trophardie bezeichnen.

sie tro
gegen
zigkeit.
gegeben
freilich
Beleid
furchtb
lange
aber to
sein, w
ihm m
hinterl
der N
Gleiche
D
leben d
Tadel.
doch fel
bei den
gegensei
theten b
Di
Völker
Religion
demselbe
jemand
daß sie
Ceremon
Ehe wir
deren E
geschlepp
hält ih
Fleisch o
Gebräud
Jenseits
auf das
Do
zu sein
tragen.
Da läßt
Hause n
ihm lieg
Dann ko
fällt zul
in die 1

¹⁾ D
gelommen

Vinterquartiere in
bei den verfallenen
wert werden; andre
sorgen nur für das
und Erde bleibt
großen Schaaren
Leben der Grön-
en in einsförmigem

Volke mögen noch
ke suchen wir bei
atriarchalische Ver-
ren Kulturtüse zu
t, die meiste Nah-
nur die, welche von
seiner Macht, oder
Dingen zu folgen.¹⁾
vertreten die Stelle
t oder übertreten.
kommen nicht vor.
u nähren. So hört
haupt nicht lärmend
unstündig. Stehlen
re Affekte haben sie
nen zum Ausbruch;
päern, die sie mit
Leute haben ihren
hat sie rasend ge-

ei andern Völkern
t als eine instinkt-
kinderu findet man
Strafen und Züch-
tartliche Liebe der
komische Situation
n Jungen bitterlich
e Peitich so knallt
s, wenn ein Kind
en, eine wirkliche
Beispiele erwähnt,
sahen, zu bequem
bringen, sondern
und wie Trophäie

sie trotz alles Jammerns ihrer Angehörigen verunglücken ließen. Auch gegen Wittwen und Waisen zeigt sich oft eine unmenschliche Hartherzigkeit. Solche Verlassenen sollen zuweilen dem Hungertode preisgegeben werden. Auch herrscht bei ihnen die Blutrache. Nur selten freilich kommt ein Mord vor, wenn der lange verhaltene Unwillen eines Beleidigten einmal in hellem Zähzorn aufschlämt, der dann um so furchtbarer ist. Die Angehörigen des Ermordeten verhalten sich freilich lange Zeit ganz ruhig und lassen keine böse Absicht merken. Endlich aber kommt doch einmal die Gelegenheit und sollte es nach 30 Jahren sein, wo einer von ihnen an dem Mörder die Vergeltung ausübt und ihn meuchlerisch in seinem Kajak umwirft, daß er ertrinken muß, oder hinterlistig mit dem Harpun durchbohrt. Freilich auch der Vollstrecker der Rache weiß, daß ihm oder einem seiner Nachkommen einst ein Gleichtes geschehen wird.¹⁾

Das eheliche Leben hat seine Licht- und Schattenseiten. Gewöhnlich leben die Gatten recht friedlich miteinander. Polygamie gilt nicht als Tadel. Büttig und sittsam erscheinen die Verheiratheten von außen; doch fehlt ihnen ganz der Begriff der Heiligkeit der Ehe, wie denn bei den oben bereits erwähnten Vergnügungen ohne allen Anstoß ein gegenseitiger Austausch der Weiber stattfindet. Bei den Unverheiratheten dagegen sind Unzuchtstürden etwas höchst seltenes.

Diese Züge mögen genügen, um das Leben dieses merkwürdigen Völchens zu charakterisieren. Wenn schließlich noch etwas von der Religion gesagt werden soll, so können nur geringe Spuren, die in demselben zu Tage treten, angeführt werden. Freilich lange hätte jemand unter den Grönländern zubringen können, ohne zu bemerken, daß sie überhaupt Religion haben. Vergeblich sucht man die religiösen Ceremonien, wie sie sich bei andern heidnischen Völkern finden. Die Ehe wird geschlossen dadurch, daß die Braut nach Verabredung mit deren Eltern mit scheinbarer Gewalt in die Wohnung des Bräutigams geschleppt wird. Dem Neugeborenen wird keinerlei Weihe ertheilt: nur hält ihm die Mutter ein Stückchen Schnee und dann ein Stückchen Fleisch an die Lippen. Nur bei der Beerdigung der Todten sind einige Gebräuche zu bemerken, die auf das Fortleben der Seele in einem Jenseits deuten. Jedermann überwiegt bei dem Grönländer die Richtung auf das Diesseits, die das ganze Leben beherrscht.

Doch gibt es unter ihnen Leute, die in der andern Welt bekannt zu sein vorgeben: Zauberer, die den Namen Angelok (plur. Angekut) tragen. Mit allerlei Gaukerei wissen sie sich Ansehen zu erwerben. Da läßt sich einer die Hände und Füße binden. Alle Lampen im Hause werden ausgelöscht. Plötzlich aber hört man, wie er die vor ihm liegende Trommel er tönen läßt, wie er singt und umherspringt. Dann kommt er immer mehr in Eifer, tobt wie ein Rasender und verzählt zuletzt in konvulsivische Zustände. In denselben macht er Reisen in die Unterwelt und in den Himmel, auf denen er allerlei über-

¹⁾ Dass die Blutrache auch bei andern Eskimosämmen sich finde, ist mir nicht vor-
gekommen. Sollte sie in Grönland etwa normannischen Ursprungs sein?

natürliche Dinge zuwege bringt, Krankheiten heilt, reichlichen Zugang der Seehunde bewirkt und dergleichen. — Ein Angelok aber, der seine Kraft missbraucht, um Unglück anzurichten, der die Leute verhext, die Seehunde und Reinthiere vertreibt u. s. w., wird Illiseetsok genannt und wegen seiner Hexereien ermordet, in Stücke gehauen und ins Meer geworfen. Sonst vertreten sie allgemein die Stelle der Aerzte, die über die Kranken Zauberprüche murmeln und sie anhauchen und mancherlei absurde Mittel verordnen.

Die religiösen Vorstellungen, auf die sich das ganze Treiben dieser Zauberer gründet, sind vielerlei zusammenhangslose Ueberlieferungen, in denen zwei große und viele kleine Geister immer wieder vorkommen. Die letzteren, Innuat, beherrschen die Elemente.¹⁾ Von den beiden andern aber ist der männliche, Torngarsuk, gut, der andre weibliche aber, der keinen Namen hat, ist böse. Ueber jenen sind jedoch sehr widersprechende Vorstellungen im Gange. Einige sagen, er sei klein, andre, er sei außerordentlich groß. Einige halten ihn für unsterblich, andre sagen, er müsse sterben, wenn er einen Hund anrühre. Diese meinen, er gleiche einem großen Menschen von schrecklichem Aussehen, jene, er sähe aus wie ein Bär. Allgemein aber nimmt man an, daß er die Ursachen der Krankheiten und auch die Mittel zur Heilung kenne. Mit ihm verkehren die Zauberer. Viel wird auch von Torngarsuk Großmutter erzählt. Siewohnt tief unten in der Erde und hat über alle Seethiere zu gebieten, die bei ihr zu Hause sind. Zu ihr macht mancher Angelok unter graulichen Verhältnissen die Reise, um von ihr die Loslassung der Seehunde u. s. w. zu erzwingen. Torngarsuk selbst aber bekümmert sich nicht um die Welt, die ihm viel zu niedrig ist. Er überläßt es den kleinen Geistern, sie zu regieren, deren verschiedene Namen haben und beschrieben werden, wie Ignarsoit, Feuergeister, die sich als Irrlichter sehen lassen, Innuavolit, Berggeister, Eokiglit, Kriegsgeister, die im Osten des Landes wohnen und grausame Feinde der Menschen sind u. s. w. Besonders aber fürchtet man sich vor den Gespenstern (Angiat), welche jedoch von einem Angelok gefangen und zerrissen werden können. Auch werden zum Schutz gegen sie allgemein Amulete getragen: Fuchskiefern, Stabköpfe, Falkenklauen und mancherlei Gegenstände, die sie von Europäern erlangen konnten. Die Seelen der Verstorbenen fahren nach ihrer Meinung entweder aufwärts in den Himmel, oder abwärts unter die Erde. Die ersten aber haben es schlimm; sie wohnen neben einem großen mit Schnee bedekten Berge, oder um ein großes Gewässer herum, in offnen Zelten, müssen auch schwarzes, schleimiges Wasser, mit Würmern darin, trinken, und alte Weiber werden da sehr von Raben geplagt, die ihnen beständig um die Haare hängen und die sie nur mit Mühe von sich abhalten können. Ueberdies haben die Seelen der Abgeschiedenen dort keine Ruhe, sondern irren von einem Orte zum andern herum, und die Strahlen des Nordlichts sind eine Menge von ihnen,

¹⁾ Auch hat jeder Angelok seinen Innuat, durch den sein Verkehr mit der unsichtbaren Welt vermittelt wird.

reichlichen Zugang der
aber, der seine Kraft
verhext, die Seehunde
genannt und wegen
ins Meer geworfen.
die über die Kranken
mancherlei absurde

ganze Treiben dieser
ose Ueberlieferungen,
r wieder vorkommen.
1) Von den beiden
der andre weibliche
nen sind jedoch sehr
sagen, er sei klein,
i ihn für unsterblich,
und anröhre. Diese
heuslächlichem Aussehen,
nimmt man an, daß
Mittel zur Heilung
wird auch von Torn-
ten in der Erde und
zu Hause sind. Zu
rhältissen die Reise,
j. w. zu erzwingen.
die Welt, die ihm viel
tern, sie zu regieren,
werden, wie Ignor-
en, Innuavolit, Berg-
Landes wohnen und
sonders aber fürchtet
e jedoch von einem
Auch werden zum
skiefern, Stabenhöfse,
von Europäern er-
hren nach ihrer Mei-
wärts unter die Erde.
neben einem großen
Gewässer herum, in
Wasser, mit Würmern
von Naben geplagt,
e sie nur mit Mühe
Seelen der Abgeschie-
i Orte zum andern
Menge von ihnen,
Berlehr mit der unsicht-

die mit dem Kopfe eines Walrosses Ball spielen. Die Seelen selber
find nach ihrer Meinung bleich und fahl; wenn man sie anfühlen will,
haben sie weder Fleisch noch Knochen oder Sehnen, sondern sind so
fein, daß sie fast wie nichts sind. Die Ursachen ihres schwächlichen
Aussehens aber sei die starke Umröhlung und heftige Bewegung den
Himmels, welche sie so abmatte, daß sie nicht fett werden könnten.
Daher wünschen die Grönländer gewöhnlich ihren verstorbenen Freun-
den, daß sie lieber hinunter, als hinauf kommen mögen, und pflegen
die Kranken, welche in den letzten Zügen liegen, vorsichtig aus dem
Bett zu heben und auf dem Fußboden zum Begräbniß einzuwinkeln,
damit sie nicht aufwärts, sondern abwärts fahren. Weil nämlich die
Grönländer ihre meiste und beste Nahrung aus der Tiefe des Meeres
bekommen, so suchen sie den Ort der Seligen unter dem Meere oder
Erdboden, und denken, daß die tiefen Löcher in den Felsen die Eingänge
dazu sind; daselbst wohne Torngarsuk, der gute Geist; da sei ein bestän-
diger Sommer und keine Nacht, da sei gutes Wasser und ein Ueberfluss
an Vögeln, Fischen, Seehunden und Rennthieren, die man ohne alle
Mühe fangen kann. In dieses schöne Land kommen vorzugsweise die
Weiber, die im Wochenbett sterben, und die Männer, welche auf der
See ertrinken, sowie auch die Walfrischfänger, zur Belohnung für das
Ungemach, das sie vor andern hier auf der Welt erlitten haben. Doch
geht der Weg dahin über einen rauhen Felsen, an welchem die armen
Seelen fünf Tage lang hinabschauen müssen, so daß er ganz blutig ist
von ihren zerrissenen Gliedern. Wer die Reise im Winter oder bei
stürmischem Wetter machen muß, kann leicht zu Schaden kommen, und
dies ist dann der zweite Tod, nach welchem nichts übrig bleibt. Kinder
aber sind nach ihrer Meinung zu einsältig und unverständlich, um den
Weg in das Land der Seelen zu finden, deshalb wird ihnen ein Hundskopf
auf das Grab gelegt, denn die Seele des Hundes weilt überall den
Weg nach der Heimat.

Ihre Todten begraben die Grönländer an einem abgelegenen Ort
unter großen breiten Steinen. Neben das Grab legen sie das von
dem Verstorbenen täglich gebrauchte Werkzeug, damit sie sich nicht
dadurch verunreinigen oder durch dessen öfteres Anschauen zur Betrübniß
veranlaßt werden; denn dies bekommt der abgeschiedenen Seele nicht
wohl, sie frieren dabei. Wer einen Todten anröhrt oder zu Grabe
trägt, ist eiliche Tage unrein und muß sich gewisser Arbeiten und
Speisen enthalten, wozu auch die übrigen Verwandten und Haus-
genossen, wenn schon in geringerem Grade, verpflichtet sind. Nach dem
Begräbniß hält gewöhnlich der nächste Verwandte mit lauter und heu-
lender Stimme eine Klage-Rede zu Ehren des Verstorbenen, von Zeit
zu Zeit durch das Weinen und Heulen der Anwesenden, besonders der
Weiber, unterbrochen. Solche Wehklagen werden während der Trauer-
zeit einige Wochen lang alle Tage fortgesetzt.

Zuletzt aber gewinnt die Sorge für die alltäglichen Bedürfnisse
der Lebenden wieder das Uebergewicht und die Verstorbenen gerathen
in Vergessenheit. So geht denn das Leben der Grönländer in seiner
Richtung auf das Diesseits ungestört seinen Lauf.

4. Anfänge der Kolonie.

Wir kehren nun zu unsern Norwegern zurück, deren Herzen noch mit Dank für ihre Rettung erfüllt waren, während die Augen forschend durch die Klippen hin nach dem noch 2 Meilen entfernten Lande hinüberschweiften. Siehe, da zeigten sich einige Kajale, die mit den Wellen auf und nieder tanzen. „Es sind Seehunde“ hieß es zunächst; doch bald erkannte man die Männer in den kleinen Fahrzeugen, die ersten von dem Volle, nach dem Egede so ein herzliches Verlangen trug. Bei ihrem Anblick gingen ihm vor Stührung die Augen über. Als der Ankter im sichern Hafen niederfiel, näherten sich auch zwei große Weiberböte. Im ersten saß ein Angelok, der seine Beschwörungsformeln murmelte. Mehrmals umfuhrn sie das Schiff in weitem Kreise, während die kleinen Leute darin mit Verwunderung besonders die Frauen auf demselben anstauten. Endlich wagten sie es an Bord zu kommen, standen aber noch lange zögernd auf dem Fallbrett, bis man sie durch Perlen und Angelhaken zutraulich machte. Neugierig wurden die sonderbaren Fremdlinge gemustert. Bei Egede aber regten sich verschiedene Gefühle; denn das waren nicht die Abkömmlinge alter Normannen, die er suchte. Aber tief elend und bemitleidenswerth kamen ihm diese Heiden vor, denen er nun bald seine barmherzige Liebe in vollem Maße zuwandte, mit dem Wunsch, Gott möge ihn zu einem tüchtigen Werkzeuge machen, ihnen das Heil zu bringen. Günthig stimmte ihn auch die Freundlichkeit, mit der die Eskimo seine Kinder zu lieblosen suchten.

Indessen um die Eingeborenen konnte man sich zunächst nicht viel bekümmern. Man musste die kurze Sommerzeit ausnutzen, um Vorkehrungen zur Überwinterung zu treffen. Das eine Schiff lehrte bald zurück, um in der Heimat Bericht zu erstatten und im nächsten Jahre neue Zufuhr zu bringen. Das andre¹⁾ ankerte bei einer kleinen Insel,²⁾ auf der man bald begann ein Haus zu bauen u. z. von Steinen und Fasenstückchen, innwendig mit Brettern verkleidet. Wahrscheinlich war es für die aus 46 Personen bestehende Kolonie recht beschränkt. Man nannte jenen Platz den „Hoffnungshafen“ (Haabets Havn). Während des Baus kamen ab und zu Grönländer, die zunächst freundlich und hilfsreich Hand anlegten, um Materialien herbeizuschaffen. Anfangs August waren ihrer mehr als hundert mit Weibern und Kindern da. Bei dieser Gelegenheit bemerkten sie jedoch sehr bedenklich, daß das Gebäude ein Haus und nicht, wie sie zuerst angenommen hatten, ein Schiff werden sollte. Seitdem waren sie wie weggeblasen und kein einziger ließ sich wieder bei den Kolonisten sehen. Am 31. August war der Bau beendigt. Man zog mit einer Feier ein, bei der Egede über Psalm 117 predigte. Dann wurden die „allergnädigst mitgegebenen Articul aufgelesen und dadurch ein jeder seiner Pflicht

¹⁾ Das dritte war gar nicht angelangt, sondern verunglückt.

²⁾ Es war die Insel Kangel, westlich von dem jetzigen Godthaab.

und Schuldigkeit erinnert." — Das war der Anfang der dänisch-norwegischen Handels-Kolonie.

Nunmehr mußte man darauf bedacht sein, die Umgebung näher kennen zu lernen, durch Jagd und Fischfang Lebensmittel zu gewinnen und mit den Eingeborenen den Handelsverkehr zu eröffnen, um dessentwillen das ganze Unternehmen gemacht war. Doch es wollte nicht gelingen. Obgleich der Grund zum Fischen vortrefflich schien, gab es wenig Fische. Auf dem Lande sah man Rentthiere und Hafen genug, aber sie waren so scheu, daß man nur selten ein Thier erlegte. Dort am Rande zeichneten sich auf dem sterilen Ufer ein paar Plätze durch späppigen Graswuchs aus. Zahlreiche Knochen und zerbrochene Gewäschafften deuteten an, daß hier die Eskimo gewohnt hatten, sie selbst lebten sich jedoch nicht wieder sehen, bis auf einzelne Kajaks, die scheu in der Ferne vorbereiteten. Endlich am 14. Oktober fand Egede beim Besuch auf dem Lande ein paar Familien, die beschäftigt waren, ihr Winterhaus in Stand zu setzen, während daneben noch die Sommerzelte standen. Augenscheinlich ließen sie nur ungern die Europäer ihre Wohnungen besuchen; und als diese am folgenden Tage ihren Besuch wiederholten, war die ganze Gesellschaft fortgegangen.

Es war dies für Egede eine Zeit schwerer Prüfung um so mehr, als der mitgekommene Kaufmann murkte, daß hier an Erwerb und Gewinn nicht zu denken sei. Auch das Schiffsvolk wurde mißvergnügt, da der Proviant, neben dem man stark auf die Erträge der Jagd und Fischerei gerechnet hatte, offenbar nicht ausreichen konnte. Dennoch blieb Egede standhaft und seine Hoffnung sollte nicht getäuscht werden.

Es war um Weihnachten, als er einige Leute ans Festland schickte, an eine Stelle, wo man früher einige verlassene Häuser bemerkte. Dort sollten sie sich einige Zeit aufzuhalten um zu jagen. Aber wie erstaunten sie, als sie die Wohnungen wieder in Stand gesetzt und von mehr als hundert Grönländern bewohnt fanden. Anfangs schienen sie verbrießlich, daß sie entdeckt waren. Doch nahmen sie die frierenden Fremdlinge auf, die höchst erstaunt waren, in ihren Häusern jene oben ange deutete Wärme zu finden. Drei Tage mußten sie der ungünstigen Witterung halber da bleiben und hatten heimgekehrt genug davon zu erzählen, wie es bei den Heiden herginge; wie die Weiber daheim vor Wärme halb nackend saßen und Kleider nähten, während die Männer täglich auf der See ihrem Erwerb nachgingen und reichliche Beute heimbrachten. Bisher hatte sich Egede besonders mit mitleidigen Gedanken getragen, daß die armen Menschen doch wohl sehr frieren und hungern müßten, und war nun erstaunt von ihrem Wohlgerügen zu hören. Auch hatte sich nunmehr ein guter Anknüpfungspunkt zu weiterem Verkehr mit ihnen gefunden. Einer von ihnen nämlich, Namens Aroch, hatte zu einem der Norweger, der Atron hieß, und den er wohl halb und halb als seinen Namensvetter ansah, eine zärtliche Zuneigung gefaßt. Er war ihm nicht von der Seite gegangen und batte auch bei Nacht sein Lager mit ihm getheilt. Dennoch war der nun beginnende Verkehr noch ziemlich mangelhaft. Die Grönländer wollten zum Verdruss des Kaufmannes an den für sie bestimmten

deren Herzen noch die Augen forschend entfernten Lande ajake, die mit den " hieß es zunächst; en Fahrzeugen, die erzlättes Verlangen die Augen über sich auch zwei große eine Beschwörungs-Schiff in weitem unerdenung besonders gten sie es an Bord dem Fallbrett, bis machte. Neugierig Egede aber regten : Abkömmlinge alter d bemitleidenswert b seine barnherzige, Gott möge ihn zu zu bringen. Günstig eskimo seine Kinder h zunächst nicht viel ausnutzen, um Vor- ne Schiff kehrte bald im nächsten Jahre bei einer kleinen bauen u. z. von verkleidet. Wahr- hende Kolonie recht igshäfen" (Haabets länder, die zunächst ien herbeizutragen mit Weibern und edoch sehr bedenklich, zuerst angenommen sie wie weggeblasen en seien. Am 31. x Feiert ein, bei der die allergnädigst jeder seiner Pflicht

Waaren kein Gefallen finden; für Egede war die Schranke der fremdartigen Sprache, zu deren Erlernung ihm alle Handhaben fehlten, immer noch ein Grund ernster Betrübniß. Um so treuer war er als Seelsorger der kleinen Kolonie, die nun in den kurzen Wintertagen immer mehr auf ihr Quartier beschränkt blieb. „Beim Morgen- und Abendgebet wurde ein Kapitel aus der Bibel gelesen und einige Fragen aus dem Katechismo Lutheri repetirt: so wurde auch in unser Gebet des ganzen königlichen Erbhaues zeitliches und ewiges Wohl eingeschlossen, wie auch der grönländischen Kompagnie Wohlstand und des ganzen Deseins glücklicher Fortgang.“ Sonntags Nachmittags wurde die Vormittags gehaltene Predigt repetirt und ein Stück aus Johann Arndts „Wahres Christenthum“ gelesen. Auch wird ein Fall von Kirchenzucht wegen Uebertretung des sechsten Gebotes berichtet.¹⁾

1722

Am 21. Januar versuchte Egede selbst bei den Grönländern zu bleiben, was er jedoch nur einen Tag lang aushielßt. Es gelang ihm aber wieder, den Aron auf längere Zeit da zu lassen. Im Anfange wurde dieser viel geneckt und verixt, wußte sich aber bei seinen unfreiwillingen Wirthen allmählich in Ansehen zu setzen. Nach seiner Rückkehr konnte er dem Egede manche Erfahrungen mittheilen; auch suchte er einige Grönländer zu bewegen, auf der Kolonie einige Zeit zu bleiben, wobei jener die Gelegenheit zu Sprachstudien wahrnahm, indem er bei jedem Dinge fragte: Kina? (was ist das?) und dann die sonderbaren Wörter so gut als möglich in Buchstaben fixirte. Es währete aber nicht lange. Der Aufenthalt bei den Europäern sagte den Eskimo nicht zu; so ließen sie bald wieder fort.

Die härteste Kälte war vorüber. Die Tage wurden länger. Da hatten die Eingebornen keine Ruhe mehr. Truppenweis zogen sie mit allen ihren Habeligkeiten davon und bald schien die ganze Gegend verlassen zu sein. Dagegen kamen andre Jüge von Süden her an der Ansiedelung vorbei, die alle weiter hinauf nach Norden fuhren, um dort Fische und Seehunde zu fangen. Manche derselben landeten auf der Hoffnungsinsel, wo sie des Abends nach Gewohnheit ihre Zelte ausschlugen. Egede aber brannte vor Liebe und Eifer, ihnen das Evangelium zu verkündigen, und war doch noch so wenig ihrer Sprache mächtig. Da ließ er von seinem Paul, der etwas zeichnen konnte, einige biblische Geschichten bildlich darstellen, den Sündenfall, die Wunderwerke und das Leiden Christi. Diese Bilder zeigte er dann den Grönländern, die zu ihm kamen, und erklärte ihnen die Bedeutung derselben, so gut er's vermochte. Das gefiel den Leuten, besonders wie Christus mit einem Wort oder durch bloßes Anblasen die Kranken geheilt und die Todten erwecket, und sie hatten dann Egede als Priester und Gesandten eines so mächtigen und wohlthätigen Gottes, ihre Kranken auch zu heilen, und ruheten nicht, bis er sie wenigstens anblies. Davon schreibt er: „Dieses hatten sie schon einmal zuvor von mir begehret. Denn da ich einsmals predigte, wobei sich eben ein

¹⁾ Ueberhaupt scheint Egede mit der keineswegs aus besonders christlichen Elementen zusammengesetzten Kolonie manche Noth gehabt zu haben.

Grönland auf, zei
ihn an
ich, wa
großes
kennen,
fragten
Trost,
bei ihne
Namens
zu Gott
führliche
Zu
Kolonie
allmähli
sich zu
Unterne
mußte m
sie die C
mehr vor
gelungen
fehl. Sa
sah man
den Anst
Leute wu
ging, un
Egede ab
Trost in
standhaft
ländern g
Egede's E
rüsten, ve
auf den
Schon wa
am 27. D
hatte und
suchte, vo
Es pochte
ein Schiff,
alle Noth
nicht blos
brachten, i
nehmen ei
munterung
sich die Be

²⁾ Anbe
er es mit gut

rankte der fremdenhaben fehlten, euer war er als den Wintertagen im Morgen- und end einige Fragen in unjer Gebet ges. Wohl eingeholstand und des schmittags wurde auch aus Johann d ein Fall von berichtet.¹⁾

Grönländern zu Es gelang ihm n. Im Anfange bei seinen unfreisch seiner Rücklehrn; auch suchte er die Zeit zu bleiben, ihm, indem er bei n die sonderbaren währte aber nicht; Eskimo nicht zu;

urden länger. Da weis zogen sie mit ganze Gegend ver- Südren her an der ordnen fuhren, um selben landeten auf ohnheit ihre Zelte ihnen das Evangelium ihrer Sprache zeichnen konnte, Sündenfall, die er zeigte er dannen die Bedeutung en, besonders wie aßen die Kranken Egede als Priester gen Gottes, ihre ie wenigstens an- einmal zuvor von bei sich eben ein

Grönländer befand, kam er zu mir, nahm sein Kappitel über Pelz auf, zeigte mir seinen bloken Leib und gab mir zu verstehen, ich sollte ihn anblasen, denn er hätte Böses im Magen. Aus Narrerei¹⁾ hat ich, was er begehrte und damit war er zufrieden. Dass sie aber ein großes Vertrauen zu mir hatten, gaben sie genugsam dadurch zu erkennen, dass so oft sie auf die Kolonie kamen, sie allein nach mir fragten und verlangten mit mir allein zu reden. Solches gab mir den Trost, dass, wenn ich die Sprache erst gelernt, ich mit Gottes Hilfe bei ihnen gewiss etwas austrichten würde, beides zu seines allerheiligsten Namens Ehre, als auch zu ihrer Erleuchtung, wonach ich so innerlich zu Gott seufzte und ihn beständig darum anrufte." (H. Egede, Ausführliche und v. Nachricht z. S. 37.)

Zuvor aber galt es eine neue schwere Prüfung zu bestehen. Die Kolonie hatte überhaupt wenig günstige Aussichten. Hätte man auch allmählich durch Jagd und Fischerei mehr Nahrungsmittel als anfänglich sich zu verschaffen gelernt, so war doch mit dem Handel, auf den das Unternehmen hauptsächlich zielte, wenig zu machen. Mit Verdruss musste man sehen, wie ein Holländer, der mit den Lauschartikeln, wie sie die Eingebornen wünschen, versehen war, in einer halben Stunde mehr von ihnen erstand, als dies den Norwegern überhaupt bis dahin gelungen war. Auch schlügen die Hoffnungen auf den Waldfischfang fehl. Schon war's mitten im Sommer, holländische und andere Schiffe sah man genug von weiterem vorüberfahren, aber kein norwegisches, das den Ansiedlern neue Zufuhr gebracht hätte, ließ sich sehen. Egede's Leute wurden ungeduldig und unruhig, dass der Mundvorrath zu Ende ging, und begehrten heim. Auch der Kaufmann war dieser Ansicht, Egede aber fand in seiner großen Unruhe und Bekümmernis nur Trost in gläubigem Gebet und dem ermunternden Zuspruch seines standhaften Weibes, die eine herzliche Zuneigung zu den armen Grönländern gefasst hatte. Endlich ward dennoch die Rücklehr beschlossen, Egede's Gattin aber war durch nichts zu bewegen, sich zur Abreise zu rüsten, verwies vielmehr den andern ihren Unglauben und hoffte getrost auf den Herrn. Und ihr Glaube sollte nicht zu schanden werden. Schon war der Tag der Abreise nahe, das Schiff lag segelfertig; da, am 27. Juni, als Egede eben mit den Seinigen sich zur Ruhe gelegt hatte und zu seiner Frau, die ihn nach bestem Vermögen zu trösten suchte, von seiner tiefen Bekümmernis redete, kam jemand gelaufen. Es pochte heftig an die Thür und einer der Leute rief: "Es kommt ein Schiff, man hört die Leute norwegisch reden!" Da hatte plötzlich alle Noth ein Ende, denn statt eines Schiffes kamen sogar zwei, welche nicht bloß reichliche Vorräthe, sondern auch die erfreuliche Nachricht brachten, dass die Handelsgesellschaft ernstlich gesonnen sei, ihr Unternehmen eifrig fortzuführen; dazu schickte der Missions-Rath ein Aufmunterungsschreiben mit der Versicherung, das König Friedrich IV. sich die Befehlung der Grönlander sehr am Herzen liegen lasse. Zu

¹⁾ Anderwärts sagt er, dass er es nur ungern gethan habe und im Zweifel, ob er es mit gutem Gewissen thun könne.

ihrer wie des Handels Nutzen hatte derselbe eine Lotterie bewilligt, und da diese nicht zu Stande kam, den Einwohnern beider Reiche, Dänemark und Norwegen eine mäßige Abgabe unter dem Namen „die grönländische Schatzung“ auferlegt, die sich zu einer ansehnlichen Summe belief.¹⁾

Nun mochte das Schiff vom vorigen Jahre samt seiner ganzen Mannschaft ruhig heimfahren; mit den beiden neuangekommenen untersuchte Egede das gegenüberliegende Fjelland, und da die Grönländer immer mehr Vertrauen zu ihm fassten und Kranken aller Art zu ihm brachten, ließ er nicht ab, so weit es bei seiner mangelhaften Kenntniß ihrer Sprache und durch Zeichen und Bilder geschehen konnte, sie zum wahren allmächtigen Gott hinzuweisen, als dessen Diener er unter ihnen lebe, um von seinen Werken und seinem Herzen ihnen zu erzählen. Um in der Sprache weiter zu kommen, hielt er sich auch im Winter 1722 mit seinen Söhnen eine Zeit lang unter den Grönländern selbst auf. Jene, Paul und Niels (Paulia und Nese genannt), waren allgemein beliebt; nur von den Kindern wurden sie viel genest, bis sie sich durch ihre Überlegenheit in Kraftübungen und Geschicklichkeit bei den Spielen Reipukt verghafften. Lange aber war das Leben bei den Eingeborenen nicht auszuhalten. Daher war Egede froh, als sich 2 Waisen-Knaben und eine ganze Familie bewegen ließen zu ihm zu ziehen. Doch vermochte er nicht, sie vom Herumschweifen abzuhalten und die jungen Leute an ein stetiges Lernen zu gewöhnen. Im Anfang freilich gingen sie lustig daran, weil sie für jeden Buchstaben, den sie kennen lernten, einen Angelhaken oder sonst etwas geschenkt bekamen. Bald aber wurden sie des Lernens überdrüssig und sagten, sie wüssten nicht, wozu es nütze, den Tag über zu sitzen, auf ein Stück Papier zu sehen und zu rufen: a, b, c &c., er und der Kaufmann wären Leute, die zu nichts taugten, weil sie den ganzen Tag nichts thäten, als in ein Buch sehen und mit der Feder malen; da wären die Grönländer doch ganz andere Leute, die könnten Seehunde jagen, Vögel schießen und dgl., wo von sie Nutzen und Vergnügen hätten. — Egede aber machte vom 1. März 1723 an wieder mehrere Reisen in die Meerbusen und die Westküste entlang, wobei es ihm zwar noch nicht gelang, einen passenderen Platz für seine Niederlassung zu finden, doch häufige Gelegenheit sich darbot, mit Grönländern in Berührung zu kommen. Vielfach fand er auch Verlaugten, ach Belehrung über göttliche Dinge und bemerkte, daß seine Worte nicht ganz ohne Frucht blieben. So legten mehrere Grönländer auf seine Mahnungen ihre Amulete ab, und als ein junger Mann auf der Seehundsjagd durch Umschlagen des Kajak sein Leben verloren hatte, kam ein anderer Grönländer, der oft zugehört hatte, wenn Egede lehrte, zu den betrübten Eltern und sprach ihnen zu, daß sie sich doch nicht grämen, sondern trösten möchten, denn an jenem Tage werde der Schöpfer Himmels und der Erde alle Todten auferweden. Dabei zeigte er ihnen, auf Händen und Füßen kriechend, daß diejenigen, welche hier alt und schwach wären und nicht gehen könnten,

¹⁾ Gram, Historie ic. I. S. 369.

lotterie bewilligt, von beiden Reiche, dem Namen „die sehnlichen Summe mit seiner ganzen ekommenen unter Grönländer immer zu ihm brachten, n Kenntniß ihrer te, sie zum wahren unter ihnen lebe, erzählen. Um in Winter 1722 mit selbst auf. Jene, allgemein beliebt; sie sich durch ihre t bei den Spielen i den Eingeborenen 2 Waisen-Knaben ziehen. Doch ver- und die jungen sang freilich gingen sie kennen lernten, amen. Bald aber wußten nicht, wozu spier zu sehen und Leute, die zu nichts als in ein Buch nländer doch ganz ließen und dgl., wo- aber machte vom Meerbujen und die lang, einen passen- häufige Gelegenheit men. Vielfach fand inge und bemerkte, So legten mehrere und als ein junger Kajak sein Leben oft zugehört hatte, nach ihnen zu, daß i, denn an jenem alle Todten aufer- ißen kriechend, daß nicht gehen könnten,

im Himmel wieder frisch und jung werden würden. — Solche Erfahrungen halfen Egede tröstet, als sämtliche in seinem Hause befindliche Grönländer zu Anfang des Sommers unter allerlei Vorwänden sich wieder davon machten.

Im Jahre 1723 brachte das erst am 19. Juni mit neuer Zufuhr eintreffende bergische Schiff unserm Egede einen Gehülfen, Albert Top, mit welchem zusammen er so fleißig die grönländische Sprache lernte, daß sie bald die Sonntags-Evangelien übersetzen konnten. Nach einer abermaligen Reise Egede's an der Westküste verbrachten beide die Winterzeit mit Unterweisung einzelner Grönländer, die sich bewegen ließen, eine Zeit lang bei ihnen zu bleiben, zogen dann auch hier hin und dorthin, erforschten das Land und verkündigten das Evangelium. Manches hatten die Grönländer nun wohl schon vom Christentum gelernt, aber von einer Beklehrung und Umwandlung des Herzens zeigte sich noch keine Spur. Ueberhaupt war mit dem Volke nichts rechtes aufzustellen: sie beachteten wenig, was Egede lehrte, selbst wenn er welche von seinen Leuten an beide Enden des Hauses stellte, um sie zum Anhören anzuhalten. Bald wurde ihnen die Predigt zu lang, und dann gingen sie wohl hin zu Egede, und fragten, ob er nicht bald aufhören werde. Er mußte dann am Arme abmessen, wie groß das Stück sei, das noch übrig wäre; darnach gingen sie hin und setzten sich, schoben die Hand jeden Augenblick, und wenn der Prediger am Ende eines Sages inne hielt, schoben sie geschwind die Hand bis auf die Finger hinaus, wenn er aber wieder anfing, riefen sie aua, d. i. noch mehr! und schoben die Hand an dem halben Arm hinauf. Dem Paul aber, welcher den Gesang leitete, hielten sie oft den Mund mit einem nassen Handschuh aus Seehundsfell zu, wenn er ein neues Lied anfing oder ihnen zu lange sang. War vollends ein Angelok unter ihnen, so war an keine Andacht zu denken. Siz verlachten und verspotteten die Missionare, ja, strafsten sie gar Lügen, indem sie meinten, ihre Angeloke kannten Himmel und Hölle besser; den ersten hätten sie noch nicht so baufällig angetroffen, daß sein Einsturz zu beforgen wäre, und wäre die letztere so heiß, wie sie beschrieben würde, so hätte die See Wasser genug, sie zu löschen und ihnen exträglich zu machen, da könnten sie sich für die Kälte entschädigen, die sie auf der Erde ausgestanden. Sollten sie dem Prediger Glauben schenken, so müßte er mit seinem Gebet gutes Wetter und einen Ueberfluss an Fischen, Vögeln und Seehunden bewirken, und ihre Kranken gesund machen. Besorgt um den eignen Einstuß, widerstrebt jene Zauberer dem Evangelio auf alle Weise. Sie schmähten es als eine tolle Lehre; verspotteten die Kablunate, die ihren großen Angelok getötet hätten, und machten die Predigten der Missionare lächerlich, denen auch die Schuld an allen unglücklichen Ereignissen zugeschoben wurde. Egede aber wußte ihnen nachdrücklich zu widerstehen, wie er denn mit ihnen als des Teufels Dienern oft recht derb verfuhr. Ein von einem Angelok angezettelter Plan die Kolonie zu überfallen, wurde entdeckt und durch Egede's verschlossene Maßregeln vereitelt.

Unter allen diesen trüben Erfahrungen wurde 1725 der Erzähler der Grönländer getauft. Einer von den Knaben nämlich, die auf der Kolonie geblieben waren, wurde gefährlich krank, und da er wenigstens einiges von Gott und der Seligkeit durch Christum gelernt hatte, wurde ihm das Sakrament kurz vor seinem Tode ertheilt.

Die ganze Lage der Kolonie, durch deren äußere Geschäfte Egede vielfach in Anspruch genommen wurde, war übrigens keineswegs günstig, obgleich ihre Wirkamkeit schon ausgedehnt und im Norden, zu Neipisene, dem jetzigen Holsteinborg, eine sogenannte Walfischjäger-Loge errichtet war. Die Erträge des Fanges und des Handels reichten nicht hin, die Ausgaben der Gesellschaft zu decken. Sie hatte sich nur durch königliche Unterstützungen halten können und löste sich, als 1726 wieder ein Schiff verloren ging, ohne weiteres auf. Die Sorge für das ganze Unternehmen ging also auf die Regierung über, die leider mit ziemlich verkeilten Maßnahmen begann. Man wollte die Kolonie auf großen Fuß bringen. Zwei armierte Schiffe brachten einen Gouverneur, einen Kommandanten, 25 Soldaten und alles Material zur Errichtung eines Forts nach Grönland. Auch kamen zur Vermehrung der europäischen Bevölkerung zehn Männer nebst ihren Frauen mit. Jene waren aus dem Gefängnis genommen, diese aus dem Waisenhaus und dann nach dem Loosse mit einander verheirathet. Dies war im Jahre 1728. Bei dieser Gelegenheit wurde die Kolonie von ihrem ursprünglichen Platze nach dem jetzigen Orte verlegt und Godthaab genannt. Diese Veränderungen konnten für die Mission nichts weniger als günstig sein. Schon während des ersten Winters kam es zu heillosen Zuständen, da unter den Mannschaften bei einer Epidemie die Unzufriedenheit sich zum offnen Aufruhr steigerte. Eine Zeitlang mussten sich die Befehlshaber gegen ihre eignen Leute verbarrikadiren. Auch Egede musste gegen „diese seine Witzchristen“ mit geladenem Gewehr Wache halten lassen. Bügelloses und unsittliches Betragen war bei ihnen an der Tagesordnung. So war man denn froh, als im nächsten Jahre der Gouverneur mit den Resten seiner Leute nach Neipisene überfiebelte.

Inzwischen war übrigens Top nach vierjähriger treuer Arbeit wegen Kränklichkeit zurückgekehrt. Seine Stelle wurde durch 2 neue Gehülfen, Ole Lange und Henrik Milzoung, besetzt. Paul dagegen, der seinem Vater in den letzten Jahren schon sowohl beim Unterrichten der Kinder als auch beim Predigen vor erwachsenen Grönländern zur Hand gegangen war, reiste zur weiteren Ausbildung nach Europa. Einige zuvor getaufte Eingeborene begleiteten ihn. Wenn auch trotz einiger Spuren von Eindrücken der christlichen Predigt von gründlicher Beklehrung bisher nicht viel zu merken war, so hatte Egede von jenen wenigen doch die Überzeugung gewonnen, daß es ihnen Ernst sei, das Christenthum anzunehmen. Nach ihrer Ankunft in Kopenhagen wurden sie Friedrich dem IV. vorgestellt. Hier war es, wo der König auf die Bemerkung, welche in seiner Umgebung fiel, daß die auf Grönland gewandte Kosten fast gar keinen Gewinn brächten, die Antwort gab: „Wenn eine Seele gewonnen werden kann, ist nicht zuviel darauf gewandt.“

Säen
lände
zu be
klärte
Unter
16 R
fehl,
Der b
als de
ders
Hunde
das o
blos d
sonder
überbr
von se
jedoch
keine U
Egede
stens
baten.
währe
mark
denn n
bedeutet
Borrat
thiere
auch n

E
Schmuc
Bug zu
geleiteten
nachfolg
waren
mit den
tete na
mit neu
dort ei
Nähe d
wechselt
auf die

1) 2
S. 39 ff

1725 der Erzähler, die auf der
und da er wenigstens
tum gelernt hatte,
ritheilt.
re Geschäfte. Egede
keineswegs glücklich,
lorden, zu Repisene,
änger-Loge errichtet
richten nicht hin, die
h nur durch König
als 1726 wieder ein
rge für das ganze
e leider mit ziemlich
kolonie auf großen
Gouverneur, einen
ur Errichtung eines
ng der europäischen
. Jene waren aus
ause und dann nach
er im Jahre 1728.
rem ursprünglichen
ab genannt. Diese
weniger als günstig
zu heillosen Zustän
die Unzufriedenheit
ng mussten sich die
piren. Auch Egede
nem Gewehr Wache
war bei ihnen an
im nächsten Jahre
ach Repisene über-

riger treuer Arbeit
urde durch 2 neue
Paul dagegen, der
beim Unterrichten
in Grönlanden zur
ung nach Europa.
Wenn auch trog
igt von gründlicher
te Egede von jenen
s ihnen Ernst sei,
ist in Kopenhagen
es, wo der König
dass die auf Grön
n, die Antwort gab:
el darauf gewandt."

Die Missionare selber aber sahen ihre Arbeit immer mehr als ein
Säen auf Hoffnung an. Sie beschlossen, fortan mit den alten Grön
ländern, die doch meist den todteten Klößen glichen, sich nicht nutzlos
zu bemühen, sondern alle die Kinder, deren Eltern sich dazu willig er
klärten, zu taufen und sodann die Getauften in besondere Obhut und
Unterricht zu nehmen. Dies geschah denn auch im Februar 1729 mit
16 Kindern, aber die Hoffnung, diese Kinder zu unterrichten, schlug
fehl, weil die Eltern sie ihnen nicht überließen oder in die Ferne zogen.
Der bereits früh getaufte Knabe Friedrich Christian konnte dagegen
als der erste Nationalgehilfe ausgesandt werden und verhindigte beson
ders unter seinen Altersgenossen das Evangelium nicht ohne Segen.
Hundert und fünfzig Kinder waren indeß nach und nach getauft, als
das am 19. Juni 1731 aus der Heimat ankommende Schiff nicht
bloss die traurige Nachricht von dem Tode des Königs Friedrich IV.,
sondern auch den traurigen Befehl seines Nachfolgers, Christian VI.,
überbrachte, die grönländische Niederlassung aufzugeben. Egede und wer
von seinen Leuten wolle, könne in Grönland bleiben; die Mission habe
jedoch außer dem Mundvorwath, der diesmal noch auf ein Jahr anlasm,
keine Unterstützung mehr zu erwarten. Das war ein harter Schlag!
Egede aber befahl sich der Varmherzigkeit Gottes und beschloß, wenig
stens noch ein Jahr zu bleiben, da die Eingeborenen selbst ihn darum
baten. Etwa zehn Kolonisten entschlossen sich, bei ihm zu bleiben,
während die andern alle und auch Egede's beide Kollegen nach Däne
mark zurückzuhüren. Die Grönländer aber freuten sich, daß er blieb,
denn nun fähen sie erst recht, wie lieb er sie hätte, und als er ihnen
bedeutete, daß er über's Jahr doch wohl fort müßte, weil dann sein
Vorrath zu Ende wäre, meinten sie: „O, dann gibt es ja hier Renn
thiere und Seehunde, Vögel und Fische genug, dich und die Deinen
auch noch mit zu sättigen“.

5. Ansänge der Brüder-Mission.¹⁾

Es war im Frühjahr 1731. Kopenhagen prangte im festlichen
Schmucke. Dichte Schaaren drängten sich auf den Straßen, um den
Zug zu sehen, der den jungen König Christian VI. zu seiner Krönung
geleiten sollte. Unter den Fremden, die bei dieser Gelegenheit und den
nachfolgenden Festversammlungen viel Bewunderung auf sich zogen,
waren einige Neger aus den westindischen Kolonien und Paul Egede
mit den 2 bekehrten Grönländern. Manche hochgestellte Person betrach
tete namentlich die kleinen sonderbaren Fremdlinge in ihren Pelzkleidern
mit neugierigen Augen. In ganz anderm Interesse aber nahte ihnen
dort ein deutscher Graf, den man sonst mehrfach in der unmittelbaren
Nähe des Königs gesehen hatte. Freude und Schmerz malte sich ab
wechselnd auf seinen edeln Gesichtszügen, während der sanfte Blick still
auf diesen Erzähler aus einem heidnischen Volke ruhte, das die

¹⁾ Die Mission der evangelischen Brüdergemeinde in Grönland. Gnadau 1831.
S. 39 ff. Kram, Historie, I. 403 ff.

Gedanken voll christlicher Erbarmung schon oftmals aufgesucht hatten. Es war Nikolaus Ludwig, Graf von Bünzendorf, dessen lange, in der Stille gehegter Eifer für die Heidenbekehrung hier die Gelegenheit fand, sich zu offener, kräftiger Flamme zu entzünden. Mit tiefem Betrübniss hatte er die schon erwähnten Maßregeln bezüglich der grönlandischen Kolonie vernommen. „Nimmermehr darf den Grönländern die Verkündigung des Evangeliums entzogen werden“, das war der Gedanke, der ihn fortwährend bewegte und den er freimüthig und mit innerer Wärme dem Könige mehrfach vortrug. Fand derselbe bei Christian auch Verständniß, so kam es doch zunächst noch zu keiner anderweitigen Entscheidung. Unter diesen Verhältnissen reiste in dem frommen Grafen der Entschluß, selber die Mission zu erhalten und fortzuführen, wenn er über die Mittel und Wege dazu auch noch nicht im Klaren war.

Bei seiner Rückkehr nach Herrnhut zündete das Feuer für die Bekehrung der Heiden bald in der ganzen Gemeinde. Infolge der Ansprache eines von Kopenhagen mitgekommenen Negers fanden sich ein paar Brüder bereit vom Oranje nach St. Thomas hinaus zu gehen, und sollten sie selbst Sklaven werden müssen, um den Schwarzen die Liebe des Heilandes verkündigen zu können. Doch auch was die Begleiter des Grafen von den Grönländern erzählten, trug in der Gemeinde seine Früchte.

Am Gutberge wurde damals ein neuer Gottesacker angelegt. Zwei jener schlichten Leute waren dort mit Hacke und Schaufel an der Arbeit. Matthäus Stach hatte schon lange etwas auf dem Herzen, daß er sich in Schüchternheit bisher nicht zu sagen getraute. Nun entdeckte er sich seinem Gefährten mit der unwiderrichtlichen Neigung nach Grönland zu geben. Auch dieser offenbarte sein Verlangen, dem Herrn unter den Heilben zu dienen. Nach ernster Besprechung traten beide in das nahe Gebüsch, beugten ihre Knie und flehten um Aufklärung über den göttlichen Willen in dieser Angelegenheit. Sie wurden dabei von „ungeheimer Freudigkeit“ erfüllt und boten sich darauf der Gemeinde als Sendboten für Grönland an. Fast ein Jahr verging jedoch als Warte- und Prüfungszeit, ohne daß ihnen eine Antwort zu Theil wurde. Als Stach sich aber noch fest in seinem Entschluß zeigte,¹⁾ gab ihm der Graf zu dem Vorhaben den Segen. Er wählte seinen Vetter Christian Stach zum Begleiter; zur Leitung der Mission aber wurde der vielbewährte Bruder Christian David, der Zimmermann, bestimmt.

„Unsere Ausstattung,“ berichtet M. Stach, „brauchte nicht viel Zeit und Kosten. Die Gemeinde (zu Herrnhut) bestand mehrheitlich aus armen Exulanten, die uns nicht viel mitgeben konnten, und wir selbst hatten außer unserer gewöhnlichen nöthigsten Kleidung gar nichts. Wir waren gewohnt, uns mit wenigem zu behelfen, und sorgten nicht, wie wir nach Grönland kommen oder da bestehen würden. Den Tag vor unsrer Abreise lief von einem Freunde in Venezig ein Geschenk an

¹⁾ Der andre, Böhmischt, hatte inzwischen eine andre Reise antreten müssen.

aufgefucht hatten.
essen lange, in der Gelegenheit fand,
tiefster Betrübnis
der grönlandischen
Inländern die Ver-
var der Gedanke,
und mit innerer
Elbe bei Christian
einer anderweitigen
n dem frommen
und fortzuführen,
och nicht im Ala-

as Feuer für die
Infolge der An-
rs fanden sich ein
hinaus zu gehen,
en Schwarzen die
och auch was die
lten, trug in der

ter angelegt. Zwei
aufsel an der Arbeit.
em Herzen, daß er
te. Nun entdeckte
en Neigung nach
langen, dem Herrn
hung traten beide
en um Aufklärung.
Sie wurden dabei
arauf der Gemeinde
oer ging jedoch als
ort zu Theil wurde.
zeigte,) gab ihm
hite seinen Vetter
der Mission aber
der Zimmermann,

brauchte nicht viel
estand mehrentheils
konnten, und wir
leidung gar nichts.
und sorgten nicht,
ürden. Den Tag
ig ein Geschenk an
ntreten müssen.

Geld ein; davon wurde uns etwas zur Reise nach Kopenhagen gegeben; damit hielten wir uns für so reichlich versorgt, daß wir unterwegs von niemandem weiter etwas annahmen und einfältig glaubten, der uns zu dieser Reise zu rechter Zeit das Nöthige gegeben, der werde auch für die Ausführung unsers Vorhabens sorgen, sobald wir etwas brauchen würden. Viel Unterricht konnte man uns auch nicht geben, denn die Gemeinde hatte noch keine Erfahrung von Missionen; man überließ uns also, in allen Umständen so zu handeln, wie uns der Herr und sein Geist leiten würde. Nur wurde uns empfohlen, uns einander brüderlich zu lieben, den treuen Knecht des Herrn, Christian David, als einen Vater zu ehren, und dem durch viele Übungen bewährten Apostel der Grönlander, Herrn Egede, wenn er uns brauchen wollte, als seine Gehilfen beizustehen; wollte er uns nicht brauchen, so sollten wir ihn im geringsten nicht stören, übrigens aber für uns allein wohnen und unser Hauswesen so einrichten, wie es zu einem gottseligen Leben und Wandel gehört." Unter Handauflegung und Gebet von dem Altesten der Gemeinde gesegnet, begaben sich die Brüder am 19. Januar 1733 auf die Reise nach Kopenhagen. Hier war inzwischen die Stimmung für Grönland günstiger geworden. Auf Egede's inständiges bitten hatte der König schon 1732 noch einmal ein Schiff mit Proviant dorthin geschickt; und da dies mit einer größeren Ladung von Produkten als sonst zurückgelehrt, war die Fortsetzung des Handels¹⁾ und der Mission beschlossen worden. Für die letztere waren jährlich 2000 Thaler ausgejezt, wozu Zinzendorf's Einfluß mitgewirkt hatte.

Die Brüder wurden zwar von einigen Gesinnungsgenossen, an die sie empfohlen waren, freundlich aufgenommen; doch konnte man ihnen für ihre Sache wenig Hoffnung machen, bis der Oberkammerherr Graf von Pleß, nachdem er sich von ihrem Glaubensgrund und der redlichen Absicht ihres Vorhabens hinlänglich überzeugt, ihr Begehren, mit dem nächsten Schiffe nach Grönland gefandt zu werden, beim Könige anbrachte und kräftig unterstützte. Als man ihm bei Hofe die Erinnerung mache, da des gelehrt und eifrig Egede zehnjährige Bemühungen fruchtlos gewesen, so würden diese jungen Laien noch viel weniger ausrichten, antwortete er: Gott habe allezeit zur Ausführung der größten Absichten in seinem Reiche sich der geringsten und vor der Welt unansehnlichsten Werkzeuge bedient, um zu zeigen, daß Ihm allein die Ehre gebühre, und die Menschen zu gewöhnen, nicht auf ihre Einsichten und Vermögen, sondern auf seine Segenshände zu sehen. Der König aber ließ die drei Brüder selbst vor sich kommen, und ihr einfältiger, herzlicher und lebendiger Glaube und der Eifer ihrer Liebe ging ihm so zu Herzen, daß er den dreien gestattete, als Missionare nach Grönland zu gehen und ihnen ein eigenhändiges Empfehlungsschreiben

¹⁾ Im Jahre 1734 ging derselbe vermittelst königlichen Freibriefes ganz in die Hände des sütändischen Kaufmanns Jacob Severin über. Derselbe übernahm bei einer jährlichen Unterstützung von 5000 R. Thalern die Verpflichtung, die Mission zu unterhalten.

an Egede mitgab. „Ja“, sagte er, „wenn die ganze Brüdergemeinde nach Grönland ziehen wollte, so wollte ich sie hinübersezzen lassen und mit allem Nöthigen versehen“, und mit großer Freude konnte Christian David nach Herrnhut schreiben: „Niemals hätte ich geglaubt, daß es solch einen König und solch eine königliche Familie gebe, wo man Gott sucht von ganzer Seele.“ Von verschiedenen Standespersonen wurden ihnen Beiträge zur Reise und zum Anbau in Grönland verehrt; als sie aber einst bei dem frommen Grafen von Pleß zur Tafel geladen waren, fragte sie dieser über Tische, wie sie in Grönland sich zu nähren gedachten? Chr. David antwortete: „Von unserer Hände Arbeit und Gottes Segen; wir wollen uns auf den Ackerbau legen und ein Haus für uns bauen, damit wir niemand beschwerlich fallen.“ Auf den Einwurf des Hammerherren, es sei kein Holz da, wovon sie denn bauen wollten, war Chr. David's Antwort: sie wollten sich in die Erde graben. „Nein“, erwiderte jener, „das sollt ihr nicht thun; nehmt Holz mit euch und baut euch ein Haus, hier habt ihr 50 Thaler dazu.“ Durch solche Gnadenerweisungen der göttlichen Fürsorge mächtig gestärkt, segelten sie am 10. April 1733 im königlichen Schiffe *Caritas* von Kopenhagen ab mit der Tagesslösung: „Der Glaube ist eine gewisse Zuvericht, das man hoffet, und nicht zweifelt an dem, das man nicht sieht.“

Die Seereise ging im ganzen leicht und schnell von statten. Nur einmal gerieth das Schiff ins Treibeis, wurde aber bald wieder frei. Auch einen Sturm überstand man glücklich und landete am 20. Mai zu Godthaab. Egede nahm die Brüder freundlich auf, die mit Staunen hier in dem Lande ihrer Sehnsucht nun doch manches anders fanden als sie es sich vorgestellt. Doch verzagten sie nicht angesichts der großen Schwierigkeiten, sondern machten sich in kindlichem Glauben ans Werk. An der nächsten Stelle des Strandes, die zum Wohnplatz geeignet schien, erbauten sie zunächst ein grönländisches Haus, wobei ihnen oft die Härde an den Riesenstücke empfindlich fror. Schon am 6. Juni konnten sie dasselbe mit feierlicher Einweihung beziehen. Daneben begannen sie dann aus dem mitgebrachten Holze ein ordentliches Gebäude zu errichten. Die neue Niederlassung nannten sie *Neuherrnhut*.

Im ganzen erscheinen uns die Brüder als einfältige Gottes-Kinder, die dem Herrn folgen, auch wo das Menschenauge lauter Unmöglichkeiten sieht. So zeigt sie uns der erste Bericht an die heimliche Gemeinde. Bald aber sollten auch Unarten bei ihnen zu Tage kommen, wie sie hier und dort aus einseitigem Pietismus entspringen. Der Streit, welcher damals die evangelische Kirche erschütterte, war selbst an den fernen Gestaden Grönlands wie ein Wetterleuchten zu bemerken. Darf man Egede auch keineswegs jene verknöcherte Orthodoxie vorwerfen, die den Pietismus mit Recht zum Widerstande reizte, so befand er sich doch in dem etwas steifen Kirchenthume, wie es in Norwegen herrschte, und wurde vorsichtig gegen die pietistischen Anhänger, zumal da ihm Warnungsbriebe über ihre irrite Lehre zugegangen waren. Offen und ehrlich suchte er sich nun mit ihnen zu versöhnen. Dadurch entspann sich jedoch ein Briefwechsel mit dem

nur ein
in une
Mensch
klärung
160 Se
das inn
versal-
Darin
Egede do
er seine
eurem
ren und
ich in so
tadeln, s
so kommt
Christi C
ihr erst
gebe! Ja
Herzen a
Einverne
ständnis
sezten, in
an Egede
gemeinsa
lange er
hörte san
zu dienen
lichen Ar
und ließ
etwas vor
so macht
erlernen.
Dazu kan
mollten,
abgeschrie
Auch
Boden-Ep
Knaben a
war zuer
griff die
nach Berl
300 Fam
übrig blie
barmherzj
zu trösten
vielen Di
drinnen,
nahm Ege

Brüdergemeinde setzen lassen und konnte Christian geglaubt, daß es se, wo man Gott personen wurden und verehrt; als Tafel geladen sich zu nähren und eine Arbeit und ein Haus len.“ Auf den von sie denn bauen in die Erde gräun; nehmt Holz Thaler dazu.“ mächtig gestärkt, ließe Caritas von ist eine gewisse dem, das man on stattten. Nur bald wieder frei. ete am 20. Mai die mit Staunen es anders fanden esichts der großen auben ans Werk. ohnplatz geeignet wobei ihnen oft schon am 6. Juni n. Daneben be entliches Gebäude u h e r n h u t . infältige Gottes auge lauter Unt an die heima ihnen zu Tage mus entspringen. erschütterte, war Betterleuchten an knöcherte Ortho siderande reizte, ume, wie es in itschen Unkömm rige Lehre zuge n mit ihnen zu wechsel mit dem

nur eine halbe Stunde entfernt wohnenden Christian David, in dem in unerquicklicher Weise die der Mission anhaftende Schwäche und Menschlichkeit zu Tage trat. Letzterer lieferte statt der erbetenen Erklärung über die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben eine 160 Seiten lange theologische Abhandlung über die ganze Heilsordnung, das innere Wesen der Sünde u. s. w. sowie über Kirchenwesen, Universal- und Partikulargemeinde, über das tausendjährige Reich u. s. w. Darin kamen sonderbare Dinge vor, und es war kein Wunder, daß Egebe darin manches grillhaft und phantastisch fand. Dennoch schloß er seine Erwiderung mit den Worten: „Allerletzt zu berühren von eurem Erbieten und guten Intention, die Grönländer mit mir zu lehren und in Gottes und Christi Erkenntniß zu unterrichten, da finde ich in solchem eurem guten Willen und Vorfaß nicht allein nichts zu tadeln, sondern vielmehr zu rühmen, und obschon ihr nicht studirt habt, so könnt ihr doch nichts desto weniger geschildert und tüchtig werden, Christi Geheimniß den wahnwitzigen Grönländern zu offenbaren, wenn ihr erst die Sprache werdet gelernt haben, wozu euch Gott Leichtigkeit gebe! Ich nach meiner Erkenntniß und Vermögen will euch dazu von Herzen gern Anleitung geben u. s. w.“ Dadurch hätte nun das gute Einvernehmen wieder hergestellt sein können, wenn nicht ein Missverständnis den Christian David veranlaßt hätte, den Briefwechsel fortzusetzen, indem er in der Folge in beschränkter pietistischer Auffassung an Egebe und seinem Missionsswerk eine unberechtigte Kritik übte. Ein gemeinsames Arbeiten war dadurch vereitelt. Doch hielt Egebe, so lange er im Lande blieb, gute Nachbarschaft mit den Brüdern und hörte samt seiner Frau nicht auf, ihnen mit großer Willfährigkeit zu dienen und in der Noth auszuhelfen. Er hatte ihnen seine schriftlichen Arbeiten über die grönländische Sprache zum Abschreiben gegeben und ließ sie ihnen durch seine Kinder erklären. Da sie aber niemals etwas von den Regeln und Kunstwörtern der Grammatik gelernt hatten, so machte es ihnen eine unsägliche Mühe, eine so schwere Sprache zu erlernen. Sie ermüdeten daher im Anfang oft über dem Lernen. Dazu kam noch, daß die Grönländer sich nicht mit ihnen unterhalten wollten, und überdies bei aller Gelegenheit ihre mit vieler Mühe abgeschriebenen Bücher wegstahlen.

Auch gab es sonst Notr genug, zunächst durch eine verheerende Bocken-Epidemie, die durch einen von Dänemark heimkehrenden Eskimo-Skabent eingeschleppt war. Der oben genannte Friedrich Christian war zuerst durch ihn angesteckt und dahin gerafft worden. Bald aber griff die Seuche so furchtbar um sich und wütete so hartnäckig, daß nach Verlauf eines Jahres in der Umgebung von Godthaab von der 300 Familien starken Bevölkerung nur noch Reste von 30 Familien übrig blieben. Egebe und die Brüder waren unermüdlich in Werken barmherziger Liebe. Auf alle Weise suchten sie zu ratthen und helfen, zu trösten, zum Tode zu bereiten und selbst zu begraben. Denn an vielen Orten fanden sie die Häuser schon ausgestorben; die Leichen drinnen, oder noch unbegraben daneben im Schnee. Viele Waisen nahm Egebe zu sich, und diese aufopfernde Liebesthätigkeit machte auf

viele Eingeborene einen tiefen Eindruck, auch zeigte sich manche Frucht des Unterrichts an den Kindern.

Die Brüder aber wurden selber, einer nach dem andern, krank, auch sie wurden von Egede und seiner Gattin treulich gepflegt. In dieser Zeit der Plage (in der in Grönland fast 3000 Menschen starben) schrieben sie: „Wir sind jetzt in einer Glaubensschule, indem wir noch gar nichts vor uns sehen. Unter den Heiden spüren wir nicht das geringste Gute, nicht einmal einen Seufzer: und dazu finden sie den Tod, wo sie das Leben bekommen sollten. Uns mögen wir ansehen, wo wir wollen, so finden wir nichts als Elend von außen und von innen. Von außen finden wir nicht einmal die leibliche Tüchtigkeit, in diesem Lande dauern zu können: die muß Gott uns erst geben. — Von innen ist uns alles, was vom guten Willen herrühren kann, sogar auch der Muth im Lernen der Sprache, weggefallen, nur allein, was die Gnade gewirkt hat, ist uns geblieben.“ Doch hielten sie aus.

Im August des folgenden Jahres kamen ihnen zwei Brüder, der schon genannte Friedrich Böhniß und Johann Beck, zu Hilfe, und von nun an konnten sie die Grönländer fleißig besuchen, wußten auch durch ihr stilles, eingezogenes Wesen die Achtung und das Vertrauen der Heiden sich zu erwerben. Bald aber gerieten sie in drückenden Mangel an Nahrung, und da Christian David, der die Brüder blos nach Grönland hatte geleiten sollen, nach Europa zurückkehrte, setzte ihnen jedermann zu, ihm nachzufolgen, da sie doch keine Aussicht zum Durchkommen hätten. Selbst die Grönländer spotteten ihrer und sagten: „Eure Landsleute taugen nichts, weil sie euch nichts geschildt haben; und wenn ihr nicht zurückgeht, so seid ihr nicht klug.“ Sie aber antworteten: „Der Herr unser Gott kann uns wohl erhalten, und wo er es nicht thun will, so fallen wir in seine Hände.“

Und ihr Vertrauen wurde nicht getäuscht, der Herr half gnädig durch, und am 7. Juli 1736 kamen nicht blos neue Vorräthe aus der Heimat, sondern auch als Gehilfen die verwitwete Mutter des Matth. Stach und ihre zwei Töchter. Die ältere heirathete alsbald Beck, die jüngere nach einigen Jahren Böhniß.¹⁾

Inzwischen hatte Egede, von seiner langen, kummervollen Arbeit am Leibe und Gemüthe erschöpft, seine Rückkehr vorbereitet. Schon 1734 war sein Paul, der freilich ursprünglich viel lieber Seeoffizier geworden wäre, nach vollendetem theologischen Studium und ordinirt mit zwei andern Missionaren nach Godthaab zurückgelehrt. Im folgenden Jahre wollte der Vater zunächst einen Urlaub zur Reise in die Heimat benutzen. Doch eine Krankheit seiner Frau hielt ihn zurück. Auch dieses schwere Opfer sollte der vielgeprüfte Mann noch bringen. Nach langem Krankenlager entschließt seine treue Gertrud kurz vor dem Weihnachtsfeste. Es war eine seltene Frau, eine christliche Helden, die nicht nur alle Beschwerden und Widerwärtigkeiten des Aufenthalts

¹⁾ Derselbe war vielfach fränkisch, und da sich zeigte, daß er die Sprache nicht erlernen könnte, lehrte er nach einigen Jahren wieder zurück.

in Großkräftig zusammen Ansehungen erfüllten. Doch de zu Gott Se Juni 18 aber da mit fein Kopenholzierung lichen Vorläufer denten d Missionen Später stets für Herzen tr Falster Jahre al

Reh Wirksamkeit freilich für ihr entweder ihrer Taten nur nach genug von einer Nachschlechten Beten und überhaupt waren sie immer wir uns den wir an ih zu unbegründet gehabt uns. Es ist wo besser mit Speise, ein wir nichts

h manche Frucht
n andern, krank,
ich gepflegt. In
Menschen starben)
indem wir noch
en wir nicht das
zu finden sie den
gen wir ansehen,
i aufzen und von
bliche Lüchtigkeit,
ns erst geben. —
herühren kann,
weggesfallen, nur
n.“ Doch hielten

zwei Brüder, der
Beck, zu Hülfe,
besuchten, wußten
ung und das Zu-
geriethein sie in
David, der die
ch Europa zurück-
da sie doch keine
önländer spotteten
weil sie euch nichts
id ihr nicht klug.“
uns wohl erhalten,
e Hände.“
Herr half gnädig
Borräthe aus der
twete Mutter des
heirathete alsbald
nmervollen Arbeit
orbereitet. Schon
lieber Seeoffizier
um und ordinirt
gelehrte. Im fol-
nuß zur Reise in
u hielt ihn zurück.
ann noch bringen.
rud kurz vor dem
christliche Heldin,
t des Aufenthalts
die Sprache nicht er-

in Grönland mit ihrem Manne gebuldig getragen, sondern ihn oft
kraftig getrostet und aufgemuntert hatte. Nun brach seine Kraft vollenbs
zusammen. Er wurde krank und hatte auch im Gemüth die härtesten
Ansechtungen zu bestehen, die ihn förmlich mit Feindschaft wider Gott
erfüllten. In einer Höllenangst fühlte er sich verlassen und verloren.
Doch der Zustand ging vorüber. Egede rang sich im Gebete hindurch
zu Gottes Barmherzigkeit.

Seines Bleibens war jedoch nicht mehr in Grönland. Am 29.
Juni 1836 hielt er seine Abschieds predigt über Jesaias 49, 1: „Ich
aber dachte, ich arbeite vergeblich xc.“ und schiffte sich bald darauf
mit seinen 3 jüngsten Kindern und der Witwe seiner Gattin nach
Kopenhagen ein. Dort angelommen erstattete er, nach feierlicher Bei-
sezung der letzteren, dem Könige wie dem Missions-Kollegio ausführ-
lichen Bericht über den Stand der Mission in Grönland. Auf seinen
Vorschlag wurde dann ein Seminar begründet, in dem er einige Stu-
denten der Theologie in der grönländischen Sprache unterwies und zu
Missionaren, sowie auch einige Waisenkaben zu Katecheten ausbildete.
Später wurde er zum Superintendenten der Mission ernannt und blieb
stets für das Wohl der Grönländer besorgt, die er täglich auf betendem
Herzen trug. Seinen Lebensabend brachte er bei seiner Tochter auf
Falster zu und entschlief in dem Herrn am 5. November 1758, 72
Jahre alt.

Rehren wir nun zu den Brüdern in Grönland zurück, deren
Wirksamkeit daselbst immer mehr in den Vordergrund tritt. Zunächst
freilich hatten sie noch viel niederschlagende Erfahrungen zu machen.
Für ihr Predigen und Lehren fanden sie meist taube Ohren. Denn
entweder hatten die Grönländer bald wegen ihrer Arbeit, bald wegen
ihrer Tanzgelage keine Zeit und Lust zum Hören; bald verlangten sie
nur nach Neugkeiten, oder rührten sich wohl gar, sie wüßten schon
genug von geistlichen Dingen. Lieben aber die Brüder länger als
eine Nacht bei ihnen, so suchten die Heiden sie auf alle Weise zu ihren
schlechten Sitten zu verführen, oder spotteten und lachten über ihr Lesen,
Beten und Singen; warfen ihnen ihre Armut vor, und erwiesen sich
überhaupt ganz unempfänglich. Selbst wenn sie einmal zuhörten,
waren sie doch schwer in der Aufmerksamkeit zu erhalten, und kamen
immer wieder mit allerhand Einwänden und Widersprüchen. „Weiset
uns den Gott“, sagten sie wohl, „den ihr uns beschreibt, so wollen
wir an ihn glauben und ihm dienen. Ihr beschreibt ihn zu hoch und
zu unbegreiflich, wie sollen wir zu ihm kommen? Er wird sich nicht um
uns bekümmern. Wir haben ihn angerufen, wenn wir nichts zu essen
gehabt und krank gewesen, aber es ist, als ob er uns nicht hören wollte.
Es ist wohl nicht wahr, was ihr uns von ihm sagt; oder seid ihr
besser mit ihm bekannt, so schafft uns mit eurem Gebet von ihm
Speise, einen gesunden Leib und ein trocknes Haus; denn weiter bedürfen
wir nichts. Unsere Seele ist ja gesund, und es fehlt ihr nichts, wenn

wir nicht am Leibe stark sind, und dabei genug zu essen haben. Ihr seid ein anderes Volk, als wir; in eurem Lande mögen die Leute kalte Seelen haben, wir sehen es auch an so vielen, die daher kommen, daß sie nichts taugen; denen wird ein Heiland, ein Arzt der Seele nöthig sein. Für euch kann der Himmel und eine geistliche Freude und Seligkeit gut genug sein, aber uns würde das zu langweilig fallen, wir müssen Seehunde, Fische und Vögel haben, ohne dieselben kann unsere Seele so wenig als der Leib bestehen. Die finden wir nicht im Himmel; den wollen wir euch nebst den untauglichen Grönländern überlassen. Wir wollen zum Torngarsuk hinunter, da finden wir alles im Ueberfluss und ohne Mühe." — Endlich singen die Grönländer gar an, sich an den Personen der Brüder zu vergreifen, warfen mit Steinen nach ihnen, Metterten ihnen auf die Schultern, nahmen und zerstügeln ihre Habeseligkeiten, und suchten ihr Fahrzeug zu verderben oder in die See zu treiben. Ja ein heidnischer Haufen umringt sogar des Nachts einmal ihr Zelt, um sie zu ermorden, und wurde nur durch Drohen mit dem Gewehr vertrieben. Doch wurden die Brüder unter allen Gefahren gnädig bewahrt und im Glauben gestärkt, daß sie den Muth nicht verloren, vielmehr um so inniger den Herrn anriefen im Gebet, und um so treuer sich bemühten, den armen, verkommenen Heidenherzen zur Erlenntniß des Heils zu verhelfen.

Endlich fing denn auch die Hoffnung an aufzudämmern, daß sie noch Erfolge ihrer Arbeit sehen würden. Schon in der oben erwähnten Zeit der Noth hatte sich ein Grönländer Namens Ippegan zu ihnen gehalten und ihnen Speise verkaufst, während die andern nur spotteten. Bei ihm war freilich noch nichts von geistlicher Regung zu spüren. Dagegen war dies bei einem andern Namens Mangel der Fall, welcher für immer zu ihnen ziehen wollte und sich erbot seinen ganzen Fang ihnen zu überliefern, wenn sie ihn ernähren wollten. Nach und nach bemerkte man an ihm einige Bewegung und gemeinlich standen ihm die Thränen in den Augen, wenn man mit ihm betete. — Noch deutlicher aber zeigten sich Früchte vom Worte Gottes am 2. Juni 1738, als eine Schaar von Süden kommend Neuherrnhut besuchte. Ged war gerade an der Uebersetzung der Evangelien beschäftigt und las den Fremdlingen im Laufe seiner Unterhaltung die Geschichte vom Leiden Christi am Delberge vor, worauf er, selber sehr bewegt, nachdrücklich von dem leidenden Heilande zeugte. Das ging einem, der Rajarnak genannt wurde, durchs Herz. "Wie war das?" rief er, indem er nahe an den Tisch trat, "sage mir das noch einmal, denn ich möchte auch gern selig werden." Ein freudiges Erstaunen ging dem Bruder durch Mark und Bein, der solche Worte noch nie von einem Grönländer gehört hatte. Auch auf andere aus der Gesellschaft machte, was weiter mit ihnen geredet wurde, einen tiefen Eindruck. Doch zogen sie alle ihres Wegs. Aber schon am 18. Juni waren viele von ihnen wieder da, und Rajarnak zeigte immer deutlicher, daß er einen Haken ins Herz bekommen hatte. Seitdem kam er öfter und zog zuletzt ganz zu den Brüdern und ließ sich weder durch das Zureden noch durch den Spott seiner Landsleute bewegen, wieder wegzugehen. "Ich will dennoch

bei mir
ich nun
hatte in
oder ein
über die
so redet
ernstlich
seinen
dern zu
Anfang zu
hut woh
Vestund
vorgelese
dere Unt
was im
der Bud
wurden,
hatten de
Gottes S
bei den S
auf ihre
und Hun
den Brü
genheit n
chem fam
nak und
daß die C
führten ei
und erdu
Vollsgeno
oft sehr g
oder schl
aufgelärte
und verbe
Erklärung
Werk der
Ostertage,
einem Soh
Stach un
Er selbst h
Sohn Ma
Leider
wieder getr
als etliche
dem Vorge
habe, auf
Rajarnak
Da geriet
Burkhardt, v

essen haben. Ihr mögen die Leute die daher kommen, in Art der Seele geistliche Freude langweilig fallen, ohne dieselben kann man nicht finden wir nicht in Grönländern, da finden wir gen die Grönländer reisen, warten mit ältern, nahmen und erzeug zu verderben esen umringte sogar und wurde nur durch die Brüder unterstarkt, daß sie den Herrn anriefen im verkommenen Hei-

ubämmern, daß sie der oben erwähnten Ippegan zu ihnen kamen nur spotteten. Regung zu spüren. In der Fall, welcher erbot seinen ganzen wollten. Nach und gemeinlich standen ihm betete. — Noch botes am 2. Juni iherrnhut besuchte.ien beschäftigt und die Geschichte vom sehr bewegt, nach s ging einem, der vor das?" rief er, noch einmal, denn Erstaunen ging dem och nie von einem Gesellschaft mache,indruck. Doch zogen en viele von ihnen ab er einen Haken und zog zuletzt ganz eden noch durch den „Ich will dennoch

bei meinen Lehrern bleiben“, sagte er, „und Gottes Wort hören, daß ich nun einmal geschmeckt habe.“ Es war ein besonderer Mensch; er hatte immer etwas in seinem Gemüthe, entweder ein kurzes Stotzgebet, oder einen Bibelspruch; oft war er so bewegt, daß ihm die Thränen über die Wangen rollten. Wenn ihm seine Genossen anhören wollten, so redete er, spotteten sie, so schwieg er, nachdem er ihnen mit wenigen, ernstlichen Worten die Wahrheit bezeugt hatte. Endlich gewann er bei seinen nächsten Freunden so viel, daß sie sich entschlossen, zu den Brüdern zu ziehen, und bald folgten noch einige Familien, so daß zu Anfang Octobers über 20 Eingeborene in zwei Häusern zu Neuperrnhut wohnten. Mit diesen wurde täglich des Morgens und des Abends Betstunde gehalten; Sonntags wurde ihnen ein Stück aus der Bibel vorgelesen und erklärt, fünf Personen wurden für die Taufe in besondere Unterweisung genommen, die Kinder aber im Lesen unterrichtet, was im Anfang freilich sehr schwer hielt, da die grönländischen Kinder der Zucht gänzlich ungewohnt sind. Wenn ihre Grönländer krank wurden, so pflegten die Brüder sie treulich an Leib und Seele, und hatten dabei die Freude, an ihnen zu bemerken, daß Vertrauen auf Gottes Hilfe und Ergebung in seinen Willen an die Stelle der sonst bei den Heiden gewöhnlichen Todesfurcht trat. Sie folgten ihnen auch auf ihre Erwerbspläne, und da im Frühjahr 1739 eine große Kälte und Hungersnoth die Eingeborenen heimlichte, kamen ihrer viele zu den Brüdern, welche ihnen nach Vermögen bestanden und diese Gelegenheit wahrnahmen, dem Evangelio Eingang zu schaffen. Bei manchem fand auch die Wahrheit Eingang, insbesondere aber an Kajarnak und den übrigen Katechumenen zeigte es sich auf erfreuliche Weise, daß die Gnade tiefe Wurzel in ihren Herzen gesetzt hatte. Denn sie führten einen ganz neuen Wandel, entzögten ihren heidnischen Sitten und erduldeten freudig Schmach und Verachtung von Seiten ihrer Volksgenossen. Besonders war Kajarnak während des Unterrichts oft sehr gerührt, ermahnte am Schlusse desselben manchmal die Seinen, oder schloß mit einem kurzen, kräftigen Gebet. Dabei verrieth er ein aufgeklärtes Gemüth, half seinen Lehrern zu Worten, die sie suchten, und verbesserte ihre Ausdrücke, oder ließ sich von ihnen Antwort und Erklärung geben, wenn er etwas nicht verstand. So wuchs denn das Werk der Gnade in diesen Erstlingen aus den Heiden, und am zweiten Ostertage, den 30. März 1739, wurde Kajarnak nebst seiner Frau, einem Sohne von 5 und einer Tochter von fast 1 Jahr durch Matth. Stach unter großer und herzlicher Bewegung aller Anwesenden getauft. Er selbst bekam den Namen Samuel, seine Frau ward Anna, sein Sohn Matthäus und seine Tochter Arna genannt.

Leider wurde die Freude der Brüder über diese Getauften bald wieder getrübt. Raum vier Wochen waren seit der Taufe verstrichen, als elische Heiden aus dem Norden einen Schwager Kajarnak's unter dem Vorzeichen, daß er ehemals den Sohn ihres Anführers todt gehext habe, auf eine hinterlistige und grausame Weise ermordeten, und den Kajarnak selbst und seinen andern Schwager auch umzubringen drohten. Da gerieten die Südländer in große Furcht, und gedachten alle zu

fliehen; und obschon die Brüder alles versuchten, sie zu halten, mußten sie die Besorgten doch endlich nach dem Süden ziehen lassen. In einigen Wochen war die ganze Gegend, bis auf zwei Teile, von Grönländern entblößt, und dazu mußten die Brüder sich noch vorwerfen lassen, daß sie zwar Heiden tauften, aber nicht zu wahren Christen machen, noch sie der herumziehenden Lebensart entwöhnen und bei sich behalten könnten. Bald aber wurden sie getrostet, indem vorbeiziehende Südländer ihnen erzählten, sie hätten von den Geflüchteten unterwegs viele wunderbare Dinge von Gott gehört, wovon sie gern weiter unterrichtet seien wollten. Nach einiger Zeit kam auch Simel, ein Verwandter Kajarnak's, aus dem Süden wieder mit den Seinigen zurück, und nach und nach fanden sich immer mehrere wieder ein, so daß im Winter 1739—1740 neun Familien bei den Brüdern wohnten, denen es freilich im Anfang nicht leicht ward, ihre alte heidnische Weise aufzugeben, die aber doch willig waren, dem Evangelium Gehörsam zu leisten, und darum auch die Kraft derselben an ihren Herzen erfuhrten. Denn die Brüder hatten ja nun durch Gottes Gnade gelernt, wie sie den Herzen nahe kommen konnten. Bis zum Jahre 1738 hatten sie noch geglaubt, mit Bekündigung der im ersten Artikel unsers Glaubensbekenntnisses enthaltenen Wahrheiten beginnen zu müssen. An Kajarnak aber hatten sie gelernt, wie das Zeugniß von dem Leiden des Heilandes viel wirkamer sei, auf die harten Herzen einen Eindruck zu machen. Die Liebe Christi ging den Heiden am ehesten zu Herzen. Dabei erwachte ihr Gewissen und führte sie zur Erkenntniß der Sünde, wie anderseits zum freudigen Ergreifen der auch für sie vollbrachten Erlösung. Von daher gewannen denn auch die Lehren des ersten Artikels das rechte Licht. Hierauf richteten die Brüder ihre Predigtweise ein, in der sie durch den Besuch des von Zinzendorf gesandten Andreas Gräsmann bestärkt wurden. „Bon da an“, schreibt Böhmischi 1739, „ging eine ganz neue Erweckung und Gnadenarbeit unter den Grönländern an, und man kann nicht genau sagen, wie viel Seelen durch das Zeugniß vom Lamm und seinen Wunden sind angefaßt und überzeugt worden, indem wir nicht mehr nur vor Zelten und Häusern den gekreuzigten Gott, unser Lamm, sein Blut und seine Wunden verkündigen, sondern ganzen Scharen von hundert und mehreren. Der Heiland schenkte uns auch einen solchen Zustuß in der Sprache, daß wir selbst darüber erschaunten, und wenn das Herz vom Blut und von den Wunden angefaßt und gerührt war, so quollen auch die nötigen Ausdrücke heraus. Der Schall dieser neuen Lehre ist schon auf die 170 Meilen weit von uns erschollen, und hat sich durch die beständige Auf- und Niedersfahrt der Grönländer allenthalben herum verbreitet. Wenn man jetzt mit einem Haufen Grönländer redet, und denkt, man hat lauter unbekannte und wilde Menschen vor sich, so kommt hier und da eins hervor und sagt: „das hab' ich auch schon da und da gehört, und ist mir auch schon so in meinem Herzen gewesen, aber der Feind hat mich wieder davon abgebracht; ich will mich nun bekehren.“

Am
der fechz
Hochzeitsj
jarnak h
sich. Fre
Heiden im
verkündigt
als sie ab
damit get
seiner Fa
sehr verla
unmöglich.
Er blieb a
er seinen
an ihm ge
darauf an
des Lebens
Versammlu
zu verberg
sehr dicke
einsamen
Gott, du r
erbarme di
antwortete
Lage in d
wurde daran
im Gebet e
Jesu, mein
weil du es
weg und ri
ich dein W
unterrichte.
zielten sie s
Dienste zu
Worte von
wurde sie
getauft, un
vielt den M
er, geistliche
nachte.
Im Fe
Seitenstechen
Schmerzen b
Seinen ihm
ollten ihm
immer in se
ß seine C
dr ihn au

u halten, mußten
hen lassen. In
Zelte, von Grön-
noch vorwerfen
wahren Christen
nen und bei sich
em vorbeiziehende
hteten unterwegs
gern weiter unter-
simel, ein Ver-
uit den Seinigen
re wieder ein, so
Brüdern wohnten,
re alte heidnische
Evangelium Ge-
en an ihren Herzen
ttes Gnade gelernt,
zum Jahre 1738
ten Artikel unjers
nnen zu müssen.
niss von dem Leiden
zen einen Eindruck
ehesten zu Herzen.
enntniß der Sünde,
ür sie vollbrachten
ren des ersten Ar-
über ihre Predigt-
nzendorf gesandten
da an", schreibt
und Gnadenarbeit
nau sagen, wie viel
Wunder sind an-
hr nur vor Zelten
ein Blut und seine
von hundert und
chen Zufluß in der
enn das Herz vom
ar, so quollen auch
euen Lehre ist schon
hat sich durch die
allenthalben herum
nländer redet, und
nschen vor sich, so
hab' ich auch schon
em Herzen geweitet,
ich will mich nun

Am 4. Juli 1740 verheirathete sich Friedrich Böhnisch mit der sechzehnjährigen Anna Stach, und als die ganze Gesellschaft beim Hochzeitsmal zusammen sah, siehe, da trat auf einmal Samuel Kajarnal herein und brachte auch seinen Bruder und dessen Frau mit sich. Freudig begrüßt von den Versammelten, erzählte er, er habe den Heiden im Süden alles, was er von den Brüdern gehört hätte, wieder verkündigt. Anfangs hätten sie es gern und mit Vergnügen gehört, als sie aber dessen überdrüssig geworden, und nur Spott und Leichtsinn damit getrieben hätten, habe er sich in die Stille begeben und mit seiner Familie allein Besuchten gehalten. Zuletzt aber habe es ihn sehr verlangt, wieder bei den Brüdern zu sein, und er könne sie nun unmöglich wieder verlassen, weil er auch abweidend ihre Liebe empfunden. Er blieb auch fortan bei ihnen und leistete ihnen treulich Hülfe, indem er seinen heidnischen Landsleuten bezeugte, was die Gnade des Herrn an ihm gethan habe. Eine ähnliche Hülfe erlangten die Brüder bald darauf an einer Jungfrau, Namens Bussimel. Der war das Wort des Lebens ins Herz gebrungen, und man bemerkte einmal in der Versammlung, daß sie ihre Hände vors Gesicht hielt, um ihre Thränen zu verbergen, und heimlich seufzte: "O Herr, lass dein Licht durch die sehr dicke Finsternis dringen!" Ein ander mal fand man sie an einem einsamen Ort auf den Knien liegen, und hörte nur die Worte: "Ich Gott, du weißt, daß ich von meinen Eltern her sehr verborben bin; erbarme dich über mich!" Als man sie fragte, was sie da mache, antwortete sie: "Weil ich nun anfange zu glauben, so bete ich alle Tage in der Stille zu Gott, daß er mir wolle gnädig sein." Sie wurde darauf besonders unterrichtet, und als sie einst zur Beständigkeit im Gebet ermahnt ward, sang sie selbst mit Thänen an zu beten: "Ich Jesu, mein Herz ist sehr böse, mache mich doch recht betrübt darüber, weil du es so haben willst; nimm die bösen Gedanken von mir hinweg und richte mein Herz zu, daß es dir gefällig werde. Und weil ich dein Wort noch nicht weiß, so gib mir deinen Geist, der mich unterrichte." — Ihre Verwandten, die nicht ihres Sinnes waren, hielten sie sehr hart, weshalb sie die Brüder inständig bat, sie in ihre Dienste zu nehmen. Auch ließ sie sich weder durch gute noch böse Worte von den Ihrigen bereben, ihre Lehrer wieder zu verlassen. So wurde sie denn nach gehörigem Unterricht am 30. Oktober 1740 getauft, unter großer Rührung vieler anwesenden Grönländer, und erhielt den Namen Sarah. Leider zeigte sich später bei ihr ein starker, geistlicher Hochmuth, durch den sie den Brüdern viel zu schaffen nachte.

Im Februar 1741 wurde Samuel (Kajarnal) von einem heftigen Seitenstechen besessen, welches sein Ende herbeiführte. In den größten Schmerzen bewies er gläubige Geduld und Ergebung, und wenn die Seinen ihm etwas von irdischen Dingen vorreden wollten, sagte er, sie sollten ihm sein Herz damit nicht schwer machen, er hätte den Heiland immer in seinem Sinne. Ein ander mal äußerte er, er wisse wohl, daß seine Schmerzen nichts wären gegen das, was der Heiland für ihn ausgestanden; er sei auch überzeugt, daß er mit seinem

bösen Leben nicht nur viel größere Leibesschmerzen, sondern selbst die ewige Verdammnis verdient habe, aber er glaube gewiß, daß der Sohn Gottes darum ein Mensch worden und sein Blut vergossen, damit er ihn von allen Sünden erlösen und ihm das ewige Leben schenken möchte. Als die Seinigen um sein Sterbebette weinten, sprach er: „Betrübt euch doch nicht um mich, ihr habt es ja oft gehört, daß die Gläubigen, wenn sie sterben, zum Heiland in die ewige Freude kommen. Ihr wisst, daß ich von euch der erste gewesen bin, der sich zu ihm bekehrt hat; und nun ist es sein Wille, daß ich der erste sein soll, der zu ihm kommt. Wenn ihr ihm treu seid bis ans Ende, so werden wir uns bei ihm wieder sehen und uns über der Gnade, die er uns gethan hat, ewiglich freuen. Indessen wird er euch, und sonderlich meine Frau, schon zu ernähren wissen.“ Am 27. Februar entschließt er ganz sanft unter dem Gebet der Brüder, die seine Seele dem Herrn empfahlen. Seine Angehörigen waren, ganz gegen die Sitte der Grönlander, ruhig und ergeben bei seinem Abscheiden, und baten die Brüder, ihn nach christlicher Weise zu beerdigen. So wurde er denn unter feierlicher Begleitung mit Gesang und Gebet zur Erde bestattet, und damit zugleich der neue Gottesacker eingeweiht. Die ganze Feier machte auf die Grönlander einen tiefen Eindruck, den Brüdern aber ging sein Tod sehr nahe, denn sie verloren an ihm einen erweiterten, begabten und gesegneten Zeugen des Evangeliums unter seinen Landsleuten und einen brauchbaren Gehülfen für ihre Übersetzungsarbeiten.

Mit dem dänischen Missionar Drachart, der Godthaab seit 1739 bediente, standen die Brüder in enger Verbindung. Ja er trat selber später zur Brüdergemeinde über. Um diese Zeit reiste M. Stach nach Europa und empfing die Ordination. Wenig später erfolgte bei seiner Anwesenheit in Kopenhagen seine, und damit auch der Brüdermission in Grönland Anerkennung seitens der dänischen Regierung. — Von da ab mehrten sich die Erfolge unter den Grönländern zusehends. Jährlich wurden mehrere durch die Taufe zur Gemeinde hinzugezogen, und jeden Winter hatten die Brüder eine größere Anzahl von Erwachsenen und Gläubigen um sich herum wohnen, unter denen sie die zur Errichtung nötigen Einrichtungen trafen. Sie theilten sie in kleine Gesellschaften, in denen vier bis fünf Personen desselben Geschlechts unter Aufsicht eines Lehrers sich über ihren Herzengenstand frei unterreden und einander in Liebe erinnern konnten. Auch wurden die in der Brüdergemeinde üblichen Chorversammlungen unter ihnen eingeführt. Die Kinder wurden im Lesen und die Frauen und Jungfrauen im Singen unterrichtet; die Männer aber lernten die ins Grönländisch übersetzten Lieder samt den Melodien von den andern während der Arbeit in ihren Häusern. Sarah (Pussime) wurde am 3. Februar 1743 mit Simon Arbalik, der zu gleicher Brauchbarkeit unter seiner Nation Hoffnung gab, zur Ehe verbunden. Es war dies die erste Trauung Eingeborner nach christlicher Ordnung. Wenn sich die Lehrten im Sommer auf ihre Erwerbsplätze zerstreuten, gewannen sie vielfach Einfluß auf heidnische Volksgenossen. Leider zeigte sich daß

jedoch ba
Missiona
Bei
unter den
und den
Sie suchte
allerlei E
von ihnen
erfahren,
alle Getan
die Ungeto
verbreitete
getaufter
gekommen
worden, da
geglaubt, i
aber richt
solche Erd
besonders
sich unter
streben, u
und ihnen
Brüder w
Hause einm
unerschrock
hielt ihnen
wurden sic
im Hause
Bei d
Versammlu
ein großes
alternde E
Oktober 17
einem Lieb
einigen Ei
mal das
gerührt zeig
und ihr G
mögen als
Am E
aus 134 G
mit 5 Get
Mann, lehr
hut. Die
1) Es ga
dem hell erler
geborenen wie

sondern selbst die
iſt, daß der Sohn
ergossen, damit er
se Leben schenken
einten, sprach er:
i oft gehört, daß
die ewige Freude
esen bin, der sich
ich der erste sein
bis ans Ende, so
er der Gnade, die
ird er euch, und
Am 27. Februar
er, die seine Seele
, ganz gegen die
m Abscheiden, und
rdigen. So wurde
nd Gebet zur Erde
eingeweiht. Die
esen Eindruck, den
verloren an ihm
des Evangeliums
Gehülfen für ihre

Sodthaab seit 1739
Ja er trat selber
iste M. Stach nach
r erfolgte bei seiner
der Brüdermission
Regierung. — Von
nändern zusehends
meinde hinzugethan,
zahl von Erwachten
nen sie die zur Er-
tilten sie in kleine
dieselben Geschlechts
zustand frei unter-
luch wurden die in
ter ihnen eingeführt
ind Jungfrauen in
e ins Grönlandisch
undern während da
urde am 3. Februar
hbarkeit unter seine
war dies die er-
Wenn sich die Be-
reuten, gewannen f-
der zeigte sich da-

jedoch bald geistlicher Hochmuth und ein lehrsüchtiges Wesen, dem die Missionare mäßigend entgegentreten mußten.

Bei dem Eingang aber, welchen das Evangelium je länger je mehr unter den Grönländern fand, fürchteten die Angekots, ihr Ansehen und den Gewinn ihrer betrüglichen Kunst endlich ganz zu verlieren. Sie suchten daher auf alle Weise die noch uneschlüssigen Heiden durch allerlei Erdichtungen von ihrer Bekehrung abzuhalten. So gab einer von ihnen vor, er habe eine Reise in den Himmel angestellt, um zu erfahren, wie es mit den Seelen der Grönländer stehe; da habe er denn alle Getauften in einem elenden Zustande, ohne Nahrung und Kleidung, die Ungetauften dagegen in lauter Wohlleben angetroffen. Ein anderer verbreitete die Nachricht, daß auf einer der dänischen Kolonien ein getaufter Grönländer gestorben, bald nachher aber ganz nadend wieder gekommen sei und erzählt habe, er sei in ein finstres Loch gesagt worden, darin er große Not leide. Solche Lügen wurden von denen geglaubt, welche geru eine Entschuldigung haben wollten; im allgemeinen aber richteten jene Betrüger nichts aus. Die Grönländer vergaßen solche Erdichtungen bald und fanden sich wieder bei den Brüdern ein, besonders wenn sie wußten, daß eine Taufe sein sollte. Doch befanden sich unter den Besuchenden auch solche, die der Wahrheit noch widerstreiten, und unter diesen auch manche, die die Gläubigen verfolgten und ihnen auch wohl nach dem Leben trachteten; selbst das Leben der Brüder war mehrmals bedroht. So drang z. B. ein heidnischer Haufe einmal ins Haus, als nur M. Stach dort war. Durch seine unerschrockene Aufsprache aber wurden ihre Absichten vereitelt. Nachher hielt ihnen auch Sarah, die dazu kam, noch eine lange Rede. So wurden sie ganz bewegt, gingen eine Zeit lang mit gefalteten Händen im Hause herum und fuhren noch vor Abend wieder weg.

Bei der wachsenden Gemeinde fehlte es bald an Platz zu den Versammlungen. Um diesem Mangel abzuhelfen, ließ man in Holland ein großes Haus mit Betsaal zimmern, zu dessen Auffstellung der alternde Christian David noch einmal nach Grönland ging. Am 16. Oktober 1747 konnte der Saal mit der Taufe dreier Personen und einem Liebesmahl¹⁾ eingeweiht werden. Bald darauf konnte auch mit einigen Eingeborenen nach voraufgegangener Einsegnung zum erstenmal das heilige Abendmahl gefeiert werden, wobei sie sich äußerst gerührt zeigten. Sie sagten nachher, ihr Leib hätte in den Staub sinken und ihr Geist aufwärts fliegen mögen; sie hätten an nichts denken mögen als an die Liebe des Heilandes.

Am Schlusse des genannten Jahres bestand die Gemeinde schon aus 134 Getauften. Ein wichtiges Ereigniß war M. Stach's Reise mit 5 Getauften nach Europa. Zwei derselben, Sarah und ihr Mann, kehrten nicht nach Grönland zurück, sie gingen heim zu Herrnhut. Die drei andern führte Stach über Nordamerika, wo sie die

¹⁾ Es gab dabei Erdse; den Gesang begleiteten 3 Violinen und eine Flöte. In dem hell erleuchteten und mit Transparenten gezierten Raum waren die Eingeborenen wie trunken vor Freude und wollten kaum wieder auseinander gehen.

pennsylvanischen Gemeinden¹⁾ besuchten, wieder in ihr irdisches Vaterland. Unter ihnen war Judith Zabel, eine Jungfrau, die nach dem Vorbilde der europäischen Gemeinden das erste Haus für ledige Schwestern in Grönland einrichtete. Aus einem ihrer späteren Briefe sei darüber Folgendes angeführt: „Ich bin diesen Winter mit meinen Schwestern sehr vergnügt. Ich erzähle ihnen manchmal, wie die Schwestern in der Gemeinde darüber über dem Wasser nichts anderes suchen, als dem Heiland zu gefallen und ihm zu leben. Da wünschen wir: Ach, wenn wir ihn auch so lieb hätten!“ Zwei Tage vor ihrem im Oktober 1758 erfolgenden Ende schrieb sie noch an eine liebe Freundin in Europa: „Nun schicke ich dir den letzten Kuß aus meinem Herzen zu. Meine Hütte ist von der Krankheit gar sehr geschwächt, aber ich denke dabei immer an meines Heilands Leiden und freue mich gar sehr auf das selige Stündlein, wenn er mich rufen wird, und daß ich mit meinen Augen werde seine Wunden sehen, weil ich auch eine mit seinem theuren Blute Erlöste bin.“

1753 wurde auch für Knaben und ledige Männer ein eigenes Haus, in dem sie im Winter allein wohnen und schlafen sollten, gebaut. In demselben lernten sie außer ihrer Fertigkeit mit dem Skajak und dem Jagdgeräth noch manche andre Hantirung, in der sie es bald zu großer Geschicklichkeit brachten. Einige schrieben ungemein sauber Deutsch und Grönländisch, spielten verschiedene Instrumente und dergleichen.

In diese Zeit fällt auch die Aufstellung gewisser Regeln für das häusliche Leben, die jedesmal beim Beginn des Winters allen nach Neuhernhut ziehenden Grönländern eingeschärft wurden und welche allerlei Reste heidnischer Sitte beseitigten. — Auch ist die durch den dazu beauftragten Bischof Johann Wattwille abgehaltene Visitation zu erwähnen.²⁾ Derselbe erwarb sich die Liebe der Grönländer in hohem Grade. Gleich hernach und im Jahre 1754 noch einmal wurden sie aber durch eine Krankheit mit heftigem Kopfschmerz, Brust- und Seitenstechen heimgesucht, an der auch, außer zahlreichen Heiden, gegen 100 Getaufte starben. Bei allem Schmerz über diesen Verlust fanden die Brüder doch Trost in der seligen Herzensstellung der Sterbenden, wie in der thätigen Liebe der Überlebenden. Der Besuch von Heiden auf der Station dauerte indessen fort, und immer mehr gläubige Grönländer kounten als Helfer die Brüder in ihrer Arbeit unterstützen, indem sie theils die Kinder in der Schule unterrichteten, theils Ansprachen an die Erwachsenen hielten, oder in den Häusern sich mit ihnen unterredeten. So wuchs die Gemeinde nach innen und außen. Am Schlusse des ersten Viertel-Jahrhunderts zählte sie schon 400 Seelen.

¹⁾ Dieselben schenkten der grönländischen Gemeinde Holz zu einem Vorrathshaus, das auch von dem vorher misskommenden Christian David gebaut wurde. Es war dies ein dringendes Bedürfniss.

²⁾ Sie war durch die bekannte „Sichtung“ in der Brüdergemeinde veranlaßt. Jene schwärmerische Ausschreitung hatten jedoch Grönland nur wenig berührt.

6. Weiter

Schon sehr verbunde
gedacht werden
gen Gewinn
tend gehoben
Konkurrenz
dänische Krie
Schon waren
gegründet.
der Geschichte
Gesellschaft,
wurde, die si
der Verkehr ü
und es erfolg
nahme von d
Julianehaab.
verknüpft.
Unterhalt.
derselben.
war, machte si
verbündet. In
mancher tücht
Niederlassungen
wenigstens mi
Männer, unter
das Reich des
Mit Unrecht le
gange hinter d
die Quellen zu
genügt jedoch i
lands ausschließ
Hindernisse an,
Schon von vorn
nehmens, sowie
liges. Die M
ihrem Posten i
Verhältnisse ei
in ihrer Predig
Widerhall fand,
waltete mehr d
abstieg, währen
Evangeliums a

¹⁾ Lars Dala

6. Weitere Entwicklung der Mission bis auf die gegenwärtige Zeit.

Schon damals war Dänemark mit Grönland durch den Handel so sehr verbunden, daß an eine Auflösung dieser Verbindung nicht mehr gedacht werden konnte. Hatte derselbe durchschnittlich auch nur mäßigen Gewinn gebracht, so hatte er sich doch in Severins Händen bedeutend gehoben, besonders seitdem die Holländer, welche früher durch Konkurrenz und offne Feindseligkeiten viel Schaden thaten, durch dänische Kriegsschiffe ganz aus der Davis-Straße vertrieben waren. Schon waren besonders in Nordgrönland mehrere feste Niederlassungen gegründet. Die Zahl derselben mehrte sich in der folgenden Periode der Geschichte der Kolonie, deren Leitung im Jahre 1750 wieder einer Gesellschaft, der sogenannten allgemeinen Handelskompanie übertragen wurde, die sie 24 Jahre lang behielt. In dieser Zeit verbreitete sich der Verkehr über alle Theile der Küste von Upernivik bis Fredrikshaab, und es erfolgte die Anlegung aller andern Niederlassungen mit Ausnahme von dem in schwer zugänglicher Gegend später gegründeten Julianehaab. Die Mission blieb stets auf das engste mit dem Handel verknüpft. Jene Gesellschaft übernahm die Verpflichtung für ihren Unterhalt. Das Missionskollegium zu Kopenhagen hatte die Leitung derselben. Paul Egede, der bereits 1740 eben dahin zurückgekehrt war, machte sich durch seine sprachlichen Arbeiten und Übersetzungen verdient. In dem von seinem Vater begonnenen Seminar wurde noch mancher tüchtige Missionar und Katechet ausgebildet. Sämtliche Niederlassungen wurden, wenn nicht mit einem der ersten, so doch wenigstens mit einem der letzteren versehen. Die Wirksamkeit dieser Männer, unter denen in jener Zeit noch manche treuen Arbeiter für das Reich des Herrn waren, sind weniger bekannt als sie es verdienen. Mit Unrecht läßt man gewöhnlich die dänische Mission in ihrem Fortgange hinter der der Brüdergemeinde verschwinden. Leider fehlen uns die Quellen zu einer ausführlichen Darstellung ihrer Entwicklung. Es genügt jedoch darauf hinzuweisen, daß die Christianisierung Nordgrönlands ausschließlich ihr Werk war. Freilich hasteten ihr manche Hindernisse an, die ihre Erfolge hinter denen der Brüder zurückhielten. Schon von vorn herein hatte der staatskirchliche Charakter des Unternehmens, sowie die enge Verbindung mit dem Handel viel Nachtheiliges. Die Missionare blieben meistens nur vier bis sechs Jahre auf ihrem Posten und kehrten heim, wenn sie sich gerade erst recht in die Verhältnisse eingearbeitet hatten. Außerdem gelang es ihnen weniger in ihrer Predigtweise den Ton zu treffen, der bei den Eingeborenen Widerhall fand, wie sich ein Augenzeuge darüber ausläßt.¹⁾ Bei ihnen waltete mehr die Strenge des Gesetzes vor, die vielfach die Eingeborenen abschreckte, während die Brüder sie mit der lieblichen Friedenspredigt des Evangeliums anzulocken verstanden. Auch hatten die letzteren durch

¹⁾ Lars Dalager, Grönlandske Relationer, S. 90 ff.

ihre freikirchliche Stellung, getragen von der lebendigen Gemeinde der Heimat, einen großen Vorsprung. Daher waren ihre Erfolge allerdings schneller und mußten mehr in die Augen springen.

Durfte man an jene Gemeinde zu Neuherrenhut auch keineswegs den Maßstab einer gläubigen Gemeinde christlicher Länder legen, so war doch die mit den Grönländern vorgegangene Umwandlung eine ganz merkwürdige. Der erwähnte Augenzeuge sagt a. a. O.: „Wenn ich bedenke, mit welcher Noth, Kummer und Verachtung sie die ersten Jahre hier im Lande zu bringen mußten, und nun haben sie nach Verlauf einiger Jahre schon eine schmucke kleine Kirche (oder Saal) gebaut, wohin man am Sonntage über 300 Grönländer zusammenströmen sieht, unter denen hier einer ein Blasinstrument, dort einer eine Violine, ein dritter eine Either (Gitarre?) u. s. w. nimmt, wozu der ganze Chor Lob- und Danklieder anstimmt, so gerathet ich in Staunen, da mein Verstand keinen (Erklärungs-) Grund hierfür findet, sondern den Schluß ziehen muß: Siehe hier ist mehr als Menschen-Zinger!“

Die eine Missionsstation aber konnte nicht für das ganze Land genügen, wenn sie auch bei dem Wanderleben des Volkes einen bedeutenden Theil desselben mit dem Evangelium in Berührung brachte. Deshalb wurde im Jahre 1758 18 Meilen südlich von derselben am Kap Fiskernäs, eine zweite angelegt, die mit Beziehung auf Jes. 60, 1 den Namen Lichtenfels erhielt. Dazu war M. Stach, der bereits mehrere Jahre in der Stille zu Herrnhut gelebt hatte, mit zwei neuen Gehilfen noch einmal nach Grönland zurück. Vier christliche Familien zogen mit nach dem genannten Ort, um den Stamm der neuen Gemeinde zu bilden. Zuerst zeigten sich auch hier Schwierigkeiten bei den umwohnenden Heiden, doch konnte schon im zweiten Jahre eine von Süden gefommene Familie getauft werden, und noch vor Ablauf derselben mehrte sich die Zahl der Bekehrten auf 74, welche standhaft den Verführungen ihrer heidnischen Volksgenossen widerstanden. — Immer kräftiger aber gestaltete sich das christliche Leben zu Neuherrenhut, wozu besonders die segensreiche Wirksamkeit des Nationalgehülfen Daniel beitrug, der leider schon 1762 heimging. Ein von christlichem Geiste durchdrungener Eingeborner, wie er war, mußte schon hinsichtlich der Sprache seinen Landsleuten näher kommen können als die ausländischen Brüder. Von denselben wurde übrigens J. Böhniß am 29. Juli 1763 auch zu der ewigen Heimat abgerufen.

Es folgten einige Jahre spärlicheren Zuwachses in den beiden Gemeinden, bis 1768 die Bekehrung eines alten Angelok, Namens Immenek, der durch einen Traum vom jüngsten Gericht erschüttert war, viel Aufsehen erregte und wieder mehr Heiden heranzog. Freilich folgten darauf auch einige visionäre Verirrungen, die jedoch bald wieder beseitigt wurden. Einige Jahre später fand eine Visitation der Mission durch den von der Unitätsältesten-Konferenz beauftragten M. G. Sternberg statt. Derselbe brachte zwei zu Missionaren herangebildete Söhne von J. Beck mit, die der greise Vater mit Freudentränen empfing. Dagegen verließ M. Stach mit ihm 1771 Grönland

für immer
hatten in
aus den
rufene i
geworden
Heiligst
ihrer tä
in allerl
war abe
Oberauf
zuerst C
seinem 1
bis 179
Ueberse

Inz
Lichten
die berei
in der z
haab g
daher a
Schaar c
eine betu
National

In
kompagni
der Regi
Die lebte
und hat
das ganz
Niederla
liche um
die weite
sonders i
bindliche
schützen,
fördern.

Mit
dem Hand
Nebensch
der Dürre
königlicher
vendo) 1
Kampf ge
Die letzte
Institution

1) Er b
2) Berg

für immer.¹⁾ Das Ergebniß der Visitation aber konnte jener zusammenfassen in die Worte: „Ich habe in Neuherrenhut und Lichtenfels zwei aus den wilden Heiden vom heiligen Geist durch das Evangelium berufene und gesammelte Gemeinden gefunden, die an Christum gläubig geworden und auf ihn gegründet sind, sich in seinen theuer erworbenen Heilsgütern seliglich weiden, die Gnadenmittel dankbar und fleißig zu ihrer täglichen Nahrung gebrauchen, und also wachsen und zunehmen in allerlei Erkenntniß und Erfahrung“. Eine Folge dieser Visitation war aber die Anstellung eines Helfers ins Gänze²⁾, der fortan die Oberaufsicht über die Mission in Grönland führte, und ward als solcher zuerst Christoph Michael Königseer 1773 dahin gesandt, dem nach seinem 1786 in Lichtenfels erfolgten Heimgange Jesper Broderseu bis 1794 nachfolgte. Beide machten sich besonders auch durch ihre Übersetzungsarbeiten um die grönlandische Mission verdient.

Inzwischen war 1774 die vierte Station weit im Süden angelegt: Lichtenau, in jener des Treibeises wegen schwer zugänglichen Gegend, die bereits früher durch einen dänischen Beamten untersucht war und in der zu gleicher Zeit die jüngste der dänischen Kolonien Julianehaab gegründet wurde. Außer dem Brüdermissionar Sørensen zog daher auch ein dänischer Missionar dahin, jeder begleitet von einer Schaar christlicher Grönländer. Auch in Lichtenau sammelte sich bald eine beträchtliche Gemeinde, besonders durch die treue Arbeit tüchtiger Nationalgebüllsen.

In dem leitgenannten Jahre hatte sich die allgemeine Handelskompagnie aufgelöst, nachdem sie trotz vieler Begünstigungen seitens der Regierung nicht solche Erfolge wie früher Severin erreicht hatte. Die letztere mußte nun wieder selber den Handel in die Hand nehmen, und hat ihn bis jetzt als Monopol festgehalten. Seit jener Zeit bekam das ganze grönlandische Kolonialwesen eine geordnete Gestalt. Die Niederlassungen wurden unter zwei Inspektorate vertheilt. Das nördliche umfaßt die Küste von Upernivik bis Holsteinborg, das südliche die weitere Strecke bis zum Kap Farvel. Die Inspektoren sollten besonders über die Ausführung einer für alle Europäer im Lande verbindliche Instruktion wachen, die Eingebornen gegen Übervortheilung schützen, sowie den Handel und den Walfischfang auf alle Weise befördern.

Mit diesen Einrichtungen wurde die dänische Mission, die anfangs dem Handel gleichbedeutend zur Seite gestanden, immer mehr zu einer Nebensache herabgesetzt. Überhaupt war für sie immer mehr eine Zeit der Dürre hereingebrochen. Bei der Gründung des mehrfach erwähnten königlichen Missionsskollegiums³⁾ (Collegium de cursu Evangelii promovendo) 1710 war die pietistische Richtung vorwiegend gewesen. Im Kampf gegen die tote Orthodoxie hatte sie ihre Lebenkraft bewahrt. Die letztere aber war allmählich in seichtem Nationalismus erstorben. Institutionen aus der alten Zeit konnten unter seinem Regiment nur

¹⁾ Er beschloß seinen Lebensabend in der amerikanischen Gemeinde Bethlehem.

²⁾ Vergleiche Dr. Kallar in Baseler Magaz. 1863 S. 500 ff.

ein trauriges Dasein fristen. „Der Formalismus und die Schreibereien nahmen überhand; in das Kollegium traten Männer ein, deren Befähigung zu diesem Amte in andern Stellungen lag, ohne daß sie gehöriges Interesse für die Ausbreitung des Reiches Gottes mitbrachten. Es war eine schwierige Sache, tüchtige Leute für das gute Werk zu finden. Manche Kandidaten, die wegen ihrer geringen Begabung oder infolge schlechten Examens kein Unterkommen in der heimatlichen Kirche finden konnten, gingen nach Grönland, um die durch das Gesetz bestimmten Jahre in dem fernen Lande hinzubringen und nach Verlauf derselben sich in einer heimatlichen Pfarre Entschädigung für die Zeit des Entbebens zu verschaffen.“ So gibt uns damals die mit Dänemark verknüpfte grönländische Kirche „nur das Bild einer kümmerlich sich fortschleppenden Erziehungsanstalt für äußeres Christenthum“.

Die Prediger lernten fast nie tiefer in die Sprache einzudringen, wenn sie auch mit Grammatik und Lexikon ihre Predigten zusammenbrachten, und Proben ihrer sprachlichen Fortschritte an das Missionskollegium einzusenden hatten. — Jeder Ausdehnung der Mission stand die Handelsdirektion hindernd im Wege, der in jedem Falle die nötigen Mittel erst abgezwungen werden mußten. Ferner stellte sich immer mehr die nachtheilige Wirkung mancher Waaren heraus, durch welche die Eingebornen an europäische Genüsse gewöhnt wurden. Mit kindlicher Sorgflosigkeit fingen sie an, um sich solche zu verschaffen, selbst die zu ihrem Unterhalt nothwendigsten Mittel hinzugeben, wodurch dem Handel freilich größerer Gewinn, ihnen selbst aber immer mehr Verarmung bereitet wurde. Endlich ist der schädliche Einfluß der Europäer auf den Kolonien zu erwähnen. Bei der ganzen Organisation des Kolonialwesens hätte es sich leicht machen lassen, daß nur unbescholtene Europäer nach Grönland gekommen wären. Aber die Handelsdirektion schien für christliche Zwecke kein Auge zu haben. So fehlte es den nicht an grobem Vergernish, Unsitlichkeit u. s. w., worüber von christlichen Grönländern öfters eine scharfe aber sehr berechtigte Kritik geübt wurde. So schrieb einer schon im Jahre 1756 an Paul Egede:¹⁾ „Ich habe mich oft über die Christen gewundert und selbst nicht gewußt, was ich von ihnen denken sollte. Sie verlassen ihr eignes schönes Land und leiden viel Ungemach in diesem für sie harten und furchterlichen Lande, nur um uns zu ordentlichen Leuten zu machen: aber hast du so viel Böses von unserer Nation gesehen, hast du wohl je ein so sonderbares und beinahe unsinniges Gewächse von jemandem unter uns gehört? Ihre Lehrer unterrichten uns, wie wir dem Teufel entgehen können, den wir nie gelernt haben, und ihre ausgelassenen Matrosen bitten mit der größten Ernsthaftigkeit, daß der Teufel sie holen und zerreißen möge. Du erinnerst dich wohl selbst, daß ich in meiner Jugend dergleichen Reden von ihnen lernte, um sie zu belustigen, ohne zu wissen, was sie bedeuteten, bis du mir es verbottest, sie zu gebrauchen; nachdem ich sie selbst verstehen gelernt, habe ich mehr gehört, als ich hören wollte. Insonderheit habe ich dies Jahr so viel von den Christen

¹⁾ Esterretninger ff. S. 232 ff.

die Schreiberner ein, deren es, ohne daß sie es mitbrachten. gute Werk zu Begabung oder der heimatlichen durch das Gesetz und nach Verlaufung für die Zeit die mit Dänenkummerlich istenthum". Je einzudringen, gten zusammen das Missions-er Mission stand alle die nöthigen stellte sich immer s, durch welche den. Mit Kinterschaffen, selbst en, wodurch demmer mehr Verfluss der Euro-Organisation h nur unbeschol- handelsdirektion holt es den nicht von christlichen tif geübt wurde. (Egede:¹⁾ „Ich t nicht gewußt, eignes schönes n und fürchterlichen: aber hast wohl je ein so ndem unter uns Teufel entgehen enen Matrosen sie holen und in meiner Ju- gelustigen, ohne zu gebrauchen; gehört, als ich on den Christen

reden höre, daß, wenn ich nicht durch den langen Umgang viele gute und ordentliche hätte kennen lernen und Hans Pungiol und Arnafal, die in eurem Lande gewesen sind, mir nicht erzählt hätten, daß es dort viele tugendhafte und fromme Menschen gäbe, ich gewünscht haben würde, daß wir sie nie gesehen hätten, damit sie unser Volk nicht verderben möchten. — Du erinnerst dich wohl des lustigen Einfalls Okatos, Angehole in euer Land zu senden, um euch ordentliche Menschen werden zu lehren, so wie euer König Priester hierher gesandt hat, um uns zu lehren, daß ein Gott sei, u. s. w." Doch noch viel schlimmere als die hier ange deuteten Sünden wurden von Europäern immer mehr eingeschleppt, unter denen die Unzucht oben an steht.

Beschonten nun diese immer deutlicher sich herausstellenden Verhältnisse keineswegs die Gemeinden der Brüdermission, so hatten diese doch in ihrer festen Organisation viel mehr Mittel gegen die schweren Schäden anzukämpfen. Auch mußte der lebendige Missionar anstatt der rationalistischen Lauheit, die die dänische Mission lähmte, den Herrnhutern auch in jener Zeit ihre Erfolge sichern. Verfolgen wir ihre Geschichte in Grönland ein wenig eingehender, so finden wir zunächst ums Jahr 1782 die Gemeinde Neuherrnhut mit 512, Lichtenfels mit 374 und Lichtenau mit 336 Seelen. Diese Zahlen aber wurden sehr verringert durch eine furchtbare Epidemie, der auch gegen den Schluss des Jahrhunderts ein paar ähnliche folgten. Allein die Gemeinden erholt und mehnten sich immer wieder, theils durch belehrte Heiden, theils durch die heranwachsende christliche Jugend. Auch waren solche Tribalszeiten jedesmal nach innen, für das christliche Leben förderlich. Ahnliches wird von einer schweren Hungersnoth berichtet, mit der 1802 besonders Lichtenfels heimgesucht wurde. —

Während des Krieges in Europa blieb den Brüdern in Grönland noch öfters die Zufuhr aus, doch half Gott immer gnädig durch, und eine Folge des Krieges war die nähere Verbindung mit England und ver auf Kosten der Londoner Bibel-Gesellschaft 1823 vollendete Druck des grönländischen Neuen Testaments, während die aus Deutschland 1819 und 1823 den Gemeinden in Grönland zugesandten Gefangblätter und Liturgien den Kirchengesang aufs neue belebten. Ueberhaupt singen die Grönländer gern, und mehrere von ihnen haben auch nach dem Gehör verschiedene Instrumente gespielt.

Schon um jene Zeit war die Christianisierung der Umgegend von Neuherrnhut und Lichtenfels fast vollendet. Die wenigen Heiden, die dem Evangelio widerstreben, starben nach und nach aus. Dagegen stand sich im Süden des Landes noch eine größere heidnische Bevölkerung, um deretwillen 1821, als man das 100jährige Jubiläum der Kolonie und der Mission feierte, die vierte Station nicht weit vom Kap Farvel, dem südlichsten Punkte des Festlandes, beschlossen und nach längeren Vorbereitungen 1824 durch Br. Kleinschmidt nebst dem in Lichtenau bewährten Nationalgeblüpfen Nathanael ausgeführt. Man nannte den Platz Friedrichthal. Mit großer Freude wurden die Missionare von den dortigen Eingeborenen aufgenommen, und schon nach Verlauf von vier Jahren zählte die neue Gemeinde 314 Seelen. Da-

mals zogen auch die letzten Heiden der Umgebung von Lichtenau auf die Station, auf der nun 676 Personen, — darunter 31 ungetauft — lebten.

Seitdem ist die äußere Seite des Missionswerkes an der ganzen uns bekannten Westküste immer mehr zum Abschluß gekommen. Ungetaufte Grönländer gibt es nicht mehr, wenn wir die wenigen Bewohner der Ostküste ausnehmen, die manchmal nach Friedrichshafen kommen und von denen dann und wann noch einer getauft wird. Eine andre Ausnahme bildet das im hohen Norden lebende Stämmchen, die von Noz 1818 entdeckten sogen. Arctic Highlanders,¹⁾ die seitdem ein paar mal von Polarfahrern besucht worden sind. Auch diesen — so weit bekannt — nördlichsten Bewohnern des Erdballs das Evangelium zu bringen, oder sie nach einer Kolonie resp. Missionsstation überzusiedeln, ist in ernste Erwürdigung gezogen worden. Die Schwierigkeiten solches Unternehmens waren jedoch bisher unüberwindlich.

Müssen wir dennoch die Grönländer im Großen und Ganzen als ein christliches Volk ansehen, so fehlt doch viel daran, daß die Aufgaben der Mission an ihnen auch nach innen hin in einem befriedigenden Maße gelöst wären. Nicht nur finden sich hier und da, besonders in den nördlichen Districhen, Spuren von heidnischen Gebräuchen, die sich unter den christlichen Formen im Verborgenen zu erhalten gewußt haben, sondern auch der ganze Zustand des Volkes ist noch so sehr ein Stand der Kindheit, daß dasselbe in keiner Weise der Leitung würde entbehren können. Wohl sind Fortschritte und Wachsthum im Laufe der Jahre nicht zu verkennen, doch geht die Entwicklung immer durch beträchtliche Schwankungen. Verheerende Seuchen lichten oft die Reihen des Völckens, das sich aber immer wieder erholt und, wie es scheint, bis jetzt noch nicht auf die abhüfige Wahn des Aussterbens, auf der wir andre Völker finden, gekommen ist, wenn es derselben auch bereits nahe steht.²⁾ Zu einem seßhaften Leben — abgesehen von der Winterszeit — hat das Christenthum die Grönländer nicht zu bringen vermocht, und dies ist durch die Verhältnisse, unter denen sie ihrer Nahrung nachgehen müssen, und die ein theilweise Nomadenleben bedingen, genügend erklärt. Schwerer fällt es ins Gewicht, daß die alten sozialen Zustände unverändert fortbestehen, und daß es an einer festen Ordnung der bürgerlichen Lebensverhältnisse mangelt. Kinder sind sie in mehr als einer Beziehung; namentlich darin, daß sie der immer weiter greifenden Gewöhnung an europäische Lebensbedürfnisse nicht zu widerstehen im Stande sind, und sich solche, nach den Verhältnissen sehr entbehrliche Genüsse oft durch Verkauf ihrer nothwendigsten Sachen verschaffen. Damit hängt zusammen, daß sie in keiner Weise Haus zu halten und sich für die Zukunft einzurichten verstehen, ganz wie in alter Zeit, nur

¹⁾ Vergleiche oben Seite 22.

²⁾ In dem Zeitraum von 1830—49 war die Bevölkerung in Südgroönland um 25,4 % gewachsen; in Nordgrönland war der Zuwachs noch stärker. In den letzten Jahrzehnten wurde durch Epidemien eine Abnahme hervorgerufen, die noch nicht wieder ausgeglichen ist.

dass jes
und ni
armung
gemeind
sie diese
selbst d
meisten
werden.
Sowohl
zur Au
leßtere
Plätze,
Station
und Ig
die Brü
hat dere
des min
liane ha
quidung
eine ga
diesem U
gesells
dentlich
wurde.
Augen a
dasselbe
Verdiens
auf man
angestellte
dafür g
Personen
befest w
esse für
Bestreber
Lehrer; i
auch ord
tiger un
kündigun
und geb
geblieben
gestrebt

¹⁾ D
Sie sind c
Theil des
²⁾ R
³⁾ D
auch die D

Lichtenau auf
ungetaufte —

n der ganzen
kommen. Un-
wenigen Be-
Friedrichshal-
st wirb. Eine
mchen, die von
tudem ein paar
en — so weit
vangelium zu
überzusiedeln.
gleiten solches

ad Ganzen als
z die Aufgaben
befriedigenden
besonders in
uchen, die sich
halten gewußt
och so sehr ein
Zeitung wirk-
um im Laufe
immer durch
oft die Reihen
wie es scheint,
ebens, auf der
en auch bereits
n der Winters-
ungen vermocht.
ahrung nach-
gen, genügend
alen Zustände
Ordnung der
e in mehr als
iter greifenden
iderstehen im
r entbehrliche
en verschaffen.
zu halten und
alter Zeit, nur

südgrönland um
In den letzten
noch nicht wieder

dass jetzt solche leichtsinnige Wirthschaft viel nachtheiligere Folgen hat und nicht blos zeitweiligen Mangel, sondern eine fortschreitende Verarmung herbeiführt. Auch der Halt, den die Mitglieder der Brüdergemeinde in der geschlossenen Gemeinschaft haben, ist nicht im Stande sie diese Klappe überwinden zu lassen. Freilich ist die weite Entfernung selbst der Winter-Wohnplätze von den Stationen sehr nachtheilig. Die meisten solcher Außenplätze können nicht häufig von Missionaren besucht werden. Deshalb sind sie meistens mit Katecheten resp. Lehrern besetzt. Sowohl die Brüdergemeinde als die dänische Mission hat Anstalten zur Ausbildung derselben: erstere in Neuherrenhut und in Lichtenau,¹⁾ letztere in Godthaab und Jakobshavn. Jene hat übrigens zwei solcher Plätze, die von besonderer Bedeutung waren, noch in neuerer Zeit als Stationen besetzt: Umanaf, 8 Meilen nördlich von Neuherrenhut, 1861, und Igdræpit, einige Meilen südöstlich von Lichtenau, 1865, so daß die Brüdermission jetzt 6 Stationen in Grönland hat. — Die dänische hat deren acht, nämlich Upernivik, Omanak, Jakobshavn, Egedesminde, Holsteinborg, Godthaab, Frederikshaab und Julianehaab. Obgleich diese Mission noch immer schwer an der Verquidung mit dem Handel zu leiden hat, hat sie in neuerer Zeit doch eine ganz andre Richtung gewonnen als früher. Die Veranlassung zu diesem Umschwunge ging größtentheils von der dänischen Missionsgesellschaft,²⁾ die 1821 von dem für das Reich Gottes außerordentlich thätigen Pastor Nörne in Kongens Lyngby auf Seeland gestiftet wurde. Obwohl vom Missionskollegium stets mit wenig freundlichen Augen angesehen, ja in der Ausführung ihrer Bestrebungen vielfach durch dasselbe gehämt, hat diese Gesellschaft sich doch um Grönland ein namhaftes Verdienst erworben. Sie hat die Katecheten unterstützt, den Gottesdienst auf mancherlei Weise gehoben,³⁾ durch beständigen Briefwechsel die dort angestellten Prediger (Missionare) in ihrer schweren Stellung gestärkt, dafür gesorgt, daß passende, von aufrichtigem Missionseifer beseelte Personen in jene Stellen kamen, die sonst zumeist nur mit Miethlingen besetzt waren, und durch ihr Missionsblatt in weiten Kreisen das Interesse für das Heil der armen Grönländer erweckt. Ihr hauptsächlichstes Bestreben aber ging von Anfang an darauf hinaus, einen tüchtigen Lehrer- und Gehilfenstand aus den Eingeborenen selbst zu erziehen, sowie auch ordinierte Prediger aus denselben heranzubilden. Dies ist ein richtiger und wichtiger Gedanke, durch dessen Ausführung allein die Verkündigung des Evangeliums in jenem kalten Lande heimisch werden und geblieben könnte. Bis jetzt ist sie vielfach eine exotische Pflanze geblieben. Lange hat die Gesellschaft vergeblich in dieser Beziehung gestrebt und darum gekämpft.

¹⁾ Die Bögglinge werden der nationalen Lebensweise möglichst wenig entfremdet. Sie sind auf den Erwerb ihres Unterhaltes selbst angewiesen und bringen einen großen Theil des Tages im Kajal zu. Erst in den Abendstunden findet der Unterricht statt.

²⁾ Kalar, det Danske Missionsfelsts-Historie. Kjøbenhavn. 1871.

³⁾ Der Station Julianehaab schenkte sie unter großen Schwierigkeiten, bei denen auch die Mithilfe des Missions-Kollegiums deutlich hervortrat, eine Kirche.

Endlich seit dem Jahre 1849 hat sie freiere Hand bekommen, nachdem das Missionskollegium sein längst verdientes Ende gefunden hatte. Es wurde aufgelöst, als Dänemark eine konstitutionelle Verfassung erhielt und seine Regierungs-Kollegien in Ministerien verwandelte. So liegt nun die grönländische Mission in der Hand des Kultusministers.¹⁾

Bliden! wir schließlich noch einmal auf die Mission der Brüdergemeinde zurück, so finden wir auf ihren 6 Stationen nach dem letzten Jahressberichte im ganzen 1688 Seelen, unter denen 948 Kommunikanten sind, während 148 ausgeschlossene Glieder unter Kirchenzucht stehen. 12 verheirathete Missionare, sowie 14 Versammlungshalter und 31 Nationalhelferinnen besorgen die Pflege der Gemeinden. Jede der 6 Stationen hat ihre Schule, außerdem befinden sich solche noch auf 22 Außenplätzen. Zusammen sind 24 Lehrer und zwei Lehrerinnen thätig.

Der innere Zustand der Gemeinden bedarf immer noch vieler Nachsicht und macht den treuen Arbeitern hier und da manche Sorgen, obgleich nicht nur der christliche Glaube tief in den Gemüthern festgewurzelt ist, und die Sprache Kanaans meist ziemlich fließend gesprochen wird, sondern auch in manchen schlagernden Beispielen sich sehr erfreulich die Kräfte der Heiligung erweisen. Leider fehlt in nicht geringem Maße noch die Verständigkeit. Gar zu leicht finden Verführungen Eingang. Daher die verhältnismäßig große Zahl der Ausgeschlossenen, an denen jedoch die Kirchenzucht nicht fruchtlos zu bleiben pflegt. Oft suchen sie mit reichlichen Bußthränen die Wiederaufnahme in die Gemeinde. Zum großen Theil sind es Sünden der Unzucht, die ihrer viele zu Hülle bringen. Es ist schon bemerklt, wie schädlich die Unzittlichkeit der Europäer in dieser Hinsicht wirkt, die an einigen der am meisten frequentirten Kolonialplätze es bis zur schmachvollsten Prostitution gebracht haben soll. Ob die sonst in vielen Stücken jetzt auf das Wohl der Eingeborenen recht bedachte dänische Verwaltung²⁾ noch keine ernstlichen Maßregeln gegen diesen Schaden ergriessen hat, oder ob sie vergleichlich dagegen ankämpft, ist aus unsfern Quellen nicht ersichtlich. Fast scheint es, als nähme sie den Standpunkt des „Gehenslafens“ ein. Einen andern vielleicht eben so gefährlichen Schaden, der sich schon oft drohend bemerklich gemacht hat, konnte sie bis jetzt ziemlich fern halten: nämlich den Branntein. Der grönländische Handel ist bis jetzt Monopol des Staates. Es ist anerkennenswerth, wie die Einfuhr von spirituösen Getränken bisher bis zur möglichsten Unschädlichkeit beschränkt wurde. Würde es in diesem Stütze anders, so wäre nach dem Urtheil Sachverständiger ein baldiger Untergang von dem armen Völchen kaum abzuwenden. Schon wiederholt haben sich liberale Stimmen geregt, die das Monopol als gänzlich unzeitgemäß abgeschafft wissen

¹⁾ Die weiteren Angaben über den jetzigen Stand derselben siehe im Nachtrag am Schlusse dieses Heftes.

²⁾ In derselben hat sich Herr Oberinspekteur Dr. Mint besondere Verdienste erworben. Viele durch ihn getroffene Einrichtungen, Unterstützungen in Notzeiten, Beschränkung der Gewöhnung an europäische Bedürfnisse u. s. w. sind sehr segensreich.

wollen,
die Sto
und mi
fesselt
Anlagen
gerafft
das Eva
beiden
sigen G
da nur
finden.
schließen
Volk, do

Mu
Zustande
hunderte
blieben
Ansiedlu
Rasenüb
ziemlich
zeigen in
lassen di
därmen,
statt mit
theilunge
ändert ge
dem, das
deutet, da
Beleuchtu
lampe in
Wände si
dänischen
Klerikerei
geschlag
einem H
heimeln.

Frei
Luft und
uns noch
Ja trotz

wollen, um so mehr als der Handel einen bedeutenden Reinertrag, in die Staatskassen liefert. Sollte der Freihandel zugelassen werden und mit ihm der Dämon der Trunkucht unter den Grönländern entfesselt werden, so würde nach menschlichem Ermessen dieses mit schönen Anlagen ausgestattete Volk noch auf der Stufe seiner Kindheit dahin gerafft werden, wie so mancher Stamm in andern Ländern, gerade als das Evangelium in ihm Wurzel geschlagen hatte, durch die genannten beiden Laster zu Grunde gerichtet worden ist. Dann würden die felsigen Gestade jenes Polarlandes fortan öde und verlassen da liegen, da nur Eskimos im Stande sind auf ihnen ihren Lebensunterhalt zu finden. Doch uns ist verborgen, was die Zukunft bringen wird. So schließen wir mit dem Wunsche: Der Herr schütze und schirme sein Volk, daß er sich in jenem unwirthlichen Lande gesammelt hat!

7. Schilderung der jetzigen Verhältnisse.²⁾

Mustern wir nun noch einmal das Völkchen, das wir bereits in dem Zustande kennen lernten, in dem es sich vor mehr als anderthalb Jahrhunderten befand. Wir finden vieles verändert, vieles aber auch geblieben wie damals. Noch jetzt sind die meisten Häuser jener zerstreuten Ansiedlungen dieselben kastenartigen Erd-Bauwerke mit dem grünen Rasenüberzuge; doch sind dazwischen einige aus Lehm und Steinen ziemlich nach europäischer Weise erbaute zu bemerken. Aber auch jene zeigen im Innern einen großen Fortschritt. Ein paar Glasscheiben lassen die Tageshelle besser eindringen, als jene Fenster aus Seehundsdärmen, die nur ein trübes Dämmerlicht gewährten. Die Wände sind statt mit alten Fellen nun mit Brettern verkleidet. Die einzelnen Abtheilungen mit den Britschen für die verschiedenen Familien sind unverändert geblieben, auch fehlen die bekannten Thranlampen nicht, trotzdem, daß dort in der Ecke ein eiserner Ofen schon den Fortschritt andeutet, der sich für die Erheizung der Häuser anbahnt. Auch in der Beleuchtung fängt eine große Umröhlung an, wie die hübsche Schiebelampe und zwei mit Talglichten versehene Zinnleuchter beweisen. Die Wände sind mit Bildern geschmückt. Da ist sogar Bismarck, aus einer dänischen illustrierten Zeitung geschnitten. Daneben sind manche bunte Klerikereien, die aus Neu Ruppin stammen, mit handfesten Nägeln angeschlagen. Selten fehlt der Spiegel. Sie und da aber mag uns in einem Hause selbst das Tick Tack einer Schwarzwälder Wanduhr anheimeln.

Freilich nur in einzelnen Häusern finden wir eine erträglichere Luft und größere Sauberkeit, als in alter Zeit. Aus vielen dringt uns noch wie damals jener widerliche Dunst und Pesthauch entgegen. Ja trotz der Bemühungen der dänischen Regierung, die Wohnungen der

²⁾ Meistenthells nach Rint, sowie dem Missionsblatt der Brüdergemeinde.

Eingeborenen zu verbessern,¹⁾ sind noch immer solche vorhanden, die den niedrigsten Zustand einer menschlichen Behausung aufweisen. Und diese finden wir nicht etwa an den abgelegenen Orten, die vom Verkehr weniger berührt sind, sondern gerade in der Nähe von Handelskolonien und Missionsstationen, wo sich eine verhältnismäßig größere Masse der Bevölkerung gesammelt hat. Da stehen sie denn sonderbar ab gegen die hohen Blochhäuser²⁾ der dänischen Beamten und jene der Brüdermission,³⁾ welche wie in den heimatlichen Gemeinden die Wohnung und den Saal (Kirche) unter einem Dache vereinigen. Vor diesen wie jenen findet sich ein eingehägtes Gärtchen, in dem in den kurzen Sommermonaten manche Gemüse recht üppig gebeihen, während andre vergeblich ihrer Reife entgegenstreben. Besser gelingt es in Glasbeeten, die man hie und da antrifft. Die Eingeborenen aber scheinen sich auf keinerlei Versuche im Gartenbau einzulassen. Ist auch vielfach die Umgebung ihrer jetzt übrigens meist nur für nicht mehr als zwei Familien dienenden Häuser etwas sauberer geworden, so finden wir doch bei vielen von ihnen wie ehemals den alten Schnuz und Unrat. Vom Blut und Fett der erlegten Seethiere ist der Boden und die Felsblöcke dicht gezeichnet; Knochen und andere Abfälle liegen haufenweise umher.

Betrachten wir die Eingeborenen selbst, so zeigt sich zunächst in der Kleidung eine bedeutende Veränderung. Nur wenig in Südgrenland, etwas mehr im Norden, wird noch der Seehundspelz mit der Haarseite nach außen getragen. Europäische Zeuge von Wolle und Baumwolle, letztere auch als Pelzüberzug benutzt, haben ihn zum großen Theil verdrängt. Oft zeigt sich ein sonderbares Gemisch von nationaler und ausländischer Tracht und hie und da nehmen sich die Jacken und Röcke — abgelegte Uniformen — Hüte und selbst steife Halsbinden zu den Pelztiefeln und den aus Fell gefertigten Beinkleidern sehr sonderbar aus. Letztere sind auch von den Frauen beibehalten, die sich mit dem europäischen Schnitt nicht befriedigen können. Doch haben sie sich an den Luxus der Hemden gewöhnt, den sie mit einer gewissen Eitelkeit durch eine breite Spalte zwischen den Beinkleidern und dem Obergewande bemerkbar machen nicht eben zum Nutzen ihrer Gesundheit.

Die Beschäftigungen der Eingeborenen sind gegen die alte Zeit wenig verändert. Im Kajak tummeln sich die Männer auf dem Wasser wie damals und stellen den Seehunden nach, die auch heute noch die Hauptbedingung für das Leben der Grönländer bilden. Nur werden sie nicht mehr allgemein mit dem alten Wurfpfeil erlegt, sondern vielmehr mit der gezogenen Büchse, die von den kleinen Leuten mit bewundernswürther Sicherheit gehandhabt wird. Leider zeigt sich die Verarmung eines nicht geringen Theiles der Bevölkerung darin, daß die Zahl der Männer sich mehrt, die keinen Kajak haben. Die Helle, mit denen sie den ver-

¹⁾ Es wird z. B. das ganze Holzwerk zu zweckmäßigen Häuschen für einen geringen Preis abgelassen. Auch Bretter zur Verkleidung der Wände vertheilt u. s. w.

²⁾ Auch Häuser von Bruchsteinen kommen vor.

³⁾ Rint erwähnt nicht, ob es in dieser Beziehung auf den Brüderstationen besser steht als auf den übrigen Plätzen.

brauchten
um euro-
dann nich-
bekommen
müste.
jäger, und
die Landje-
scheint.
kommen s-
nicht seit
Unterstütz-
Niederlass-
Bevölkeru-
gültigkeit
noch vor
schen ihre
nicht allzu

Eine
der Hande-
Da gibt e-
die den gr-
beschäftigt
oder Dien-
Grönländer
rigen Ener-
recht gefäll-
vielen Stüt-
Eskimo we-
die europäi-
Prozent des

Der S-
Grönland a-
gegangen u-
noch immer
nisse der C-
wollen jene
Jahreszeiten.
Auch in den
nirgends M-
Unordnung
gedörrtes F-
Schnee ver-
November.
Fische und
man daher

anden, die den weisen. Und e vom Verkehr andelskolonien sere Massen der bar ab gegen e der Brüder- die Wohnung vor diesen wie rzen Sommer- ndre vergeblich eten, die man ch auf leinerlei die Umgebung Familien die- doch bei vielen . Vom Blut felsblöcke dicht s umher.

ch zunächst in Südgrönland, t der Haarseite Baumwolle, ohen Theil ver- nationaler und ie Jacken und Halssbinden zu sehr sonderbar e sich mit dem en sie sich an bissen Eitelkeit id dem Ober- Gesundheit. lte Zeit wenig m Wasser wie och die Haupt- verbergen sie nicht vielmehr mit undernswertiger armung eines hl der Männer n sie den ver-

en für einen ge- vertheilt u. s. w. erstationen besser

brauchten erneuern sollten, verlaufen sie einmal in kidischem Leichtsinn, um europäische Waaren dafür einzutauschen. Ein solcher bringt es dann nicht leicht wieder zu einem eignen Fahrzeug. Auch seine Knaben bekommen nicht ein solches zu der Zeit, wo die Uebung anfangen müsste. So werden sie im ganzen Leben keine ordentliche Seehundsjäger, und sind auf den Fisch und Vogelfang angewiesen, sowie auf die Landjagd, die in Südgrönland immer geringere Erträge zu liefern scheint. Damit verlieren viele Familien den früheren Wohlstand und kommen so herunter, daß sie nicht würden bestehen können, wenn ihnen nicht seitens des Handels oder der Missions in den knappen Zeiten Unterstützungen gewährt würden. Grade in der Nähe der europäischen Niederlassungen findet sich dieser fortgehend verarmende Theil der Bevölkerung, dessen Lage bei der kidischen Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit auf keine Weise zu heben ist. Von manchen werden z. B. noch vor Ablauf des Winters die Balken und das Holz der Britischen ihrer elenden Hütten als Brennmaterial verbraucht, während nicht allzuweit das schönste Treibholz zu finden ist.

Eine größere Zahl der Eingebornen steht übrigens direkt im Dienste der Handelsdirektion und hat in demselben ihr gutes Auskommen. Da gibt es geschickte Handwerker: Böttcher, Schmiede und dergleichen, die den größten Theil des Jahres in den Werkstätten und Pachhäusern beschäftigt sind. Außerdem sind viele Europäer als niedre Beamte oder Diener des Handels angestellt, die sich zum großen Theil mit Grönländerinnen verheirathet haben, und sich, wenn sie mit der gehörigen Energie die Frau zur Ordnung und Reinlichkeit anleiten, ein recht gesäßiges Leben bereiten können. Sie schließen sich jedoch in vielen Städten der Landesfeste an, wie auch die Kinder fast vollständige Eskimo werden, mag auch ihr blondes Haar und ihre blauen Augen die europäische Abkunft bezeugen. Solche Mischlinge bilden etwa 14 Prozent der Bevölkerung.

Der Handel führt noch immer große Massen von Produkten aus Grönland aus, obgleich der einst so bedeutende Walfischfang sehr zurückgegangen und vielleicht am Erlöschen ist. Der Seehundfang liefert noch immer so viel Thran und Felle, daß nach Deckung aller Bedürfnisse der Eingebornen reichliche Quantitäten übrig bleiben. Leider wollen jene es gar nicht recht lernen, die ungleich zu verschiedenen Jahreszeiten gewonnenen Nahrungsmittel gleichmäßig zu vertheilen. Auch in den schlechtesten Jahren¹⁾ ist vor dem Mai (in Südgrönland) nirgends Mangel, vielmehr nach unsrern Begriffen Verschwendung und Unordnung herrschend, und wenn auch jetzt schon mehr und mehr gedörrtes Fleisch, Speck und Fisch und auch frisches Fleisch unter dem Schnee verwahrt wird, so reicht dies doch selten weiter als Ende November. Vom Dezember bis April halten die stets zu fangenden Fische und der Vogelfang wirkliche Noth fern. Wohl nirgends sieht man daher so wohlgenährte Physiognomien als hier, namentlich bei

¹⁾ Das Folgende fast wörtlich nach Rink resp. v. Ebel, S. 374 ff.

Weibern und Kindern. Was sie aber auch bei festlichen Gelegenheiten und bei gutem Hange verzehren können, grenzt an das Unglaubliche. Junge Männer im Dienste der Handelsgesellschaft vertilgen mehrere Monate hintereinander täglich 8—10 Pfund Fleisch, außerdem einen großen Theil des ihnen als Lohn gelieferten Schiffsbrodes. Hierdurch wird die häufige Riede von knapper Kost und Hungerszeit im Winter, namentlich im Februar und März verständlich. Es beschränkt sich der Mangel meist nur auf fettes Fleisch, so daß ausschließlich zur Fisch- und Vegetabilienahrung gegriffen werden muß. Schlimmer wird es, wenn hierzu der würzende Speck und Brennmaterial zum Kochen fehlt. In höchst seltenen Fällen beschränkt sich die Nahrung für wenige Tage allein auf Muscheln und Tang; wirkliches Vorkommen des Hungertodes ist jedenfalls eine höchst seltene Ausnahme, die nur an einzelnen Stellen und unter Zusammentreffen besonderer ungünstiger Umstände sich ereignen kann. Besondere Hungerjahre kennt man auch nicht, vielmehr hat jedes seine Zeit des Überflusses und der Knappheit. Letztere nennen die Grönländer „ajorsadluns“, was man falsch mit Noth oder Hungerszeit übersetzte, da es nur „Mangel fühlen“ ausdrückt, oder: „nicht seine Wünsche befriedigen können“. Ohne die grenzenlose Nachlässigkeit könnte auch in den schlechtesten Jahren von keinem Mangel die Rede sein. Der Unterschied in der Jahresproduktion ist nur für die Handelsgesellschaft fühlbar, da sie auf den Überfluß der guten Jahreszeit angewiesen ist. Aber in guten Zeiten verkaufen die Leichtfittigen Fisch und Fleisch zu $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{2}$ Schilling¹⁾ das Pfund, wenn sie auch wissen, daß sie nach wenigen Monaten gerne das Zehnfache dafür geben würden. Die gänzliche Verachtung des Fleischvorraths im Herbst beruht auf der scheinbaren und früher wirklichen Wertlosigkeit derselben zu dieser Zeit. Die ursprüngliche Lebensweise produzierte Nahrungsmitte in solcher Menge, daß sich in dieser Beziehung kein scharfes Eigentumrecht entwickeln konnte und die Verschwendug durch den Überfluß erzeugt wurde. Durch das Eintreten des europäischen Handels ist die nationale Dekonomie aus dem Gleichgewicht gekommen. Die seitens der Handelsgesellschaft wie seitens der Mission geleisteten bedeutenden Unterstützungen vermögen dasselbe nicht wieder herzustellen. Nur die Ausbildung fester Rechte und gesetzlicher Ordnungen, überhaupt einer Verfassung des bürgerlichen Lebens, welches die Stellung des Einzelnen der Obrigkeit gegenüber normirt, würde eine wirkame Abhilfe gewähren. Dies ist das Urtheil Dr. Niels, des besten Kenners der grönländischen Verhältnisse.

In den letzten Jahren, aber, ist die Lage der Grönländer an einigen Punkten sehr wesentlich verschlimmert durch die Folge von Epidemien, in denen der Tod seine Erte hiebt. Friedrichsthal, früher eine blühende Gemeinde von gegen 500 Seelen, ist in einem Jahre bis auf 386 zurückgegangen, und was das Traurigste ist, unter diesen sind nur noch wenige (acht?) tüchtige Seehundsfänger. Eine große Menge von Witwen und Waïßen sind übrig geblieben, die selbst in keiner

¹⁾ 1 Schilling = 3 Pfennige.

Weise sie können wieder derten Le manche e ihnen an die zum Dahn ge vor allem keiner Ha Deckel des weilen ein Zubereitung einem St dem Esk wird, sieh sind. Ma sie nach braunen wohlthätige sein könnte würde, so Nahrung schaffung Maßregeln gehabt. C nehmenden

Ebens länder zum werk können bringend n fäden durch und zum S noch, wie geschmacklo meidliche Ko

Bei je allen den Kleinigkeiten Auch die ! wenig nach seinen Belz wollen es nicht gegen

So gi Umiak und selbst den E Indolent u

n Gelegenheiten
s Unglaubliche.
rtigen mehrere
außerdem einen
des. Hierdurch
zeit im Winter,
schränkt sich der
slich zur Fisch-
immer wird es,
um Kochen fehlt.
ür wenige Tage
des Hungertodes
einzelnen Stellen
mstände sich er-
nicht, vielmehr
ppheit. Letztere
h mit Noth oder
ausdrückt, oder:
grenzenlose Nach-
leinem Mangel
tion ist nur für
erfluss der guten
aufsen die Leicht-
Pfund, wenn sie
Bahnfache dafür
rraths im Herbst
losigkeit derselben
uzirte Nahrungs-
ng kein scharres
bung durch den
europäischen Han-
dwicht gekommen.
ission geleisteten
ieder herzustellen.
ungen, überhaupt
ie Stellung des
ne wirksame Ab-
s besten Kenners

Grönländer an
Folge von Epi-
richthal, früher
einem Jahre bis
unter diesen sind
ne große Menge
selbst in keiner

Weise sich einen einigermaßen ausreichenden Unterhalt verschaffen können. Leider lehren solche Krankheiten von Zeit zu Zeit immer wieder. Sie haben zum Theil jedenfalls ihren Grund in den veränderten Lebensgewohnheiten. Namentlich haben sich die Grönländer an manche europäische Nahrungsmittel so gewöhnt, daß sie lieber auf die ihnen angemessene hergebrachte Kost verzichten, als sich jene Genüsse, die zum Theil nur als Leckereien betrachtet werden können, versagen. Dahin gehören Erbsen, getrocknete Pflaumen, Grüze, Schiffsbrod, Mehl, vor allem aber Kaffee, auf den das Gefüge insbesondere zutrifft. In keiner Haushaltung fehlt der Kaffeekessel und die Tasse, wo nicht der Deckel des ersten als solche gebraucht wird. Als Löffel fungirt zuweilen ein Stückchen, an dem eine Muschel befestigt ist. Schon bei der Zubereitung, wenn in Ermangelung einer Kaffeemühle die Bohnen mit einem Stein zerklöpfst werden, und dabei jedes Stückchen mit einer, dem Eskimo sonst nicht eigenen haushälterischen Sorgfalt gesammelt wird, sieht man, mit welcher Vorliebe sie diesem Genussmittel ergeben sind. Namentlich ist es für die Frauen wohl das größte Glück, wenn sie nach ihrer Art behaglich auf der Pritsche sitzend ein Täschchen des braunen Trankes nach dem andern herunter schlürfen können. So wohlthätig nun der Kaffee auch für die im rauen Klima Arbeitenden sein könnte, wenn er im rechten Maß und zu rechter Zeit genossen würde, so schädlich ist er, wenn er Veranlassung wird, die zweckmäßige Nahrung einzuschränken oder zu verdrängen. An eine gänzliche Abschaffung derselben in Grönland ist nicht zu denken; aber auch die Maßregeln zur Einschränkung haben nicht den beabsichtigten Erfolg gehabt. Gewiß liegt in jener Genussucht eine starke Wurzel der zunehmenden Verarmung.

Ebenso nachtheilig wirkt die Fußsucht. Auch hierin sind die Grönländer zum guten Theil wie Kinder. Für allerlei Land und Flitterwerk können sie Lebensmittel hingeben, die sie in andern Zeiten so dringend nötig haben würden. Bunte Bänder, mit Gold- und Silbersäden durchzogen, sind bei den Frauen zum Besatz der Kleidungsstücke und zum Kopfputz sehr gesucht. Der letztere nimmt sich auf dem immer noch, wie in alter Zeit, in die Höhe gebundenen Haarwulst recht geschmaclos aus, besonders wenn der in späteren Jahren unvermeidliche kahle Ring um den Schädel schon vorhanden ist.

Bei jeder Handelsstation findet sich ein Kaufladen, in dem neben allen den nützlichen Artikeln vergleichbar und mancherlei überflüssige Kleinigkeiten zu haben sind, und der fast immer stark frequentirt wird. Auch die Männer stehen zum Theil in diesem Stilce den Frauen wenig nach. Aus Nordgrönland wird erzählt, daß zuweilen jemand seinen Pelz vom Leibe (an fremde Matrosen) verkauft, um dafür ein wollenes Hemd einzuhandeln, das freilich der Eitelkeit genügt, aber nicht gegen die Kälte zu schützen vermag.

So gibt es denn heruntergekommene Familien, die selbst ihren Umiak und ihr Sommerzelt schon preisgegeben haben und nun auch selbst den Sommer in jenen verpesteten Erdhütten zu bringen müssen. Indolent und energielos sehen sie dann ihre Bekannten beim Beginn

der milberen Jahreszeit wie die Zugvögel sich aufmachen, um sich an der ganzen Küste zu zerstreuen. Sie selbst bleiben daheim¹⁾ und entbehren des für den Gesundheitszustand so wohlthätigen Sommerlebens, wie wir es oben schilderten.

Alle die angeführten Schattenseiten aber, mögen sie in einem oder dem andern Punkte auch die ganze Bevölkerung berühren, sind doch keineswegs überall und in gleichem Maße vertreten. Es gibt noch genug Familien, die in einer geeigneten Verbindung altväterlicher Lebensgewohnheiten mit den Einflüssen europäischer Kultur, in rechtem Wohlstande ein ihnen angemessenes Leben führen.¹⁾

Doch wir haben uns vielleicht schon zu lange bei der äusseren Seite des grönländischen Lebens aufgehalten, die jetzt nicht mehr wie in alter Zeit die einzige ist, die in Betracht kommt. Wir haben nicht mehr ein Volk vor uns, das in fast thierischer Weise nur für diese Welt lebt und nur dann und wann in absurdem Überglauben und elender, betrügerischer Zaubererei sich über dieselbe zu erheben versucht. Nein, jetzt sehen wir in Grönland ein christliches Volk, das zum ewigen Leben erleuchtet ist, und durch dessen hartes und mühseliges irdisches Dasein der goldene Faden einer gewissen Hoffnung auf die zukünftige Welt sich unverlierbar hindurchzieht. Kein Engelok lärmst und tobt in der dunkeln Hütte, um vor der zitternden Versammlung die gauklischen Trugbilder seiner Offenbarungen zu entfalten. Freudlich läutet das Glöcklein der dänischen Kirche oder vom Beetsaal der Brüdergemeinde und ruft die Schaaren zusammen, denen es in den heiligen Räumen wahrhaft wohl wird und die mit vielfach überraschendem Verständniß und einer Tiefe der Erbauung dort Gottes Wort hören, wie es in mancher unsrer Landkirchen in dieser Weise von vielen kaum geschieht. „Wenn wir in den Saal kommen“, sagte einer, „so ist es uns als kämen wir aus dem Nebel in den Sonnenschein.“ Feierlich klingen da die Gefänge der Gemeinde zu den Tönen der Orgel, die einer aus ihrer Mitte mit wunderbarer Fertigkeit spielt. Wir hören die bekannten Melodien unsrer lutherischen Choräle oder jene tief im Gemüth anklingenden Weisen der Herrnhuter Lieder. Bei der Feier des heiligen Abendmahls zeigt sich ein heiliger Ernst und bei der Vorbereitung zu demselben oft eine grundliche Erkenntniß der Sünde und ein reumüthiges von reichlichen Thränen begleitetes Bekennniß; wie denn der Trost und die Zusicherung des Heils deutlich eine tiefe innere Freude erweckt.

Und alles das ist nicht blos so in der Nähe der Kirchen und da, wo der Missionar fortwährend seinen Einfluß auf die Gemeinde ausübt. Auf jenen weit abgelegenen Bläcken selbst, wo nur selten ein Europäer hinkommt, wird regelmäßig von den Katecheten Gottesdienst gehalten und von diesen zum großen Theil innig frommen Männern Gottes Wort in der Kraft der selbst erfahrenen Gnade ausgelegt.

¹⁾ Es sind dies aber wohl überall nur die, an deren Spize ein thichtiger See-hundsjäger steht, und so lange dieser die Familie ausreichend zu versorgen im Stande ist.

Selbst im
Zelten bald
der Haus-
Ja die Reli-
das ganze
Berrichtunge
einer, wenn
segne mein
und für alle
der See ihr
demuthige E-
heiten, bei d
von Zauberer
noch der Fal
auch besonnen

Freilich
zu. Doch ta-
Erkenntniß u-
zum großen
in manchen

Bur F-
geschieht meh-
auch nicht so
Volk in über-
licherweise au-
auch fast nur
hältnismäßig
lesen und sch-
an. Manche
Deutsche. D
Sprachen im
hende Fertig-

¹⁾ Besonde-
Bevölkerung zu
des christlichen
seitigkeit dabt vo
einziges Christen
teheten anführe
eigentlich, im Ra-
dich das zeigte sic
Eise belegt war.
auch dieser war
Schneegestöber be-
wagen, wie der S
als er für uns an-
gang ließ mir in
Liebe und erleicht
selben in Begleit
Nachdem ich 3 D
Meinen hier wied

um sich an
eim und ent-
ommerlebens,
in einem oder
en, sind doch
s gibt noch
altrömerlicher
r, in rechtem

der äußeren
icht mehr wie
ir haben nicht
ur für diese
rglauben und
eben versucht.
as zum ewigen
liges irdisches
die zukünftige
mit und tobt
ung die gauk-
i. Freudlich
Beetsaale der
ien es in den
vielfach über-
g dort Gottes
n dieser Weise
ommen", sagte
den Sonnen-
zu den Tönen
ertigkeit spielt.
Choräle oder
er Lieder. Bei
Erkenntnis der
begleitetes Be-
Heils deutlich

irchen und da,
Gemeinde aus-
nur selten ein
en Gottesdienst
men Männer
abe ausgelegt.

ein tüchtiger Ge-
zu versorgen im

Selbst im Sommer fehlt bei jenen zerstreuten Häuslein, die mit ihren Belten bald hier bald dorthin ziehen, nicht der Gottesdienst, und mancher Hausvater sorgt auch dann für gemeinsame tägliche Andachten. So die Religion hat zum guten Theil in jener Weise des Sauerteigs das ganze Leben des Volkes durchdrungen, so daß auch die alltäglichen Verrichtungen von derselben beleuchtet werden. Hier und da seufzt einer, wenn er mit der Büchse seinen Kajak besteigt: „Lieber Heiland, segne mein Tagewerk!“ und dankt dem Herrn für jeden erlegten Seehund und für alle gnädige Bewahrung vor den mancherlei Gefahren, die auf der See ihn drohten. Oder bei einem Unglücksfall spricht sich die demuthige Ergebung in Gottes heilige Fügungen aus; ebenso in Krankheiten, bei denen übrigens im allgemeinen vielleicht kaum soviel Reste von Sauberei sich finden, als dies in vielen unsrer christlichen Länder noch der Fall ist, und wo, wenn es geht, neben dem geistlichen Trost auch besonnene ärztliche Hülfe gesucht wird.

Freilich auch diese Schilderungen treffen nicht überall gleichmäßig zu. Doch kann man getrost im ganzen behaupten, daß sich christliche Erkenntnis und christliches Fühlen und Empfinden bei den Grönländern zum großen Theil wenigstens in demselben, oft im höhern Maße als in manchen Landgemeinden unsrer Heimat findet.¹⁾

Zur Förderung der Erkenntnis und überhaupt zur Bildung geschieht mehr als man vermuten möchte in den Schulen; die, wenn auch nicht so gleichmäßig wie bei andern Völkern wirksam, doch das Volk in überraschender Weise heben. Die besten finden sich begreiflicherweise auf den Missionsstationen, und wenn sich ihre Thätigkeit auch fast nur auf den Winter beschränkt, so sind doch die Erfolge verhältnismäßig ganz bedeutend. Die meisten Schüler lernen fließend lesen und schreiben. Vielfach trifft man eine höchst saubere Handschrift an. Manche lernen neben ihrer Muttersprache das Dänische oder Deutsche. Freilich sind sie schwer zu bewegen, von den fremden Sprachen im Leben Gebrauch zu machen, selbst wenn sie eine hinreichende Fertigkeit darin erlangten. Aber auch auf den abgelegenen

¹⁾ Besonders ist dies von dem mit der Brüdergemeinde verbundenen Theile der Bevölkerung zu sagen. Es läßt sich denken, daß hier auch der bei jener herrschende Ton des christlichen Denkens und Redens sich wiederfindet, und daß auch mancherlei Einseitigkeit dabei vorkommt. Im ganzen aber findet sich in dieser Beziehung ein gesundes, inniges Christenthum, für das wir als Beispiel eine Stelle aus dem Briefe eines Katederanführers, der von einer Amtsreise folgendenberichtet: „Mein Wille war eigentlich, im Kajak den gewöhnlichen Weg (nach dem Nebenplatze Kornot) einzuschlagen, doch das zeigte sich unausführbar, da eine Stunde von Umanat das Wasser mit jedem Eis belegt war. Ich entschloß mich daher zu Lande einen sichern Weg zu suchen. Über auch dieser war sehr milhevoll und anstrengend, indem mich hin und zurück ein stetes Schneegesöber begleitete. Als ich zwischen den Bergen allein wandelte, mußte ich erwägen, wie der Heiland noch viel rauheren Wege führte und gegangen ist, und namentlich als er für uns arme Sünder das Kreuz trug. Der Gedanke an diesen seinen Todestag ließ mich in meiner Einsamkeit einen Blick thun in seine unendliche Gebuld und Liebe und erleichterte mir bei dem Gefühl seiner Nähe meinen Weg. So legte ich denselben in Begleitung meines ungefährten Freundes in recht geeigneter Weise zurück. Nachdem ich 3 Tage dort gewesen war, kam ich voll Lob und Dank gesund bei den Meinen hier wieder an.“

Außenplägen fehlt die Schule nicht, sie wird von den Katecheten oder von Lehrern und selbst von Lehrerinnen gehalten. Oft ist's freilich ein wunderliches Unterrichten, wo die Schüler in einem im ursprünglichen Zustande befindlichen grönländischen Hause auf den Brettfischen lauern, in jener mehrfach erwähnten Atmosphäre, während der Lehrer vor seinem Schreibtisch steht, der in diese von Fett und Schmutz starrende Umgebung kaum zu passen scheint. Und doch folgen die Kinder, trotz mancherlei Störung, gespannt dem Unterrichte, wie denn überhaupt sich sagen läßt, daß jeder von ungezogenen Buben und Mädchen geplagte Schulmeister bei uns froh sein könnte, wenn seine Schüler so stille, bescheiden und folgsam sich verhielten, wie die grönländischen. Eine Züchtigung wäre dort etwas Unerhörtes, ja eine leichtere Rüge kann schon nicht blos die Kinder, sondern auch die Eltern auf längere Zeit unglücklich machen.

Dies bringt uns auf jene Särtlichkeit, mit der die Eltern ihre Kinder jetzt wie in alter Zeit behandeln und vielfach verhätscheln. Die ganze Erziehung ist eine instinktmäßige. Im Spielen werden die Kinder an die ihnen später zu ihrer Ernährung nöthigen Fertigkeiten gewöhnt. Und wenn so ein Knabe erst seinen Kajak zu regieren versteht, so fühlt er sich als der unabhängige Mensch in der ganzen Welt. Daß die Kinder frühzeitig an Abhärtung gewöhnt werden, bringt die ganze Lebensweise mit sich. Es ist erstaunlich, wie kaltblütig sie allerlei Ungemach ertragen. Andererseits gehört nur wenig dazu, um sie glücklich zu machen, und schenkt man ihnen eine Kleinigkeit, so sind sie in der heitersten Stimmung und das fröhliche Lachen will kaum enden.

So sehen wir die Jugend namentlich am Weihnachtsabende auf den Stationen der Brüdergemeinde im erleuchteten Saale vor der Christbescherung, für die gewöhnlich von deutschen Missionsfreunden geforgt wird.¹⁾ Die Mädchen bekommen Tücher, die Knaben Taschenmesser und dergleichen. Die ganze Versammlung ist von der kindlichsten Freude erfüllt, in der sich auch die Weihnachtsbotschaft von der schöneren Bescherung für die ganze Welt den Herzen einprägt.

Die kirchlichen Feste sind überhaupt die Höhepunkte im Leben der Grönländer, das am Christenthum die Triebkraft seiner weiteren Entwicklung hat. Die ganze Bildung, soweit sie bis jetzt reicht, trägt daher vorzugsweise einen religiösen Charakter. Auch die Schule — um auf diese noch einmal zurückzukommen — ist von demselben beherrscht, obgleich neben der biblischen Geschichte und Katechismus, die die ausgedehnsten Unterrichtsgegenstände bilden, andere Fächer gelehrt werden. Unter den letzteren mag es am schwächsten mit dem Rechnen bestellt sein. Das Volk kann sich immer noch nicht recht an unser europäisches Zahlensystem gewöhnen. Die freilich sehr mangelhafte, originale Rechenkunst, die sich basirt auf die fünf Finger der menschlichen Hand, in Pentaden bewegte, scheint immer noch nicht durch unsre Deladen

¹⁾ Auch sonst wird namentlich aus Württemberg manche reichliche Unterstützung an Naturalken, Erbsen, Brotobst und dergleichen nach Grönland geliefert.

verdrängt zu
zur Anwendung
würden schen
und Speck u
keit im Lese
ganze Volk
jedem Hause
gewöhnlich a
Erzählungen
Werke heran
jedenfalls ein
Belehrungen
z. B. über d
Auch sind a
von Eingebo
verbreitet un
Jahrhundert

Wenigen
lernte Schrei
Doch haben
einzelnen Ko
zahl von Br
Schullehrer i
ihre Vorgeset

Nach de
nicht zu ver
grönländische
besonders au
hätten die V
gleichen Schr
und Fühlens
merkt wurde
Laster anklieb
Vielmehr sch
ausgestattet,
sucht werden
Naturzustand
großen und
liebenswürdig
das Christen
Entwicklung
Stande gewe
Verkehr der

¹⁾ Ich finde
ist, eine Kirche
Die Sprache sch
folgerichtig mit d

erdrängt zu sein.¹⁾ Freilich bietet das Leben nur wenig Gelegenheit zur Anwendung der Rechenkunst, und auch die geübtesten Rechenmeister würden schwerlich haushälterischer als jetzt mit dem Seehundsfleisch und Speck umgehen. Dagegen ist die in der Schule gewonnene Fertigkeit im Lesen für die spätere Lebenszeit keineswegs verloren. Das ganze Volk liest gern; ja es zeigt sich oft ein wahrer Lesebedürft. In jedem Hause findet sich die Bibel oder wenigstens das neue Testament; gewöhnlich aber auch noch einige Erbauungsbücher, hie und da auch Erzählungen u. s. w. Die grönlandische Literatur ist bis auf 40—50 Werke herangewachsen, die für die einfachen Verhältnisse des Volkes jedenfalls einen reichen Inhalt bieten. Es finden sich darunter auch Belehrungen, die für das tägliche Leben von großer Wichtigkeit sind, z. B. über die Behandlung kleiner Kinder, Gesundheitspflege u. s. w. Auch sind außer den gedruckten Büchern einige handschriftliche Werke, von Eingeborenen selbst verfaßt, in vielen Exemplaren durch das Land verbreitet und werden gern gelesen: namentlich eine aus dem vorigen Jahrhundert stammende Beschreibung der Reise nach Kopenhagen.

Weniger allgemein wird im späteren Leben die in der Schule erlernte Schreibkunst fortgeübt und von vielen allmählich wieder verlernt. Doch haben die Rajaposten, welche die regelmäßige Verbindung der einzelnen Kolonien mit einander unterhalten, jedesmal eine ganze Anzahl von Briefen der Eingeborenen mit zu befördern. Die Katecheten, Schullehrer und sonstige Beamte stellen regelmäßig ihre Berichte an ihre Vorgesetzten schriftlich ab.

Nach den angeführten Zügen ist gewiß der mächtige Umschwung nicht zu erkennen, der durch die bildende Kraft des Evangeliums im grönlandischen Volke hervorgerufen ist. Freilich, gehen wir noch besonders auf die sittliche Seite des Lebens ein, so scheint es fast, als hätten die Wirkungen des Christenthums in dieser Beziehung nicht gleichen Schritt gehalten mit der Ausbildung des christlichen Denkens und Fühlens und seiner mannigfachen Ausprägungen. Wie oben bemerk wurde, sind die Eskimo ein Volk, dem von Natur weit weniger Laster ankleben, als dies bei andern heidnischen Völkern der Fall ist. Vielmehr scheinen sie durch ihre Naturanlage mit vielen Tugenden ausgestattet, die allgemein selbst in christlichen Ländern vergeblich gesucht werden. Trotz alles Abstoßenden, was der Eskimo in seinem Naturzustande dem Europäer gegenüber hat, sind alle Menschen im großen und ganzen einstimmig in dem Gobe, daß sie dem vielfach liebenswürdigen Böllchen zollen. Darnach, sollte man erwarten, müsse das Christenthum auf jener Grundlage im hohen Maße die sittliche Entwicklung bewirkt haben und eine tiefe Heiligung hervorzurufen im Stande gewesen sein. — Wir dürfen jedoch nicht übersehen, daß der Verkehr der Grönlander mit den Europäern keineswegs ganz im Sinne

¹⁾ Ich finde nichts darüber, ob jemals der nahe liegende Versuch gemacht worden ist, eine Arithmetik nach dem Pentadensystem für die grönlandische Schule zu bearbeiten. Die Sprache schou, in welcher 6 als die erste zusammengesetzte Zahl erscheint, die also folgerichtig mit zwei Ziffern zu schreiben wäre, scheint auf solchen Versuch hinzuweisen.

des Evangeliums stattfand und stattfindet, sondern daß von der gleichen Seite auch grade die entgegengesetzten Einfüsse eingedrungen sind. In früheren Zeiten war der Diebstahl z. B. unbekannt. Die sozialen Verhältnisse boten zu demselben gar keine Gelegenheit. Erst die Verührung mit Europäern hat die Versuchung und mit der Versuchung den Fall gebracht, und so hat das Christenthum zu kämpfen gegen eine Sünde, die erst neben ihm im Volksleben sich zu entfalten anfing. Leider lassen sich auch hier und da Gemeindeglieder, die im übrigen als gute Christen gelten, von derselben verführen. Dennoch findet sich der Diebstahl jedenfalls nur in beschränktem Maße und wahrscheinlich viel seltener als in den christlichen Ländern Europa's, obgleich genauer Nachweis aus einer Verbrecherstatistik nicht zu führen ist. Eine solche läßt sich von Grönland, wo keine Gerichte existiren, nicht geben. Zum guten Theil aber kommen solche Übertretungen an den Tag bei der Vorbereitung zum heiligen Abendmahl und dem in der Brüdergemeinde üblichen „Sprechen“. Nicht leicht möchte in manchen Gemeinden unsres Vaterlandes bei derselben Gelegenheit das offene Bekennen der Sünde sich in dem Maße finden, wie dort in Grönland. Dem Bekennen folgt auch meist, wie schon angedeutet, eine von tiefer Gefühlsregung begleitete Reue. Wohl fehlt es nicht an einzelnen, die hart bleiben und gegen welche Kirchenzucht und Ausschließung von der Gemeinde gehandhabt wird.

Doch die Sünden gegen das siebente Gebot sind nicht die schlimmsten. Viel verbreiterter sind die gegen das sechste Gebot, die schon in alter Zeit den dunkelsten Punkt im Leben der Grönländer bildeten. Freilich waren sie damals beschränkt auf den verheiratheten Theil der Bevölkerung; und in diesem Stütze, können wir sagen, ist durch die Kraft des Christenthums eine tiefgreifende Umwandlung des Volksbewußtseins bewirkt, dem jetzt der Begriff der Heiligkeit der Ehe eingeprägt ist. Wohl wird dagegen noch viel gesäubigt, mehr noch aber ist zu beklagen, daß auch die früher bei den Unverheiratheten herrschende gute Sitte durch den Verkehr mit gottlosen Europäern bedenklich gelockert und selbst hier und da einer schämlichen Prostitution gewichen ist. In dieser Beziehung steht es in Nordgrönland allerdings viel besser als in Südggrünland.

Es ist schon erwähnt, wie bisher ein anderes Laster, die Trunksucht, durch äußere Maßregeln ferngehalten wird. Bei dem Mangel an Energie, die bei den Grönländern herrscht, würde es allerdings einen unabehbaren Schaden über sie bringen, wenn ihnen berauscheinende Getränke ohne Maß zugänglich würden. Es würde einer bedeutenden Stärkung des Volkscharakters bedürfen, bis sie im Stande wären, solcher Versuchung zu widerstehen. Hoffen wir, daß ihnen auch fernerhin zu der nöthigen Erstärkung jener äußere Schutz gewährt bleibt.

Versuchungen verschiedener Art sind natürlich mehr auf den größeren Handelsplätzen als auf den Missionsstationen vorhanden. Neuherrnhut hat in dieser Hinsicht manches von der Nähe von Godthaab zu leiden, wo der Verkehr der Fremden viel ungünstige Einfüsse mit sich bringt. Überhaupt aber herrscht auf den dänischen Kolonien ein freierer

Ton; Lustba-
während der
auch hier un-
überhaupt ge-
teren auch im
immer wied-
beheiligen, r
sündigung zu

So hat
Ziel noch nie
das ganze V
bei den getau-
tige Aufgabe
machen, so g
Kindheit steh
nahme des C
Kinder müsse
chen Beziehun
noch ohne das
mächtige Kin
Vielsach aber
Abhänglichkeit
und die Fehlde
als fromme S
kennen und si

Noch kön-
manche christl-
grunde der al-
rache herrschte
lang nachgetra-
söhnlichkeit; o
nicht leicht wi
das Elend der
zeigen sich je

Und da
entbete, die du
Jenseits nicht
vollen Hoffnu
Welt scheiden.
wo der Leiden
ihre Wirkung
den Seinigen
ärztliche Hilfs-
Missionare od

¹⁾ Überhaupt
höriegen der beiden
des bestens Einwo-
den Grönländer nich

der gleichen
en sind. In
Die sozialen
t die Verüh-
suchung den
gegen eine
infing. Lei-
übrigens als
ndet sich der
heinlich viel
nauer Nach-
te solche läßt
Zum guten
der Vorbe-
dergemeinde
inden unsres
ß der Sünde
Bekenntnis
fühlsregung
hart bleiben
Gemeinde ge-

die schlimm-
die schon in
der bildeten.
n Theil der
st durch die
des Volks-
x Ehe einge-
r noch aber
i herrschende
lich gelockert
hen ist. In
besser als in

Trunksucht,
Mangel an
rdings einen
ischende Ge-
bedeutenden
wären, sol-
auch ferner-
rt bleibt.
auf den grö-
iden. Neu-
Gothaab zu
sse mit sich
ein freierer

Ton; Lustbarkeiten, Spiel und Tanz werden dort ohne Anstoß gestattet, während vergleichend auf den Stationen der Brüdergemeinde (vielleicht auch hier und da mit etwas zu weitgehender pietistischer Engherzigkeit) überhaupt genehmigt wird. Trotzdem daß den Mitgliedern der letzteren auch in dieser Beziehung das Gewissen geschärft wird, findet sich immer wieder die Schwäche, sich an dergleichen Lustbarkeiten zu betheiligen, womit allerdings auch öfter Gelegenheit zu weiterer Verflündigung zusammenhängt.)

So hat denn freilich die Mission an den Grönländern ihr letztes Ziel noch nicht erreicht, trotzdem (mit den oben erwähnten Ausnahmen) das ganze Völkchen bereits der christlichen Kirche einverlebt ist. Wie bei den getauften Christenkinderen die christliche Erziehung ihre so wichtige Aufgabe hat, um sie zu wahren Gliedern der Kirche des Herrn zu machen, so geht die Aufgabe der Mission bei solchen, auf der Stufe der Kindheit stehenden Völkern weiter, wenn auch bereits die äußere Annahme des Christenthums eine vollendete Thatssache geworden ist. Als Kinder müssen wir auch die christlichen Grönländer ansehen. In manchen Beziehungen als schwache, leichtsinnige, begehrliche, sorglose Kinder, noch ohne das rechte Maß reiferen Ernstes. Zuweilen als eigensinnige, mutische Kinder, mit denen keineswegs leicht fertig zu werden ist. Vielfach aber zeigen sie sich als liebe lensame Kinder von rührender Anhänglichkeit und Güte und bereit ihre unbefonnenen Übertretungen und die Fehler ihres Leichtsinns einzusehen und zu bereuen. Vor allem als fromme Kinder, die ihren himmlischen Vater und ihren Heiland kennen und lieben.

Noch könnten wir den oben erwähnten Schwächen und Fehlern manche christliche Tugend gegenüberstellen, die von dem dunkeln Hintergrunde der alten Zustände leuchtend absteht. Da wo sonst die Blutrache herrschte, wo eine Beleidigung mit verhaltenem Große Jahre lang nachgetragen wurde, findet man jetzt manche Beispiele edler Verjährlichkeit; obgleich es dem Grönländer in diesem Stücke immer noch nicht leicht wird, seinen alten Menschen zu überwinden. Da wo sonst das Elend der Witwen und Waisen hartherzig mit angesehenen wurde, zeigen sich jetzt die Werke christlicher Barmherzigkeit in weitem Maße.

Und da wo sonst das Leben vor der traurigen Nacht des Todes endete, die durch jene abgeschmackten Trugbilder der Angefohr von dem Jenseits nicht erhellt werden konnten, sehen wir nun Christen in der vollen Hoffnung des ewigen Lebens, im seligen Heimgange aus dieser Welt scheiden. Wie ist schon die Krankheitszeit so anders als sonst, wo der Leidende so hilflos, vergeblich sich an die Zaubermittel und ihre Wirkungen anklammern muß! Jetzt wird er nicht nur von den Seintigen wohl verpflegt und erhält, so weit es sich thun läßt; ärztliche Hilfe, sondern empfängt auch den geistlichen Besuch der Missionare oder Katecheten. Wie begütig und dankbar nimmt so ein

¹⁾ Ueberhaupt scheint dann und wann so eine kleine Spannung zwischen den Angehörigen der beiden Missionen stattzufinden, obwohl wiederum auch anderseits Zeichen des bestens Einvernehmens und brüderlicher Gemeinschaft zwischen den Dänen und den Grönländern nicht fehlen.

Leibender die Tröstungen aus Gottes Wort an; wie fühlt er sich gestärkt durch das Gebet der vor dem harten Lager knienden Hausgemeinde! Nun naht die letzte Stunde. Heftig jagen die Pulse das Blut durch den bald erschöpften Körper. Schwer röhrend tönt jeder Atemzug durch den spärlich erleuchteten Raum. Aber lieblicher Friede malt sich auf dem Antlitz des Heimgegenden, der getrost und im Vertrauen auf die Kraft des Opfertodes Jesu sich anschickt hinüber zu gehen mit rührenden Worten die Zurückbleibenden ermahnt und endlich gefasst und freudig bis zuletzt, die Augen schließt.

Auch bei den Ueberlebenden hören wir nichts von den untröstlichen Klagen und dem Jammergeschrei der alten Zeit, auch merken wir nichts von der Furcht und Angst, mit der man einst alle Berührung der Todten und der Gegenstände, die sie im Leben brauchten, zu vermeiden suchte. Dort auf dem Friedhof wird ihnen ein christliches Begravniß bereitet. Und diese Stätte wird nicht wie einst die zerstreuten Gräber der Vorfahren mit Scheu geslohen; sie wird gern und in feierlicher Stimmung von den Lebenden aufgesucht.

Es ist Ostermorgen. Eben schwelt die leuchtende Sonnenscheibe empor zwischen den zackigen Berggipfeln, die mit ihren Schneefeldern von dem azurnen Himmel wunderbar abstechen. Weit und breit ist's still. Kein Lüftchen regt sich. Da erschallen feierliche Klänge von Posaunen. Im Zuge zieht die Schaar der Brüder und Schwestern zu dem einige hundert Schritte von der Station gelegenen Gottesacker. Weit und breit ist der Erdboden mit grauem Moose bedeckt, das sich weich unter den Tritten senkt. Noch ist es feucht von dem kürzlich geschmolzenen Schnee; doch schon drängen sich hier und da die lichtgrünen Spiziken der jungen Hälmlchen durch die graue Fläche und künden die Auferstehung der im Winterschlaf erstickten Schöpfung. „Hoher Hoffnung Bild und Zeugen“ sind sie auch für die armen Leutlein, die nun bewegten Herzens vor den gleichmäßigen Reihen der Grabhügel stehen. Reichlich rinnen wohl die Thränen über die gelblich grauen Wangen, besonders da, wo sich die feuchten Augen auf die letzte Reihe mit noch frischen Hügeln richten, die traurige Spur der verheerenden Seuche, die im verflossenen Winter wütete. Wohl hört man lautes Schluchzen, wenn nun in der Oster-Litanie der Liturgus die Namen der entschlafenen Brüder und Schwestern verliest. Doch stimmt die Gemeinde gefasst mit ein in die Responsorien. Und wenn es zum Schluß heißt:¹⁾

„Ehre sei Dem, der da ist die Auferstehung und das Leben! Wer an Ihm glaubt, der wird leben, ob er gleich stirbe. Ehre sei Ihm in der Gemeinde, die auf Ihm wartet, und die um Ihn her ist!“ so erschallt es vom Chor und der Gemeinde mit fester zuversichtlicher Freudigkeit: „Bon Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.“

¹⁾ Auf grönlandisch: Ussornakauk makkibiorutuvelo innursutaurso!

taurusomunga opertok tockogailarunc, innusavok.

Illageksut ussurirrartarlirsuk,

nerrukteisalo neiorteisalo!

Issukangitsoumit issukaisengitsomnt. Illomut.

Der no
vermöge der
in Gestalt fo
Hälften seiner
andere Theil
Straße beg
räumte Ostn
mung der
welches ein
50. und 60.
lands entspre
im Norden
wird La bra
inhalt nach
entbehrt eine
amerika und
Jmere, eine
Die Höhen s
mit Schnee
sind weite T
rend in den
eine dünne
weiten unwi

Hier ha
in vielen Be
hier dringen
in schroffen,
emporsteigt, f
mungen eigne
niger rauh e
und Lärchen,
aber erst im
lechteren vorg
klippen, auf
Zwischen den

¹⁾ Selbst in
diese Strecken bi

lt er sich ge-
enden Hause
ie Pulse das
d tönt jeder
blicher Friede
im Vertrauen
ber zu gehen
endlich gefaßt

untröstlichen
merken wir
le Verübung
hten, zu ver-
hrstliches Be-
die zerstreuten
und in feier-

Sonnenscheibe
Schneefeldern
nd breit ist's
Klänge von
d Schwestern
i Gottesacker.
beckt, das sich
dem fürzlich
da die licht-
äcke und kün-
Schöpfung.
ir die armen
n Reihen der
er die gelblich
ungen auf die
ge Spur der
Wohl hört
der Liturgus
erliest. Doch

Und wenn
Leben! Wer
e sei Ihm in
!" so erschallt
Freudigkeit:

k!
ok.

B. Labrador.

1. Land und Leute in alter Zeit.

Der nordöstlichste Theil des nordamerikanischen Kontinents bildet vermöge der tief einschneidenden Hudsonbai eine mächtige Halbinsel in Gestalt fast eines gleichseitigen Dreiecks, das nur an der westlichen Hälfte seiner Grundlinie mit dem Festlande in Verbindung steht. Der andre Theil derselben wird vom St. Lorenzbusen und der Belle Isle-Straße begrenzt. Die zerrissene und von zahllosen Inselchen umfäumte Ostnordostküste wendet sich gegen Grönland, von wo eine Strömung der Davisstraße große Mengen von Eis hierher führt, durch welches ein viel rauheres Klima entsteht, als die Lage zwischen dem 50. und 60. Grad N. Br. (zum Theil also der des nördlichen Deutschlands entsprechend) vermuten läßt. Diese Küste vom Kap Chudleigh im Norden an nebst ihrer südlichen Fortsetzung bis zum Kap Whittle¹⁾) wird Labrador genannt. Die ganze Halbinsel, welche ihrem Flächeninhalt nach fast fünfmal so groß wie das Königreich Preußen ist, entbehrt eines besonderen Namens. Sie gehört zum britischen Nordamerika und steht unter dem Gouverneur von Neufundland. Das Innere, eine öde gebirgige Wildnis, ist bisher nur sehr wenig erforscht. Die Höhen sind einen großen Theil des Jahres, manche auch immer, mit Schnee bedeckt; auch sollen sich Gletscher vorfinden. Sie und da sind weite Thäler und ebenere Strecken mit Torfmooren besetzt, während in den südlichen Theilen sich ausgedehnte Waldungen finden. Nur eine dünne Bevölkerung von einigen Indianerstämmen führt in dem weiten unwirthlichen Lande ein kümmerliches Leben.

Hier haben wir es nur mit der Labradorküste zu thun. Sie hat in vielen Beziehungen Ähnlichkeit mit der Küste von Grönland. Auch hier dringen zahlreiche Fjorde tief in das felsige Land ein, daß meist in schroffen, mit grauen Flechten überzogenen Wänden aus dem Wasser emporsteigt, so daß die Plätze, die sich zur Anlage menschlicher Wohnungen eignen, nur in beschränkter Zahl vorhanden sind. Etwas weniger rauh erscheint die Küste in ihren südlichen Theilen, wo Fichten- und Bärchenwaldungen die Berge bedecken. Meistens beginnen dieselben aber erst im Hintergrunde, in einiger Entfernung vom Ufer. Die dem leichten vorgelagerten kleinen Inseln sind größtentheils nackte Felsklippen, auf denen Möven und andre Seevögel ihre Brutstätten haben. Zwischen denselben ist den ganzen Sommer hindurch Treibis vorhanden,

¹⁾ Selbst noch weiter westlich wird diese Bezeichnung ausgedehnt. Doch gehören diese Strecken bis etwa zur Mitte der Belle Isle-Straße zu der Provinz Ost-Kanada.

das zuweilen in größerem Maße auftretend der Schiffahrt sehr gefährlich werden kann. Wie schon erwähnt, ist das Klima des Landes dadurch bedingt; ja die Winter, obgleich kürzer als in Grönland, sind durchschnittlich weit härter¹⁾ als dort, daher Labrador in manchen Stücken viel Übereinstimmung mit Nordgrönland hat (z. B. Benutzung der Hundeschlitten). Der Sommer erzeugt vielfach einen verhältnismäßig hohen Wärmegrad (bis 25° R.), der durch die scharf auf den dunklen Felsgrund brennenden Sonnenstrahlen gesteigert wird. Unerträglich sind dann die Schwärme der Moskiten, eine unsägliche Plage für Menschen und Thiere.

Die Naturerzeugnisse von Labrador gleichen ebenfalls denen von Grönland. Beerengewächse, namentlich die Rauchbeere (*empetrum nigrum*), finden sich in großer Menge. Im Süden kommen noch Pappeln vor, Birken und Weiden auch weiter im Norden, wo sie jedoch wie auch die Nadelhölzer immer mehr verkrüppelt erscheinen, bis etwa unter dem 57° N. Br. der Baumwuchs ganz verschwindet. — Unter den Thieren ist auch hier der Seehund von ganz besonderer Wichtigkeit;²⁾ ebenso das Renntier, das tiefer im Innern aufgefützt wird, und die wertvolle Felle liefernden Pelztiere, die man in Fällen fängt und unter denen verschiedene Arten von Füchsen oben an stehen. Das Meer liefert einen großen Reichtum von Fischen, unter denen wir den Dorsch (Codfisch) erwähnen; Walfische, die früher häufig waren, kommen jetzt nur noch höchst selten vor. Auch manche der unter Grönland erwähnten Vögel, wie Alten, Schneehühner (Pipper), Eisbergänse u. s. w. dienen hier wie dort den verschiedenen Lebensbedürfnissen des Menschen.

Eskimo sind auch hier die Eingeborenen, ein Fischer- und Jägervölkchen, wie die Grönländer,³⁾ denen sie in ethnographischer Beziehung, in Lebensweise und Sitten gleichen. Der Name Innuitt findet sich auch hier; die Ausländer werden ebenfalls verächtlich als Käblunät bezeichnet. Die Kleidung unterscheidet sich von der grönländischen nur bei den Weibern durch eine bis auf den Boden herabreichende Schleppe und höher hinaufreichende Pelztiefeln. Die Wohnungen sind den grönländischen ähnlich, ebenso die Haus- und Jagdgeräthe, sowie die Fahrzeuge, letztere nur noch etwas besser und netter gearbeitet. Des Sommers wohnen die Eskimo unter Zelten von Fellen, ihre Winterhäuser aber graben sie tiefer in die Erde, so daß die Mauern nur drei Fuß hoch sind, über die sich in der Mitte das Dach erhebt, an dessen Südseite die Fenster sich befinden. In dem niedrigen Eingang ist an der einen Seite eine Kochstelle, auf der andern ein Platz für die Hunde. „Bier Klafter lang“, schreibt ein Missionar⁴⁾, „mußten

¹⁾ Selbst in den Gebäuden gestieren zuweilen Spirituosen wie Wasser.

²⁾ Auch hier wie in Grönland erscheint er nur zu besonderer Jahreszeit, u. z. einige Wochen später als dort, etwa im November (?).

³⁾ Mit Verweisung auf die obige Schilderung der Grönländer und ihres Lebens lassen wir uns hier kürzer. Alle hier fehlenden Bilge möge der Leser aus jener Schilderung ergänzen.

⁴⁾ Wulfschlägel, Lebensbilder II. S. 163.

wir durch den
chen und da
kamen, denn
da hinein, um
auf sie tritt o
mit Unrat
dem eindringl
Hier haben
Zelte sind vo
und Ungeziefer
hätten, wie d
etwas Besseres
wir uns mit
Winter unter
Häusen von
abzeichnen und
3 Fuß lang,
einer Höhe vo
Fellen bedeckte
stelle, das Fen
mit einem gr
machen sie in
einzel mit R
alten, gut abge
läuft immer in
langen Peitsch
Die andern so
hieb, so beiß
verwickeln sich
müssen diese B
ihnen für geri
weide, verfaul
zung zugeworf
oder Muscheln
so verzehren si
des Nachts vo
Hunde Abends
in den Schnee

Die Spra
ihrer Stamme
und beide weic
deutsche vom S
ihnen erst zuge
funden und di
etliche französis
bradordialekt i

⁵⁾ Wulfsch

wir durch den niedrigen Eingang auf Händen und Füßen hinein kriechen und dabei froh sein, wenn wir von den Hunden ungebissen davon kamen, denn bei rauher Witterung nehmen die Thiere ihre Zuflucht da hinein, und man muß oft über sie weg, wo man denn im Finstern auf sie tritt oder von ihnen im Gesicht beleckt wird, oder sich die Hände mit Unrat beschmiert". Darum rief denn auch ein Eskimo¹⁾ nach dem eindringlichen Vortrag eines Missionars: „Ah, ich armer Mensch! Hier haben wir nichts als Kälte und Hunger, unsere Häuser und Zelte sind voller Unrat, und des Nachts werden wir mit Gestank und Ungeziefer geplagt. Ich dachte, wenn wir es nur erst so gut hätten, wie die Europäer, so wollte ich sehr froh sein; aber wenn noch etwas Besseres zu erwarten ist, so ist's gewiß der Mühe werth, daß wir uns mit dem Erlöser bekannt machen“. — Sind die Eskimo im Winter unterwegs, so bauen sie sich Schneehäuser, indem sie auf einem Haufen von dichtem und festem Schnee einen länglich runden Platz abzeichnen und dann mit ihren langen Messern viereckige Stücke Schnee 3 Fuß lang, 2 Fuß breit und 1 Fuß dick ausschneien, die sie bis zu einer Höhe von 8 Fuß backofenförmig über einander wölben. Eine mit Fellen bedeckte Erhöhung von 20 Zoll dient ihnen zur Bank und Schlafstelle, das Fenster bildet ein Stück Eis, der Eingang wird des Abends mit einem großen Stück Schnee verschlossen. — Ihre Winterreisen machen sie in Schlitten, von wolfsähnlichen Hunden gezogen, die je einzeln mit Niemen von verschiedener Länge vorgespannt und von einem alten, gut abgerichteten Hund, dem Vorderhund, angeführt werden. Dieser läuft immer mehrere Schritte voraus und wird mit einer oft 24 Fuß langen Peitsche, die nur ein gelübter Eskimo regieren kann, gelenkt. Die andern folgen ihm, wie eine Herde Schafe; bekommt einer einen Hieb, so beißt er seinen Nachbar, oft überstürzen sie einander und verwirbeln sich in den Niemen zu einem wirren Knäuel. Uebrigens müssen diese Zughunde mit großer Schonung behandelt werden, da man ihnen für geringes Futter viele Arbeit zumutet. Alte Häute, Eingebeide, verfaulte Walfischfinnen und dgl. Absall wird ihnen als Nahrung zugeworfen; fehlt's einmal daran, so müssen sie sich selber Fische oder Muscheln am Seestrand suchen; wenn sie aber der Hunger quält, so verzehren sie was sie finden, selbst die Zugriemen, die man deshalb des Nachts vor ihnen wohl verwahren muß. Auf Reisen, wenn die Hunde Abends abgespannt und gefüttert sind, läßt man sie nach Belieben in den Schnee sich eingraben.

Die Sprache der Eskimo in Labrador unterscheidet sich von der ihrer Stammverwandten in Grönland nur als verschiedene Mundart, und beide weichen noch weniger von einander ab, wie etwa das Hochdeutsche vom Niederdeutschen; nur daß sie für die von den Europäern ihnen erst zugeführten Gegenstände beiderseits verschiedene Namen erfunden und die Eskimo im Verkehr mit den hier handelnden Franzosen etliche französische Worte angenommen haben. Dennoch trägt der Labradorialekt das Gepräge größerer Ursprünglichkeit. Für geistige

¹⁾ Wulffslägel, Lebensbilder III. S. 10.

Begriffe ist auch er höchst dürtig. Noch in neuerer Zeit schreibt ein Missionar¹⁾ von den heidnischen Eskimo: Sie sind in der That wie Kinder; alles ist ihnen neu und fremd, daher besuchen sie uns auch gern in unserm Hause. Unsere Wanduhr ist oft ein Gegenstand ihrer Verwunderung; unlängst fragte einer sogar, ob sie reden könne".

Ganz ähnliche religiöse Meinungen und abergläubische Gebräuche, wie bei den Grönländern, finden sich auch bei den Eskimo in Labrador; ebenso spielen die Angelöke oder Zauberer eine große Rolle, und auf die Wirksamkeit der Amulete wird dasselbe Vertrauen gesetzt. Im Innern des Landes, glaubt man, wohne eine alte Frau, Supperguksoak, welche über die Nennthiere herrsche und sie heraus schicke, wenn die Innuitt deren bedürfen. Sind daher keine zu sehen, so rufen sie der alten Frau zu: Kait, Kait, d. h. komm, komm, wir sind hungrig. Auf dem Wasser aber wohne ihr Mann, Torngarsok, und beherrsche die Walfische und Seehunde. Wenn sie daher Mangel an Seehunden haben und beim Walfischfang rufen sie den Torngarsok um Hilfe an; entgeht ihnen aber ein Walfisch, so sagt der Harpunier: "Der Tornagsak war nicht da, oder er hat nicht gehört, er war in Geschäften." Bei Supperguksoak sammeln sich auch die Seelen der Verstorbenen, um mit ihr Nennthiere zu jagen.

Gleich den Grönländern leben die Eskimo ohne Obrigkeit und Gesetze und halten sich, obwohl Mordthaten und Weibertausch nicht selten bei ihnen vorfallen, allein für gesittete und gute Menschen. Sorglosigkeit und Trägheit haben sie mit jenen gemein, aber Stolz und Eigenwillie ist im Herzen des Eskimo tiefer eingewurzelt. Auch der Arme unter ihnen ist eingebildet auf seine leider so oft gemischaute Freiheit, und die meisten dünken sich weiser und geschickter als die Europäer, weil sie im Kajak fahren und Seehunde fangen können, obgleich sie eingestehen müssen, daß die Europäer in den meisten andern Stücken ihnen überlegen sind. Sobald ein junger Mensch einige Schneehühner geschossen hat, ist er in ihren Augen ein großer Mann und wirft seine Worte nur so hin, als ob alles um ihn her Staub wäre. Dem äußern Anschein nach haben die Eskimo etwas Treuherziges und Stilles an sich; doch sind sie wie stille Wasser. Tief, lange, oft 10 bis 20 Jahre, kann die Rache in ihren Herzen schlummern. Dann erwacht sie plötzlich und muß im Blute seines Feindes gefühlt werden. Tief unter Unbarmherzigkeit und Ungerechtigkeit liegt bei ihnen oft das Mitleid und der Sinn für das Recht verschüttet. Ueberhaupt findet man die kindliche Einfalt der Grönländer bei den Labrador-Eskimo weniger. Kindermord, wenn die Neugeborenen irgend mißgestaltet sind, auch Selbstmord und räuberischer Diebstahl kommt bei ihnen vor. Die Kinder werden von Jugend auf hart gehalten. Bei der strengsten Kälte tragen die Mütter sie unbedeckt in ihren Kappen. Wird der Kleine in seinem unbehaglichen Behälter ungebüldig, so wird er aus demselben hervorgenommen und völlig nackend auf den Schnee gesetzt. Selbst in einer christlichen Gemeinde aber

¹⁾ Calwer Missionsblatt 1848, S. 114.

kam noch ein mißgestaltetes lieben. Und der pharisäische überall auf bedürfen keine gesellschaft verfügt einmal etwas Lehrer braucht ist das nicht

Dennoch wie sich die zeigten. Jen Innern von ? denn zwischen schaft. In n etwas sehr S vorkommt.¹⁾

Die Fran Jahrhundert als ein räube Erfahrungen i Herrschaft über einverleibten. englische Ansü namentlich ei Aufenthalt in ist ganz begeis mithärt unter in poetischem des Binnenlan waren und ni

¹⁾ Die dortige der Mission in d ²⁾ Journal o 1792. Es ist oft finden, zwischen i streut sind.

³⁾ Er sagt un

Thri
Wha
Of
Thei
Not
Can
With

kam noch ein Fall des Kindermordes vor, indem die Eltern ihr etwas mißgestaltetes Kind durch ein herbeigerufenes heidnisches Weib umbringen ließen. Und bei all diesen Sünden eine Selbstdgerechtigkeit, die von der pharisäischen Art des Menschenherzens auch in Labrador, wie überall auf Erden, Zeugniß gibt. „Wir sind gute Menschen und bedürfen keines Erlösers“, so hieß es, als einmal eine ganze Schlitten-gesellschaft von Heiden nach Hebron gekommen war, wo das Evangelium verkündigt ward; „von eurem Jesus haben wir schon früher einmal etwas gehört; es gibt zwar unter uns auch einige Böse, die Lehrer brauchen könnten, um sie zum Guten anzuhalten; aber bei uns ist das nicht der Fall.“

Dennoch waren die Eingeborenen Labradors keineswegs so harmlos, wie sich die Grönländer bei ihrem Zusammentreffen mit Europäern zeigten. Jene waren durch die Verührung mit den Indianern des Innern von Alters her an Kampf, Mord und Grausamkeit gewöhnt, denn zwischen beiden Nationalitäten besteht eine unversöhnliche Feindschaft. In neuerer Zeit ist das Zusammentreffen an der Labradorküste etwas sehr Seltenes, während es an den Ufern der Hudsonsbai öfter vorkommt.¹⁾

Die Franzosen und französischen Kanadier, die seit dem siebzehnten Jahrhundert mit jenen Eskimo zusammentrafen, lernten sie vielfach als ein räuberisches und mörderisches Gesindel kennen. Nicht bessere Erfahrungen machten später die Engländer, welche seit 1763 mit der Herrschaft über Kanada auch die nördlichen Länder ihren Besitzungen einverlebten. Dennoch wußten schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts englische Ansiedler sich das Vertrauen der Eskimo zu erwerben; so namentlich ein gewisser Cartwright, der über seinen langjährigen Aufenthalt in Labrador ein umfassendes Werk veröffentlicht hat.²⁾ Er ist ganz begeistert über die kleinen Menschen, denen er die beste Gemüthsart unter allen ihm bekannten Völkern zuschreibt und die er auch in poetischem Ergriffe gefeiert hat.³⁾ Dagegen schildert er die Indianer des Binnenlandes, die vielfach mit Europäern in Verkehr gewesen waren und nicht bloss das katholische Christenthum, sondern auch viele

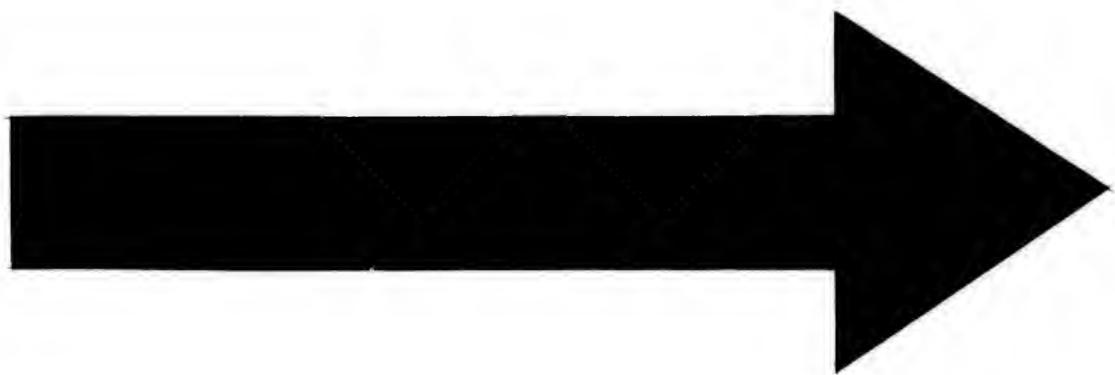
¹⁾ Die dortigen Eskimo übergehen wir hier, werden ihre aber bei der Schilderung der Mission in Rupertisland zu gedenken haben.

²⁾ Journal of transactions and events on the Coast of Labrador. Newark 1792. Es ist oft weitläufig, sich durch die Notizen des alten Jagdsfreundes durchzufinden, zwischen denen sie und da wichtige Bemerkungen über die Eingeborenen zerstreut sind.

³⁾ Er sagt unter andern:

Thrice happy race! Strong drink nor gold they know
What in their hearts they think, their faces show.
Of manners gentle, in their dealings just
Their plighted, promise safely you may trust.

Not a more honest or more genrous race
Can bless a Sovereign, or a nation grace.
With these frequent pass the social day
No broils nor feuds, but all is sport and play.



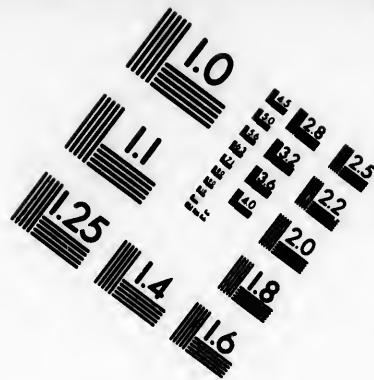
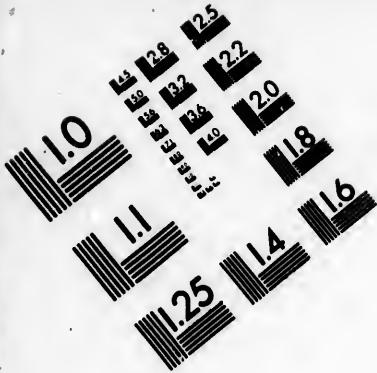
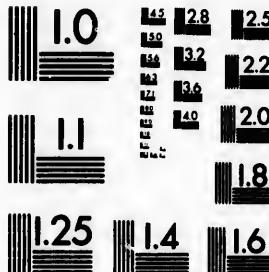
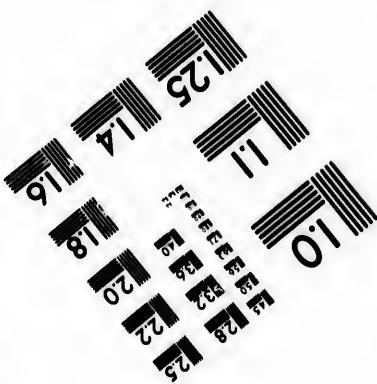


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)



6"



Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

0.1
0.2
0.3
0.4
0.5
0.6
0.7
0.8
0.9
1.0
1.1
1.2
1.3
1.4
1.5
1.6
1.7
1.8
1.9
2.0
2.1
2.2
2.3
2.4
2.5
2.6
2.7
2.8
2.9

Laster derselben angenommen hatten, als ein verrätherisches, trunk- und streitbürtiges Geschlecht.

Bei dem immer wachsenden Handelsverkehr der Europäer mit den Eskimo zeigten jedoch auch diese sehr oft noch ihre schlechtesten Seiten. Dann und wann wurden Händler und Schiffer beraubt und umgebracht, und die Labradorküste galt als eine verfluchte Gegend. So wurden denn auch von der englischen Regierung die dahin gehenden Missionsunternehmungen mit Freuden begrüßt und auf mancherlei Weise befördert.

2. Die Mission in Labrador.

Es war im Jahre 1741. Im Hafen St. Thomas ankerte ein stattlicher Holländer, damals noch eine seltene Erscheinung, da wo jetzt das rege Treiben von hundert Schiffen aller Art einen Hauptpunkt der westindischen Schiffahrt andeuten. Mit Staunen wurde das tropische Land und die schwarzen Sklaven von manchem unter der Mannschaft betrachtet. Viel wurde auch geredet über die Herrnhuter, die jene Schwarzen belehren wollten. Johann Christian Chrhardt, der Steuermann, der sich auf manchem Meere schon etwas versucht und manchen Wilden schon kennen gelernt hatte, summte lächelnd mit ein in den Spott, den seine Kameraden über die Missionare ergossen. „Läßt uns selber einmal auf ihren „Posaunenberg“ gehen und sehen, wie sie mit den schwarzen Kreaturen beten“, hieß es. Der Vorschlag fand Anklang. Dort aber in der Versammlung der armen Sklaven verstummte der Spott der rohen Gefellen vor dem heiligen Ernst der Andacht und vor den feurigen Reden und inbrünstigen Gebeten des Bruders Friedrich Martin. Der Steuermann aber hatte einen Stachel ins Herz bekommen, daß er noch mehrfach zum Posaunerberg ging; und als der Holländer die Anker lichtete, um heimwärts zu segeln, da spielte auf dem wettergebräunten Antlitz des Mannes am Steuer der Wiederschein von Dant und Wehmuth. Ein anderer, als der er gekommen war, schied er von Westindien.

Chrhardt schloß sich bei seiner Rückkehr nach Holland der Brüdergemeinde völlig an. Früher hatte er schon öfter auf Walfischfängern die Reise nach der Davisstraße gemacht. Da war es ihm willkommen, mit einem eigenb. für die Brüdermission abgeschieden Schiff (Jrene 1749) nach Grönland gehen zu können, wo er sich den Winter über aufhielt und eine besondere Zuneigung zu den Eskimo gewann. Die schon dort vernommene Vermuthung, daß auch in den Ländern jenseits der Davisstraße solche Menschen wohnen möchten, später bestätigt durch die Reisebeschreibung des Polarfahrers Henry Ellis, brachte ihn zu dem Entschluß, eine Mission für jene andern Eskimo zu veranlassen. Die Sache fand bei den Brüdern der Unitätsdirektion Anklang. Der Bischof Johannes von Wattemille ging gern auf Chrhardts Gedanken ein, und es wurden, nachdem Matth. Stach zur Verathung darüber von Grönland nach England berufen war, Verhandlungen mit der Hudsonbai-Kompagnie angelauft, mit dem Ersuchen, Missionare nach ihren Fal-

toreien zwischen habende gefaßt, e genommene gefaßt und man ein gingen auf Berge wo sie von großen, n Georg von Bucht nah am 29. J welche mi Br. Chr. ihre Freu genommen

Am umgebener und eine Ehren des die beabsich nun das n bestimmten L Schutz dien richten des fortgeschritten Chrhardt n gemäß noch fahrend, so gegen Wals ging er an dem Schiff deinen Boot lam wieder einige Tage Misbet-Hafe

Buglein nommen und mit na möglich sein

¹⁾ Missio

Zingendorf ge

Bedenken hegt

²⁾ Der L

Hoffenthal.

Chrhardt, M

toreien senden zu dürfen. Die Bitte wurde jedoch abgeschlagen. Inzwischen hatte ein Mitglied der Brüdergemeinde in London, der wohlhabende Kaufmann Missbet, mit zwei andern, Grace und Bell, den Plan gefasst, ein Handelsschiff in die von jener Compagnie noch nicht in Besitz genommenen Länder zu senden.¹⁾ Besonders wurde Labrador ins Auge gefasst und Ehrhardt zum Führer des Unternehmens bestellt, für welches man ein Schiff Namens Hope (Hoffnung) befrachtete. Vier Brüder gingen als Missionare mit. Am 11. Juli 1752 sahen sie die ersten Berge der Labradorküste. Nach längerem Suchen fanden sie eine Bucht, wo sie vor Anker gehen konnten, und schnitten in die Mündung einer der großen, nicht fern vom Ufer stehenden Birkeln den Namen des Königs Georg von England ein, zum Zeichen der Besitznahme des Landes. Diese Bucht nannten sie Cob-Bay. Von dort weiter fahrend, sahen sie endlich am 29. Juli die ersten Eskimo. Es waren 5 Männer in ihren Kajaken, welche mit wildem, furchterlichem Geschrei heraukamen, dann aber, als Br. Ehrhardt ihnen einen von den Grönländern gelernten Gruß zutrieß, ihre Freude zu erkennen gaben und sich, nachdem man sie an Bord genommen, ganz friedlich betrugen.

Am 31. Juli zeigte sich ein sicherer, von hübsch bewaldeten Ufern umgebener Hafen, und man beschloß sogleich, hier ans Land zu gehen und eine Stelle zum Anbau auszusuchen. Den Hafen nannten sie zu Ehren des oben genannten Unternehmers Missbet Harbour, den für die beabsichtigte Niederlassung erwählten Platz „Hoffenthal.“²⁾ Es wurde nun das mitgebrachte Holz zum Hause samt den für die Mission bestimmten Vorräthen — auch zwei kleine Kanonen, die nöthigenfalls zum Schutz dienen sollten — ausgeladen und am 10. August mit dem Aufrichten des Häuschens begonnen. Am 3. September waren sie soweit fortgeschritten, daß sie zum ersten Mal unter Dach schlafen konnten. Ehrhardt nahm nun von den 4 Brüdern Abschied, um seinem Auftrag gemäß noch Handelsgeschäfte zu treiben. An der Küste weiter hinauf fahrend, fand er hier und da Eskimo, welche an Bord kamen und gegen Walbarten allerlei Waaren eintauschten, und am 13. September ging er an Stelle, wo sich wieder Eingeborene zeigten, mit dem Kapitän, dem Schiffsschreiber und 4 Matrosen in dem mit Handelswaaren beladenen Boot ans Land, aber weder er selbst noch einer seiner Begleiter kam wieder zum Vorschein. Nachdem die an Bord gebliebene Mannschaft einige Tage gewartet hatte, kehrte dieselbe mit dem Schiff nach dem Missbet-Hafen zurück und brachte den Brüdern die traurige Nachricht.

Zugleich bat der Steuermann, der die Führung des Schiffes übernommen hatte, dringend, daß die Brüder wieder an Bord kommen und mit nach Hause fahren möchten, weil es ohne ihre Hilfe nicht möglich sein werde, das so schwach besetzte Schiff wieder glücklich über

¹⁾ Missionsblatt der Brüdergemeinde 1871, S. 97. Dasselbst wird bemerkt, daß Aingendorf gegen diese Unternehmung, obwohl er sie nicht hindern wollte, die meisten Bedenken hegte.

²⁾ Der Hafen liegt 15—20 deutsche Meilen südlich von der jetzigen Station Hoffenthal.

das Meer zu bringen. Es blieb den Brüdern nichts übrig, als Folge zu leisten. Gegen Ende November kam man in London wieder an. Ein im nächsten Jahr an der Klippe hinfahrender Kapitän aus Nord-Amerika fand noch das verlassene Haus der Brüder samt einem kleinen Rest der Vorräthe, welche sie dort zurückgelassen hatten für den Fall, daß die Vermissten noch am Leben wären, und endlich auch die Überbleibsel von 7 Leichnamen.¹⁾

So endete die erste Unternehmung für Mission und Handel auf Labrador. Der letztere zog jedoch in den folgenden Jahren wiederholt englische Schiffe von der Kolonie Neufundland dorthin. Mehr noch die ergiebige Fischerei. Die Verführung der Europäer mit den Eskimo war für den weiteren Verkehr nur nachtheilig. Jene verfuhrn mit Grausamkeit und Hinterlist, was die Eingebornen gleichermaßen erwiderten. So friedlich nämlich die Eskimo in andern Gegenden erscheinen, hier waren sie stets kampfbereit. Die häufige Verührung mit ihren alten Feinden, den Indianern, hatte jedenfalls diese Eigenschaft bei ihnen veranlaßt.

So abschreckend nun auch fortwährend die Nachrichten aus Labrador lingen möchten, gab man in der Brüdergemeinde keineswegs die Hoffnung auf, auch dort das Evangelium zu verkündigen. Besonders war es ein Zimmermann, Jens Haven, der seit Chrhardts Tod sich gebrungen fühlte, dessen Nachfolger zu werden. Inzwischen aber wurde er nach Grönland berufen, um bei der Anlegung von Lichtenfels thätig zu sein. Seine dort erworbene Bekanntheit mit den Eskimo brachten jenen Plan zur Reife, und als er nach vierjähriger Abwesenheit nach Deutschland zurückkehrte (1762), suchte er von der Unitätsdirektion die Erlaubnis, noch auf eigne Hand eine zweite Untersuchungsreise nach Labrador zu unternehmen, und ging 1764 mit dem Segen der Gemeinde von Herrnhut nach England ab. Durch dortige Freunde wurde er dem Commodore²⁾ der jährlich nach Neufundland segelnden Flotte empfohlen, der ihn freundlich nach St. Johns, der Hauptstadt jener Insel, mitnahm und durch einen Schubbrief sein Vorhaben angelegenheitlich unterstützte. Mit einem Handelsschiffe ging er weiter nach Quirpond, einem Hafen an der nördlichsten Spitze jener Insel, und bekam daselbst zuerst einen von den Eskimo zu sehen, die sich dort vom Festlande einzufinden pflegten, um Handel zu treiben oder zu stehlen. Er redete ihn zuerst auf Grönlandisch an, und als der Eskimo in gebrochenem Französisch antwortete, bat er ihn, in seiner eigenen Sprache zu reden und seine Landsleute herzubringen. Da ging jener fort und rief mit lautem Geschrei: „Unser Freund ist gekommen!“ Raum hatte J. Haven seine grönlandische Kleidung angelegt, als fünf Eskimo in ihren eigenen Booten herankamen und auf seine freundschaftliche Anrede erwiderten: „Du bist wirklich unser Landsmann“. Die Freude war beiderseitig groß, und er mußte mit ihnen auf das vor dem Hafen gelegene Inselchen kommen, wo ihre Weiber und Kinder waren. Da

¹⁾ Missionsblatt der Brüdergemeinde 1873, S. 98 und 99.
²⁾ Balliser.

belebt
gehñ
gethan
ist fest
annehme
merksam
zu besuc
zeugen a
einem S
fürsorglic
behalten
waren sie
vor dem
„Auf die
woretten
dauerte n
benahm si
schaftlich.
tanzen u
ländischen
und austri
sehr, doch

Weite
die Schiffa
27. Septem
dore, nachd
land beförd

Das S
den Wuns
der Unitäte
Haven und
dern zu ei
mit der en
Kriegsschiff
ging dann i
Nisbet-Hafen
inzwischen A
in Verkehr i
dischen Spr
Karablit im
belebt hätte
wie die Gr
Dabei schlug
„Glaube un

³⁾ Mission
⁴⁾ Bergl. c

beteete er in seinem Herzen zum Herrn und sprach: „Ich will mit ihnen gehn in deinem Namen; tödten sie mich, so ist mein Werk auf Erden gethan und ich werde bei dir leben; schonen sie meines Lebens, so will ich fest glauben, es sei dein Wille, daß sie das Evangelium hören und annehmen.“ Und sie nahmen ihn freundlich auf, hörten ihm aufmerksam zu und versprachen, ihn am nächsten Morgen auf dem Schiffe zu besuchen. Tags darauf kamen denn auch ihrer 18 mit ihren Fahrzeugen ans Schiff, und er ging mit ihnen wieder ans Land. Aus einem Schreiben des Commodore theilte er ihnen die freundlichen und fürsorglichen Absichten der englischen Regierung mit. Sie sollten dasselbe behalten und zu ihrem Schutz Europäern gegenüber benutzen. Doch waren sie nicht zur Annahme des Papiers zu bewegen, weil sie sich vor dem lebendigen Wesen, das doch darin stecken müsse, fürchteten. „Auf die Frage, ob sie etwas von dem Tode Ehrhardt's wüssten, antworteten sie nicht und schlugen die Augen nieder. Dieser Verkehr dauerte nun einige Tage und wurde immer befriedigender. Besonders benahm sich der Führer der Gesellschaft, der Angelok Segulial, freundlich. Als sie aber ihrem Freunde Haven zu Ehren anfingen zu tanzen und großen hebräischen Lärm zu machen, stimmte er einen grönlandischen Vers an, worauf sie wieder still wurden, anächtig zuhörten und ausriefen: „Wir sind ohne Worte!“ Beim Abschied baten sie ihn sehr, doch bald wieder zu kommen.

Weiter nach Norden hinauf zu gelangen war nicht möglich, da die Schiffsmannschaft heimlehren wollte, und so kam denn Haven am 27. September 1764 wieder in St. Johns an, von wo ihn der Commodore, nachdem er seinen Bericht beifällig vernommen, weiter nach England beförderte.¹⁾

Das Handels-Departement der brittischen Regierung hegte hierauf den Wunsch, eine Mission auf Labrador errichtet zu sehen. Das von der Unitätsdirektion befragte Loos stimmte zu. So wurde denn Jens Haven und Laurentius Drachart²⁾ 1765 mit zwei andern Brüdern zu einer zweiten Rundschafftstreise ausgesendet. Sie reisten wieder mit der englischen Flotte nach Neufundland, und von dort auf einem Kriegsschiff nach einigen Häfen der südlichen Labradorküste. Haven ging dann mit einem kleinen Schooner nördlich, fand aber den gesuchten Nibbet-Hafen nicht, traf auch keine Eskimo. Dafür mehr Erfolg hatte inzwischen Drachart, der mit einer großen Gesellschaft jener Eingebornen in Verkehr treten konnte, wobei ihm seine Fertigkeit in der grönlandischen Sprache zu statten kam. Er erzählte ihnen viel von den Karablit im Osten, die sich von ihrem Heldenhumor zu dem Heilande belehrt hätten. Sie antworteten unter anderem: „Wir wollen auch wie die Grönländer thun, wir glauben das, was du uns sagst.“ Dabei schlugen sie ihm an die Brust, gaben ihm die Hände und riefen: „Glaube uns“.

¹⁾ Missionsblatt der Brüdergemeinde 1873, S. 100.

²⁾ Vergl. oben S. 52.

Bei den wiederholten Besuchen gab sich Drachart Mühle, ihnen die Hauptzüge der christlichen Heilslehre nahe zu bringen, doch fand er vielfach nur ein sehr mangelhaftes Verständniß. Unter dem Heiland konnten sie sich anfangs nichts anderes vorstellen als einen großen Herrn, der sie von den Käblunät erlösen und ihnen gegen die bösen Karablit im Norden beistehen würde. — Den ersten Unterricht hörten sie meist sehr begierig an, bald aber bekamen sie es überdrüssig und sagten wie die Grönländer: „Wir wissen nun schon alles“ oder „wir glauben es“ oder „wir verstehen das nicht, unsre Ohren taugen nicht dazu“. Gegen die Brüder benahmen sie sich stets sehr freundlich, was sie indeß nicht abhielt, dieselben gelegentlich zu bestehlen, und freuten sich insonderheit, als Jens Haven von Norden eintraf, daß er Wort gehalten und wieder zu ihnen gekommen sei. Als sie aber hörten, daß die Brüder im Sinne hätten, übers Jahr wieder zu kommen und unter ihnen zu wohnen, sagten sie: „Kommt nur und baut bei uns; aber bringt keine Käblunät mit, sondern nur Innuvit wie wir sind und ihr seid, so wollen wir euch bauen helfen, und Jenseingoak — so wurde Jens Haven von ihnen genannt — soll uns Boote bauen und ausbessern helfen. Drachart aber soll uns lesen und schreiben lehren, und so wollen wir als Freunde unter einander leben und unsre Flinten und Harpune nicht gegen einander brauchen, sondern gegen die Reinthiere und Seehunde“. — Einmal übernachteten die Brüder sogar bei dem Angelok Seguliat, der während der Nacht, wie die Brüder es bezeichneten, in eine Entzückung geriet. Zuerst sang er mit seinen Weibern; dann murmelte er etwas daher, machte wunderliche Geberden, blies und schäumte, daß ihm der Geifer den Bart herunter ließ, zog seinen Leib und seine Glieder krampfhaft zusammen, drehte die Hand rund um den Kopf, Arme und Füße herum, als ob er einen Strick herum wände. Zuweilen schrie er furchterlich, hielt seine Hand gegen Drachart's Gesicht, neben dem er saß, tummelte sich auf der Erde herum und verdrehte die Augen. Man konnte vor allem nur die Worte verstehen: „Nun ist mein Torngal da“. Hierauf küßte er Drachart, dann lag er eine Weile wie tot, fing darauf wieder an zu winseln, richtete sich endlich auf und verlangte, daß sie ihn küssen sollten, weil ihm das Linderung verschaffte. Darnach setzte er sich wieder nieder und fing an zu singen; die Brüder aber summten einige fromme grönländische Verse an, wobei die Eskimo sehr andächtig waren und jedes Wort wiederholten, obschon sie sagten: „Wir verstehen nur ein klein wenig von dem, was ihr singt“. Am andern Morgen als die Brüder schieden, sprach Seguliat: „Nun könnt ihr unsern Landsleuten im Osten sagen, daß ihr bei mir geschlafen habt. Ihr seid die ersten Käblunät, die bei mir über Nacht geblieben sind; doch ihr seid nicht Käblunät, sondern Innuvit, unsre Freunde, bei denen alle Furcht ein Ende hat, denn wir kennen uns“. — Die Brüder hatten sich zugleich bemüht, den Handel der Europäer mit den Eskimo so einzurichten, daß künftig allen Gewaltthätigkeiten vorgebeugt würde. Nachdem jener Verkehr zwei Monate hindurch fortgesetzt war, kehrte die Gesellschaft nach England zurück, wo alsbald weitere Verhand-

lungen
zogen
erforder
beiden
W
kimo von
ein fünf
durfte ba
her nach
baselbst c
aber Tag
Brüder
100,000
Labrador
Haven,
auf einer
dabin. N
den Eskim
und trafen
als wir i
Furcht, de
Ein anderer
indem er
nicht aufha
dem Herrn
mehr davo
Mitsat lebt
ging man
borne. M
Weisse zu b
der Prinzen
mit goldner
und auf de
Königs von
in Ermange
ein paar en
Brust geheft
Auch a
die Eskimo
gekommen
wohnen und
vernommen.
und versprac
und zu mor

lungen über Anlegung einer Station angeknüpft wurden. Dieselben zogen sich jedoch in die Länge, da die Regierung wegen Abtretung des erforderlichen Landes noch Schwierigkeiten mache, und so wurden die beiden genannten Missionare bis 1769 in England aufgehalten.

Während dieser Zeit wurden in einem Handgemenge mehrere Eskimo von englischen Händlern gefangen, und eine Frau, Mikal, und ein fünfzehnjähriger Knabe, Karpik, nach England geschickt. Erstere durfte bald in ihr Vaterland zurückkehren, wo sie sich den Missionaren hernach sehr nützlich bewies; letzterer wurde in Fülltel erzogen und dasselbst als der Erstling unter den Heiden von Drachart getauft, starb aber Tags darauf an den Blattern. Im Jahre 1769 wurden den Brüdern endlich namentlich auf Commodore Pallisers Verwendung 100,000 Acker in der Gegend von Eskimobat¹⁾ auf der Küste von Labrador zugesichert, und im folgenden Jahre begaben sich Jens Haven, Drachart und Stephan Jensen mit mehreren anderen auf einem von der Londoner Brüdergesellschaft ausgerüsteten Schiffe²⁾ dahin. Nachdem sie in Quens Harbour (52° 34' N. Br.) umsonst nach den Eskimo ausgeschaut hatten, verfolgten sie die Küste nach Norden und trafen nach einiger Zeit ihre alten Freunde. „Es war uns bange, als wir das fremde Schiff sahen“, sagte einer derselben zu Haven, „als wir aber hörten, daß der Kleine Jens da sei, verging uns alle Furcht, denn wir haben dich lieb und sind froh, dich wieder zu sehen.“ Ein anderer nahm einen Niemen und band ihn um Drachart's Arm, indem er sagte: „Dieses Band soll ein Zeichen sein, daß unsre Liebe nicht aufhören soll. Ich habe noch nicht vergessen, was du mir von dem Herrn im Himmel gesagt hast, und ich wünsche, in Zukunft noch mehr davon zu hören.“ Eine andere Schaar von Eskimo, bei der auch Mikal lebte, sollte sich südlicher an der Birons-Bai finden. Dort ging man einige Tage später vor Anker und fand über 100 Eingeborne. Mikal war hoch erfreut, und um die Brüder in ehrenvollster Weise zu begrüßen, kam sie in einem Kleid an Bord, welches sie von der Prinzessin von Wales zum Geschenk erhalten hatte; es war ein mit goldenen Sternen und Tressen geschmücktes Kleid von weißem Tuch, und auf der Brust trug sie ein goldenes Medaillon mit dem Bild des Königs von England. Ihr Vater, der sie ans Schiff begleitete, hatte in Ermangelung eines entsprechenden Anzugs zu seinem Seehundspelz ein paar englische Handschuhe angezogen und ein Offiziersschild an die Brust gehetzt.

Auch an dieser Stelle gingen die Brüder wieder ans Land, um die Eskimo in ihren Zelten zu besuchen. Die Erklärung, daß sie gekommen seien, sich ein Stück Land auszusuchen, wo sie bei ihnen wohnen und ihnen Christum verkündigen wollten, wurde mit Freuden vernommen. Die Eskimo versicherten sie ihrer Freundschaft und Liebe und versprachen sie zu hören und dann auch nicht mehr zu stehlen und zu morden. „Wir haben euch lieb, sagten sie, und unser Bund

¹⁾ 54° N. Br.

²⁾ New Jersey Packet.

soll bleiben, so lange die Sonne scheint. Sucht euch ein Stück Land aus, wo es euch gefällt.“ Die Brüder gingen nun von Zelt zu Zelt und theilten als Preis für den Anlauf des Landes allerlei Geschenke unter ihnen aus, welche mit Freuden angenommen wurden. Von hier fuhren die Brüder wieder weiter nach der Eskimo-Bai, wohin sie die Witak und ihren Mann Tuglavina in ihrem Schiff mitnahmen.

Dort, wie an einigen andern Orten, fanden sie das freundlichste Entgegenkommen seitens der Eskimo und wählten schließlich den Platz zur Niederlassung ($56^{\circ} 55' N.$ Br.) aus. Doch auch diese Reise war nur eine Prognosierung. Im Herbst kehrten sie nach England zurück.

1771 aber sollte die ständige Labrador-Mission beginnen. Die Gesellschaft zur Förderung des Evangeliums, in nächster Verbindung mit den englischen Brüdergemeinden, beschloß ein eigenes Schiff anzukaufen, das zur Anlegung der Station, sowie zur Verbindung mit der Heimat dienen sollte. Es war die „Amity“. Zugleich sollte es Handel treiben und dadurch die Kosten der Mission decken helfen. Dazu wurde ein besonderer Agent ernannt, doch mit der Weisung, daß die Beklehrung der Helden der Hauptzweck der Unternehmung sein sollte. Zum Schutz der neuen Station erlangte man eine Proklamation des Gouverneurs von Neufundland, durch die zugleich allen Händlern und Schiffen ernstlich anbefohlen wurde, sich gegen die Eingebornen freundlich zu betragen.

Nach einem herzlichen Abschiede von der Londoner Gemeinde gingen die für diese Mission berufenen Brüder¹⁾ am 8. Mai an Bord der Amity und erreichten nach einer sehr beschwerlichen und gefährvollen Fahrt am 8. August den Hafen an dem bereits gewählten Platz, den sie Nain-Harbour nannten. Zwei Tage später kamen sie ans Land, weihten die zur Ansiedlung bestimmte Stätte und nannten sie Nain. Dann ging es bald an das Bauen und Aufrichten eines fertig mitgebrachten Hauses, das nach mehreren Wochen bezogen werden konnte. Nach und nach fanden sich auch Eskimo bei ihnen ein, unter ihnen Witak mit ihrem Manne; aber sie kamen und gingen. Viele machten Gebrauch von der Gelegenheit zum Eintausch europäischer Waaren. Auch die Bekündigung des Evangeliums ließen sie sich gefallen. „Ich erzähle Ihnen“, schreibt Dachart, „vom Heilande und thue dazwischen, um sie aufmerksam zu erhalten, kurze Fragen, welche sehr verschieden beantwortet werden. Einige sagen: „Ja wir sind Sünder und wollen über das denken, was wir von dir hören“. Andre sagen: „Nein, das wollen wir nicht“, und wieder andre: „Wir verstehen dich nicht, hast du noch Messer zu verkaufen?“ (Einer fand es auch sehr natürlich, daß ihn der Heiland lieb habe, da er noch keinen Europäer totgeschlagen hätte.) Ich aber bitte den Heiland — fährt Dachart fort: Du hast

¹⁾ Es waren: Jens Haven, der zum Diaconus ordinirt war, Christoph Brasen und Johann Schneider, diese drei mit ihren Frauen, sowie der Witwer Dachart und acht ledige Brüder.

in Grönland dumme Menschen verständig und kalte Herzen warm gemacht; thue das auch hier und lasz uns nicht zu Schanden werden, denn es ist ja deine Sache."

Den Winter über wohnten nur vier Eskimofamilien zu Nain, deren eine um ärztliche Hülfe zu erbitten zu den Brüdern gekommen war, und die Bräsen, der die Chirurgie erlernt hatte, gewähren konnte. Andre lamen zuweilen in ihren Hundeschlitten zum Besuch. Für sie war ein Eskimohaus gebaut, in dem auch Versammlungen gehalten wurden. Schon zeigten sich Spuren von Wirkungen des Evangeliums; wie z. B. einer seine Pfeile, die nicht blos zur Steinthierjagd, sondern auch zum Menschenmorde gebraucht wurden, auslieferete. Dagegen gab es auch vielfach etwas von Ausbrüchen heidnischer Roheit zu leiden. Um vor grober Zudringlichkeit oder gar vor räuberischen Angriffen sicher zu sein, mußte man die Flinten geladen halten, die den Heiden immer große Furcht einflößten. — Das enge Zusammenwohnen so vieler Personen in dem kleinen Stationshouse brachte viel Unzuträglichkeiten mit sich, die nicht immer durch Liebe und Eintracht — an der es zuweilen sogar recht gefehlt zu haben scheint — gehoben werden konnten.

Mit dem Frühjahr fanden sich wieder größere Schaaren von Eingeborenen ein; im Juli waren ihrer 200 auf der Station und zeigten sich willig das Evangelium zu hören. Haven und Drachart, als mit der Sprache vertraut, übernahmen das Lehren insbesondere, während die andern Brüder versuchten für den Unterhalt zu sorgen. Namentlich glückte der Lachsfang; auch die Eingeborenen lernten zu demselben mit großem Nutzen Reze anzuwenden, während sie früher nur das Stechen kannten. Dann und wann wurde ein Rennthier erlegt. Andre Versuche, die Mission mit eigenem Erwerbe zu unterhalten, wollten nicht gelingen, z. B. die Errichtung einer Sägemühle, die Böttcherei u. s. w. In den späteren Wintern gab die Jagd eine reichliche Ausbeute an Bären, Füchsen u. s. w. mit wertvollem Pelzwert.

Das lange Ausbleiben des Schiffes veranlaßte 1772 ernsthafte Sorge. Doch die Eskimos versprachen, die Brüder im Winter mit Nahrung zu versorgen, daß sie nicht fürchten. Endlich aber am 30. Oktober ging die Amity nach schwerer Fahrt bei Nain vor Anker. Die Matrosen wunderten sich über die Veränderung, die schon mit den Eingeborenen vorgegangen sei. Sie wären nicht mehr die alten Mörder und Räuber, sondern schienen gute Schafe geworden zu sein. Es fanden sich auch immer tiefere Eindrücke des Evangeliums. Eine Witwe erzählte, ihr Mann Unauke habe in seiner letzten Krankheit zu ihr gesagt: "Sei nicht so betrübt, ich will zu Jesus in den Himmel gehen, der die Leute so lieb hat". Seine Landsleute aber nannten diesen Verstorbenen "den, welchen der Heiland zu sich genommen hat". — Einmal mußten etliche Brüder auf einer Reise, die sie nach einem todteten Walisch unternahmen, wegen wideriger Witterung mehrere Tage in einem Eskimohaus bleiben, auf einer kleinen Insel, sieben Meilen südlich von Nain, wo sie unsägliche Beschwerden zu ertragen hatten. "Man kann sich kaum vorstellen, was wir ausgestanden", heißt es in ihrem Tagebuch;

„wir hatten weder Tag noch Nacht Ruhe; wenn die Kälte in der Nacht etwas nachließ, so plagten uns die Läuse; wenn wir unser Essen kochten, welches im Gang unter den Hunden geschehen mußte, so war der Rauch und die Kälte fast unausstehlich“. Hungrig und durchfroren lehrten sie endlich nach Nain zurück.

Im Jahre 1773 kam Paul Eugenius Layritz aus der Mitte der Weltzonen-Konferenz der Unität in Begleitung des zum Missionar für die Eskimo bestimmten Johann Ludwig Beck zu einer Visitation der dortigen Mission nach Labrador und verweilte vom 25. Juli bis 29. September in Nain. Es wurde eingehend über die Angelegenheiten der Mission verhandelt und eine Rekognoszierungstreise nach Norden beschlossen. Jens Haven führte dieselbe mit einem Begleiter in der Schaluppe aus, die den Visitator von Neufundland herüber gebracht hatte, unerwarteterweise ein Stück Weges von einem englischen Marine-Schooner geleitet, den die Regierung, um für die Sicherheit der Missionare zu sorgen, gesandt hatte. Der Führer derselben war über die bisherigen Erfolge unter den Eskimo erstaunt und stattete später darüber in St. Johns günstigen Bericht ab. Jens aber fand auf der ganzen Küste bis nach Nachvak hinauf viel Freundlichkeit. Er wurde von solchen, die ihn schon kannten, umarmt und gefüßt. Andre, die er in seiner energischen Weise über irgend ein Unrecht zur rede setzte, baten ihn, sie wider lieb zu haben und sagten: „Wir können es gar nicht ausscheiden, wenn du böse bist“. Bei einer andern Gelegenheit wurde gesagt: „O Jens, du bist zwar klein; aber deine Gedanken sind stark und dein Geist ist unüberwindlich.“ Auch ganz fremde Eskimo hatten bereits die Kunde von den freundlichen Europäern vernommen. Die auf dieser Reise gesammelten Erfahrungen erhöhten das günstige Urtheil, das Layritz von der Station mit nach Europa bringen konnte. Er nannte Nain eine Kanzel, von der das Evangelium schon hunderten von Heiden verkündigt werde.

Mit Schmerz bemerkten indeß die Missionare, wie sehr noch der tief eingewurzelte heidnische Aberglaube und die im Schwange gehenden heidnischen Laster, Weiberraub und Mordthaten, dem Worte Gottes den Eingang in ihre Herzen versperrten, und wie die guten Eindrücke, welche einzelne von ihnen empfangen hatten, bei dem beständigen Umherziehen derselben bald wieder verloren gingen. Und da es unmöglich war, die Eingeborenen, welche im Winter zu Nain die Predigt von Christo hörten, auch im Sommer festzuhalten, beschloß man, sobald als möglich noch zwei Missionsplätze nordwärts und südwärts von Nain zu errichten. Vier Brüder, Brasen, der Vorsteher von Nain, Lister, Lehmann und Jens Haven, begaben sich daher im Jahre 1774 auf eine Kundschaftrreise nach Norden, hatten aber das Unglück, auf der Rückkehr 3 Meilen von Nain zu scheitern, wobei Brasen und Lehmann in den Wellen ihr Leben verloren. Dies hielt jedoch die Brüder nicht ab, schon im folgenden Jahre neue Kundschaftrreisen süd- und nordwärts zu unternehmen, wobei 30 Meilen nördlich von Nain auf einer großen Insel an der Bucht Okak der Platz für eine zweite Station erworben wurde. In diesem Jahre traf auch der neu-

ernannte neuen
feierlich
getölt,
Labrador
Namen
durch
Eingebo
auch no
unter ih
seligste
Gelegenhe
Die

Jahre n
werden.
im Wint
Die Mis
besuchten
ihren Er
Einer ver
begleiten,
wies. J

für die R
Um
von Nain
und Step
Stück Lan
erfolgte a
1782, wo
neue, 30 D
genannt. S
Plätze zu
zum wechs
zeit unterh
als thunlic
Winters a
bisch und ei
begegnete, g
ten, mit de
bedeckte offe
völlig den A
lich ein heft

¹⁾ Bald
Austrüben nad
Blindheit, und
seiner Thätigkeit

ernannte Vorsteher der Labrador-Mission, Samuel Liebisch, mit neuen Gehülfen von Europa ein.

Im folgenden Winter konnte zu Nain der vollendete Kirchensaal feierlich eingeweiht werden (19. Februar 1776), wobei ein junger Angeklö, Kingminguse, nach längerem Unterricht als der Erftling der Labrador-Eskimo die heilige Taufe empfing. Er erhielt den Namen Petrus. Im August wurde die ameite Station zu Olaf durch Br. Haven angelegt. Der Platz war günstig, da über 300 Eingeborene immer dort zu wohnen pflegten. Beigten sie sich zuerst auch noch wild und leichtfertig, so waren sie doch erfreut, daß „Jens“ unter ihnen wohnte. Der aber nennt jene Anfangszeit in Olaf die seligste in seinem ganzen Dienste in Labrador, da er fortwährend Gelegenheit hatte das Evangelium zu verkündigen.

Dies brachte denn auch hier bald die ersten Früchte. Schon 2 Jahre nach Gründung der Station konnten 6 Erwachsene getauft werden. Auch bei Nain blieben endlich nach und nach 70–80 Eskimo im Winter wohnen. Die Zahl der Getauften stieg dann bald auf 20. Die Missionare nahmen sich ihrer Pflegebefohlenen treulich an und besuchten dieselben auch während des Sommers soviel als möglich auf ihren Erwerbsplätzen, wobei sie sich der Weiberboote (Umiaq) bedienten. Einem versuchte sie auf ihren Jagdzügen ins Innere des Landes zu begleiten, was sich jedoch als für einen Europäer unausführbar wies. Im Winter dagegen wurden regelmäßige Versammlungen und für die Kinder täglich Schule gehalten.

Um nun auch die Errichtung eines dritten Missionsplatzes südwärts von Nain ins Werk zu setzen, begaben sich Johann Schneider, Lister und Stephan Jensen 1777 nach Arvertal, kausten den Eskimo ein Stück Land ab und bezeichneten es mit Grenzsteinen; der wirkliche Aufbau erfolgte aber erst auf wiederholtes Verlangen der Eskimo im Jahre 1782, wobei wiederum Jens Haven thätig war,¹⁾ und wurde die neue, 30 Meilen südlich von Nain liegende Niederlassung Hoffenthal-Hopedale genannt. Das jährlich von England kommende Schiff, welches alle drei Plätze zu besuchen und mit Vorrath zu versehen pflegte, wurde auch zum wechselseitigen Verkehr derselben benutzt. Aber auch in der Zwischenzeit unterhielten die Brüder die Gemeinschaft unter einander so viel als thunlich, indem sie des Sommers auf Eskimobooten zu Wasser, des Winters auf Schlitten zu Lande einander besuchten. Was Sam. Liebisch und ein anderer Bruder auf einer solchen Reise von Nain nach Olaf begegnete, gibt uns einen Begriff von den Gefahren und Mühseligkeiten, mit denen dabei oft zu kämpfen war. Als sie über die mit Eis bedeckte offene See in Gesellschaft noch eines Eskimoschlittens noch nicht völlig den halben Weg nach Olaf zurückgelegt hatten, überfiel sie plötzlich ein heftiger Sturm, der durch die erregten Meereswellen das Eis

¹⁾ Bald darauf lehrte der alte treue, originelle Mann mit seiner Gattin zum Ausruhen nach Europa zurück. Zwölf Jahre lebte er noch in Herrnhut, die 6 letzten in Blindheit, und ging 1796 selig heim. Drachart war bereits 1778 zu Nain mitten aus seiner Thätigkeit abgetreten.

in eine schwungende Bewegung setzte, so daß die Schlitten im Fahren auf und nieder sich bewegten. Ringsum hörte man das Eis bersten mit donnerndem Getöse. Die Eskimo suchten nun in aller Eile den Strand zu erreichen; die Bewegung des Eises war aber hier am Ufer schon so heftig, daß die Hunde mit schärfster Gewalt ans Ufer getrieben werden mußten. Wenige Minuten, nachdem sie das Land glücklich erreicht hatten, brach das Wasser an eben der Stelle, wo sie herüber gekommen waren, durch das Eis und ergoß sich über dasselbe, so daß sie in kurzem die offene See vor sich hatten, soweit sie bei Anbruch der Nacht sehen konnten. Es war schrecklich, das Wüthen des Meeres, den heulenden Sturm und das Gejöse der berstenden und sich stoßenden Eisschollen zu hören. Dreißig Schritt vom Strande bauten die Eskimo ein Schneehaus, in das sämmtliche Reisende, sechs Erwachsene und ein Kind, um 9 Uhr Abends hineinkrochen, dankbar für diesen Zufluchtsort, der sie gegen den heftigen und schneidendem Wind schützte. Sie sangen auf Eskimoisch ein Abendlied und legten sich gegen 10 Uhr dicht zusammengebrängt nieder. Die Eskimo schliefen bald ein; Lieblich konnte aber bei dem Getöse der See nicht schlafen. In der dritten Stunde kam eine fliegende Welle über das Haus, daß es durchtropfte, und bald folgte eine zweite, welche das Schneehäuschen vor dem Eingang hineinstieß. Nun weckte er schnell seine Gefährten, und die Eskimo öffneten sofort mit einem Messer einen Ausgang aus dem Hause und trugen das Gepäck nach einem höhern Orte des Strandes. Kaum waren sie hier angelangt, so wurde das Schneehaus von einer Welle hinweg gespült, und sie hatten nun den Überrest der Nacht in der angreifenden Kälte und dem Schneegestöber viel auszustehen, bis am Morgen die Eskimo mit einem neuen Schneehaus fertig wurden, in welchem sie sich so gut einrichteten, als es möglich war. Sie konnten aber dasselbe während mehrerer Tage, in denen sie von Kälte, Nässe und Hunger, welches alles die Eskimo größtentheils verschließen, noch viel zu leiden hatten, wegen ungestümer Witterung nicht verlassen, bis sie endlich die Rückkehr nach Nain ermöglichten, zur Freude der um sie besorgten Brüder und mit Dank gegen Gott für die erfahrene Rettung.

Ins erste Jahr hatten die Brüder unter viel Beschwerden und Gefahren ihr Beklehrungswerk getrieben, als ihre Hoffnungen, wie es schien, gänzlich vereitelt werden sollten. Im Jahre 1782 fingen nämlich die Eskimo wieder an, die südlichen Niederlassungen der Engländer an der Küste zu besuchen. Die nach Nain zurückkehrenden rügten die gute Aufnahme, die sie dort gefunden, die Geschenke an Flinten und Schießbedarf und andere Unnehmlichkeiten. Die Begierde, nach Süden zu reisen, wurde nun allgemein, und die Folge davon war Troz und Widerseßlichkeit gegen die Missionare, welche davon abriethen. Selbst mit der Unterstützung in einer Hungersnoth während des folgenden Jahres verdienten dieselben bei den Eingebornen wenig Dank. Das Evangelium fand keinen Eingang mehr, Christliches Leben ward mit heidnischem Wesen vermengt, und in einer 1786 bei Hoffenthal gehaltenen sogenannten Altersversammlung der Eskimo sogar ein scharfes Verbot gegeben, keine begangene Sünde mehr zu bekennen; es wäre einerlei, wie sie lebten, wenn nur die Brüder

nichts da
Jahre 17
an die G
sten aber
tief in da
Krankheit
und Rain
treuesten
nischen
ihrem G
genoße D
Dinge, au
Tiefe des
find meine
prüfte Wi
an ihr En
lassen. Of
und stehe,
Tage vor i
ich mag le
nem Blute
1798 entsc
ben voller
genommen
ter seinen
Hochmuth,
des angefeh
fallende Er
erschredt, in
kam. Er s
noch manche
sich 228 G
der Brüder.
steher der d
mit unfern
In den Ver
merkter Gen
wir bei unsfe
läßt sich doch
Jesu Christi
stes gesamm
als in der G
Beklehrung i
kommt schon

¹⁾ Die E
beobachtet.

nichts davon merkten. So verstöltten sie sich immer mehr, und als im Jahre 1789 ein herzliches Ermahnungsschreiben des Bischofs Spangenberg an die Getauften erging, machte es auf einige wohl Eindruck, die meisten aber verharrrten in ihren Sünden, und selbst Petrus gerieth wieder tief in das heidnische Leben hinein. Bei Gelegenheit einer anstehenden Krankheit mit Husten und Seitenstichen, die im Winter 1796 — 97 in Okat und Rain bestig um sich griff, nahmen selbst einige Getaufte trog der treuesten und aufopferndsten Fürsorge der Missionare zu den alten heidnischen Glaubenswieder ihre Zuflucht. Doch blieben einige wenige ihrem Glauben treu und gingen selig aus der Zeit. So der Abendmahlsgenosse Daniel, welcher in seiner letzten Krankheit bezeugte: „Alle die Dinge, auf welche ich ehemal mein Vertrauen gesetzt habe, sind in der Tiefe des Meeres; meine einzige Zuversicht ist der Heiland, auf den sind meine Gedanken gerichtet“, und die 1789 zu Okat getauftie vielgeprüfte Witwe Esther, die erste Bekehrte unter den Eskimo, welche bis an ihr Ende treu geblieben ist, ohne sich auf etwas Sündliches einzulassen. Oft sagte sie vom Herrn: „Er ist ja mein Vater; wo ich gehe und stehe, ist Er bei mir, und ich kann Ihm alles sagen“, und drei Tage vor ihrem Tode sprach sie noch: „Lebe ich, so bin ich des Heilandes, ich mag leben oder sterben, so bin ich Sein; Er hat mich ja mit Seinem Blute erkaufst, Er wird mich auch bei sich behalten.“ Im Jahre 1798 entschlief auch der sechzigjährige Tuglavina, der nach einem Leben voller Sünden sich endlich belehrt hatte, 1793 in die Gemeinde aufgenommen worden und seitdem ein treuer Zeuge des Evangeliums unter seinen Landsleuten gewesen war, doch nicht frei von geistlichem Hochmuth. Ein anderer bemerkenswerther Fall von Bekehrung war der des angehenden, bisher sehr feindseligen Angelots Kapit, der durch außallende Erscheinung zahlreicher Feuerkugeln¹⁾ am nächtlichen Himmel erschreckt, in sich ging, und in Herzengesang nach Hoffenthal gelaufen kam. Er schloß sich der Gemeinde an; doch zeigte sein Wandel später noch manche Schwankungen. Am Anfang unsers Jahrhunderts befanden sich 228 Eskimo, unter ihnen 110 Getauften, auf den 3 Missionsplätzen der Brüder. Christian Friedrich Burckhardt, seit 1794 erster Vorsteher der dortigen Mission, konnte berichten: „Hier in Rain haben wir mit unserm Eskimo-Gemeinlein einen recht vergnügten Winter gehabt. In den Versammlungen walzte Gnade und ein bisher noch nie so bemerkter Gemeingeist, wie in den europäischen Gemeinden. Gestern haben wir bei unseren Zuhörern die Thränen über die Wangen rollen sehen. Es läßt sich doch immer mehr und mehr an, daß ein lebendiges Gemeinlein Jesu Christi aus der Eskimo-Nation durch die Pflege des heiligen Geistes gesammelt werden wird. Auch verschiedene Heiden, sowohl hier als in der Gegend von Hoffenthal, sind von der Nothwendigkeit ihrer Bekehrung überzeugt, und darüber freuen wir uns und denken: es kommt schon noch dem Wartenden das Ende.“

¹⁾ Die Erscheinung (11.—12. November 1799) wurde selbst in Grönland beobachtet.

Eine nachhaltige Wirkung zeigte sich besonders seit dem Jahre 1804, mit welchem ein neuer segensreicher Zeittäschmitt der Mission unter den Eskimo in Labrador beginnt. Es ging eine merkwürdige Erweckung durch die drei Gemeinden, welche bei einer groben Sünderin zu Hoffenthal, die selbst von den Heiden verabscheut wurde, ihren Anfang nahm. Diese hört einen Vortrag über die Worte: „Des Menschen Sohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist“, und wird davon so betroffen, daß sie sich fragt: „Sollte das wirklich wahr sein, daß der Heiland auch für solche Schlechte, wie du bist, gekommen ist? Hier ist keiner so schlecht, wie du.“ Sie bleibt in Gedanken in dem Versammlungsraum sitzen, nachdem alle andern ihn schon verlassen haben, läuft, als sie erinnert wird, in das Gebirge, fällt dort auf ihre Kniee und schreit: „O Jesu, ich habe gehört, daß du auch für die Schlechten gekommen bist; ist das Wahrheit, so gib es auch mir zu wissen; siehe, ich bin die Allerschlechteste; las mich denn auch gerettet und selig werden; o vergib mir alle meine Sünden!“ So inbrünstig flehend erfährt sie denn auch gleich einen nie empfundenen Frieden in ihrem Herzen. Sie lehrt zurück, und ihr ganzes Wesen ist so verändert, daß es jedem auffällt. Ihr Mund fließt über vom Lobe und Preise dessen, was der Heiland an ihrer Seele gethan hat. — Zunächst machte dies einen tiefen Eindruck auf eine schame und verständige, aber selbstgerechte Heidin, die ihre bisherige Gerechtigkeit wegwerfen und die Gnade des Heilandes suchen lernte; zwei andre Frauen schlossen sich bald hernach den beiden an, und dadurch wurden viele Eskimo veranlaßt, ernstlicher als bisher nach dem Herrn zu fragen. Selbst die Kinder wurden von der allgemeinen Bewegung ergriffen. Die Missionare wurden den ganzen Tag über angelaufen. Einer bekannte lange verborgene Sünden, um sein Gewissen zu erleichtern; ein anderer suchte Belehrung; dieser verlangte nach Trost, jener kam mit Jubel über den erlangten Hergenfrieden. Hier und da sah man in der Nähe der Station Erwachsene und Kinder auf den Knien liegen. Aus den Häusern tönten Gesänge und Gebete. Bei den Versammlungen war der Raum oft nicht zurreichend, und durch die gebrängte Menge ging eine spürbare Bewegung der Herzen. In Nain bekannten viele ihre Sünden, und Ausschlossene kamen und baten um Wiederannahme. „Wir hassen uns selbst“, sagten sie, „wegen unserer begangenen Sünden: aber wir möchten gern durch Jesum von dem Bösen befreit werden.“ Ähnliches geschah auch in Okal, und selbst die neuen Leute kamen einer nach dem andern und leerten aus Drang und Unruhe ihres Herzens den ganzen Brust ihrer Sünden aus. „Es ist erschrecklich“, riefen sie oft selbst, „wie wir gelebt, aber wir waren blind und ganz in Satans Stricken gebunden! Wir wollen aber von nun an ihm nicht mehr dienen, sondern Jesu angehören!“ Diese Erweckungszeit war aber nicht eine bloß vorübergehende Erscheinung. Zwar schwand die erste Gefühlsaufregung und manche taube Blüte verwelkte! aber es blieb ein besserer Zustand, der sich in den Früchten des Glaubens und der Liebe bewährte. So namentlich bei einer Epidemie, die viele schnell dahin raffte und bei der sich viel Glaubensfreudigkeit zeigte, während anderseits auch wieder unlau-

tere Mit
Binnen
Missions
über die
Einwohn
niemand
ihren he
hatte me
dankbar
alten No
gepriesen,
Ursach u
tragenden
und Sün
wer sind n
mit anzus
Blutstrop
Häuf

Lehrern ve
noch unbek
übernahme
Jonathan
die Brüder
die Gefahr
wollen es
wir erst de
wenn wir i
Vat von J
begrüßt; an
und sein S
lil, vor al
Jesu befeh
Hubsonstra
und die Mi
ihnen nachr
sehr nach ei
vierten Mi
das Handel
gesellschaft v
Vorlesung d
und erst im
Als am
der Vat von
unter Aufzie

¹⁾ Im Ja
felle und 2750

²⁾ Basler

Jahre
Mission
ir dig e
sünderin
An-
s Men-
verloren
wirklich
kommen
em Ver-
haben,
te Knie
schlechten
; siehe,
elig wer-
d erfährt
Herzen.
es jedem
was der
ies einen
stgerechte
nade des
hernach
ernstlicher
t wurden
urden den
ne Sün-
elehrung;
erlangten
ation Er-
rn tönten
taum oft
spürbare
den, und
r hassen
aber wir
lehnliches
nach dem
en ganzen
ost selbst,
Striden
sondern
blos vor-
aufregung
Gutstand,
erte. So
d bei der
er unla-

tere Mitglieder, die ihre Flucht zur Hauberei nahmen, offenbar wurden binnen zehn Jahren hatte sich die Zahl der Einwohner auf den drei Missionsplätzen verdoppelt und stieg bis Ende 1810 auf 457, von denen über die Hälfte Christen waren; und ohne achtet dieser vermehrten Einwohnerzahl durfte doch, selbst in Zeiten des geringen Erwerbs, niemand Mangel leiben; ja sie konnten in einer Hungersnoth selbst ihren heidnischen Nachbarn mittheilen, und auch das Labrador Schiff hatte meist erwünschte Rückladungen.¹⁾ Die Brüder aber konnten dankbar rühmen: „In den Erd- und Schneehütten der Eskimo im kalten Norden wird nunmehr Jesus der Herr, hochgelobet in Ewigkeit, gepriesen, und sein Leiden, Wunden, Blut und Tod als die einzige Ursach unserer Seligkeit besungen, bedacht und beweint. Den leidtragenden armen Sündern vergibt er ihre Missethat, Übertretung und Sünde, und thut sich nahe zu denen, die Ihn anrufen. O Gott! wer sind wir, daß Du uns würdigst, diese Erweckung unter den Eskimo mit anzusehen und mit zu genießen! O daß Dir zu Ehren alle unsere Blutstropfen geheiligt wären!“

Häufige Besuche der Eskimo von Norden her und ihr Verlangen nach Lehrern veranlaßte im Jahre 1811 eine Untersuchungsreise in diese noch unbekannten Gegend. Die Missionare Koehlmeister²⁾ und St. M. och übernahmen diese beschwerliche und gefährliche Reise, wo zu der Eskimo Jonathan von Hoffenthal sein zweimastiges Boot hergab und auch selbst die Brüder nebst vier andern Eskimosfamilien begleitete. Denen, die ihm die Gefahren einer solchen Reise vorstellten, erwiderte er: „Nun, wir wollen es versuchen und werden die Gefahren besser erkennen, wenn wir erst dort sind. Jesus starb aus Liebe zu uns, was ist es Großes, wenn wir in Seinem Dienst und nach Seinem Willen sterben?“ An der Bai von Nachvak wurden sie von den heidnischen Eskimo mit Jubel begrüßt; auf die Anreden, welche die Missionare wie auch Jonathan und sein Sohn Jonas hielten, rief einer der Anführer, Namens Onatik, vor allen mit großem Nachdruck aus: „Ich will mich gewiß zu Jesu befehren!“ Weiter schifften sie nach Opernavit, kamen in die Hudsonsstraße und fuhren längs der Küste fort bis in die Ungavabai und die Mündung des Kosoakflusses, wo sie umkehrten und die Eskimo ihnen nachriefen: „Kommt doch bald wieder zu uns, wir werden gar sehr nach euch verlangen!“ Doch fand die beabsichtigte Anlage eines vierten Missionsplatzes in dieser Gegend und dessen Versorgung durch das Handelschiff der Brüder, welches die Londoner Brüdermissionsgesellschaft vom Jahre 1797 an selbst übernommen hatte, zuerst an den Vorrechten der Hudsonsbai-Kompagnie ein unübersteigliches Hinderniß, und erst im Jahre 1822 ward den Brüdern die Erlaubnis dazu ertheilt.

Als am 9. August 1820 das Labrador Schiff, die Harmony in der Bai von Nain vor Anker ging, wurde dasselbe von der Mission unter Aufziehung einer weißen Flagge, auf welcher, mit einem grünen

¹⁾ Im Jahre 1811 betrug dieselbe 100 Tonnen Seehundsthran, 2000 Seehundfelle und 2750 Fischfelle.

²⁾ Basler Missionsmagazin, 1818, I, 132 ff.; II, 294 ff.

Rautenkranz umgeben, die Zahl 50 roth gestickt war, begrüßt. Zugleich erkundte aus Blasinstrumenten die Melodie: „Nun danket alle Gott ic.“ War's doch seit Anlegung von Nain 1771 das fünfzigste Mal, daß unter mancherlei Gefahren das Labradorischiff seine regelmäßige Fahrt von London durch Eis und Klippen nach dieser rauen Küste glücklich vollendet hatte, und der jedes Jahr beim Erbliden des schnitzlich erwarteten Schiffes von den Höhen bei Okal, Nain und Hoffenthal wiederholte Ruf: „Umiaksoit, das Schiff ist da!“ hallte diesmal mit besonders lebhaftem Dankgefühl wieder, in Erinnerung der wundervollen Bewahrung desselben während eines so langen Zeitraumes. Der 9. August 1821 wurde als der Jubelgedenktag des Anfangs der Mission in Labrador vor 50 Jahren auf allen drei Plätzen gefeiert. Am Schlusse dieses Zeitraumes, innerhalb dessen 392 Erwachsene und 388 Kinder getauft worden, wohnten auf den drei Missionsplätzen 471 Getaufte, 45 Tauf-Kandidaten und 68 neue Leute, zusammen 584.

Seit dem Jahre 1822, in welchem die Brüder die gewünschte Erlaubnis zur Anlegung eines vierten Missionsplatzes erhielten, richteten sie bei dem zu großen Anwachs von Okal ihr Augenmerk auf die 20 Meilen nordwärts gelegene Bucht Kangerdluksoak, und die Brüder Stürmann und Emrich errichteten daselbst im Mai 1828 ein kleines in Okal gezimmertes Blockhaus, zur großen Freude der hier auf Erwerb siehenden Eskimo. Mit vieler Willigkeit schafften dann im Jahre 1830 die zu Okal wohnenden Eskimo auf ihren Hundeschlitten Bauholz und Schindeln zu einem größeren Wohnhaus herbei. Zwei Jahre nach einander ward in London ein eigenes Transportschiff mit Baumaterialien zu dem Missions- und Versammlungshause befrachtet, um die Errichtung dieser neuen Anlage, welche den Namen Hebron erhielt, zu beschleunigen. Zu den Familien aus Okal fanden sich hier einige heidnische Nordländer ein, und am ersten Osterstage 1832 konnten die ersten vier Erwachsenen getauft werden. Die Eskimo alle bezeichneten sich aber sehr dankbar, nun Lehrer bei sich zu haben, und versprachen von nun an dem Heiland zu leben.

Ein besonderes Anliegen war den Missionaren das Gediehen der in ihren Gemeinden selbst heranwachsenden Jugend, und ihre Mühe beim Schulunterricht blieb nicht unbelohnt, wie die am Ende jeden Winters angestellten Schulprüfungen ergaben. Schon die ersten Missionare hatten angefangen, einzelne Stücke der Heiligen Schrift zu übersetzen, und ihre Nachfolger haften diese Arbeit fortgesetzt. Auf Kosten der englischen Brüder-Missionsgesellschaft wurde zuerst die Leibensgeschichte, dann eine Evangelien-Harmonie, ein kleines Schulbuch (die Lehre Jesu und seiner Apostel), ein Gesangbuch u. a. in der Eskimosprache gedruckt. Die Londoner Bibelgesellschaft aber beförderte von 1810 bis 1827 nach und nach die einzelnen Theile des Neuen Testaments zum Druck, welches Geschenk die drei Eskimogemeinden mit gerührtem Dank empfingen und dafür im Jahre 1821 und öfter ein Faz Seehundsthran als Beitrag an die genannte Gesellschaft sandten. 1830 erhielten sie von London die Psalmen, 1841 die fünf Bücher Mose in ihrer Sprache. Das ihnen 1825 über sandte neue und vermehrte Gesangbuch

machte, unter ih
Arien u
welche v
als sie an
Freude.
zu gönne
ders in S
leistungen
Krankheit
chen beim
fürchtete i
ganzes He
Fürchte d
nicht geho
Dies will
der Tod e
terbliebene
lichen T
Zehn Jahr
ein. Der
auf der S
Eingeborne
Hungersno
und dergle
liche Zugth
ben von 30

In zw
rigkeiten a
sich sehr u
essen“ lau
hartnäckig i
eine Feste d
Balkaut, de
zeigte sicj n
Evangelium
Endlich aber
kam selber n
wolle. Ball
80 bis 90 P
Unterricht er
in der es fre
Ankommeling
wandelt. „D
sie, „aber n
ganze Gemei
drungen vom

Im Sü

machte, wie später die neuen Liturgiebücher, den Geist des Gesanges unter ihnen rege; mehrere Eingeborne lernten die Violine spielen; selbst Arien und Chorgesänge hörte man sie anstimmen. Eine kleine Orgel, welche von Herrnhut der Gemeinde in Nain geschenkt wurde, erweckte, als sie am 7. November 1828 zum ersten Mal gespielt wurde, allgemeine Freude. Und diese Freude war den Brüdern und ihren Eskimos wohl zu gönnen, nachdem das Jahr vorher eine heftige Masernepidemie besonders in Hoffenthal und Nain trotz der treuesten Bemühungen und Hülfsleistungen der Brüder viele Opfer gefordert hatte. Doch blieb auch diese Krankheit für viele nicht ohne Segen, wie denn z. B ein zehnjähriges Mädchen beim Wiederanfang der Winterschule sagte: „Als ich so frank war, fürchtete ich mich sehr vor dem Sterben, weil ich dem Heiland noch nicht mein ganzes Herz hingegeben hatte. Da war mir, als ob jemand zu mir sagte: Fürchte dich nicht, du wirst jetzt nicht sterben, denn dazu bist du noch nicht gehörig vorbereitet, aber gib dich Jesu ganz zum Eigenthum hin. Dies will ich nun aus Dankbarkeit thun“. Den Sterbenden aber wurde der Tod erleichtert durch ihr Vertrauen auf den Heiland, und den Hinterbliebenen der Schmerz des Abschiedes ihrer Lieben durch den himmlischen Trost versüßt, daß diese dahem sind bei dem Herrn. — Zehn Jahre später trat eine nicht minder schwere Heimsuchung durch Mangel ein. Der Winter 1836—37 war außerordentlich kalt. An Erwerb auf der See war nicht mehr zu denken, und da, wie gewöhnlich bei den Eingebornen, keine Vorräthe vorhanden waren, entstand eine furchtbare Hungersnoth. Viele verzehrten das Leber von ihren Booten, Zeltfelle und dergleichen, um das Leben zu fristen. Die Hunde, jenes unentbehrliche Zugthier des Eskimo, kamen zum großen Theil um: zu Okal blieben von 300 nur 20 übrig.

Inzwischen hatte es auf der jüngsten Station Hebron viel Schwierigkeiten anderer Art gegeben. Die nördlich wohnenden Heiden zeigten sich sehr unzugänglich. „Wir haben in unserm Lande noch genug zu essen“, lautete ihre Abweisung der Missionare. Dabei verharrrten sie hartnäckig in ihrer fast thierischen Wildheit. Besonders war Säglet eine Feste des Heidenthums unter einem dort lebenden Angelok, Ramens Balkaut, der durch Mord und Gräuelthaten berüchtigt war. Lange Zeit zeigte sich wenig Hoffnung auf eine Erweckung jener Leute, denen das Evangelium immer wieder und wieder scheinbar vergeblich angeboten wurde. Endlich aber im Jahre 1848 brach auch dort das Eis. Der alte Balkaut kam selber nach Hebron mit der Erklärung, daß er sich zu Jesu bekehren wolle. Bald folgten seine Anhänger, so daß im Laufe des Sommers sich 80 bis 90 Personen auf der Station eingefunden hatten, die christlichen Unterricht erhalten konnten. Dies geschah in einer besondern Schule, in der es freilich oft etwas bunt herging, — doch mit Erfolg. Viele der Ankömmlinge, auch namentlich der frühere Angelok, waren wie umgewandelt. „Wir haben unser Leben in lauter Furcht verbracht“, sagten sie, „aber nun ist uns so wohl bei den Glaubigen.“ Es war für die ganze Gemeinde eine gesegnete Zeit, die Versammlungen waren oft durchdrungen vom lebendigen Gefühl des seligen Gottesfriedens.

Im Süden dagegen wurden die durch den europäischen Verkehr

veranlaßten Schwierigkeiten immer größer. Fischfang und Handel führten immer mehr Europäer dorthin, deren einige sich auf der Küste bleibend niederließen und nicht blos auf die dort noch vorhandenen Eingeborenen höchst nachtheilen Einfluß ausübten, sondern ebenso auch auf die von Höffenthal, die im Sommer gern nach Süden wanderten, füchtlich angezogen von jenen Stätten der Verführung. Die groben Sünden, in die sie dort gerieten, wurden wohl bei ihrer Rückkehr auf die Station zum Theil erkannt und bereut; wenn auch manche Glieder der Gemeinde hart und verstödt blieben und sich ausschließen ließen, so fehlte es nicht an solchen, die unter vielen Thränen Vergebung suchten und die besten Vorsätze faßten, welche leider bei der Wankelmüthigkeit des Eskimo im nächsten Sommer meistens wieder vergessen wurden.

Außer dieser Verführung zu groben Sünden zeigte sich der steigende europäische Verkehr besonders dadurch höchst nachtheilig, daß er hier wie in Grönland die Eingeborenen allmählich an ausländische Nahrungsmittel und Kleidung gewöhnte, welche ihrer ganzen Lebensweise nicht angemessen sind, dadurch aber noch schädlicher wirken, daß um ihretwillen die nöthigsten Mittel zum Lebensunterhalt preisgegeben werden. War schon früher die Sorglosigkeit der Eskimo groß und fehlte es in der Regel an den erforderlichen Vorräthen für den Winter, so wurde dies immer schlimmer, je mehr die angebauten Bedürfnisse sich einbürgerten. Das größte Unheil aber richtet unter allen eingeführten Artikeln der Brantwein an, gegen den es hier nicht wie in Grönland einen festen äußereren Schutz gibt. Die Ermahnungen der Missionare und die Anwendung der Kirchenzucht sind die einzigen Waffen, welche gegen diesen, furchtbaren Zerstörungen anrichtenden Feind gebraucht werden können. Gegen die kindische Begehrlichkeit der Eskimo aber erweisen sich dieselben vielfach als zu schwach. Sie sind in diesem Stütze nicht stärker als ihre alten Feinde, die Indianer, die am Feuerwasser dahinstorben.

Entwickelten sich auch diese Zustände zunächst nur auf dem südlichen Theile der Küste, der außerhalb des Einflusses der Missionare liegt, so hat sie die von Jahr zu Jahr steigende Handelsfahrt und Fischerei immer weiter nach Norden hinaufgetragen und über die ganze Küste verbreitet. In neuer Zeit sind seitne Handelsstationen angelegt, und über 500 Fahrzeuge verkehren jährlich in dieser einst so abgelegenen Gegend. Kaffee, Mehl, Sirup u. s. w. sind hauptsächlich die Artikel, für die die Eingeborenen ihre nothwendigen Nahrungsmittel verschleudern. Unter solcher für jenes Klima unpassenden Nahrung geht die alte Kraft und Wohärtung, deren sie bei ihren Erwerbsarbeiten auf der See so sehr bedürfen, mehr und mehr verloren. Die europäischen Kleidungsstücke geben Veranlassung zur Erkältung. So kommen auch hier immer mehr epidemische Krankheiten vor, unter denen das Böllchen bedenklich zusammenschmilzt.¹⁾ Auch wiederholt sich fast jährlich die Zeit des Man-

¹⁾ Es fehlt uns an den erforderlichen statistischen Daten, um beurtheilen zu können, ob sich die Labrador-Eskimo bereits im Stadium des Aussterbens befinden, oder ob auch hier wie in Grönland sich die Bevölkerung zeitweise durch eine größere Zahl von Geburten wieder hebt. Wahrscheinlich sind hier die Verhältnisse ungünstiger als dort, schon wegen des schädlichen Brantweins.

gels, de
Hungert
Di
Pflegebe
spart, u
ständiger
immer n
gesucht.
dargereid
bradormi
Württemb
grade für
Beträchtli
schwäbisch
Doch
deuteten 1
sogar unter
hatten da
mittelt, w
Waaren n
Theil der
das Schiff
„Harmony“
das legte i
worden ist
Zwecke gesc
diesmal wo
tionen sefil
Jene u
brachte jedo
Zeit diese d
die Gemeini
then zu lass

¹⁾ Nach je
the Heathen,
²⁾ Das e
Amity“, das
bis 1802. Von
in Gebrauch. D
ist ein Barkenschiff
für die Kauf
hat sie einen C
Glory to God
geigen Verzier
u. s. w. nebst de
Missionsschiff n
geriebt es einem
ohne Schaden w
Turshardi, Missi

gels, der zuweilen sich bis dahin steigert, daß manche unmittelbar dem Hungertode erliegen oder an die Folgen der Entbehrungen sterben.

Die Missionare, denen das kindische und gebankenlose Wesen ihrer Pflegebefohlenen schon immer viel Sorge machte, haben keine Mühe gespart, um sie durch Belehrung und Ermahnung zur Ordnung und verständiger Wirtschaftlichkeit anzuleiten. In Zeiten der Noth haben sie immer mit Aufopferung, soweit ihre Kräfte reichten, Hilfe zu bringen gesucht. Missionsfreunde der Heimat haben dazu stets reichliche Mittel dargebracht, nicht bloß die englischen, auf deren Fürsorge die ganze Labradormission besonders ruht,¹⁾ sondern auch deutsche, namentlich in Württemberg, wo der unermüdliche Missionsmann, Dr. Barth in Calw, grade für Labrador und Grönland besonderes Interesse geweckt hatte. Beträchtliche Sendungen von Erbsen und Backobst werden jährlich von schwäbischen Landleuten den armen darbenden Eskimo zugesandt.

Doch durch bloße Wohlthätigkeit läßt sich solchen, wie den ange deuteten Nebelständen unter einem Volke nicht abhelfen; dadurch kann sogar unter Umständen der Schade verschlimmert werden. Die Missionare hatten daher schon immer einen geordneten Handel mit England vermittelt, wie ja das Missions Schiff seit Beginn der Arbeit auf Labrador Waaren mit in die Heimat führte, durch deren Ertrag zugleich ein Theil der Kosten dieser Mission gedeckt wurde. In jedem Jahre macht das Schiff seine Reise. Schon seit lange führt es den Namen „Harmony“ und jetzt ist das vierte dieses Namens in Gebrauch, nachdem das letzte nach 29 Labradorfahrten im Jahre 1860 außer Dienst gesetzt worden ist. 1870 unternahm es, geschmückt mit einer zu diesem Zwecke geschenkten schönen Flagge, die hundertste Jubelfahrt und wurde diesmal womöglich mit noch größerer Freude als sonst auf allen Stationen feierlich begrüßt.²⁾

Jene unmittelbare Verbindung der Handelsgeschäfte mit der Mission brachte jedoch mancherlei Unzuträglichkeiten mit sich. So ist denn in neuester Zeit diese äußere Thätigkeit, die man nicht aufgeben durfte, um nicht die Gemeinden den vielfach unchristlichen Händlern in die Hände gerathen zu lassen, von der geistlichen Thätigkeit getrennt (seit 1864). Es

¹⁾ Nach jetzt besteht die alte Society for the Furtherance of the Gospel among the Heathen, welche den ganzen Unterhalt dieser Mission bestreitet.

²⁾ Das erste Schiff, welches Eigentum der erwähnten Gesellschaft war, hieß „Amity“, das folgende „Good Intent“. Darauf diente die erste „Harmony“ von 1787 bis 1802. Von da bis 1819 waren die 3 Schiffe „Resolution“, „Gector“ und „Semina“ in Gebrauch. Dann folgten drei weitere mit dem obigen Namen. Die jetzige „Harmony“ ist ein Barkenschiff (Dreimaster) von 250 Tonnen, fest gebaut und mit allen Vorrichtungen für die Fahrt durch das Eis ausgestattet. Als Gallion (Verzierung an der Spize) hat sie einen Engel mit der Posaune, zu dessen Seiten die Inschrift angebracht ist: Glory to God in the highest — Ehre sei Gott in der Höhe. Hinten am Stern zeigen Verzierungen in Schnitzwerk Tiere der kalten Zone, Rentier, Bär, Fuchs u. s. w. nebst den jene Gesellschaft bezeichnenden Initialen S. F. G. — So lange ein Missions Schiff nach Labrador geht, ist bisher kein Schiffbruch vorgekommen. 1817 geriet es einmal so ins Kreisels, daß es vier Wochen lang festz blieb, wurde aber ohne Schaden wieder frei.

find jetzt eine Anzahl Brüder als Kaufleute neben den Missionaren in Labrador thätig.¹⁾ Früher wurden nur Felle und Seehundsspeck exportirt. Jetzt, da der Codfischfang an jener Küste so großen Aufschwung genommen hat, gehen auch jene getrockneten Fische (Stockfische) sowie eingefaselzte Forellen und Lachse nach Europa, während man die vom Seehund herrührenden Produkte gesämtlich mehr in den Händen der Eingeborinnen zu lassen sucht. Dies ist um so nöthiger, als die Züge jenes in den arktischen Regionen unentbehrlichen Thieres sich merlich verringert haben und sich nicht mehr im Herbst, sondern erst mit Anfang des Winters einzustellen, wodurch der Fang erschwert wird.

Eine andere schwere Heimsuchung, die das Völkchen in neuerer Zeit hart betrifft, ist eine Seuche, die ihre nöthigen Jagdthiere, die Hunde, hinweggrafft. Dadurch wird auch der Erwerb auf dem Lande sehr gehindert.

Doch blicken wir zurück auf den weitern Entwicklungsgang der Mission selbst, so finden wir bei manchen Schwankungen, die den treuen Arbeitern immer viel Kummer machten, doch einen allmäßlichen Fortschritt zum Besseren und einen außerordentlichen Abstand gegen die Eskimo, welche im Norden noch als Heiden leben. Soweit der Einfluss der Missionare reicht, zeigen sich die wohltätigen Wirkungen des Christenthums nach innen und nach außen. Die ganze Bevölkerung in den eben angebundenen Grenzen ist jetzt eine christliche. Steht sie auch mehr oder weniger im ganzen unter jenen andern, vorher genannten schädlichen Einflüssen, und würde sie auch ohne die leitende Hand europäischer Missionare denselben gegenüber nicht Stand zu halten vermögen, so findet sich doch in jeder Gemeinde ein Kern bewährter und treuer Christen, deren christliches Denken und Fühlen auch im alltäglichen Leben sich betätiggt. Es gibt nicht wenige, bei denen es dann auch zu Tage tritt, daß die Gottseligkeit die Verheilung auch dieses Lebens hat, die sich infolge besserer Einrichtung in erfreulichem Wohlstande befinden, in Blockhäusern wohnen, in Zeiten reichlichen Erwerbes sparsamer wirthschaften und für die Zeiten der Noth einigermaßen mit Vorräthen versehen und vor Mangel geschützt sind.

Freilich die größere Zahl der Mitglieder hat ihr Christenthum mehr im Gefühl und in dem Bekenntniß zum Heilande mit dem Munde, als in einem auch im Wandel sich bewährenden Charakter. Sie sind kindergedankenlose, unbefähigte Kinder, die gelockt werden von allem, was ihr Gefallen einmal auf sich zieht; zum Theil auch gute Kinder, die ihre Unarten einsehen und unter großer Rührung alle möglichen guten Vorsätze fassen; hic und da aber auch trostige Kinder, die sich der treugemeinten Arbeit christlicher Liebe entziehen und in ihren Sünden sich verstocken.

Eine Anzahl von Nationalgebüschen steht den Missionaren zur Seite. Viele derselben zeichnen sich durch Frömmigkeit und christlichen Eifer aus. Doch sind sie noch nicht zu einer selbständigen Wirksamkeit reif und bedürfen immer nach der leitenden Hand. Eine Meise, welche zwei dieser

¹⁾ Diese Kräftigung des Handels erweist sich, wie es scheint, sehr segensreich durch Beschränkung der von den fremden Händlern ausgehenden schlechten Einflüsse. Auch dem Brantwein ist damit eine wesentliche Schranke gesetzt.

Männer
Heiden
Willen,
tigkei
hat die

Im
dem letz
Statione
welche 1
ferenz, o
funden.
Regelung
Stationen
konnten
gehalten
Meilen s
höhen, in
Boar.

Theile der
fern von
konnte Bo
an, bei de
Besonders
dene Woh
dargeboten
dere Feier

Dort
gleichfalls
für die we
Südlich vo
längerer Z
waren grö
Haus aus
mit Eskimo
Besuche der
vielz zum
genug und v
Mischlingsg
Labrador ei
nen erlangte
auf. Jetzt

¹⁾ Diese w
London, andre
angelegt.

²⁾ Auf den
leben, von dene
licher zu den Mi

Männer vor einigen Jahren zu den für die Missionare schwer zugänglichen Heiden auf eigne Hand unternommen, zeigte zwar einerseits den guten Willen, andererseits aber auch den Mangel an der Umsicht und Standhaftigkeit, wie sie ein solches Unternehmen erheischt. In dieser Beziehung hat die Mission in Grönland wohl schon reifere Früchte hervorgebracht.

In Betreff der äußeren Entwicklung der Labradormission ist aus dem letzten Jahrzehnt noch eine Erweiterung durch Anlegung zweier neuen Stationen zu erwähnen. Veranlassung dazu hatte die Visitation gegeben, welche 1861 von Br. L. Th. Neichel, Mitglied der Unitäts-Altesten-Konferenz, abgehalten wurde. Seit 1773 hatte eine solche nicht stattgefunden. Bei dieser Gelegenheit wurde nicht nur die bereits erwähnte Regelung des Handels angeregt, sondern auch zunächst die Gründung einer Station zwischen Hoffenthal und Nain. Die in dieser Gegend lebenden Eskimos konnten von den genannten Plätzen aus nicht unter Peige und Rufficht gehalten werden. Die neue Station liegt in grader Richtung 11 deutsche Meilen südöstlich von Nain an einer Bucht zwischen bewalbten Uferhöhen, in sehr freundlicher, anmuthiger Lage und führt den Namen Boar. Ihre Anlegung war um so größeres Bedürfniz, als an diesem Theile der Küste ein reger Verkehr von Europäern stattfindet. Nicht fern von da liegt die Handelsstation Utkushalit.¹⁾ Im Jahre 1866 konnte Boar bezogen werden, und bald siedelten sich auch Eskimos dort an, bei denen sich ein erfreuliches geistliches Leben bemerklich machte. Besonders zeigten sie viel „Dankbarkeit für die ihnen zu Theil gewordene Wohlthat und regere Werthschätzung und Benutzung der ihnen dargebotenen Gnadenmittel“. Am 19 Februar 1867 fand eine besondere Feier statt: die Taufe der letzten Heiden jener Gegend.

Dort wie auch in höherem Maße zu Hoffenthal wird fortan — gleichfalls angeregt durch die genannte Visitation — auch die Fürsorge für die weichen Ansiedler als ein Theil der Missionstätigkeit geübt. Südlich von der letzteren genannten Station finden sich dieselben schon seit längerer Zeit in beträchtlicher Zahl, die stets im Steigen ist.²⁾ Es waren größtentheils rohe Menschen, französisch sprechende Kanadier, von Haus aus katholisch, englische Neufundländer, Irlander u. s. w., viele mit Eskimoweibern lebend, zum Theil bitter Feinde der Mission. Durch Besuche der Missionare auf jenen Ansiedlungen hat sich aber schon jetzt vieles zum Bessern gewendet. Lebensfalls ist dies neue Arbeitsfeld wichtig genug und verspricht die Arbeit zu lohnen; denn das dort heranwachsende Mischlingsgeschlecht, das sich schnell vermehrt, wird wahrscheinlich einst für Labrador eine weit größere Bedeutung als die ursprünglichen Eingeborenen erlangen. Früher wuchsen die Kinder in heidnischer Unwissenheit auf. Jetzt aber kommen schon viele Familien in den Festzeiten nach

¹⁾ Diese wie mehrere andere Stationen gehören dem Handelshause Hunt & Co. in London, andre an der Küste wie auch im Innern sind von der Hudsonbai-Kompagnie angelegt.

²⁾ Auf den nördlichen Theilen der Küste scheinen weniger vereinigte Ansiedler zu leben, von denen der eine oder andre, z. B. zu Nutzvitz an der Saglek B., sich freundlicher zu den Missionaren stellt.

Hoffenthal. Es sind gewöhnlich ihrer 50—70 Personen. Zu Ostern 1868 wurden 4 Erwachsene getauft, unter ihnen der älteste Ansiedler jener Gegend, „ein 80-jähriger Greis mit tiefgefurchtem Angesicht und lachlem Haupt, in Sünden grau geworden, dessen Blick aber nun von Freude und Frieden leuchtete.“ Ein besonderer Missionar ist jetzt für diesen Zweig der Thätigkeit in Hoffenthal angestellt, welcher im Sommer die Ansiedler an ihren Wohnplätzen aufsucht.

Auch werden alle Gelegenheiten benutzt, unter den fremden Handels- und Fischerleuten, die sich an der Küste nur zeitweise aufzuhalten, eine christliche Wirksamkeit zu üben. Man besucht sie auf ihren Fahrzeugen, gibt ihnen Bibeln und Erbauungsschriften, lässt sie ein zur Station zu kommen und am Gottesdienst teilzunehmen u. s. w. Es finden sich auch öfters Leute unter ihnen, welche in Erinnerung an frühere methodistische Anregungen das Wort Gottes und geistlichen Zuspruch dankbar annehmen. Andre dagegen von katholischer Herkunft zeigen sich sehr feindselig“.¹⁾

Doch auch die Arbeit an den Eskimos hat im Laufe der letzten Jahre noch eine wichtige Erweiterung erfahren durch Anlegung der jüngsten Station jenseits des Gebietes von Hebron, das bis dahin die nördlichste Station bildete. Der äußerste unter Pflege derselben stehende Außenplatz ist Saglek. Die weiter nördlich wohnenden Heiden kamen zwar ab und zu nach Hebron, doch gelang es nicht, sie unter einen regelmäßigen Einfluss des Wortes Gottes zu bringen. Es war schon lange die Absicht, für dieselben eine weitere Station zu gründen, die bereits 1868 mit der Errichtung eines Häuschens in der Nachvak-Bucht der Ausführung nahe kam. Es stellte sich aber heraus, daß dort die Nähe einer Handelsstation der Hudson's Bay-Kompagnie der Mission vielfach nachtheilig sein werde. Deshalb wurde ein viel günstigerer Platz an der etwas südlicher gelegenen Nullatartot-Bucht gewählt. Sie liegt ziemlich in der Mitte zwischen Hebron und dem nördlichsten Punkte der Küste Kap Chudleigh, und schneidet tief ins Land ein, mit etwas sanfteren Ufern als die sonstigen schroffen, unwirthlichen Felsenwände jener Gegend; auch bildet sie einen guten geschützten Hafen. Dort wurde, etwa eine deutsche Meile vom Meeresstrande entfernt, am 22. Juli 1871 mit dem Bau der Station Rama begonnen. Zwei Missionare, sowie zwei christliche Eingeborene von Hebron mit ihren Familien waren die Ansiedler, die dort nur zwei Familien der Eingeborenen vorsanden, von denen sie freundlich aufgenommen wurden. Von Hebron war ein fertig gezimmertes Haus mitgebracht, und auch das schon erwähnte Häuschen von Nachvak wurde dorthin gebracht.²⁾

¹⁾ In den letzten Jahren pflegen jeden Sommer gegen 500 Schooner mit je 10—20 Mann Besatzung an der Küste zu verkehren. Sie ankern in den Buchten und schicken ihre Boote aus, um Dörche und Lachssorellen zu fangen, was ihnen oft reichlich gelingt, doch zum Schaden der Eskimos, die dann das Nachsehen haben.

²⁾ Dabei wurde das Missionsboot „Meta“ benutzt, welches sonst dazu dient, die Verbindung zwischen den Stationen aufrecht zu erhalten. Ein zweites, die „Amity“, ist besonders für den Handel in Gebrauch, während der Schooner „Cordelia“ für denselben nach Neufundland segelt.

Der Am
dort nie
befindet.
tion fern
platz zu
unheimlic
sich nicht
über 40
einer Ge
regelmäßi
Ein
letztgenann
Zeit vorh
Eskimo-S
versammlu
überall ein
Guirlander
möglich ge
diejen Räu
als ob sie
waltete sich
manches W
Zwei e
die aber si
Anbedeutung.
gelegene Cu
die Brüderm
die dortigen
ergab aber
dort — bei
dem Einfluss
genuß herum
die Schwierig
wurde der L
andern, die i
noch gar nic
tende Werküm
Mehrere
gesehen, der
Expeditionen
1850—54, be
Evangelium z
Eine zwe
als der Dire
Gründung ei
englische Meil

³⁾ Jahresber

Der Anfang war gering. Nur wenige Eskimo haben sich bis jetzt dort niedergelassen, von denen sich eine Anzahl im Laufunterricht befindet. Andre halten sich noch unter Entschuldigungen von der Station fern. Zum Theil führen sie ihre Verbindung mit dem Handelsplatz zu Nachval als Hindernis an. Es gibt aber unter ihnen auch unheimliche, verwilderte Gestalten, die in Troz erklären, sie wollen sich nicht belehren. Die Zahl der zu Nama ansässigen ist bisher wenig über 40 gestiegen. Es ist aber durch die erwähnten Christen der Kern einer Gemeinde vorhanden, der sich bald vergrößern wird. Es findet regelmäßiger Gottesdienst und Schulunterricht statt.

Ein wichtiges Ereignis für die Labrador-Mission war das im 1771-1772
letzten genannten Jahre gefeierte 100jährige Jubelfest. Schon einige Zeit vorher war dies Fest vorbereitet worden durch einen in der Eskimo-Sprache abgefaßten geschichtlichen Aufsatz, der bei den Abendversammlungen in allen Gemeinden vorgelesen wurde. So war schon überall eine feierliche Stimmung angeregt. Die Kirchensäle waren mit Girlanden von künstlichen Blumen, Inschriften u. s. w. so gut als möglich geschmückt. Die Eskimo fühlten sich denn auch so wohl in diesen Räumen, daß einige sagten, es sei ihnen bei der Feier gewesen, als ob sie schon im Himmel wären. In den Festversammlungen walzte sichlich der Segen des Herrn, von dem auch nachher noch manches Wort des Dankes zeugte.¹⁾

Zwei einst ins Auge gefaßte Erweiterungen der Eskimo-Mission, die aber sich als unausführbar erwiesen, übergehen wir mit kurzer Andeutung. Der erste Versuch ging auf die nördlich von Labrador gelegene Cumberland-Insel. Eine schottische Handelsgesellschaft forderte die Brüdermission auf, mit einem ihrer Schiffe einen Missionar für die dortigen Eingeborenen auszusenden. Die Untersuchungsreise 1857 ergab aber die ungünstigsten Verhältnisse. Es sind nur 300 Eskimo dort — bei Northumberland Inlet — vorhanden, die vollständig unter dem Einfluß amerikanischer Walfischfänger stehen, durch Brantwein-Genuss heruntergekommen und im Aussterben begriffen sind. Dazu kam die Schwierigkeit einer regelmäßigen Verbindung mit Europa; und so wurde der Versuch aufgegeben. Jenem Häuslein, wie so manchen andern, die in ihrer eifigen Heimat von Europäern kaum einmal oder noch gar nicht erreicht sind, ist es bis jetzt nicht möglich eine anhaltende Bekündigung des göttlichen Wortes zu bringen.

Mehrere solche Häuslein hatte auch der Missionar Miersching gesehen, der von Labrador aus berufen wurde, eine der Franklin-Expeditionen auf dem „Investigator“ als Dolmetscher mitzumachen 1850—54, bei der sich die Unmöglichkeit, jenen zerstreuten Resten das Evangelium zu bringen, deutlich zeigte.

Eine zweite Erweiterung wurde 1854 in Erwägung genommen, als der Direktor der Niederlassungen der Hudson's Bay-Kompagnie zur Gründung einer Station bei der Faktorei am Northwestriver, 300 englische Meilen südlich von Hoffenthal, tief im Innern gelegen,

¹⁾ Jahresbericht der Brüder-Mission für 1871.

aufforderte. Dort aber ergab eine Untersuchung, daß die wenigen zerstreuten Eingeborenen meist Indianer seien und in einer für die Mission sehr hinderlichen Abhängigkeit von den Handelsbeamten stehen. Sonach wurde auch von dieser Unternehmung abgesehen.

Zum Schlusse geben wir einige statistische Notizen über den Stand der Brüdermission in Labrador nach dem Jahresberichte von 1873.

Auf den 6 Stationen: Hossenthal, Baar, Nain, Olak, Hebron und Nama waren 19 verheirathete und 6 unverehelichte Missionare thätig nebst einer unverehelichten Schwester, unterstutzt von 20 männlichen und 16 weiblichen Nationalgehilfen. Die Zahl der unter ihrer Pflege stehenden Eskimo betrug 1165, von denen 434 Kommunitanten, 190 getaufte Erwachsene und 422 getaufte Kinder waren. Taufkandidaten waren 5 und neue Leute, d. h. Heiden die mit der Absicht sich der Gemeinde anzuschließen auf eine Station (hier Nama) ziehen — 31. 83 Glieder waren ausgeschlossen. Die Schulen umfachten 255 Schüler unter 8 Lehrern und 3 Lehrerinnen. Die Seelenzahl der Pflegebefohlenen war vor 15 Jahren größer als jetzt und belief sich damals auf 1172. Inzwischen sank sie infolge von tödtlichen Epidemien bis auf 1024, ist aber durch Mehrgaben sowie Zugang von den nördlichen Eskimo wieder fast auf die frühere Höhe gestiegen. Im ganzen wird die Seelenzahl sämtlicher auf der 100 Meilen langen Küste lebenden Eskimo auf 1500 geschäzت.

Die Mission der Brüdergemeinde ist jedoch nicht die einzige auf Labrador. Zunächst haben wir die der Society for the Propagation of the Gospel¹⁾ zu erwähnen, welche im Süden die 3 Stationen Battle Harbour, Forteau und St. Augustines hat. Letztere gehört mit zur Diözese Quebec, die beiden ersten stehen unter dem Bischof von Neufundland, der selber in seinem Kirchenschiff von Zeit zu Zeit die zur anglikanischen Kirche gehörigen Ansiedler an der Küste bis nach Hamilton Inlet hin besucht. Bis dahin erstreckt sich das Gebiet der Station Battle Harbour, die etwas nördlich(?) von der kleinen Insel Belle Isle liegt, nach der die Straße zwischen Labrador und Neufundland genannt wird. Der Nordspitze des letzteren gegenüber liegt Forteau, dessen Gebiet südlich bis Blanc Sablon reicht. Es scheinen in dieser Gegend nur noch wenige Eskimo zu leben. Die Mission nimmt sich ihrer an und einige Familien von ihnen halten sich zu derselben. Die Berichte aber enthalten darüber leider nur unzureichende Andeutungen. Nur hier und dort wird erwähnt, daß einer der Ansiedler eine Eskimofrau hat und sich dabei sehr wohl befindet. Solche Häuser sollen sich durch Reinlichkeit auszeichnen und die nettesten Kinder haben. — Die Hauptthätigkeit dieser Mission bezieht

¹⁾ Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums in London, die älteste englische Gesellschaft, von stark hochkirchlichem Charakter. — Quellen: Jahresberichte der Gesellschaft sowie deren Zeitschrift: „Mission Field“. Auch das Missionsblatt: The Net cast in many Waters.

Bur an
haben wir e
Prediger (je

sich jedoch auf die Ansiedler, welche hier im ganzen recht vortheilhaft geschildert werden als stämmige, handfeste Männer mit wettergebräunttem Antlitz, die Verlangen haben nach kirchlicher Pflege und dieselbe dankbar annehmen. Freilich herrscht eine große Unwissenheit, namentlich unter den Kindern, denen man höchstens an Winterabenden etwas Lesen beibringt, die aber sonst ohne allen Unterricht aufwachsen. Bei der Schwierigkeit, die zerstreuten, weit von einander entfernten Ansiedlungen mit dem Boot oder dem Hundeschlitten (Rowettie) zu erreichen, wird diesem Uebelstande nie genügend abzuholzen sein. Jedenfalls besteht ein Theil dieser Bevölkerung aus französisch redenden, katholischen Kanadiern. Im ganzen sollen auf dem Gebiete der genannten beiden Stationen 1712 Seelen leben (im Jahre 1868), von denen 1150 zur anglikanischen Kirche gehören. Fast der ausschließliche Erwerbszweig ist der Fisch- resp. Seehundfang, der den größten Theil des Jahres hindurch alle Kräfte in Anspruch nimmt. Im Winter beziehen die meisten Ansiedler besondere Häuser, die tiefer ins Land hinein, in der Nähe der Wälder liegen, um den Brennholzbedarf näher zu haben. Auch machen sie dann vielfach Fafreisen und Dauben. Die Wohnungen für den Sommer befinden sich unmittelbar an dem nackten Felsenfuß. In jener Jahreszeit verleihen hier die meist von Nova Scotia kommenden Händler. Bei dem Fehlschlagen des Fischfangs während mehrerer Jahre waren die Kolonisten vielfach ihre Schulden geworden und sehr zurückgekommen.

Noch mehr gilt dies von der Küstenstrecke, in deren Mitte die Station Augustines am Flusse gleiches Namens liegt. Auch dort wirkt die Mission unter den Resten der Eskimo; überwiegend aber unter der hier noch dünnern weißen Bevölkerung, die zum Theil in erschreckender Weise verarmt ist, ja zu Seiten den bittersten Hungers zu leiden hat. Die kanadische Regierung sah sich daher veranlaßt, alle jene Ansiedler zur Auswanderung nach einer günstigeren, den Ackerbau gestattenden Gegend zu bewegen. Fast alle aber zogen es vor, bei allen Entbehrungen und Mühsalen in ihrer kalten unwirtlichen Heimat zu bleiben. Die Mission wird hier besonders als ein großer Segen gespürt. Bis auf vierzig englische Meilen zu beiden Seiten der Station soll eine Abnahme der Trunksucht deutlich zu bemerken sein.

Hier sei noch erwähnt, daß auch die Mission der Methodisten von Neufundland aus für die zerstreuten dieser Denomination angehörigen Ansiedler sorgt.

Die katholische Mission unter dem Indianern im Innern des Landes, welche sich auf einzelne Besuche von Missionaren aus Kanada beschränkt, liegt außerhalb der Grenzen dieses Werkes.

3. Neuere Zustände in Labrador.

Zur anschaulichen Darstellung der neueren Zustände in Labrador haben wir einen erwünschten Anhalt in der Missionsbeschreibung, die der Prediger (jetzt Bischof) L. Th. Reichel nach der durch ihn im Jahre

1861 ausgeführten Visitation geliefert hat.¹⁾ Derselbe verließ London am 8. Juni um die erste Fahrt der neuen Harmony mitzumachen. Nach den ersten 5 Wochen der Reise gelangte man in die Region des Treibises und bald war das Schiff von Eisbergen umgeben. Ein wunderbarer Anblick! Zum Theil glänzend weiß, zum Theil grünlich grau, ins Blaue spielend, hier und da mit gelben Streifen geziert, schwammen sie majestätisch auf dem dunkeln Wasser dahin. Zwei Tage später kam man in die immer dichter zusammengedrängte Hauptmasse des Eises hinein, doch war man so glücklich, in 7 gefahrvollen Stunden den Weg durch dasselbe zu finden. „Es war dies allerdings eine Zeit großer Aufregung“, heißt es im Bericht, „der Anblick, der sich uns darbot, war aber wohl das Großartigste und Imposanteste, was ich je gesehen habe, allein schon werth einer Reise über den Ozean.“ Hierbei musste sich das Schiff zwischen den Eisschollen hindurchwinden, die es zuletzt völlig umschlossen. „Die großen Eisberge, die riesigen Wächter der öden Labradorküste“ scheinen in gemessenerer Entfernung geblieben zu sein. Es waren „zum Theil formlose Massen, zum Theil merkwürdig gestaltet mit Thürmen und Spizien. Das Treibeis war oben glänzend und glitzernd weiß, unten grün und lasurenblau, von allen nur ebenlichen Formen und Gestalten, unter denen aber die trichterförmige sich am häufigsten wiederholte, da das Wasser von unten her die Schollen auswäscht. Ganze Reihen von Eisegeln, Pyramiden, Marmortischen, Schwänen und Löwen trieben in buntem Wechsel bei uns vorüber. Das Meer war schwarzblau, die Temperatur nur 3° R., hinter uns Nebel, ringsum ein überaus erhabenes prachtvolles Schauspiel. Wunderbar war es, daß nicht eine dieser treibenden Eismassen das Schiff berühren durfte.“ — — —

Am 16. Juli näherten wir uns der Küste, jedoch südlicher als der Kapitän erwartet hatte, der den vor uns liegenden Berg als den Allagaiat bei der Kippotai-Bai erkannte. Es war ein schöner Sommermorgen, still und warm.“ Langsam zog die Küste mit ihren wechselnden Bergen und Inseln an dem Beobachter vorüber. Ost ragen hohe Felsen majestätisch, schroff aus dem Wasser empor, und werfen ihre dunklen Schatten auf den von leichten Wellen gekräuselten Spiegel desselben. Zuweilen blickt man etwas tiefer ins Land hinein, wo Anhöhen mit dichten Fichtenwaldungen und Thäler mit Sumpf und üppigem Graswuchs wechseln mit nackten Felsen, die von mannigfaltigen grauen oder silberweiß glänzenden Flechten und Moosen überzogen sind. Welche Ausbeute würde dort der Botaniker finden unter der — auch wohl bis jetzt — noch nicht erschöpfend erforschten Menge von Spezies jener niederen Pflanzengattungen. Fast eben so reichlich sind auch die Beerenpflanzen vertreten, die an den fruchtbareren Stellen in unzähligen Büschchen sich finden — wilde Johannisbeer- und Stachelbeersträucher durchlöchert von Brombeerranken und dann wieder ganze

¹⁾ Missionsblatt der Brüdergemeinde 1862, S. 25 ff.

²⁾ Vergleiche oben Grönland Nr. 3 (S. 15 und 17.) über den Unterschied des Treibises und der Eisberge (Eisbeis).

Flächen bei
sowie mit
Bactapfelbe
Vom C
tation. Ma
lahlen, öde
umschwärmt
ihre Brüter
in die Auge
„zeichnet sich
7 Uhr weht
bucht entgeg
Plötzlich hör
dann erhob
maligem Do
Missionsstati
zwischen 8 u
von unserm
mit Briefen
Bei der
von der Stri
„Die Verlege
Hoffenthal ge
Unterplatz zu
ausgeworfen,
Am nächsten M
wir sahen mit

Am 17.
lamen uns in
betraten wir
Freudenthränke
dem Herrn u
hatte erreichen
Der Blick
fahlen Felsen
geehrte Schne
Lärchenwald e
gebirges — et
nur daß hier j
Gebäude der E
Eskimo, das S
Schindelbächer
stolz die britisc

¹⁾ Rubus ch

²⁾ Meist nach

³⁾ Naujasiolu

⁴⁾ In neuerer

eine kleine Kanone.

Flächen bedeckt mit lippig wuchernden Heidel- und Preiselbeerpflanzen sowie mit der aromatischen Molterbeere (?)¹⁾ die hier von den Fischern Backfischbeere genannt wird.²⁾

Vom Schiffe aus sieht man jedoch oft lange fast gar keine Begegnung. Man fährt dahin „zwischen ein Labyrinth von Inseln, lautlosen, öden und traurigen Felsklippen“, doch hier und da mit Geckosch umschwärmt von unzähligen Möwen und andern Seeadlern, die dort ihre Brüteplätze haben. Auf einer jener Inseln³⁾ fiel eine hohe Stange in die Augen, die als Zeichen für die Schiffer aufgerichtet ist. Weiter dehnet sich der Kingitok, ein weit hin sichtbarer Felsenpfeiler aus. Um 7 Uhr wehte uns ein auffallend warmer Luftzug aus der Kanigiktbucht entgegen. Hier kamen die ersten Eskimo zu uns an Bord. Plötzlich hörte der Wind ganz auf, wir standen bewegungslos still; dann erhob sich wieder ein Läufchen mit einem Regenschauer und einmaligem Donner und Blitz; unsre Hoffnung, noch vor Nacht die erste Missionsstation zu erreichen, schwand immer mehr dahin. Wir feuerten zwischen 8 und 9 Uhr 2 Schüsse ab, um die Geschwister in Hoffenthal von unserm Nahsein in Kenntnis zu setzen, und schickten einen Eskimo mit Briefen an sie ab.

Bei der Schwäche des Windes aber war das Schiff in Gefahr von der Strömung an das Land und seine Felsen getrieben zu werden. Die Verlegenheit war groß; zur rechten Zeit aber kamen 2 von Hoffenthal gefundne Eskimo an, mit dem Auftrage, uns einen guten Ankerplatz zu zeigen. Der Anker wurde hinter dem Antiovaltofelsen ausgeworfen, während ein prächtiges Nordlicht über den Masten spielte. Am nächsten Morgen lagen uns die Felsen der Küste dicht zur Seite, und wir sahen mit Schreder, wie nahe wir bereits dem Schiffbruch gewesen waren.

Am 17. Juli erreichten wir den ersehnten Hafen. Die Brüder kamen uns in der Bucht entgegen. Der Anker fiel, und bald darauf betraten wir das Land, wo die Eskimo uns mit Gesang und vielen Freudentränen empfingen, und begaben uns in das Missionshaus, dem Herrn unausprechlich dankbar, der uns das Ziel so glücklich hatte erreichen lassen.

Der Blick auf Hoffenthal und seine Umgebung mit dem aus lablen Felsenmassen sich aufbauenden Schiffsb erg, weiterhin einige ausgedehnte Schneefelder und dann wieder kleine Strecken von Fichten- und Lärchenwald erinnert lebhaft an Landschaften des schlesischen Riesengebirges — etwa an die Gegend des sogenannten kleinen Teiches — nur daß hier statt der einsamen kleinen Teichbaude die umfangreichen Gebäude der Missionsstation, umgeben von den niedrigen Erdhütten der Eskimo, das Bild beleben. Jene verrathen mit ihren rothgemalten Schindeldächern die deutsche Herkunft der Bewohner, während darüber stolz die britische Flagge weht.⁴⁾

¹⁾ Rubus chamaemorus (= R. arcticus?)

²⁾ Reise nach Chappel, Voyage of H. M. S. Rosamunde. 1818.

³⁾ Naujasoluk, englisch Gull Island.

⁴⁾ In neuerer Zeit ist der Flaggenbaum auf einen Felshügel aufgestampft, daneben eine kleine Kanone.

Warm genug war es zu jener Jahreszeit, so daß man kaum in einer nordischen Gegend zu sein meinte und sich in leichter Sommerkleidung wohl fühlte. Die Temperatur von 21° R. im Schatten hielt — einige kühlere Tage mit Nachtfrosten ausgenommen — längere Zeit an. Eine große Plage ist bei stilem Wetter die Menge der Moskiten, die hier fast beschwerlicher sind als in Westindien. Selbst Handschuhe, ein Schleier vor dem Gesicht, Tabakstrauch u. s. w. geben keinen genügenden Schutz; nur der Nordwind schlägt sie alsbald aus dem Felde.

Das Missionshaus ist ein geräumiges, zweistöckiges, 1853 errichtetes Gebäude, mit Wohnungen für die Missionarsgeschwister, einem Gastzimmer und mehreren Vorrathsräumen im oberen, ebenfalls einer Wohnung, Speisezimmer, Küche, dabei Holzräumen, Ziegen- und Hühnerstall im unteren Stock. Damit verbunden ist das alte, 1782 gebaute Wohnhaus, das nun als Tischler- und Schreinwerkstatt, sowie zum Baden und Bierbrauen benutzt wird. Aus diesem kam man in die alte, 1784 gebaute Kirche, die nun schon länger durch eine neue ersetzt ist, zu der bereits damals die Fundamente fertig waren. Hinter den Gebäuden befindet sich ein Stück brauchbares Land, das sich, allmählich ansteigend, bis zu den Felsen und Klippen erhebt und von Fichten und Lärchenbäumen bewachsen ist. Durch Wegschlagen der besten Fichten als Bauholz ist Raum zu einem Garten gewonnen, in welchem Karfosseln, Kraut und Blumentohl, Salat und Radisches aufs vortrefflichste gegeben, da alles in den wenigen warmen Wochen erstaunlich schnell wächst. Selbst Kohlrabi und Gurken werden gezogen. Hinsichtlich der Lebensmittel war damals gerade eine Zeit des Überflusses, wie sie lange nicht dagewesen. Rennthiersfleisch, verschiedene Seevögel sowie Eier derselben, Goldfisch, Salm und Lachsforelle waren sehr wohlgeschmeidet. Drei der letzteren Fische gaben eine reichliche Mahlzeit für die aus 17 Personen (incl. Kindern) bestehende Gesellschaft. Ein Mahl von frischem Goldfisch hat etwa den Werth von 1½ Silbergroschen. Ein zur Gemeinde gehöriger weißer Ansiedler singt an einem Tage 300 Stück. Kein Wunder, daß die Fischerei immer starker betrieben wird. Solch Überfluss herrscht aber keineswegs allezeit. In einigen Wintern ist der Mangel auch für die Missionare empfindlich, wenn eßbares Geflügel und Seehunde selten sind. Des Morgens nach dem gemeinschaftlichen Morgensegen und Frühstück pflegte Br. Reichel bis 9 Uhr zu schreiben und dann die allgemeinen Missionskonferenzen zu halten, so oft dies in der freilich für alle Geschwister sehr besetzten Zeit während der Anwesenheit des Schiffes möglich war, oder die Lokalitäten und Vorräthe zu besichtigen, die Bücher durchzusehen u. s. Nach dem Mittagessen wurden beim Kaffee die Schreiben der Unitäts-Altesten-Konferenz und der Londoner Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums vorgelesen und durchgesprochen; dann wurde ein Spaziergang gemacht und das Abendbrot genossen, worauf um 7 Uhr die Versammlung folgte, entweder in der Kirche für die Eskimo, oder nur für das Hausgemelein im Speisezimmer. Die späteren Abendstunden wurden dann noch zu Besuchen in einer oder der andern Missionsfamilie angewandt. Sonntags wurden Gottesdienste gehalten, in denen

auch einzeln redeten. Sprache ver wurde von denn so gut Eskimosprach Gewöhnlich d. h. seit sie wurde. Da ren, öfters und auf Hände weil sie ihre Barkeit ausspielen groben Lehren noch eine andre Treue. Ihr genug beschäftigt einige wirklich Tisch und ein Der Eingang Aufenthaltsort dem Stock befindet, mit Fenster, mit wo wohnen in einer abgetheilten Kammer bedeckt, auch europäisch gen; auf ihren Kleider von Seide mit einem Lan Sonntag aber tragen jetzt Männer ihrer Arbeit, bis als die Beinkleider in ihrem Haar nur die Abendkleider, welchem Hofen doch kommen jedoch man nicht allerhand den angeführt oder wiedergezeigt. Jetzt findet der christlichen Wandel ihr nicht wenige treue Helfergeschwister Jeremias und wandeln und als

auch einzelne Helfer recht bereit und erweidlich zu ihren Landsleuten redeten. Reichel selbst konnte allerdings mit den Eskimo nicht in ihrer Sprache verkehren, dennoch machte er Besuche in vielen Häusern und wurde von vielen Eskimo in seiner Stube wieder besucht, wo sie sich denn so gut als möglich verständigten, und ein paar Worte in der Eskimosprache seinerseits schon einen gewinnenden Eindruck machten. Gewöhnlich begrüßte er sie nach ihrer Sitte mit dem Worte Aksusseai d. h. sei! stark! worauf mit freundlichem Lächeln Aheila, ja erwidert wurde. Da kam denn auch die alte Sophia, eine Witwe von 70 Jahren, öfters zu ihm, die ihre Füße gar nicht mehr gebrauchen konnte und auf Händen und Knien fortstoch, dabei aber allezeit fröhlich war, weil sie ihre Freude an dem Herrn hatte, und wiederholte ihre Dankbarkeit aussprach, daß es ihr noch zu Theil werde, einen von den großen Lehrern zu sehen. Selbst so schwach und elend, pflegte sie doch noch eine andere, noch hilfloser und schwächer Witwe mit großer Treue. Ihr Häuschen, in dem Reichel sie besuchte, war freilich ärmlich genug beschaffen. Andere Häuser fand er viel besser eingerichtet, einige wirklich reinlich und nett, ausgestattet mit einem Bett, einem Tisch und einigen Bänken, einem Ofen und sogar einer Wanduhr. Der Eingang ins Haus ist in der Regel sehr niedrig und zugleich der Aufenthaltsort für die Hunde, die man, um hineinzugelangen, erst mit dem Stock herauströben muß; im Dach befindet sich das einzige Fenster, mit Seehundssblase statt der Glasscheibe versehen. Gewöhnlich wohnen in einem Hause mehrere Familien in verschiedenen kleinen abgetheilten Räumen beisammen. Von außen sind die Häuser mit Rasen bedeckt, der im Sommer voll Blumen ist. Einige Eskimo haben auch europäische hölzerne Häuser, die aber nur für den Sommer taugen; auf ihren Fischerplätzen leben sie in Zelten. Die Kleidung, Beinkleider von Seehundsfell und wollene Jacken, bei den Frauen hinten mit einem langen Zipsel versehen, ist meistens schmückig genug, am Sonntag aber erscheinen sie ganz rein und nett gekleidet. Viele Frauen tragen jetzt Röcke, welche zwar kleidsamer und anständiger, aber bei ihrer Arbeit, besonders dem Reinigen der Fische, nicht so bequem sind als die Beinkleider. Alle tragen blaue und rothe Bänder, Chorbänder, in ihrem Haar, welches durchgängig lang und schwarz ist, das aber nur die Abendmahlsschwestern zu flechten pflegen. — Das Land, auf welchem Hoffenthal erbaut ist, hieß früher Urvertol, Walfischbucht, doch kommen jetzt nur noch selten Walfische hier vor. Auf den Felsen findet man noch alte Heidengräber mit Knochengerippen darin und allerhand den Todten mitgegebenen Geräthschaften, welche niemand anrührt oder weg nimmt; auch die Überreste ihrer Häuser werden noch gezeigt. Jetzt sind sämtliche Eskimo dieser Gegend längst Mitglieder der christlichen Kirche, und wenn auch freilich manche in Wort und Wandel ihr noch nicht zur Ehre sind, so gibt es doch unter ihnen auch nicht wenige treue und rechtschaffene Nachfolger Jesu, wie namentlich die Helfergeschwister Christian und Ketura, Joshua und Bertha, Jeremias und Sarah und manche andere, die als Kinder Gottes wandeln und allgemein geachtet sind. Die gottesdienstlichen Versamm-

lungen aber werden gut besucht, und der Gesang der Gemeinde ist vortrefflich. Am Sonntage wachten die Eskimo den großen Lehrer, mit Klarinetten und Posaunen Choräle blasend. Als er dann selber im Gottesdienst eine Ansprache hält, die einer der Brüder übersetzte, war eine große Bewegung in der Gemeinde zu spüren, und es zeigte sich, wie sehr sein Besuch geschätzt wurde. — — — Nachmittags war noch ein Liebesmahl für die ganze Gemeinde, bei dem Brot und Bier herumgereicht und vom Chor zur Orgel ein Musikstück gesungen wurde. Auch für die Seeleute und einige Ansiedler wurde Gottesdienst in englischer Sprache gehalten. — Die auf den 5. August festgesetzte Abreise nach Nain ward durch widrigen Wind bis zum 10. verzögert. Weiter an der zerklüfteten Küste mit ihren unzähligen Inseln hinsegelnd, zur Rechten stets eine Menge von Eisbergen in Sicht, kam man am 3. Tage nach jener Station, wo beim Landen wieder die ganze Eskimogemeinde mit Gesang und Posaunen versammelt war. Die kirchlichen Versammlungen, bei denen sich ein mit Violinenbegleitung vorgetragenes Musikstück auszeichnete, wurden an den beiden ersten Tagen abgehalten, da viele Eskimo sich sofort wieder auf ihre Fischerplätze begeben wollten. Es befinden sich zu Nain 3 Abkömmlinge des in der Geschichte dieser Mission vielfach genannten Tuglavardin, sämtlich Gehilfen. Die Prüfung der Schulkinder, von denen 12 Knaben und 16 Mädchen anwesend waren, hatte ein recht befriedigendes Ergebniss. Die Kinder konnten alle gut lesen. Im Winter zählte die Schule 39 Knaben und ebensoviele Mädchen resp. ledige Schwestern, welche letzteren den Schulbesuch bis zu ihrer gewöhnlich im 20. Lebensjahr erfolgenden Verheirathung fortzusetzen pflegen. —

Nain liegt ebenso wie Hoffenthal auf einer Halbinsel des Festlandes, welche im Norden von der Nunaengooat-Bucht und im Süden von der Tessinjarsut-Bucht umschlossen ist. Die Station nimmt sich von der Seeseite her gesehen nicht so schön aus wie Hoffenthal, obgleich der Hügel, an dem sie liegt, bedeutend höher ist; doch tritt derselbe nicht so dicht an den Meerstrand heran; dagegen bietet die ebenerre und freiere Lage hier mehr Annehmlichkeit und Bequemlichkeit. Das Missionshaus, 76 bei 32' groß, ist sehr zweckmäßig und wohnlich eingerichtet und würde mit seinen Nebengebäuden zur Aufnahme der ganzen Eskimogemeinde von 275 Seelen, nach dem Maßstab ihrer gewöhnlichen Behausungen, zureichen, da die Eskimo nur einen Raum von 14' Länge und 12' Breite für 2 Familien brauchen und das größte ihrer Häuser in Nain, von 3 Familien mit 5 Kindern bewohnt, nur 17' 4" bei 16' 2" hat; dennoch ist für die dasige Missionsfamilie keineswegs des Raumes zu viel. Die Gebäude sind ganz von Fichtenholz errichtet, das hier in Labrador gewachsen — es gibt nicht selten Bäume von 40, ja 60' Höhe — und von den Brüdern mit Hülfe der Eskimo zum Bau geziimmt und bearbeitet worden ist. Die Bäume wachsen jedoch in diesem Klima natürlich nur sehr langsam, und gutes Bauholz ist in nächster Umgebung von Nain nicht mehr zu haben, wohl aber noch Brennholz in größerer Menge als zum Gebrauch erforderlich ist. Auf dem links vom Hause sich erhebenden

Stück Land im Somme Erbsen nicht Kiesweg zu ist gewöhnlich Berg und hier noch sind. Eines des Abbilfe wurden von plötzlich sich Es wurde in nördlichen unsrer Eskim vortreffliche den 3 in der hin und wieder ist. Charakter alte, schon abstehenden Stä Anblick".

Den Hängen, 800 zur Erinnerung der Geschw. L. der ihn auch desselben hatten Festland, Nain außerordentlich geben von Wettischer Schoone. Die ganze Landstrecke noch erhalten sich humanitisch und einsame Wege im Winter seines mir von der Wildnis griff zu geben, spannt. Es nicht, aber vergnügt, Schlitten, sich auf Strängen sich v. Sumpf und Me

¹⁾ Die Hunde nur. Die Konzerte, Es sind übrigens sehr

Stück Land befindet sich ein großer, sehr wohlbebauter Garten, welcher im Sommer Gemüse aller Art im Ueberfluss liefert, nur Bohnen und Erbsen nicht, die hier nicht fortkommen. Von dem Garten aus ist ein Kiesweg durch den Wald eine gute Strecke weit angelegt. Die Bucht ist gewöhnlich klar und frisch, und es müßte ein Vergnügen sein, über Berg und Thal umherzuschweifen, wenn die Moskitos nicht wären, die hier noch schlimmer sind als in Hoffenthal.

„Eines Tages“ — sagt der Bericht — „erstiegen wir den Gipfel des Abbiske (ungefähr 800 Fuß hoch) im Norden unsrer Bucht und wurden von den blauäugigen kleinen Feinden fast aufgefressen — bis plötzlich sich ein Ostwind erhob, der sie augenblicklich davon führte. Es wurde nun sehr kühl, und wir machten uns das zu nutze, um den nördlichen Theil der Halbinsel noch zu durchwandern, von einem unsrer Eskimo begleitet, die beim Erklimmen der Felsen und Berge vortreffliche Führer sind. — Einen andern Ausflug machten wir zu den 3 in der Gegend von Nain gelegenen Leichen, deren Umgebung hin und wieder reich an Felsen und Baumwuchs und recht malerisch ist. Charakteristisch nahmen sich innerhalb der Baumgruppen mehrere alte, schon abgestorbene, aber mit ihren dichten Zweigen noch aufrecht stehenden Stämme aus, ein eigenthümlich melancholischer und düsterer Anblick“.

Den Häusern der Mission gegenüber steigt ein fast senkrechter Felsen, 800—1000' hoch, aus dem Wasser empor, Sophia genannt zur Erinnerung an Schw. Layritz, welche bei dem Visitationsbesuch der Geschw. Layritz im Jahre 1773 denselben erklimm. Dr. Reichel, der ihn auch mit einigen Brüdern bestieg, berichtet: „Vom Gipfel desselben hatten wir eine herrliche Aussicht, Berg über Berg auf dem Festland, Nain Brunnen am Meeresstrand, ganz klein, aber bei der außerordentlichen Durchsichtigkeit der Luft ganz deutlich zu sehen, umgeben von Waldbungen, in der Bucht die Harmony und ein amerikanischer Schooner vor Ankter liegend, auf den fernen Gebirgen viel Schnee. Die ganze Landschaft hat einen düstern Charakter, der durch den Gedanken noch erhöht wird, daß diese öden Felsen und moosbewachsenen Thäler sich hunderte von Meilen so weiter fort erstrecken, wo kein menschliches Wesen sie bewohnt. In der That, Labrador ist eine öde und einsame Wildnis, und besonders traurig muß die Einsamkeit im Winter sein, wenn alles von Eis und Schnee bedeckt ist. — Um mir von der Weise, wie die Eskimo im Winter reisen, einen Begriff zu geben, wurde ein Schlitten gepackt und mit 13 Hunden bespannt. Es war das eine Scene, die sich nicht leicht beschreiben läßt, aber vergnüglich genug anzusehen war, als die Hunde mit dem Schlitten, sich unter einander anknurrend und beißend und mit ihren Strängen sich verwickelnd und verwirrend, über Stock und Stein durch Sumpf und Morast dahin rannten.¹⁾ Nach einer kurzen Probe wurden

¹⁾ Die Hunde sind eigentlich eine Wolfssart, bellen daher auch nicht, sondern heulen nur. Die Konzerte, welche sie bei nächtlicher Weile aufführen, sind schauerlich anzuhören. Es sind übrigens schöne Thiere.

sie wieder ausgespannt, und die Frauen schlugen nun ein Zelt auf, das in wenigen Minuten fertig stand."

Nachdem am 29. August der Anker wieder gelichtet worden, langte man nach bei meistens widrigem Winde sehr langsam der Fahrt, auf der das Schiff mehrmals still liegen musste, am 5. September Abends 8 Uhr endlich in der Bucht bei Okat (Festung) an, die Schiffskanone wurde abgefeuert, die Uferberge gaben ein prächtiges Echo und der Anker fiel.

Die Station liegt auf einer 20 englische Meilen langen und 6 Meilen breiten Insel, die durch den Stevarfjord, einen Wasserdurchgang, getheilt und durch einen 6 Meilen breiten Meeresarm vom Festlande getrennt ist. Sie sieht wie an den dicht bis ans Ufer reichenden Fels wie angelebt aus. Der Raum ist sehr beschränkt. Die Eskimohäuser liegen theils dicht am Meer, theils 50 Fuß höher auf dem Felsen. Im Winter aber ist alles mit Schnee zugedeckt bis zum zweiten Stockwerk des Hauses, und das Brennholz muß dann auf dem Eis der Bucht kleingehackt werden, weil auf dem Lande nicht Platz genug dazu vorhanden ist. Im Süden der Station erhebt sich ein Berg, die Sonnenkoppe genannt, bis zur Höhe von 1200' und beschattet sie der- gestalt, daß die Geschwister im Winter mehr als 7 Wochen lang, vom 26. November bis 16. Januar, die Sonne gar nicht zu sehen bekommen. Der Charakter der Gegend ist von den südlieheren Plätzen schon sehr verschieden, viel ärmer an Wald und reicher an schroffen, zackigen Gebirgsformen.

Das Haus ist ziemlich eng für 4 Familien, 40 bei 30', es kommt aber bei der Nähe der Kirche der obere Boden der letzteren zu statten und ist zu Stuben benutzt. Der hiesige Helfer Boas ist ohne Zweifel der bedeutendste und einflussreichste Mann unter seinem Volk, weshalb er auch den Ehrentitel Angajokavut, das heißt „unser Häupling“, hat. In der Ungava-Bai geboren, wo er noch Verwandte unter den Heiden hat, kam er als Waisenknabe mit andern Eskimo im Jahre 1812 nach Okat, und hat sich hier durch seine eignen Talente und Anstrengungen zu seiner jetzigen Stellung erhoben. Er ist 56 Jahre alt und wohl um einen Kopf größer als das ganze übrige Volk. Er hält Kinderstunden, wie auch Friedrich, der zweite Gehilfe, ebenfalls ein bekehrter Heide. Abraham und Boas der Kleinere sind die Kirchendiener, treue Leute, aber von weniger ausgezeichneten Fähigkeiten. Bei einer Schulprüfung sangen die Kinder auch einige Lieder und Kanons; der Gemeindegefang, wobei auch 2 Eskimo die Orgel spielten, war vortrefflich. Es findet sich unter den letzteren nicht selten eine gute Begabung für Musik, wie denn z. B. eine lebige Schwester, Lydia, die überhaupt in jeder Art von Arbeiten durch ihre Geschicklichkeit vor andern sich auszeichnet und deshalb „die Prinzessin“ genannt wird, sogar die Gitarre spielt. Einmal brachte sie eine Probe ihrer Handschrift um zu zeigen, „wie die Menschen schreiben können“. Nunmehr stellten sich Anzeichen des herannahenden Winters ein. Am 8. September waren die Bergspitzen längs der Bucht mit Schnee bedeckt, am 13. auch die Thäler mit weitem Reif überzogen,

und die See wurde eine hohen Schmelzluft eine v. Binnenlandes kovik-See. Leuchtenden) das steil aus ganz nah zu aus, mit fein-

— Trocken enthaltet die mehr den nörd- senden Pflanzen Nähe des D

Die Jahr hört alle Beg. Besonders mer rechten Klippen ohne ein Hälme für Polarbären ber wurde die liegt auf einer großen Bucht stöckiges Gebäude 4 Familien un sind vorhanden für die Kinder, 26—28° R. stei haus gar nicht und das Brennholz Mühe und große worden ist, um der That eine ni dieser rauhesten nen.“ Die Gemeine unmittelbar ihrer Mitglieder kommen, sich de tember ward da aber die Flagge noch besseren D

¹⁾ Selbe Note Steinernen, seiner Gen, Arenarten und Gemeinde, 1869 S. 1

und die Gartenfrüchte mußten schleunigst eingebraucht werden. Noch wurde eine sehr beschwerliche aber lohnende Besteigung des 2000 f. hohen Schmittsberges unternommen. Man hatte bei der Klarheit der Luft eine prächtige Aussicht weit über die wirren Felsengebirge des Binnenlandes und den großen 70 englische Meilen entfernten Umlaktik-See. Besonders schön nahmen sich die Raumajet-Berge (die Leuchtenden) mit ihrem schneieigen Gipfel aus und das Kap Mugford, das steil aus dem Meere aufsteigt, und obgleich 20 Meilen entfernt, ganz nah zu liegen schien. Zu den Füßen breitete sich das weite Meer aus, mit seinen holz dahin ziehenden Eisbergen, deren man 140 zählte. — Trotzdem die ganze Gegend von Baumwuchs völlig entblößt ist, entfaltet die Vegetation stellenweise eine reichliche Fülle, nur daß sie mehr den nördlicheren Charakter trägt. Die sonst auf den Bergen wachsenden Pflanzen wie Alpenrosen u. s. w. findet man unten bis in die Nähe des Meeresstrandes. Oft sieht man Bläse, die mit blühenden Pflanzen in den buntesten Farben ganz bedekt sind.¹⁾

Die Jahreszeit drängte zur Beendigung der Reise. Nördlich von Okat hört alle Vegetation auf. Die Küste zeigte nur Felsen, Eis und Schnee. Besonders merkwürdig erschien die Insel Renotut, die aus hohen senkrechten Klippen in Gestalt von abgebrochenen Thürmen und Schornsteinen ohne ein Halmchen Gras oder eine Spur von Moos besteht, eine Wohnung für Polarbären, von denen sie den Namen hat. — Am 19. September wurde die schon eingeminterte Station Hebron erreicht. Auch diese liegt auf einer Halbinsel, nördlich von der Bucht Rangerblufoal, d. h. „große Bucht“. Das Missionshaus ist wohl eingerichtet, ein langes einsüdiges Gebäude mit 20 Fenstern in der Front, geräumig genug für 4 Familien und für Vorräthe auf 3 Jahre. Auch einige Werkstätten sind vorhanden, und der lange Flur von 125' ist ein hübscher Spielplatz für die Kinder, wenn sie im Winter wegen der Kälte, die nicht selten auf 26—28° R. steigt, und um der tobenden Stürme willen Wochenlang das Haus gar nicht verlassen können. In der ganzen Gegend wächst kein Baum, und das Brennholz muß von Napartok, einer entfernten Bucht, mit vieler Mühe und großer Gefahr herbeigebracht werden, wo ein Häuschen gebaut worden ist, um der Mission den Besitz der Bucht zu sichern. „Es gehört in der That eine nicht geringe Selbstverleugnung dazu“, sagt Steichel, „auf dieser rauhesten und traurigsten aller unserer Missionsstationen zu dienen.“ Die Gemeinde daselbst macht mehr als eine andere den Eindruck einer unmittelbar aus den Heiden gesammelten Christenschaar, und viele ihrer Mitglieder haben erst vor 12 oder 13 Jahren, vom Norden herkommend, sich der Gemeinde der Gläubigen angeschlossen. Am 29. September ward das heilige Abendmahl mit ihnen gefeiert, am 1. Oktober aber die Flagge der „Harmony“ aufgezogen zum Zeichen der Absfahrt. Noch desselben Tages gelangte sie in das offene Fahrwasser, am 25.

¹⁾ Gelbe Potentillen, Ranunceln, Arnika u. s. w. mit rothen Epilobien und Steinmellen, ferner blaue Glocken, Beilchen, Veronika nebst weißen Cerastien, Anemonen, Astenarien und vielen andern bunt durch einander. Cf. Missionsblatt der Grönland-Gemeinde, 1869 S. 37

Oktober war Gravesend glücklich erreicht, und am 28. November lehrte Tiegel nach dreiwöchentlichem Aufenthalt in England über Rotterdam, Leist, Magdeburg, Berlin und Neusalz nach Herrnhut zurück.

Zur Schilbung der beiden erst nach dieser Visitationsreise angelegten Stationen sei nur ange deutet, daß Zoar am Ufer einer von sanfteren Bergformen umgebenen Bucht recht anmutig zwischen dunklen Fichten und hellgrünen Lärchenwäldern liegt, die sich weit an die Berge hinaufziehen. Ein wohlgedeihender Garten umgibt das freundliche Missionshaus, dem ein Vorrathshaus und einige andere Gebäude zur Seite liegen. Neuerlichst ist auch ein nettes Kirchlein hinzugekommen. Ein ziemliches Eskimodorf, das seit der Anlage der Station entstanden, belebt nun die einst so verlassene Gegend. Das Wort Gottes hat an der dort gesammelten Gemeinde bereits reichliche Früchte getragen, obgleich wiederum auch zu Tage getreten ist, daß man sich über geistliche Erfolge bei den Eskimo nur mit Bittern freuen kann. Jedenfalls aber haben manche sonst von Hoffenthal und Nain entfernt wohnende Familien jetzt einen festeren Halt gewonnen. Auch für manche Ansiedlerfamilie ist die Station ein Segen geworden.

Ganz anders zeigt sich uns die Umgebung der jüngsten Station Rama. Weit und breit umgeben die stille Nullotartol-Bucht schroffe, kahle Felsberge, zwischen denen nur hier und da sich niederes Gestrüpp zeigt. Ein ausnahmsweise günstiger Platz wurde dennoch für die Missionsgebäude gefunden. Es ist eine flache $1\frac{1}{2}$ Morgen große Strecke angeschwemmten Bodens, der für den Garten höchst fruchtbar zu werden verspricht, zumal er durch hohe Bergzüge im Rücken gegen die rauhen von der See herwehenden Nordwinde geschützt ist; nach Süden zu aber ist die Lage so offen, daß auch an den kurtesten Tagen die Sonne nicht ausbleibt. Es ist schon oben ange deutet worden, wie hier die Missionsarbeit es im wesentlichen mit Heiden zu thun hat, die derselben viel Schwierigkeiten entgegensetzen, während die christliche Gemeinde nur aus einigen Familien besteht, die von Hebron dorthin mitgenommen wurden. Diefers kommen auch heidnische Eingeborne von der Nachval-Bucht oder noch weiter zum Besuch. Sie suchen sich bei den Missionaren wohl einzuführen mit dem Bekennniß: „Wir glauben an Jesum, wir glauben sehr groß!“ Bald aber verrathen sie ihre eigentlichen Absichten, wenn sie dazwischen die Worte fallen lassen: „Hast du keinen Tabak“ oder „gib mir zu essen“.

Dieser nach dem Irdischen trachtende Sinn aber — um zum Schlüß nach einige charakteristische Züge der Labrador-Mission hinzuzufügen — zeigt sich im großen und ganzen immer wieder auch in den christlichen Gemeinden, besonders bei reichlichem Erwerb, denn gute Tage können sie gar nicht wohl ertragen. Geht der Fischfang gut, und bringen sie ihre jetzt nach europäischer Weise gebauten Boote (die die Stelle der alten Fellbote vertreten) reich beladen nach Hause, so denken sie weniger daran, die Vorräthe getrocknet für den Winter zu bewahren, sondern erhandeln bei dem ersten Schooner, den sie treffen, allerlei Luxus, Land und Flitterwerk. Ihre Bedürfnisse mehren sich in Besorgniß erregender Weise. Darüber zur Rebe gesetzt, können sie maulen und trogen. So lange sie zu essen haben, fühlen sie sich als die unabhängigesten Men-

schen. Sie fast als wohl einer rädelsführ blicken lassen des Mangels sitte, wird Seite gar fehl, so gilt Vorrathshaus ist einer, der Gefäß mit einem Eskimo gebunden und mit einem mußte Schaf sich die Frau Kapuze mehr dessen zu fol that, die sie durch Heims Gottes Gehö demien²⁾ erw Bevölkerung im Laufe eins fällen, wie sie auch bei den durch den sie sein Wort ern Beziehung gern fehlt es freilic gen Theilnahme doch nur wenig wandel bewäh spürbar sind, etwa unverändert den machen ger denheit auf die gering, die sich in tung der Geme aber gefesselt sind auf das

¹⁾ Auch der F das Fell eines Sill werden — hat sehr ²⁾ Meistens e Tracht gibt zu der Burkhardt, Missions

schen. Werden sie in solchen Zeiten daran erinnert alte Schulden, die sie fast alle bei der Missionshandlung haben, abzutragen, so geben sie wohl einem bösen Geiste des Ungehorsams Raum, wobei einige Haupträdelshörer hie und da ein tiefes Misstrauen gegen die Missionare hindurchblenden lassen. Doch es kommen andere Zeiten, der Heimsuchung und des Mangels. Der Seehund, die Grundlage für das Leben nach Eskimozeit, wird immer seltener. Auf eine gleichmäßige Ausbeute ist nach dieser Seite gar nicht mehr zu rechnen.¹⁾ Schlägt nun auch der Fischfang fehl, so gilt es am Hungertuche zu nagen. Nun kommen sie zum Borrathshause der Missionstation und kaufen Waaren auf Borg. Da ist einer, der will Mehl haben — aber leichtsinnig wie ein Kind, hat er kein Gefäß mitgebracht, in das das Mehl geschüttet werden könnte. Doch ein Eskimo weiß sich immer zu helfen. Klink wird das Halstuch abgebunden und bald ist der improvisierte Sack fertig. Ein anderer erschien mit einem Paar alter Hosen. In das eine der zugebundenen Beine mußte Schiffsbrot, in das andre Erbsen geschüttet werden. Oft lassen sich die Frauen die Waare in die lang über den Rücken herabhängende Kapuze messen. An das Bezahlen wird nachher wenig gedacht. Indessen zu solchen Zeiten erkennen auch die sonst Lauen die große Wohlthat, die sie an der Mission haben. Noch ernstlicher aber pflegen sie durch Heimsuchungen anderer Art angetrieben zu werden, dem Worte Gottes Gehör zu geben. Es sind schon die wiederholt auftretenden Epidemien²⁾ erwähnt worden, durch welche schon ein starker Bruchtheil der Bevölkerung hinweggerafft worden ist, wie z. B. in Hebron ein Sechstel im Laufe eines Winters. Bei solchen Gelegenheiten, oder bei Unglücksfällen, wie sie dann und wann immer wieder vorkommen, spürt man auch bei den gleichgültigen und todtten Seelen einen heilsamen Schrecken, durch den sie zum Fragen nach dem Herrn und zur Beugung unter sein Wort erweckt werden. Auch andre Veranlassungen tragen in dieser Beziehung gute Früchte, wie z. B. die Feier der Gebetswoche. Dabei fehlt es freilich zu allen Seiten nicht an der äußern gewohnheitsmäßigen Theilnahme an den Gottesdiensten, aber es sind verhältnismäßig doch nur wenigere Glieder, welche sich in einem beständigeren Christenwandel bewähren, an deren inwendigen Menschen Kräfte der Heiligung spürbar sind, und die auch in Bezug auf materielle Verhältnisse, wenn etwa unverschämte Forderungen zurückgewiesen, das leichtsinnige Schuldenmachen gerügt oder zur Sparsamkeit ermahnt wird, sich mit Entschiedenheit auf die Seite der Missionare stellen. Die Zahl derer aber ist nicht gering, die sich ihr sogenanntes gutes Christenthum und die äußere Beobachtung der Gemeindeleute zu einem bequemen Ruhetissen machen, dabei aber gefesselt sind von jenem ungebrochenen Willen, mit dem sie von Kind auf das thun, worauf die äußeren Sinne fallen, und der das

¹⁾ Auch der Fischfang, der sonst einen sehr ergiebigen Handelsartikel lieferte, — das Fell eines Silberfuchses soll gelegentlich sogar in London mit 200 Thalern bezahlt werden — hat sehr abgenommen.

²⁾ Meistens eine Art Grippe. Erkältung infolge des Gebrauchs der europäischen Tracht gibt zu derselben wahrscheinlich viel Veranlassung.

Haupthindernis für das geistliche Leben eines Eskimo bildet. Solche gerathen denn auch immer wieder in allerlei Unaufrichtigkeit im Handel und Wandel, sind dem verführerischen Beispiel gottloser Europäer gegenüber ohne Halt wie die Kinder, und werden wohl bei Ermahnungen zum Besseren sogar zornig, indem sie auf ihre Theilnahme am Gottesdienst u. s. w. trocken.

Und doch finden sich fast überall bei ihnen, wenn auch oft tief verborgen, so elische Körnlein der Kraft des Evangeliums, die hie und da oft unerwartet wieder an den Tag kommen. So ziehen manche, wenn's ihnen zu wohl wird, aus der lästigen Überwachung der Missionstationen fort nach Süden, wo sie im Verlehr mit den Ansiedlern bald in ein sündliches Weltleben mit Trunk, Spiel, Tanz, Unzucht u. s. w. gerathen. Manche aber kommen wieder zurück und gestehen, daß sie dabei doch keinen Frieden im Herzen gehabt hätten. — Unter günstigen Verhältnissen gelingt es ihnen auch wohl mehr ihre Schwächen zu überwinden: z. B. wenn im Winter, wo fremde Händler nicht zugegen sind, ein guter Seehundsfang eintritt, so berichtigen sie gern die alten Schulden bei der Missionshandlung und versetzen sich mit neuen Kleidern und Geräthen; obwohl in solchen Zeiten auch immer noch viel Vergewaltigung vorkommt und viel Besuchtreisen und Gaststrecken getrieben wird, womit eine nachtheilige Verstreitung Hand in Hand geht. Andererseits fehlt es in solcher Lage aber auch nicht an herzlicher Dankbarkeit, die dem Herrn die Ehre gibt. — Schließlich muß man auch immer wieder mit dem armen bemitleidenswerthen Völkchen in seiner Schwachheit Nachsicht und Geduld haben.

Oft zeigen sie eine rührende Unabhängigkeit an die Missionare, so wie jener, der bei einem Ausfluge ins Innere dem frierenden Missionar seine warme Jacke leiht, ihm zum Übernachten ein Obdach baut, während er selber draußen in aller Kälte liegt. Bemerkenswerth ist auch ihre Gelassenheit und Geduld bei Leiden und Verlusten. Einer Gesellschaft war beim Erwerb auf dem Eis all ihr Gerät verloren gegangen, während sich die Menschen retteten. „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Name des Herrn sei gelobt“ sprachen sie ganz ruhig und getrost. — Bei den Epidemien war es wunderbar, wie bald alle mit Freuden zum Sterben bereit waren, und bei wenigen zeigte sich auch deutlich ein segner Heimgang.

Schließlich führen wir noch einige Blüte aus dem äußersten Leben und Treiben der Labradoreeskimo an, wobei wir freilich bedauern, daß uns hier die Quellen in den Stand setzen, ein umfassendes, anschauliches Bild zu geben. Die folgenden Bemerkungen sind meist dem Nachtrage zur Beschreibung der Visitationsreise von L. Th. Reichel entnommen. (Missol. d. Br.-G. 1862 S. 57.)

Um Neujahr sind die sämmtlichen zur Mission gehörigen Eskimofamilien auf den Stationen in ihren Winterhäusern versammelt. Kirche und Schule sind dann am zahlreichsten besucht, und die Missionstätigkeit hat ihren ungefährtesten Fortgang. Haupterwerb ist die Ripperr- (Schneehühner-) Jagd und der Fuchsfang. Letzterer wird mit aufgestellten Fällen betrieben, und ist dadurch sehr beschwerlich, daß die oft entfernten Fang-

stellen täglich werden müßtig bemächtigt. und Frauen. Die Reise im Wintermonat ist überall allerlei Klei- bogen u. s. Schlitten auf im Skajak de- sionen, die Geschicklichkeit Messer Durch mengefügt und Schneeschuh- bei 20—25° wenigen Gra- Anblick, wenn Sternchen rei- geschwärzt. verzeigt. Die Schnee eingra- hingestreut und verzehrten. Durch einige Klei- auf der geschützten Winterreisen de- auf den Boden genommen und stilles Wetter, ungemein schnelle Interessanten. Wetter und hell mit doppelten Ei- Bei der See- sonderlich auch das Dienste leistet. besonders bei p. Schwingwellen. gebaut. Die großzimlich abgeföhrt von 2 bis 8 Tonnen, ihre außerordentlichen Fahrten auf der zuweilen sogar et- betrachteten. Weit-

stellen täglich auch bei dem tiefsten Schnee und rauhesten Wetter besucht werden müssen, damit nicht etwa ein Wolf sich schließlich des Fanges bemächtigt. Von Seiten der Mission werden zu dieser Zeit Männer und Frauen mit Holzholzen und Schneeschaufern für Lohn beschäftigt. Die Weihnachtsfeier bildet auch hier einen Glanzpunkt in den traurigen Wintermonaten. Deutsche und englische Missionsfreunde sorgen dafür, daß überall Bescherungen gemacht werden, bei denen außer Gewässern allerlei Kleinigkeiten, wie Blechlöffel, Halstücher, Pulswärmer, Bilderbogen u. s. w. viel Freude anrichten. — Im Februar begeben sich viele zu Schlitten auf das Eis des Seeufers, um, wo sie offnes Wasser finden, im Rajal die Seehundsjagd zu treiben. Bei solchen Schlittenerkursionen, die längere Zeit dauern, bauen sie sich zum Übernachten mit großer Geschicklichkeit Schneehäuser, indem sie mit einem langen, kegelförmigen Messer Quadern aus dem Schnee ausschlagen, die wie Bausteine zusammengefügt und zur Wölbung der Decke benutzt werden. Ein solches Schneehäuschen gewährt ein gutes Dach; während draußen der Sturm bei 20—25° R. Kälte wütet, sitzt man bei einer Temperatur von nur wenigen Graden unter Null recht geborgen. Zuerst ist es ein prächtiger Anblick, wenn die blendend weißen Wände das Licht in tausend glitzernden Sternchen reflektiren. Bald aber ist alles vom Rauche des Kochfeuers geschwärzt. In der Nacht wird der Ausgang fest mit Schneefüllchen verstopft. Die armen Hunde können sich draußen nach Belieben in den Schnee eingraben, nachdem ihnen ihr tägliches Futter auf denselben hingestreut war, das sie mit Heulen und sich untereinander beißend verzehrten. Am Morgen probiren die Insassen des Häuschens zunächst durch einige kleine Löcklein, woher der Wind weht, und machen dann auf der geschicktesten Seite die Thüre. Auch die Missionare müssen bei Winterreisen derartige Nachtquartiere benutzen, wobei sie sich außer den auf den Boden gebreiteten Fellen des Schlafsaales aus Eisbärenpelz bedienen. Die Speisen werden in gefrorenem Zustande, in Stücken, mitgenommen und über einem kleinen Kochapparate genügend erwärmt. Ist stilles Wetter, so haben solche Schlittenfahrten, die bei guter Vespansnung ungemein schnell von statthen gehen, trotz ihrer Beschwerlichkeit viel des Interessanten. Wunderbar ist es in jenen schneigen Eindönen bei stilem Wetter und hellem Himmel das Sternenheer zu betrachten, das dort mit doppelten Glanzen hernieder funkelt.

Bei der Seehundsjagd benutzen die Eskimo hier nicht blos die Büchse, sondern auch das Fernrohr, das ihnen beim Auffischen der Thiere gute Dienste leistet. Dieser Erwerb bringt manche Lebensgefahr mit sich, besonders bei plötzlicher Bertrimmerung des Eises durch sogenannte Schwingwellen. — Gegen Ostern werden die Boote reparirt oder neu gebaut. Die größeren Fellboote, wie sie früher gebräuchlich waren, sind ziemlich abgekommen; wogegen Holzboote, selbst größere Segelfahrzeuge von 2 bis 8 Tonnen Last gebaut werden. Dabei beweisen die Männer ihre außerordentliche Geschicklichkeit. Dieselbe zeigt sich auch bei ihren Fahrten auf der See, für die sie keinen Kompaß gebrauchen, den sie zumeilen sogar etwas verächtlich als eine Art Eselsbrücke der Kablunät betrachten. Weiber und Männer haben eine erstaunliche Fertigkeit

im Gebrauch des selbst gemachten Messers, Ulo genannt, mit dem sogar öfter chirurgische Operationen — einmal selbst eine Stauroperation — glücklich vollzogen werden.

Zur Charwoche finden sie sich womöglich wieder alle auf den Stationen ein. Nach Ostern gehen sie meistens landeinwärts auf die Rennthierjagd, besonders von den nördlichen Stationen; im Süden sind jene Thiere seltener. Ende Juni werden auf den Inseln Eier gesammelt und der Fischfang beginnt, welcher, namentlich der Dorschfang, bis zum September dauert. In dieser Zeit lebt die ganze Bevölkerung zerstreut in den Sommerzelten. Nun sind auch die Schooner der Fischer und Händler an der sonst so wenig belebten Küste thätig. Für die Eskimo ist dies die Zeit der Verfuchungen. — Nasse Witterung kann ihnen dann viel Verlust bringen durch das Versaulen der zum Trocknen aufgehängten Fische. In neurer Zeit fängt man daher auch mehr Lachse und Lachsforellen. Diese Fische sind eingefalzen als Wintervorrath zu gebrauchen, werden aber auch mehr und mehr ein einträglicher Handelsartikel.

Im Oktober ziehen die Eingebornen auf die sogenannten Nezplätze, um wieder dem Seehundsfange obzuliegen, und bleiben da meist bis gegen Weihnachten. In dieser Zeit werden die Seehunde am zahlreichsten in Nezen gefangen, und wenn die Buchten schnell zufrieren und die Seehunde dadurch oft in großen Heerden eingeschlossen und vom offnen Meere abgeschnitten werden, auch vom Eis aus in Menge geschossen. Erst wenn diese Gelegenheit des Erwerbes vollkommen ausgebaut ist, kehren die Eingebornen zu ihren Winterquartieren zurück, die jedesmal der Reparatur bedürfen.

So verläuft das Leben der Eskimo in einsförmiger Weise, Jahr aus, Jahr ein. Durch die Natur ihres rauhen Felsenlandes sind sie geneigt, ihren Unterhalt als Jäger und Fischer zu suchen. Es wäre jedoch die Frage, die, wie in Grönland von Dr. Rink angeregt, auch in Labrador von der Brüdermission vielleicht in günstiger Weise gelöst werden könnte, ob man die große Geschicklichkeit der Eingebornen nicht zur Hebung ihrer äusseren Wohlfahrt zweckmässiger Weise für gewisse Zweige der Industrie verwenden könnte? Kürschner- und Beindreherarbeiten würden jedenfalls von ihnen ganz sauber ausgeführt werden und dürften ihnen weit angemessener die Mittel bieten zum Anlauf fremder Waaren, deren sie nicht mehr entbehren können, als der jetzige Verkauf eines grossen Theiles der Nahrungsmittel, die von ihnen bald nachher schmerzlich vermisst werden.

Möchten die Missionare, die mit so großer Aufopferung an jenen kalten unwirthlichen Gestaden soviel für das arme Völkchen thun, auch nach dieser Richtung hin in aller Weisheit die rechten Wege finden, sein irdisches Wohl zu fördern.

Dass sie bisher nicht umsourst gearbeitet haben, zeigt aufs deutlichste ein Vergleich der christlichen Eskimo mit den im Norden lebenden Heiden, denen in neuerster Zeit, wie wir sahen, die Mission auch nahe getreten ist. Dort hat man noch ganz das hinterlistige, mordlüstige Volk, gefnechtet in den Banden des Aberglaubens, wie es vor 100 Jahren

geschilbert und wann sie sonst ob wie sie jetzt dort die K des Völkch alle Lebend Aber die in einem erwartet w fortfahren, bieten und dieses und

über den

Die dän ihrer Stellu Missionsgesell segen — wo minare zu werden weiter zu bewilligen dürfniss für Geistliche, um bereit wären stehen denn 2 und können ni werden. Um Gründung einer gegangen. Ein vereinigt waren dem aufs sorg zukünftigen gr zu ihren Land der treffliche P Reichstag unter Grönland finde

Dennoch i durch die Bem gemacht worden, übernivit, der

geschilbert wurde. Und blickt man anderseits nach Süden, wo sie dann und wann auch noch mit Indianern in Verlührung kommen, mit denen sie sonst ohne Blutvergießen nicht zusammentreffen konnten, und sieht, wie sie jetzt mit ihnen in christlichem Frieden verkehren, so zeigt sich auch dort die Kraft des Evangeliums, durch die eine bedeutende Umwandlung des Völkchens schon vollbracht ist. Freilich, es fehlt noch viel, daß alle Lebensmomente gleichmäßig von dieser Kraft durchdrungen seien. Über die 100 Jahre, welche die Mission bereits hinter sich hat, sind in einem Volksleben nicht eine Periode, über die hinaus nichts Weiteres erwartet werden dürfte. So möge die christliche Liebe in aller Geduld fortfahren, jenen Kindern das Heil der seligmachenden Wahrheit darzubieten und sie anzuleiten zu der Gottseligkeit, welche hat die Verheizung dieses und des zukünftigen Lebens.

Nachtrag über den neusten Stand der dänischen Mission in Grönland.

Die dänische Mission in Grönland leidet noch immer schwer unter ihrer Stellung als Staatsangelegenheit. Zwar ist es der dänischen Missionsgesellschaft gelungen, manche zweckmäßige Einrichtung durchzuführen — wohin namentlich die Gründung der beiden Katedeten-Seminare zu Jakobshavn und Godthaab gehört — anderseits aber werden weitere Verbesserungen durch den Reichstag, der die Geldmittel zu bewilligen hat, aufgehoben oder verhindert. Das dringendste Bedürfniß für die dänischen Eskimogemeinden sind tüchtige eingeborene Geistliche, um so mehr, als es fortwährend an Kandidaten fehlt, die bereit wären 6—8 Jahre lang in Grönland zu arbeiten. Darum stehen denn 2 Missionsabfrikte, Omanat und Egedesminde, unbefestigt, und können nur notdürftig von den benachbarten Stationen verwaltet werden. Um solchen Nebelständen abzuheilen, war die Regierung auf Gründung einer Anstalt zur Ausbildung eingeborner Geistlichen eingegangen. Eine Kommission, in der die sachverständigsten Männer vereinigt waren, arbeitete einen eingehenden Bericht aus (1871), in dem aufs sorgfältigste alle Verhältnisse berücksichtigt waren, um den zukünftigen grönlandischen Pastoren eine angemessene Stellung sowohl zu ihren Landsleuten als auch zu den Europäern zu schaffen. Aber der treffliche Plan ist bisher nicht zur Ausführung gekommen, da der Reichstag unter politischem Parteihader nicht das nötige Interesse für Grönland finden konnte.

Dennoch ist wenigstens in der angegebenen Richtung vornehmlich durch die Bemühungen der dänischen Missionsgesellschaft ein Anfang gemacht worden, indem ein eingeborner Käthelet, Tobias Mørch aus Upernivik, der seine Bildung größtentheils durch eigenen Fleiß er-

worben und schließlich durch einen Aufenthalt in Kopenhagen vervollständigt hat, als Pastor für die genannte Station ordinirt wurde (im Mai 1874). Dieser Erstling rechtfertigt die besten Hoffnungen. Hätte man für alle Stationen solche Männer, so würde die Predigt des Evangeliums in jenen eisigen Gegenden viel von dem Charakter einer exotischen Pflanze ablegen, den sie bisher nachtheiligerweise immer noch an sich trägt. Die Aussicht und Überleitung durch einige europäische Missionare würde freilich auch dann noch nicht zu entbehren sein. Am erfolgreichsten aber würden die europäischen Kräfte jedenfalls verwendet, wenn sie vorzugsweise an der Ausbildung solcher grönlandischen Pastoren arbeiten könnten.

Über die einzelnen bereits S. 61 genannten Stationen ist nicht viel von allgemeinerem Interesse zu berichten. Näheres darüber findet man in Dr. Ralkars Artikel, Allgemeine Missions-Zeitschrift, 1875 S. 175 ff.

vervoll-
urde (im
Hätte
es Evan-
iner ego-
r noch an
europäische
sein. Am
erwendet,
schen Pa-
ist nicht
ber findet
1875 S.

Dr. G. G. Burkhardt's
Kleine Missions-Bibliothek.

Indi

Sweite Auflage,
gänzlich umgearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt

von

Dr. R. Grundemann,
Pastor zu Mörg bei Leipzig.

gänz

Erster Band: Amerika.

Sweite Abtheilung:
Die Indianer in Nord- und Süd-Amerika.



Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.

1876.

hef.

Die evangelische Mission unter den Indianern in Nord- und Süd-Amerika

von

Dr. G. E. Burkhardt.

Zweite Auflage,
gänzlich umgearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt

von

Dr. K. Grundemann,
Pastor zu Mörg bei Leipzig.



Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1876.

1. Die europäische
Mammon
2. Land und
Leute
3. John E.
Fitzgerald
4. Die Farben
der Amerikaner
5. David Brinkley
6. Die Anfangszeit
der Amerikaner
7. David Brinkley
8. Neuere Weltgeschichte
des Bürgertums:
 - a. Die
Bürgertum
 - b. Die
Bürgertum
 - c. Die
Bürgertum
 - d. Die
Bürgertum
 - e. Die
Bürgertum
 - f. Die
Bürgertum
 - g. Die
Bürgertum
 - h. Die
Bürgertum
 - i. Die
Bürgertum
 - k. Die
Bürgertum
 - l. Die
BürgertumAnhang
9. Der neunzehnte Jahrhundert:
 - a. Der
neunzehnte Jahrhundert
 - b. Die
neunzehnte Jahrhundert
 - c. Mississipi
 - d. Mississipi
 - e. Die
neunzehnte Jahrhundert
 - f. Die
neunzehnte Jahrhundert
 - g. Die
neunzehnte Jahrhundert
 - h. Amerika

In h a l t.

Die Indianer in Nord- und Südamerika.

A. Nordamerika.

Seite

1. Die europäischen Ansiedlungen in Nordamerika und das Los des rothen Mannes	1
2. Land und Leute	13
3. John Elliot	52
4. Die Familie Mayhew	64
5. David Brainerd und Eleazar Wheelock	68
6. Die Anfänge der Brüdermission	75
7. David Zeisberger	82
8. Neuere Missionen im Gebiete der Vereinigten Staaten bis zum Ausbruch des Bürgerkrieges	107
a. Die Missionen unter den Cherokee's	109
b. Die Missionen unter den Creek's resp. Seminolen	117
c. Die Missionen unter den Choltaw's und Chitasaw's	120
d. Die Mission unter den Osagen	130
e. Die Mission unter den Pawnee's, Iowa's, Sac's, Foxes, Otoe's, Omaha's und Schawnee's	133
f. Die Mission unter den Dakota's, Chippeway's und Ottawa's	137
g. Die deutsch-lutherische Mission unter den Chippeway's in Michigan	141
h. Die Mission unter den Wyandots	150
i. Die Missionen unter den Stockbridge-Indianern und Oneiba's	152
k. Die Mission unter den Seneca's und Tuscarora's	157
l. Die Missionen im sernen Westen	165
Anhang	168
9. Der neuste Stand der Indianermission in den Vereinigten Staaten	170
a. Der American Board	171
b. Die Missionen der Nördlichen Presbyterianer	179
c. Missionen der Baptist-Union	181
d. Missionen der Südlischen Baptisten	183
e. Die Methodist-Episcopal-Missionen	183
f. Die Missionen der Südlischen Methodisten	185
g. Die Missionen der Südlischen Presbyterianer	186
h. American Missionary Association	186

	Seite
i. Die Missionen der Protestant-Episcopal-Kirche in den Vereinigten Staaten	186
k. Die Mission der Brüdergemeinde	189
Anhang. Society for Propagating the Gospel among the Indians and others in North-America	190
10. Die Missionen in Kanada	190
11. Die Missionen in Südsonia	200
a. Die Arbeiten der Church Missionary Society	200
b. Die Arbeiten der Wesleyanischen Methodisten	220
c. Society for the Propagating of the Gospel	221
12. British Columbia	221

B. Südamerika.

1. Land und Leute in Guiana	225
2. Die Mission der Brüdergemeinde unter den Arawaken	231
3. Neuere Missionen in British Guiana	241
4. Die Mission auf der Moskitoküste	250
5. Die Arbeiten der Patagonischen jetzt Südamerikanischen Missionsgesellschaft .	253

1. Die eu

Auch
 dem wir
 Es war die
 hundert en
 als Abenteu
 zu suchen u
 der sich in
 Ausdruck ih
 Fanatismus
 bens willen
 Puritaner 1
 vor den gra
 die Ausübun
 Unrecht, das
 und in der es
 Sympathien
 Holland eine
 ihrem Gottes
 nen. Und do
 der, obwohl
 dem Glauben
 fühlte sich doc
 unter diese
 kam die Gefa
 ster Generati
 näher liegende
 henden Krieg
 So war demn
 schluss gefaßt
 grime verließe
 Mühthalen und
 Heimat entgeg
 Burkhardt, Mission

Seite	
en	
186	
189	
dians	
190	
190	
200	
200	
220	
221	
221	
	225
	231
	241
	250
llschaft	253

A. Nordamerika.

1. Die europäischen Ansiedlungen in Nordamerika und das Roos des rothen Meeres.

Auch diesmal finden wir unsern Anknüpfungspunkt an einem Schiffe, dem wir über die dunkelblauen Fluten des Atlantischen Ozeans folgen. Es war die „Maiblume“ (Mayflower), die im Herbst des Jahres 1620 hundert englische Auswanderer der neuen Welt entgegenführte. Nicht als Abenteurer gingen sie, um im Leichtsinn da drüben goldene Berge zu suchen und ihr Glück zu machen. Dafür zeugte der heilige Ernst, der sich in ihrem ganzen Benehmen offenbarte und in dem düstern Ausdruck ihres Blickes und ihrer Züge, über die hie und da etwas wie Fanatismus zuckte. Doch dürfen wir nicht sagen, daß sie um ihres Glaubens willen vertrieben eine neue Heimat suchten. Freilich waren diese Puritaner 10 Jahre früher aus den nördlichen Grafschaften Englands vor den grausamen Verfolgungen und Placzereien geflohen, mit denen die Ausübung ihrer Religion unterdrückt werden sollte. Wohl mag dieses Unrecht, das sie erleiden mußten, mehr als die Sache, die sie vertraten, und in der es sich zunächst um jämmerliche Neuerwerthkeiten handelte, unsre Sympathien für sie in Anspruch nehmen. Damals hatten sie in Holland eine Zufluchtstätte gefunden. Zu Leyden konnten sie in Ruhe ihrem Gottes in den Formen dienen, die ihnen die allein richtigen schienen. Und doch behagte ihnen zuletzt nicht mehr die Umgebung der Holländer, obwohl diese ihnen freundlich und wohl geneigt blieben. Ließ sich dem Glauben und ihrer Lehre derselben auch kein Vorwurf machen, so fühlte sich doch das Häuslein als das besonders ausserwählte Gottesvoll unter diesem sabbathbrecherischen Geschlechte nicht heimisch. Dazu kam die Gefahr, die nationalen Eigenthümlichkeiten schon in der nächsten Generation mehr und mehr hinweggewischt zu sehn, so wie die noch näher liegende, in den nach Ablauf eines langen Waffenstillstandes drohenden Krieg Spaniens mit den Niederlanden sich vermeidet zu sehn. So war denn nach vielen Fasten und Beten der reiflich überlegte Entschluß gesetzt worden, abermals den Wanderstab zu erheben. Als Pilgrime verließen sie die alte Welt, darauf gesetzt, auch in der neuen unter Mühsalen und Beschwerden weiter zu wandern, wenn's nur der ewigen Heimat entgegenginge. Auch war es die ausgesprochene Absicht, unter

den Heiden das wahre Gottesreich auf Erden zu gründen und zu bauen, für das in Europa keine Stätte mehr zu sein schien. Unter schweren Bedingungen hatten sie von einer der beiden Compagnien, der durch die englische Krone die Ausbeutung des nördlichen Amerika übertragen war, ein Patent zur Niederlassung erlangt. Nach schwerer aber wurde die letztere selbst.

Es war am 9. November, als die „Mayblume“ Kap Cod¹⁾ in Sicht bekam. Nach mißlungenen Versuchen weiter südlich zu gehen warf man dort die Ankter, während die Pilgrime mit gebugten Knieen heiße Dankgebete zum Himmel sandten. Mochten auch immer die dichtbewaldeten Höhen in ihrem bunten, im Winde hinschwindenden Herbstkleide die Unkömmlinge recht frostig anblicken, dennoch labte ihr Anblick die müden Wanderer, mit der Hoffnung, hier eine Ruhestätte zu finden. Noch ehe jedoch das Land betreten wurde, setzte man eine Urkunde auf, kraft deren die Gesellschaft sich als einen bürgerlichen Staatskörper constituirte. Damit hatte der Drang nach politischer Selbständigkeit, der schon immer mit dem Ringen der Puritaner nach religiöser Freiheit verquickt gewesen war, hier seine erste Station erreicht. Bezeichnend ist es, daß am nächsten Tage, als an einem Sabbath, trotz des glühenden Verlangens nach dem Lande, dieses noch von keinem Fuße berührt wurde.

Wir können hier nicht die vielfachen, harten Mühsale schildern, unter denen erst einige Wochen später, als die waldigen Hügel im Schneegewande glänzten, endlich eine zur Ansiedlung geeignete Stätte gefunden wurde u. z. am östlichen Ufer der Kap Cod-Bai, wo ein klarer Bach in einen wohlgeschützten Hafen mündet. Dort fand man brackt gewesene Felsen und Reste verlassener Wigwams. Von Eingeborenen war nichts zu hören und zu sehen weit und breit, nur zahlreiche Gräber deuteten an, was später sich bestätigte, daß hier die gesamte Bevölkerung (der Stamm der Nauyrets) von einer Seuche dahingerafft war. Augenscheinlich hatte des Herrn Hand seinem Volke hier Blut gemacht. Auf der andern Seite der Bai waren sie bei den Untersuchungsfahrten bereits mit Indianern zusammengetroffen, die vor einigen Schüssen bald in die Wälder flohen.

Die Ansiedlung begann unter den ungünstigsten Umständen mit der Errbauung eines Hauses. Den dabei erforderlichen Anstrengungen erslagen viele von den Unkömmlingen; und als im Frühjahr die Kolonie, die man Neu-Plymouth nannte, einigermaßen hergestellt war, zählte man von den angelkommenen hundert Personen nur noch 55 am Leben. Doch Trauern und Klagen, scheint es, wollte sich den Pilgrimmen nicht ziehen. Nach wenigen Wochen sehen wir Witwer und Witwen aufs neue zur Ehe gesegnet. Und nun begann in der erwachenden Natur, wenn auch unter vielen Hindernissen und Schwierigkeiten, ein rüstiges Wirken und Schaffen. Die Acker wurden bestellt und mit dem Mais, den man in Gräbern gefunden hatte, besät. Dabei ließ sich hie und

¹⁾ Etwa 10 Meilen O. S. O. von Boston. Der Name dieses 1602 entdeckten Kap's röhrt von der Menge der Räbeljau (Kabelisch, getrocknet Stockfisch) her, die noch mehr nach den nördlicheren Gewässern seit längerer Zeit die Schiffe verschiedener Nationen zur Fischerei angelockt hatte.

da wohl den Weisrathung Pfeil und nem Eng einer nördlischen Fischern e sie über d setzt, hatte der Poltar Wamp an ihnen, wäl war. Diese vorher ein Männer al laga als S Kolonisten n der Verlehr schwerer Feind bewies. M

40 Jahre la gestört, und einer Predig sehr grausam uns sind sie man in Wahl und ehrlich. haben halten die Hungersn Bezahlung ge bedrückt hin

Soweit f und den Einm der bereits er Alle Kräfte w der äußeren wußte auch de zunächst die S gangen, so wi mählich selbst

Leider g der Theihaber westlich von Neu Weßtagusset, rohes, verlaute

¹⁾ Richtiger D Bei Waith,

da wohl ein Indianer in der Ferne blickte, der aber bald wieder vor den Weisen schen im Walde verschwand. Welch eine freudige Überraschung aber war es für diese, als eines Tags einer jener Wilden mit Pfeil und Bogen sich nahte und ihnen schon von weitem in gebrochenem Englisch den Gruß zuriß: „Willkommen Engländer!“ Er kam von einer nördlicher gelegenen Insel, wo er durch den Verkehr mit englischen Fischern etwas von dieser Sprache gelernt hatte. Durch ihn wurden sie über die Verhältnisse des Landes orientirt. Das Gebiet, das sie besetzt, hatte zuvor den nun ausgestorbenen Patuxets gehört, einem Zweige der Pocanokets. Die andern Stämme dieses Volkes, namentlich die Wampanogs unter dem Häuptling Massasoit¹⁾ wohnten westlich von ihnen, während die Halbinsel jenseits der Bay von Nausetts bewohnt war. Diese waren von Hass gegen die Engländer erfüllt, weil einige Jahre vorher ein englischer Seefahrer, Hunt, eine beträchtliche Zahl ihrer Männer auf sein Schiff gelockt und fortgeführt hatte, um sie in Malaga als Sklaven zu verkaufen. Mit diesem Stamm aber scheinen die Kolonisten weniger in Berührung gekommen zu sein. Um so reger wurde der Verkehr mit jenem Häuplinge, der, von einem der Engländer von schwerer Krankheit geheilt, sich bis zu seinem Ende dankbar und freundlich bewies. Man schloß mit ihm ein Schutz- und Freundschaftsbündnis, das auch 40 Jahre lang treu gehalten wurde. Das gute Einvernehmen blieb ungestört, und den Indianern konnte das beste Zeugniß gegeben werden. In einer Predigt aus jener Zeit heißt es: Man sagt, die Indianer seien sehr grausam und verrätherisch in diesem Lande, wie Löwen; aber gegen uns sind sie wie Lämmer gewesen, so sanft, unterwürfig und treu, daß man in Wahrheit behaupten kann, viele Christen seien nicht so freundlich und ehrlich.²⁾ Ohne ihre Hülfe würde sich die junge Kolonie schwierlich haben halten können. In dem harten Winter 1822 half Massasoit die Hungersnoth abwenden. Eine große Strecke Land hatte er ohne Bezahlung geschenkt und bewies sich oft gegen die von mancher Noth Bedrückten hilfreich und großmuthig.

Soweit schien ein gedeihliches Verhältniß zwischen den Eingebornen und den Einwanderern angebahnt zu sein. Von einer Verwirklichung der bereits erwähnten Missionsabsichten war freilich noch nicht die Rede. Alle Kräfte waren, wie es scheint, durch die Arbeiten zur Sicherung der äußeren Existenz der Kolonie in Anspruch genommen. Vielleicht wußte auch der in Unkenntniß der Verhältnisse gefasste Belehrungsreifer zunächst die Sache nicht recht anzufangen. Indessen wäre es so fortgegangen, so würde das Leben der Puritaner neben den Indianern allmählich selbst zur Mission geworden sein.

Leider gestalteten sich jedoch die Dinge bald anders. Ein Theihaber der oben genannten Compagnie hatte um jene Zeit nordwestlich von Neu-Plymouth an der Massachusetts-Bay eine andere Kolonie, Wessagussett, angelegt. Dort benahmen sich die Ansiedler, zum Theil rohes, verlaufenes Gehindel, keineswegs christlich gegen die benachbarten

¹⁾ Richtig Massasoit, vierstellig.
²⁾ Bei Wait, Anthropologie III, 242.

Gingebornen. In gesetzloser Weise wurden dort nicht blos Beträgereien und Willkürleidenschaften aller Art, sondern selbst offensbare Nässebereien verübt. Als nun ein Stachestreich der Massachusetts zu erwarten stand und schon bestimmt geplant wurde, entblödeten sich die Puritaner nicht, mit einem Ueberfall ein Blutbad unter jenen Indianern anzurichten, um ihre Landsleute zu retten resp. sich selbst vor weiteren Angriffen zu schützen. Das Haupt des erstochenen Führers prangte als blutige Trophäe auf einer Stange vor den Mauern der Festung zu Neu-Plymouth, während in der Versammlung dort Lob- und Danklieder erschallten für den Sieg, den Jehovah seinem Volke verliehen. Mit diesem Ereigniß beginnt in Neuengland die Ungerechtigkeit der Ansiedler gegen die Gingebornen, die als ein unverlöschliches Brandmaal dem christlichen Amerika anhaftet und auch nicht durch die von den Puritanern gern benutzte Parallele des Vernichtungskampfes Israels gegen die Kananiter weggewischt werden konnte. Hier zeigte es sich, daß jene Leute, die sich so nachdrücklich als das Volk Gottes bezeichneten, im Grunde vielmehr Engländer als Christen waren. Wie würde sich doch das Leben Nordamerika's ganz anders entwickelt haben, hätte man gleich von damals an vor den Indianern alle Identifizierung mit jenen gottlosen Landsleuten abgewiesen!

Der Raum gestattet uns hier nicht, die weitere Geschichte Neuenglands ausführlicher zu erzählen. Nachdrückende Einwanderer, Puritaner und andere, besetzten das Land mehr und mehr. Grund und Boden wurden zum Theil durch Kauf erworben. Immer wieder und wieder aber wurde durch Blutvergießen weiterer Raum geschafft. Es sei nur erwähnt, wie 1637 ganz nach Indianerweise der Stamm der Pequots von den Ansiedlern im Verein mit einigen andern Stämmen ausgerottet wurde, indem man 6—700 Menschen überfiel und niedermachte, aber auch unter den Fällenden noch mordete. Eine Anzahl Knaben wurden in die Sklaverei verkauft; auch sollen Gefangene gemartert und lebendig verbrannt worden sein. — Eine Maßregel, die die Ansiedler vielfach in ihrem Interesse anwendeten, war diese, verschiedene Indianerstämme gegen einander aufzuheben, und dann aus der Niederlage des einen oder andern Gewinn zu ziehen. Ihren indianischen Bundesgenossen erwiesen sie keineswegs immer die Treue, wie sie ihnen von diesen hie und da geleistet worden war. Sobald der eigne Vortheil bedroht schien, wurde es mit dem Halten der Verträge nicht genau genommen. Dabei waren die in der Nähe der Kolonien lebenden Gingebornen bald auf die Handelsgegenstände, die sie von diesen bezogen, angewiesen und geriethen z. B. in empfindliche Not, wenn ihnen Pulver und Blei, ohne welches sie später ihre Jagd nicht mehr betreiben konnten, versagt wurde. Man kann daher begreifen, daß sich mehr und mehr die Indianer gewöhnten, die weißen Leute als ihre Feinde zu betrachten, und es nicht an Versuchen fehlte, sie mit vereinten Kräften zu vernichten. Alle diese Versuche aber hatten bei der Überlegenheit der schnell anwachsenden europäischen Bevölkerung immer wieder Niederlagen der Gingebornen zur Folge, unter denen ein Stamm nach dem andern gebrochen und aufgerieben wurde.

Die Ansiedler aber „betrachteten sich als die alleinigen rechtmäßigen Herren des Landes, das die englische Krone ihnen verliehen hatte, er-

klärten die Waffen a Gericht u Sie schlossen aus und mit dem, und gab Jahren 162 thanen der mente, der oder falsch der Jurisd Rechte der der souver diese Räufe berechtigt und häufig z da an jeden bereit seien. der mit selt Vorsteh gepflanzt und erwachsen sind auf einen an england einer einer solchen zurück. Hier n Unabhängi die Erfolge der Leute noch r ist sehr begrenzt verschiedene L 1607 dem Ra Aufschwung zu einer schwierig gefallen, wurd jenes Häuptli zweimal (162 der Vernichtun Erst der auf der Indianer ungestörtem V

¹⁾ Weiz, An ²⁾ Urprüngl spruchte Küste No Elisabeth genann lag, hieß Nordvor

klärten die ihnen feindlichen Indianer für Rebellen, forderten ihnen die Waffen ab, sobald ihr Benehmen Misstrauen erregte, stellten sie vor Gericht und bekriegten sie ganz wie es ihr eigner Vorheil verlangte. Sie schlossen Verträge durch Einschüchterung, legten sie völlig willkürlich aus und hielten sie nur soweit es ihnen möglich schien, unterhandelten mit dem, dessen Hülfe sie bebursten oder dessen Feindschaft sie fürchteten, und gaben ihn später wieder preis. Allerdings gibt es schon aus dem Jahre 1621 eine Urkunde, in welcher sich mehrere Häuptlinge als Untertanen der englischen Krone beklagten. Auf solche und ähnliche Dokumente, deren Bedeutung und Tragweite die Indianer sicherlich gar nicht, oder falsch verstanden — gründete man den Anspruch, die Indianer der Jurisdiktion der Kolonien zu unterwerfen, und obwohl nach dem Rechte der Eingeborenen nur der oberste Häuptling, oder anderwärts der souveräne Rath des Volkes Land verkaufen konnte, so wurden diese Räufe doch oft genug mit einzelnen geschlossen, die dazu nicht berechtigt waren; oft wurden auch diese in der größten Weise betrogen. Und selbst wo der Kauf in rechtlicher und ehrlicher Weise geschah, ist es häufig zweifelhaft, ob die Indianer ihn so verstanden, daß sie von da an jeden Anspruch auf das Land rein und vollständig aufzugeben bereit seien." Die angeführte Darlegung gibt ein beson. der Forsther, der mit seltener Gründlichkeit die Quellen durchforscht hat.¹⁾

Vorstehendes genüge, um zu charakterisiren, wie der eine Keim gepflanzt ward und sich entwickelte, aus dem die Vereinigten Staaten erwachsen sind. Dieselben aber führen ihren Ursprung anderseits auf einen andern Punkt zurück, an dem schon früher als in Neuengland eine englische Niederlassung stattfand. Die ersten Anfänge einer solchen im heutigen Virginien²⁾ reichen bis in das 16. Jahrhundert zurück. Hier war es nicht das Streben nach kirchlicher oder politischer Unabhängigkeit, das die Ansiedler leitete, sondern im Grunde der durch die Erfolge der Spanier in Südamerika gereizte Golddurft. Dass solche Leute noch viel gewissenloser unter den Eingeborenen wirtschafteten, ist sehr begreiflich. Unter der Feindschaft der letzteren mißlangen denn verschiedene Versuche einen festen Halt zu gewinnen, bis es im Jahre 1607 dem Kapitän John Smith gelang, die Kolonie Jamestown in Rückschwung zu bringen, obwohl er dem Häuptling Powhatan gegenüber eine schwierige Stellung hatte. Einst in die Hände der Indianer gefallen, wurde ihm nur durch die Fürbitte der Pocahontas, der Tochter jenes Häuptlings, das Leben gerettet. Später wurde diese Kolonie zweimal (1622 und 1641) von den Eingeborenen überfallen und war der Vernichtung nahe; jedesmal fielen 300 oder mehr Weiße zum Opfer. Erst der auf das letztere Blutbad folgende Nachkrieg brach die Macht der Indianer so vollständig, daß die Niederlassungen jener Gegend zu ungefährtem Wachsthum gelangten. Gold und Silber war freilich in

¹⁾ Weiz, Antropologie III, S. 245.

²⁾ Ursprünglich wurde mit diesem Namen die ganze von den Engländern beanspruchte Küste Nordamerikas, zu Ehren (resp. Schmeichelei) der jungfräulichen Königin Elisabeth genannt. Der Strich zwischen dem 42. und 45.° N. Br., in dem Neuengland lag, hieß Nordvirginien.

Virginien nicht zu finden gewesen; wohl aber zeigte sich der fruchtbare Humusboden und das herrliche Klima dem Ackerbau günstig. Bald war der Tabaks- und Baumwollenbau¹⁾ dort in besonderer Weise heimisch. Mit demselben kam die Sklaverei und die afrikanische Rasse nach Nordamerika. — Kirchliches Leben scheint in jenen Ansiedlungen sich zunächst wenig oder gar nicht geregt zu haben. Nach und nach fanden jedoch die Formen der anglikanischen Kirche Eingang.

Um diese beiden Hauptpunkte gruppierte sich die fernere englische Einwanderung, die in immer wachsenden Strömen sich über den Ozean ergoss und vor der die eingeborene Bevölkerung immer mehr dahinschwinden muste.

Aber auch Frankreich sandte seine Ansiedler nach Nordamerika, nachdem seine Schiffer und Fischer schon lange besonders an den nördlichen Küsten einen regen Verkehr gehabt. Die ersten Versuche fester Niederlassungen am Lorenzo-Strom wurden von dieser Seite schon vor der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts gemacht. Doch erst zu Anfang der folgenden erfolgte dort die Gründung bleibender Kolonien. Auch hier gab es mit den Indianern vielfache Kämpfe. Man suchte sich jedoch möglichst freundlich mit ihnen zu stellen, sowie auch alsbald eine systematische Mission durch Kartäuser-Mönche (seit 1614) und Jesuiten (seit 1629) geübt wurde, die alsbald beträchtliche Gemeinden sammelten. Die Leitung der ganzen Kolonie lag in den Händen der französischen Regierung, die besonders unter Ludwig XIV. mit mancherlei verkehrten Maßregeln darauf drang, die „Wilden zu französisiren“. Es ist erklärlich, wie dies nicht ohne Widerstand geschehen konnte. Auch hier gab es genug Streit und Kampf zwischen Europäern und Eingeborenen, in dem die Reihen der letzteren immer mehr gelichtet wurden. Doch blieben in dem französischen Kanada mehr indianische Elemente, namentlich unter Mischung mit europäischem Blute, erhalten, als dies in den englischen Kolonien der Fall war. Überhaupt gestalteten sich dort die Verhältnisse unter feudalen Ordnungen wesentlich anders. Bekanntlich wurde dies französische Gebiet im Pariser Frieden 1763 an England abgetreten.

Fast ein Jahrhundert zuvor hatten die Franzosen unter dem Jesuitenmissionar Pater Marquette nach Westen zu vordringend den Mississippi entdeckt und bis zu seiner Mündung verfolgt. Hierdurch wurde die Anlage einer französischen Kolonie an den unteren Ufern des großen Stromes veranlaßt, mit Namen Louisiana, die freilich geraume Zeit nur ein kümmerliches Dasein fristete und in dem erwähnten Friedensschluß an Spanien abgetreten, das dagegen Florida an England abgab.

Diese Halbinsel hätten wir übrigens, wollten wir die Verführung der Indianer und Europäer nur in historischer Reihefolge betrachten, an erster Stelle erwähnen müssen; denn schon in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts war sie von den Spaniern in grausamem Kampfe erobert und zum Theil entvölkert worden. Auch von Mexiko aus waren sie schon frühe weit gegen Norden vorgedrungen und hatten einzelne Indianervölker

¹⁾ In Neuengland war es besonders der Pelzhandel, der dieser Kolonie immer mehr zur Blüte verhalf.

unterwo
Ozeans a
viele In
So
Einfuß
Indianer
Die
dene Ind
erlitten,
keit vom
müssen w
geordnete
nern frie
die ersten
an den G
zur Abtre
absahen.
tet, andere
der Weiße
nimmt. D
derben na
tionen vor
denen Seite
geben und
fach mit ei
von Brant
die — wie
nachlässigte
Evangelium
mentlich tri
(Tscholtas¹⁾
tees (Tschir
Leider
die Winke, i
Kultur lagen
der Menschha
und Boden
und für eine
ten die Indi
Lande ihrer
Menschen an
wollten, such
unterdrücken.
Wie nic
tees zeigen, i
men hatten.

¹⁾ Der in
Laut ist das dur

er fruchtig. Bald Weise hei-
stasse nach ungen sich auch fanden
e englische den Ozean mehr dahin
erila, nach- nördlichen ter Nieder-
on vor der zu Anfang ien. Auch man suchte sich alsbald
4) und Je- Gemeinden Händen der mit mancher- ranzösisen".
unnte. Auch und Einge- urden. Doch namentlich in den eng- ort die Ver- itlich wurde abgetreten.
n Jesuiten- mississippi ent- die Auslage Stromes ist nur ein sschluß an gab.
Berührung rachten, an ehszehnten sie erobert in sie schon aneröster onie immer

unterworfen. Besonders dehnten sie ihre Macht an den Gestaden des großen Ozeans aus, in Kalifornien. Namentlich dort wurden durch ihre Missionen viele Indianer äußerlich zur Annahme des Christenthums gebracht.

So war denn im siebzehnten Jahrhundert europäische Macht und Einfluss von den verschiedenen Seiten wie mächtige Keile in das Indianergebiet hineingetrieben.

Die Kämpfe der Franzosen und Engländer, in die überall verschiedene Indianervölker mit verwickelt wurden und den schwersten Schaden erlitten, sowie den Kampf der englischen Kolonien um ihre Unabhängigkeit vom Mutterlande, bei dem es den Eingeborenen nicht besser erging, müssen wir übergehen und finden schließlich die Vereinigten Staaten mit geordneten Verhältnissen, in denen sich auch die Stellung zu den Indianern friedlicher als zuvor gestalten zu wollen schien, namentlich da die ersten Präsidenten dieselben billig behandelten, ihr Eigentumsrecht an den Grund und Boden anerkannten und von allen Zwangsmäßregeln zur Abtretung, wenn solche nicht freiwillig durch Kauf zu erzielen war, absahen. Freilich ganze Völker und Stämme waren bereits ausgerottet, andere in ihrer Lebenskraft gebrochen durch die südlichen Einflüsse der Weißen, unter denen der Brantwein handel die erste Stelle einnimmt. Dennoch hätte sich zu jener Zeit dem fortschreitenden Verderben nach Einhalt gebieten lassen und es wäre möglich gewesen Nationen vor dem Untergange zu retten, um so mehr als von verschiedenen Seiten die Indianer Anstalten machten, ihre wilben Sitten aufzugeben und sich an ein sesshaftes kultivirtes Leben zu gewöhnen, wobei vielfach mit einem anzuerkennenden sittlichen Ernst gegen die Einführung von Brantwein gekämpft wurde. Unter diesen Umständen bot sich für die — wie wir hernach sehen werden — auch bisher schon nicht vernachlässigte Mission ein besonders günstiger Boden, wie denn auch das Evangelium bei manchen Stämmen schon schöne Früchte brachte. Namentlich tritt dies bei den südlichen Völkern Creek (Kriks), Choctaws (Tschotkas¹⁾), Chickasaws (Tschidokas) und vor allen Dingen bei den Cherokees (Tschirolihs, Tschirokezen) zu Tage.

Leider beachtete die fernere Politik der Vereinigten Staaten nicht die Winke, die in diesen Spuren von Streben des rothen Mannes nach Kultur lagen. Leider stumpfte sich das Rechtsgefühl gegen diesen Zweig der Menschheit mehr und mehr ab. In thörichtem Hunger nach Grund und Boden — obgleich das schon erlangte Land auf Generationen hin und für eine wachsende weiße Bevölkerung ausreichend sein konnte — sollten die Indianer immer weiter zurückgedrängt und vollends aus dem Lande ihrer Väter vertrieben werden. Man sah sie kaum noch als Menschen an, die irgend welche Rechte hätten. Wo sie sich nicht fügen wollten, suchte man sie mit List oder offener Gewalt zu zwingen, zu unterdrücken, auch wenn sie dabei vertilgt werden sollten.

Wie man in dieser Hinsicht verfuhr, möge das Beispiel der Cherokees zeigen, die bereits zum großen Theile das Christenthum angenommen hatten. „Der Staat Georgia erklärte 1829, daß sie sich seinen

¹⁾ Der in englischer Schreibung indianischer Namen durch aw ausgedrückte Laut ist das dunkle in o übergehende a.

Gesetzen zu unterwerfen hätten. Dieselben erlaubten keinem Indianer, gerichtliches Zeugniß abzulegen oder gegen einen Weißen zu klagen. Die Cherokees wandten sich deshalb mit einer Beschwerde an den obersten Gerichtshof der Vereinigten Staaten. Die Entscheidung fiel zwar günstig für sie aus, doch Georgia kümmerte sich wenig darum, erlaubte sich jede mögliche Bedrückung und wußte durch Bestechungen einen Theil des Landes an sich zu bringen, obgleich die Gesetze der Cherokees jeden Länderverkauf an Weiße mit dem Tode bestrafen. Goldminen, welche die Eingeborenen in ihrem Lande entdeckt hatten, ließ Georgia in Besitz nehmen. Eine bei ihnen erscheinende Zeitung wurde unterdrückt, um ihre Klagen nicht laut werden zu lassen. — Zwei Missionare, die gegen diese ungerechten Gewaltstreiche protestirten, wurden ins Gefängniß gelegt. Infolge weiterer Bestechungen ging ein kleiner Theil der Cherokees im Jahre 1835 einen Vertrag ein, das Land zu verlassen (den Vertrag von New-Echota), gegen den 15,000 unter 18,000 jogleich offenen Einspruch erhoben — aber vergebens, er wurde in Washington für gültig erklärt. Jackson, „der große Vater“, wie die Indianer den Präsidenten zu nennen pflegten, ließ ihnen 5 Millionen Dollars für ihr Land bieten und sie einschüchtern. Schließlich schickte man 2000 Soldaten gegen sie, sie zogen ruhig ab und über den Mississippi (1838).¹⁾

Folgende Rede eines ihrer Häuptlinge in einer Versammlung, in der die Antwort des Präsidenten auf ihre Beschwerden vorgetragen wurde, ist für die ganze Sache sehr charakteristisch. Sie lautet:

„Brüder! Wir haben die Rede unseres großen Vaters gehört; sie ist voll Güte für uns. Er sagt, er liebt seine rothen Kinder. Brüder! als der weiße Mann zuerst an diese Küste kam, gaben die Muskogees ihm Land und machten ihm ein Feuer, sich daran zu wärmen; und als die Bleichgesichter vom Süden (Spanier) ihn angreiften, zogen ihre junge Männer den Tomahawk und schlugen sein Haupt vor dem Scalpmesser. Aber als der weiße Mann sich gewärmt hatte am Feuer des Indianers und sich gefästigt an seinem Maiskudding, da wurde er sehr groß, er reichte bis über die Berggipfel hinweg und seine Füße bedekten die Ebenen und die Thäler. Seine Hände streckte er aus bis zum Meere im Osten und im Westen. Da wurde er unser großer Vater. Er liebte seine Kinder, aber sprach zu ihnen: „Ihr müßt ein wenig aus dem Wege gehen, damit ich nicht von ungefähr auf euch trete.“ Mit dem einen Fuske stieß er den rothen Mann über den Ocone und mit dem andern trat er die Gräber ihrer Väter nieder. Aber unser großer Vater liebte doch seine rothen Kinder und änderte bald seine Sprache gegen sie. Er sprach viel, aber der Sinn von allem war nur: „Geht ein wenig aus dem Wege, geht über den Ocone und Ocmulgee, dort ist ein schönes Land. Er sagte auch: „es soll euer Land für immer“ Jetzt sagt ers „Das Land, in dem ihr lebt, ist nicht euer. Geht über den Mississippi, dort ist gute Jagd, dort sollt ihr bleiben, so lange Gras wächst und Wasser läuft“. Brüder, wird nicht unser großer Vater auch dahin kommen? Er liebt ja seine rothen Kinder, und seine Jungs ist ohne Falsch!“

Dasselbe Schicksal traf die nördlichen Indianerstämme, die durch alle Kämpfe mit den Weißen noch mehr als die südlischen gelitten hatten. Von dem einst mächtigen Völkerbündniß der Irokesen war nur noch ein Schatten übrig geblieben. Die Reste waren grosenteils zum Christenthum bekehrt. 1820 mußten dieselben und alle Stämme, die noch im Staate New-York lebten, bis auf geringe Ueberbleibsel ihre Hei-

¹⁾ Waiz, die Indianer S. 44.

mat verlaß
ihnen ein
bagos, von
lichen Vertt
zugleich bes
Der Präside
schützen, ihn
zu gewähren
Weg zum Ho
bessere Zeit
stellt, der Fr
Indianern a
konnte einer
hatte, mit de

Aber die
doch weiße A
die kaum hei
Vorwände, da
sie den Streit
zu können. U
nach Green B
Indianer. J
hielt in dersel
kument auf de

„Brüder, hö
Gesundheit und
den Präsidenten,
Brüder, bei der s
viele Jahre zusam
über der großen e
wie wir immer
unsere Feinde v
ihm abzuhalten.
Brüdern im Sta
uns, hierher zu k
sprach er uns, er
beunruhigen dülf
Menomenies und
Wege des weißen
der machen und c
das wir gelaufen
seine weißen Kind
Wasser (Brantwe
geben; die großen
er wolle fromme
wolle uns willige
Stämme sich gege
Vater seines lang
ihnen sagen: Seit
den leben, mit ein
Leute, und am En
derten, in Frieden
wahnsinnigen und
sondern einen stark

mat verlassen. Jenseits des Michigan-Sees bei Green-Bay wurde ihnen ein Gebiet angewiesen, nachdem die Menomenies und Winebagos, von denen sie das erforderliche Land kauften, durch einen feierlichen Vertrag sich zu ihrer Aufnahme verpflichtet hatten. Es wurde zugleich bestimmt, daß nie weiße Ansiedler dort eindringen sollten. Der Präsident machte sich anheischig, sie stets in ihren Rechten zu schützen, ihnen die Mittel zum Ackerbau und zu mancherlei Gewerben zu gewähren, ihnen auch Lehrer und Prediger zu senden, um ihnen den Weg zum Himmel zu zeigen. So schien denn für diese Stämme eine bessere Zeit angebrochen zu sein. Dörfer wurden gebaut, Acker bestellt, der Friede mit den benachbarten noch nach alten Sitten lebenden Indianern aufrecht erhalten und Missionare wirkten in Segen. So konnte einer der Häuptlinge, unter dem die Ueberfiedlung stattgefunden hatte, mit den Worten hierüber: „Nun ist meine Seele zufrieden!“

Aber die gute Zeit währte nicht lange. Schon um 1830 drangen doch weiße Ansiedler ein und wiegelten die ursprünglichen Besitzer gegen die kaum heimisch gewordenen New-York-Indianer auf. Unter dem Vorwande, daß sie von den letztern beim Landkauf betrogen seien, begannen sie den Streit, um ihr Land zum zweitenmale an die Weißen verkaufen zu können. Um die Sache zu ordnen, kamen Abgeordnete der Regierung nach Green Bay und beriefen dorthin eine große Versammlung der Indianer. John Metoxen, der ehrwürdige Häuptling der Stockbridges, hielt in derselben folgende Rede, nachdem er zuvor ein geschriebenes Document auf den Thathstisch niedergelegt hatte:

„Brüder, höret, was ich zu sagen habe. Dank dem großen Geist, der uns in Gesundheit und Frieden zusammengebracht hat. Wir ehren unsern großen Vater, den Präsidenten, in unsern Herzen. Wir freuen uns, euch, seine Kinder und unsere Brüder, bei der Hand zu fassen. Möge die Kette der Freundschaft, welche uns so viele Jahre zusammengebunden hat, uns so lange zusammenketten, als die Sonne über der großen See auf- und in unsern Wäldern untergeht. — Brüder, ihr wisset, wie wir immer Freunde unsers großen Vaters gewesen sind, der uns versprach, unsere Feinde von uns abzuhalten, wenn wir ihm helfen wollten, seine Feinde von ihm abzuhalten. Wir lebten zuerst unter seinem Schatten im Ostante mit unseren Brüdern im State New-York, und da unser großer Vater sagte, es wäre besser für uns, hierher zu kommen, so gehorchten wir seiner Stimme und kamen. Dabei versprach er uns, er werde es nicht mehr gestatten, daß der weiße Mann uns länger beunruhigen dürfe. Er wünschte, wir sollten Land kaufen von unseren Brüdern, den Menomenies und Winebagos, uns unter denselben niederlassen und sie die guten Wege des weißen Mannes lehren; wie sie Korn pflanzen, Häuser bauen, ihre Kleider machen und andere gute Dinge treiben sollen. Unser Vater sagte: dieses Land, das wir gekauft haben, solle uns und unseren Kindern für immer gehören, er werde seine weißen Kinder nie unter uns kommen lassen, um unsern Nachbarn starkes Wasser (Brantwein) zu verkaufen und sie zu verführen, daß sie ihnen ihr Land geben; die großen Seen sollen immer eine Mauer sein zwischen uns und ihnen; er wolle fromme Männer zu uns senden, die uns lehren, was wir brauchen; er wolle uns Pflüge geben und Werkzeuge, um Korn zu pflanzen. Wenn einer der Stämme sich gegen uns erheben und Zant ansangen wolle, so werde unser großer Vater seinen langen Arm ausstrecken und mit seinem Munde zu ihnen reden und ihnen sagen: Seid still! Und so sollen wir hier alle unter seinem Schatten in Frieden leben, mit einander aufwachsen und eine große Nation werden, wie die weißen Leute, und am Ende unsern eignen großen Vater haben, der mit ihm, dem Präsidenten, in Frieden leben werde. — Brüder! Da wir unsern großen Vater für einen wahrhaftigen und ehrenwerthen Mann hielten, der sein Wort nie brechen werde, sondern einen starken Arm habe, das Wort wahr zu machen, so glaubten wir allem,

was er uns gesagt hat. Wir ließen seine weißen Kinder unser schönes Land und unsere Wohnungen im Staate New-York wegnehmen, und wir selbst nahmen unsere Weiber und unsere Kinder in unsere Arme, und kamen über die großen Seen hieher, um am Flussufer zu leben. Wir ständeten das Rathseuer an und machten Friede mit unseren Brüdern, den Winebagos und Menomenies. Wir gaben ihnen Geld für ihr Land. Sie sagten, sie seien froh, uns zu sehen, und daß wir gekommen seien, unter ihnen zu leben und daß wir alle nur ein Volk seien wollen. Sie versprachen, die Jagd und Fischerei fahren zu lassen und gleich uns Korn zu bauen, und daß ihre Weiber spinnen sollen, wie unsere Weiber thun, und daß wir mit einander so gut und so groß werden wollen, wie die weißen Leute. Wir waren alle einverstanden, und unser aller Herz war voll Freude. — Brüder! Wir dachten nicht, unser großer Vater, der Präsident Monroe, werde so bald sterben, oder daß ein anderer an seine Stelle kommen werde, der vergessen würde, was er verprochen hatte. Wir dachten nicht, daß unser jegiger großer Vater so viele Papiere auf seinem Schreibtisch liegen habe, daß er das Papier nicht mehr finden könnte, auf welchem sein Vertrag mit uns geschrieben steht. — Ihr sehet, Brüder, der weiße Mann ist hier; er hat starkes Wasser gebracht, um es unserem Volke, den Menomenies, den Winebagos und den Chippewas zu verkaufen, damit sie toll werden und mit einander Händel anfangen. Der Indianer kann zu allem verführt werden, wenn er starkes Wasser sieht. Es macht ihn wohlnüssig, er wird nicht mehr arbeiten, er wird sein Weib und Kind schlagen, er wird sie selbst morden, wenn er auch am andern Tag vor Gram darüber vergehen sollte. Es ist kein Friede, so lange der Indianer starkes Wasser bekommen kann, und alles geht schlecht. Hat uns doch unser großer Vater verprochen: der weiße Mann soll nicht mehr höher kommen, um starkes Wasser zu verkaufen. Aber ihr sehet, Brüder, schon ist eine große Anzahl der weißen Leute in unser Land gekommen, um hier zu leben. Sie sagen uns, sie werden bleiben, es sollen deren noch mehr kommen, sie wollen unser Land haben und wir müssen an den Mississippi auswandern. Alles dieses macht uns sehr betrübt. — Wir lebten in Frieden mit den Winebagos und den Menomenies und allen Stämmen des Nordwestens, unser Rathseuer brannte gut und ist niemals ausgegangen. Aber als wir friedlich um dasselbe herum saßen und die Freundschaftsfeier mit unsern Brüdern rauchten, kam der weiße Mann herein und warf einen großen Stein in das Feuer, und streute die brennenden Späne unter unsern Fußfuß und in unsern Kleider umher, und rief aus: Es ist kein Friede! Es ist Krieg! — Wir eilten unsern Hütten zu und weinten vor Traurigkeit, und seitdem ist kein Friede mehr. Der weiße Mann will uns nicht mit unsern Brüdern vom Frieden reben lassen. Er sagt unsern Brüdern, wir seien ihre Feinde und blos darum höher gekommen, um ihnen ihr Land zu nehmen und sie fortzusagen. Sie sollen, sagt er, das Land wieder zurücknehmen, das sie an uns verkauft haben; sie können es jetzt an die Weißen wieder verkaufen, und es soll zum zweitenmal bezahlt werden, auch werden ihnen die Weißen viel mehr Geld dafür geben, als wir gegeben haben. Vor drei Jahren (1827) haben sie einen großen Sack voll Geld aus der Stadt Washington empfangen, um gerade das Land am Flussufer wieder zu verkaufen, welches sie einst an uns verkauft haben. Wir wissen nicht, aus welchen guten Gründen ihnen dieses Geld gegeben worden ist, und wir sind deshalb in großer Besorgniß. — Brüder! ich habe nichts mehr zu sagen. Wir haben schriftlich ausgesetzt, was wir denken. Es ist euch so eben vorgelesen worden, und es liegt jetzt in eurer Hand. Wir wünschen, ihr mögnet über das nachdenken, was auf diesem Papier geschrieben steht, daß ihr es unserm großen Vater überbringen und ihn in unserm Namen bitten mögt, darüber nachzudenken. Wir wünschen, daß es gelesen werde von den Häuptlingen der großen Nation, welche in der Stadt Washington um das Rathseuer herumstehen, und daß auch sie darüber denken mögen. Wir verlangen nichts, als die Vollziehung ihres eignen Vertrages, und warten mit Verlangen, die Antwort unsers großen Vaters und der Häuptlinge zu Washington zu vernehmen."

Auch aus einer Rede des Häuptlings der Oneidas sei Folgendes angeführt:

"Es war uns ehemals ganz wohl im Staate New-York, als wir von den Weißen umgeben waren. Dort hatten wir gutes Land, wir pflanzten Korn, wir lernten

die guten
Leute;
weisse Ma-
hier, we-
dauer zu
weissen
und Wohl-
Staate Ne-
mit seinem
schrieben in
welcher Jo-
Naboths L
mir sein, da
lieben Fried
sagte, er br
dit einen b
zu uns, in
Zeit verthei-
Allein That-
rungen sind
nicht mehr
das Beträgt
auch alles.

Aber
den Wind
Und dies
rothen Ma-
Antrag gest
werden soll
her ein bes
Indianer ü
sei es gesa
Kampf un
bereitden F
Sache der 1
war der W

Es ist
indianischen
Vettags ver
vom Oneida
in der Spr
der Versam

Die we
ließ nicht
Kette von 1
blos wurde
gen für we
Regierungs-
frankenstück
scheinen, mi

nes Land und nahmen uns großen Seen und machten sie ihnen wir gekommen den. Sie verloren zu bauen, daß wir mit Eit waren alle Wir dachten eben, aber daß er versprochen wäre auf seinem e, auf welchem weise Mann ist momenten, den und mit ein rden, wenn er er arbeiten, er auch am an lange der In uns doch unser kommen, um große Anzahl sagen uns, sie er Land haben et uns sehr be denomenes und ab ist niemals die Freunde rein und warf e unter unsern Friede! Es ist und seitdem Brüdern vom inde und blos twijagen. Sie uft haben; sie weiternmal gegeben, als wir voll Geld aus usse wieder zu , aus welchen ab deshalb in aben schriftlich ab es liegt jetzt is auf diesem und ihn in ob es gelesen Washington mögen. Wir cten mit Ver Washington zu

die guten Wege unsrer weißen Nachbarn, wir hatten Wohnungen für unsere Familien und ein Haus Gottes. Dort genossen wir den Schutz der Gesetze, wenn der weiße Mann uns Böses zufügte, so sagten wir es unserm großen Vater (der Obrigkeit); dieser war also bald bei der Hand und schaffte uns Recht. Aber hier kam der weiße Mann uns alles Böse zufügen und es ist keine Hilfe für uns. Wir fanden hieher, weil wir wünschten, für uns selbst zu sein und ein besonderes Volk der Indianer zu bilden. Unter Vater, der Präsident Monroe, versprach uns, daß seine weißen Kinder nie uns nachkommen sollten. Er sagte, er möchte uns gern in Frieden und Wohlsein allein leben sehen, es sei besser für uns, hierher zu ziehen, als im Staate New-York zu leben, er wolle immer dar an uns denken und uns beschützen mit seinem starken Arm. Aber Brüder, wir erinnern uns, was in eurer Bibel geschrieben steht, die auch unsre Bibel ist: „Da kam ein anderer König auf im Lande, welcher Joseph nicht kannte.“ Auch deutet wir daran, daß einst der König Ahab Naboths Weinberg verlangte. Und Naboth sprach: „Das lasse der Herr ferne von mir sein, daß ich dir meiner Väter Erbe geben sollte.“ Aber wir haben um des lieben Friedens willen das Erbe unserer Väter hingegeben, weil unser großer Vater sagte, er brauche es für seine weißen Kinder. Ahab sprach zu Naboth: Ich will dir einen besseren Weinberg dafür geben. So sprach auch unser Vater, der Präsident, zu uns, und er versicherte uns, daß er ihn für uns und für unsre Kinder zu jeglicher Zeit vertheidigen wolle. Nun, wir klagen nicht über den Weinberg, er ist gut genug. Allein Ahab braucht ihn auch, und wir sind jetzt den Grausamkeiten und Plündерungen seines Volkes mehr als je zuvor preisgegeben — Brüder! Wir können uns nicht mehr bewegen. Saget unserm großen Vater, daß unsre Herzen bluten über das Betragen seiner weißen Kinder und daß wir keinen Frieden haben. Dies ist auch alles, was ich zu sagen habe“

Aber alle diese rührenden Darlegungen der gerechten Sache waren in den Wind geredet. „Weiter, nach Westen“, so hieß es zuletzt auch hier. Und dies war überhaupt die Lösung geworden, die man überall dem rothen Manne zuriess. Im Kongresse der Vereinigten Staaten war der Antrag gestellt, daß sämtliche Staaten von den Indianern geräumt werden sollten. Jenseits des Mississippi war bereits einige Jahre früher ein besonderes Gebiet, Indian Territory, errichtet, wohin nun alle Indianer übersiedeln sollten. Zur Ehre der besser gesinnten Amerikaner sei es gesagt, daß der betreffende Beschluß im Kongreß nach heftigem Kampf und mit geringer Stimmenmehrheit durchging, trotz der bereiteten Fürsprache, mit der der edle Everett aus Massachusetts die Sache der Unterdrückten vertheidigte. Aber er ging durch. Und damit war der Wurf über das Loos der Indianer gefallen.

Es ist rührend, wie von den damals in Washington versammelten indianischen Abgeordneten die christlichen sich zur Feier eines Fuß- und Weltags vereinigten — es war der 5. März 1831. Ein Geistlicher vom Oneida-Stamme hielt die Predigt, andere verrichteten, ein jeder in der Sprache seines Volkes, demütige und inbrünstige Gebete. In der Versammlung walzte eine erschütternde heilige Wehmuth.

Die weitere Ausführung des von dem Kongreß gefaßten Beschlusses ließ nicht lange auf sich warten und erwies sich als eine fortgesetzte Kette von Ungerechtigkeiten, Grausamkeiten und Betrügereien. Nicht blos wurde den Indianern das Land um einen Spottpreis, der Morgan für wenige Pfennige, abgelaufen; es soll auch vorgekommen sein, daß Regierungskommissäre für Land anstatt 5000 Dollars 5000 Fünffrankenstücke gegeben; daß sie statt mit Metallmünze und Schatzkammer-scheinen, mit schlechten Banknoten fremder Staaten auszahlten, und

wenn die Indianer solche Zahlung nicht annehmen wollten, bemerkten, die Regierung zahlte auf keine andere Weise; wollten sie sich aber einen Abzug von 15 Prozent gefallen lassen, so sollten sie baare Münze haben. Das den Indianern so abgenommene Land ward dann von der Regierung um guten Preis an die weißen Einwanderer verlaufen, und so hat der Staat innerhalb weniger Jahre nach einem ungefährnen Überschlag 215 Millionen Morgen urbaren Bodens an sich gezogen und dafür den Verkaufspreis von etwa 3—400 Millionen Thaler gewonnen.

Die Anfänge christlicher Kultur, die sich schon bei vielen Stämmen fanden, waren durch die Uebersiedlung hart gefährdet. Viele Stämme kamen nur ruiniert über den Mississippi, wobei der Brantwein das Seinige that. Andere widerstiegen sich und weigerten sich das Land ihrer Väter zu verlassen, wie ein Theil der Seminolen, die ein Truppenkommando überfielen und niedermachten. Die Folge war ein Vertilgungskrieg 1835—42, dem sie erlagen.

So finden wir denn schon seit Jahrzehnten das weitere Gebiet diesseits des Mississippi frei von Eingeborenen, mit Ausnahme von einigen unbedeutenden Überresten, die der Uebersiedlung entgingen. Aber auch jenseits jenes Stromes haben die meisten jener Völkerreste keine Stätte gefunden, wo sie ruhig sterben könnten. Nur einige Völker, wie die Cherokees und Chicasaws, haben in der neuen Heimat eine gedeihliche Entwicklung erlangt. Die übrigen schwinden schnell dahin. Die weißen Händler, der Brantwein und Epidemien arbeiten an ihrem Untergange. Immer wieder werden sie enger und enger zusammengedrängt und die ihnen zugethielten Reservationen werden verringert, um für die weiße Bevölkerung, die sich mit stetiger Beharrlichkeit gegen Westen ausdehnt, Platz zu gewinnen.

Etwas anders sind die Verhältnisse bei den Völkern, deren Heimat der ferne Westen ist, die sich bis in neueste Zeit eine größere Freiheit bewahrt haben und auch jetzt noch der Regierung stellenweise viel zu schaffen machen. Doch auch ihre Gebiete sind schon für die Besiedlung bestimmt und eingeteilt, und der Zudrang der weißen Bevölkerung würde auch dort viel größer sein, wenn nicht die endlosen dünnen Prärien des Westens so wenig Verlockendes für den Ansiedler hätten. Dennoch muss auch dort ein Stamm nach dem andern sein ursprüngliches ungestümes Jägerleben aufgeben. Das Verschwinden der Büffel zwingt sie mehr und mehr zu den für sie bestimmten Reservationen. Im ganzen wird die Zahl der Indianer in den Vereinigten Staaten auf 289,000 angegeben.

Ganz verschieden haben sich die Verhältnisse in Kanada gestaltet, wo sich eine größere Zahl Eingeborener, zum Theil katholische Christen aus früherer Zeit, sich erhalten haben, und an verschiedenen Plätzen des Landes auf ihren Reservationen leben, und nicht aus dem Lande gedrängt sind. Doch ist dabei ihre Zahl noch mehr zusammengezahlt als die ihrer Verwandten in den Vereinigten Staaten. In Kanada rechnet man nur noch 12000 reine Indianer. Außer diesen besteht dort ein Bruchtheil der Bevölkerung aus Mischlingen; wie denn solche katholisch und französisch rebend von hieraus als Jäger und Agenten des Pelzhandels durch die weiten Strecken des weitlichen britischen Nordamerika

verbreitet
lichem Le-
steht er a-
mehr und
ganzen be-
schlecht sin-

Es ist
geben von
auf der a-
einer Ausd-
Um von u-
an dieser von Norda-
ten finden,
das Leben die evangel-
nördlicheren sionen selbe-

Bon d-
dernd, habe-
einanderfolge-
Prärie und

Das er-
charakter jezt
breiten ihre
Treiben weit-
ren der Räde-
geschossenen
einsamkeit ei-
Häusermeer
sältigen Gar-
einst ein Wo-
einer tiefen l-
einen großen
Pfade sich d-
Bahn die Do-
fürstlicher Pr-
Ströme, die s-
wurden. Wo-
Dagegen breit-
Felder aus, h-
zogen.

Doch um-
die in den fol-
Gebiet kennen

bemerkten,
aber einen
nre haben.
ber Regie-
und so hat
leberschlag
dafür den

Stämme
e Stämme
twein das
das Land
Truppen-
ertilgungs-
ere Gebiet
nahme von
ngem. Aber
reste keine
Völker, wie
gedeihliche
Die weißen
rem Unter-
engedrängt
rt, um für
gen Westen

en Heimat
re Freiheit
es viel zu
Besiedlung
ewölkerung
rren Prä-
ten. Den-
rungliches
igt sie mehr
n wird die
angegeben.
gestaltet,
Christen
läzen des
gebrängt
olzen als
a rechnet
dort ein
katholisch
des Belz-
damerika

verbreitet sind. In jenen Gegenden ist der Indianer seinen ursprünglichen Lebensgewohnheiten verhältnismäßig näher geblieben. Doch steht er auch dort bereits überall unter dem europäischen Einflusse, und mehr und mehr zeigt sich auch bei jenen Stämmen wie im großen und ganzen bei den Rothhäuten überhaupt, daß sie ein aussterbendes Geschlecht sind.

2. Land und Leute.

Es ist ein gewagtes Unternehmen, in einem Rahmen ein Bild zu geben von einem Lande, das auf der einen Seite in das Tropenlima, auf der andern in die eisigen Polaregionen hineinragt und sich in einer Ausdehnung von 600 Meilen von Osten nach Westen erstreckt. Um von unserm Ziele nicht zu fern zu bleiben, beschränken wir uns an dieser Stelle auf eine zwischen beiden Extremen liegende Zone von Nordamerika, die wir etwa in dem Gebiete der Vereinigten Staaten finden, und die uns vornämlich den Schauplatz bietet, auf dem sich das Leben der Indianer bewegte oder noch jetzt bewegt, soweit es für die evangelische Mission in Betracht kommt. Einige Bemerkungen über die nördlicheren Gebiete mögen bei der Besprechung der betreffenden Missionen selber eine Stelle finden.

Von der Küste des atlantischen zu der des großen Ozeans wandern, haben wir drei ganz verschiedene Arten der Landschaft aufeinanderfolgend zu durchziehen, die sich kurz mit den Worten: Wald, Prärie und Felsgebirge andeuten lassen.

Das erste dieser Gebiete hat freilich seinen ursprünglichen Waldbcharakter jetzt zum großen Theil nicht mehr aufzuweisen. Mächtige Städte breiten ihre belebten Straßen und Plätze mit dem rastlos geschäftigen Kreisen weit aus, dumpf dröhnt der Hall der Hämmer und das Schnurren der Näder aus hunderten von Fabriken, von einer üppig emporgeschossenen Industrie in Bewegung gesetzt, da wo einst in voller Waldeinsamkeit eine tief Stille herrschte. Zu Dutzenden ragen über dem Häusermeer Thürme empor von christlichen Gotteshäusern im manigfältigen Farbenpiel verschiedener Denominationen schillernd, da wo einst ein Volk im Stande seiner Unwissenheit und doch von Regelungen einer tiefen heiligen Scheu nicht bar, seine schlichten Gebete zu dem einen großen Geiste sandte. Und wo einst der Jäger auf schmalen Pfade sich durch das Dickicht drängte, da brausen jetzt auf eiserner Bahn die Dampfrosse hin und her, und Palästen gleich gleiten die mit fürrscher Pracht ausgestatteten Dampfer über die Fluten der breiten Ströme, die sonst nur von dem leichten Kanoe des Indianers durchfurcht wurden. Wald ist zum Theil meilenweit nur noch spärlich zu finden. Dagegen breiten sich über die Ebene und Hügel wohl gepflegte fruchtbare Felder aus, hie und da von gleichmäßigen Reihen edler Obstbäume durchzogen.

Doch um den Schauplatz für die Ansänge der Mission zu haben, die in den folgenden Blättern zu schildern sind, müssen wir auch dies Gebiet kennen lernen, wie es in alter Zeit war. Es sind auch jetzt

noch in jenen östlichen Staaten genug Proben vorhanden, an denen man sich eine Vorstellung von der früheren Waldbüldnis machen kann. Mit derselben sehen wir, im Geiste ein paar Jahrhundert zurückgehend, den 30—40 Meilen breiten Gürtel fruchtbaren Flachlandes bedeckt, der die Küste des atlantischen Ozeans säumt. Dieselbe finden wir weiter auf den Kuppen und in den Thälern des Alleghany-Gebirges,¹⁾ das in mehreren Ketten seine unabsehbaren Wellenlinien von Südwest nach Nordosten strekt. Und gleichermassen bekleidet sie das weite vom Ohio durchströmte Hügelland bis an die Ufer der mächtigen Seen in Norden. Da aber, wo das Land sich zum Mississippihale herabzusinken beginnt, etwa von der Linie an, die der Wabash, ein Nebenfluss des Ohio, bezeichnet, verändert es seinen Charakter, wie weiter unten zu schildern.

Zunächst aber sehen wir uns den Urwald an.²⁾ Welche Abwechslung und Mannigfaltigkeit setzt das an die Gleichartigkeit kultivirter Wälder der alten Welt gewöhnte Auge in Erstaunen! — besonders wenn ihm der botanische Blick nicht fehlt. Zu Dutzenden fast zeigen sich verschiedene Spezies von Laub- und Nadelhölzern, von denen bei uns vielleicht nur 2—3 einheimisch sind. Hier senkt die Hemlocktanne ihre elegant überhängenden Zweige, dort strekt die Weymouthkiefer ihre glattrindigen Äste empor und sticht mit ihren hellen Nadelbüscheln von dem ernsten Dunkelgrün der Balsamtanne ab. Eschen und Kastanien, Nußbäume und Pappeln, Linden und Eichen, fast jede Art in mannigfachen Formen und Farben variirend, bilden den dichten wirr verwachsenen Wald, in dem alte, weit verästete Platanen, deren hohlen Stamm 3—4 Männer kaum umspannen, ihre Zweige mit blendend weißer Rinde ausbreiten, die geisterhaft durch das Dickicht leuchten, oder vom Abendsonnenschein angehaucht, purpurfarbig glänzen. Dort ragt der majestätig hochaufgeschossne Tulpenbaum über die andern Bäume hervor und schmückt seine Krone mit den hübschen gelben Blumen. Hier zeigt eine Gleditschie zwischen dem anmutig gesiederten Laube ihre furchtbaren Dornenbündel.

Stellenweise aber findet sich der Wald auch lichter, und zwischen den hohen Stämmen ist der Boden nur mit niedrigem, dicht verwachsenem Buschwerk bedeckt; in dem Rhododendren, Azaleen und weiter nach Süden Magnolien ihre prächtigen Blüten entfalten. Dazwischen schlungen sich Neben³⁾, die die Gipfel der Bäume erklettern und ihre schönbelaubten Ranken wie Guirlanden von West zu West ziehen. Über die Stämme sind fest umklammert von Epheu oder jenem „Giftwein“⁴⁾, der sich mit bürstenartiger Lustwurzelmasse an der Rinde festsaugt. Mancher Baum ist erwürgt unter der Umarmung der Schlingpflanzen abgestorben. Neberhaupt zeigt sich hier rastlos wechselndes Wachsen und Vergehen. Starke Stämme liegen ohne Ordnung über einander-

¹⁾ Im südwestlichen Theile Apalachen genannt.

²⁾ Mit Benutzung der Schilderungen des Prinzen Maximilian zu Wied, Reise in das innere Nordamerika u. a.

³⁾ Vitis americana, zahlreiche Varietäten. Vergl. Hest I. Seite 6.

⁴⁾ Poison wine, Rhus radicans.

gestürzt
hervor,
mancherlei
Wurzel
Oft
brochen vo
Waldbäume
die in hoh
den Trüff
reichend d
einer ansp
Waldbewo
Brachtgewo
hänger, kai
nehmen G

Auch
schen⁵⁾ drä
des Bären
den Zweige
Endlich dur
schlüpfen: b
ihre Nähe
Hier un
Strecken, die
Ufer der F
hauen alle
und der bla
nacht erschla
Funken durc

Doch n
ganz anderes
eine richtige
diese öffnen
schreiben. L
halb als ob e
Gegensätzen
Prärien dem
Leppiche gle
gelbbräunlich
schwunden zu
so trocken, da

⁵⁾ Hier laf
dieser Gegend s

⁶⁾ Cervus
Elk genannt, w
mit dem er nich

⁷⁾ In Am
mit dem Ton c

an denen
iachen kann.
urückgehend,
bedeckt, der
wir weiter
ges,¹⁾ das in
üdwest nach
vom Ohio
in Norden.
ken beginnt,
Ohio, bezeich-
hildern.

che Abwech-
sung kultivirter
sonders wenn
gen sich ver-
bei uns viel-
ctanne ihre
er ihre glatt-
büschen von
d Kastanien,
in manni-
ir verwach-
hen Stamm-
dend weiz-
en, oder vom
ort ragt der
kume hervor-
men. Hier
Laube ihre

nd zwischen
t verwachse-
weiter nach
schen schlun-
ihre schön-
Oder die
Bistwein"²⁾,
e festsaugt.
ingpflanzen
s Wachsen
r einander-

gestürzt am Boden und strecken ihre kahlen Zäden aus dem Gebüsch
hervor, oder sind bereits mit dichtem Moos bedeckt, zwischen dem
mancherlei junge Pflanzen aussprossen und in dem modernden Holze
Wurzel fassen.

Oft waltet eine tiefe Grabesstille in dem Urwald, nur unter-
brochen von dem taktmäßigen Klopfen des Spechtes, dem Girren der
Waldbauben und dem weithin schallenden „Huh, Huh“ der großen Eule,
die in hohlen Stämmen wohnt. Oder es wird lauter, wenn die wil-
den Truthähne ihr laut tollerndes Geschrei erheben und der Geier
reichend die höchsten Gipfel umkreist. Vergleichlich lauscht man nach
einer ansprechenden Melodie des Vogelgefanges. So vielerlei befiederte
Waldbewohner uns noch begegnen, die vielfach im schimmernden
Prachtgewande glänzen, wie der zinnoberrothe Kardinal und der blaue
Häher, kaum finden sich ein paar unter ihnen, die statt des unange-
nehmnen Gelkreisches der andern eine kurze, leidliche Weise pfeifen.

Auch an vierfüßigen Thieren¹⁾ fehlt es nicht. Rudel von Hir-
schen²⁾ drängen sich durch das Dickicht. Dort hört man das Brummen
des Bären, hier schleicht der schlaue Fuchs durch das Gebüsch. An
den Zweigen huschen Eichhörnchen verschiedener Arten auf und nieder. —
Endlich dürfen wir die Schlangen nicht übersehen, die am Boden hin-
schlüpfen: bunte Mattern und Klapperschlangen, die mit leisem Gerassel
ihre Nähe verkünden.

Hie und da aber ist der Wald unterbrochen von sumpfigen
Streden, die mit dichtem Schilf bewachsen sind, wie sie meilenweit die
Ufer der Flüsse säumen, oder weite Niederungen ausfüllen. Dort
haufen allerlei Sumpf- und Wasservögel, buntgefiederte Entenarten
und der blaue Reiher, der seine klagende Stimme durch die Sommer-
nacht erschallen lässt. Dann schwirren zahllose Leuchtäser wie tausend
Funken durch die Luft. — —

Doch wir müssen weiter nach Westen, wo uns die Prärie³⁾ ein
ganz anderes Bild bietet. Es hält freilich schwer, sich von derselben
eine richtige Vorstellung zu machen, da die Schilderungen der Reisenden
diese offnen Grasflächen in sehr einander widersprechender Weise be-
schreiben. Bald werden sie uns als liebliche grüne Wiesen geschildert,
bald als öde Steppen. Das Richtige wird wohl in der Mitte zwischen den
Gegensätzen liegen. Zu Zeiten namentlich im Frühling mögen die
Prärien dem saftig grünen, mit Millionen bunter Blumen geschmückten
Teppiche gleichen. Im Herbst, wenn das Gras verdorrt, sind sie die
gelbbräunlichen Ebenen, auf denen oft weit und breit alles Leben ver-
schwunden zu sein scheint. Stellenweise aber ist der Boden auch wohl
so trocken, daß die Grasfläche selten viel über einen kümmerlichen und

¹⁾ Hier lassen mich meine Quellen etwas im Stich, da die größeren wilden Thiere
dieser Gegend schon um die Mitte dieses Jahrhunderts fast ausgerottet waren.

²⁾ Cervus virginianus und c. canadensis, letzterer, Wapiti der Indianer, jetzt
Elk genannt, wird oft mit dem Elch oder Glen der alten Welt verwechselt (of. I. Aufl.),
mit dem er nichts zu schaffen hat.

³⁾ In Amerika spricht man auch im Deutschen dies Wort nach englischer Weise
mit dem Ton auf der ersten Silbe.

dürren Eindruck hinauskommt. Hier und da durchziehen stattliche Wasseradern, die auf fernen Gebirgen oder Plateaux ihren Ursprung haben, dieses weite Gebiet, das an kleineren Bächen und Quellen vielfach Mangel leidet. Alle jene Adern aber vereinigen sich zu den Riesenströmen, Missouri und Mississippi. Der erstere hat vielfach schroffe, abgespülte Ufer, an denen verschiedene Schichten, besonders Thon und Kohle, sich bandartig meilenweit hinziehen. Stellenweise sind die seltsamsten Gestalten ausgewaschen, oder durch Verbrennung der Kohle entstanden. Im Strom selbst sieht man unzählige Bäume, die ihre Reste über das Wasser herausstrecken. Fortwährend werden solche an den Ufern abgespült und dann, bald hier bald da festhaftend, allmählich weiter und weiter geführt. Ja ganze Strecken vom Ufer werden losgerissen und an andern Stellen Sandbänke angesetzt, die vielfach ihren Ort wechseln, aber dennoch bald bewachsen und von Wasserpflügen bevölkert sind. Oft hat der Strom zu beiden Seiten jene schroffen hohen Ufer. Meist aber ist er mit Ebenen gesäumt, die lichte Wälder tragen, wie überhaupt die Wasserläufe in den Prärien mit solchen eingefasst sind. Die letzteren liegen meist höher als jene. Hier erscheinen sie nur selten als eine unabsehbare Fläche. Hügelketten begrenzen den Blick; oft ist das ganze Land wellenförmig. Hier und da erheben sich auch Baumgruppen, alte verkrüppelte Cedern,¹⁾ Ulmen und Pappeln u. s. w., umgeben von niedrigerem Gebüsch, das die rankende Präriegloose mit tausend Blüten schmückt, oder manche Prunus-Arten im Frühling wie mit Schnee überschütten, während im Sommer die Buffalo-Berry²⁾ ihre rothen Beeren zwischen dem mattgrünen Laube hervorleuchten lässt. Nach den Flüssen zu wird die Vegetation üppiger und an den Ufern zieht sich oft dichtes Weidengebüsch hin. Aber auch der einförmige Prärie-Boden hat seinen Schmuck. Ganze Strecken desselben sind zeitweise mit blauen (Phlox) rothen und gelben Blumen bedeckt. Auch selbst wenn die Hitze den Thonboden hart trocknet, entfalten Cacteen ihre prachtvollen Blumen.

Eben so wenig fehlt es der Prärie an lebendigen Wesen. In Herden von Hunderten, ja Tausenden, trabt der Büffel³⁾ über die Ebene hin, ein Ungethüm, dessen funkelnnde Augen wild aus der zottigen Mähne hervorblitzen, in die der von dem hohen Höcker an gehüllt ist. Dann wieder eilen Rudel von Hirschen (Elk) vorüber und schwärzen das paarweise lebende Prärie-Huhn⁴⁾ vom Boden auf. Ober die flüchtige schlanke Antilope jagt in langen Zügen dahin. Dort aber hat der sogenannte Prärie-Hund⁵⁾ auf eine kaum absehbare Strecke seine Kolonie (villages) angelegt, in der Tausende von kleinen Erbhügeln die

¹⁾ Red Cedar (*Juniperus virginianus*), von der manche Ortsnamen in jener Gegend und nördlicher herrühren. Derselbe Baum, welcher das Holz unserer Bleistifte liefert.

²⁾ Shepherdia.

³⁾ Körbel: *Bison, bos americanus*, englisch buffalo.

⁴⁾ *Tetrao phasianellus*.

⁵⁾ *Arotomys Ludovicianus*, eine Art Murmelthier, dessen Quielen keineswegs der Stimme junger Hunde ähnlich ist.

unterird
der Wö
errichtet.
dichte W
Bäume i
Etna
zahllose
geben.
Ausdehnu
jene unab
geblich n
Himmel u
höhe aufs
hier die L
aber durch
hundert D
getrieben
Verderben
über den
Bäume am
in derselbe
der alten L
Schließ
Fessengebirg
Diese Gege
würde auch
der Goldbu
Küstenstrich
zum Theil c
zu den Vor
hoben hat,
wie ein Ge
Häuf. en d
und wann
tigen Gestalt
Gräser, sta
erreichen, ha
weißlich glä
die die Hoch
Gebirgszüge
Stellenweis
getrockneten
Flecke, in de
dichten weiß
sich auch kle
monen mit
immer wie
der wüsten

Burkhardt, Weiss

unterirdischen Wohnungen bezeichnen. Weithin hört man das Geheul der Wölfe. An den Flüssen aber hat der Biber sein künstliches Haus errichtet, und die andern Thiere zur Tränke kommend haben durch das dichte Weidengebüsch ihre Pfade gebahnt. Dort sind die Gipfel der Bäume mit allerlei Vögeln bewohnt.

Etwas anders zeigt sich die Landshaft am oberen Mississippi, wo zahllose Seen auf der Hochfläche dem mächtigen Strome den Ursprung geben. Dort nimmt der Wald, besonders Nadelhölzer wieder größere Ausdehnung an. Weiter nach Süden aber sind die Prärien zum Theil jene unabsehbaren Ebenen, auf denen das Auge vor dem Horizont vergeblich nach einem Haltpunkt sucht, wo man weit und breit nur Himmel und Grasfläche sieht, und Tage lang durch das oft über Mannshöhe aufgeschossene Gras wandern kann. Im Herbst aber wird auch hier die Vegetationdürre, und ein Funke genügt, um das prächtige, aber furchtbare Schauspiel des Prärie-Brandes hervorzurufen. Bis zu hundert Fuß schlägt die Flamme empor und eilt vom heulenden Sturm getrieben über die Ebene hin, manches fliehende Thier mit Tod und Verderben überholend und gefolgt von der qualmenden Wolke, die sich über den versengten und geschwärzten Boden dahin wälzt. Auch die Bäume am Rande der Prärie, oder wo sie vorkommen die Baumgruppen in derselben werden versengt, daher der schon erwähnte krüpplige Wuchs der alten Ulmen und Cedern.

Schließlich ist der ferne Westen zu erwähnen, das Gebiet der Felsengebirge (Rocky mountains) und das Küstenland am großen Ozean. Diese Gegend war bis in die neueste Zeit noch wenig erforscht und würde auch bis jetzt von den Weißen wenig betreten sein, wenn nicht der Golddurst sie in Scharen dahin führte. Nur der letzterwähnte Küstenstrich darf als fruchtbares Land gelten, während das übrige Gebiet zum Theil als Wüste bezeichnet werden kann. Die Prärie, welche sich bis zu den Vorbergen fast unmerklich zu einer Höhe von 5000 Fuß erhoben hat, herrscht weiter, nur daß sie die aufsteigenden Felsenketten wie ein Gewand umkleidet, das diese mit ihren riesigen schnebedeckten Häuptern durchrisen haben. Der Baumwuchs ist spärlich, nur dann und wann zeigen sich Gruppen von Tannen, die schon ihrer schmächtigen Gestalt nach nicht im Stande sind Wälder zu bilden. Gelbliche Gräser, stachlige Kakteen, die nach Süden zu riesige Dimensionen erreichen, hie und da Gruppen von Sonnenblumen oder der silberweisslich glänzender Artemisia u. s. w. bilden die Prärie-Vegetation, die die Hochebenen bekleidet, die in weiter Ausdehnung jene mächtigen Gebirgszüge begleiten. Überall zeigt sich eine furchtbare Dürre. Stellenweise hat man die richtige Salzwüste vor sich, wo aus dem hartgetrockneten Boden das kristallisierte Salz hervordringt, und die niedrigen Flecke, in denen das Wasser am längsten sich zu halten pflegt, mit einem dichten weißen Salzringe umgeben sind. Dann und wann aber finden sich auch kleinere oder größere Oasen, wie eine solche von den Mormonen mit vielem Fleische zu einer blühenden Landschaft gestaltet ist. Immer wieder aber sieht sich der Wandrer von dem tristen Einerlei der wüsten Steppe und der Felsen umgeben. Charakteristisch sind

für diese Hochebenen die tief ausgewaschenen Flussthäler (Cañon) die sich viele Meilen weit als Schlüchten mit großen Felswänden von 1000 Fuß Höhe oder mehr hinziehen. Im Grunde rauscht das Wasser, das, so weit es der Boden gestattet, sich mit einer üppigen Vegetation gesäumt hat. Die hohen Felswände aber sind oft zu den wundersamsten Gestalten ausgewaschen. Ganze Reihen von mächtigen Säulen oder andern Formen der Architektur scheinen von Menschenhand hergestellt zu sein. — Die Wasserscheide nach dem großen Ozean zu ändert die Landschaft bedeutend. Freilich auch jenseits fehlen die eigentlichen Wälder, aber die Baumgruppen zeigen ein üppiges Wachsthum. Kalifornien ist ja die Heimat der *Wellingtonia gigantea*. Der Boden ist weit und breit mit frischen Gräsern, untermischt mit herrlichen Blumen, bedeckt; ja meilenweit wachsen wilde Getreidearten (Hafer und Gerste). Klare Bäche durchfleissen das Hügelland und überall bieten sich hier die günstigsten Verhältnisse für Ackerbau und Viehzucht.

Doch genug vom Lande. Lernen wir die Leute¹⁾ kennen, die in demselben hausen. Auch das Land des Urmordes hat seine offenen Plätze. Einen solchen finden wir den sich krauselnden Rauchsäulen folgend, welche dort über die Gipfel der Bäume emporsteigen. Da liegt das Dorf der Indianer mit seinen Wigwams²⁾ vor uns. Ohne Ordnung sind diese kegelförmigen Hütten oder besser Zelte bald näher bald ferner von einander errichtet. Eine Anzahl von 20—30 Fuß langen Stangen, im Kreise in die Erde gesteckt und mit den Spitzen zusammengebunden, bilden das Gerüst, das mit der aus vielen Thiersellen zusammengenähten Decke umgeben ist. An der Spitze bleibt ein Loch zum Abzuge des Rauches, das jedoch mit einem besonderen Zipfel verschlossen werden kann. Ebenso lässt sich die niedrige Doffnung verschließen, die als Thür dient. Die Außenseite der Zeltwand ist in

¹⁾ Die folgende Schilderung hat ihre Schwierigkeit besonders darin, daß in einem Bilde das Leben von mehr als 400 besonderen Völkern und Stämmen dargestellt werden soll, die bei der großen Übereinstimmung in den Hauptzügen im einzelnen doch vielfach von einander abweichen. Da die Anschaulichkeit es erfordert, daß spezielle Züge vorgeführt werden, so müssen wir solche, von verschiedenen Stämmen entnommen, hier zu einem Bilde verschmelzen, das selbstverständlich mit den wirklichen Verhältnissen eines einzelnen Stammes weder in der Gegenwart noch in der Vergangenheit sich decken kann. Um jedoch nicht einseitig zu werden, wird unser Bild manche anderweitige Parallelen andeuten haben. Die dargestellten Züge sind übrigens vorzugsweise von den Stämmen, wie sie vor Ankunft der Weißen waren, entnommen.

²⁾ Das Wort ist aus der Chipewap-Sprache entlehnt, wird jetzt aber überhaupt von den Indianerwohnungen gebraucht. Die folgende Schilderung hat als für die jetzt noch in Betracht kommenden Stämme besonders charakteristischen Wohnungen der Prärie-Indianer (den Tepee [spr. Tipi] der Dacotas) vor Augen. Die östlichen Stämme pflegten runde Hütten zu bauen, indem sie glame Stangen im Kreise in die Erde gesteckt, oben verbunden und mit Matten oder Baumrinde (Birke) von innen und außen bekleidet wurden. Oben blieb die Doffnung für den Rauch, zur Seite die niedrige Thür. Dies ist die Form des eigentlichen Wigwam. Anderwärts wurden festere Häuser gebaut von Balken und Sparwerk mit Ratten bekleidet. Nur einzelne Stämme hatten feste Dörfer. Meistens waren die Wohnungen so eingerichtet, daß sie abgebrochen und nach Bedürfnis des hier und dorthin ziehenden Jägervolkes schnell wieder aufgeschlagen werden konnten.

bunten
Jägerle
kleiner
Un
Da sch
wohlgebi
Männer
braune
umsonst
lässt, erf
freilich e
oder Gel
das Wor
purifizire
vollen Ge
auch die
breit und
kann aber
das lange
tern und
Federn.³⁾
wird sorgf

Der
Kreuze ver
das nach
gefranzte C
find weiter
Niemen be
nähnten Sä
und reichen
Schuhe ohn
mit rother
es wird nu
denselben ge
bekleidet, di
gesärbten S
ebenfalls di
sehr beliebt
bemalt; viel
und Ohren
Perlen³⁾ ge
die Stelle de

¹⁾ Biellei

²⁾ Andre
slechten und sch
kamm zu bild
³⁾ Wampi

(Cañon) die
vönen von
rauscht das
ier lippigen
ost zu den
n mächtigen
tenschenhand
n Ozean zu
n die eigent-
Wachsthum.

Der Boden
mit herrlichen
arten (Hafer
und überall
nd Viehzucht.
nnen, die in
seine offenen
Rauchsäulen
steigen. Da
uns. Ohne
e bald näher
20—30 Fuß
den Spitzen
vielen Thier-
ische bleibt ein
nderen Zipfel
Pfeffnung ver-
twand ist in

, dass in einem
dargestellt wer-
einzelnen doch
spezielle Züge
nommen, hier
hätten eines
sich decken kann.
liche Parallele
e von den Zu-

aber überhaupt
als für die jetzt
ohnungen der
lichen Stämme
ie Erde getestet,
außen bestreitet
Chilre. Dies
er gebaut von
en feste Dörfer.
und nach Be-
schlagen werden

bunten Farben und roher Malerei mit Scenen aus dem Kriegs- und Jägerleben der Bewohner geschmückt. Rings um das Zelt ist ein kleiner Graben zum Abzug des Wassers aufgeworfen.

Und nun heraus, du rother Mann! damit wir dich betrachten. Da schlüpfen sie gebückt hervor, in gemessener Bewegung die hohe, wohlgebildete und muskulöse Gestalt wieder emporrichtend. Viele der Männer übertreffen die gewöhnliche Mittelgröße. Die rothe oder kupferbraune Haufarbe der gewöhnlichen Beschreibungen suchen wir freilich umsonst. Soweit es die halb verwischte Bemalung des Körpers zuläßt, erkennen wir ein helles Braun, das bei andern Indianervölkern freilich etwas dunkler sein, oder bald mehr oder weniger ins Graue oder Gelbe fallen mag. Doch der Sprachgebrauch hat nun einmal das Wort „Rothaut“ gestempelt,¹⁾ und wir vermögen nicht ihn zu purifiziren. Charakteristischer aber, als die Farbe, sind die ausdrucks-vollen Gesichtszüge. Die stark hervortretende Nase ist meist gebogen; auch die Badentnochen treten hervor; die Flügel des Unterkiefers sind breit und eckig. Der Blick der großen schwarzen Augen ist tief, sinnend, kann aber auch lebhafte und feurige werden. Besonders auffallend ist das lange grobe und glänzend schwarze Haar, das schlicht über Schultern und Rücken hinabhängt, geschmückt mit vielen tüftlich befestigten Federn.²⁾ Der Bart fehlt gänzlich, denn jedes einzelne Haar desselben wird sorgfältig ausgezogen.

Der hauptfächlichste Bestandtheil der Bekleidung ist ein über dem Kreuze vermittelst eines Gürtels befestigtes Stück Zeug (Breechcloth), das nach vorne durchgezogen, mit demselben so aufgeschürzt ist, daß das gefranzte Ende weit über den Unterleib hinausreicht. An dem Gürtel sind weiter die beiden einzelnen ledernen Beinkleider (Beggins) mit Riemen befestigt. Sie sind von oben bis unten an den bunt ausge-nähten Säumen mit den Locken erlegter Feinde, Stalploden, geschmückt und reichen oft breit überschlagend auf die Molassins herab, das sind Schuhe ohne harte Sohlen. Der Oberkörper, der wie das Gesicht meist mit rother und weißer Farbe bemalt wird, bleibt oft unbekleidet, oder es wird nur ein aus Fell gearbeitetes Gewand wie ein Mantel um denselben gelegt. Bei voller Kleidung ist er mit einer Art Tunika bekleidet, die mit bunten Figuren besetzt ist, — sie werden von den gefärbten Stacheln des Stachelschweines gemacht — und an den Säumen ebenfalls die unvermeidlichen Stalploden zeigt. Bunter Schmuck scheint sehr beliebt zu sein. Auch die Mantel sind meist in grellen Farben bemalt; viele derselben zeigen ein Bild der Sonne. Hals, Handgelenke und Ohren sind mit Schnüren jener eigenthümlichen, blauen und weißen Perlen³⁾ geschmückt die aus Muschelschalen gemacht werden und zugleich die Stelle des Gelbes vertreten. Selten fehlt dem Manne die unzer-

¹⁾ Vielleicht war das Bemalen mit rother Farbe die Veranlassung dazu.

²⁾ Andere Stämme raffen das Haar bis auf eine Locke am Hinterkopf, andere flechten und schmücken es mit gleichmäßigen Federn, die längs des Rückens einen hohen Kamm zu bilden scheinen.

³⁾ Wampun-Schnüre.

trennliche Begleiterin, die Pfeife mit dem oft kunstvoll geschnittenen rothen Kopf¹⁾ und dem verzierten vierkantigen Rohr, an dem wieder die Skalplocke herumhängt. Dort hat sich eine rauchende Gruppe zusammengefunden. Mit ernster Miene thun sie bedächtig lange Züge am Boden sitzend, die Knie bis zum Kinn herausgezogen oder die Beine lang von sich streckend. Langsam und feierlich spricht einer um den andern, mag es sich auch nur um die gleichgültigsten Dinge handeln, nie hört man in solcher Gesellschaft verschiedene Stimmen durcheinander tönen. Doch lassen wir die Männer in ihrer beliebten Röchtkuhuerei und bei ihrem schlechten Tabak²⁾, dessen bis in die Lungen gezogener Dampf vielfach die Gesundheit untergraben mag.

Doch wenden wir uns den Weibern zu, die dort emsig am Boden ausgebreitete Felle mit einem Werkzeug aus geschärftem Knochen bearbeiten. Hier sind sie nur mit einem einfachen hemdartigen Gewand aus Leder bekleidet, dessen Saum mit Fransen besetzt ist. Sonst schmücken sie sich auch wohl mit buntgestickten, besetzten und bemalten Kleidern und tragen Mokassins und Wampunschnüre. Doch nie reicht ihr Staat an die bunte Pracht, mit der sich der Mann umgibt, heran. Schon dadurch wird das Weib, die Squaw³⁾, als ein untergeordnetes Wesen bezeichnet. Sie darf bei einigen Stämmen auch nicht ihr Haar so lang wachsen lassen, wie der Mann, der stolz darauf ist, wenn die Spitzen des seiningen die Erde berühren. So flattern denn auch die gekürzten Haare den fleißigen Arbeiterinnen unordentlich um den Kopf. Ein tiefer Müßmuth liegt auf ihren Zügen oder stumpfe Ergebung in ihr hartes Roos. Selten belebt ein Lächeln die Gesichter, die an den Wangen mit ein paar tätowirten Linien⁴⁾ bezeichnet sind. Heiteres Scherzen und Singen sucht man vergeblich. — Rings herum sitzen die ganz unbekleideten Kinder und schauen sinnend den Müttern zu, oder wälzen sich langsam auf dem Boden umher, während zwischen ihnen die wolfsähnlichen Hunde aufpassen, um etwas vom Absall der Gerberarbeit zu erhaschen. Die letzteren sind nebst dem weiter unten zu erwähnenden Pferde die einzigen Haustiere, die der Indianer hält. Sie werden zur Jagd gebraucht oder dienen auch selbst als geschätzter Braten.

Doch treten wir in einen Wigwam ein, um das Innere kennen zu lernen. Der Raum ist ziemlich hell, da die dünngehabten Häute das Licht durchblicken lassen. In der Mitte befindet sich die etwas vertiefte Feuerstelle, über der an drei zusammengestellten Stangen ein Kessel hängt. Vor der Verührung mit den Weißen wurden nur thönerne Gefäße gebraucht, welche die Eingeborenen mit vielem Geschick und in gefälligen Formen versorgten. Sehr schnell aber fanden die europäischen

¹⁾ Der rothe Pfeifenstein findet sich in ausgebeuteten Lagern auf dem Côteau des prairies, dem Höhenzug, welcher die Wasserscheide zwischen Missouri und Mississippi bildet. Die Steinblöcke dafelbst wurden seit alter Zeit von den verschiedenen Stämmen als neutrales Gebiet betrachtet.

²⁾ Derselbe (Kinikomik) besteht nur zum Theil aus einer selbstgebauten Molotana, zum Theil aus Arbutus- und Cornus-Blättern.

³⁾ so bezeichnet den zwischen a und o liegenden Laut der Indianersprache.

⁴⁾ Das Zeichen erlangter Pubertät, auch ein Stempel der Erniedrigung.

Geräthe sprüngt
Aerte u
Stiele u
die Pfei
von alle
Manne
der Män
satz zu d
gehören.
an gefäl
kann. —
lässt sic
sigen und
die Erich
zu lassen.
ner. schat
dieses nu
zu Augel
uns ohne
Weile reic
Hand zum
ein Stück
gegessen, su
reicht sie
währten E
Mauchen i
selbe wohl
Indianerstic
ganzen läf
Begriffe de
Zusammen
fen wir al
hängen Ta
mit getrod
stehen allerl
sonderbares
Pelz überzo
Niemen fest

¹⁾ Bei de
festigte Klappe
im Rüstnade
bis der Kopf
hat, nämlich e
breit auseinan
Sitze der Wil
lichen Europä
wird. Es ist n
vermögen der

geschnittenen, wieder die Gruppe richtig lange gezogen oder spricht einer sten Dinge Stimmen der beliebten die Lungen am Boden nochen bear- gen Gewand ist. Sonst sind bemalten och nie reicht gibt, heran. tergeordnetes nicht ihr Haar ist, wenn die nn auch die m den Kopf. Ergebung in die an den nd. Heiteres um sitzen die ern zu, oder bischen ihnen der Gerber- unten zu er- hält. Sie rigter Braten. inere kennen abten Hüte ie etwas ver- en ein Kessel ur thönerne hic und in europäisch

Geräthe Eingang. Doch zeigt die Ausstattung der Hütte, daß die ursprüngliche Industrie keineswegs von der fremden verdrängt wurde. Arzte und Messer haben freilich europäische Klingen; doch die bunten Stiele und Hefte sind ganz nach Indianergeschmack gemacht. Ebenso die Pfeile dort im ledernen Rödher, der von allen Farben prangt und von allerlei Federn umflattert ist, obwohl die Pfeilspitzen vom weißen Manne geschmiedet wurden. — Vielleicht treffen wir in der Hütte einen der Männer mit solchen künstlichen Arbeiten beschäftigt, die im Gegensatz zu den niedrigen Arbeiten der Frau mit zum Stolze des Mannes gehören. Da schnitzt er aus starkem Eschenholze etwa den Bogen, der an gefälliger Form wie an Spannkraft als ein Meisterstück gelten kann. — Als Besucher sind wir eingetreten. Aber der rothe Mann läßt sich nicht stören, bleibt auf dem am Boden ausgebreiteten Felze sitzen und arbeitet ruhig weiter. Seine Würde gestattet es nicht, sich durch die Erscheinung der Blechgesichter irgendwie aus seiner Ruhe bringen zu lassen. Neugieriger blickt uns die Frau an, welche zwischen 2 Steiner, scharf geröstete Maiskörner zu grobem Mehl zermalmt hat, und dieses nun mit Fett gemischt in ihren freilich nicht zu sauberen Händen zu Kugeln zusammenballt. Doch, bekannt mit der Sitte, lassen wir uns ohne ein Wort zu sagen neben den Hausherrn nieder. Nach einer Weile reicht er uns gemessen und ohne eine Miene zu verzieren die Hand zum Gruße. Bald bietet er uns einige jener Maiskörbe sowie ein Stück von dem im Kessel schmorenden Hirschfleische an. Haben wir gegessen, so zündet er die gestopfte Pfeife an, thut ein paar Züge und reicht sie weiter, wobei ihm das würdevolle Bewußtsein der gewährten Gafffreundschaft wohl anzumerken ist. Durch das gemeinsame Rauchen ist die letztere besiegelt. Doch ohne Noth möchten wir dieselbe wohl nicht zu lange in Anspruch nehmen. Mag auch bei einigen Indianerstämmen sich ziemliche Reinlichkeit der Wohnungen finden, im ganzen läßt dieselbe doch viel zu wünschen übrig. Auch sind die Begriffe des Anstandes auf beiden Seiten zu verschieden, als daß das Zusammenleben im Wigwam dem Europäer angenehm sein könnte. Werfen wir also schnell noch einen Blick auf den sonstigen Hausrath. Da hängen Taschen und Täschchen an einem Gestelle bunt durch einander mit getrockneten Fischen und Bündeln von Maiskolben. Darunter stehen allerlei Kästchen, geflochtene Körbe und lederne Säcke. Auch ist ein sonderbares Gerät an den ganzen Haufen gelehnt: eine Wiege, ein mit Pelz überzogenes Brett, auf welches das Kindchen mit bunt verzierten Niemen fest gebunden ist.¹⁾ Auch die Schlaßtäten für die Erwachsenen

¹⁾ Bei den Flat-heads hat diese Wiege am oberen Ende eine mit Scharnieren bestückte Klappe, die über den Kopf des Kindes gelegt wird, so daß derselbe wie die Nuss im Kasten steht. Mittelst eines Niemen wird sie täglich etwas stärker angezogen, bis der Kopf die dem Schönheitsideal dieser Indianer entsprechende Gestalt erlangt hat, nämlich einen affenartigen Gesichtswinkel, bei dem die Stirne nach beiden Seiten breit auseinandergezogen ist. — Sollte einer meiner Leser etwa über diese grausame Sitte der Wilden empört sein, so möchte ich ihn an die schlanken Taille mancher christlichen Europäerin erinnern, die nicht weniger gewaltsam und naturwidrig ergroßen wird. Es ist nicht blos die heidnische Kultur, die ihre Thorheiten hat. — Das Denkvermögen der Flat-heads soll unter jener Prozedur übrigens nicht leiden.

scheinen wenig bequemer zu sein. Ein paar niedrige Bänke mit Matten und Fellen bedeckt, das ist alles.

Doch nun hinaus ins Freie, und lernen wir die Männer in ihrem Elemente, auf der Jagd im Walde kennen. Schon die Namen der meisten deuten es an, daß wir es mit einem Jägervölle zu thun haben. Sho-me-kos-so der Wolf, wird dieser genannt, jener: Meach-o-shingaw, der kleine weiße Bär. Andere heißen Ko-ha-tunk-a, die große Kröte, oder Cha-to-ga, der wilde Büffel, Chong-tas-sabbee, der schwarze Hund, u. s. w. Andre Namen beziehen sich auf den Krieg oder auf gewisse Vorzüge und Eigenthümlichkeiten der Person. Nun wohl, der „Wolf“ schickt sich an auf die Jagd zu gehen. Dazu bringt er seinen Federkranz in Ordnung, bemalt das Gesicht von frischem mit rothen parallelen Streifen, wozu er die Farbe in der linken Hand mit seinem Speichel gemischt hat, und legt überhaupt seinen vollen Schmuck an — sonst würden sich ja die Thiere des Waldes beleidigt fühlen, wenn er ihnen ungeschmückt naßstellen wollte. In der Hand den Bogen, den Köcher mit einem halben Hundert Pfeile auf dem Rücken, so ist er bald im nahen Dicicht verschwunden. Weit muß er gehen, ehe das gesichtete Auge die Spuren des Wildes entdeckt, das sich immer mehr aus der Nähe bewohnter Stätten zurückzieht. Tagelang bleibt er auf seinem einsamen Jagdzuge und zeigt dabei seine abgehärtete, zähe Natur, die geübt ist Hunger, Durst, Kälte und die größten Anstrengungen Tag und Nacht zu ertragen, ohne darum eine Miene zu verziehen. Dann aber beweist er auch eine erstaunliche Schärfe der Sinne, mit der er die Fährte des Thieres auffindet. Ein paar vor einigen Tagen vom Fuße eines Hirsches oder Reches getrocknete Hähnchen bringen ihn auf den Weg, den er mit eiserner Beharrlichkeit verfolgt, sich durch die dichtensten Büsche drängend, über die moosbewachsenen Stämme steigend, die kreuz und quer am Boden liegen, bis er endlich die Nähe der Beute wittert, wo man noch nichts von derselben sieht. Nun schleicht er mit unglaublichem Geschick heran, die Richtung des Windes, der dem Thiere die Witterung entzieht, benutzend, und bald schnellt der sicher gezielte Pfeil von der Sehne und die Mühen der Jagd sind für diesmal belohnt. Stolz und würdevoll kehrt der Jäger heim, das erlegte Thier auf seinen Achseln tragend.¹⁾

Doch um nicht einseitig zu sein, begleiten wir auch den Indianer der Prärie zu der charakteristischen Büffljagd. Hier, auf der endlosen, offnen Fläche genügt alle Kunst des Jägers nicht, sich dem flüchtigen Wilde zu nähern; hier muß die Schnelligkeit des Rosses zu Hülfe genommen werden. Fast alle Präriestämme sind gewandte Reiter, die mit oder ohne Sattel sich auf ihren kleinen, langmähnigen Pferden so sicher benehmen, wie andre Menschen auf der festen Erde. Die Pferde sind für diese Leute die besten Viezhämmere, die ihnen selten fehl sind. Doch werden sie nicht wie die Hausthiere anderer Völker gezüchtet, was

¹⁾ Zuweilen wird dem Jagdwilde (oder eigentlich dem Geiste desselben) erst eine feierliche Ansprache gehalten, um es zutraulich zu machen, mit dem Versprechen, daß seine Knochen nicht entweiht, sondern in Ehren verbrannt werden sollen.

bei den
von wild
einige S
fangen u
an sich.
Ruhm.
Doch
Wo in d
geblieben
am Flus
kommt mi
seiner Sa
geschäftige
über die C
Indianers
schwarzen
Sicht, ein
ruhig gras
theilungen
Nun aber
in Trab je
Dutzend Re
durch die r
geht es au
zu entkom
um die Hee
menballt.
angst setzt si
Pferd niede
dieselben hin
Er rettet sic
Kamraden i
rechts und l
Lanze sicher
blutige Arbe
Aber unschli
den bald err
Büffel auf.
Pfeilen erklen
und her, die
hat. Dann
herum, woran
Dörfe zurück
Ihnen liegt

²⁾ Richtig
eingeführt wurd
³⁾ Wahrsch

bei den Indianern überhaupt unbekannt ist. Es gibt aber große Heerden von wilden Pferden¹⁾ in der Prärie. Wie es scheint beschäftigen sich einige Stämme vorzugsweise damit, diese Thiere mit dem Lasso einzufangen und zu zähmen; andre bringen solche durch Kauf oder Raub an sich. Wer letzteres geschickt ausführt, erwirbt sich damit einen großen Ruhm.

Doch zur Büffeljagd. Zunächst wird eine Heerde ausgetauscht. Wo in der dünnen Ebene noch hier und dort ein kleiner Pfuhl übrig geblieben ist, den frischer Nasen umgibt, oder wo die mächtigen Thiere am Flusse sich durch das Weidengebüsch zur Tränke zu drängen pflegen, kommt man ihnen am leichtesten auf die Spur. Ist der Kundschafter seiner Sache gewiß, so fliegt er alsbald zum Dorfe, dessen Männer in geschäftiger Eile sich in Bereitschaft setzen. Nun jagt die ganze Schaar über die Ebene hin. Der gemessene Ernst, der sonst auf den Mienen des Indianers ruht, ist hier einer lebhaften Aufregung gewichen, in der die schwarzen Augen kampfesmutig blitzen. — Endlich ist die Heerde in Sicht, ein paar hundert stattliche Thiere, die ohne Ahnung der Gefahr ruhig grasen. Die Jäger halten einen Kriegsrath,²⁾ bilden zwei Abtheilungen und suchen ihre Beute im weiten Bogen zu umzingeln. Nun aber haben die Büffel auch Wind bekommen und sangen an sich in Trab zu segen. Doch die Pferde sind schneller; bald versperrt ein Dutzend Reiter den Fliehenden den Weg. Durch lautes Gechrei und durch die wild geschwungenen Waffen werden sie zurückgeschreckt. Ebenso geht es auf der andern Seite, wo sie einen neuen Versuch machen zu entkommen. In immer engeren Kreisen galopiren die Indianer um die Heerde, die sich immer mehr zu einem dunklen Knäuel zusammenballt. Nun aber beginnt das Morben. Doch in der Lodesangst setzt sich mancher Büffelstier zur Wehr. Hier und da wird ein Pferd niedergemacht, daß der Reiter im weiten Bogen über den Hals desselben hinausgeworfen wird, vielleicht mitten in die drängende Masse. Er rettet sich geschickt über die Rücken hinwegsteigend, während seine Kameraden in voller Thätigkeit sind, einen Pfeil nach dem andern nach rechts und links zu senden oder anstürmenden Ungetümien die lange Lanze sicher ins Herz zu bohren. Raum eine halbe Stunde dauert die blutige Arbeit. Hier und da sind ein paar einzelne Thiere entflohen. Aber unschlüssig bleiben sie in ihrer Einsamkeit stehen. Auch sie werden bald erreicht und erlegt. Nun sucht sich jeder von den Jägern die Büffel auf, die er selber getötet und die er an seinen gezeichneten Pfeilen erkennt. Da gehen sie durch die Reihen der Schlachtopfer hin und her, die Pferde am Gügel führend, bis jeder die seinigen gefunden hat. Dann lassen sich alle im Halbkreis nieder und die Pfeife geht herum, worauf alsbald wieder die Rossse bestiegen werden, um nach dem Dorfe zurückzusprengen. Nun werden die Weiber und Kinder geholt. Ihnen liegt es ob die erbeuteten Thiere abzuziehen, das Fleisch zu zer-

¹⁾ Richtiger wäre zu sagen verwilderten, da das Pferd ursprünglich aus Europa eingeführt wurde.

²⁾ Wahrscheinlich kommt dabei auch eine Ansprache an die Geister der Büffel vor.

legen und es auf ihren Rücken, unter der schweren Last schwierend, nach Hause zu schaffen, wobei höchstens einige alte ausgebiente Pferde ihnen zur Hilfe gegeben werden. Alle Hunde haben sich jedoch auch eingefunden, um ihr Theil von der Beute zu bekommen, und in gemessener Entfernung zeigen sich schon Gruppen von Präriewölfen, die nach den letzten Resten lustern sind. — Die Menge des Fleisches wird in Streifen geschnitten über Stangen gehängt und an der Luft getrocknet, um später zerstoßen als „Pemikan“ für lange Zeit zur Nahrung zu dienen. Solches Ereignis ist eine Ernte in der Prärie; und bei solcher Gelegenheit sieht man mehr als sonst fröhliche Gesichter, obwohl das Weib seine Arbeitslast mehr als sonst zu fühlen hat. Die Männer aber haben noch lange beim Dampf der Pfeife von den Heldenthanen zu erzählen, die dabei vollbracht wurden, wobei der Vortragende oft in gelungener Weise das Benehmen der jagten Thiere auch mimisch darstellt.

Doch nicht immer bietet sich solches Jagdglück dar, daß eine große Anzahl von Jägern die ganze Heerde umzingeln kann. Sind ihrer wenige, so ist die Sache schwieriger. Es gehört die außerordentliche Ubrichtung der kleinen Pferde dazu, welche ohne gelenkt zu werden¹⁾ den Reiter direkt an die Seite eines liegenden Büffels tragen und sobald der Pfeil sikt, sich sofort umwenden, um den Hörnern des wütenden Thieres, das sich nun zur Wehr setzt, zu entgehen. Dennoch büßt manchmal Mann und Ross das Leben für die Kühnheit, oder trägt schwere Wunden davon. — Leichter geht die Jagd in der Winterszeit, wo stellenweise der Schnee mehrere Fuß tief liegt, in dem der Büffel fast nicht vorwärts kommen kann. Da ist der Indianer auf seinen breiten Schneeschuhen,²⁾ mit denen er, ohne einzufinden, leicht über die weiße Fläche gleitet, weit im Vortheil, und ein einziger Mann kann oft in kurzer Zeit eine Menge von Thieren tödten, deren dichte Winterpelze dann besonders benutzt werden, während das Fleisch, das sich zu dieser Jahreszeit nicht trocknen läßt, den Wölfen überlassen bleibt. — Nur im Vorübergehen sei die Art erwähnt, wie Indianer, die keine Pferde haben, auch zu andrer Jahreszeit die Büffeljagd treiben. Bedekt mit dem Felle des Wolfes, dem der Kopf unversehrt gelassen, schleichen sie sich auf allen Vieren heran, und so gelingt es ihnen in Schußweite zu kommen.

— Für viele Indianerstämme war übrigens der Büffel, so wie noch jetzt bei den Eskimo der Seehund, die hauptsächlichste Lebensbedingung.

Die Indianer aber sind keineswegs ausschließlich Jägervölker, obwohl dies auf einzelne Stämme zutreffen mag. Andre hatten schon bei der Ankunft der Europäer längst ihren Ackerbau getrieben. Auch diese Arbeit füllt natürlich den Frauen zu. Mit der einfachen steinernen Hacke³⁾ lockern sie auf dem ersten besten offnen Platz in der Nähe des Dorfes den Boden und streuen die Maiskörner⁴⁾ hinein. Kommen die

¹⁾ Der um den Unterkiefer gebundene kurze Bügel dient nur zum Anhalten.

²⁾ Dieselben sind aus Fellstreifen gemacht, die über einen Rahmen gespannt und geschnitten sind.

³⁾ Mondamin Korn (Beere) des Geistes. Ueber die Entstehung der Maiskultur haben die Indianer eine hübsche Sage. Siehe Longfellow, Hiawatha, deutsch von Simon, S. 42.

lichtgrün zu schützen
keimende werden, ich habe
haar spät mit gelb
verschwendet
nächsten
rungen zu
die Wache
dann endet
Kolben. D
so erschallt
harrt ein tu
gen bedeutet
Maisdiebes
hellem Ge

Doch

Indianer
nur noch
noch von
treiben.

Nur ei
tiger Weise
zogen mit
andern. D
Gegenden a
den Ufern i
nannten „w
reiche Körne
Schilf bebe
zwischenhin,
andre mit
Fahrzeug u
andern han
weis auf d
beginnt. D
wäre unter
Ebenso
Prärie-Rübe
zenreiche lie

¹⁾ Longfellow

²⁾ Nicotia

³⁾ Es hat
gefunden.

⁴⁾ Prairie

vielend, nach
Ferde ihnen
auch einge-
gemessener
ie nach den
rd in Streit-
trocknet, um
ng zu dienen.
her Gelegen-
s Weib seine
aber haben
zu erzählen,
gelungener
rstellt.

ß eine große
ihrer wenige,
e Abrichtung
den Reiter
ald der Pfeil
Chieres, das
chmal Mann
Wunden da-
ellenweis der
cht vorwärts
hneeschuhnen,²⁾
fläche gleitet,
r Zeit eine
besonders be-
preezeit nicht
vorübergehen
ben, auch zu
em Felle des
ich auf allen
zu kommen.
so wie noch
isbedingung.
ölker, obwohl
schon bei der

Auch diese
n steinernen
er Nähe des
kommen die

nhalten.
gespannt und
x Maiskultur
, deutsch von

lichtgrünen Spitzen hervor, so gilt es, die Felder gegen die Raben
zu schützen, die krächzend die nächsten Bäume besetzt halten, um die
keimenden Körner zu stehlen. Ebenso sorgfältig müssen sie bewacht
werden, wenn die hochaufgeschossenen Stengel ihre dicken Kolben getrie-
ben haben, um die im Winde die Staubfäden wie blondes Jünglings-
haar spielt. Dann kommen Scharen glänzend hellgrüner Papageien, die
mit gellendem Gefreisch über die Früchte herfallen. An einer Stelle
verscheucht, wirft sich der ganze Schwarm pfeilschnell, schwirrend auf den
nächsten Baumessipfel, um alsbald an einer andern Stelle seine Verhee-
rungen zu probiren, und hält die Frauen, die mit Stangen und Klappern
die Wache halten, fortwährend beschäftigt. — Festlich und fröhlich wird
dann endlich die Ernte gehalten. Man entblättert die gelben glänzenden
Kolben. Trifft ein Mädchen darunter einen solchen von rother Farbe,
so erschallt alsbald der Jubel der Genossen, und es heißt: „deiner
hatte ein tapferer Bräutigam“. Ein mißgestalteter und verkrüppelter dage-
gen bedeutet einen alten Mann, mit dem sich sofort die Vorstellung eines
Maisdiebes verbindet und dessen gebeugter, zitternder Gang bald unter
hellem Gelächter von den Mädchen nachgeahmt wird.¹⁾

Doch hat der Ackerbau im ursprünglichen Leben und Treiben der
Indianer keine große Ausdehnung erlangt. Außer dem Mais wurden
nur noch Bohnen, Kürbisse und Tabak kultivirt. Letzterer²⁾ wird auch
noch von Stämmen in der Prärie gebaut, die sonst keinen Ackerbau
treiben.

Nur einzelne Stämme, die feste Wohnsäze hatten, beackerten in sorgfäl-
tiger Weise Felder an ein und derselben Stelle.³⁾ Die meisten aber
zogen mit ihren leicht abzubrechenden Pörrern von einer Stelle zur
anderen. Doch auch ohne Ackerbau waren diese in den nördlicheren
Gegenden ausreichend mit vegetabilischer Nahrung versorgt durch den an
den Ufern der Flüsse und Seen sowie auf den Sumpfen wachsenden soge-
nannten „wilden Reis“, eine Grasart (*Zizania aquatica*), deren mehl-
reiche Körner sehr nahrhaft sind. Weite Strecken sind damit wie mit dichtem
Schilf bedeckt. Zur Zeit der Reife fahren die Weiber in den Kanoes
zwischenhin, und während die eine langsam vorwärts rudert, bringt die
andere mit einem Stabe soviel Halme als sie fassen kann über das
Fahrzeug und klopft taftmäßig mit einem zweiten, den sie in der
anderen Hand hält, auf die lockeren Rispen, welche ihre Körner haufen-
weis auf den Boden des Kanoes schütten, das sich bald zu füllen
beginnt. Die Männer betheiligen sich auch bei dieser Arbeit nicht, sie
wäre unter ihrer Würde.

Ebenso fällt in der Prärie die Einsammlung der sogenannten
Prärie-Rübe,⁴⁾ welche den dortigen Stämmen Nahrung aus dem Pflan-
zenreiche liefert, den Weibern zu. Es ist dies eine Pflanze mit dicker,

¹⁾ Longfellow a. a. D. S. 106 und 174.

²⁾ *Nicotiana quadrivalvis*.

³⁾ Es haben sich z. B. Spuren einer Kultur auf rundlich erhöhten Beeten vor-
gefunden.

⁴⁾ Prairie turnip, pomme blanche, *Psoralea esculenta*.

knolliger Wurzel, die im Frühjahr mit ihren hübschen Blüten oft weite Strecken der Bodenfläche violettblau färbt. An diesen Stellen finden sich Frauen und Mädchen im Sommer ein, mit langen Stöcken versehen, die zu diesem Zweck besonders geschnitten und mit bunten Figuren geschmückt sind. Die etwas gekrümmte Spitze wird in den Boden gehobt und die Knolle herausgewuchtet. Auch diese Arbeit ergibt große Massen, die von den Weibern auf dem Rücken nach dem Dorfe geschafft werden. Die getrockneten Knollen werden in den Wigwams aufbewahrt und halten sich lange Zeit.

Wenden wir uns aber wieder zu den Indianern der Seenregion. Dort tritt die Jagd zum Theil bedeutend hinter den Fischfang zurück, der fast ausschließlich manchen Stämmen den Unterhalt gewährt. An jene mächtigen Wasserbeden, die ihre Fluten im donnernden Niagara-Fall herabstürzen und in dem majestätischen St. Lorenzstrom dem Meere zufinden, knüpft sich ein gut Theil echten Indianerlebens. Besonders der Obere See (Gitsche Gami) genoß eine heilige Verehrung weit und breit unter den rothen Völkern. Dort finden wir die Hütten der Chippeways (Tschiappemäss) an dem felsigen mit dunkeln Tannen bewachsenen Strand, oder auf einer der zahllosen kleinen Inseln, die an einigen Stellen denselben säumen. Da ist denn das leichte aus Birkenrinde gebaute Boot (Mackinaw) ein Stück von der höchsten Bedeutung. Es wird als das schönste und leichteste Fahrzeug beschrieben, das jemals konstruiert sei. Die sorgfältig abgelöste Rinde eines ganzen Birkenstamms ist künstlich über ein Gestell aus Cedernzweigen gefpannt, mit Wurzeln zusammengehält und mit dem Harz der Balsamanne wasserfest gemacht. Die beiden Enden sind schnabelförmig in die Höhe gebogen, die Seiten mit bunten Stachelschweinborsten geschmückt, die an jenen Schnäbeln gewöhnlich zu einem Stern (oder Bild der Sonne?) zusammengestellt sind. Das ganze Boot hat eine anmutige Gestalt und tanzt leicht wie Kork auf dem Wasser. Freilich gehört die Geschicklichkeit der Indianer dazu, um es über die Wellen zu führen. Bei ihnen haben Männer und Weiber darin große Fertigkeit, während ein Weißer in dem leichten Fahrzeug in Gefahr ist das Gleichgewicht zu verlieren.

Die Fischerei, welche mit diesen Booten betrieben wird, scheint sehr einfach, erfordert jedoch grade eine außerordentliche Gewandtheit. Mit einem einfachen, beutelartigen, an einer Stange befestigten Netz gerüstet steht der Fischer im Vordertheile, während ein anderer Mann das Ruder führt. Mit dem geübten Auge erkennt jener selbst tief unter dem Wasser den herannahenden Weißfisch — ein geschickter Stoß — und dieser ist gefangen. Nun aber beim Herausheben des Netzes muß jener wie ein Seiltänzer balanziren, um den Schwerpunkt über dem Boote zu erhalten. Doch die volle Sicherheit im Boote gehört mit zum Ruhme des Mannes. Dann und wann werden festliche Wettschiffahrten auf dem Wasser angestellt, bei denen sich feuriger Enthusiasmus zeigt, wie nur bei einer italienischen Regatta. Pfeilschnell schießen die beteiligten Kanoes zwischen den zwei Reihen hin, die von denen der Zuschauer

gebildet
der eine
zu
vermitte
die hine
werden.
man sie
lockt.
zu sicher
Unt
rungsmi
den Ahn
ist. Sei
Indianer
des Früh
theilen sic
Orte, wo
werden fü
an die A
Erde ange
der Saft
rinnend i
Eimern al
das Feuer
brauen
ungeachtet
wenig von
Kessel und
schmauzend
Männer al
guter Ruh
in hübsche
neuerer Ze
werden.

Wie e
andrer Ste
dianer für
brechen sie
Ort wider
eines längre
So ist das

¹⁾ Acer

²⁾ Derfell
lann, und übe
lo in Boston t

i Blüten oft
diesen Stellen
angangen Stöcken
mit bunten
wird in den
diese Arbeit
Rücken nach
en werden in
r Seenregion.
Fischfang zu-
rholt gewährt.
n donnernden
t. Lorenzstrom
nerlebens. De-
lige Verehrung
wir die Hütten
Tannen bewach-
die an einigen
s Birkenrinde
itung. Es wird
mals konstruiert
mes ist künstlich
zeln zusammen-
gemacht. Die
die Seiten mit
en Schnäbeln
usammenge stellt
nd tanzt leicht
ichkeit der In-
ihnen haben
ein Weißer in
u verlieren.
rb, scheint sehr
andtheit. Mit
Neige gerüstet
nn das Ruder
f unter dem
Stoß — und
es muß jener
er dem Boote
it zum Ruhme
rten auf dem
eigt, wie nur
e betheiligten
er Zuschauer

gebildet werden. Mit lautem Jubelgeschrei wird der Sieger begrüßt, der eine hohe Ehre davon trägt.

Auch in den Flüssen und Bächen wird Fischerei getrieben u. z vermittelst eines Gitters oder Steindamms, der so angebracht ist, daß die hinaufgehenden Störe und Lachse bei der Rückkehr aufgehalten werden. Im Winter sticht man die Fische mit der Lanze, nachdem man sie durch Lockspeisen zu den im Eise angebrachten Löchern herbeilockt. Oft werden auch Fische mit dem Pfeil erlegt, der um die Beute zu sichern durch einen dünnen Niemen mit dem Bogen verbunden ist.

Unter den für die indianische Lebensweise charakteristischen Nahrungsmittern dürfen wir jedoch ein sehr verbreitetes nicht übersehen, den Ahornzucker, der strenggenommen als Luxusartikel zu betrachten ist. Seine Zubereitung bildet einen der Höhepunkte im Leben der Indianer, eine Art Karneval, wie Schoolcraft sagt. Wenn zu Anfang des Frühlings sich der Saft in den noch kahlen Bäumen regt, so verteilen sich die einzelnen Familien eines Dorfes an die verschiedenen Orte, wo alte Ahornbäume¹⁾ sich in größerer Anzahl finden. Dort werden für einige Zeit die Wigwams aufgeschlagen. Bald geht man an die Arbeit. Die Stämme werden in einiger Entfernung über der Erde angebohrt, und eine Röhre in dieöffnung gesteckt, durch welche der Saft bald nicht blos in einzelnen Tropfen, sondern ununterbrochen rinnend in das untergestellte Gefäß fließt. Die Weiber laufen mit Eimern aus Birkenrinde hin und her; andre hauen Holz und schüren das Feuer, über dem die Kessel hängen, in denen der Saft zu einer braunen Masse eingekocht wird. Die Kinder springen lustig umher, ungeachtet der rauhen Witterung, die oft noch herrscht, schöpfen ein wenig von der heißen Masse mit einem Stückchen Holz aus dem Kessel und werfen es zur Abkühlung in den Schnee, um es bald darauf schmauzend zu verspeisen, und treiben viel heiteren Spaß dabei. Die Männer aber sitzen mit der Pfeife vor dem Wigwam und schauen in guter Ruhe dem bunten Treiben zu. Der gewonnene Zucker²⁾ wird in hübsche buntgeschmückte Kästchen, Mokuls, verpackt und bildet in neuerer Zeit einen Handelsartikel, gegen den andre Waaren eingetauscht werden.

Wie erwähnt, werden bei dieser Gelegenheit die Wigwams an anderer Stelle aufgeschlagen. Aber auch sonst haben die meisten Indianer für ihre Dörfer keine festen Plätze. Nach Art der Nomaden brechen sie dieselben dann und wann ab, um sie an einem andern Ort wieder aufzurichten. Die Rücksicht auf das Wild, das in der Nähe eines länger bewohnten Platzes selten wird, mag dabei maßgebend sein. So ist das Indianerleben eine fortwährende Wanderschaft. Besonders

¹⁾ Acer saccharinum, Sugar maple.

²⁾ Derselbe ist von vorzüglicher Qualität, wie ich aus eigner Erfahrung sagen kann, und übertrifft unsern Kübenzucker bei weitem, doch weiß ich nicht, ob der, welchen ich in Boston kostete, vielleicht durch sorgfältigere Behandlung gewonnen war.

gilt dies in der Prärie. Schnell lassen sich die Zelte abbrechen. Die Stangen werden zusammengebunden, die Felle in Packete zusammengeknürt, die Vorräthe und alle Habseligkeiten in Säcke, Körbe u. dergl. verpackt. Das alles ist selbstverständlich Arbeit der Squaw. Der Mann besteigt mit seinen Waffen das Ross. Einige alte Pferde bleiben für den Transport der Sachen zur Verfügung. Man legt ihnen ein aus zwei Stangen und einigen Querholzern bestehendes Gestell¹⁾ so auf den Rücken, daß die Enden der Stangen am Boden nachschleifen. Darauf wird das Gepäck angebracht. Auch die Hunde, die sich's gefallen lassen, was nicht alle thun, bekommen ein ähnliches Gestell auf den Rücken und eine angemessene Beladung dazu. Trotzdem bleiben noch immer einige Bündel für das Weib übrig, die sie auf dem Rücken trägt u. z. an einem über die Stirne gelegten Riemen. Schweigend geht der lange Zug durch die weite Ebene, bis etwa einige Hunde im Unwillen über ihre Last sich zu beissen anfangen, wodurch leicht eine allgemeine Beiferei entsteht, die wohl auch zu einer Rauferei der Frauen führt. Die Männer halten dann nur ihre Pferde an und schauen vergnügt lachend auf das hunte Durcheinander, bis es von selber wieder in Ordnung kommt. Oft geht die Reise weit. Mittags wird Halt gemacht. Dann hat das Weib doppelte Plage. Sie muß das sparsame Holz zusammensuchen, Wasser vielleicht von weit her holen und die Speisen kochen. Abends muß sie das Zelt ausschlagen u. s. w. und hat also auf der Reise noch mehr als sonst ihr hartes Voos zu empfinden.

Bisher haben wir das Leben des Indianers in Friedenszeiten betrachtet. Doch ihm würde es kläglich erscheinen, wenn es ohne Krieg verflösse. Mag der Mann auch auf der Jagd sich Ruhm erwerben können, die volle Mannsehre bringt doch erst der Krieg. Schon den Knaben im frühesten Alter wird dies Bewußtsein eingeimpft und das Streben nach blutigen Heldenthanen in ihm wachgerufen. Die Adlerfeder, die der erprobte Krieger als Abzeichen tragen darf, ist das höchste Ziel seiner Wünsche.

Wie das Mädchen bald angeleitet wird die Beschäftigungen der Mutter mitzumachen, so übt sich der Knabe schon frühzeitig mit den Waffen. Schon die nackten vierjährigen Bürtschchen spielen mit dem Bogen; die zwölfjährigen aber haben in der Handhabung desselben bereits eine unglaubliche Fertigkeit.²⁾ Doch von allen Angelegenheiten der Männer bleiben sie ausgeschlossen. Nur spielend ahnen sie die sonderbaren Stellungen derselben bei den Kriegstänzen nach. Seien die Männer im Kreise, so laufchen sie den Erzählungen der Kriegsthaten, voll Verlangen nach der Zeit, wo sie selbst mit in dem Kreise sitzen dürfen. —

¹⁾ Les Travails in der Sprache der französischen Kanadier.

²⁾ Selbst jetzt noch und bei den schon so weit von ihren ursprünglichen Verhältnissen abgekommenen Stämmen ist dies der Fall. Ich habe bei den Senetas selbst gesehen, wie solche Knaben in der Entfernung von 30—40 Schritt ein auf die Kante gestelltes 5 Cent-Stück mit ihren Pfeilen sicher trafen.

Endlich i
zur Zahl
in welcher
seine Sta
betätig.
welchem d
ben zum
weitere Le
Er zeigt si
men wird
Oft ist es
gel u. s. i
nachgespür
einen halbt
sein Leben
jenem von
sischen Wo
Dinge, die
Ein Indian
und von a
Die ei
nach dieser
bei denen d
fen. Es m
nommen, w
mit angefeh
licheiten, d
den Bildern
Die Für
oder an der
Höhe gezogen
machten Me
Wunde gestec
Beinen. Bei
zeigten einer
um jene Pfli
Männern geh
und welche i
noch dazu an
Waffen besch
ja kein Laut
Männer mit
erhoben diese
zu geben im
aus dieser Le

¹⁾ Es wirk
besonderen Tä

rechen. Die zusammen-
örde u. dergl.
Der Mann
bleiben für
nen ein aus
) so auf den
en. Darauf
fallen lassen,
den Rücken
i noch immer
en trägt u. z.
geht der lange
Inwillen über
lgemeine Bei-
frauen führt.
uen vergnügt
ieder in Ord-
Halt gemacht.
same Holz zu-
die Speisen
hat also auf
nden.

Friedenszeiten
es ohne Krieg
u ihm erwerben
Schon den
und das Stre-
ie Adlerfeder,
s höchste Ziel
stigungen der
eitig mit den
mit dem Vo-
selben bereits
ten der Män-
e sonderbaren
die Männer
en, voll Ver-
en dürfen. —

n Verhältnissen
s selbst gesehen,
kante gestelltes

Endlich im 14. oder 15. Lebensjahr geschieht die feierliche Aufnahme zur Zahl der wehrhaften Männer, der aber schwere Prüfungen voran gehen, in welchen der Einzuweihende seine Kraft, seinen Mut, besonders aber seine Standhaftigkeit im Ertragen von Schmerzen und Entbehrungen bestätigt. Namentlich gehört das Fasten in der Einsamkeit dazu, bei welchem der „Lebenstraum“ erfolgt, durch den der Übergang vom Knaben zum Manne bezeichnet wird. In diesem Traume enthüllt sich das weitere Lebensschicksal, sowie der Schutzgeist, unter dem dasselbe steht. Er zeigt sich in Gestalt irgend eines Thieres, und das Fasten und Träumen wird so lange fortgezettet, bis das Bild eines solchen erschienen ist. Oft ist es ein Eichhörnchen, eine Schlange, Schildkröte, irgend ein Vogel u. s. w. Nach dem Erwachen wird sogleich dem betreffenden Thiere nachgeföhrt. Der Jüngling erlegt es und wählt die Haut, oder irgend einen haltbaren Theil desselben zu seinem Amulett, von dem er sich dann sein Leben lang nicht wieder trennt.) „Medizin“ heißt ein solches mit jenem von Kanada aus bei allen Indianervölkern eingedrungenen französischen Wort, welches überhaupt alles Übernatürliche und besonders die Dinge, die mit irgend einem Zauber in Verbindung stehen, bezeichnet. Ein Indianer, der seine Medizin verloren, wäre der unglücklichste Mensch und von allen verachtet.

Die eigentliche Aufnahme unter die Zahl der Männer erfolgt erst nach dieser Vorbereitung u. z. unter komplizirten religiösen Ceremonien, bei denen die Aufzunehmenden sich den grausamsten Torturen unterwerfen. Es mag zu dem Stärksten gehören, daß in dieser Hinsicht vorgenommen, was der Maler Catlin bei den Madans am oberen Missouri mit angesehen hat. Doch ist es bezeichnend für die scheußlichen Unmenschlichkeiten, die dabei vorkamen. Einige Büge aus den Schauder erregenden Bildern, die er davon geliefert hat, mögen hier genügen.

Die Jünglinge, nur mit dem Breechcloth bekleidet, wurden am Rücken oder an der Brust an je zwei Punkten verwundet, u. z. so, daß das in die Höhe gezogene Fleisch mit einem scharfen aber absichtlich wieder scharf gemacht Messer der Art durchstochen wurde, daß ein Holzflock durch die Wunde gesteckt werden konnte. Ähnliches geschah an den Armen und Beinen. Bei dieser Operation verzogen die Jünglinge keine Miene, ja manche zeigten einen heiteren lächelnden Ausdruck. Nun aber wurden Stricke um jene Pflocke im Rücken oder der Brust befestigt, deren Enden von Männern gehalten wurden, die oben auf dem Dache der Erdhütte standen und welche die Stricke sofort anzogen, so daß die Verwundeten, die man noch dazu an den andern Pflocken mit Büffel-Schädeln sowie mit ihren Waffen bewaffnet hatte, vollkommen in der Luft schwebten. Keine Klage, ja kein Laut kam während dieser Reinigung aus ihren Lippen. Erst als Männer mit Stangen die Hängenden in eine wirbelnde Bewegung setzten, erhoben diese mit dem furchtbarsten Geschrei, das ein Mensch von sich zu geben im Stande ist, ihre Gebete zum großen Geiste, daß er ihnen aus dieser Lage helfen möge, aber auch die bestimmte Zuversicht ausdrück-

¹⁾ Es wird entweder offen an der Kleidung oder einem Waffenstück oder in einem besonderen Taschen auf der Brust getragen.

dend, daß dies geschehen werde. Aber auch nicht früher, als bis sie unter diesen entsetzlichsten Dualen wieder ganz stumm geworden, wurden sie über und über mit Blut bedeckt, heruntergelassen und von den Stricken befreit. Da lagen sie eine Zeitlang, ohne daß ihnen irgend ein Beistand geleistet wäre. Man sagte sie keinen unter dem Schutze des großen Geistes, dem sie ihr Leben anvertraut hätten. Sobald sie aber sich einigermaßen fortschleppen konnten, schlichen sie zu einem Manne, der mit einem Beile vor einem Büffelschädel saß und ließen als ein Opfer für den großen Geist sich den kleinen Finger der linken Hand, einige dazu auch den Zeigefinger derselben abhauen. Auch damit aber waren die Dualen noch nicht zu Ende. Im Freien mußten sie noch behängt mit den Büffelschädeln und Waffen je in der Mitte von zwei unverlebten Jünglingen, mit deren Händen die ihrigen zusammengebunden wurden, einen furchtbaren Tanz oder Rundlauf durchmachen, bei dem sie meistentheils zusammenbrachen und dann greulicher Weise auf dem Boden umhergeschleift wurden. Erst als die an den Armen und Beinen festgesetzten Gegenstände mit Zerreißung des Fleisches entfernt waren, wurden die Unglüdlichen frei gegeben und taumelten ihren Wigwams zu. —

Wer dergleichen bestanden hat, gehört zu den Männern. Doch nun muß er sich erst seinen Ruhm durch tapfere Kriegsthaten erwerben. Wer keine solche aufzuweisen hat, bleibt nicht blos von den Stathöversammlungen ausgeschlossen, sondern wird „altes Weib“ oder „Niemand“ genannt,¹⁾ darf auch nicht daran denken eine Frau zu bekommen. Über es fehlt nicht an Gelegenheit zu tapferen Heldenthatten.

Für viele indianische Völker war der Krieg das „eigentliche Lebens-element“, ein regelmäßig wiederkehrendes Bedürfniß und ein alljährlich zu bestimmter Zeit unternommenes Geschäft,²⁾ behufs dessen oft weite Züge ausgeführt wurden. Die ganze Art der Kriegsführung ist freilich von der europäischen sehr verschieden. Offne Feldschlachten gehören zu den seltenen Ausnahmen. Die von uns geachtete Rühnheit, die frei dem Feinde gegenüber tritt, „erscheint dem Indianer albern; seinen Ruhm sucht er vorzüglich in Waffenthatten, bei denen Schlauheit, Schnelligkeit und Verwegenheit mit einander verbunden ebenso sehr den Erfolg sichern als sie zugleich das eigne Leben decken. Er verläßt sich daher fast immer auf listige Ueberfälle und den ersten Anlauf; Rückzug und Flucht gelten ihm, wo sie vortheilhaft erscheinen, für nichts weniger als schimpflich. Es ist sein Ruhm, zum Feinde heranzuschleichen wie ein Fuchs, ihn anzugreifen wie ein Tiger und zu fliehen wie ein Vogel“.

Beranlassungen zum Kriege gab es häufig. Oft war es die Blutrache, die ununterbrochene Kämpfe zwischen verschiedenen Völkern hervorrief. Jeder Stamm war verpflichtet, das einem seiner Glieder zugefügte Unrecht an irgend einem Angehörigen des betreffenden andern Stammes zu rächen, wobei auf die Person des Thäters nichts ankam. Solche Feindseligkeiten zogen sich durch Generationen hin und endeten wohl mit

¹⁾ Bei den Greeks.

²⁾ Waitz, Anthropologie III S. 149. Auch der folgende Absatz ist vorher großenteils entlehnt.

der Auf Grenzen Erkrankt Ost gibt. Doch sind geht eine Kriegsred Ein lichen. Dieses versch gressen Pfosten Weife zur legt in Krieges v holend som Heldenhat. Schweigen ternehmen zum Besch blitzen die Art,¹⁾ roth Pfahl eing in allen D erklärung. schleicht sich ein in die Es gehört i Hunde zu e hat man sic Stamme wu auch angenc nur darin, Gebiet der R nicht die R Stathöversam luftigen um doch den rot tritt der Helt dem Kriegsp

¹⁾ Der To spitzen. In einer Umwidung n (u. z. in eigentl nach Indianerg ²⁾ Früher einer Spize r mit widerhaltig

der Aufreibung der kämpfenden Stämme. Sonst aber führten auch Grenzverlebungen zum Kriege, oder der Überglauben, der in plötzlichen Erkrankungen oder anderen Unglücksfällen Rauberei der Feinde sah. Oft gibt ein Pferdediebstahl oder die Nache desselben die Veranlassung. Doch sind die Indianerkriege keineswegs immer bloße Raubzüge. Oft geht eine formliche Kriegserklärung voraus, und feste Ordnungen des Kriegsrechtes werden von beiden Seiten respektirt.

Ein Beispiel möge uns indessen den ganzen Hergang veranschaulichen. Da sehen wir in der Mitte eines Dorfes alle Krieger des Stammes versammelt, alle in ihrem vollsten Schmuck, die Gesichter noch greller als sonst roth und weiß bemalt. Um einen in die Erde geschlagenen Pfahl haben sie sich in weitem Kreise niedergelassen, in dem die Pfeile zunächst die Runde macht. Nun tritt der Häuptling auf und legt in langer ernst und ruhig vorgetragener Rede die Gründe des Krieges vor. Nach ihm sprechen andere, meist die Alten, die weit ausholend sowohl alles alte Unrecht der Feinde, sowie auch alle denkwürdigen Heldenthanen des eigenen Stammes erzählen. Alles lauscht in tiefstem Schweigen. Weiter werden in den Reden Vorschläge über den zu unternehmenden Angriff u. s. w. vorgebracht. Gedehnt die Berathung zum Beschluss, so steigert sich die Stimmung der Versammlung. Wild blitzt die Augen und unter kriegerischem Geheul wird zuletzt eine Kriegsart,¹⁾ roth bemalt und mit rothen Federn behangen, in den erwähnten Pfahl eingeschlagen. Dasselbe geschieht bei der Heimkehr der Krieger in allen Dörfern des Stammes, und dann folgt die formliche Kriegserklärung. Einer von den nach Heldenhanen dürstenden Jünglingen schleicht sich bei Nachtzeit in eines der feindlichen Dörfer und stellt dort ein in die Haut einer Klapperschlange gewickeltes Blündel Pfeile auf. Es gehört viel Vorsicht dazu, um dies zu vollbringen ohne den Lärm der Hunde zu erregen. — Doch der feindliche Stamm ist stark. Darum hat man sich inzwischen Bundesgenossen gesucht. Zum benachbarten Stamm wurde eine Art und Wampunschnüre geschickt und von demselben auch angenommen. Die Bundesgenossenschaft besteht aber gewöhnlich nur darin, daß auch von dort aus in einzelnen Fällen Einfälle in das Gebiet der Feinde gemacht werden. Von der Bildung eines Heeres ist nicht die Rede. Die kühnsten und erfahrensten Krieger, die durch die Rathsversammlung dazu autorisiert sind, sammeln einen Kreis von Kampflustigen um sich. Dies geschieht durch den Kriegstanz. Fast nackt, doch den rothbemalten Tomahawk oder die Kriegskeule²⁾ in der Hand, tritt der Held meist bei nächtlicher Zeit in die Mitte des Dorfes, wo neben dem Kriegspfahl ein Feuer lodert. Zu dem einförmigen Tone einer kleinen

¹⁾ Der Tomahawk (haao) war früher von Stein, wie auch die Pfeil- und Lanzen spitzen. In einen Kerb auf jeder Seite war der gespaltene Stiel eingelassen und durch Umlaufung mit Sehnen (?) befestigt. Später trat allgemein die europäische Art (u. z. in eigends für diesen Zweck fabrizirter Form) mit dem selbstgefertigten und nach Indianergeschmack verzierten Stiel an seine Stelle.

²⁾ Früher ein in einem Knauf auslaufendes Stück Holz, an dem letzteren mit einer Spitze von geschärftem Knochen versehen. Die Kultur hat auch diese Waffe mit widerhaliger Eisenspitze noch schrecklicher gemacht.

Trommel, die ein am Boden sitzender Mann in kurzem Takte schlägt, stimmt er sein Kriegsgesang:

Hört, ihr kriegerischen Vögel!
Ein Feind mach ich zu mögen euch.
Mitten in der Feinde Haufen
Dring ich ein, wie ihr.
Schnell wie eure Schwingen,
Scharf wie eure Krallen,
Will den Feind ich überfallen!
He! Ihr jungen Leute,
Die ihr Krieger seid,
Auf zum Streit!¹⁾

Und nun folgt der drohnende, Mark und Bein durchdringende Kriegsruf (war-whoop), von dem man sagt, daß er einen Büffel oder Bären zu betäuben im Stande sei: Schon während des Singens beginnt der Tanz, ein sonderbares Aufhüpfen mit beiden Füßen zugleich, bei dem der vorher wie zu einer sitzenden Stellung eingetuckte Körper mit vollster Ausspannung der ganzen Muskulatur empor schnellt. Stampfend kehren die Füße zum Boden zurück. So umkreist der Krieger erst langsam, dann immer wilder und wilder das Feuer und einer nach dem andern von den umherstehenden Männern und Jünglingen folgt ihm, seine Bewegungen nachahmend und in den Kriegsschrei einstimmt, auf den dann immer wieder der eintönige Gesang in langsamem aber sich stets aufs neue steigerndem Tempo folgt, mit dem auch die Aufregung der springenden Schaar bis zur wildesten Raserei wächst. Der Boden zittert unter ihren Füßen. Dabei werden die Waffen geschwungen, mit der Keule an den Pfahl geschlagen und mit nachahmenden Bewegungen Vorgänge aus dem Kampfe dargestellt, besonders das Skalpiren. Alle, welche am Tanz mittheilnehmen, erklären damit ihre Beileidigung an dem bevorstehenden Kriegszuge.

Der Einfluß dieser Ceremonie ist ein furchtbarer. Alle sonst unter einem ernsten, gemessenen, ja sanften Benehmen schlummernden Leidenschaften werden wachgerufen. In diesem Zustande ist der Indianer wie ein wildes blutdürstiges Thier. Doch nicht dem Löwen gleicht er in seinem Kriegsmuth. Es spielt zuviel von der Schlauheit des Fuchses hinein und von dem Ehrgeiz, dessen höchstes Ziel die Sklave sind.

Sind so die Krieger geworben, so geht es an die religiösen Ceremonien, durch welche der Auszug vorbereitet wird, und die in Fasten und anderweitiger Enthaltsamkeit bestehen, sowie in der Zubereitung von Talismanen (Knochen einer Schlange oder einer wilden Rabe u. s. w.), welche als „Kriegsmedizin“ mitzunehmen sind. Auch auf Träume und allerlei Vorzeichen wird geachtet, um den glücklichen Ausgang des Unternehmens zu sichern.

Inzwischen sind nach allen Richtungen Kundschafter ausgesandt. Der Indianer ist „ein geborener Spion“. So gelingt es dann, diese oder jene Stellung eines Trupps von Feinden zu erfahren. Oder ausgestellte Wachen, die Tage lang ohne zu essen und zu trinken sich im dichten Gebüsch verborgen halten, zeigen durch verabredete Signale,

¹⁾ Nach Schoolcraft II S. 59.

alte schlägt,

gende Kriegs-
I oder Bären
s beginnt der
eich, bei dem
er mit vollster
npfend fahren
erst langsam,
dem andern
ihm, seine Be-
iend, auf den
aber sich stets
Aufregung der
er Boden zit-
chwungen, mit
n Bewegungen
alpiren. Alle,
Betheiligung

Alle sonst unter
en Leidenschaft-
Indianer wie
gleicht er in
des Fuchses
ape sind.
n Ceremonien,
i Tästen und
ereitung von
aze u. s. w.),
Träume und
ng des Unter-

ausgefandt.
s dann, diese
Ober aus-
inken sich im
ete Signale,

z. B. täuschend nachgeahmte Thierlaute, die Annäherung der fremden Krieger an. Auch die Schaar, die wir sich sammeln jähren, 60 bis 80 an der Zahl, sind ausgezogen. In einer Linie marschiren sie hintereinander. Einer tritt genau in die Fußstapfen des andern, so daß die Spur nur einen Mann andeutet. Dort kreuzen sie eine andere Spur, die genau untersucht wird. Man kennt sie sogleich, es sind die Tritte eines der ausgesandten Späher, man weiß annähernd selbst vor wie viel Stunden er dort ging. An einem hohlen Stamme wird das Klopfen des Specktes nachgeahmt — und bald erkönt der gleiche Laut als Antwort durch den Wald. Nicht lange darauf ist der Kundschafter bei den Seinigen und erzählt, wie die Feinde in ähnlicher Reihe an ihm nach links vorüber gegangen sind. Das dichte Rhododendron-Gebüsch, in dem er lag, verbarg ihn, doch schloß er noch die Augen, damit ihr Glanz nicht zum Verräther werde. Aber er hat an den Schritten genau gehört, daß es einige neunzig Männer sind. Halblaut flüstern wird alles mitgetheilt und nun erwogen, wie den Feinden beizukommen sei. Jedenfalls liegen sie dort in dem zerklüfteten Felsenfuß des Flüßchens im Hinterhalt. Ein kühner Jüngling folgt ihrer Spur, um die Stätte festzustellen, damit man auf einem Umwege die Klippen von oben erreiche und den Lauernden in den Rücken komme. Doch plötzlich steht der Kühne wie versteinert. Richtig; in der Ferne knallt das niedere Geäst unter Tritten. Die Feinde kommen zurück. Da ist keine Zeit zu verlieren, den in den nächsten Sekunden werden sie jede seiner Bewegungen hören. Mit einem Satze springt er über einen zur Seite liegenden moosbedeckten alten Baumstamm und klemmt sich der Länge nach zwischen diesen und den Boden. Er war so glücklich, keine Pflanze vor demselben mit dem Fuße zu berühren. Jede Verlegung einer solchen würde ihm den sichern Tod bereitet haben. Nun aber liegt er mit angehaltenem Atem. Die Reihe der Feinde geht vorüber. Nach wenigen Minuten aber springt jener aus dem Versteck und läßt den schmetternden Kriegsschrei durch den Wald hallen, der alsbald von den Seinigen erwidert wird. Jetzt ist das Schicksal der Feinde entschieden. Obgleich an Zahl überlegen sind sie durch das unerwartete Geschrei so eingeschüchtert, daß ihre moralische Kraft schon gebrochen ist. Während der Jüngling im rasenden Laufe und brüllend, als wären es ihrer ein halbes Dutzend, ihnen folgt, hören sie von der entgegengesetzten Seite die Schaar ihrer Gegner heranstürmen. Unschlüssig drängen sie sich auf einen Haufen zusammen. Aber schon fliegt der erste Pfeil aus dem Dicke und von der andern Seite her folgt ein Hagel solcher, die wie aus einem Halbkreise in den Haufen gesandt werden. Dies nimmt den Angegriffenen vollends den Mut, denn ihre Pfeile schwirren nur aufs gerathen wohl! in das Gebüsch. Schon liegt eine Anzahl Getroffener am Boden. Mit erneuter Macht erschallt der Kriegsruf, und die Sieger stürzen mit Keule und Tomahawk hervor, um das blutige Werk zu vollenden. So verzweifelter Widerstand auch noch geleistet wird, und obgleich auch manche aus der siegreichen Schaar zu Boden sinken, in turzem ist der Sieg erfochten. Nur wenige der Feinde sind noch am Leben; es hilft schwer sie gefangen zu nehmen

und zu binden — die andern liegen todt oder in den leichten Rügen auf dem blutbedekten Boden. — Jetzt aber ist der langersehnte Augenblick gekommen, die schönsten Trophäen zu sammeln. Ein jeder erkennt an seinem Pfeile den von ihm erlegten Feind, oder hat wohl den bemerkt, den er mit seiner Keule zu Boden streckte. Man setzt dem Gefallenen den rechten Fuß auf den Naden, ergreift mit der linken Hand den grade über dem Wirbel befindlichen Haarbüschel, führt mit dem scharfen Stalpmesser¹⁾ einen gewandten Schnitt rings um denselben und reißt mit einem Ruck das runde Stück Kopfhaut herunter. Wie leuchten die Augen des Jünglings, der zum erstenmale diesen Siegespreis erworben hat!

Nun aber geht es an die Heimkehr. Einige Baumzweige werden zusammengebunden zu Bahren, auf denen man Tode und Verwundete des eigenen Stammes nach Hause bringt. Die Gefangenen werden mit Armen und Beinen an vier Pfähle gefesselt und so setzt sich der Zug in Bewegung. Die Jünglinge aber eilen voran. Auch das ist ein Ruhm, zuerst die Siegesbotschaft bei den Wigwams zu verkündigen, und der schnellste Läufer erlangt ihn. Das Dorf gerath in freudige Aufregung, die jedoch bald durch den Bericht über die Gefallenen gedämpft wird. So ist's auch nicht der Siegesjubel, sondern die Todtenlage, mit der die Heimkehrenden empfangen werden, und die nächsten Tage gelten der feierlichen Bestattung. Erst dann wird das Siegesfest gefeiert. Dazu werden vor allem die Stalpe zubereitet. Man spannt sie auf einen Reifen, der an einem Stock befestigt ist. Die Federn, mit denen der überwundene Feind geschmückt war, werden ebenfalls daran gehängt. Ein jeder Mann legt nun selber die Adlerfedern mit den verschiedenen Abzeichen, wie sie sich für seine Heldenthat gebühren, an. Daraus ergeben sich verschiedene Stufen des Kriegsruhms. Der eine darf die Feder mit einem starken rothen Punkt versehen, er hat seinen Feind mit dem Pfeile erlegt; der andre darf auf der einen Seite einen Kerb in die Feder schneiden, dessen Ränder roth gefärbt werden, denn er tödete seinen Gegner mit der Keule, u. s. w. Wie schon erwähnt, werden diese Federn als Schmuck auf dem Haupte befestigt. Die Jünglinge, die sie erlangt, haben fortan Sitz und Stimme im Rathe der Männer. — Die hauptsächlichste Feier des Sieges aber besteht in dem Skalptanz, der 14 Tage lang in jeder Nacht bei Facelschein ausgeführt wird. Er gleicht dem oben beschriebenen Kriegstanze. In der Mitte des Kreises stehen einige junge Frauen, die die ausgespannten Stalpe in die Höhe halten. Die Krieger springen unter wilden Gesängen zum Ton der Trommel herum, indem sie ihre Waffen schwingen und den furchtbaren Kriegsschrei vernehmen lassen. Dabei verzerrn sich die Gesichter zum Ausdruck der schrecklichsten Wuth. Auch hierbei werden Scenen aus dem vollbrachten Kampfe mimisch dargestellt.

Doch schrecklicher als dieser nächtliche Siegesjubel bei Facelschein sind die Martern, mit denen man inzwischen die Gefangenen zu Tode

¹⁾ Seit langer Zeit ist das gewöhnliche englische Schlächtermesser aus den Sheffielder Fabriken gebräuchlich.

peinigt, w
theilt sind
vorkam¹⁾
dabei vork

Der B
auf dem Ko
Dann schreie
Geister rufen
ihm marttern
der Peiniger
setzt ihr end
jenen Helden
geht das Mai
die Nagel vor
in seine Pfeil
quetchen seine
Eisen oder Fe
aus seinem V
glücklichen zu
währt. Bisw
genötigt, an
Schreien seinen
spottet, wogege
rthmen. Sehe
völlig todt umb

Hiermit
der die Niede
während der
bis in die N
Skalptanz al
genug, so gel
indem er die

¹⁾ Zuweiter
ganz in die Stei
u. s. w. Von si
zu befreien, meit
²⁾ Geschich
Barby, 1789.
³⁾ Schon hi
eine religiöse Ce
nischen Überglau
schlagenen nicht
Einschlüsse auf di
genen infriedet zu
Wölter das allm
hans verleidet n
bedürfen seiner
bemerkte Waiz (A
rohe Wilds zu ei
nur äußerlich an
ihnen nicht allein
breiten oder zu
holten Malen ga

peinigt, wenn sie zu dieser Strafe von dem Mathe der Männer verurtheilt sind, und nicht etwa als Sklaven — wie es bei einigen Völkern vorlängt¹⁾ — am Leben gelassen werden. Loskiel²⁾ beschreibt uns die dabei vorkommenden Grausamkeiten folgendermaßen!

Der Verurtheilte wird nacdend, bisweilen schwarz bemalt, mit Rabenfedern auf dem Kopfe, vor einem brennenden Scheiterhaufen an einen Pfahl gebunden. Dann schreien seine Peiniger: „Die Gebeine unserer Brüder liegen unbestattet! Ihre Geister rufen uns laut zu: Rächer unter Blut! Rächer unser Blut! Nun laßt uns ihn martieren und mit den Zähnen zerreißen!“ Das Schlagotterfritzt dagegen an, der Peiniger zu spotten: „Als tapferer Mann soll ich fallen. Aufs Peinigen versteht ihr euch gut, aber ihr seid feige Memmen im Kriege. Ich gehe hinüber zu jenen Heldenmännern, die euch wie Spreu vor sich hergetrieben haben!“ Und nun geht das Martieren und Quälen los, entsetzlich, schauderhaft. Da reißt ihm einer die Nägel von den Fingern, ein anderer beißt ihm einen Finger ab und steckt ihn in seine Peitsche, die er wohl gar dem Verurtheilten zum Rauchen anbietet. Andere quetschen seine Finger oder Zehen zwischen Steinen, oder versengen ihn mit glühenden Eisen oder Feuerbränden; noch andere zerstechen ihn mit Messern, schneiden Stichen aus seinem Leibe und reiben Salz in die rohen Stellen. Um die Marter des Unglücks zu verlängern, wird sie öfters unterbrochen, so daß sie mitunter 2—3 Tage währt. Bisweilen wird die Gequälte, wiewohl schon halb zerstört und verbrannt, genötigt, an einem kurzen Stride um den Pfahl herumzulaufen. Gibt er durch Schreien seinen Schmerz zu erkennen, so wird er von seinen grausamen Peinigern verhöhnt, wogegen sie ihn freilich, wenn er standhaft bleibt, als einen braven Mann rühmen. Sehen sie endlich, daß er nicht viel Gefühl mehr hat, so schlagen sie ihn völlig tot und verbrennen den zerfetzten Körper.³⁾

Hiermit ist jedoch der Krieg keineswegs zu Ende. Der Stamm, der die Niederlage erlitt, finnt auf Nacho. Vielleicht schleicht sich noch während der beschriebenen Feslichkeiten ein besonders kühner Mann bis in die Nähe des Dorfes der Sieger, wartet, bis nach beendetem Skalptanz alle Bewohner in tiefen Schlaf gefallen sind. Ist er geschickt genug, so gelingt es ihm wohl, die ausgestellten Wachen zu täuschen, indem er die Stimme irgend eines Thieres nachahmt. Dann dringt

¹⁾ Zuweilen wurden die Gefangenen begnadigt und der Art adoptirt, daß sie ganz in die Stelle eines der im Kampfe Gebübten eintraten, seinen Namen führten u. s. w. Von seinem eigenen Volle wurde ein Gefangener, wenn es ihm gelang sich zu befreien, meistens zurückgestossen.

²⁾ Geschichte der Mission der evangelischen Brüder unter den Indianern Barby. 1789.

³⁾ Schon hier möge die Bemerkung eine Stelle finden, daß der Skalptanz als eine religiöse Ceremonie anzusehen ist, sowie diese Grausamkeiten mit in dem heidnischen Überglauben ihre Quelle haben. „Man dachte sich, daß die Geister der Erstgängen nicht eher zu Ruhe kämen, als bis sie gerächt wären“; um schädlichen Einflüssen auf die Lebenden vorzubeugen, suchte man sie durch die Quälen der Gefangenen zufrieden zu stellen. Dazu kommt, daß nach der Vorstellung vieler heidniger Völker das allmächtliche zu Lobe quälen den Sinn hat, daß dem Geiste das Wohnhaus verleiht wird und er also von selber aussieht. Solche abgeschobenen Geister bedürfen keiner weiteren Nacho oder Sühnung. „Der Abscheu vor diesen Greueln“, bemerkt Waiz (Anthr. III, 157) ganz richtig, „hat oft dazu verführt, die Indianer für rohe Wilden zu erklären, die alles Mitgeschöpfe haat den Charakter der Menschheit nur äußerlich an sich tragen. Man vergaß dabei, daß Engländer und Franzosen ihnen nicht allein bisweilen Gefangene übergeben haben, um sie lebendig zu verbrennen oder zu schinden, sondern daß sie bei Vertilgung der Pequot und in den Kreolenkriegen, wie auch die Holländer in Neu-Amsterdam, sogar selbst zu wiederholten Malen ganz das Nämliche gethan haben.“

er schnell in einen Wigwam ein; die Schlafenden werden in furchtbarer Gewandtheit mit der Keule erschlagen, ehe sich einer von ihnen ermuntert; auch Weiber und Kinder werden nicht verschont. In aller Hast werden die Skalpe abgelöst. Doch nun schnell hinaus, denn das Geheul der Hunde, die das Zelt umkreisen, loht die Wächter herbei! Wenige Sekunden — und schauerlich hallt der fremde Kriegsruf durch die Nacht, der das ganze Dorf mit einemmale ausschreckt; aber schon ist der Mann, der die Rache vollbracht, auf der Flucht, die das Dunkel beginntigt. Natürlich beginnt nun in dem Dorfe des andern Stammes der Jubel und der Skalptanz.

In dieser Weise schwankt der Krieg hin und her. Zuweilen vergeht einige Zeit, bis von der einen oder andern Seite etwas unternommen wird. Immer wider aber werden Streifzüge in das fremde Gebiet ausgeführt und hie und da sucht man eine möglichst große Zahl von Männern, ja selbst von Weibern und Kindern zu tödten. Ist eine der kriegsführenden Parteien so geschwächt, daß die Einstellung der Kämpfe wünschenswerth erscheint, so wird im Rathe der Friede beschlossen und symbolisch durch das Begraben der Kriegsart dargestellt, nachdem er durch Übergabeung von Wampumtschnüren an die Gegenpartei vereinbart und durch das gemeinsame Stauchen der Friedenspfeife mit ihren Abgeordneten besiegelt ist.

Bei den Prärie-Bölkern gestaltet sich die Kriegsführung in sofern etwas anders, als das Pferd dabei eine große Rolle spielt. Aber auch dort kommt es eigentlich nicht zu Schlachten in offenem Felde, sondern der Krieg besteht aus einer Reihe kühner Reiterstüde, bei denen sich oft eine unglaubliche Geschicklichkeit entfaltet, die die ritterlichen Künste anderer Nationen weit in den Schatten stellt. Die schwierigsten Stellungen werden auf dem Pferde eingenommen, wie sie kaum der geübteste Kunstreiter auszuführen im Stande sein dürfte. So kommt es z. B. vor, daß der Reiter sich ganz auf die eine Seite des Pferdes herabläßt, um sich vor dem Pfeile seines von der andern Seite kommenden Feindes zu decken, dabei aber, nur mit der Muskelkraft des einen Beines am Pferde hängend, während dieses im vollen Laufe ist, wohlgezielt seine Pfeile von der Sehne sendet.

Um unser Bild von dem Leben der Indianer zu vervollständigen, müssen wir noch einige charakteristische Züge hinzufügen. Was zunächst das Familienleben betrifft, so ist dies durch die mehrfach erwähnte untergeordnete Stellung der Frau bestimmt, die wenig mehr als eine Sklavin ist. Schon im Kindesalter sind die Mädchen verachtet und hinter die Brüder zurückgesetzt, von denen man erwartet, daß sie berühmte Krieger werden. Sind sie herangewachsen,¹⁾ so wird ihnen von Seiten der Jünglinge, die um sie werben, wohl Rücksicht und Auf-

¹⁾ Hier und im Folgenden vielfach nach Waiz, Anthr. III, S. 100 ff.

merksamkeit geht. Auch Romantik, selten vor Schönheit in der Ehe die Frau in Gewöhnungen. Bei mehreren Verlehrnungen.¹⁾ Dies sie nur durchliche Essen aber die Ernährung. Bei einigen nur auf ein Sie war ebedings, falls pflegte. Ja bei der Schwesternschaft z. B. in der vielmehr der seinem Vater. Bern.²⁾ Polyz. gewöhnlich nur gemeine Männer einigen Völkerheirathete, an Einrichtung d.

Hinsichtlich der verschieden in Ehren und Jäger würde herrscht eine schweren Strafmaßnahmen. Ja vielfach so schaft oder bei von unnatürlichen

¹⁾ Freilich seufzungen.

²⁾ Das Ideale wurde sich

³⁾ Diese auch aus dem Mittelraum

furchtbare
ihnen er-
In aller
denn das
ter herbei!
grus durch
redt; aber
ht, die das
des anbern

Zuweilen
was unter-
lichst fremde
tödten. Ist
stellung der
Friede be-
dargestellt,
die Gegen-
Friedens-
g in sofern
Über auch
elbe, sondern
i denen sich
lichen Künste
rigsten Stel-
m der geüb-
kommt es
des Pferdes
ibern Seite
Muskelkraft
vollen Laufe

ollständigen,
das zunächst
erwähnte
r als eine
tachtet und
et, daß sie
wird ihnen
t und Auf-

merksamkeit zu Theil, die jedoch nicht über die Eheschließung hinausgeht. Auch bei den Indianern hat die Zeit der bräutlichen Liebe ihre Romantik; ja der Selbstmord um unglücklicher Liebe willen soll nicht selten vorkommen. Dennoch geschieht die Wahl meist nicht nach Schönheit und Liebenswürdigkeit, sondern nach der Arbeitskraft, und in der Ehe ist von Liebe und theilnehmender Sorgfalt des Mannes für die Frau wenig zu spüren.

Gewöhnlich übrigens wird die Ehe durch die Eltern beschlossen. Bei mehreren Völkern hatten die unverheiratheten Leute gar keinen Verkehr mit einander, durften öffentlich mit einander selbst nicht sprechen.¹⁾ Die Hochzeit selbst findet ohne viel Ceremonien statt. Oft ist sie nur durch das gemeinsame Bauen der Hütte und das gemeinschaftliche Essen des Maisbreies aus einem Gefüze bezeichnet. So leicht aber die Ehe geschlossen, so leicht kann sie auch wieder gelöst werden. Bei einigen Völkern pflegte sie überhaupt nicht auf Lebenszeit, sondern nur auf eine bestimmte Frist, etwa ein Jahr, geschlossen zu werden. Sie war eben nichts anderes als ein bürgerlicher Kontrakt, der allerdings, falls Kinder kamen, von Jahr zu Jahr erneuert zu werden pflegte. Ja es kommen selbst Ehen zur Probe, auf längere Zeit vor.²⁾ Bei der Scheidung folgen die Kinder der Mutter, wie überhaupt alle Verwandtschaft nur von weiblicher Seite in Betracht kommt, so daß z. B. in der Häuptlingswürde nicht etwa der eigene Sohn, sondern vielmehr der Schwesternsohn folgte. So erbt auch niemand etwas von seinem Vater, sondern immer nur von der Mutter und deren Brüdern.³⁾ Polygamie war von jeher im allgemeinen erlaubt, wurde aber gewöhnlich nur von den Häuptlingen und Vornehmen geübt, weil der gemeine Mann nicht mehr als eine Frau ernähren konnte. Bei einigen Völkern war es Sitte, daß der Mann, welcher ein Mädchen heirathete, auch ihre Schwestern mit bekam. Auch findet sich die Einrichtung der Leviratshehe.

Hinsichtlich der Keuschheit Unverheiratheter weichen die Ansichten der verschiedenen Völker sehr von einander ab. Bei einigen steht sie in Ehren und weder ein Häuptling noch ein berühmter Krieger und Jäger würde ein gefallenes Mädchen zur Frau nehmen. Bei andern herrscht eine furchtbare Prostitution. Schrecklich wird bei diesen mit schweren Strafen — Verstümmlung, — z. B. Abreißen der Nase, — Auspeitschen u. s. w. bestraft, bei jenen mit leichten Geschenken geföhnt. Da vielfach kommt es vor, daß Männer ihre Weiber aus Gaftfreundschaft oder bei festlichen Gelegenheiten andern preisgeben. Auch Spuren von unnatürlichen Lastern finden sich nicht selten.

¹⁾ Freilich fehlten trotz dieses äusseren Anstandes nicht die geheimen Ausschweifungen.

²⁾ Das Ideal gewisser liberaler Bestrebungen innerhalb unsrer europäischen Kultur würde sich mit dieser Heidenwirtschaft ziemlich decken.

³⁾ Diese auch bei andern Völkern z. B. in Indien vorkommende Sitte scheint nur aus dem Misstrauen gegen die eheliche Treue erklärbär.

Eine zärtliche und innige Liebe hat der Indianer zu seinen Kindern, wie zu den Kindern überhaupt. Aber auch sonst zeigen sich die Familienbande stärker, als man bei der Polygamie und der Stellung des Weibes erwarten sollte. Es werden rührende Beispiele von der Liebe des Sohnes zu seiner Mutter erwähnt. Die Kinder beweisen sich pietätvoll gegen die Eltern und überhaupt gegen alte Leute. Trotzdem ist es nichts seltenes, daß auf den Wanderungen alte, hilflose Leute ausgesetzt werden, was sie selber fordern, um der Familie nicht länger zur Last zu fallen. Sie bitten dann wohl gar, daß man ihrem Leben ein Ende mache, was eigentlich nur einer ihrer Angehörigen thun darf; nur auf Beschluß des Rates kann es einem andern übertragen werden. — In solchem Falle zeigt so ein Greis denselben stoischen Gleichmuth, den er so oft im Leben bewahrt hat, während die Angehörigen weinend Abschied nehmen. Gelassen sieht er unter dem Thierfell, das zum Schutz gegen Regen und Sonnenschein auf einem Gestell über ihn ausgebreitet ist. Für einige Zeit reicht wohl die neben ihm zurückgelassene Speise, doch die Lebenskraft reicht weiter als sie. ohne einen Klageruf sieht er dem Hungertode entgegen. In einiger Entfernung aber lauern schon die Präriewölfe, um über seinen Leichnam herzufallen.

Es ist diese grausame Sitte, bei der nicht einmal für die Bestattung der Gebeine gesorgt wurde, schwer in Einklang zu bringen mit der großen Unabhängigkeit, die der Indianer für die Gräber seiner Väter hat. Keine größere Schmach konnte den Feinden angethan werden, als durch Deffnung der Gräber und Umherstreuen der Gebeine. Und als tiefwohmüthiger Zug geht es durch die Klagen der aus ihrem Lande verdrängten Völker hindurch, daß der weise Mann seinen Pflug über die Gräber der Väter hinführt. Bei den Völkern der Prärie aber kennt man die Gräber überhaupt nicht. Der Leichnam wird in Felle geschnürt und auf einem auf 4 hohen Pfählen ruhenden Gerüst befestigt. Hier und da bringt man ihn auch in den Zweigen der Bäume an. An manchen Stellen sieht man solche Totengerüste in großer Zahl sich aus der weiten Ebene erheben. Die neueren leuchten mit den roth angestrichenen Fellen in die Ferne; bei andern hat der Zahn der Zeit die Umhüllung zerstört und die von der Sonne gebleichten Gebeine treten hervor.¹⁾

¹⁾ Diese Art der Bestattung schilbert Catlin folgendermaßen: „Sobald in dem Dorfe jemand stirbt, und die Ehren- und Beileidsbezeugungen bei den Hinterbliebenen vorüber sind, wird der Verstorbene mit seinem besten Anzuge bekleidet, bemalt und mit Pelz bekleidet. Man gibt ihm Bogen, Körber, Schild, Peitsche nebst Tabak, Messer, Feuerstein und Stahl mit, und so viel Lebensmittel, als er für die einige Tage dauernde Reise, die er ihrer Meinung nach zu machen hat, bedarf. Sobann wird die Leiche in eine frisch abgezogene Wollschal Haut gehüllt, vom Kopf bis zu den Füßen mit Riemen von roher Wollseidebahn fast ganz unverdelt und dann nochmals in mehrere in Wasser erweichte Säute geschlagen und so fest mit Riemen zusammengeschnürt, daß die Lust durchaus nicht hinzutreten kann. Nun wird die Leiche mit dem Rücken auf ein leichtes, hohes Gerüst hinter dem Dorfe gelegt, die Füße nach Sonnenaufgang gekehrt. Täglich sieht man Väter, Mütter, Frauen, Kinder der Verstorbenen unter diesen Gerüsten mit dem Gesicht auf der Erde liegen, das Unglück der Ohrgen be-

Ein lichen Z
denen sic
genannt n
nicht meh
Zusammen
Symbol d
ferm Fam
geführt.
ten u. s.
nicht blos
Banden her
Die Kinde
die so Zus
in den einz
gen Völker
finden Fan
englands, S
der Angeleg
die meistens
monarchisch
schlüsse er ge
tische Verhäl
Spitze eine
die Zustände
Nur gegen
Strafrechts
Tode bestra

slagend; sie r
andern Quale
wählen versch
den nächsten P
Prärie in Kre
von einander
einem Blüschel
stand religiöse
stätte aber, de
auf welcher zu
an der mehrere
Städten werde
sägen. Die S
ein Tag, an de
wam aufzuwe
Auch kommen
Gesellschaft zu
größtem Theil
höflich Gespräc
¹⁾ Ursprüng
treffende Thier
²⁾ Diese lo

Ein Blick auf die politischen Verhältnisse zeigt uns bei sämtlichen Indianervölkern eine Eintheilung in kleinere Gruppen, aus denen sich das Gemeinwesen zusammensetzt. Diese „Banden“, wie sie genannt werden, gründen sich auf gemeinsame Abkunft, die jedoch meistens nicht mehr im Bewußtsein lebendig erhalten ist. Dagegen wird die Zusammengehörigkeit durch ein allen Gliedern solcher Gemeinschaft als Symbol dienendes Thier bezeichnet. Dieses Totem¹⁾ entspricht ganz unserm Familienwappen und wurde mit nicht geringerem Familientolz geführt. Man zeichnete es als Schmuck auf Kleidungsstücke, Gerätschaften u. s. w. Bär, Biber, Otter, Falle und viele andre Thiere gaben nicht bloss dies Zeichen, sondern auch den Namen für die betreffende Bande her. Eben zwischen Personen eines Totems waren nicht gestattet. Die Kinder nahmen immer das Totem der Mutter an. Natürlich waren die so Zusammengehörigen nicht an denselben Orte vereinigt, sondern in den einzelnen Dörfern lebten Leute verschiedener Banden. — In einigen Völkern scheint eine solche einen Vorrang gehabt zu haben. Wir finden Familien mit erblicher Häuptlingswürde. Diese Häuptlinge Neuenglands, Sachem oder Sagamore²⁾ genannt, hatten jedoch nur die Leitung der Angelegenheiten im Frieden. Für den Krieg gab es besondere Anführer, die meistens gewählt wurden. Dennoch war die Regierungsform nicht monarchisch, da jeder Häuptling einen Rath neben sich hatte, an dessen Beschlüsse er gebunden war. Zum Theil finden wir ziemlich entwickelte politische Verhältnisse, wie namentlich bei dem Völkerbunde der Irokesen, an dessen Spitze eine Versammlung von 50 Häuptlingen stand. Anderwärts waren die Zustände einfacher. Die Häuptlinge hatten weniger festes Ansehen. Nur gegen die schlimmsten Verbrechen lag ihnen die Handhabung des Strafrechts ob. So wurde z. B. Rauberei auf ihren Spruch mit dem Tode bestraft, dagegen blieb es als Privatsache den einzelnen überlassen,

klagend; sie rauschen sich das Haar, zerfleischen sich mit Messern, und unterwerfen sich andern Dualen, um die Geister der Abgeschiedenen zu versöhnen, deren Tod sie wähnen verschuldet zu haben. Wenn die Gerüste zerfallen, werden die Gebeine von den nächsten Verwandten beerdig, die Schädel aber sorgfältig gereinigt und auf der Prärie in Kreisen von 20—30 Fuß Durchmesser zu mehreren Hunderten, 8 bis 9 Zoll von einander entfernt, mit dem Gesicht nach der Mitte des Kreises und jeder auf einem Blattel von wildem Salbei liegend, aufgestellt. Hier werden sie als Gegenstand religiöser Verehrung auf das sorgfältigste unterhalten. Jede solche Schädelstätte aber, deren es mehrere gibt, hat in der Mitte eine Erhöhung von etwa 3 Fuß, auf welcher zwei Blattelschädel liegen und eine 20 Fuß hohe „Medizinstange“ steht, an der mehrere sonderbare, geheimnißvolle Gegenstände aufgehängt sind. Auch diese Stätten werden von den Hinterbliebenen besucht, doch nicht mehr unter Thränen und Klagen. Die Frau kennt den Schädel ihres Gatten oder Kindes, und selten vergibt ein Tag, an dem sie nicht Abends eine Schlüssel mit den besten Speisen, die ihr Wissnam aufzuweisen hat, vor demselben hinstellt, die sie dann Morgens wieder abholt. Auch kommen die Frauen in der Absicht, mit den Todten zu plaudern und ihnen Gesellschaft zu leisten. Nicht selten erscheinen sie mit ihrer Arbeit und verbringen den größten Theil des Tages neben dem Schädel ihres Kindes, mit welchem sie unaufhörlich Gespräche führen. —

¹⁾ Ursprünglich scheint es eine religiöse Bedeutung gehabt zu haben und das betreffende Thier als Schutzgeist der Familie bereit zu sein.

²⁾ Diese letzteren vielleicht die untergeordneten Verfallenhäuptlinge der Sachems.

Mord, Ehebruch, Diebstahl u. s. w. selber zu rächen. In Bezug auf das Land, dessen Grenzen fest bestimmt und wohl bekannt waren, sowie auf den Ertrag der Ernte und der Jagd galt gewissermaßen kommunistisches Herrkommen. Diebstahl war in alter Zeit sehr selten, galt für höchst schimpflich und wurde wohl mit dem Tode des Diebes geahndet. Auch Lügen wurde als etwas Schändliches angesehen. Durch den Verlehr mit den Weißen, in dem sich die Eingeborenen so vielfach hintergangen und betrogen fanden, ist dies freilich ganz anders geworden.

Hiermit kommen wir auf den moralischen Charakter der Indianer, der freilich durch jene Einflüsse so bedeutend verändert ist, daß schon Missionar Hedewelber versicherte, er habe mit dem früheren Charakter keine Ahnlichkeit mehr. Die meisten der älteren Nachrichten lauten sehr günstig. Es wird die Offenheit, Aufrichtigkeit, Wahrheitsliebe und Ehrlichkeit der Indianer gerühmt. „Großsprecherei bei Erzählung der Kriegsthaten ist zwar allgemein, aber wer sich in Betreff des Thatsächlichen Lügen erlaubt, verliert alles Vertrauen und alle Achtung. Bei manchen Völkern gab es einen „Redlichkeitsbaum“, einen Pfahl, an welchem Gefundenes aufgehängt wurde, um vom Eigenthümer abgeholt zu werden. In der Unterhaltung rühmen die Weiber einander oft ihre Männer, Söhne und sich selbst; von Abwesenden Uebels zu sagen, gilt für sehr häßlich. Sie verleumden nicht. Man spricht überhaupt nicht von dem, der Verachtung verdient, und mischt sich nicht in die Angelegenheiten anderer. Daher ist auch Zank und Streit selten.“¹⁾ Dem steht freilich gegenüber, daß auch in alter Zeit schon „die Kunst des Ränkeschmiedens und Intriguntren bei den Neuengland-Völkern in Blüte stand“ u. z. nicht blos gegen die Weißen, sondern auch untereinander behandelten sie sich nicht immer mit Offenheit. Doch scheint dies fast ausschließlich auf das politische Leben Anwendung zu finden und nicht auf den Privatverkehr.

Nebrigens wird sich in diesem Stütze kein allgemein zutreffendes Urtheil abgeben lassen. Wir sahen schon, wie es in Bezug auf die Keuschheit hie und da so ganz verschieden stand.²⁾ Es wird auch bei den Indianern nicht überall eine gleichmäßige Sittlichkeit geherrscht haben, wie dies ja nicht von irgend einem Volke gesagt werden kann. Sollten aber auch die angeführten günstigen Urtheile irgendwie durch eine etwa romantische Schönfärberei übertrieben sein, so erhellt doch, daß jene „Wilden“ keineswegs so von aller Sittlichkeit fern waren wie man es vielfach von „Heidenmenschen“ vorausseigt.

Freilich ist ihre Sittlichkeit etwas anderes, als was ein Europäer und ein Christ unter diesem Worte versteht. Sie steht beinahe in gar keiner Beziehung zu den religiösen Überzeugungen.³⁾ Der Begriff der Sünde fehlt ganz. Von einem heiligen göttlichen Willen wissen sie nicht. Auch der Dieb und der Mörder weiß sich keiner Übertretung

eines sol-
sie in der
schuldig si-
die zu ver-
und Veräo-
treten. —
oder Heilig-
liegt, ihner
sein, mit
u. s. w.“
vor. Tap-
erste und wo-
von Schmet-
ist oben bere-
worden, da-
der selben ve-
eigenntüglic-
Gründe, den
kann; eben-
Weise gelübt
der Europäer
barkeit und
die eine Gu-
Römer Ehre
unerbittlich
sönliches Eh-
wähnen.

So edel
Manu erschei-
genug, welche
Beispiele ge-
aber hier wi-
besonnene Be-
in den Schat-
Der Einfluß
aus den Fug-
dieselbe zu ge-
Bleichgesichter
Verkommenheit
Trunksucht, i

¹⁾ Ehebruch
Eigenthum zugel

²⁾ Das war
nicht im Stande
man sie selbst in
ihrer Anschauung
tern stellte Ma-
lynen so oft in t

¹⁾ Weitz, Anthropologie III, S. 162.

²⁾ Dies ist freilich der Punkt, in dem die Eingeborenen mit den christlichen Einwan-
derern nicht stimmen wollten, während es heißt, daß sie im übrigen den Dekalog
in allen Sitten anuerkennen bereit waren.

³⁾ Weitz, Anthropologie III, S. 106.

eines solchen schuldig. Die einzige Schranke für ihre Thaten sehen sie in der Verantwortung, die sie andern durch dieselben verlegten Menschen schuldig sind.¹⁾ oder vielleicht auch für einige Stücke in ihrer Würde, die zu verlezen ihr Stolz nicht erlaubt. Der Begriff des Schimischen und Verücklichen scheint bei ihnen vielfach an die Stelle des Bösen zu treten. — Ihre Tugenden haben daher keine Beziehung zur Heiligkeit oder Heiligung. Auch ist das Allmähliche, was in letzterem Ausdruck liegt, ihnen völlig fremd. Es würde dem Stolz des Mannes zuwider sein, mit Paulus zu betonen: „Nicht daß ich es schon ergriffen habe u. s. w.“ Der Indianer kommt sich in seinen Tugenden ganz vollkommen vor. Tapferkeit und Freigebigkeit stehen unter denselben oben an. Die erste und was mit derselben verknüpft ist, als Standhaftigkeit im Ertragen von Schmerzen, Entbehrungsfähigkeit u. s. w., aber auch List und Schlauheit ist oben bereits angebedeutet worden. Die Freigebigkeit ist zwar angezeifelt worden, da die stillschweigende Erwartung eines Gegengeschenkes mit derselben verbunden zu sein pflegt, es liegen jedoch so viele Züge un-eigenmäßiger Wohlthätigkeit vor, daß man dem Indianer aus jenem Grunde, der sich durch die Sitte erklärt, jene Eigenschaft nicht absprechen kann; ebenso wenig die Gastfreundschaft, die oft in der großmütigsten Weise geübt wird, wie es längst bekannt geworden durch den Kanadier, der Europens übertünchte Höflichkeit nicht kannte“. Von Treue, Dankbarkeit und aufopfernder Freundschaft finden sich leuchtende Beispiele, die eine Großartigkeit der Gesinnung befunden, „die dem stolzesten Römer Ehre gemacht haben würde“. Schließlich haben wir noch ein unerbittlich strenges Rechtsgefühl und ein außergewöhnlich starkes persönliches Ehrgefühl als besondere Charakterzüge des Indianers zu erwähnen.

So edel und hochherzig nach diesen Andeutungen jedoch der rothe Mann erscheinen mag, so sind doch wiederum auch die Schatten dunkel genug, welche seine Grausamkeit und Roheit, wie sie an einzelnen Beispielen geschildert wurde, auf seinen Charakter wirkt. Wir haben aber hier wie dort den Maßstab anzugeben versucht, nach dem eine besonnene Beurtheilung weder die Lichtseiten zu hoch anschlagen noch in den Schattenseiten eine zu schwarze Finsterniß wird finden wollen. Der Einfluß der Weißen freilich hat die ganze Moral des Indianers aus den Fugen gebracht, ohne ihm die bessere christliche Grundlage für dieselbe zu geben.²⁾ Überwunden und unterdrückt von den verachteten Bleichgesichtern, ist er im allgemeinen auf einen Standpunkt sittlicher Verkommenheit herabgesunken, in elende Bettelhaftigkeit, Energienlosigkeit, Trunksucht, und in den Sumpf so mancher anderer Schanden und

¹⁾ Ehebruch also ist ihnen nichts Unrechtes, wenn der Mann, dem das Weib als Eigentum zugehört, dasselbe preisgibt.

²⁾ Das war das Unglück, daß die Weißen, auch wo sie es treu und redlich meinten, nicht im Stande waren, die Indianer von ihrem Standpunkte aus zu verstehen. Hätte man sie selbst überall mit strenger Gewissenhaftigkeit behandelt, sie wördeten nach ihrer Anschaunungsweise immer noch Grund genug gefunden haben, den Bleichgesichtern sittliche Mängel vorzuwerfen. Wieviel mehr müßte dies der Fall sein, da man ihnen so oft in der gewissenlossten Weise entgegen trat!

Laster. Nur dann und wann zückt ein matter Schein vergangener Größe durch dies Elend, der aber nur wehmüthige Klage weckend bald wieder erlischt.

Was über das intellektuelle Vermögen der Indianer zu sagen ist, möge durch einige Bemerkungen über ihre Sprache eingeleitet werden. Dieselbe ist, wie früher erwähnt, der Eskimosprache ähnlich und bildet wie diese durch Zusammensetzung fast ellenlange Wörter, die selbst den Sinn ganzer Sätze ausdrücken können. die folgenden Proben¹⁾ mögen zeigen, welch eine Mannigfaltigkeit und Feinheit des Ausdrucks dabei möglich ist.

Nummatscheckotsantamuhngannunonasch heißt: „unsre Liebe“, Nuhromantamuhngannunonasch „unsre Freundschaften“, und Rummogokdonattuhntamonoitnaongannunonasch „unsre Fragen“. So heißt Nimachiishiwebiziwiinanin „unsre Sünder“, so aber, daß der Angeredete von der Mitschuld freigeschalten und ausgeschlossen wird, daher diese Form in Gebeten zu gebrauchen ist; dagegen K'machiishiwebiziwiinanin „unsre Sünder“, mit Einschluß des oder der Angeredeten, daher diese Form in der Rede an die Gemeinde gebracht werden muss. Um das einfache Beiswort „lieben“ im Indianischen nach allen Beziehungen hin vollständig durchzuführen, braucht man wenigstens zwanzig gut eingetheilte und ziemlich eng geschriebene Quartetten, und kommen dabei Formen vor, wie Azhiningonjuishisagiitizomingibon, „wir hatten uns selbst um deswollen so geliebt“, im Konjunktiv: Azhikionjuishisagiitizolongibon, und im Modus Potentialis: Nindagiwionjuishisagiitizominabon, „wir möchten uns um deswollen so geliebt haben“. Für tshang, gehen, hat man eine andere Form, wenn es das Ziel, wohin man geht, ein Mensch, ein Thier, und eine andere, wenn es ein Ort oder eine Sache ist. Nisagiwe heißt ganz allgemein „ich liebe“; ist aber der Gegenstand meiner Liebe ein besetztes Wesen, so muß ich sagen Nisagia, ist er unbewohnt, Nisagiton. „Ich liebe mich“ heißt Nisagilitz, „ich liebe dich“ Kisaglin, „ich liebe euch“ Kisaguünim, „ich liebe sie“ Nisaglawig ic. Die Sprache ist für das Leben, die Verhältnisse und Bedürfnisse der Indianer allerdings unendlich reich, allein so wie man christliche Wahrheiten in ihr ausdrücken will, wird sie eben so arm und blödig. Des Indianers Sinn ist auf die Erde, auf das Sichtbare gerichtet. Die endlosen Wälder und unübersehbaren Prärien mit ihren Hügeln und Seen sind sein Element. Alles, was da seinem Auge und Ohr begegnet, was er da treibt, weiß er auf die mannigfaltige Art auszudrücken. Aber etwas anderes, Höheres findet in seiner Seele keinen Raum; das Überstehende, Jenseitige ist für ihn nicht vorhanden. Dafür hat auch seine Sprache keine Zeichen. Für Himmel und Hölle, Seligkeit und Verdammnis, Erlösung, Verklärung, Gerechtigkeit, Linschuld, Heiligkeit, Treue und Achtlösches sucht man in der Menge seiner Wörter vergebens einen Ausdruck. Und daß es deshalb außerordentlich schwer ist, ihm das Evangelium zu verkündigen, leuchtet gewiß von selber ein. Doch sind die von dieser Seite entgegenstehenden Hindernisse Gott Lob zum Theil bereits überwunden und werden es immer mehr. Aber die eigenthümliche Weise der Indianersprache, aber spricht sich der Amerikaner Colton jedensfalls zu günstig aus, wenn er sagt: „Da die Ureinwohner Amerikas für ihr zeitliches Wohlergehn ganz und gar von einander abhängen, und da sie mit einem tief religiösen Gefühl die Leitung ihrer Wege, so wie die Befriedigung ihrer Bedürfnisse dem großen Geiste im Himmel anvertrauen, — denn sie selbst sind immer sorgenlos, und darum nicht selten in Mangel — so hat diese Empfindung ihrer Ausdrucksweise eine unbeschreibliche Zartheit und Milde ausgeprägt. Ihre Unterhaltung mit einander klingt gleich einer süßen Melodie. Da sie nie in abstrakten Begriffen denken, und ihre Ausdrucksweise nicht in die Verkettung der Schlüsse einschlären, und da ihr Herz immer der wohlwollenden Gefühle bedarf, so ist auch ihre Unterhaltung der lebendigste Ausdruck der Freundschaft. Ihre Kinder

¹⁾ Vermuthlich aus der Chippeway-Sprache, in der I. Auslage citirt aus Ev. Luth. Missionsblatt 1852, S. 196 ff.

artigen Erfahrung
eine physische
Der ganze Eindruck
der Laut zahlreich
ein Wort und
dianer, wenn
seiner Mutter
bemerken.“²⁾

Jeder
ganz wenig
ganz Amerika
angenommen
einstimmig
einander an

Die g
schränkten
ihrer Beobachtung
meist richtig
was ihre
nicht unmöglich
es nicht nötig
ein Wunder
große Meister

In schönen
Jüge angedeutet
zu statthen, in
fennen. Aber
barsten Neben
gelegteste Ne
eines Lagerfeuer
bekannten S
es verlassen
einer Sicherheit
ganz unbekannt
der Bäume,
legen sie auch
Abweichung
sind sie über
der der Lauf
angegeben ist.

Ihr Ge
ein paar Mi
Jahren wieder

¹⁾ Ich fels
ein paar Tage i
brodenen; Vokale
viel weicher.

²⁾ Walz, K

ergangener
eckend bald

sagen ist,
tet werden.
und bildet
selbst den
n¹) mögen
ruds dabei

e", Nuhro-
kdonattuhrt-
iwebiziwiai-
freigehalten
ist; dagegen
er der Ange-
werden muß.
lehnungen hin-
geheilte und
in vor, wie
willen so ge-
odus Poten-
willen so ge-
um das Ziel,
ein Ort oder
er Gegenstand
er unbeteelt,
iin, "ich liebe
it, das Leben,
ich, allein so
so arm und
erichtet. Die
ib Seen sind
er da treibt,
eres, Höheres
für ihn nicht
el und Hölle,
ib, Heiligkeit,
s einen Aus-
suum zu ver-
teite entgegen-
den es immer
icht sich der
Ureinwohner
hangen, und
e die Befrie-
— denn sie
at diese Em-
e aufgedrückt.
Da sie nie in
erkettung der
se bedarf, so
Ihre kinder-

irt aus Ev.

artigen Ergebenheitsgefühle haben in dem Bau, sowie im Gebrauch ihrer Sprache eine physische Wirkung hervorgebracht, wie sie sich bei keiner andern Sprache findet. Der ganze Charakter der Indianerstämme ist in ihren wechselseitigen Unterhaltungen der Laut zarten Wohlwollens, und erweckt dieses Gefühl im Herzen, wenn man auch kein Wort von ihrer Sprache versteht. Dabei ist besonders auffallend, daß der Indianer, wenn er eine europäische Sprache redet, eine Stimme hat, die von der Stimme seiner Muttersprache durchaus verschieden ist, was sie nicht einmal an sich selbst bemerken.“¹⁾

Jeder Indianerstamm übrigens, und bestände er auch nur aus ganz wenigen Mitgliedern, hat seine eigne Sprache, und so werden in ganz Amerika neben 2000 Mundarten gegen 4 bis 500 Hauptsprachen angenommen, welche freilich in der ganzen Struktur mit einander übereinstimmen, hinsichtlich ihres Wörtermaterials aber sehr bedeutend von einander abweichen.

Die geistigen Fähigkeiten der Indianer sind innerhalb eines beschränkten Gedankentriebes keineswegs gering. „Was in den Umfang ihrer Beobachtung und Überlegung wirklich eintritt, wird von ihnen meist richtig, gewandt und selbst scharfsinnig benutzt; vor allem aber, was ihre Fassungskraft übersteigt, oder dessen Zusammenhang ihnen nicht unmittelbar klar ist, steht ihr Verstand ratlos still, sie untersuchen es nicht näher, sondern beruhigen sich mit der Überzeugung, daß es ein Wunder und menschlicher Einsicht undurchdringlich ist.“²⁾ „Das ist große Medizin!“ sagen sie, und legen die Hand auf den Mund.

In scharfer Beobachtung sind sie Meister, wie bereits davon einige Sätze angedeutet wurden. Dabei kommt ihnen die Schärfe der Sinne zu statten, wie wir sie sonst nur in der Spürkraft mancher Thiere kennen. Aber auch eine Feinheit in der Beurtheilung der unscheinbarsten Nebenumstände ist damit verbunden, die sich ohne die anausgezogene Uebung nicht würde erreichen lassen. Finden sie die Spur eines Lagerfeuers, so können sie genau angeben, von welchem der ihnen bekannten Stämme es herrührt, wie lange es gebrannt hat, und wann es verlassen wurde. Jedes Thier erkennen sie aus der Fährte mit einer Sicherheit, die den europäischen Jäger in Erstaunen setzt. In ganz unbekannten Gegenenden orientiren sie sich sofort nach der Rinde der Bäume, und selbst mehrere Tage reisen durch eine baumlose Prärie legen sie auch bei bedecktem Himmel so geschickt zurück, daß sie ohne Abweichung an dem bestimmten Punkte eintreffen. Von ihrem Lande sind sie überall im Stande eine Karte auf den Boden zu zeichnen, in der der Lauf der Flüsse, die Lage der Berge und Seen u. s. w. genau angegeben sind.

Ihr Gedächtniß ist von seltener Stärke. Ein Gesicht, das sie nur ein paar Minuten lang betrachtet haben, erkennen sie noch nach vielen Jahren wieder. Die Indianer, die vor langer Zeit bei irgend einer Gele-

¹⁾ Ich selbst kann hinzufügen, daß ich die Sprache der Seneca, bei denen ich ein paar Tage verweilte, rauh fand, mit harten Kaschallauten und vielen schroff abgesetzten Vokalen. Nieder der Choctaw-Sprache, die mir vorgesungen wurden, klangen viel weicher.

²⁾ Waitz, Anthropologie III, S. 222.

genheit vorgekommen sind, vermögen sie wörtlich zu wiederholen, und Verträge pflanzen sich mit großer Treue der Tradition von Geschlecht auf Geschlecht fort.

Ihre geographischen und astronomischen Begriffe stehen auf sehr niederer Stufe. Das Felsengebirge gilt ihnen als Spitze der Welt. Amerika halten sie für eine vierdige Insel, aus deren Ecken die Winde blasen. Um Monde vermuthen die Dakotas eine Menge kleiner Mäuse, die ihn im Laufe von 14 Tage auffressen, worauf er in gleicher Zeit wieder wachse u. s. w. Einige Sternbilder sind hier und da bekannt und werden zur Orientirung benutzt.

Das Zahlensystem der Indianer scheint sich, wie wir es von den Estimo angaben, in Pentaden zu bewegen. Die Benennungen der Zahlen sind meist komplizirt. Im Chippeway heißt z. B. elf: Me das we ashe bashig. Doch können sie bis weit in die Tausende, ja Millionen zählen. Ihre Zeitrechnung geht nach Monaten, ohne Berücksichtigung des Sonnenjahrs. Die Monate werden nach periodisch wiederkehrenden Naturerscheinungen bezeichnet. Monat der Blätter = Mai, M. der Erdbeeren = Juni, M. der fallenden Blätter = September, M. der Schneeschuhe = November. Damit aber diese Monate immer zutreffen, muß von Zeit zu Zeit ein „verlorener“, namenloser eingeschaltet werden.

Vom Bau des menschlichen Körpers und der Funktion der verschiedenen Organe haben sie mehr Kenntniß, als manche andern Völker. Auch gibt es außer den bald zu erwähnenden Zauberern eigentliche Ärzte, die eine Anzahl von Heilpflanzen mit Erfolg anzuwenden verstehen. Meistens jedoch beschränkt sich ihre Thätigkeit auf chirurgische Fälle. Die Anwendung von Brechmitteln, Aderläsionen, Schwitzbädern¹⁾ war schon früher bei vielen Indianervölkern üblich.

Eine genaue Fixirung der Sprache durch Schrift war ihnen ursprünglich so fremd, daß sie das Schreiben der Europäer für Zaubererei hielten. Doch ersetzen sie die Schrift einigermaßen durch allerlei bedeutende Figuren, welche sie bisweilen in Steine einhauen, häufiger jedoch an Bäume malen. Um z. B. das Andenken eines berühmten Kriegers zu erhalten, nehmen sie einem Baum auf der einen Seite die Rinde, schaben das Holz hübsch weiß, und malen darauf mit Rothstein den Helden in seiner Waffentrüstung und zu seinen Füßen so viel Menschen ohne Kopf und Arme, als er erlegt hat. Eine solche Malerei kann wohl 50 und mehr Jahre künstlich bleiben. Ebenso malen indianische Krieger auch wohl selbst ihre Thaten. Wo aber Indianer auf der Jagd gelegen haben, da zeichnen sie an die Bäume, wie viel Nächte sie in der Gegend gewesen sind, wie viel Hirsche, Bären u. s. w. sie gefangen haben. Zuweilen aber kommt eine ziemlich entwickelte Bilderschrift vor, in der ausführliche Berichte verzeichnet werden. Eine kriegerische Unternehmung französischen Militärs wurde folgendermaßen dargestellt: 1. Das französische Wappen mit einer Art darüber, daneben 18 mal das Symbol der Zahl 10: 180 französische Krieger. 2. Ein

¹⁾ Sie wurden in kleinen Hütten, durch Aufgießen von Wasser auf glühende Steine hergestellt.

Berg, von Mondvien im ersten Hütten: übernachtete Tage u. rinde gem Erklärung Hülfsmittel den Einge Bilder als diese Schr Zur benutzt. einfiehen. dergleichen vorzutragen wähnten Perlen den einen Anh war dabei als die We jene das P führung sch Bon ei Doch fehlt lebendige E einer bildlic Dieselbe ab das Schöne Krieg und Verspottung lojer Wieder Auch Liebes Poesie der sie zum Th zur Unterha hat dergleich liche derselbe Züge jener

Betrach tritt in kei Beobachter vereinzelten

¹⁾ Die Mat verehrt wurde.

Berg, von dem ein Vogel herunterspringt, und ein Hirsch mit dem Mondviertel auf dem Rücken: reisten ab (Vogel) von Montreal (Berg) im ersten Viertel des Hirschmonats (Juli). 3. Ein Kahn mit 21 Hütten: Sie fuhren auf dem Wasser und landeten 21 mal, um zu übernachten. 4. Ein Fuß mit 7 Wigwams: dann marschierten sie 7 Tage u. s. w. Solche Malereien wurden auf Felle oder auf Birkenrinde gemalt. Indessen konnte sie nur von Bedeutung sein, wenn die Erklärung dazu gegeben war; so wurde sie mehr ein mnemonicches Hilfsmittel für die Tradition, oder eine Art Geheimchrift, die nur den Gingeweihten verständlich war, und dies um so mehr, als manche Bilder als symbolische Zeichen gebraucht wurden. Namentlich fand diese Schrift für religiöse Lieder ihre Anwendung.

Zur Aufbewahrung von Vorträgen u. s. w. wurde sie jedoch nicht benutzt. Hier mußte die Schärfe des Gedächtnisses für die Richtigkeit einstehen. Zuweilen wurden besondere Personen damit beauftragt, dergleichen wörtlich sich einzuprägen und von Zeit zu Zeit öffentlich vorzutragen. Das einzige Hilfsmittel hierbei waren die schon erwähnten Wampum-Schnüre, die durch die Farbe und Anordnung ihrer Perlen dem Gedächtnisse für die betr. Gedanken und ihre Anordnungen einen Anhalt gaben. Die Treue und Sicherheit ihrer Erinnerung war dabei so groß, daß die Indianer eine solche Sache genauer wußten als die Weißen, die sie schriftlich hatten. In streitigen Fällen, wo jene das Papier dieser Lügen strafsten, behielten sie bei genauer Untersuchung schließlich Recht.

Von einer Literatur der Indianer kann hiernach keine Rede sein. Doch fehlt es bei ihnen nicht an Erzeugnissen der Dichtkunst. Ihre lebendige Einbildungskraft, die sie auch im gewöhnlichen Leben oft zu einer bildlichen Ausdrucksweise drängt, führte von selber zur Poesie. Dieselbe aber leidet indessen an „einer gewissen Maßlosigkeit“, die das Schöne beeinträchtigt. Die meisten Lieder beziehen sich auf den Krieg und sind voll prahlratischen Ruhmes der eignen Tapferkeit und Verpotzung der Feinde. Oft sind es ganz kurze Strophen, die in endloser Wiederholung von einem Einzelnen oder vom Chor gesungen werden. Auch Liebeslieder und Kinderlieder kommen vor. Die hauptsächlichste Poesie der Indianer aber besteht in ihren Märchen und Mythen, die sie zum Theil mit, zum Theil ohne Beziehung auf die Religion blos zur Unterhaltung erzählen. Meist sind sie fragmentarisch. Longfellow hat dergleichen in seinem Lied von Hiawatha verarbeitet, das Einheitliche desselben aber ist das Werk des Dichters, der überhaupt manche Züge jener Mythen unserm Geschmack näher gebracht hat.

Betrachten wir schließlich die Religion des rothen Mannes. Sie tritt in keiner Weise in seinem Leben handgreiflich zu Tage. Viele Beobachter haben gezweifelt, ob er überhaupt eine Religion habe. Mit vereinzelten Ausnahmen¹⁾ finden sich keine Tempel oder Götzenbilder.

¹⁾ Die Natches hatten heilige Hütten, in denen unausgesetzt ein Feuer brannte, das verehrt wurde.

Man vermisst ausgeprägte Kultusformen, und könnte nach langem Verlehr mit diesen Völkern zu dem Urtheil kommen, das einer der ersten französischen Missionare von ihnen abgegeben hat, welcher schreibt: „Es findet sich sehr wenig Überglaube unter ihnen. Sie denken nur an das Leben und an die Rache. Sie verehren gar keinen Gott“. Indessen einem aufmerksamen Beobachter werden doch die ziemlich starken Spuren von einem wenn auch sehr rohen Glauben an eine überirdische Welt nicht entgehen können. Dahin gehört zunächst das Treiben der Medizinhäupter. Diese Zauberdoctoren finden sich bei allen Indianervölkern und verrichten ihre Künste, um Kranken von den Geistern zu befreien, von deren Eindringen in den Körper die Krankheit herrühren soll. Catlin beschreibt einen solchen in seinem sonderbaren Aufzug. Er hatte das Fell eines gelben Bären so umgehängt, daß der Kopf des Thieres als Maske das Gesicht bedeckte. In der einen seiner Hände, gegen die die Krallen herabgingen, hielt er eine tambourinartige Klapper,¹⁾ in der andern seinen mit vielen Zaubermitteln besetzten Medizinsspeer. Auch das ganze Fell war mit solchen Dingen behangen, Schlangenhäute und Vogelbalge, Schnäbel, Krallen und Schildkrötenshalen, Eidechsen, Frösche²⁾ u. s. w. hammerten ringsumher bunt durcheinander. Indem er mit der Klapper einen furchtbaren Lärm machte, mit schauerlichem Brummen die Stimme des Bären nachahmte und den Speer schwankte, umkreiste er mit wilden Sprüngen den Patienten, aus dem der böse Geist vertrieben werden sollte. Sonst wird derselbe auch aus dem frankhaften Theile des Körpers herausgehangt und ausgespien oder der Medizinhäupter macht ein Bild desselben in Gestalt eines bestimmten Thieres und sucht den Geist zu vernichten, indem er das Bild ersticht. Seine Kraft aber geht nicht blos auf das Heilen. In derselben Weise wird das Bild eines Feindes erstochen, um ihn zu bezaubern. Es soll oft vorkommen, daß der, welchem dies angethan wird, infolge davon in Gemüthskrankheit versinkt und zuletzt wirklich stirbt. Meist ist die Bezauberung mit dem Ubbigen irgend einer Formel verbunden. Hat die Zauberkur keinen Erfolg, so erklärt man dies durch den übermächtigen Einfluß höherer Geister, und das Ansehen des Doctors leidet nicht darunter, der auch, falls der Kranke stirbt, dennoch seine Belohnung erhält. Außer diesen Medizinhäuptern aber gibt es noch andere Personen, die mit der Geisterwelt in Verbindung stehen und zu einer geheimen Gesellschaft vereinigt sind. Die bekanntesten dieser Orden, die ihre Mitglieder unter verschiedenen Völkern haben, sind die Meda, Jossakoed und Wabeno. Sie haben ihre besonderen Ceremonien und ihre Zauberlieder, die in Geheimschrift aufbewahrt werden. Namentlich die an zweiter Stelle genannten gelten als Wahrsager, die die Geister zu citiren vermögen und von ihnen die Zukunft oder irgend etwas Verborgenes erkunden. Dazu bereiten sie sich durch Fasten und Schwitzbäder vor, und gerathen

¹⁾ Sonst ist auch die aus einem ausgehöhlten Kürbis gesetzte Klapper viel in Gebrauch.

²⁾ Als besonders wirksame Medizin gelten alle Deformitäten aus dem Thierreiche.

zulegt in
dieselben al
und Tänzen
genug, die
spiele, bei de
die Tänze ha
sind nach Th
fenden Thie
tanz, den L
die Geister d
der entsprech
um dadurch
tanze gesagt,
Springen, d
der sprechend
der Thiere n
ganzen Thie

In jede
eine geistige
gegen die T
behandelt. G
sich gegen sie,
vermeiden ihr
der gemeinsan
Lager eine Ma
nahmen, sich
daß ihre übrig
sollten. Sehr
ehe man es o
zu befähigen
stellte man al
die man tödt
war man sorg
vor jeglicher
zu stellen, dan
übrigen Thie

¹⁾ So z. B.
mit verschiedenen
Würfel benutzt n
er all sein Hab
gehen das sehr b
ankommt den B
von Pfeilen zu g
²⁾ G. Fritsch
Der dort gegeben

zulegt in konzessive Zustände, in denen sie die Antwort des Drakels erhalten.

Erhellen schon hieraus die Spuren von Religion, so lassen sich dieselben aber noch in viel ausgedehnterem Maße in den Festlichkeiten und Tänzen erkennen, die oftmals unter der Rubrik von Vergnügungen und Spielen aufgeführt werden. Wohl hat der Indianer solche Spiele genug, die blos zur Unterhaltung dienen, Kampfspiele oder auch Glücksspiele, bei denen sich oft die ganze Leidenschaft des Spielers zeigt.¹⁾ Doch die Tänze haben durchweg irgend einen religiösen Charakter. Die meisten sind nach Thieren benannt und werden unter Bekleidung mit den betreffenden Thiermasken ausgeführt. So gibt's den Büffeltanz, den Bären-
tanz, den Hundetanz u. s. w. Sie haben irgendwie einen Bezug auf die Geister dieser Thiere. So wird z. B., wenn es an Büffeln fehlt, der entsprechende Tanz veranstaltet und Wochen lang täglich wiederholt, um dadurch die Büffel herbei zu locken. Wie schon oben beim Kriegstanz gesagt, besteht auch hier die Bewegung mehr in einem eigenthümlichen Springen, das mit pantomimischen Darstellungen verbunden ist. In der frechendsten Weise werden dabei die eigenthümlichen Bewegungen der Thiere nachgeahmt und zeigen, wie vertraut der Indianer mit dem ganzen Thierleben ist.

In jedem Thiere aber, ja in jedem lebendigen Wesen erkennt er eine geistige Macht, einen Mánito. Daher das sonderbare Benehmen gegen die Thiere, die der Indianer so zu sagen als seines Gleichen behandelt. Er redet zu ihnen als verständen sie ihn. Er entschuldigt sich gegen sie, wenn er sie tödten will, und sucht es um jeden Preis zu vermeiden ihre Geister zu beleidigen. — Bei den Huronen mußte, wenn der gemeinsame Fischfang betrieben wurde, jeden Abend einer aus dem Lager eine Rede an die Fische halten, um sie zu versöhnen und zu ermahnen, sich fangen zu lassen, wobei man ihnen die Versicherung gab, daß ihre übrigbleibenden Nester mit größtem Respekt behandelt werden sollten. Sehr gewöhnlich war es, einem Thiere, das man getötet hatte, ehe man es ab, auf mögliche Weise zu schmeicheln und seinen Geist zu befriedigen und dessen Nachte zu verhüten. Ehe man auf die Jagd ging, stellte man allerlei religiöse Übungen an, um die Geister der Thiere, die man tödten würde, im voraus zu versöhnen. Vor allem aber war man sorgfältig darauf bedacht, die Gebeine der verzehrten Thiere vor jeglicher Profanation zu schützen, besonders sie vor Hunden sicher zu stellen, damit nicht der Zorn des Mánito dieses Thieres und der übrigen Thiere seiner Klasse herausgefordert würde.²⁾

¹⁾ So z. B. das Psalmenkernspiel, bei dem Kerne der wilden Pflaume, die mit verschiedenem eingebraunten oder gravirten Zeichen versehen sind, nach Art der Billardbälle benutzt werden. Die Leidenschaft des Spielers geht zuweilen so weit, daß er all sein Hab und Gut einsetzt. — Von den übrigen Spielen sei nur im Vorübergehen das sehr beliebte Ballspiel erwähnt, sowie das Pfellschießen, bei dem es darauf kommt den Bogen so schnell zu handhaben, daß sich die möglichst größte Zahl von Pfeilen zu gleicher Zeit in der Luft befindet.

²⁾ G. Fritschel, Geschichte der christlichen Missionen unter den Indianern, S. 7. Der dort gegebenen Darstellung ist hier auch im Folgenden manches entlehnt.

Aber nicht blos die Thierwelt, auch die Pflanzen, Mais, Bohne, und alle Arten der Waldbäume haben ihre Geister, und die ganze Natur ist dem Indianer mit solchen erfüllt. „Im Summen der Inseln, im Knarren der Bäume, im Rollen des Donners hört er ihre Stimme. Sie sind gesetzt über Seen, Flüsse, Berge und Felsen. So gibt es unzählige Lokalgottheiten.“ Man opfert ihnen auch. Ein wenig Tabak wirft man in den See oder legt es im Walde nieder. Es ist schon erwähnt, wie jeder Indianer seinen Schutzgeist hat, der unter harten Übungen erworben wird, und dessen Zeichen, seine Medizin, er lebenslänglich bei sich trägt. Er vertraut ihm mit blinder Zuversicht.

In diesem Geisterkultus, wie er sich in ähnlicher Weise bei manchen asiatischen Naturvölkern wiederfindet, können wir freilich nur eine sehr niedrige Stufe der Religion erkennen. Es treten jedoch bei den Indianern unter den Gegenständen der Verehrung einige ganz besonders in den Vordergrund, vor allem die Sonne, deren Kultus in einer oder der andern Form fast bei allen Indianervölkern vorkommt. Bekannt ist der Sonnendienst der Mexikaner. Bei den Natchez leiteten die Häuptlinge ihren Ursprung von der Sonne her, sie hießen selbst Sonnen; und jeden Morgen beim Sonnenaufgang begrüßte der Häuptling seinen „älteren Bruder“ mit Heulen und andern Ceremonien und rauchte ihm seinen Morgengruß zu. Der Sonne war geweiht, was man den Tempel nannte, ihr brannte dort das heilige Feuer. Aber auch andere Stämme, wie die Huronen, ließen ihre Häuptlinge von der Sonne abstammen, und die Pawnees, Mandans und Minnetarees hatten ähnliche Traditionen. Bei den entferntesten Stämmen in Virginien wie in Kalifornien wurde der Sonne geopfert; in Florida wurden selbst Menschenopfer, erstgeborene Knäblein, ihr dargebracht. Viele Stämme weihten ihr die ersten Züge aus der Pfeife; andre blicken, wenn sie etwas feierlich bekräftigen, mit großer Erfurcht zu ihr empor.¹⁾ Dazu kommt, daß das Bild der Sonne sehr häufig auf den Kleidern, Zelten, Röhnen u. s. w. zu sehen ist.

Der Sonnendienst aber ist, wie es scheint, nur die Form, in der ein bedeutsamer Zug der Indianerreligion seinen Ausdruck findet, nämlich die bekannte Verehrung des „großen Geistes“²⁾ oder des „Herrn des Lebens“, die allen Indianervölkern eigen ist, wenn sie auch nicht überall gleich deutlich hervortritt. Sie hat jedoch sehr verschiedene Auffassung erfahren. Die einen wollten bei Rousseau'scher Verherrlichung des Naturmenschen darin die reinste Form der Religion erkennen. Andrereits aber meinte man in der Lehre vom großen Geiste die Folgen europäischen Einflusses zu erkennen und leugnete überhaupt ihr Vorhandensein in früherer Zeit. Indessen eine sorgfältige Prüfung der ältesten Quellen thut unwiderrücklich dar, daß schon beim frühesten Zusammentreffen der Europäer mit den Eingebornen Nordamerikas sich bei diesen der Glaube an ein höchstes geistiges Wesen, dem auch die Weltschöpfung zugeschrieben wurde, vorfand. Vielleicht aber war

¹⁾ Fritschel S. 5.

²⁾ Gitsche mānito in der Chippeway-Sprache.

diese Idee europäische

Dazu

Lehre vom
der Spitze
Mittelpunkt
er sich wen
Menschen; r
diese gibt ei
Gabten. —

des großen Ps
genannte Pf
same Heiligt
die Fußspur
gels ähnlich.
Gestalt eines
Meer berühr
Blüte, sein

Neben d
auch ein böse
Wasser sucht
viel mehr Au
Uebles zu fü
sich vor dem

Wie wen
sich eine zusa
zeigen die ver
Erzählungen,
Sie enthalten
nur aus den
Unterhaltung
darin sezen, da
lein religiöser
an dem Kurios
Doch einzelne L
then übergänger
der Sündfluth
dianer gemüster
ursprünglichen

Die Vorste
fern auch das
er als „Kulturhe
von dem erzähli
Künste gegeben

¹⁾ Waitz, a. a.
Gedicht, das diesen
nicht übersehen wer
nur das Werk des
Burchard, Missionärs

diese Idee damals noch eine vage und unbestimmte und hat erst durch europäische Einflüsse eine bestimmtere Ausgestaltung gewonnen.

Dazu aber kommt, was Waiz sehr richtig hervorhebt, daß die Lehre vom großen Geiste (auch in ihrer vollen Ausbildung) zwar an der Spitze der Religion des Indianers steht, aber keineswegs in ihrem Mittelpunkte. „Hoch erhaben über die Welt, die er geschaffen, kümmert er sich wenig oder nicht um deren Lauf, noch um das Treiben des Menschen; nur selten richten diese ihre Bitten an ihn, denn auch ohne diese gibt er ihnen alles Gute, und nicht oft danken sie ihm für seine Gaben.“ — — — Doch erzählen alte Sagen von einem Verlehr des großen Geistes mit den Menschen, dessen Schauplatz der oft genannte Pfeifensteinbruch von Côteau des Prairies war, das gemeinsame Heiligthum vieler Algonquin- und Sioux-Völker. Dort sind noch die Fußspuren zu sehen, die er zurückgelassen, denen eines großen Vogels ähnlich. Am häufigsten nämlich wird der große Geist unter der Gestalt eines Riesenvogels dargestellt, der mit seinen Schwingen das Meer berührend die Erde schuf; seine Augen waren Feuer, seine Blicke Blitze, sein Flügelschlag Donner.“¹⁾

Neben diesem guten Geiste wird meistens in dualistischer Weise auch ein böser gebacht, dessen Aufenthalt man unter der Erde oder im Wasser sucht und in der Gestalt der Schlange. Diesen widmet man viel mehr Aufmerksamkeit als dem guten Geiste, von dem man nichts Uebles zu fürchten hat. Hier gibt man Geschenke und Opfer, um sich vor dem Horne des Bösen zu schützen und ihn zu beschwichtigen.

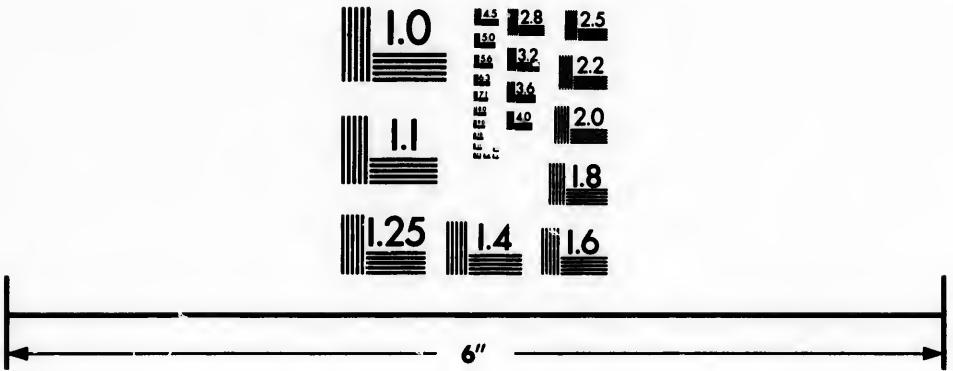
Wie wenig aber aus dieser Idee des guten und des bösen Geistes sich eine zusammenhängende religiöse Anschauungsweise gebildet hat, zeigen die verschiedenen bunt durch einander gehenden mythologischen Erzählungen, in denen besonders die Kosmogonie eine Rolle spielt. Sie enthalten die einander widersprechendsten Züge und bestehen vielfach nur aus den Produktien der makellosen Phantasie der Wabenos, die zur Unterhaltung ihre kindlichen Erzählungen erfanden und ihre Ehre darin sahen, das Unglaubliche vorzubringen. Es ist ihnen auch gar kein religiöser Werth beizulegen. Nicht heilige Ehrfurcht, sondern Lust an dem Kuriosen ist es, mit der solche Erzählungen angehört werden. Das einzelne Züge aus der biblischen Urgeschichte bald in diese Mythen übergingen, darf uns nicht wundern; so wird z. B. vielfach von der Sündsluth erzählt. Wer einigermaßen die Mythologie der Indianer gemustert hat, wird keine Neigung haben darin Reste der ursprünglichen Offenbarung zu sehen, wie dies mehrfach geschehen ist.

Die Vorstellung von dem großen Geiste hat aber bei vielen Völkern auch das Bild einer Menschengestalt gewonnen, und so erscheint er als „Kulturheros, als Lehrer und Wohlthäter des Menschengeschlechts“, von dem erzählt wird, wie er den Indianern alle ihre Kenntnisse und Künste gegeben hat. Bei den Irokesen wurde er Hiawatha²⁾ genannt.

¹⁾ Waiz, a. a. D. S. 179. ²⁾ Longfellow hat in seinem bereits erwähnten Gedicht, das diesen Namen trägt, die bezüglichen Sagen verarbeitet. Es darf jedoch nicht übersehen werden, daß in demselben manche Blüte, sowie die Einheit des Ganzen, nur das Werk des Dichters sind.



**IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)**



**Photographic
Sciences
Corporation**

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

1.0
1.2
1.4
1.6
1.8
2.0
2.2
2.5
2.8
3.2
3.6
3.9
4.2

H

1.0
1.1
1.2
1.3
1.4
1.5
1.6
1.7
1.8
1.9
2.0
2.1
2.2
2.3
2.4
2.5
2.6
2.7
2.8
2.9
3.0
3.1
3.2
3.3
3.4
3.5
3.6
3.7
3.8
3.9
4.0
4.1
4.2
4.3
4.4
4.5
4.6
4.7
4.8
4.9
5.0
5.1
5.2
5.3
5.4
5.5
5.6
5.7
5.8
5.9
6.0
6.1
6.2
6.3
6.4
6.5
6.6
6.7
6.8
6.9
7.0
7.1
7.2
7.3
7.4
7.5
7.6
7.7
7.8
7.9
8.0
8.1
8.2
8.3
8.4
8.5
8.6
8.7
8.8
8.9
9.0
9.1
9.2
9.3
9.4
9.5
9.6
9.7
9.8
9.9
10.0
10.1
10.2
10.3
10.4
10.5
10.6
10.7
10.8
10.9
11.0
11.1
11.2
11.3
11.4
11.5
11.6
11.7
11.8
11.9
12.0
12.1
12.2
12.3
12.4
12.5
12.6
12.7
12.8
12.9
13.0
13.1
13.2
13.3
13.4
13.5
13.6
13.7
13.8
13.9
14.0
14.1
14.2
14.3
14.4
14.5
14.6
14.7
14.8
14.9
15.0
15.1
15.2
15.3
15.4
15.5
15.6
15.7
15.8
15.9
16.0
16.1
16.2
16.3
16.4
16.5
16.6
16.7
16.8
16.9
17.0
17.1
17.2
17.3
17.4
17.5
17.6
17.7
17.8
17.9
18.0
18.1
18.2
18.3
18.4
18.5
18.6
18.7
18.8
18.9
19.0
19.1
19.2
19.3
19.4
19.5
19.6
19.7
19.8
19.9
20.0
20.1
20.2
20.3
20.4
20.5
20.6
20.7
20.8
20.9
21.0
21.1
21.2
21.3
21.4
21.5
21.6
21.7
21.8
21.9
22.0
22.1
22.2
22.3
22.4
22.5
22.6
22.7
22.8
22.9
23.0
23.1
23.2
23.3
23.4
23.5
23.6
23.7
23.8
23.9
24.0
24.1
24.2
24.3
24.4
24.5
24.6
24.7
24.8
24.9
25.0
25.1
25.2
25.3
25.4
25.5
25.6
25.7
25.8
25.9
26.0
26.1
26.2
26.3
26.4
26.5
26.6
26.7
26.8
26.9
27.0
27.1
27.2
27.3
27.4
27.5
27.6
27.7
27.8
27.9
28.0
28.1
28.2
28.3
28.4
28.5
28.6
28.7
28.8
28.9
29.0
29.1
29.2
29.3
29.4
29.5
29.6
29.7
29.8
29.9
30.0
30.1
30.2
30.3
30.4
30.5
30.6
30.7
30.8
30.9
31.0
31.1
31.2
31.3
31.4
31.5
31.6
31.7
31.8
31.9
32.0
32.1
32.2
32.3
32.4
32.5
32.6
32.7
32.8
32.9
33.0
33.1
33.2
33.3
33.4
33.5
33.6
33.7
33.8
33.9
34.0
34.1
34.2
34.3
34.4
34.5
34.6
34.7
34.8
34.9
35.0
35.1
35.2
35.3
35.4
35.5
35.6
35.7
35.8
35.9
36.0
36.1
36.2
36.3
36.4
36.5
36.6
36.7
36.8
36.9
37.0
37.1
37.2
37.3
37.4
37.5
37.6
37.7
37.8
37.9
38.0
38.1
38.2
38.3
38.4
38.5
38.6
38.7
38.8
38.9
39.0
39.1
39.2
39.3
39.4
39.5
39.6
39.7
39.8
39.9
40.0
40.1
40.2
40.3
40.4
40.5
40.6
40.7
40.8
40.9
41.0
41.1
41.2
41.3
41.4
41.5
41.6
41.7
41.8
41.9
42.0
42.1
42.2
42.3
42.4
42.5
42.6
42.7
42.8
42.9
43.0
43.1
43.2
43.3
43.4
43.5
43.6
43.7
43.8
43.9
44.0
44.1
44.2
44.3
44.4
44.5
44.6
44.7
44.8
44.9
45.0
45.1
45.2
45.3
45.4
45.5
45.6
45.7
45.8
45.9
46.0
46.1
46.2
46.3
46.4
46.5
46.6
46.7
46.8
46.9
47.0
47.1
47.2
47.3
47.4
47.5
47.6
47.7
47.8
47.9
48.0
48.1
48.2
48.3
48.4
48.5
48.6
48.7
48.8
48.9
49.0
49.1
49.2
49.3
49.4
49.5
49.6
49.7
49.8
49.9
50.0
50.1
50.2
50.3
50.4
50.5
50.6
50.7
50.8
50.9
51.0
51.1
51.2
51.3
51.4
51.5
51.6
51.7
51.8
51.9
52.0
52.1
52.2
52.3
52.4
52.5
52.6
52.7
52.8
52.9
53.0
53.1
53.2
53.3
53.4
53.5
53.6
53.7
53.8
53.9
54.0
54.1
54.2
54.3
54.4
54.5
54.6
54.7
54.8
54.9
55.0
55.1
55.2
55.3
55.4
55.5
55.6
55.7
55.8
55.9
56.0
56.1
56.2
56.3
56.4
56.5
56.6
56.7
56.8
56.9
57.0
57.1
57.2
57.3
57.4
57.5
57.6
57.7
57.8
57.9
58.0
58.1
58.2
58.3
58.4
58.5
58.6
58.7
58.8
58.9
59.0
59.1
59.2
59.3
59.4
59.5
59.6
59.7
59.8
59.9
60.0
60.1
60.2
60.3
60.4
60.5
60.6
60.7
60.8
60.9
61.0
61.1
61.2
61.3
61.4
61.5
61.6
61.7
61.8
61.9
62.0
62.1
62.2
62.3
62.4
62.5
62.6
62.7
62.8
62.9
63.0
63.1
63.2
63.3
63.4
63.5
63.6
63.7
63.8
63.9
64.0
64.1
64.2
64.3
64.4
64.5
64.6
64.7
64.8
64.9
65.0
65.1
65.2
65.3
65.4
65.5
65.6
65.7
65.8
65.9
66.0
66.1
66.2
66.3
66.4
66.5
66.6
66.7
66.8
66.9
67.0
67.1
67.2
67.3
67.4
67.5
67.6
67.7
67.8
67.9
68.0
68.1
68.2
68.3
68.4
68.5
68.6
68.7
68.8
68.9
69.0
69.1
69.2
69.3
69.4
69.5
69.6
69.7
69.8
69.9
70.0
70.1
70.2
70.3
70.4
70.5
70.6
70.7
70.8
70.9
71.0
71.1
71.2
71.3
71.4
71.5
71.6
71.7
71.8
71.9
72.0
72.1
72.2
72.3
72.4
72.5
72.6
72.7
72.8
72.9
73.0
73.1
73.2
73.3
73.4
73.5
73.6
73.7
73.8
73.9
74.0
74.1
74.2
74.3
74.4
74.5
74.6
74.7
74.8
74.9
75.0
75.1
75.2
75.3
75.4
75.5
75.6
75.7
75.8
75.9
76.0
76.1
76.2
76.3
76.4
76.5
76.6
76.7
76.8
76.9
77.0
77.1
77.2
77.3
77.4
77.5
77.6
77.7
77.8
77.9
78.0
78.1
78.2
78.3
78.4
78.5
78.6
78.7
78.8
78.9
79.0
79.1
79.2
79.3
79.4
79.5
79.6
79.7
79.8
79.9
80.0
80.1
80.2
80.3
80.4
80.5
80.6
80.7
80.8
80.9
81.0
81.1
81.2
81.3
81.4
81.5
81.6
81.7
81.8
81.9
82.0
82.1
82.2
82.3
82.4
82.5
82.6
82.7
82.8
82.9
83.0
83.1
83.2
83.3
83.4
83.5
83.6
83.7
83.8
83.9
84.0
84.1
84.2
84.3
84.4
84.5
84.6
84.7
84.8
84.9
85.0
85.1
85.2
85.3
85.4
85.5
85.6
85.7
85.8
85.9
86.0
86.1
86.2
86.3
86.4
86.5
86.6
86.7
86.8
86.9
87.0
87.1
87.2
87.3
87.4
87.5
87.6
87.7
87.8
87.9
88.0
88.1
88.2
88.3
88.4
88.5
88.6
88.7
88.8
88.9
89.0
89.1
89.2
89.3
89.4
89.5
89.6
89.7
89.8
89.9
90.0
90.1
90.2
90.3
90.4
90.5
90.6
90.7
90.8
90.9
91.0
91.1
91.2
91.3
91.4
91.5
91.6
91.7
91.8
91.9
92.0
92.1
92.2
92.3
92.4
92.5
92.6
92.7
92.8
92.9
93.0
93.1
93.2
93.3
93.4
93.5
93.6
93.7
93.8
93.9
94.0
94.1
94.2
94.3
94.4
94.5
94.6
94.7
94.8
94.9
95.0
95.1
95.2
95.3
95.4
95.5
95.6
95.7
95.8
95.9
96.0
96.1
96.2
96.3
96.4
96.5
96.6
96.7
96.8
96.9
97.0
97.1
97.2
97.3
97.4
97.5
97.6
97.7
97.8
97.9
98.0
98.1
98.2
98.3
98.4
98.5
98.6
98.7
98.8
98.9
99.0
99.1
99.2
99.3
99.4
99.5
99.6
99.7
99.8
99.9
100.0

Man sollte erwarten, daß irgend etwas über die Beziehungen der oben erwähnten Naturgeister zu dem großen Geiste sich finde. Darüber scheint der Indianer aber nie recht nachgedacht zu haben. Seine ganze Vorstellung von der übersinnlichen Welt ist zerbrocktes Stückwerk.

Auch die Vorstellung über die menschliche Seele ist in verschiedener Weise ausgebildet, obgleich alle Indianervölker darin übereinkommen, daß sie sie als ein vom Leibe verschiedenes Wesen anerkennen. Vielfach werden mehrere solche angenommen. Die Dacotas denken sich 3. Die eine, gute, geht nach dem Tode in ein warmes Land, die andre, böse, in ein kaltes, die dritte bleibt beim Körper. Im Traume wandert die Seele außerhalb des Körpers umher; und was sie im Traume sieht, muß man ihr verschaffen, damit sie nicht aus Verlangen danach den Körper ganz verlässe. Daher gilt der Traum ganz allgemein als ein Orakel, dem man unbedingt folgt. Ein französischer Missionar schrieb: „Der Traum scheint in der That der einzige Gott dieses Landes zu sein.“

Die Unsterblichkeit der Seele steht allen Stämmen unerschütterlich fest, und die Vorstellungen von dem Jenseits gehen nicht weit auseinander. Es ist ein genaues Abbild des Diesseits, da die Geister aller Kreaturen auch dorthin kommen. Auch das Leben wird dort ganz wie hier fortgesetzt. Darum werden den Todten die nötigsten Geräthschaften mitgegeben, Bogen, Pfeile, Tomahawk, Pfeife und Tabak, auch die Farben zum Bemalen dürfen nicht fehlen. „Fleisch und Mais wird verbrannt, damit es in die Welt der Geister versetzt werde, und dem Abgeschiedenen auf seiner Reise als Nahrung diene. Am Grabe des Kindes fehlt das Spielzeug, die Klapper, nicht, und die Mutter füllt eine Schale mit Milch aus ihrer Brust, damit das Kind die passende Nahrung nicht vermisste. Für den Krieger und Jäger wird bei den Dacotas, ebenso wie bei den Camanchen ein Pferd getötet, damit er es bei den jenseitigen Jagden gebrauchen könne. Die Phantasie des Indianers schaut die todteten Helden, wie sie durch die Luft hinreiten.¹⁾ Die Dauer der Reise in das Reich der Geister wird verschieden angegeben; bei den Frolesen früher auf ein Jahr, und so lange dauerte die Trauerzeit. Die Seelen mancher alten Leute und Kinder, glaubte man, könnten nicht fortkommen und blieben daher in der Nähe ihres irdischen Wohnortes. Kinderselen sollten auch manchmal in andre Menschen fahren, um gleich hier auf Erden noch weiter zu leben.

Der Eingang in das Paradies wird als mit vielen Hindernissen und Gefahren verbunden beschrieben. Man muß auf einem schlüpfrigen schwankenden Stege einen Fluß überschreiten, an dem drüben ein Hund wartete, um viele zu erschrecken und zu verderben. Wer in den Fluß stürzte, wurde ein Fisch oder eine Schildkröte u. s. w. Eigentlichlich ist die Vorstellung, daß die Abgeschiedenen bei einer Art Zollhütte vorbeimüssen, wo ihnen das Gehirn aus dem Kopfe genommen wird. Sollen sie später einmal auf der Erde einen Besuch machen, so muß ihnen dazu erst das wohl aufbewahrte Gehirn wieder eingesetzt werden. Wenn

¹⁾ Gritschel a. a. D. S. 21.

eine See Jagdgrün
Dieſe
tung einz
die Rede.
ursprüngli
der zukünf
ihm eigentl
tapferer A
Feinde und
und kommt
z. B. die F
der Eingan
seitige Besti
Die unglück
in einem ö
gang erlangt
das mannigf
diese, soviel
Darum
der Indianer
Bittgebete.
Unternehmu
Mitleid mit
Hier bringt
er etwa zu n
— ja er sic
freiwilligen
tapfre Mann
es ihm nicht
So geht er c
gegen. Das

Jch ver
möglichst unk
aber suchen n
finden, weit
nicht blos die
unaufhaltsam
ist das tiefe L
die Reise der Z
voll hoher Wil

¹⁾ Gritschel
²⁾ Außer de
feuer geworfen,
flimmten Ort ge
geopfert, die man

ehungen der
e. Darüber
Seine ganze
tückwerte.
verschiedener
reinkommen,
en. Vielfach
sich 3. Die
andre, böse,
wandert die
raume sieht,
danach den
nein als ein
onar schrieb:
des zu sein"
verschüttelich
weit ausein-
Geister aller
ort ganz wie
Beräthschaften
bat, auch die
Mais wird
erbe, und dem
n Grabe des
Mutter füllt
die passende
wird bei den
ptet, damit er
phantasie des
st hinreiten.¹⁾
scheiden ange-
lange dauerter
nder, glaubte
r Nähe ihres
nal in andre
zu leben.

Hindernissen
i schlüpfrigen
ben ein Hund
in den Flüs-
tentümlich ist
Hütte vorbei
vorb. Sollen
o muß ihnen
erden. Wenn

eine Seele alle jene Gefahren übersteht, kommt sie zu den herrlichen Jagdgründen, wo sie glücklich weiter lebt.

Diese Entscheidung von dem Jenseits scheint die Idee einer Vergeltung einzuschließen. Ja es ist wohl von zwei verschiedenen Orten die Rede. Einiges daran mag aus christlichen Einflüssen stammen; ursprünglich ist dem Indianer der Begriff einer sittlichen Vergeltung in der zukünftigen Welt ganz ferne. „Die Frage von Gut und Böse bleibt ihm eigentlich ganz außer Betracht; sondern wer hier ein guter Jäger, ein tapferer Krieger, ein Medizinmann gewesen ist, wer siegreich über seine Feinde und glücklich in jeder Beziehung war, der ist des Paradieses wert und kommt glücklich über den schlüpfrigen Balken, während die andern, wie z. B. die Feigen,rettungslos hinabstürzen. Vom Muth und Glück hängt der Eingang ins indianische Paradies ab. Der Gedanke an eine jenseitige Bestrafung der Uebelthaten wird häufig grabezu desavouirt.“¹⁾ Die unglücklichen Seelen, welche das Paradies nicht erreichen, müssen in einem öden marodigen Lande umherstreifen. Die, welche den Eingang erlangen, leben im vollsten und noch gesteigerten irdischen Glücke, das mannißgash ausgemalt wird; aber vom großen Geiste ist im Paradies, soviel ich sehe, keine Rede mehr.

Darum von den ewigen Lob- und Dankliedern der Seligen weiß der Indianer nichts. Schon hier auf Erden, scheint es, kennt er nur Bittgebete. Mit denen nimmt er es treu und sorgfältig. Bei jeder Unternehmung ruft er den großen Geist an, z. B.: Möge der g. G. Mitleid mit uns haben und mir Glück auf der Jagd verleihen u. s. w. Hier bringt er auch die nothigen Opfer²⁾ dar, um die Geister, denen er etwa zu nahe kommen möchte, sich geneigt zu machen und zu versöhnen — ja er sucht die Gunst der Geister mit Fasten und den furchtbaren freiwilligen Martirien zu gewinnen. Hier hat er sich als der standhafte tapfere Mann bewiesen und seine Würde nie verleugnet — darum kann es ihm nicht fehlen, daß er den Eingang in das glückliche Jenseits findet. So geht er ohne Bangen in vollkommenster Bereitschaft dem Tode entgegen. Das ist die Religion des rothen Mannes.

Ich versuchte eine Schildderung des Indianers zu geben, wie er möglichst unberührt von fremden Einflüssen uns entgegen tritt. So aber suchen wir ihn jetzt in Wirklichkeit fast vergeblich. Wo wir ihn finden, weit zurückgebrängt, in gelichteten Reihen, da sehen wir, daß nicht blos die äußere Macht und Größe jener Völker gebrochen ist, die unaufhaltsam ihrem Untergange entgegen getrieben werden. Schlimmer ist das tiefe Verderben der Demoralisation, das im großen und ganzen die Reste der Indianernation ergriffen hat. Anstatt der mutigen Männer voll hoher Würde finden wir ein heruntergekommenes bettelhaftes Geschlecht

¹⁾ Fritschel a. a. D. S. 23.

²⁾ Außer dem schon erwähnten Tabat wird auch Fleisch dargebracht, u. z. ins Feuer geworfen, oder Wampumstränge, Maiskolben und Bergsleichen an einen bestimmten Ort gehängt. Sonst wurden besonders auch Hunde, namentlich weiße, geopfert, die man lebendig an den Beinen aufhing und in Raserei verenden ließ.

in schmierige wollene Decken gekleidet, da sie ihre Gewänder als Leder an die Händler verkauften, um sich eine Zeitlang in dem verderblichen Feuerwasser zu berauschen. Sie und da hat eine halbe Kultur bei ihnen Eingang gefunden, jedoch ohne ihnen Hülfe schaffen zu können. Was nützt das Feuergewehr, das so sicher wie sonst der Bogen gehandhabt wird, wenn weit und breit in der Prärie kein Büffel sich bliden lässt? Immer kleiner werden die zusammenschmelzenden Schaaren. Viele einst mächtige Stämme sind bis auf den letzten Mann verschwunden. Die noch vorhandenen sehen das gleiche Schicksal deutlich vor Augen. Sie haben nicht mehr den Mut, hier auf Erden etwas zu hoffen. Und nur geringe Reste ergreifen die bessere Hoffnung für die Ewigkeit, mit der allein eine Heilung auch der Schäden für diese Zeit beginnen könnte. Darf es uns wundern, daß viele den Segen verwerfen? Er kommt von der Seite, von der einst der Fluch kam und noch immer kommt. Wie aber das Evangelium auch an diesen Völkern seine Kraft bewiesen hat und an einigen Resten derselben noch beweist, mögen die folgenden Blätter darlegen.

3. John Elliot.

Mehr als zwei und ein halbes Jahrzehnt waren vergangen, seitdem die Pilgrimwäter ihren Fuß auf amerikanischen Boden gesetzt hatten. Von irgend einer ernstlichen Bestrebung, ihre Absicht zu verwirklichen, nach der sie unter den Heiden das wahre Reich Gottes ausbreiten wollten, war noch nichts zu merken.¹⁾ Dagegen war schon ein ganzer Stamm dieser Heiden ausgerottet,²⁾ ohne daß ihm das Heil in Christo nahe gebracht worden war, und laut schallte der Jubel derer, die sich das Volk Gottes nannten, über die grausamen Heldentaten, für die man verbündeter Weise Lob- und Dankgebete zum Himmel sandte. Diejenigen Hälftlinge, welche man als Helfershelfer brauchte und die sich den Engländern unterwarf, verpflichtete man zwar auf die heiligen 10 Gebote, im übrigen aber bekümmerte man sich nicht um das Heil ihrer Seelen. Es ist bezeichnend, wie nach einer weit verbreiteten Auffassung die Urbewohner Amerikas als direkte Abkömmlinge des Teufels angesehen wurden. Satan sollte nämlich, als er von Gott verstoßen war, mit einigen Hexen nach diesem Welttheile entflohen sein und also denselben bevölkert haben. Diese Ansicht scheint fast dogmatisches Ansehen erlangt zu haben, und lag also allen Missionsunternehmungen wie ein schwerer Stein im Wege.

Die Einwohner Neuenglands scheinen allerdings auf einer niedrigeren Stufe als andre Indianervölker gestanden zu haben. Sie

¹⁾ Allerdings hatte ihr bedeutendster Prediger, Roger Williams, die Indianersprache erlernt und versucht, dem Stämme der Narragansets die christliche Lehre beizubringen. Anfänglich von herzlichem Mitfeide mit dem armen Wilden erfüllt, hatte er sich doch mehr und mehr von ihnen abgewandt als von einem habgierigen, radikalen, läsgnischen und betrügerischen Geschlecht, das zwar über die christliche Lehre zu disputiren Lust hatte, aber nicht sie anzunehmen und sich danach zu bessern. Davis, Geschichte der Kolonisation von Neuengland. S. 415.

²⁾ Vergl. oben Seite 4.

lebten und ging es sie die der sie aber war überrasche des weisen So schiene zu werden Denn Leute zu s Elliot, Namen der sich von der Geistig hoch freilich eine außerordentlich, ein heimwürdig stehende Gütheit, z. B. die er als den medizinisch daß er mein Wenn es noch werde dann selbstsame und nicht frei. durchgeführt haben würde gesetzliche Sitten tiefen ungeheuer des Missions doch durch sie daß man sie Wohlthätigkeit er von seiner nach Hause t dem Zahlmeier einem vergeblich von dem Fried Kunst, alles durch ein rei sich alles, was sagte er oft: L machte, pflegte

¹⁾ 1—2 Str. ²⁾ Fritschel

als Leber
erderblichen
ar bei ihnen
nen. Was
gehandhabt
bliden läßt?
Viele einft
inden. Die
vor Augen.
zu hoffen.
die Ewigkeit,
zeit beginnen
werken? Er
noch immer
n seine Kraft
st, mögen die

offen, seitdem
gesetz hatten.
verwirrlichen,
es ausbreiten
on ein ganzer
Heil in Christo
herer, die sich
aten, für die
imme sandte.
uchte und die
war auf die
sich nicht um
er weit ver-
Ablömmlinge
er von Gott
entflohen sein
fast dogma-
Missionsunter-

uf einer nie-
haben. Sie

, die Indianer-
christliche Lehre
Wilden erfüllt,
em habensichtigen,
er die christliche
anach zu bessern.

lebten unter höchst dürftigen Umständen, selbst bei ihren Häuptlingen ging es sehr ärmlich zu ganz im Gegensatz zu dem Glanz, mit dem sich die der südlichen Stämme umgaben. Schon in den ersten Jahrzehnten aber waren grade die mit den Engländern befreundeten Stämme in überraschender Weise weiter herunter gekommen, und das Feuerwasser des weißen Mannes hatte schon damals seine Verheerungen begonnen. So schien die Aussichten für die christliche Mission immer ungünstiger zu werden.

Dennnoch fand sich ein Mann, der die Bekehrung der armen rothen Leute zu seiner Herzenslaste, ja zu seiner Lebensaufgabe mache: John Elliot, Pastor, zu Roxbury,¹⁾ der seiner Zeit mit dem ehrenvollen Namen des Apostels der Indianer bezeichnet wurde. Es ist nicht leicht, sich von diesem ausgezeichneten Manne ein richtiges Bild zu machen. Geistig hohe Begabung, eine eingehende wissenschaftliche Bildung (bei der freilich jene Zeit und Verhältnisse sehr in Rechnung zu ziehen sind), eine außerordentliche Herzengüte und Freundlichkeit, aufrichtige Frömmigkeit, ein heiliger Eifer für seine Überzeugung, eine eiserne Energie und unermüdbare Geduld in der Ausführung derselben, das sind hervor-scheinende Züge seines Charakters. Doch hatte er manche sonderbare Eigenheiten, z. B. einen ungemeinen Haß gegen lange Haare und Perrücken, die er als die Ursache schwerer göttlicher Strafgerichte betrachtete. Von den medizinischen Fortschritten seiner Zeit hielt er so große Stücke, daß er meinte, das Leben des Menschen würde sehr verlängert werden. Wenn es nach Jes. 65, 20 Kinder von 100 Jahren geben werde, wie werde dann erst das Männosalter sein!²⁾ Ueberhaupt hatte er manche seltsame und barocke Ideen. „Er war von einem schwärmerischen Zug nicht frei. Staatsgefährliche revolutionäre Grundsätze, die konsequent durchgeführt zu einer Umstürzung aller bestehenden Verhältnisse geführt haben würden, brachten ihn einmal in peinliche Verlegenheit. Der gesetzliche Zug, der dem Puritanismus eigen ist, machte sich neben seiner tiefen ungeheuchelten kindlichen Frömmigkeit oftmals auch in der Führung des Missionswerkes recht geltend. Aber es wurden alle Schattenseiten doch durch seine gründliche, herzliche Frömmigkeit so sehr überwogen, daß man sie gerne über sieht. Sein Herz war lauter Liebe. Seine Wohlthätigkeit kannte keine Schranken. Viele hundert Thaler wendete er von seinem Eigenen den Armen zu. Als er einmal seine Besoldung nach Hause trug und unterwegs angesprochen wurde, gab er das von dem Zahlmeister mit Absicht sehr fest zusammengeschürzte Bündel, nach einem vergeblichen Versuche es zu öffnen, ganz hin. Sein Sinn war von dem Irdischen ganz abgezogen; er verstand in hohem Maße die Kunst, alles Irdische auf Geistliches zu beziehen. Besonders war er durch ein reiches tiefes Gebetsleben ausgezeichnet. Ihm verwandelte sich alles, was er erlebte, in Gebet. Wenn er eine Neuigkeit hörte, sagte er oft: Laßt uns das in Gebet verwandeln. Wenn er einen Besuch mache, pflegte er nicht ohne Gebet Abschied zu nehmen. Ebenso bedeutend

¹⁾ 1—2 Stunden südlich von Boston.

²⁾ Grätzschel a. a. D. S. 37.

war seine völlige Ergebung in Gottes Willen in allen Lagen des Lebens. In seiner Gemeinde ließ er sich vor allem einen heiligen Eifer für die Ehre Gottes angelegen sein und zeichnete sich durch eine ernste Strenge gegen alle Sünde aus. Man hat gesagt, er würde lieber sein Herzblut vergessen als den Kelch des Herrn solchen Personen gereicht haben, die nicht die Merkmale der Jünger Christi an sich trugen. Das hohe Ansehen, das ihm wegen seiner hohen Frömmigkeit zu Theil wurde, zeigt der Auspruch eines alten Puritaners: „Wir hatten eine Tradition unter uns, daß das Land nicht untergehen könnte, so lange Elliot am Leben sei.“¹⁾

Dieser Mann nun, obwohl in seinem Amte, das er fast seit anderthalb Jahrzehnten verwaltete, reichlich mit Arbeit beladen, entschloß sich, den benachbarten Indianern vom Stämme der Massachusets, deren Elend er vielfach angesehen hatte, das Evangelium zu verkündigen. Von einem alten Indianer, dem er als Diener in sein Haus genommen, lernte er in kurzer Zeit²⁾ mit solcher Energie und solchem Erfolg die schwierige Sprache, daß man glaubte, es sei dies nur durch Inspiration möglich gewesen. Am 28. Oktober 1646 machte er mit 3 Freunden seinen ersten Aufzug zu den Indianern an den Fällen des Charles River (3—4 Stunden von Roxbury). Der Häuptling Waubon nahm ihn gastlich auf. Nach kurzer Rast trat er vor die versammelten Eingebornen, die sich infolge vorausgegangener Einladung zahlreich eingefunden hatten. Seinem vollen Herzen mußte er erst durch ein Gebet in englischer Sprache Lust machen. Dann las er Hesel. 37, 9. 10 und eine fünfviertelstundenlange Predigt in indianischer Sprache. Darauf legte er den Zuhörern allerlei Fragen vor und wurde ihrerseits mit manchen Fragen angegangen, die freilich mehr Neugierde als Heilsbegierde bekundeten, zum Theil auch einen kritischen Geist zeigten. Z. B. Woher kommt es, daß das Meerwasser salzig und daß Flukwasser süß ist? Woher kommt es, daß das Meer nicht das Land überschwemmt, wenn es größer ist als dieses? Was hilft es den Kindern böser Eltern gut zu sein, und was kann ihnen Christus noch nützen wollen, da ja der Herr die Sünden der Eltern an den Kindern heimsuchen will? Warum tödet denn Gott nicht, wenn er doch allmächtig ist, den Teufel, damit dieser die Menschen nicht verderbe? Nachdem mit möglichster Geduld alle solche Fragen beantwortet waren, teilte Elliot unter die Jugend Alepfel, Spielsachen, Stückchen Kuchen, unter die Erwachsenen Tabak und andre Kleinigkeiten aus, und lehrte erfreut über diesen Anfang heim. Dreimal wiederholte er diesen Besuch und jedesmal freuten sich die Indianer ihn wieder zu sehen.

Bald war bei ihnen eine tiefere Regung und Empfänglichkeit zu spüren. Während der Predigt, heißt es, hoben viele Augen und Hände empor und weinten bitterlich. Da es zeigte sich eine tiefe Sehnsucht nach dem Heile und ein bereitwilliges Entgegenkommen, so daß Elliot sagen konnte, wenn wir es bei der Zuwendung zur Taufe machen wollten wie die Römischen, so könnten wir bald Hunderte und Tausende ge-

sammelt zu Eli siedeln diese River genannt seinen die her sich sche Sabbath laum, wider Morgen wurde werden licher B Stufe, Entscheid zu gestal

da sie se nach kom sein, wo Verfassun den Gott das bür zurückzuho

So Eingeborn nach engl mit Spat sorgte er Frauen le sich mit d

¹⁾ Ms soll er 5 C unverheirat sollen ihm werden, da bindet, soll 6 Pfennige; der seine Lä cord gesamn 20 Schilling Spirituosen Schilling u. erstatten. Engländers

¹⁾ Nach Fritschel a. a. O. S. 37 ff.

²⁾ Nicht wie die erste Auflage sagt 14 Jahre lang.

sammelt haben. Sie lernten auch mit vielem Eifer, und alle, die sich zu Elliot hielten, wußten bald den Katechismus, den er übersetzt hatte, fließend auswendig. Trotz der Bestrebungen der Zauberer (Pompos), diese Bewegung zu hindern zogen immer mehr Indianer an den Charles River nach Nonanetum, d. h. unsre Freude (so wurde der Ort genannt), um dort Elliot zu treffen, und richteten sich gern und willig nach seinen Vorschriften. Die heidnischen Sitten wurden abgestellt; selbst die herkömmliche Kleidung mußte der englischen weichen, die manche sich schenken ließen, andre sich mit ihrer Hände Arbeit verdienten. Der Sabbath wurde mit peinlicher Sorgfalt beobachtet, man trautete sich z. B. kaum, an demselben etwas Holz zu spalten, um das erloschene Feuer wider anzuzünden. In allen Wigwams wurde das tägliche Gebet Morgens und Abends und vor und nach dem Essen geübt. Ja es wurde sogar ein Gesetz entworfen, nach dem das Leben genau geregelt werden sollte. Dasselbe zeigt freilich in seinem bunten Gemisch kleinlicher Bestimmungen mit wichtigen moralischen Vorschriften die niedere Stufe, auf der diese Gesetzgeber bei allem Guten standen, aber auch die Entschiedenheit, mit der sie ihr ganzes Leben dem der Engländer ähnlich zu gestalten bereit waren.¹⁾

Mit Erstaunen sah Elliot diese Erfolge seiner Arbeit, um so mehr da sie seinen Wünschen so ganz entgegenkamen. Seiner Überzeugung nach konnte nämlich die Predigt des Evangeliums nur da von Nutzen sein, wo das Volk auch Civilisation und eine geordnete bürgerliche Verfassung erhielt. Er wollte mit den Indianern denselben Weg gehen, den Gott mit dem Volke Israel gegangen sei. Dem habe er auch erst das bürgerliche Gesetz gegeben, um die Juden dadurch zu zähmen, zurückzuhalten, zu erziehen und zu demütigen.

So gingen denn seine Bestrebungen vor allen Dingen dahin, die Eingeborenen, welche sich an ihn anschlossen, an ein geordnetes Leben nach englischem Muster zu gewöhnen. Er lehrte sie die Acker einhägen, mit Spate und Hacke zu bearbeiten u. s. w. Mit Hilfe seiner Freunde sorgte er dafür ihnen die nötigen Werkzeuge zu verschaffen. Die Frauen lernten Spinnen, Körbe flechten, Beien binden oder beschäftigten sich mit dem Einsammeln von Beeren, die sie nach den englischen Ansiedlungen zum Verkauf brachten. Auch fanden sich Männer bereit, bei

¹⁾ Als Probe diene Folgendes: Wenn jemand eine Woche oder 14 Tage faul ist, soll er 5 Schilling zahlen; wenn ein unverheiratheter Mann bei einem jungen unverheiratheten Weibe liegt, 20 Schilling. Wenn ein Indianer sein Weib schlägt, sollen ihm die Hände auf den Rücken gebunden und er zum Friedensrichter geführt werden, damit man ihn streng bestrafe. Wenn eine Frau ihre Haare nicht aufbindet, soll sie 5 Schilling zahlen; wenn eine mit nackten Brüsten geht, 2 Schilling 6 Pfennige; alle Männer, die ihre Haare lang tragen, 5 Schilling. Edensoviel jeder, der seine Räuse zwischen den Zähnen tödtet. — Ähnlich sind die Gesetze der zu Concord gesammelten Indianer. Darin heißt es: Wer einen Pompon zum Kranken ruft, 20 Schilling und der Pompon edensoviel. Desgleichen Mißbrauch von Wein und Spirituosen. Jügen soll das erstemal mit 5 Schilling, das zweitemal mit 10 Schilling u. s. w. bestraft werden. Wer stiehlt, soll das Gestohlene vierfältig wieder erstatthen. Für jede Laus (vergl. oben) einen Penny. Kein Indianer soll in eines Engländers Haus kommen ohne anzuklopfen u. s. w. (Fritschel, S. 41).

den Engländern in der Ernte zu arbeiten. Dabei setzte Elliot seine regelmäßigen Besuche treulich fort (zweimal monatlich) und fesselte seine Indianer, die als betende (Praying Indians) bekannt waren, immer mehr an sich. Auch hatte er für die Jugend Schulunterricht begonnen. — Angeregt von Nonanetum hatte sich übrigens an einem Dörfe Concord, einige Stunden nordwestlich von da, eine ähnliche Indianergemeinschaft gesammelt, die Elliot gleichfalls regelmäßig besuchte.

Seine Absichten aber gingen weiter; er suchte die gewonnene Schaar in eine besondere Kolonie zu sammeln, um sie den schlechten Einflüssen sowohl der Weißen als ihrer dem Christenthum feindlichen Landsleute zu entziehen. Die Regierung ging auf diesen Plan ein. Nach Untersuchung der Sache durch ein Comité wurde im Jahre 1650 am Charles River, 18 engl. Meilen von Boston, ein ausreichender Landstrich für die neue Kolonie angewiesen, die den Namen Natic¹⁾ erhielt. Der Stamm der in jener Gegend wohnenden Sowochegen (wahrscheinlich ein Theil der Massachussets) hatte Elliot dringend eingeladen, auch zu ihnen mit dem Worte Gottes zu kommen. Unter Führung des Häuptlings waren sie nun bald fleißig mit der Erbauung des neuen Dorfes beschäftigt. Zu beiden Seiten des Flusses erhoben sich die einfachen Blockhäuser, nachdem der Urwald gerichtet. Eine 80 Fuß lange Brücke verband die beiden Theile der Ansiedlung, die durch eine kleine auf einem nahen Hügel mit Balladen errichtete Festung gegen Ueberfälle gesichert wurde. Daneben erhob sich das Versammlungshaus, zugleich Schule und Waarenlager, in dem ein unansehnliches Dagstübchen für Elliot selber eingerichtet war.

Die Indianermission hatte inzwischen doch schon vielfach Aufmerksamkeit erregt. Die Regierung wurde durch dieselbe veranlaßt auf weitere Maßregeln für die Eingeborenen zu denken. Es war der Plan, besondere Gerichtshöfe unter denselben einzurichten, um auf diese Weise bei ihnen geordnete Zustände herbeizuführen. Dieser Plan wurde jedoch, wie es scheint, erst in späterer Zeit ausgeführt. — Aber auch in dem fernen Mutterlande hatten die Nachrichten von Eliots Wirksamkeit allmählich Aufsehen gemacht und nicht nur anfängliche Vorurtheile gegen eine Indianermission beseitigt, sondern sogar unerwartetes Interesse für dieselbe erwacht. Man brachte die Beklehrung der Indianer nämlich in Verbindung mit apokalyptischen Berechnungen, nach denen das Ende der Welt nahe sein sollte. Man glaubte „den Anbruch des schönen Tages“ zu sehen, da Ost und West das Lied des Lammes singen werden. Dazu kam die in theologischen Kreisen sehr bestimmt auftretende Ansicht, daß die Indianer die verlorenen 10 Stämme Israels seien, die sich auf manche Ahnlichkeiten gründete, die man zwischen Indianern und Juden gefunden hatte.²⁾ Hiernach sah man die Beklehrung des ungläubigen

¹⁾ Meine Quellen widersprechen einander. Nach einigen waren schon Nonanetum und Concord geordnete Indianerdörfer; nach den andern war Natic das erste, das in dieser Weise angelegt wurde. Der Name wird sonst auch Native geschrieben.

²⁾ Elliot selber war auch für die israelitische Abstammung der Mohawks sehr eingegangen. Er freute sich, daß man bei den südlichen Völkern die Beschneidung entdeckte; doch dachte er weniger an die 10 Stämme, sondern an direkte Abkömmlinge Semas, den er mit Melchisebel identifizierte.

Bolles J
der nahe
denn Elli
Unterstütz
gebilbet,
gating of
und die f
Besitzt bei
Weise für
rern und
zu Cambr
seßhaft d
ianerpra
Boston gr
Anfänglich
aber auch
das Werk
hindernisse
sich weit u
Pomponos
linge (Sad
den Englän
uns erst se
wollen wir
gegen Unle
Defters fla
mehr den s
Elliot erma
Diese selbst
„Was
Gott und d
als wir; u
noch mehr
Wälbern u
haben viele
was ihr du
auch zu Go
immer mehr
unter den q
kräftiger un

¹⁾ Die Ne

in einzelnen S

²⁾ Kein S

Regen zu sta

wanderie er a

Erde oder der

Ueber steile B

Wegen, die sel

Elliott seine
und fesselte
nnt waren,
ulunterricht
s an einem
e Indianer-
suchte.

nene Schaar
en Einflüssen
Landsleute
Untersuchung
arles River,
für die neue
Stamm der
n Theil der
en mit dem
waren sie nun
zu beiden
nachdem der
beiden Theile
el mit Palli-
e. Daneben
Waarenlager,
gerichtet war.
ach Aufmert-
ranlaßt auf
er der Plan,
diese Weise bei
e jedoch, wie
dem fernern
it allmählich
gegen eine
Interesse für
ner nämlich
en das Ende
hönen Tages
erden. Dazu
Ansicht, daß
die sich auf
i und Juden
ungläubigen

Bolles Israel in der Indianermission herannahen und damit ein Reichen
der nahen Wiederkunft Christi. Unter dieser Anschauungsweise fand
denn Elliotts Arbeit weit und breit, in Amerika wie im Mutterlande
Unterstützung. Schon 1649 war in London eine Missionsgesellschaft
gebildet, die unter dem Namen Society for (Promoting and) Propa-
gating of the Gospel in New-England Corporationstreite erlangte,
und die sich durch den Zusammenschluß reichlicher Gelbmittel bald im
Besitz bedeutender Vermögens sah. Die Gelber wurden in verschiedener
Weise für die Indianer verwendet, besonders zur Ausbildung von Leh-
tern und Predigern aus ihrer Mitte, zu welchem Zwecke dem College
zu Cambridge ein besonderes Haus errichtet wurde. Auch ließ die Ge-
sellschaft die Bibel,¹⁾ den Katechismus und andre Bücher in der In-
dianersprache drucken, zu welchem Behufe sie eine eigene Druckerei in
Boston gründete, und bestritt die weiteren Ausgaben für die Mission.
Anfänglich hatte Elliott alle Kosten aus eignen Mitteln getragen, darum
aber auch nur in beschränkterem Maße wirken können. Jetzt konnte
das Werk in weiteren Kreisen getrieben werden, denn trotz vieler
Hindernisse und großer Feindschaft gegen das Christentum regte es
sich weit und breit unter den Indianern. Außer dem Widerstande der
Wappows oder Hauberer zeigten sich mehr und mehr auch die Häupt-
linge (Sachems und Sagamores) feindselig. Einer von ihnen sagte zu
den Engländern: Weshalb sollen wir eure Religion annehmen? Laßt
uns erst sehen, daß eure Religion euch besser macht als wir sind, dann
wollen wir sie versuchen. Ein anderer protestierte auf das nachdrücklichste
gegen Anlegung einer Indianerkolonie im Bereiche seines Stammes.
Desters sagten die Häuptlinge, daß die betenden Indianer ihnen nicht
mehr den schuldigen Tribut entrichteten, so daß englische Beamte den
Elliott ermahnten, denselben diese ihre fortdauernde Pflicht einzufordern.
Diese selbst aber wurden vielfach von ihren Landsleuten angefochten.

„Was habt ihr denn“, sprachen sie wohl, „durch euer Beten zu
Gott und durch euren Glauben an ihn gewonnen? Ihr seid so arm
als wir; unser Weischtorn ist so gut als das eure, und wir haben
noch mehr Freude als ihr. Wir jagen und schweifen weit in den
Wäldern und an den Seen, ihr sperrt euch in diese Mauern ein. Wir
haben viele Weiber, ihr nur eine Frau. Wenn ihr uns zeigen könnt,
was ihr durch euer Beten und Glauben voraus habt, so wollen wir
auch zu Gott beten und ihm dienen“. Trotzdem wurden Elliotts Besuche
immer mehr, auch an andern Orten gewünscht. Unermüdlich reiste er
unter den größten Mühseligkeiten im Lande umher, wobei ihm sein
kräftiger und an Entbehrungen gewöhnter Körper zu statthen kam.²⁾

¹⁾ Die Uebersetzung, die Elliott bald nach dem Anfang seiner Missionsarbeit
in einigen Stücken begonnen hatte, vollendete er nach vieler Mühe 1663.

²⁾ Kein Schnee war zu tief, kein Wald zu dicht, kein Strom zu reißend, kein
Regen zu stark, ihn von seinem heiligen Werke abzuhalten. Tage, ja Wochen lang
wanderte er oft in durchwühlten Kleidern umher, und manche Nacht war die feuchte
Erde oder der kalte Felsen sein Bett, der dichte Wipfel eines Baumes sein Dach.
Über steile Berge und durch reißende Ströme, durch pfadlose Wildnisse und auf
Wegen, die selbst den abgehärteten Indianern mühsam und beschwerlich vorkamen,

Manche erfreuliche Erfahrung war ihm dabei ein füher Lohn. Er röhmt das willige Aufmerken auf das Wort, die Bewegung und Beträbniss mehrerer über ihre Sünden; die Besonnenheit, mit welcher manche geistliche Fragen vorbrachten, und die Geneigtheit das aufzufassen und zu glauben, was ihnen erwidert wurde, die Fertigkeit, mit der manche der armen halb nackten Kinder die Katechismusfragen beantworteten u. s. w. Von einem Orte röhmt er: „Sie haben alle ihren Zauberern gänzlich entsagt und haben die teuflischen Gebräuche aufgegeben, weil sie meinen, daß diese in gänzlichem Widerspruch mit der Anbetung Gottes stehen. Ja einige ihrer Zauberer haben selbst ihr Amt niedergelegt und sind entschlossen, dasselbe nie wieder auszuüben. Sie beten beständig in ihren Wohnungen zu Gott früh und spät. Auch wenn sie sich zu Tische setzen, rufen sie Gott an und danken ihm, wie sie es bei den Engländern sehen. Wenn sie zu einem Engländer kommen, so wünschen sie belehrt zu werden, und wenn man ihnen zu essen gibt, so beten sie und danken Gott, und gewöhnlich bezeugen sie ihre große Freude darüber, daß sie unterwiesen werden, Gott zu erkennen, und zeigen eine große Unabhängigkeit an die, welche sie belehrt haben. Sie sind besorgt, ihre Kinder zu unterrichten und streng gegen die Entheiligung des Sabbaths durch Fischen, Jagen und andere Arbeiten.“ —

Aus einem Briefe Elliots möge folgendes Beispiel hier eine Stelle finden. Er schreibt:

„Das Werk, den armen Indianern das Evangelium zu predigen, hat seinen Fortgang, und nicht ohne Erfolg. Der Herr allein ist's, der zu den Herzen der Menschen sprechen kann, und er hat dies so kräftig gethan, daß gewiß, wie ich glaube, eine von den Seelen wahrhaft befleckt worden und zum Herrn eingegangen ist. Ein Weib von gereiftem Alter war die erste, welche, seitdem ich ihnen den Weg des Heils gezeigt habe, gestorben ist. Ihr Wandel war ohne Tadel, nachdem sie sich dem göttlichen Worte unterworfen hatte. Sie starb an einer Krankheit, von der sie im Wochenbett befallen war. Sie besuchte sie zu verschiedenen Zeiten, betete mit ihr und fragte sie über ihren geistlichen Zustand. Sie sagte mir, daß sie immerfort Gott geliebt habe, obgleich er sie habe erkranken lassen, und war entschlossen, zu ihm zu beten, so lange sie lebte. Sie versicherte mir auch, daß sie glaube, Gott werde ihr alle ihre Sünden vergeben und habe Wohlgefallen an ihr, weil sie glaube, daß Jesus für sie gestorben sei. Sie sei bereit zu sterben, und hoffe, daß sie in den Himmel kommen und dort bei Gott und Christo selig sein werde. Unaufgefordert rief sie ihre Kinder herbei und sagte zu ihnen: Ich werde nun sterben, und wenn ich gestorben bin, werden eure Großeltern und Oheimen zu euch schicken und euch auffordern lassen, zu ihnen zu kommen, um bei ihnen zu leben, und werden euch große Dinge versprechen und euch vorstellen, welch ein angenehmes Leben bei ihnen ist, da sie doch Gott nicht anrufen, den Sabbath nicht halten und jede Art von Sünde begehen; aber ich fordere euch auf, eure ganze Lebenszeit hier zu bleiben. — Bald nachher starb sie.“

ging er den Seelen des rothen Volkes nach. „Ich bin nun“, schreibt er einmal an einen Freund, „von Dienstag bis Sonnabend, Tag und Nacht, nicht trocken geworden, sondern ganz durchdröhnt von Ort zu Ort gezogen; wenn ich mich zur Ruhe legen will, ziehe ich erst meine Stiefel ab, ringe meine Strümpfe ein wenig aus, dann aber wider an mit ihnen. Aber Gott steht bei mir und hilft mir. Ich jauchte sehr, wenn viele ermüdende Tage und Nächte über mein Haupt dahingerollt sind, in Gefahren unter den Heiden, in Gefahren in der Wildnis. Oft, wenn ich Flüsse durchwatete, brach die Flut plötzlich herein, aber dann gedachte ich der künstlichen Verheizungen und stützte mich darauf: So du durchs Wasser gehst, will ich bei dir sein. Ich rief mir zu: Leide dich als ein guter Streiter Jesu Christi! und das Wort gibt Kraft, alles zu ertragen.“

Hier hi
Gemein
waren,
„tho C
gierung
der in
gingen
Grundla
Es wa
altestan
seiner D
durchfüh
religiös-
er von
regiert n
leinen a
sein; der
wird sie
über 100
derselben
geschah.
(Covenan
unfre R
unfern P
Die Weis
leiten un
dein Volk
seiest.“

Dies
denn Ellio
gend dan
civilisiert
wohnen l
vergingen
1652 fand
der Katec
nannten I
nächsten P
die Tauf
einige übe
Denkart l
Verlangen

¹⁾ Wo
als ausserw
zu erschütter
Völker nich

er Lohn. Er bewegung und mit welcher seit das aufzufertigkeit, mit schismusfragen Sie haben allehen Gebräuche überspruch mit r haben selbst wieder auszu Gott früh und an und danken nem Engländer man ihnen zu h bezeugen sie mit zu erkennen, belehrt haben. gegen die Ente Arbeiten." — ier eine Stelle

igen, hat seinen den Herzen der is, wie ich glaube, gegangen ist. Ein en Weg des Heils dem sie sich dem bei, von der sie Seiten, betete sie mit dat sie immerfort neschlossen, zu ihm auße, Gott werde I sie glaube, daß sie in den Himmel gefordert rieß sie wenn ich gestorben auffordern lassen, Dinge vorschrechen doch Gott nicht aber ich fordere sie."

ot er einmal an roden geworden, zur Ruhe legen enig aus, dann Ich jandze selbst, t sind, in Gefahrlisse durchwoarte, en Verheitungen dir sein. Ich rief Gott gibt Kraft,

Ein besonders erwünschtes Feld fand Elliot in der Kolonie Natick. Hier hatte er Gelegenheit, sein Ideal betreffs eines religiös-politischen Gemeinwesens zu verwirklichen. Seine Grundsätze in dieser Beziehung waren, wie schon erwähnt, etwas extrem. Er hatte ein Buch geschrieben, „the Christian Commonwealth“, das als staatsgefährlich von der Regierung unterdrückt wurde; auch mußte er einen Widerruf erlassen, der in den Städten öffentlich angeschlagen wurde. — Seine Pläne gingen auf eine vollständige Theokratie, bei der das Gesetz Mosis die Grundlage aller staatlichen Gesetzgebung und Verfassung bilden sollte. Es war dies die äußerste Konsequenz des Puritanismus in seiner alttestamentlichen Richtung. In der ganzen Welt freilich, wie dies nach seiner Theorie geschehen sollte, ließ sich solche Theokratie so bald nicht durchführen;¹⁾ um so mehr wollte Elliot dort unter den Indianern seine religiös-politischen Ideen praktisch ins Werk setzen. „Sie sollen“, sagt er von den Indianern in Natick, „ganz und gar durch die Schrift regiert werden, in allen Dingen, beide in Kirche und Staat; sie sollen keinen andern Gesetzgeber haben, der Herr selber soll ihr Gesetzgeber sein; der Herr soll ihr Richter, der Herr soll ihr König sein, und er wird sie retten.“ Dazu wurden denn zuerst nach Exod. 18 Aufseher über 100 u. s. w. gewählt, dann aber die kirchliche Gemeinschaft in derselben Weise gegründet, wie dies auch sonst bei den Puritanern geschah. Die Gemeinde schloß nämlich mit Gott ein spezielles Bündnis (Covenant.) „Wir ergeben durch Hülfe der Gnade Christi uns und unsre Kinder Gottes, daß wir sein Volk seien. Er soll uns in allen unsern Werken und Sachen in dieser Welt regieren. — — — Die Weisheit, welche Gott uns in seinem Buche gelehrt hat, soll uns leiten und führen auf dem Wege. Herr nimm uns hin, daß wir dein Volk sind; und laß uns dich nehmen, so daß du unser Gott sieiest.“

Diese Gemeinde bestand übrigens aus ungetauften Indianern, wie denn Elliot bisher noch keinen Heiden getauft hatte, obgleich manche dringend danach verlangten. Er hielt jedoch dafür, daß sie erst müßten civilisiert sein und eine geordnete Gemeinschaft bilden, in der der Herr wohnen könnte. Aber auch nachdem eine solche in Natick gegründet war, vergingen noch mehrere Jahre, bis die erste Taufe vollzogen wurde. 1652 fand zunächst einem voraufgegangenen Bet- und Faststage die Prüfung der Kätechumenen statt. Natutomunitenuskak, d. h. unsere Fragen, nannten die Indianer diesen wichtigen Tag, zu dem alle Geistlichen der nächsten Ansiedlungen eingeladen waren. Unter den Bekennnissen, welche die Taufkandidaten von ihrem Herzengzustande ablegten, fanden sich einige überraschende Beispiele, welche eine vollständige Umwandlung der Denkart bekundeten und eine tiefe Erkenntniß der Sünde und herzliches Verlangen nach dem Heile in Christo zeigten. Es ist schwer zu begreifen,

¹⁾ Wohl hegte Elliot ganz besondere Hoffnungen von Oliver Cromwell, den er als auserwähltes Werkzeug Gottes betrachtete, um die bisher bestehenden Verhältnisse zu erschüttern, damit für jene theokratische Ordnung Platz gemacht würde, ohne die die Völker nicht zur Ruhe kommen könnten.

wie man diesen Leuten „das Wasser wehren konnte“. Dennoch entschloß sich Elliot in übertriebener Vorsicht, in der er durch seine Amtsbrüder wie es scheint nur bestärkt wurde, noch nicht die Taufe zu vollziehen. Die „Bekenntnisse“ wurden zunächst niedergeschrieben und nach England geschickt; und selbst nach der zweiten, 2 Jahre später gehaltenen Prüfung wurde der Taufstermin abermals hinausgeschoben. Erst im Jahre 1660 wurde in Natick die erste vollständig indianische, christliche Gemeinde organisiert und zehn Jahre später gab es dort 40—50 Kommunikanten, die in die volle kirchliche Gemeinschaft aufgenommen waren, während eine bei weitem größere Anzahl von Indianern außer ihnen im Dorfe lebten, welche in den Covenant eingetreten waren.

Inzwischen aber hatten sich immer mehr Scharen von betenden Indianern gesammelt. Elliot vermochte nicht allein die Arbeit zu bewältigen. Mit frohen Hoffnungen hatte er auf die Jünglinge geblickt, die in der erwähnten Anstalt zu Cambridge zu Predigern herangebildet wurden. Sie waren fleißig, lernten englisch, lateinisch und griechisch, ja einige hatten es schon bis zum Baccalaureus gebracht. Doch der ganze Plan schlug zuletzt fehl. Die später so oft gemachte Erfahrung, daß Indianer, die unter den Weißen leben, bald leidend werden und an der Schwindsucht hinstehen, zeigte sich schon damals. Auf sehr verschiedene Weise suchte man dies Zeichen zu deuten, in dem man bald Gottes, bald des Satans Finger sah. Auch fehlten nicht anderweitige Enttäuschungen, da manche Jünglinge entmutigt die Anstalt verließen oder sich einem andern, bürgerlichen Beruf zuwandten. So mußte denn der Plan geändert werden, das Haus zu Cambridge wurde zur Druckerei eingerichtet, dagegen suchte Elliot durch weitere Ausbildung seiner indianischen Schullehrer, deren er bereits eine beträchtliche Zahl angestellt hatte, einige Prediger zu gewinnen. Zu diesem Zwecke versammelte er sie alle 14 Tage einmal und ertheilte ihnen Unterricht und praktische Anleitung zum Predigen.

Doch hatte Elliot schon damals verschiedene Mitarbeiter. Einige bekehrte Häuptlinge verkündigten unter ihren Leuten, so gut es ging, das Evangelium. Durch sein Beispiel aber waren auch einige Europäer zu eifriger freiwilliger Missionsarbeit angeregt worden. Pierson und Fitch predigten in Connecticut, Blodman unter den versprengten Überresten der Pequots, Bourne und Leverich zu Sandwich in der Plymouth-Kolonie, ebenda selbst Sam. Treat. Am gegegnetsten aber waren die Arbeiten Mayhew's auf der Insel „Martha-Weinberg“ von denen gleich ausführlicher die Rede sein wird. In der Kolonie Massachusetts waren bis zum Jahre 1671 außer Natick 6 ähnlich eingerichtete Dörfer entstanden, und in den nächstfolgenden Jahren kamen noch 7 andere hinzu. In diesen 14 Dörfern standen 1100, in ganz Neuengland aber 3600 Seelen unter Leitung der Missionare.

„Alle christliche Indianerdörfer hatten die gleiche Einrichtung.¹⁾ Ein jedes Dorf bekam einen gewissen Strich Landes als Besitzthum

¹⁾ Die folgende Darstellung ist größtentheils wörtlich von Fritschel entnommen (a. a. D. S. 55), dem ich auch im Vorigen vielfach gefolgt bin.

(je 6—800 ha oder Richte waren sämnannt, mit treten. Die Gesetze, durch werden, theilen gehörig Treiben der Trunkenheit an alle möglichen Pflanzen abzuschlagen. Holzalnen Dörfer. Die Schulen werden. Alte testamentl. resp. Dresche Dörfe als bestimmten daher eine Ur-Gepräge. Singt die Geist eine Stelle dar aus, entwickelt beschließt eine. Auch Katechismen sie jeden ganzen Sabbat andern Feiertag vollen Kirche. Sie hatten die strengsten pur. Auch eine Art Eliot mit Gott und Kreisfahrt, un-Ordnung zu haben.

So vielseitige Gemeinden auf Zustand derselben schreibt: „Es kann, es als Gott und seiachtet. Zu ihrer Hände u.

¹⁾ 1 Acre et cetera.

(je 6 – 800 Acres¹⁾) zugewiesen und hatte seine Beamten, seine Regierenden oder Richter, seine Konstabler und seinen „Marschall“. Diese Beamte waren sämtlich Indianer. Ein Engländer (Cookin) wurde dazu ernannt, mit denselben zu einer Art höheren Gerichtshof zusammen zu treten. Die Generalregierung von Massachusetts erließ eine Anzahl Gesetze, durch welche theils die Indianer gegen die Weißen geschützt werden, theils die von den niederen Behörden aufgerichteten Ordnungen den gehörigen Nachdruck bekommen sollten. Die Gesetze gegen das Treiben der Medizinhäner, gegen Polygamie, Sabbathschändung und Trunkenheit wurden streng durchgeführt. Die Indianer gewöhnten sich an alle möglichen Arbeiten des civilisierten Lebens: sie bauten Getreide, pflanzten Obstgärten, prekten Most, zogen Hindern und Schweine, schlugen Holz in den Wäldern, machten Dachschindeln u. s. w. In allen Dörfern bestanden Schulen. Viele lernten lesen und schreiben. Die Schullehrer waren meist Eingeborene; so auch die Prediger, die von den Gemeinden nach Vorbereitung mit Faschen und Beten gewählt wurden. Auch Laienälteste (ruling elders) wurden eingesetzt. Nach alterstammlichem Vorbilde wurde der Gehnt eingeführt. Beim Ernten resp. Dreischen wurde derselbe gleich auf die Seite gebracht und in jedem Dorfe als Eigentum des Herrn aufgespeichert. Jene Ältesten bestimmten über die Verwaltung, und Lehrer und Beamte bezogen daher eine Unterstützung. — Der Gottesdienst hatte streng puritanisches Gepräge. „Der Prediger beginnt mit einem freien Herzengebet; dann singt die Gemeinde, und nach dem Psalm liest der, welcher predigt, eine Stelle der Schrift, einen oder mehrere Verse, wie er will, legt sie aus, entwidelt die darin enthaltenen Lehren, wendet sie an, und darauf beschließt ein anderer mit einem Gebet zu Gott im Namen Christi.“ Auch Katechisationen wurden in den Gottesdienst aufgenommen. So kamen sie jeden Sonntag zweimal zum Gottesdienst zusammen. Der ganze Sabbath wurde in gesetzlicher, puritanischer Weise gefeiert, alle andern Festtage fielen weg. Die Gemeinde war getheilt in Glieder der vollen Kirchengemeinschaft (Abendmahlsgenossen) und Katechumenen. Sie hatten Kirchenzucht und Kirchenbuße und zwar so streng, wie die strengsten puritanischen Gemeinden. Die Hausgottesdienste fehlten nicht. Auch eine Art Kirchenvisitation war eingeführt. 1673 und 74 machte Eliot mit Cookin, dem Pfleger der bürgerlichen Angelegenheiten, eine Rundreise, um die Gemeinden im Glauben zu stärken, in der politischen Ordnung zu festigen, u. s. w.“

So vielfache Schwäche diese so bald schon selbstständig gestalteten Gemeinden auch an sich gehabt haben mögen, so liegen uns über den Zustand derselben doch sehr günstige Urtheile vor. Ein Augenzeuge schreibt: „Es ist so viel Gotteswerk unter ihnen, daß ich nicht umhin kann, es als etwas sehr Schlimmes, ja als ein großes Unrecht gegen Gott und seine Glüte zu betrachten, wenn irgend jemand es gering achtet. Zu sehen und zu hören, wie die Indianer ihren Mund öffnen, ihre Hände und Augen im Gebet zu dem lebendigen Gott gen Himmel

¹⁾ 1 Acre etwas weniger als ein halbes Hektar.

erheben, mit seinem Namen Jehovah ihn anrufen durch die Vermittlung Jesu Christi, zu sehen und zu hören, wie sie einander aus dem Worte Gottes ermahnen; zu hören ihr Belehrniß des Namens Christi und ihrer Stundhaftigkeit — gewiß! es beweist, daß es mehr als bloße Gewohnheit ist". Auch die Indianer selbst erkannten wohl den Segen, der ihnen zu Theil ward. Einer von ihnen sagte zu Elliot: „Mein Herz lacht vor Freude, weil ich mich vor dir sehe. Wie alle haben das Wort gehört, daß du uns sendest. Wie schön ist die Sonne heute! Aber vorher war sie roth und zornig, denn unsre Hände waren mit Blut besleckt, unsre Streitärte düsterten nach Blut. Unsere Weiber heulten über den Tod ihrer Verwandten, beim letzten Schrei des Nachtvogels waren alle unsre Krieger auf den Beinen, die Schlangen zischten zornig nach uns, als wir gingen. Die wir hinter uns ließen, die fangen den Todesgesang. Aber nun lacht unser ganzes Volk vor Freude, uns auf denselben Wege mit dir gehen zu sehen, zum Vater der Geister. Unsere Herzen sollen eines sein, komm mit uns in die Wälder, komm zu unseren Hütten am großen Strom. Wir wollen den Baum des Lebens dort pflanzen, von dem du sprichst, und unsre Krieger sollen unter seinen Blättern ruhen, und du sollst kommen und uns mehr von dem Lande sagen, wo kein Sturm und kein Tod ist, wo die Sonne allezeit strahlet. Wird das nicht gut sein? Was sagst du dazu, mein Vater?"

Trotz der außerordentlichen Gesundheit, deren sich Elliot während seiner unablässigen anstrengenden Thätigkeit erfreut hatte, zeigten sich, nachdem er dieselbe 25 Jahre lang getrieben, immer merklicher die Spuren der Alterschwäche, die ihn verhinderte seinen Wirkungskreis ferner auszudehnen, um so mehr, da er noch immer neben seiner Mission das Pfarramt zu Roxbury verwaltete, aus dem ihn seine Gemeinde durchaus nicht entlassen wollte. Nur kurz können wir die häuslichen Tribüne erwähnen, mit denen er in jener Zeit heimgesucht wurde und die er mit seltener Glaubensstärke ertrug. Neben aller Arbeit hatte er der Erziehung seiner 6 Kinder alle Sorgfalt zugewendet. Mit besonderer Hoffnung blickte er auf seine fünf Söhne, von denen er herzlich wünschte, daß sie in seine Fußstapfen treten möchten. Schon war der älteste Prediger einer englischen Gemeinde und wirkte auch unter den Eingeborenen, als ihn ein frühzeitiger Tod dahin raffte. Ebenso verlor er noch 2 Söhne, gerade die begabtesten, nachdem der jüngste ihm schon treffliche Hilfe bei den Besuchen in seinen Indianergemeinden gewesen war.

Aber noch Schmerzlicheres sollte der tiefgebeugte Greis im Jahre 1675 erfahren, als der Indianerkrieg ausbrach, der als Krieg mit dem König Philip bekannt ist. Letzterer (mit seinem indianischen Namen Metacomet oder Pometacom) war Häuptling der Wampanoags, ein Sohn (nach andern Enkel) Massasoits, der den Pilgrimvätern soviel Gutes erwiesen hatte. Schon seit längerer Zeit hegte er eihen bitteren Hass gegen die Weißen, da diese trotz der früheren Verträge immer mehr Land in Besitz nahmen. Außerdem klagte er, daß sie sein Volk durch den Brantweinhandel ruinirten, daß sie vor Gericht das Zeugniß eines weißen Schurken gelten ließen, während das von 20 ehrlichen Indianern

abgewiesen
gekommen,
aber kamen
grausamen
muchs verlo
von Massach
Indianerbö
dieser Krieg
Gefangenna
von beiden
fehlte es bei
Berrätheorie
geniertheit u.
Die christlic
Lauft des S
Landsleuten
versuchten,
einem Schla
vernichtet.

Doch a
treu gebliebe
ihnen nicht g
lichen Indian
sie strenge be
jener Dörfer
entfernen, we
und Viehzug

Am schl
nung unter i
zum Theil g
war, jetzt ab
diger redeten
genbrut" u.
menschliches
die es noch m
wöhnt, ja
Missionssmann
ianer. Man
herzigen Liebe
wiederum de
wurde. — A
sichten immer
die christlichen
und wenn si
war der P
Gefängnisse n

abgewiesen werde u. s. w. Schon manche Anzeichen waren zu Tage gekommen, daß er Krieg gegen die Engländer im Schilde führe. Diese aber kamen ihm zuvor. Es ist hier nicht der Ort, den Gang dieses grausamen Krieges zu schildern, in den auch die Narragansets und Nipmucks verflochten wurden. In dem Gebiete der letzteren, südwestlich von Massachusetts, scheint es, lagen die zuletzt angelegten 7 christlichen Indianerdörfer. Daraus ergibt sich, welch einen traurigen Erfolg dieser Krieg für die Mission haben mußte, da er nach Philip's Gefangenennahme mit der Ausrottung jener Stämme endete. Es war von beiden Seiten mit der höchsten Erbitterung gekämpft worden, auch fehlte es bei den Weißen sowohl wie bei den Eingeborsten nicht an Verrätherien und schrecklichen Grausamkeiten. Metacomet selbst wurde geviertelt und sein Kopf als Trophäe nach Neu-Plymouth geschickt. — Die christlichen Indianer in den sogenannten neuen Dörfern waren im Laufe des Krieges meist abgefallen und hatten sich ihren heidnischen Landsleuten angeschlossen. Die wenigen, welche etwa treu zu bleiben versuchten, waren wahrscheinlich umgebracht worden. So war mit einem Schlag die eine Hälfte aller bisher gesammelten Missionsfrüchte vernichtet.

Doch auch die 7 alten Dörfer¹⁾ der betenden Indianer, welche treu geblieben waren, hatten schwer gelitten. Die Engländer hatten ihnen nicht getraut. Man vermutete ein Einvernehmen mit den feindlichen Indianern und fürchtete Verrätherei von ihnen. Darum wurden sie strenge bewacht. Ohne englische Begleitung durfte kein Bewohner jener Dörfer sich auch nur ein paar tausend Schritte von denselben entfernen, wenn er nicht sofort getötet sein wollte. Damit waren Jagd und Viehzucht schwer geschädigt.

Um schlimmsten aber war der Umschwung der allgemeinen Meinung unter den Engländern, die durch die Erfolge der Mission schon zum Theil günstig und freundlich für die Indianer gestimmt worden war, jetzt aber in den vollsten fanatischen Haß umschlug. Selbst Prediger redeten von den Indianern mit Ausdrücken wie: „Dunde, Schlangenbrut“ u. s. w. Selbst für die Weiber und Kinder schien es kein menschliches Gefühl mehr zu geben. Elliot aber und seine Freunde, die es noch mit den Indianern hielten, waren übel angesehen und beargwöhnt, ja es fehlte nicht an Erbitterung der Massen gegen den Missionsmann und Gootin, den bürgerlichen Pfleger der armen Indianer. Man kann sich denken, wie das Herz des im Werke der barmherzigen Liebe ergrauten Mannes blutete unter dem Jubel, mit dem wiederum der Sieg Jehovahs über die Feinde seines Volkes gefeiert wurde. — Auch für die noch erhaltenen Gemeinden waren die Aussichten immer düsterer geworden. Überall trat der Haß auch gegen die christlichen Indianer zu Tage. Verbrechen wurden ihnen angegedichtet; und wenn sie nach sorgfältiger Untersuchung freigesprochen wurden, war der Pöbel darüber enttäuscht. Es entstanden Volksauflände, Gefängnisse wurden erbrochen und die gefangenen Indianer ermordet.“

¹⁾ Wahrscheinlich gehörten diese zum Stämme der Massachusetts.

Die christlichen Gemeinden mussten ihre Dörfer verlassen und sich an anderen ferneren Plätzen ansiedeln.¹⁾ Dabei fingen sie an zusammenzuschmelzen. Von den Engländern beargwohnt und mishandelt, von ihren heidnischen Landsleuten bedroht und verspottet, blickten sie nur hoffnungslos in die düstere Zukunft.

Zwar bot der greise Elliot alle Kraft auf und besuchte seine Indianergemeinden, um sie zu trösten und zu stärken. Es gelang auch wieder, nachdem die Wogen der Kriegsunruhe sich gelegt hatten, die bürgerliche und kirchliche Ordnung wie früher bei ihnen wiederherzustellen. Aber die Blüte der Mission war geknickt.

Seine letzten Wünsche sollten nicht in Erfüllung gehen. Die Stämme, denen er das Evangelium verkündigte, sind nach und nach hinschwindend bis auf den letzten Mann erlöschten. Die Sprache, in welche er die Bibel übersetzte, wird von niemanden mehr gesprochen. Ueberhaupt sind in ganz Neuengland nur ein paar Häuflein von Indianern bis auf unsre Zeit gekommen, so z. B. eine kleine Gemeinde in Charlestown, R. I. sowie ein Häuflein von Penobscots in Maine.

Im Jahre 1690 machte Elliot seine letzte Predigtwanderung. Sein Amt in Roxbury hatte er schon lange einem würdigen Nachfolger übergeben und auch seine Gattin war schon heimgegangen. Nun harzte er seiner Erlösung entgegen. Aber er konnte auch bei gebrochener Kraft nicht unthätig sein. Da er die Indianer nicht mehr erreichen konnte, wandte sich sein Herz den Negerläden zu, die damals auch in Neuengland gehalten wurden. Er erlangte es von einigen Herren, daß sich die Schwarzen bei ihm zum Unterricht versammeln durften. Als er zuletzt ans Lager gesesselt war, hatte er einen blinden Negerknaben bei sich, dem er Bibelsprüche vorsagte und mit dem er betete. Er starb in dem genannten Jahre, 87 Jahr alt. Aus seinen letzten Reden wird erwähnt daß er gesagt habe: „Eine dunkle Wolle schwebt über dem Heilswerk unter den Indianern. Der Herr möge das Werk von neuem beleben und segnen, daß es fortlebe, wenn ich tott bin.“

4. Die Familie Mayhew.

Unter der Regierung des unglücklichen Karl I. war der Kaufmann Thomas Mayhew (Mähju) von Southampton in England 1641 nach Nordamerika ausgewandert, und hatte dort die Inseln Martha's Weinberg²⁾, Nantucket und die Elisabeth-Inseln, zu Massachusetts gehörig und südlich von der Landzunge gelegen, welche die God-Bay umschließt, durch Kauf an sich gebracht. Mit ihm war noch eine gute Zahl anderer Kolonisten dahin gezogen, und zum Aufseher und Leiter der ganzen Niederlassung hatte er seinen Sohn, der gleichfalls Thomas hieß, gesetzt. Ihn, einen talentvollen und von Glaubenseifer erfüllten

¹⁾ Kritschel a. a. O. S. 59.

²⁾ Marthas Vineyard, die größte dieser Inseln, mag etwa 3—4 deutsche Quadrat-Meilen umfassen. Leider fehlen die Inseln auf Amerika No. 5 meines Atlas, wo sie hätten angegeben sein sollen.

jungen Man aber genügte sein Herz tri auf den beid um dieselbe Thomas Ma Indianer, N eine sichtliche ein hochfahre ihn einst har größten Gedr bei einem J Antwort: „J und während hielt ich mit auch ferner her unter den christlichen Glä aber, die Indian zu gewinnen, Seuche auf de erkrankte daran er von dem E Da bekannte und Gnade, w Und der Häup baren Helfer zu richten. „Sei f waßer steht un als Elliot mit und Mayhew : Häuplings.

Als bald ab Feindschaft und Loyalquätilik a und statt über e sich zu beklagen ihm doch das i ihren Verwünschiatumes und geringste Leid ; wohl etwas wo der Macht der jammung mehr mahl's zu fürcht einige auf und vielen Seiten er Da trat Hiatu Burkhardt, Missions

jungen Mann, wählten die Ansiedler auch zu ihrem Seelsorger. Bald aber genügte es ihm nicht mehr, nur den Christen zu predigen, sondern sein Herz trieb ihn auch unüberstehlich zu den Indianern, die besonders auf den beiden erstgenannten Inseln zahlreich waren. Das war etwa um dieselbe Zeit, als Elliot sein Missionswerk begann. Erste, welchem Thomas Mayhem das Wort von Christo verkündigte, war ein junger Indianer, Namens Hiakumes (Hiacomes), mit welchem infolge dessen eine sichtliche Veränderung vorging. Dies zeigte sich besonders, als ein hochschröder Häuptling wegen seines Umgangs mit den Engländern ihn einst hart und grausam behandelte, Hiakumes aber alles mit der größten Geduld ertrug. Denn als man ihn nach dem Grunde seiner bei einem Indianer fast unerhörten Gelassenheit befragte, gab er zur Antwort: „Ich hatte eine Hand für Beleidigungen, die andre für Gott; und während ich mit der einen das mir zugefügte Unrecht aufnahm, hielt ich mit der andern desto fester an Gott.“ Da sich der Jüngling auch ferner bewährte, beschloß Mayhem ihn zu seinem Gehilfen am Werke unter den Indianern zu machen, und unterwies ihn noch weiter im christlichen Glauben. Das war im Jahre 1644. Alle weiteren Versuche aber, die Indianer in Gesprächen und Unterhaltungen für das Evangelium zu gewinnen, schienen umsonst. Da brach im Jahre 1646 eine schwere Seuche auf der Insel aus und raffte viele dahin. Auch Hiakumes erkrankte daran, und da er zu aller Verwunderung wieder genesen wurde er von dem Häuptling Lowanquatik befragt, was ihn gerettet hätte. Da bekannte der Genesene Jesum Christum und die Barmherzigkeit und Gnade, welche der Heiland ihm erzeigt; der sei sein Arzt gewesen. Und der Häuptling empfand ein Verlangen, noch mehr von dem wunderbaren Helfer zu hören, und lud Mayhem ein, ihn und sein Volk zu unterrichten. „Sei für uns“, ließ er ihm sagen, „wie einer, der am Stromwasser steht und viele Gefäße füllt.“ Das geschah in demselben Jahre, als Elliot mit Erfolg das Evangelium dem rothen Mann verkündigte, und Mayhem predigte von nun an alle 14 Tage unter dem Volle des Häuptlings.

Als bald aber erhoben sich auch die Powah's oder Zauberer in heftiger Feindschaft und regten namentlich die benachbarten Häuptlinge gegen Lowanquatik auf. Den aber machte die Verfolgung nur noch fester, und statt über eine bei dieser Gelegenheit erhaltene schwere Verwundung sich zu beklagen, pries er Gott, der mitten unter den feindlichen Waffen ihm doch das Leben erhalten hatte. Dass nun die Zauberer mit allen ihren Verwirrungen und Zaubereien neber dem Häuptling noch dem Hiakumes und den andern, welche sich dem Christenthum zuneigten, das geringste Leid zufügen konnten, machte die Indianer in ihrem Glauben wohl etwas wanlend; aber im ganzen hatten sie doch noch Furcht vor der Macht der Powah's. Als daher im Jahre 1648 auf einer Versammlung mehrerer Stämme darüber berathen wurde, wie viel die Powah's zu fürchten seien und wie viel sie gelten könnten, standen endlich einige auf und fragten: „Wer fürchtet die Powah's nicht?“ und von vielen Seiten erscholl die Antwort: „Es gibt keinen, der sie nicht fürchtet.“ Da trat Hiakumes auf. „Die Powah's“, bekannte er vor allem Volk,

mögen vielleicht dem schaden, der sie fürchtet. Ich aber traue auf den Gott Himmels und der Erden, und daher können alle Powah's in der ganzen Welt mir nichts zu Leibe thun; ich bin einer, der sie nicht fürchtet.“ — Die Indianer meinten, diese Rühmheit könne dem Hiakumes unmöglich ungestraft hingehen: da sie aber sahen, daß ihm auch nicht das Geringste widerfuhr, wurden sie gänzlich irre in ihrem Glauben an die Kraft der Zaubererei und suchten weitere Belehrung. Ihrer 22 erklärten bei dieser Gelegenheit, daß sie dem Überglauen ihrer Väter entsagen und den Glauben der Weisen annehmen wollten. Vergleichlich war die Wuth der Powah's, welche alle betenden Indianer umzubringen drohten; Hiakumes und seine Genossen lachten ihrer.

Eine bessere Aufmunterung, sein begonnenes Werk unter den Indianern rüstig fortzutreiben, konnte unserm Mayhew nicht zu Theil werden. Lehrend und predigend, warnend und strafend durchzog er die Insel; nicht Sonnenglut noch Regen, nicht Wölber noch Sumpfe konnten ihn abhalten, die Wohnungen der Indianer aufzusuchen. Und er hatte so viel Herzgewinnendes in seinen Worten und in seinem ganzen Wesen, man sah es ihm so deutlich an: er suchte nicht das Seine, es war nur die Liebe, die ihn drang — daß der Erfolg, nachdem die Herzen einmal zum Hören willig geworden, nicht ausbleiben könnte. Besonders freundlich hielt sich Mayhew auch zu den Kindern und hatte an ihnen seine rechte Herzensfreude. Früher hatte er manchmal beklagt, daß er nicht oft genug umherwandern und überall predigen könnte, denn nicht blos sein Amt bei den Ansiedlern hielt ihn dahin, sondern er mußte auch mit eigner Hand sein Feld bestellen und manche schwere Arbeit verrichten, um die Seinigen zu unterhalten, da die Gemeinde ihm als Besoldung kaum halb so viel geben konnte, als ein Tagelöhner bekam. Nun aber suchten die Indianer ihn auf, und wenn sie wußten, daß er irgendwo predigte, so versammelten sich oft 50 Familien von nah und fern, um das Wort des Lebens zu hören. Ja, bald gab der Herr mehr, als Mayhew zu hoffen gewagt hatte. Im Jahre 1656 kamen selbst zwei Powahs und erklärten, daß sie angefangen hätten, an Christum zu glauben, und entfragten ihrem alten Wesen. Das machte einen solchen Eindruck auf die Indianer, daß in kurzem 50 auf einmal ihre Sünden bekannten und samt ihren Kindern sich Christo ganz zu ergeben versprachen. Ihre Zahl vermehrte sich zusehends und bald waren 200 Bekehrte auf der Insel.

Um dieselbe Zeit war es, als auch Elliot seine Kolonie in Natick anlegte, und nun erst 1650 wurden beide Männer mit einander bekannt. Damals lernten auch einige von Mayhew's Indianern die Lebensweise der von Elliot Gesammelten kennen und batzen um Einführung einer ähnlichen Ordnung bei ihnen. So wurde denn auf Martha's Weinberg ein christliches Indianerdorf nach dem Vorbilde Naticks gegründet. Dort schaarten sich viele um das Evangelium. Selbst vom Festlande aus suchte ein Jüngling, der um des Christenthums willen alles verlassen und von seinen Verwandten bezwegen verfolgt wurde, in dieser Gemeinde eine Zufluchtsstätte und erklärte: „Wenn die Meinigen eine Lanzenspieße auf meine Brust setzten und sagten: sie würden mich durchstechen, wenn

ich nicht ...
als ihnen
lieb zu hab
wo ich Go
nichtswürd
geoffenbare
fragte nach
Stammes:
gut!“ wan
fuhr er fort
ihr liebet eu
ich mich au
erkenntniß
mit Gottes

So wie
dieses Jahr
nahme für
er fuhr, litt
Schmerlich
sich nur un
genommen h
mit zu über
gen hatte, ri
Diese, unter
Maße der E
aber ward d
alten Tagen
nur auf Mar
des Evangelie
heimging. 1
auf Nantucket
Vater Mayhe
er mit großer
eine Krankhe
Gehülfe des
Kinder war
Geist des Vo
Missionswerk
Herrn unter
Gnade im Ge
Auch ihm folg
im 88 Lebens
Mayhew erlos
Mr. John Ma
ter, der lange
Indianer sorg
Head eine kle
civilisiertes Le

ich nicht mit ihnen umkehrte, so will ich doch lieber mein Leben lassen, als ihnen folgen, selbst wenn sie mir versprechen, mich wieder ebenso lieb zu haben als vorher. Denn wenn ich auf den Theil meines Lebens, wo ich Gott nicht kannte, zurückblide, so muß ich es hassen als ein nichtswürdiges; aber der Weg, welchen Gott mir in seinem Worte geoffenbart, gefällt mir und ist gut." — Ein betehrter Indianer aber fragte nach einer Predigt Mayhew's seinen Häuptling und andre seines Stammes: "Wie gefällt euch das, was hier gepredigt ist?" — "Sehr gut!" war die Antwort. "Warum nehmt ihr es denn aber nicht an?" fuhr er fort. "Ich will es euch sagen: ihr erkennet eure Sünden nicht, ihr liebet eure Sünden noch! So lange es mit mir noch so stand, kümmerde ich mich auch nicht um den Weg Gottes; aber seitdem ich Sündenkenntniß von Gott empfangen habe und meine Sünden hasse, gefällt mir Gottes Rathschluß."

So wirkte Mayhew in Segen bis zum Jahre 1657. Im November dieses Jahres unternahm er eine Reise nach England, um dort Theilnahme für seine Indianer zu erwenden. Aber das Schiff, auf welchem er fuhr, litt Schiffbruch und Mayhew fand in den Wellen sein Grab. Schmerzlich beklagten ihn die Indianer und längere Jahre trafen sie sich nur unter Thränen auf dem Platze, wo er von ihnen Abschied genommen hatte. Die verwaiste Gemeinde bat nun Elliot, ihre Pflege mit zu übernehmen, dieser aber, welcher schon so viele Seelen zu versorgen hatte, rieh ihnen, bewährte Christen aus ihrer Mitte zu wählen. Diese, unter welchen auch Hiatumes sich befand, arbeiteten nach dem Maße der Gabe und Gnade, die ihnen verliehen war; ihr Mitarbeiter aber ward der beinahe 70jährige Vater Mayhew, der noch in seinen alten Tagen die Indianerprache lernte, und, obgleich Statthalter, nicht nur auf Martha's Weinberg, sondern auch auf Nantucket mit der Predigt des Evangeliums umherzog, bis er 1680, in einem Alter von 93 Jahren, heimging. Um diese Zeit hielten sich auf Martha's Weinberg 1500, auf Nantucket aber gegen 300 Indianer zur christlichen Kirche. Dem Vater Mayhew folgte sein Enkel John Mayhew im Hirtenamte, das er mit großem Eifer und reichem Segen führte; doch schon 1689 raffte eine Krankheit den 37jährigen im 16. Jahre seines Amtes, das er als Gehilfe des Großvaters begonnen hatte, dahin. Das älteste seiner acht Kinder war ein Sohn von 16 Jahren, Experience, in welchem der Geist des Vaters lebte, und der schon in seinem 20. Jahre, 1694, das Missionswerk unter den Indianern übernahm und 65 Jahre lang dem Herren unter den Heiden diente, bis er reich an Erfahrung, reich an Gnade im Herzen und in seiner Arbeit, endlich in hohem Alter entstieß. Auch ihm folgte ein Sohn, Zacharias Mayhew, mit dem, als er 1803 im 88 Lebensjahre heimging, die apostolische Wirksamkeit der Familie Mayhew erlosch. Freilich finde ich noch einmal in neuster Zeit den Namen Mr. John Mayhew erwähnt, in Verbindung mit seinem Onkel Mr. Thaxter, der lange Zeit wie ein väterlicher Freund für die noch vorhandenen Indianer sorgte. Es hat sich nämlich auf Marthas Vineyard — bei Gay Head eine kleine Indianer-Gemeinde bis jetzt erhalten. Sie führen ein civilisiertes Leben; doch hielt es schwer, für sie einen bleibenden Prediger

zu finden. In einem Jahrzehnt werden nicht weniger als 5 solche erwähnt,¹⁾ die zum Theil in rechtem Segen wirkten, aber leider aus verschiedenen Gründen nur zu schnell aus ihrem Amte wieder schieden. Über die Stärke dieser Indianer-Gemeinde finde ich keine Angabe.

5. David Brainerd und Eleazer Wheelock.

Nach Elliot's Hinscheiden war in der Indianermission bedeutende Ebbe eingetreten. Die Missionsgesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums in Neu-England hatte mit ihm, so scheint es, ein Ende genommen. Außer Mayhew waren nur ganz vereinzelt ein paar Männer in Neu-England für das Heil der Indianer wirksam, der schon erwähnte John Cotton in der Plymouth-Kolonie, der noch 7 Jahre nach Elliotts Tode wirksam war, und Samuel Treat daselbst, der seine Arbeiten bis 1717 forschte. Was mit den Indianern, insbesondere mit den betenden geworden, darüber schweigen unsre vorliegenden Quellen — vielleicht die Geschichte überhaupt.

Wald nach dem Beginn des 18. Jahrhunderts sehen wir jedoch andere Kräfte auf den Schauplatz treten. Es ist zunächst die episkopale Society for the Propagation of the Gospel in Foreign Parts (nicht zu verwechseln mit der oben genannten Gesellschaft mit ähnlichem Namen), die 1701 in London gegründet, 3 Jahre später neben ihrer Mission unter den englischen Kolonisten, die mit die Hauptbestrebung der Gesellschaft bildete, auch eine Indianermission eröffnete, u. z. unter den Irokesen, wo jedoch wie es scheint keine besonderen Erfolge erreicht wurden, um so mehr, als die französischen Jesuiten unter den sämtlichen verbündeten Irokesen-Völkern²⁾ schon seit 40 Jahren erfolgreich missionirten. Dennoch wurde diese Mission unter den Mohawk's nach mancher Unterbrechung immer wieder aufgenommen und bis 1775 fortgeführt. Leider finde ich über dieselbe nur diese kurzen Angaben.³⁾

Belannter ist die Thätigkeit einer andern, schottischen Gesellschaft geworden, der Hon. Society for the Propagation of Christian Knowledge, welche 1701 zu Edinburgh gestiftet war, aber erst 1730 (1741?) der Indianermission näher trat, indem sie zu New-York einen Board of Correspondence einsetzte, von welchem der Prediger Azariah Horton als Missionar zu den Mohikanern auf Long Island (New-York gegenüberliegend und von da sich weit nach Osten erstreckend) gesandt wurde.

Um meistens aber hat derjenige ihrer Missionare, dessen Namen diesem Abschnitt an erster Stelle vorangestellt ist, die Thätigkeit dieser Gesellschaft bekannt gemacht: David Brainerd. Freilich war er

¹⁾ Sie wurden von der Soc. Prop. Gosp. among the Indians (cf. unten Kap. 8) unterstützt. Einem Report dieser Gesellschaft für 1862 sind diese Angaben entnommen.

²⁾ Oneida's, Seneca's, Cayuga's, Onondaga's und Mohawk's.

³⁾ Bemerkenswert ist, daß auch John Wesley unterstützt von dieser Gesellschaft nach Amerika kam u. z. nach Georgia; seine Thätigkeit bezog sich jedoch nur auf die Kolonisten.

nur 4 Jahre aufflammende aber nachhaltige so bedeutsame gewöhnliche ausführte. War d. werthen Missionsgesellschaften Sonderausfassung nicht Maße von dem sonst so ausgebreiteten auf Fühle Wollust geistliche Weh unseligen die (vielleicht) körperlichen Nöte sind, ohne in der bei allen Gnade beständigen schwierigen Verlebens unerlässlich Herr es ihn habt aufgezeigt habe

David Br... wo sein Vater durch den Tod Knabe, der von dieses Gefühl seiner Melancholie, die sich immer die Lebensjahre ein klar, und seine seiner theologischen sein Gnadenlichter, „in der Geduld durch göttliche entstand eine heilige von der Zornen wurden. Doch er von der Anstalt geäußert und Diese Erfahrung beigetragen, die

Nachdem sein Predigt war, predigte er gedachte er öfters Korrespondenten

nur 4 Jahre lang wirksam, und seine Erfolge gleichen mehr dem hell aufflammenden Strohfeuer, das bald wieder erlischt, als einer ruhigen aber nachhaltig wärmenden Glut. Wir können ihn daher nicht als eine so bedeutsame Erscheinung auf dem Missionsgebiete ansehen, wie dies gewöhnlich geschehen ist, und widmen ihm daher hier auch nicht die ausführliche Betrachtung, welche die erste Auflage dieses Werkes hatte. War der tiefen Frömmigkeit eines Elliot und seinem bewundernswerten Missionsseifer ein wenig puritanische Einseitigkeit und theokratisirende Sonderbarkeit beigeischt, die namentlich zu unserer deutschen Auffassung nicht stimmen wollten, so müssen wir dies in viel stärkerem Maße von dem durchaus methodistischen Wesen sagen, daß uns Brainerd's sonst so ausgezeichnetes Christenthum trüben muß. „Es war bei ihm alles auf Fühlen und Empfinden gebaut. Bald schwelgt er in hoher Wollust geistlichen Genusses, bald liegt er tief daneben im jammervollen Weh unseligen Gefühles.“ Er gehörte zu den bebauernswerten Menschen die (vielleicht im Zusammenhange mit ihrem Temperament und ihrer körperlichen Naturanlage) fortwährenden geistlichen Anfechtungen ausgegesetzt sind, ohne zu der ruhigen Entwicklung des neuen Lebens zu kommen, in der bei aller täglichen Reue und Buße doch das Licht der göttlichen Gnade beständig und mit wachsendem Glanze leuchtet. Grade für den schwierigen Veruf des Missionars scheint jene Beständigkeit des inneren Lebens unerlässlich. Vielleicht würde auch Brainerd's Werk, wenn der Herr es ihm hätte weiter förführen lassen, jenen Mangel bald deutlich ausgezeigt haben.

David Brainerd wurde 1718 zu Haddam in Connecticut geboren, wo sein Vater Beamter war, der ihm aber schon im neunten Lebensjahre durch den Tod entrissen wurde. Bereits damals hatte der schwächliche Knabe, der von frühster Kindheit an unter religiösen Einflüssen stand, ein tiefes Gefühl seiner Sünde. Eine Neigung zu Schmerz und trüber Melancholie, die von prädestinationären Zweifeln genährte wurde, stellte sich immer deutlicher heraus. Doch hatte er in seinem zwanzigsten Lebensjahre eine geistliche Erfahrung, in der ihm der Weg zum Heile klar, und seine angefochtene Seele mit Frieden erfüllt wurde. Während seiner theologischen Studien im College zu New-Haven ließ ihm der Herr sein Gnadenlicht immer stärker ins Herz scheinen, „so daß ich“, sagt er, „in der Gewißheit seiner Huld voll Freude war, und meine Seele durch göttliche und himmlische Freuden recht erquickt wurde“. Später entstand eine besondere Erweckung in der Umgegend von New-Haven, von der die Jöglinge der genannten Anstalt zum Theil mit ergriffen wurden. Doch gab dieselbe auch Veranlassung zu Brainerd's Verweisung von der Anstalt, nachdem er sich über den Rektor derselben unvorsichtig geäußert und sich in mitsäßiger Weise darüber verantwortet hatte. Diese Erfahrung hat jedenfalls viel zu den quälenden Anfechtungen beigetragen, die sich in der Folge immer wieder bei ihm einstellten.

Nachdem sein Studium privatim beendigt und eine Prüfung bestanden war, predigte er eine Zeitlang hier und dort, ohne feste Anstellung. Dabei gedachte er öfters der Missionspflicht und so waren die oben genannten Korrespondenten in New-York auf ihn aufmerksam geworden und beriefen

Anfangs 1743 ihn in den Missionsdienst, in den er mit vielem Zagen, Beten und Fasten eintrat. Sein Arbeitsfeld wurde ihm zunächst zu Kaunaumee 20 (11?) engl. M. östlich von Albany, angewiesen.¹⁾ Dort brachte er unter vielen Entbehrungen und Beschwerden so wie unter Anfechtungen, und tiefbekümmert über die gewissenlose Behandlung der Indianer seitens der „weißen Heiden“ ein Jahre lang zu, indem er vermittelst eines Dolmetschers das Evangelium verkündete, was nicht ohne Eindruck blieb. Darauf aber berief man ihn in einen andern Wirkungskreis, nach Pennsylvania. Die Indianer, welchen er gepredigt hatte, überwies er der Fürsorge seines Freundes Sergeant in Stockbridge südöstlich von Albany.

Er selbst aber begab sich auf beschwerlichen Wegen nach der Delaware-Bucht, wo er am 10. Mai 1744 in dem Indianerdorf Minnisink's eintraf, dessen Häuptling er jedoch vergeblich um die Erlaubnis bat, sein Volk im Christenthum zu unterrichten. „Warum wünschst du“, sagte ihm einer von den dortigen Heiden ins Gesicht, „daß die Indianer Christen werden, da diese doch viel schlechter sind als wir. Die Christen lügen, stehlen und trinken, mehr als die Indianer. Sie stehlen untereinander vermazen, daß ihre Fürsten sie aufhängen müssen. Aber auch das schreckt sie nicht ab. Nie ist ein Indianer des Diebstahls wegen gehängt worden. Wenn wir Indianer Christen werden, so werden wir bald ebenso schlecht werden wie diese.“ — Bessere Aufnahme fand er in Salhauwotung²⁾, das er zu seinem Wohnsitz wählte. Von hier aus machte er jedoch erst eine Reise nach Newark in N.-Jersey, um dort ordinirt zu werden, und begann naß seiner Rückfahrt mit großer Aufopferung die Predigt des Evangeliums — natürlich wieder vermittelst eines Dolmetschers. Es fanden sich allmählich Hörer. Auch predigte er bei benachbarten Stämmen, und da ein solcher vor der Habicht der Weisen sich an den Susquehanna zurückzog, so begleitete er sie dahin, kehrte aber noch vor dem Herbst nach dem Delaware zurück, wo er „den Winter hindurch seine Arbeiten für das Reich Gottes mit grossem Eifer und nicht ohne Segen forscherte. Ein besonders freudiger Tag für ihn war der 18. Dezember, an welchem er die Indianer durch seine begeisterte Predigt sehr bewegt sah. Unter ihnen war ein Greis von 100 Jahren, der, ganz überwältigt von dem, was er vernommen, viele Thränen vergoss, und des Abends zu Brainerd's Hütte kam, um mehr von dem Evangelium zu hören. Auch sein Dolmetscher wurde an diesem Tage aus dem Sündenschlafe aufgerüttelt, und mehrere andre folgten ihm. Brainerd aber lobte und pries den Herrn, dem er auch in körperlicher und geistiger Schwäche, die Anfangs 1745 wieder fühlbar eintrat, sich ergab, selbst zum Tode mit Freuden bereit.“

¹⁾ Ich finde nichts Genaueres darüber, welchem Stämme die Indianer angehörten, unter denen er wirkte. Vielleicht waren es auch Hoosatumuck oder Stockbridge Indianer, wie die, unter denen Sergeant arbeitete. Die Reste jenes Stammes wurden 1820 nach dem Fuchsfluss, jenseits des Michigansees, versetzt.

²⁾ Ueber die genauere Lage dieses Dörfchens schweigen meine Quellen. Jedenfalls lag es im Gebiete der Delawaren, oder Lenape.

Im Mittel zur zusammenbringen der Herren unter an den Deutschen auf, um den werkes am darauf finben 14 Tage lange krank. wird ein paar Wochen eine große Insel auch dort zu thut. Nach Delaware zu dessen Frau Rose und Mutter in „ernster heilige versammt trocken Augen Pfingsttage“. zu weit führen und seiner Unmöglich fortsetzen den Werkzeugen. Der Herr will ein Anteil geschrieben werden gründung einer bald, die Erwachsenen fanden meist nur auf ihre Seele mit Vorbereitung und nicht eine, daß sie zu einem er es als gewollt. Doch er nicht viel aus, eindrangen. Eine Frau trat in die Wohnung, angezogen und konnten dort einbrachte er es als gewollt.

³⁾ Mit den beiden Tuteia's vereinigt.

Im März 1745 machte er eine Reise nach Neu-England, um die Mittel zur Anstellung eines Mitarbeiters in seinem schwierigen Werke zusammenzubringen und mit verschiedenen Geistlichen über das Werk des Herrn unter den Indianern sich zu berathen, lehrte gegen Mitte April an den Delaware zurück, machte sich aber bald wieder nach Philadelphia auf, um den Gouverneur daselbst für die Unterstützung des Missionswerkes am Susquehanna zu gewinnen, was ihm auch gelang.“ Bald darauf finden wir ihn wieder selber an dem genannten Flusse, wo er 14 Tage lang unter vielen Strapazen arbeitet, auf der Rückreise gefährlich krank wird u. s. w. Aber auch hierauf hat er am Delaware nur ein paar Wochen Ruhe. Er hört, daß um Crosswellsung in N.-Jersey eine große Indianerschar sich niedergelassen hat. Sofort ist er entschlossen auch dort zu predigen, was er nicht ohne tiefen Einbruck zu machen thut. Nach kurzer Erholung in Newark (?) kehrt er abermals an den Delaware zurück und erlebte die große Freude, seinen Dolmetscher und dessen Frau als die ersten Bekehrten tauften zu können. Aber ohne Rast und Ruh eilt er wieder nach Crosswellsung und trifft seine Indianer in „ernster heilsbegieriger Stimmung“. Es waren ungefähr 20 Erwachsene versammelt“, schreibt er, „und ich konnte nicht mehr als 2 mit trocknen Augen wahrnehmen“. Und nun beginnen die „wahrhaftigen Pfingsttage“. Eine ausführliche Beschreibung der Erweckungen würde zu weit führen. Brainerd sah mit Staunen den Erfolg seines Predigens und seiner Unterredungen, die er belebend, ernährend, tröstend unermüdlich fortsetzte, und konnte nur ausrufen: „Nicht uns, Herr, nicht den Werkzeugen und Mitteln, sondern deinem Namen sei der Ruhm! — Der Herr wirkte offenbar ganz allein, und ich sah nicht, wie irgend ein Anteil an diesem seinem Werke einem menschlichen Arme zugeschrieben werden möge“. — Dabei war er zugleich bemüht für die Begründung einer gemeinsamen Niederlassung der Indianer und begann bald, die Erweckten zur Taufe vorzubereiten. Auch die benachbarten Weißen fanden sich öfter bei seinen Vorträgen ein und, obwohl sie meist nur aus Neugier kamen, nahmen sie doch häufig etwas für ihre Seele mit hinweg. Am 25. August konnte er nach sorgfältiger Vorbereitung 25 Indianer, 15 Erwachsene und 10 Kinder, tauften und nicht eine Seele war darunter, von der er nicht hätte hoffen können, daß sie zu einem neuen Leben erweckt sei: ja, von den meisten durfte er es als gewiß annehmen.

Doch er mußte wieder an den Susquehanna¹⁾; richtete dort freilich nicht viel aus, da die Trunksucht nebst andern Hindernissen immer mehr eindrangen. Auch am Delaware war das Feld nicht so fruchtbare, obgleich eine Frau traurig war, daß es dort nicht auch so ging wie in Crosswellsung. Von dem letzteren Orte fühlte sich Brainerd am meisten angezogen und verlegte nunmehr seinen Wohnsitz ganz dahin. Abermals konnten dort 14 Personen getauft werden. Unter allerlei Schwierigkeiten brachte er es nun dahin, die christliche Gemeinde in einem besonderen

¹⁾) Mit den dortigen Delawaren hatten sich inzwischen eine Anzahl Seneca's und Tutela's vereinigt.

Dörfer zu vereinigen. So entstand im Jahre 1746 Bethel in der Nähe von Cranberry, 30 engl. Meilen nordöstlich von Philadelphia, zu deren 130 ersten Bewohnern bald viele aus der Ferne zogen, um unter dem Einfluss des Evangeliums zu leben. Auch wurde eine Schule angelegt und durch einen besonderen Lehrer der Unterricht begonnen. Hier hatte Brainerd nun noch manche weitere Erfahrungen von der erweckenden Kraft des Evangeliums zu machen, obgleich trotz vieles Ringens und Fastens und Betens die trüben Anfechtungen immer wieder über seine eigene Seele kamen. Inzwischen machte er noch einen Besuch am Delaware, und schließlich noch einmal einen Besuch an Susquehanna, freilich wiederum vergeblich. Doch seine Körperkraft war den Anstrengungen der Reise nicht mehr gewachsen. Krank lehrte er nach Bethel zurück. Eine Zeitlang arbeitete er noch fort unter seinen Indianern, obgleich durch sein Leiden vielfach verhindert. Noch einmal verlangte er danach seine Freunde in Neu-England zu sehen. Unterwegs ward er kränker, so daß er Monate lang in Elisabethown liegen blieb. Nachdem er Anfangs 1747 einigermaßen wieder hergestellt war, lehrte er nochmals nach Bethel zurück. Nach rührendem Abschiede von seiner Gemeinde, die fortan der Leitung seines Bruders John anvertraut wurde, begab er sich zum letztenmale auf die Reise. Mit gebrochenen Kräften erreichte er Neu-England. Bei dem Präsidenten Edwards in Northampton fand er freundliche Aufnahme und liebreiche Pflege, bis am 9. Oktober der Herr den 30jährigen jungen Mann von seinem langen Leiden erlöste. „O“, rief er einmal auf seinem Krankenlager aus, „die herrliche Zeit ist nun gekommen! Mich hat verlangt, Gott vollkommen zu dienen – nun wird Gott mir diesen Wunsch gewähren.“ Freilich auch in dieser Zeit blieben die Anfechtungen nicht aus, und noch am Tage vor seinem Heimgange sagte er: „Sterben ist etwas anderes, als die Menschen sich vorstellen“.

Er hat gethan, was er konnte. Mögen wir den raslosen Eifer bewundern, mit dem er seine ganze Kraft dem Herrn weihte, mögen wir ein inniges Mitleiden fühlen für den armen angefochtenen Mann, das Bild eines Muster-Missionars vermögen wir nicht gerade in David Brainerd zu sehen, trotz jener Erfolge. Die von ihm gesammelte Gemeinde wurde von seinem Bruder John noch bis 1780 zusammen gehalten. Da starb auch er. Leider finden wir keine Schilderung über die weiteren Zustände derselben; wahrscheinlich werden sie die Hoffnungen, die einst David in den Tagen der Erweckung hegte, nicht erfüllt haben. Grade für den Indianercharakter scheinen Erweckungen nach methodistischer Weise nicht geeignet gesunde Früchte zu bringen. Nach Johns Tode war der Rest der Gemeinde sehr verwaist, und 1802 wurden 85 Indianer¹⁾ nach New-Stockbridge übergesiedelt.

Doch wir wenden uns zu einer ganz anderen Erscheinung auf dem Missionsgebiete: Eleazar Heale²⁾. Er war ein puritanischer Geistli-

¹⁾ Es ist nicht ersichtlich, ob dies der Rest der Gemeinde, oder was wahrscheinlicher ist, der Rest der New-Jersey Indianer überhaupt war.

²⁾ Vergl. Gritschel, a. a. D. S. 180 ff.

her Neu-England. das den früheren mit ansah. ihre Mission dafür, daß Strafgericht Indianerstaat spielig zu urteilen. Er legte war sein wichtiges Erziehungsziel Daneben folgt — Klein für sie ließ sich von war 14, der die Erfahrungen Stockbridge. Die größere Sorge ergab sich für die Zahl der Schüler ihrer 25. Die Betrachten waren von Gönner geführt.

Wirklich nicht, daß man sie gleich meiste und bald waren in lesen und schreiben an civilisirte Leute zum V. Freunde große Kolonie mußten. Ackerbau dem

Noch mehr fand von allen Summen, bei einer Kollekte hat. Infolge Auf Amerikas New-Hampshire Änderung in die herausstellte.

Der Grundsatz, erwies sich bestätigte es sich solange sie es sich aber wiederholte.

der Neu-Englands, um die Mitte des 18. Jahrhunderts, der mit schwerem Herzen das Hinschwinden der spärlichen Reste christlicher Indianer aus den früheren Elliotischen Gemeinden, sowie das der Indianer überhaupt mit ansah. Mit gewaltigem Eifer erinnerte er seine Landsleute an ihre Missionspflicht, nach der ausgesprochenen Absicht der Pilgrimsväter. Dafür, daß diese nicht ausgeführt, seien die Indianerkriege als furchtbare Strafgerichte verhängt worden. Auch zeigte er, wie eine Linie belehrter Indianerstämme eine bessere Schutzwehr sein würde als alle die losspielig zu unterhaltenden Grenzforts.

Er legte Hand ans Werk. Indianer durch Indianer zu belehren war sein wohl erwogener Grundzäh. Es handelte sich also um eine Erziehungsanstalt für indianische Lehrer und Prediger resp. Dolmetscher. Daneben sollten die Böblinge auch Handwerke, Ackerbau u. s. w. lernen. — Klein fing Wheelock zu Lebanon in Connecticut seine Schule an. Er ließ sich von John Brainerd zwei Delaware-Snaben senden. Der eine war 14, der andre 11 Jahre alt. Zunächst wurden ähnliche, entmutigende Erfahrungen gemacht, wie einst bei den indianischen Studenten in Cambridge. Doch Wheelock ließ sich nicht abschrecken, sondern wandte desto größere Sorgfalt auf angemessene Nahrung und Lebensweise, und wirklich ergab sich für die Folge ein nicht ungünstiger Gesundheitszustand. Die Zahl der Schüler mehrt sich und stieg auf 18; ja eine Zeitlang waren es ihrer 25. Die Ausbildung der Böblinge machte gute Fortschritte, ihr Vertragen war ganz bestriebigend. Die Schule hatte viele Freunde und Gönner gefunden, die die schönsten Hoffnungen hegte.

Wirklich waren nach einigen Jahren mehrere Schüler soweit gelommen, daß man sie als Schullehrer aussenden konnte. Es gelang auch, wenn gleich meist unter sehr bescheidenen Verhältnissen, Schulen anzulegen, und bald waren in der Wildnis gegen 200 Indianer-Kinder gesammelt, die lesen und schreiben lernten, bald mehrstimmige Lieder sangen und sich an civilisirte Sitte gewöhnten. Dazu fingen jene Lehrer an ihren Landsleuten zum Ackerbau Lust zu machen, und schon baute Wheelock und seine Freunde große Pläne darauf. Was für einen Umschwung für die ganze Kolonie mußte es haben, wenn alle Indianer mit wohlbetriebenem Ackerbau dem Handel einen ungeahnten Aufschwung geben würden!

Noch war die Schule zu Lebanon im Wachsthum begriffen und fand von allen Seiten Unterstützung. Auch von England kamen reichliche Summen, besonders nachdem ein indianischer Böeling der Schule auf einer Kollettenreise dort durch seine Vorträge ein tiefes Interesse geweckt hat. Infolge davon fasste Wheelock den Plan, die Anstalt zu vergrößern. Auf Anerbietung einer reichlichen Dotation wurde sie nach Hannover in New-Hampshire verlegt. Damit aber fand zu gleicher Zeit eine Veränderung in der Einrichtung statt, die sich als geboten durch die Verhältnisse herausstellte.

Der Grundsatz Indianer durch Indianer zu civilisiren und christianisiren, erwies sich nämlich als ein unausführbares Phantasiegebilde. Überall bestätigte es sich, daß Indianer, die eine europäische Ausbildung erlangten, solange sie unter Weißen lebten, sich zu voller Zufriedenheit benahmen, wenn sie aber wieder in ihre alten Verhältnisse zurückkehrten, sanken sie allmählich

in die alte Lebensweise zurück. Es fehlte ihnen die Selbständigkeit und Kraft, um den sie umgebenden Einflüssen Widerstand zu leisten. Auch Wheelock musste in dieser Hinsicht bittere Erfahrungen machen und kam zu der Einsicht, daß die Hoffnung der Indianermission auf europäischen Arbeitern beruhe, denen die ausgebildeten Indianer dann als Gehülfen zur Seite zu stehen hätten. Sonach sollte die Anstalt fortan nicht bloß indianische, sondern auch englische Jünglinge aufnehmen u. z. wurde mit letzteren auch auf die dringenden Bedürfnisse der inneren Mission Rücksicht genommen: die Anstalt sollte dem sehr empfindlichen Prediger-Mangel der Kolonien entgegenkommen. So wurde sie denn nach der Umgestaltung von etwa 100 Schülern besucht, von denen 20 Indianer waren.

Manche von Wheelock's Missionaren haben, von indianischen Gehülfen unterstützt, in vielem Segen gewirkt, wenn auch die oft etwas zu phantastisch ausgemalten Erwartungen von ihnen nicht verwirklicht wurden. Leider können wir nicht einmal nur die hauptsächlichsten dieser Missionare namhaft machen oder ihren Wirkungskreis angeben, und müssen uns begnügen die zwei anzuführen, über welche Angaben vorliegen. Dies ist erstens Sampson Occum, ein Indianer, der selbe der die Kollektivreise nach England mitmachte. Er war vom Stämme der Mohikaner. Im Jahre 1768 siedelte er mit vielen seiner Stammesgenossen von Neu-England nach dem Lande der Oneida ins Gebiet von New-York über. Dorthin waren sie von dem genannten Stämme eingeladen. Es hatten sich dort Angehörige verschiedener Stämme zusammengefunden, die das Englische als gemeinjame Sprache annehmend zu einer Gemeinschaft verwuchsen, die sich die Brothertons nannten. Dort arbeitete Occum und war bis zu seinem Tode 1792 als christlicher Prediger der gesammelten Gemeinde thätig und zwar zu New-Stoobridge im Oneida Creek-Thale. Später wanderten die Brothertons, nachdem sie gute Fortschritte in Civilisation und Christenthum gemacht hatten, nach Wisconsin aus, wo ihnen auch das Bürgerrecht der Vereinigten Staaten beigelegt wurde.

Der bedeutendste aber von allen aus Wheelock's Schule hervorgegangenen Missionaren ist Samuel Kirkland. Er wurde 1765 zu den Seneca's geschickt, dem wildesten und feindseligsten der Irokezenvölker. Dort wie unter den Irokesen überhaupt hatten schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts französische Jesuiten gearbeitet. Doch die Mission war längst wieder erloschen. Evangelischerseits war hier bisher nur unter den Mohawks missionirt worden. Kirkland brachte auf seinem sehr schwierigen Posten unter unsäglichen Mühsalen und Beschwerden 1½ Jahre zu: Darauf wurde er ordiniert und trat dann in den Dienst der oben erwähnten schottischen Gesellschaft, die damals auch in Connecticut einen Board of Correspondents hatte. Nun setzte er seine Arbeiten auf einem günstigeren Felde, unter den Oneida's fort. Ueber 40 Jahre hat er hier treu und unermüdlich in großer Selbstverleugnung gewirkt, seit 1769 verheirathet mit einer Nichte Wheelock's, die eine treffliche Missionarsfrau wurde. Ihm zur Seite stand als Schullehrer Fowler, ein Delaware-Indianer. Von besonders glänzenden Erfolgen Kirklands wird nichts

berichtet. Den Einführung des Stamm ein großer christlicher nach Wisconsin selbst bis in das Christenthum zurückzuführen. Erfolge erzielte Indianermissionen wurden: den C

Die frühe Nordamerika der Schwenkfelder vertrieben, in sächsischen Regim im Jahre 173 Karolina abgedrängt. Vermittelt durch ihn kamen ganz Land und sein Vater, etwa nach N. Gottlieb Sp. Ihnen folgten von David N. des Mangels r. sie sich durch die benachbarten C. Vertrauen zu Brüder in Kur-Savannahsluk, Sprache anfangen Heiden zu verbreiten im Jahre 1735 in Georgien zu erhalten, mußten gegen die Spanier nach Pennsylvania lehren und N. ersteres wurde von Nord-Amer. Spangenberg Georgien nach

berichtet. Dennoch hat er zum nachhaltigen Segen gewirkt, nicht bloß durch Einführung von Ackerbau und Handwerken, wodurch er sich um den ganzen Stamm ein großes Verdienst erworben hat, sondern auch durch Sammlung einer christlichen Gemeinde. Noch nach der Übersiedlung der Oneida's nach Wisconsin, woselbst sie bei Green Bay Wohnplätze fanden, und selbst bis in die neuste Zeit hinein, sollen sich die civilisierten Sitten und das Christenthum mancher Oneida-Familien auf Kirkland's Wirksamkeit zurückführen lassen. Das dieser treue Arbeiter nicht weit größere Erfolge erzielte, rührte von den Hindernissen her, unter denen alle Indianermissionen zu leiden hatten und die meisten von ihnen zerstört wurden: den Einflüssen der Weisen.

6. Die Ansänge der Brüdermission.

Die frühesten Missionsbestrebungen des Grafen Zinzendorf für Nordamerika sind mit seiner Fürsorge für eine Schaar von der Seite der Schwentzefelder verknüpft, die unter Jesuitenquälereien aus Schlesien vertrieben, in Herrnhut Aufnahme gefunden hatten, aber auch von der sächsischen Regierung nicht im Lande gebüdet wurden. Es war dies im Jahre 1733, um die Zeit, als Georgien als besondere Kolonie von Karolina abgezweigt, Einwanderer heranzuziehen suchte. Durch Londoner Vermittelungen lenkte der Graf den Weg der Vertriebenen dorthin, in der Hoffnung, daß sie auch etwas zur Belehrung der Indianer thun könnten. Sie aber fanden in Pennsylvanien geeignete Bläke und kamen gar nicht bis nach Georgien. Zinzendorf aber hatte dies Land und seine Heiden nun einmal ins Auge gefaßt, und so sandte er, etwa nach Jahresfrist, zehn Brüder unter der Führung von August Gottlieb Spangenberg dorthin, die im Frühjahr 1735 anlangten. Ihnen folgten im nächsten Jahr noch 20 Brüder von Herrnhut, geführt von David Nitschmann. Wohl hatten sie anfangs traurige Tage des Mangels und der Krankheit durchzumachen, bald aber erwarben sie sich durch ihren Fleiß die Achtung der Europäer, während auch die benachbarten Creek- (Krikt-) Indianer sich freundlich erwiesen und bald Vertrauen zu ihnen gewannen. Unter diesen begannen denn die Brüder in kurzem ihre Missionstätigkeit auf der Insel Frene im Sawannahäus, wo sie eine Schule errichteten und zunächst in englischer Sprache anfingen „das große Wort“ den mit Freuden zuhörenden Heiden zu verkündigen. Infolge dessen wurde von Herrnhut schon im Jahre 1737 Petrus Böhler als ordiniertes Prediger der Kolonie in Georgien zugesandet. Ehe dieselbe aber zu regem Leben sich entfaltete, mußten die Brüder, wegen ihrer Befreiung vom Kriegsdienst gegen die Spanier bereidet und gehaft, 1740 Georgien verlassen und nach Pennsylvanien übersiedeln. Hier legten sie die Gemeinden Bethlehem und Nazareth ganz nach dem Muster von Herrnhut an, und ersteres wurde zugleich eine Missionsschule, nicht nur für die Heiden von Nord-Amerika, sondern auch für die von Westindien und Guiana. Spangenberg, der im Jahre 1737 in Zinzendorffs Auftrage von Georgien nach Pennsylvanien gereist war und von dem tiefen geistigen

Glend der dortigen Heiden bereits in einem Briefe an Christian David in Herrnhut Kunde gegeben und dadurch in mehreren Brüdern den Entschluß rege gemacht hatte, den armen Indianern das Evangelium zu verkünden, lehrte zwei Jahre später nach Europa zurück, und alsbald wurde Christian Heinrich Rauch als Indianermissionar abgesendet. Er fand in New-York zwei Häuptlinge der Mohikaner (Mahälander), Tschoop¹⁾ und Schabasch, die als Gesandte zum holländischen Gouverneur gelommen waren und sich bereit erklärt hatten Lehrer aufzunehmen. Trotz aller Versuche der Europäer, ihn von seinem Vorhaben durch Entmuthigungen abzuwenden, begab sich Rauch nach dem an der Grenze von Connecticut gelegenen Schelomeko, dem Wohnplatze Tschoop's, der als arger Raufbold und Säufer bekannt war. Am 16. August langte er daselbst an, wurde freundlich aufgenommen und begann, da die Indianer Holländisch verstanden, gleich mit der Predigt von Christo dem Gekreuzigten, und staunend und aufmerksam hörten die Heiden ihm zu, so daß er die schönsten Hoffnungen für sie hegte. Aber schon am folgenden Tage antworteten sie auf sein Zeugniß mit verstohlenem Lächeln, und bald behandelten sie den Missionar mit offinem Hohn und Verachtung. Umsomt ging Rauch von Hütte zu Hütte. „Es war, als wenn der Teufel hier sein Reich mit Mauern umgeben, fest verriegelt und verschlossen hätte.“ Endlich aber schien das Evangelium auf Tschoop und einige andere einen tieferen Eindruck zu machen. Auch der oben erwähnte Schabasch wird unter den Angeregten genannt. Diese Regungen eines neuen Lebens zogen aber auch dem Missionar die Feindschaft der umwohnenden Weißen zu, deren Sünden durch sein Zeugniß gestraft wurden; sie drohten, ihn zu tödten, und Rauch mußte eine Zeitlang Schelomeko verlassen und bei einem benachbarten wohlwollenden Bauer die Stelle eines Haushalters annehmen. Doch konnte er es nicht lassen, auch von hier aus dann und wann die Indianer in Schelomeko zu besuchen. Die Weißen aber hetzten die Indianer auf: diese wollten ihn erschießen, an einen Baum aufhängen; einer jagte ihm, das Weil in der Hand, nach, fiel aber in blinder Wuth ins Wasser, ehe er ihn erreichte; selbst Tschoop und Schabasch mieden ihn, ja wurden seine Feinde. Die besten der europäischen Ansiedler in der Nähe hielten es für ein lächerliches Unternehmen, die „lebendigen Teufel“ besehren zu wollen. Nachdem er sich selbst als unwürdig und schwach bekannt, fährt er in einem Briefe aus jenen Tagen fort: „Der Herr aber hilft immer meiner Schwachheit auf; freilich muß ich glauben, was jetzt unmöglich zu sein scheint, denn von dem, was unter den Heiden zum Lobe Gottes werden sollte, sieht man noch gar nichts; inzwischen will ich doch fortfahren, den Tod des Herrn zu verkündigen; mein Herz brennt vor Hunger und Begierde nach der Errettung der Heiden; Seelen für Jesum zu werben, das ist meine wichtigste Sache, und die treibe ich auf des Herrn Wort trotz allem, was der Feind mit seiner ganzen Macht thun

¹⁾ Nach holländischer Aussprache: Tschop; nicht Tschüp.

fann; kein ve
es nicht sollt
zulezt doch in
lehrung des
Versammlung
„Brüder! d
und weiß also u
uns, der wollte
sagten wir: Ei,
du hergehören
Ihr müßt nicht
Du Narr, denkt
lehre die Leute,
siehst, wer liegt
Nach einiger Zei
setzte sich zu mir
komme zu dir in
daß er dich gern
zu dem Ende ist
sein Blut für sie
Brett und solties
ist das für ein
tödtlichlagen und
ohne Sorgen. —
immer wieder ein
Christus für uns
menschte den ande
mit uns rebete.
Daher sage ich zu
Lod, wenn ihr in

Mit Zärtl
ihrem Lehrer e
der Bewegung
das Wort Got
lieblicher voran
an die Brüder

„Ich bin ein
gewußt hat, als
Leutels unter den
habe ich nichtigen
mit vielen Thränen
und ich Ihm mein
zu Ihm. Meine
Feinde, und der
so gut als ein Hund
aber offen waren,
hat ihren Gott v
Wampum ausgeschaf
deten, und wir hab
lamme sagte, das
sich darüber gewor
darüber: auch habe
mir predigte.“

¹⁾ cf. Wull

ian Da-
Brüdern
Evange-
stic, und
missionar
lohilaner
ubte zum
erklärten
ihn von
ich Rauch
elo, dem
bekannt
aufge-
n, gleich
end und
en Hoff-
rteten sie
derten sie
ung Rauch
ein Reich
Endlich
ere einen
asch wird
i Lebens
ohnenden
rden; sie
ghemeto
ie Stelle
en, auch
besuchen.
rschießen,
er Hand-
te; selbst
de. Die
n lächer-
Rauch
Nachdem
n einem
meiner
zu sein
werden
tfairen,
Hunger
sum zu
auf des
cht thun

kann; kein verriegeltes Thor des Teufels ist doch so stark, daß Christus es nicht sollte auffsprennen können". — Dieser Glaube wurde denn zuletzt doch mit Erfolg gekrönt, der sich am auffallendsten in der Bekehrung des Tschoop zeigte. Er selbst hat sich später in einer christlichen Versammlung darüber also ausgesprochen:

"Brüder! ich bin ein Heide gewesen und bin unter den Heiden alt geworden und weiß also wohl, wie es mit den Heiden ist. Es kam einmal ein Prediger zu uns, der wollte uns lehren und sang an, uns zu beweisen, daß ein Gott sei. Da sagten wir: Eh, meinetwegen denn, wir wissen das nicht? Gehe nur wieder hin, wo du hergekommen bist. — Ein andermal kam ein Prediger und wollte uns lehren: Ihr müßt nicht sterben, nicht saufen, nicht illegen u. s. w. Wir antworteten ihm: Du Narr, denkst du denn, daß wir das nicht wissen? Lerne das erst selbst, und lehre die Leute, zu denen du gehörst, daß sie das nicht thun. Denn wer säuft, wer sterbt, wer liegt mehr, als deine eigenen Leute? Und so schickten wir ihn fort. — Nach einiger Zeit kam Christian Heinrich (Rauch) zu mir in meine Hütte und setzte sich zu mir. Der Inhalt seiner Rede an mich war ungefähr dieser: Ich komme zu dir im Namen des Herrn Himmels und der Erde. Der läßt dich wissen, daß er dich gern selig machen und aus dem Elend reißen will, darinnen du liegst. Zu dem Ende ist er Mensch geworden, hat sein Leben für die Menschen gegeben, sein Blut für sie vergossen u. s. w. Er legte sich darauf in meiner Hütte auf ein Brett und schlief ein, denn er war müde von seiner Reise. Da dachte ich: ei, was ist das für ein Mann? Er liegt da und schlafet so sanft. Ich könnte ihn ja gleich totschlagen und in den Wald werfen — wer würde darnach fragen? Aber der ist ohne Sorgen. — Seine Worte aber konnte ich nicht los werden. Sie stelen mir immer wieder ein, und wenn ich auch einschließe, so träume ich von dem Blute, das Christus für uns vergossen. Da dachte ich: das ist etwas anderes! und verdolmetschte den andern Indianern die Worte, die Christian Heinrich noch ferner mit uns redete. So ist die Erweckung unter uns durch Gottes Gnade entstanden. Daher sage ich euch: Brüder, predigt den Heiligen Christum und sein Blut und seinen Tod, wenn ihr unter ihnen wollt Segen schaffen."

Mit Achtung und Liebe kamen nun die Indianer in Schekomeko ihrem Lehrer entgegen; bald wurden auch die benachbarten Dörfer von der Bewegung ergriffen, und heilsbegierige Heiden versammelten sich, das Wort Gottes zu vernehmen. Mit Tschoop¹⁾ aber ging es immer lieblicher voran, wie auch folgender Brief zeigt, den er durch Rauch an die Brüder in Bethlehem schreiben ließ:

"Ich bin ein armer, wilder Heide gewesen, der vierzig Jahre lang nicht mehr gewußt hat, als ein Hund. Ich war der größte Sünder, der willigste Sklave des Teufels unter den Wilden, und weil ich nichts von dem Heiland gewußt habe, so habe ich nichtigen Göttern gedient, die ich jetzt ins Feuer wünsche. Das habe ich mit vielen Thränen bereut. Als ich hörte, daß Er auch der Heiden Heiland wäre und ich Ihm mein Herz auch schuldig sei, so fühlte ich in meinem Herzen einen Zug zu Ihm. Meine nächsten Freunde aber, mein Weib und meine Kinder, waren meine Feinde, und der größte Feind war meines Weibes Mutter; die sagte, ich sei nicht so gut als ein Hund, wenn ich nicht mehr an ihre Götter glaube. Weil meine Augen aber offen waren, so war es mir Thörheit, was sie mir sagte; denn ich weiß, sie hat ihren Gott von ihrer Großmutter bekommen; er ist von Feder gemacht und mit Wampum ausgeschmückt. Weil sie die Alteste war, so hat sie ihn uns gegeben, davor anzubeten, und wir haben's gethan, so lange, bis unser Lehrer kam und uns von dem Gotteslammme sagte, das sich für uns blinde Menschen zu Tode gesluttet hat. Ich habe mich sehr darüber gewundert, und so oft ich davon predigen hätte, wurde mein Herz warm darüber: auch hat mir oft geträumt, als wenn unser Lehrer vor mir stände und mir predigte. Seht fühlte ich's, daß ich's glaube, daß der Erlöser mir helfen kann

¹⁾ cf. Wulfschlägel, Lebensbilder sc. I, S. 35 ff.

mit seinem Blute und kein anderer. Ich glaube, daß Er mein Gott und mein Erbher ist, der für mich Sünder am Kreuz gestorben ist. Ich wäre gern getauft und habe schon lange darnach verlangt. Weil ich Lahm bin, so kann ich zur Winterzeit nicht fort, ich werde aber im April oder Mai zu euch kommen. Der Feind hat mich oft wollen unten machen, was ich aber zuvor lieb hatte, wird mir idgliech mehr und mehr zu Roth. Ich bin der arme wilde Eschoop."

Gegen Ende des Jahres 1741 kam der Graf Zinzendorf in Amerika an und hielt eine Brüder-Synode in Oly in Pennsylvanien, zu welcher auch Christian Heinrich Rauch durch den Bruder Gottlob Büttner, der nach Schelomelo kam und daselbst zehn Tage verweilte, eingeladen ward. Drei Indianer, Schabasch, Seim und Kiop, begleiteten die beiden am 22. Januar 1742 nach Oly, wo sie am 9. Februar eintrafen, während der arme Eschoop seines Lahmen Fußes wegen daheim bleiben mußte. In Oly empfingen die genannten Indianer am 11. Februar die heilige Taufe und die Namen Abraham, Isaak und Jakob; am 16. April aber wurde auch in Schelomelo das erste Tauffest gefeiert, und der gänzlich umgewandelte Eschoop unter dem Namen Johannes in die christliche Gemeinde aufgenommen. In einem bald darnach geschriebenen Brief an Zinzendorf schließt er, nachdem er über sein fröhliches Sündenleben gesprochen, mit den seligen Worten:

"Nun aber bin ich fröhlich, denn ich weiß, daß der Seligmacher viel an mir gethan hat; jetzt bin ich so beträumt, als ich zuvor betrübt war. Als ich den Brand der Liebe zu ihm sahle, wünschte ich mir sogleich Brüder, die ihn auch lieb hätten; darum liebe ich nun den Bruder Rauch und dich und meine Brüder, die hier sind, ja die Brüder alle zusammen, auch diejenigen, die ich in meinem Leben nicht sehen werde. Alle, die den Himmel lieben, die lieben ich auch und grüße sie. Ich werde immer vergnügter, weil der Himmel auch noch andere freig macht, und nicht mich allein. Ich freue mich sehr, wenn uns unsere Brüder immer von seinem Wort etwas bekannt machen; es kommt mir immer besser, und ich gebe genau Acht, so zu sein, wie es in der Bibel steht, das ist leicht. — Es gibt Menschen, die sagen: die Bibel ist schwer; aber ich bin noch nicht so weit, daß sie mir schwer wäre; es ist mit alles süß und leicht, darum warne ich, bis ich das Schönen fühlen soll. Noch weiss ich nichts, als daß es süß und leicht ist, und ich weiß auch nichts mehr zu schreiben, als daß ich das Blut des Seligmachers fühle. — Johannes, dein Bruder."

Das Evangelium machte nun schnelle Fortschritte nicht nur in Schelomelo, sondern auch in den benachbarten Indianerstädten. Aus weiter Entfernung kamen oft die Wilden zu Rauch's Predigten und hörten mit Freuden davon, „wie Gott Mensch geworden sei und die Indianer so sehr liebe, daß er sie mit seinem Blute von dem Dienste des Teufels und der Sünde erlöst habe“. Das Feld war weiß zur Ernte.

Graf Zinzendorf aber, nachdem er mit den Missionsarbeitern mehrfache Konferenzen gehalten, unternahm selbst drei mühevolle und beschwerliche Reisen in die verschiedenen Indianergebiete; die erste am 28. Juli von Bethlehem bis Meni olag o mekah, einem Delawarendorf, auf welcher er fast überall freundliche Aufnahme fand und mit den Sitten und Gewohnheiten der Indianer sich bekannt mache. Am 14. August traf er eine große Gesandtschaft der Irokezen oder sechs Nationen und ließ ihnen durch seinen Begleiter, den Gouvernements-Dolmetscher Weitzer, sagen: er habe des Herrn Wort an sie und ihre Völker, das wolle er ihnen theils selbst, theils durch seine Brüder

bringen. Handel mit zeigen. Staßlärten nach übers Meer zu predigen. von dir nicht kommen. Kommen seine Worte Zinzendorf später den Seine zweite meko, wo e Indianern redungen in vier bereits einführt und als Lehrer und mahner und incomparable rechte Gottes oft mit Ersta rige Indianer angewachsen und trat seine dahin beg heilige Taufe wie dem Mis der Graf noch am Susque dem Häuptlin am 30. Septem Wajomick, i Gutrauen der bedroht, und Mühlen und 1743 wider Zu Schel Frau als Gehi fort, so daß denen die M hielten und a ihre herzliche Mac Schaw und Post kam der Weißen, Indianern zu

bringen. Ihre Absicht sei, weder Land von ihnen zu kaufen, noch Handel mit ihnen zu treiben, sondern ihnen den Weg zur Seligkeit zu zeigen. Staunend vernahmen die Indianer diese Botschaft, und erklärten nach längerer Beratung: „Bruder, du bist diesen fernen Weg übers Meer zu uns gekommen, den weißen Leuten und den Indianern zu predigen. Du hast nicht gewußt, daß wir hier sind, und wir haben von dir nichts gewußt. Das ist von einer hohen Hand droben gekommen. Komm zu uns, du und deine Brüder, du sollst uns willkommen sein. Nimm hin diese Wampumsknur, zum Zeichen, daß unsere Worte Wahrheit sind“. So errichteten die Brüder mit Graf Binzendorf einen Freundschaftsbund, dessen wiederholte Erneuerung später den Brüdern eine ausgedehnte Missionstätigkeit ermöglichte. — Seine zweite Reise unternahm der Graf am 21. August nach Schelomeko, wo er am 27. August ankam und im Umgang mit den getauften Indianern hergerückende Tage verlebte, mit Rauch wichtige Beratungen in Bezug auf das Missionswerk nahm, auf den Wunsch der vier bereits Getauften in Schelomeko eine christliche Gemeindeordnung einführte und sie selbst feierlich ins Gehülfenamt einsetzte, Johannes als Lehrer und Dolmetscher, Abraham als Altesten, Jakob als Ermahner und Isaak als Diener. „Diese vier nach Geist und Natur incomparable Indianer“, heißt es in einem Briefe des Grafen, „sind rechte Gottesmänner unter ihnen und formiren eine Konferenz, der wir oft mit Erfaunen beigewohnt haben“. Nachdem noch sechs heilsbegierige Indianer getauft und die kleine Gemeinde dadurch auf zehn Seelen angewachsen war, verließ Binzendorf am 4. September Schelomeko und trat seine Rückreise nach Bethlehem an. Zwei Indianer, welche ihn dahin begleitet hatten, empfingen hier von ihm und Büttner die heilige Taufe und wurden Joshua und David genannt. Mit ihnen, sowie dem Missionar Macd und dessen Frau, nebst Weicker, unternahm der Graf noch in demselben Monat eine dritte Reise zu den Indianern am Susquehanna, ward am 28. September in Schomokin von dem Häuptling Schikelimus gar freundlich aufgenommen, und zog am 30. September über Otstonwadlin zu den wilden Shawano's in Wajomick, wo er 20 Tage verweilte, ohne daß es ihm gelang, das Vertrauen der Indianer zu gewinnen. Ja, sein Leben ward sogar bedroht, und deshalb lehrte er bis zum 9. November unter großen Mühen und Gefahren nach Bethlehem zurück, von wo er Anfang 1743 wider nach Europa sich begab.

Zu Schelomeko war indeß im Oktober 1742 G. Büttner mit seiner Frau als Gehülfe Rauch's getreten, und das Werk des Herrn ging fröhlich fort, so daß gegen Ende des Jahres schon 31 Getaufte waren, mit denen die Missionare wöchentlich noch eine besondere Versammlung hielten und an den Bekennissen und dem Wandel der jungen Christen ihre herzliche Freude hatten. Neben Rauch und Büttner wirkten später Macd Shaw, zu denen hernach noch die Brüder Pyrlaus, Sensemann und Post kamen, unbekirt von den nicht ausbleibenden Anfechtungen der Weißen, in reichem Segen. Am 13. März 1743 ward mit 10 Indianern zum erstenmal das heilige Abendmahl gefeiert, und diese

Feier am 27. Juli bereits mit 22 Indianern wiederholt. Nachdem nun ein früherer Häuptling, Cornelius, zum Oidsvorsteher ernannt worden, nahmen die Brüder auch den Bau eines Gotteshauses in Angriff, das, 30 Fuß lang und 20 Fuß breit, ganz von Baumrinde erbaut, schon im Juli eingeweiht werden konnte, und nachdem so das bürgerliche und weiter auch das kirchliche Leben in bestimmte Ordnungen gebracht war, ging die Gemeinde fortan ihren stillen und geregelten Gang, und der bereits erwähnte C. Weiser, der früher eine erfolgreiche Mission unter den Indianern für unmöglich gehalten, mußte, nach einem Besuch in Schelomeko in einem Brief an Büttner bezeugen:

„Ich bin mit dem allergrößten Vergnügen dagewesen und hinweggereist. Der Indianer Glaube an den Herrn Jesum, ihre Einfalt und unverstelltes Wesen, ihre Erfahrung der durchs Blut Jesu zugegebrachten und von den Brüdern gepredigten Gnade gab mir den allergrößten Eindruck und Glaubensgewissheit, daß der Herr mit euch ist. Es war mir, als sähe ich ein Bildlein der ersten Christen bei einander. Ihre Alten saßen in der Versammlungtheil auf den Bänken, theil's wegen Enge des Raumes auf dem Grunde mit großer Gravität und Andacht, und hörten dem Lehrer zu, als ob sie ihm die Worte aus dem Herzen nehmen wollten. Johannes war Dolmetscher und hat es ans allerschönste verrichtet. Ich halte ihn für einen Mann, der mit Geist und Kraft gesalbt ist. Ich verstehe zwar die Mahilander Sprache nicht gründlich, doch sind mir ihre Weisen in ihrem Vortrage nach ihren Ideen so wohl bekannt, als einem Europäer in diesem Lande. Kurz zu sagen, ich rechne es unter die größten Gnaden, die mir in meinem Leben geschenkt sind, daß ich in Schelomeko gewesen bin. Der Spruch: Jesus Christus, gestern und heute und derselbe in Ewigkeit, war ganz neu und lebendig in meinem Herzen, als ich die Patriarchen der amerikanischen Kirche da herum sahen sah, als Zeugen des Verklärungsofvers unsers Herrn Jesu Christi: ihr Gebet müsse hinaufkommen ins Gedächtnis vor Gott, und aus dem Himmel müsse gegen ihre Feinde gestrichen werden.“

Und an Feinden fehlte es nicht: doch waren die jungen Christen selbst bereit zur Verantwortung gegen jedermann, wie denn Abraham einst einem böswilligen Weisen, aus dessen Munde er allerlei verdächtige Neuherungen über die Missionare hören mußte, zur Antwort gab: „Sie mögen sein, wer sie wollen, ich weiß, was sie mir gesagt haben und was Gott seitdem an mir gethan hat. Seht doch meine armen Freunde, wie sie so betrunknen vor eurer Thür da liegen. Warum schickt ihr ihnen keine Lehrer, die sie anders machen, wenn sie was können? Vor vier Jahren war ich auch noch so, wie ein Vieh, und niemand von euch bestimmierte sich darum; aber die Brüder haben mit das Blut Jesu gepredigt, und das hat sich auf ihr Wort so an mir bewiesen, daß ich von dem Dienst der Sünde erlöst bin; darum sind mir meine Lehrer genug.“

Von Schelomeko drang der Schall des Evangeliums auch zu den benachbarten Indianerdörfern, und die Bewohner von Wechquat nach und Pachgatgoch kamen zu den Missionaren mit der Bitte, auch ihnen das große Wort bringen zu wollen. So begab sich denn Missionar Macleod nebst Frau Anfang 1743 zuerst nach dem fünf Meilen entfernten Pachgatgoch in Connecticut und fand hier die freundlichste Aufnahme und große Bereitwilligkeit zur Annahme des Evangeliums, sodaß nach nicht langer Zeit 6 Heiden dort getauft werden konnten.

Aber auch die Feinde ruhten nicht. Die weißen Brantweinhändler, denen die christlichen Indianer nichts mehr ablaufen, die angestellten

englischen Pred von jenen man verfüchten die zu verleumden, Engländern das men mit den diese Beschuldig New-York selbst von den wieder letzteren gewisse Verantwortung von ihren Religion kein Argwohn en ihrer Feinde erg alle verdächtigen sie dies nicht th folgte ein zweiter der Indianer ve Schelomeko den den Indianern a genberg, der Au an und begab si welche nun von der Geduld zu si daselbst konnte er

„Je näher wir bei den Leuten gegen eine Stunde von Schelomeko seine Hand w sie gemacht worden, Gnade an den Indianer, das diesem Volke widerstand sich das süßliche in Schelomeko eintr Physiognomie, just der uns vom Grafen dem Namen, irrten uns sogleich zu den empfing uns freundl hat, so leuchtet doch Staub beugt. Die empfingen uns mit Gemeinde zurück, daß ander sahen aus wie stern um uns hatten Hände: Wer der L Mutter, Schwester gern wider angenommen mit allen Gestalt sich auch ein, blieb in an. Wir riefen ihn schäm und reuig au

Burkhardt, Mission: B

englischen Prediger, welche ihr Amt als Mietlinge versahen, und darum von jenen manchmal auf ihre Versäumnisse aufmerksam gemacht wurden, versuchten die Missionare zunächst bei den Indianern als falsche Lehrer zu verleumden, und als dies vergeblich war, streuten sie unter den Engländern das Gerücht aus, die Brüder ständen in heimlichem Einvernehmen mit den Franzosen in Kanada und seien Landesverräther. Auf diese Beschuldigungen hin wurden die Brüder vor den Gouverneur in New-York selbst citirt, um sich zu verantworten und durch einen Eid von den wieder sie erhobenen Anklagen zu reinigen, und obwohl sie den letzteren gewissenshalber nicht ablegten, wurden sie auf ihre getroste Verantwortung für diesmal mit dem Bemerkten entlassen, „sie sollten von ihren Religionsgrundzügen einen solchen Gebrauch machen, daß daraus kein Argwohn entkönne“. Doch ließ man ihnen keine Ruhe. Auf Betreiben ihrer Feinde erging von New-York im Oktober 1744 ein Gesetz, daß alle verdächtigen Personen den Eid der Treue schwören, und im Fall sie dies nicht thäten, aus dem Lande verwiesen werden sollten; bald folgte ein zweites, was den Brüdern ausdrücklich den fernern Unterricht der Indianer verbot, und im Dezember endlich erhielten die Brüder zu Schelomeko den Befehl, das Land zu verlassen und alle Verbindung mit den Indianern aufzugeben. Unter diesen traurigen Umständen kam Spannenberg, der Aufseher der Brüderanstalten in Amerika, aus Europa an und begab sich ohne Verzug nach Schelomeko, um die Gemeinde, welche nun von den Missionaren verlassen werden sollte; wenigstens in der Geduld zu stärken und mit ihr zu beten. Über seinen Aufenthalt dasselbst konnte er der Gemeinde in Europa berichten:

„Je näher wir nach Schelomeko kamen, desto mehr Ehrfurcht fanden wir bei den Leuten gegen das heilige Werk Gottes. Der Friedensrichter von Milby, eine Stunde von Schelomeko, ritt mit uns hin und lagte unterwegs, daß er sich lieber seine Hand wolle abhauen lassen, als die Brüder nach der Alte, die gegen sie gemacht worden, traktiren, denn er sehe mit seinen Augen, daß Wunder der Gnade an den Indianern geschehen wören. Da wir aber nun selbst hinkamen, o meine Brüder, das müßte ein todtter Mensch sein, der nicht über die Gnade, die diesem Volke widersproben ist, in Thränen zerflösse. Man kann es nicht beschreiben, was sich da fühlen läßt, sondern man muß sagen: das hat Gott gethan. Als wir in Schelomeko eintritten, stand ein Mann am Wege, der hatte eine absonderliche Physiognomie, just wie Lutherus gemalt wird; da dachten wir an den Johannes, der uns vom Grafen Bünzendorf so beschrieben worden, und grüßten ihn gleich mit dem Namen, irrten auch darin nicht; er bewillommerte uns herzlich und brachte uns sogleich zu dem Geschwistern. Dann kam ihm ehrwürdiger Altestes, Abraham, empfing uns freundlich, und ob er wohl auf jedem Badein eine Schlange eingeküßt hat, so leuchtet doch die Gnade so deutlich aus ihm heraus, daß es einen in den Staub beugt. Die übrigen Heldenarbeiter kamen denn einer nach dem andern, empfingen uns mit vielen Liebesbezeugungen, und es blieb keins von der ganzen Gemeinde zurück, daß nicht seine Freude über uns an den Tag legte. Alle mit einander sahen aus wie die Lämmer. Da wir nun so die Indianerbrüder und Schwestern um uns hatten, griffen wir nach der Bibel, und der Spruch fiel mir in die Hände: Wer den Willen thut meines Vaters im Himmel, der ist meine Mutter, Schwestern und Brüder. — Einer, der in Untreue gefallen war, wollte gern wieder angenommen sein, die Brüder trauteten ihm aber noch nicht. Als wir nun mit allen Getauften, 70 an der Zahl, ein Liebesmahl halten wollten, sandt er sich auch ein, blieb in einer Entfernung stehen und sah die Brüder recht sündhaft an. Wir riefen ihn herbei; da setzte er sich in einem Winkel und sah sehr beschämt und reuig aus. Es walzte große Gnade bei dem Liebesmahl. Ich redete

von der Seligkeit, die wir durch das Opfer Jesu erlangen und berief mich auf ihre eigene Erfahrung, und sie bestätigten es. Dann redete ich von der Nachfolge Jesu und was alles dabei zu merken ist. Isaak hat darauf eine Ermahnung an die Brüder, daß sie doch so allezeit recht geboge Sünden sein und das Blut Jesu nie vergessen sollten; daran müßten sie nicht nur in Schelomeo, sondern auch im Busch, auf der Jagd fleißig denken u. s. w. Wir beschlossen das Liebesmahl mit Gebet und Thänzen und segneten diese heuer erlauten Seelen und unsere ehrwürdigen Geschwister, die bisher unter ihnen gewesen sind, an deren Glaubens- und Leidens-muth unsre Herzen unglaublich erquickt wurden."

Doch die Missionare mußten auf folge des oben erwähnten Befehls durch die Altestenkonferenz in Bethlehem von Schelomeo abgerufen werden. Nur einer der Brüder zog nicht mit fort; das war Büttner, der schon längere Zeit schwer krank, bald nach Spangenbergs Abreise am 23. Februar 1745 unter dem Gesange der Brüder und der anwesenden Indianer sanft und selig entschlief. Die gesammelten Gemeinden aber, die immer im Verkehr mit Bethlehem blieben, konnten eine Zeitlang durch Nationalhefer erhalten werden; die von Schelomeo wurde jedoch bald veranlaßt nach Pennsylvania überzusiedeln, wo sie, nach kurzem Aufenthalt in Friedenshütten bei Bethlehem, sich an dem Einflusse des Mahoni in die Lecha¹⁾ zu Gnadenhütten anbaute, und unter Mack und Rauch mehrere Jahre erfreulicher Entwicklung erlebte. Die andern Gemeinden hatten mehr und mehr unter Schwierigkeiten zu leiden, unter denen sich ihre Glieder allmählich zerstreuten oder gleichfalls nach Pennsylvania übersiedelten. Am längsten, bis 1762, bestand Pashgatgoch.

7. David Zeisberger.

David Zeisberger wurde am 11. April 1721 zu Zauczen-thal in Mähren in dem sogenannten Kuhländchen geboren. Seine Eltern, nicht unbegüterte Landleute, verließen um der Bedrückung ihres evangelischen Glaubens willen Haus und Hof, und wanderten im Jahre 1726 mit drei Kindern nach Herrnhut, von wo sie mit der oben erwähnten Kolonie nach Georgien auswanderten. Den kleinen David ließen sie in Herrnhut zurück. Durch Fleiß und treffliche Anslagen zeichnete er bald sich aus, und frühe schon bemerkte man an ihm eine besondere Gabe, fremde Sprachen zu erlernen, wodurch er in seiner späteren Missionslaufbahn so Großes geleistet hat. Als David 15 Jahr alt war, nahm ihn der Graf Zinzendorf im Jahre 1736 mit nach Holland, wo auf den Wunsch der verwitweten Prinzessin von Oranien die Brüderkolonie Herrendyk, nicht weit von Utrecht, gegründet wurde. Hier blieb nun der Jüngling und eignete sich die holländische Sprache zwar schnell an, fühlte aber durch die feste Regel, in welcher die Gemeinde sich bewegte, sich so beeinträchtigt und gedrückt, daß er mit einem seiner Jugendgenossen, Schober, dem es ebenso erging, den Entschluß fasste, heimlich nach Georgien zu entfliehen und dort seine Eltern aufzusuchen. Es fand sich auch ein Schiffskapitän, der sie mit nach Amerika nahm, un-

¹⁾ Dies ist der Nebenfluß des Delaware, an dem Bethlehem liegt.

mal ihren Sohn sich sahen. Die Eltern nach Amerika hat. Doch schafft der Beruf so wie das Leben in den recht zu taugen überflüssige Personen Amerika wieder und sich in der betrübt ging er und Wildnissen anfangt, die Ankommen Begleitfrage, ob er auf entschiedene Antworten." Die man ihn sofort dem Dienste des Berufs, den Indianern Unterrichtungen jungen Leuten im Mischäuler weit er auch deren derselben auszubilden eine Missionswameinten, diese beiden Glaubensbeweise New-York ins fortsetzen, und nach siebenwöchig sich im Berühr Bethlehem zurück.

Noch in dennoch ausgefüllt Brüder drang Onondago, am f der 6 Stationen Aufnahme nicht zu Wajomik am von Schelomeo Zinzendorf geschlagen Indianerhau. Es ist sehr Mohikanern denn

¹⁾ Es ist nicht

h auf ihre
folge Jesu
g an die
Jesu nie
im Busch,
Gebet und
eigenen Ge-
leidens-

Befehls
überufen
Büttner,
Abreise
er anwe-
meinden
eine Zeit
o wurde
sie, nach
em Ein-
nd unter-
ste. Die
keiten zu
er gleich-
3 1762,

uchten.
Seine
ng ihres
erten im
der oben
David
Anlagen
ihm eine
n seiner
15 Jahr
nit nach
Oranien
t wurde.
Sprache
die Ge-
t einem
ntschluss
ern auf-
ch Ame-
rika nahm, und David's Eltern staunten nicht wenig, als sie auf einmal ihren Sohn, den sie in Herrndorf wohl ausgehoben glaubten, vor sich sahen. Doch er war nun einmal da und zog später mit seinen Eltern nach Bethlehem, bei dessen Aufbau er fleißig mit gearbeitet hat. Doch schien er, 22 Jahr alt und noch ohne bestimmten Lebensberuf so wie auch noch ohne Gewissheit seiner Bekkehrung, für das stille Leben in den Kreisen der Brüdergemeinde in Nordamerika nicht recht zu taugen, und der Gemeinde zu Bethlehem war er eine ziemlich überflüssige Person. Als daher der Graf Zinzendorf im Jahre 1743 Amerika wieder verlassen wollte, sollte David Zeisberger ihn begleiten und sich in der Heimat ein Fortkommen suchen. Gehorsam, aber tief betrübt ging er auf das Schiff, denn das Leben in den Waldungen und Wildnissen Amerika's war ihm lieb geworden. Da, als man schon anfang, die Ankter zu lichten, richtete David Nitschmann, einer der frommen Begleiter des Grafen, an den bekümmerten Jüngling die Frage, ob er auch gern nach Europa zurückgehe. „Nein!“ war die entschiedene Antwort, „mir liegt jetzt vor allem meine Bekkehrung am Herzen.“ Die letztere erfolgte denn auch bald in Bethlehem, wohin man ihn sofort zurückkehren ließ. Nun war sein Wunsch, seine Kräfte dem Dienste des Herrn zu weihen, und immer gewisser wurde ihm sein Beruf, den Indianern zu predigen. Mit grossem Eifer nahm er an dem Unterrichte Theil, welchen der Missionar Pyrläus mehreren jungen Leuten in der Mohikanersprache ertheilte, und ließ bald seine Mitschüler weit hinter sich. Von einigen durchreisenden Freuden lernte er auch deren Sprache¹⁾ und vermochte sich bald mit Leichtigkeit in derselben auszudrücken. Anfang 1745 unternahm er schon mit Post eine Missionswanderung in das Land der Irokesen. Die Weisen aber meinten, diese Reise laufe auf Landesverrath hinaus, und darum wurden beide Glaubensboten plötzlich unterwegs gefangen genommen und nach New-York ins Gefängniß gebracht, wo sie unverzagt ihre Sprachstudien fortsetzen, und bei ihrem unschuldigen Leiden manchen Trost fanden. Nach siebenwöchentlicher Haft wurden die Gefangenen, deren Unschuld sich im Verhör klar herausstellte, entlassen, und zogen fröhlich nach Bethlehem zurück.

Noch in demselben Jahre wurde die Reise in das Irodesengebiet dennoch ausgeführt. Mit dem Bischof Spangenberg und zwei andern Brüdern drang Zeisberger nach außerordentlichen Mühsalen nach Oneida, am südlichen Ufer des Oneida-Sees vor, wo der große Rath der 6 Stationen seinen Sitz hatte. Dort erhielten sie nach freundlicher Aufnahme nicht nur die Erlaubniß zur Gründung einer Ansiedlung zu Wajomik am Susquehannah, wohin man anfänglich die Christen von Schelomeko bringen wollte, sondern es wurde auch der vom Grafen Zinzendorf geschlossene Freundschaftsbund erneuert und die Brüder von den Indianerhäuptlingen als ihre Vetter anerkannt.

Es ist schon oben erwähnt worden, wie die Christen aus den Mohikanern denn doch nicht nach dem entfernteren Wajomik gingen,

¹⁾ Es ist nicht gesagt, welche von den 6 Sprachen.

sondern sich in Gnadenhütten ansiedelten. Damit war der Schwerpunkt der Brüdermission fortan nach Pennsylvania verlegt. Auch aus den Delawaren wurden viele gewonnen, die sich in dem neuangelegten Dorfe niederließen, das mit seiner ganz nach den Ordnungen der Brüderkirche verfaßten Indianergemeinde ein liebliches und für viele Beobachter überraschendes Bild darbot. Bei dem Orte gediehen die fleißig bebauten Felder. Mancherlei Handwerke wurden mit Geschick betrieben; eine Sägemühle gab vielen Beschäftigung und Verdienst. Auch werden zahlreiche Beispiele von der Blüte des christlichen Lebens angeführt.

Von Gnadenhütten aus führten die Brüder auch die umliegenden Indianer fortwährend ins Auge. Im Jahre 1746 hielt sich Mack nebst seiner Frau längere Zeit in deren Dorfe Schomokin am Susquehanna auf, wo die Wilden indeß seine Predigt verachteten, und besuchte auch die in demselben Flusse gelegene Insel Long-Island, doch ohne Erfolg. Im folgenden Jahre ließ auf den Wunsch der Brüdermission zuerst Bruder Anton Schmidt als Schmied in Schomokin sich nieder; ihm folgte Mack mit seiner Frau; 1748 finden wir Cammerhof¹⁾ und Zeisberger in Schomokin, der von hier aus mit Mack die Indianer auf Long-Island besuchte; in demselben Jahre kam auch Joh. von Watterville, der zur Visitation der nordamerikanischen Brüdergemeinde von Europa gesandt war, dahin; 1750 aber begaben sich Zeisberger und Cammerhof abermals zu dem großen Rathsfreuer nach Onondago, und erhielten hier nach langen Berathungen der Hälftlinge den Bescheid, daß die Brüdermission und die Brüder diesseits und jenseits des großen Wassers Brüder sein und bleiben wollten, und der Bund mit ihnen sollte nie getrennt noch zerrissen werden. Auch sollte zwei Brüthern gestattet sein, an irgend einer Stelle im Brüderlande sich niederzulassen und den Missionsberuf zu treiben.

Im Jahre 1751 besuchte Zeisberger mit Nathanael Seidel Europa und wurde zu Herrnhut in seinem Missionsdienst feierlich bestätigt und eingegessen, worauf er im folgenden Jahre mit Seidel und Missionar Schmidt nach Pennsylvania zurückkehrte. Bald hernach griff er schon wieder zum Wanderstab und sein Besuch bei den Nantikots und Shawano's²⁾ hatte im Juli 1752 eine Gesandtschaft derselben nach Gnadenhütten und den feierlichen Schluß eines Bündnisses dieser Indianer mit den Brüdern in Gnadenhütten und Bethlehem zur Folge. Darauf siedelten sich 65 christliche Indianer von Gnadenhütten in Wajomik an, womit den genannten Stämmen das Evangelium nahe gebracht wurde. Außerdem ist Meniologomekah am oberen Mahony^(?) zu erwähnen als eine Station unter den Delawaren. Die dort Bekhrten zogen jedoch meist nach Gnadenhütten. Diese Niederlassung mußte übrigens an eine andre Stelle auf das nördliche Ufer der Lecha verlegt werden, während auf dem alten Platze nur das Gemeindehaus blieb, das fortan als Pilgerhaus für die Heidenboten diente. — Zeis-

¹⁾ Der zwei Jahre früher als Bischof eingetreten war.

²⁾ Jene wohnten an dem oberen Susquehanna, diese südwestlich von ihnen.

berger finden n
Onondago thät
Doch von
mission auf den
Engländern und
ihrer nordamer
allgemeiner wil
besonders der S
und Shawano's
die Brüder bem
wilden Indianer
Es war am M
Schwestern im
da wurden sie d
Schuß, worauf
Draußen aber
Bruder Martin
noch etliche wurd
und verschperren
durch ein Hinter
die Brüder und
gaben sich alle P
geland, stießen si
von dem bald in
entließ er glücklich
Sprung vom bre
entkam den Feind
indem er zum F
doch auch seine P
vom Dache glück
ihm die Feinde
Leib. Er wurde
denn sie hieben i
Die übrigen wu
mann, der durch
beschreibenden S
In den Flammen
lieber Heiland, da
auch die Scheune
das Vieh verbran
Milch, ließen sic
Schwester Parths
einen Baum verb
gangen flohen die
Busch; des andern
von Gnadenhütten
am andern Tage
hütten, 600 an de

berger finden wir in jenen Jahren wiederholentlich längere Zeit zu Onondago thätig, doch ohne die gewünschten Erfolge seiner Predigt.

Doch von jetzt an begann eine schwere Trübsalszeit für die Brüdermission auf dem Indianergebiete. Der im Jahre 1755 zwischen den Engländern und Franzosen ausgebrochene blutige Krieg über die Grenzen ihrer nordamerikanischen Besitzungen gab Veranlassung, daß auch ein allgemeiner wilder Indianerkrieg in helle Flammen ausbrach, wodurch besonders der Staat Pennsylvania in große Gefahr kam. Delawaren und Shawano's, von den Franzosen aufgereizt, griffen zu den Waffen; die Brüder bemühten sich, ihre Indianer in Frieden zu erhalten, die wilden Indianer aber schonten auch ihrer christlichen Landsleute nicht. Es war am Abend des 24. November 1755, als die Brüder und Schwestern im Pilgerhause an der Mahony eben zu Tische saßen; da wurden sie durch lautes Hundegebell erschreckt, und plötzlich fiel ein Schuh, worauf einige von ihnen zur Haustür eilten und sie öffneten. Draußen aber standen die feindlichen Indianer bereit, schoßten, und Bruder Martin Nitschmann blieb auf der Stelle. Seine Frau und noch etliche wurden verwundet, flohen mit den übrigen auf den Boden und verscherrten die Treppe, so gut sie konnten. Bruder Bartsch sprang durch ein Hinterfenster und entkam. Unterdessen verfolgten die Feinde die Brüder und Schwestern, die auf den Boden geflüchtet waren, und gaben sich alle Mühe, die Thüre zu erbrechen. Da ihnen dies nicht gelang, stieckten sie das Haus in Brand. Ein Indianerknabe sprang von dem bald in Flammen stehenden Dache herab. Obgleich verwundet entlief er glücklich. Das manche der Schwestern Bartsch Muth, denselben Sprung vom brennenden Dache herunter zu wagen; es glückte ihr, sie entkam den Feinden, und so wurde ihres Mannes Gebet erhört, der indem er zum Fenster hinaussprang, zu Gott geseuzt hatte, daß er doch auch seine Frau retten möchte. Nun sprang auch Fabricius vom Dache glücklich herunter; indem er aber entlaufen wollte, erblickten ihn die Feinde und schoßten ihn mit zwei Kugeln durch den Leib. Er wurde unter ihren Händen wie ein Schlachtenschaf behandelt, denn sie hieben ihm ihre Beile in den Leib und skalpirten ihn darnach. Die übrigen wurden alle lebendig verbrannt, und Bruder Sensemann, der durch die Hintertür entkommen war, hatte den nicht zu beschreibenden Schmerz, seine geliebte Frau mit verbrennen zu sehen. In den Flammen stehend, faltete sie die Hände und rief: "Ei nun, lieber Heiland, das habe ich wohl gedacht!" Die Feinde zündeten nun auch die Scheunen und Ställe an, so daß Frucht und Heu und auch das Vieh verbrannte. Zuletzt theilten sie die Beute, bröckten Brod in Milch, ließen sich's wohl schmecken und gingen davon; welches alles Schwestern Bartsch von einem nahegelegenen Hügel, da sie sich hinter einen Baum verborgen, mit ansah. Während dieses schrecklichen Vorganges flohen die Einwohner des nahegelegenen Gnadenhütten in den Busch; des andern Morgens früh 3 Uhr aber kam Br. Zeisberger von Gnadenhütten mit dieser Trauerpost in Bethlehem an, und schon am andern Tage folgten ihm die flüchtigen Bewohner von Gnadenhütten, 600 an der Zahl, und fanden vorläufig in Bethlehem Aufnahme;

ihr Dorf aber wurde nach Vertreibung der dahin gesandten englischen Mannschaft am Neujahrstage 1756 von den Wilden gleichfalls verbrannt. Mordend und fengend durchzogen diese das Land, und Bethlehem selbst war in großer Gefahr, wurde jedoch gnädig beschützt. Die Entronnenen aber gründeten mit Genehmigung der Regierung eine neue Niederlassung in der Nähe von Bethlehem, Main genannt, wohin sie im Herbst 1758 überfielen. Im folgenden Jahre 1759 hörten die Streifzüge der Wilden wenigstens in Pennsylvania gänzlich auf, und aller Orten ward der Herr gepriesen, besonders zu Main, das sich bald lieblich entwickelte und auch auf hebräische Indianer einen guten Eindruck machte.

Durch den Zuzug der gläubigen Indianer von nah und fern ward die junge Kolonie bald so überfüllt, daß die Brüder sich genöthigt sahen, sie zu theilen und von der Gemeinde in Bethlehem ein Stück Land hinter den blauen Bergen zu kaufen, auf welchem im April 1760 Seemann mit 30 getauften Indianern den Gemeinort Wechquatakt 6 Meilen von Bethlehem jenseits der blauen Berge zu bauen begann, in welchem bald ein fröhliches Leben erblühte.

Zeisberger, der während der Kriegsunruhen zu Bethlehem fleißig die Indianer-Sprachen studirt, auch darüber zum Besten der Mission geschrieben hatte, begab sich 1762 zu den Indianern nach Wajomit, um das kleine Häuslein der Gläubigen zu stärken; und nachdem in diesem Jahre auch mit den Indianern endlich Friede geworden, zog Missionar Post im März 1763 an die Mündung des Muskingum in den Ohio, wo die Häuptlinge ihm ein kleines Stück Land¹⁾ zur Niederlassung bewilligten. Zeisberger aber im Mai nach Machwihilusung am Susquehannah. Hier hatte bisher Papunhau²⁾, ein berühmter indianischer Prophet, seinen Landsleuten mit grossem Eifer eine streng heidnische Moral gepredigt; weil er aber dabei fast seinen Leuten immer tiefer in Sünden sank, so fingen manche seiner Zuhörer selbst an zu zweifeln, ob er auch ein rechter Lehrer der Wahrheit sei. In Main hörte er 1759 zum erstenmal die christliche Predigt, die einen mächtigen Eindruck auf ihn machte. Doch wollte er seinen alten Einfluß nicht aufgeben. Als aber Zeisberger zu ihm kam, wirkte das Evangelium nicht blos unter den Landsleuten des Propheten, sondern dieser wurde zuerst überwunden und erhielt die heilige Taufe und den Namen Johannes. Zeisberger, der sich auf Bitten der Indianer bleibend in Machwihilusung niederlassen durste, wo so großes Heilsverlangen ihm entgegenkam, hoffte dem Herrn hier bald eine Gemeinde zu sammeln, als plötzlich von neuem wilder Kriegslärm ertönte und den Missionar zur Rückkehr nach Bethlehem nöthigte.

Die Indianer an den Kanadischen Seen und am Ohio machten wieder Einfälle in Pennsylvania und ermordeten viele Hunderte, wo denn immer ihre bekehrten und mit den Weißen lebenden Landsleute diesen gleich geachtet wurden. Die Weißen dagegen, durch die Angriffe

¹⁾ Basler Missions-Magazin a. a. O. S. 291 ff.

²⁾ Wulfslägel Lebensbilder II. S. 70 f.

der Wilden e
des Glaubens
allen Niederla
punhaus und
Zuflucht nach
mußte man si
stadt von Pei
aufgerichteten
bewacht, um
zu sichern; ab
ganz verändert
hervor, und 3
ward der Fri
weisen Leute
man, die christ
zwar zunächst n
wohin Beisitzer
Platzes übertrug
verneur von P
Fürsorge über
ihre Reise an.
Morgens frühe
hatte.“ Nach
ger's Führung
zwar mehrere
ertrugen, ihren
Pilger, „waren
auf eine so für
spinden durften
um ein großes
war. Das Au
offen, und wir
und Varmherzi
Endlich, n

Ufern des Susco
lusing-Baches
Mutthes ihre E
Ort, und bald
häuser ein lieb
ben. Kleine E
großes Welsch
aber baute sic
ren Orten zuzu
nenschwarm; i
Freuden. Einig
brachten den wi
singen Fische
sorgen; wieder

der Wilden erbittert, wollten nun auch alle Indianer, ohne Unterschied des Glaubens, ermordet wissen. Wieder nahmen die Gläubigen aus allen Niederlassungen, denen sich am Ende auch Zeisberger nebst Parpuncouk und einem kleinen Häuslein Belehrter anschließen mußte, ihre Zuflucht nach Bethlehem, und da sie auch hier nicht mehr sicher waren, mußte man sie im November 1763 nach Philadelphia, der Hauptstadt von Pennsylvania, bringen. Hier wurden sie in einem besonders aufgerichteten Feldlager vor den Mauern der Stadt Tag und Nacht bewacht, um ihr Leben gegen die herumstreifenden feindlichen Indianer zu sichern; aber der beschrankte Raum, der Mangel an Bewegung, die ganz veränderte Lebensweise brachten bald Krankheiten unter ihnen hervor, und 36 raffte der Tod hinweg. Endlich am 4. Dezember 1764 ward der Friede mit den wilden Indianern geschlossen, und da die weißen Leute die Ursache aller bisherigen Orangale gewesen, beschloß man, die christliche Indianergemeinde ins Innere des Landes, und zwar zunächst nach Mahwihilusing am Susquehanna zu verpflanzen, wohin Zeisberger und Schmid, denen die Leitung des neuen Missionsplatzes übertragen wurde, sie führen sollten. Nachdem sie dem Gouverneur von Philadelphia eine Dank-Adresse für seine bisherige treue Fürsorge überreicht, traten die christlichen Indianer am 20. März 1765 ihre Reise an. Die Losung dieses Tages war: „Abraham stand des Morgens frühe auf und ging an den Ort, davon ihm Gott geboten hatte.“ Nach einer kurzen Rast zu Rain setzten sie unter Zeisberger's Führung unter viel Gejahren, Mühen und Beschwerden, denen zwar mehrere unterlagen, die sie aber mit getrostem Muth im Glauben ertrugen, ihren Weg fort. „Alle Trübsale“, so erklärten die armen Pilger, „waren bald vergessen, wenn wir in unsern Versammlungen auf eine so fühlbare und fröhliche Weise die Nähe des Heilandes empfunden durften. Diese wurden immer am Abend unter freiem Himmel um ein großes Feuer herum gehalten, wenn die Tagereise vollendet war. Das Auge des unsichtbaren Freundes war hier stets über uns offen, und wir sprachen unter einander voll Freude von seiner Liebe und Barmherzigkeit.“

Endlich, nach einer Reise von 5 Wochen, kamen die Pilger an den Ufern des Susquehannafusses an und erwählten sich unweit des Mahwihilusing-Baches eine zum Anbau geeignete Strecke Landes, wo sie frohen Muthes ihre Hütten aufrichteten. Friedenshütten nannten sie den Ort, und bald sah man hier 40 nach europäischer Weise erbaute Blockhäuser ein liebliches Kirchlein und die Wohnung der Missionare umgeben. Kleine Gärten grünten um die Häuser und bald blühte auch ein großes Welschkornfeld und verhieß eine gesegnete Ernte. Jede Familie aber baute sich ein eigenes Boot, um den Ertrag ihres Bodens entfernten Orten zuzuführen. „Das ganze Dörlein glich einem eifigen Bienenschwarm; jeder kannte sein Geschäft und verrichtete dasselbe mit Freuden. Einige waren mit Aufbau der Wohnungen beschäftigt, andere brachten den wilden Boden auf und pflegten ihres Gartens; noch andere fingen Fische im Flusse, um für die Nahrung der Arbeitenden zu sorgen; wieder andere besorgten die Haushaltung, indem die Alten und

die Kinder am Noden oder am Webstuhle die fleiſige Hand bewegten. Auch der fromme Papunhauk ließ ſich hier nieder, und ſo zog der wachſende Stuf von Friedenshütten nach und nach aus allen Theilen des Indianergebietes viele Besuchende herbei.“ Dabei entwidelte ſich die Kolonie, wie man es nie zuvor unter den Indianern gesehen hatte, und auch die ausgebreitete Bekanntschaft des Johannes Papunhauk trug dazu bei, daß die Heiden gern zu den Brüdern kamen und mit Freuden das Wort hörten.

Eine Gesandtschaft, welche die Gemeinde in Friedenshütten an den Häuptling des Cajuga-Stamnes fandte, in dessen Gebiet ſie ſich niedergelaffen hatte, um seine Genehmigung dazu nachträglich einzuholen, brachte den unwillkommenen Bescheid, daß ſie an einem andern Orte ſich anbauen ſollten; als aber Beisberger ſelbst ſich dahin aufmachte, wurde auf seine eindringliche Rede nicht los die erbetene Genehmigung ertheilt, ſondern der Gemeinde auch noch ein großes Stück Land zur Bebauung angewiesen. Doch wurde die Freude darüber bald getrübt, als ein Profeſe bei einem Besuch in Friedenshütten erzählte, daß der große Rath zu Onondaga den Cajuga-Häuptling hart getadelt, daß er ſolches ohne Einwilligung der andern Irokesen-Häuptlinge gethan. Deshalb machte Beisberger ſelbst ſich abermals auf und kam am 26. Oktober mit Sensemann und einem gläubigen Indianer in Onondago an. Nach langem Zögern erhielt er hier endlich den Bescheid, daß der Cajuga-Häuptling ganz nach dem Willen des großen Rathes gehandelt habe, der ſich über die Nieberlaſſung der Gemeinde in Friedenshütten freue und ferner genehmige, daß die weißen Brüder als Lehrer der Indianer am Susquehannafluſſe wohnten. — Seitdem erſtreute Friedenshütten ſich der Ruhe und des Friedens; die Gemeinde wuchs und das Wort Gottes wirkte kräftig an den Herzen. Ein heidnisches Ehepaar, das den Ort um die Osterzeit 1766 besuchte, wurde lebendig ergriffen von der Liebe des Heilandes; ein vornehmer Indianer, dem die Häuptlingswürde angetragen wurde, wies alle Ehren der Welt von ſich, um Christo zu dienen; ein junger Mann aus den Nantikos^{s)} kam zu lebendiger Erkenntniß seiner Sünde und der Gnade Gottes in Christo Jesu, und bat flehentlich um die Taufe. „Brüder“, ſo rief er unter Thränen, „erbarmt euch doch meiner! Ich bin der elendste Mensch, der auf der Welt ſein kann; seit gestern Morgen fühle ich nichts als Angst, Unruhe und Schmerzen; ich kann kein Blätzchen finden, wo es mir nur einigermaßen exträglich wäre. Diesen ganzen Nachmittag habe ich dagelegen wie tot; es ist keine Kraft mehr in mir, ich bin ganz ausgemergelt (?). Erbarmt euch doch meiner, wascht mich mit des Heilandes Blut von meinen Sünden; das wird mir helfen und ich werde Ruhe in meinem Herzen kriegen.“ Er ward als der Erſtling aus seinem Stamme getauft und bekam den Namen Samuel. — Um die Gastfreundschaft der Gemeinde nicht mißbrauchen zu lassen, wurden die ältesten und erfahrensten Indianerbrüder zu Aufſehern über die Fremden ernannt

¹⁾ Wullschlägel, Lebensbilber II. S. 41.

und angewieſen, den Geſellſchaft wollte, wußte, konnte das Stämme ſich daher zu Anlangte, daß zu hören will begleitet von und von den ghany, dem Weg. Durch Reisenden der weißen Männer Decken gehüllt von Thau bei Lager herab, tagelangen Verreichten. 12 Stunden Dorfe dahin spazieren. Am folgenden anfangs sehr mildes Benehmen Hütte führte in der Welt erzählt himmels und ist, und so viele an seinem Tod Schrift gegeben zu schwer für immer freundliche Reise nicht hinter von Guschgoſcha hätten. Beißt Wort von ihnen nicht, da werde. Am 1 fanden in dem denen die Stadt Aufnahme. Zusammen im nächlichen hütte um gewa-

²⁾ Wullschläg-

und angewiesen, denjenigen, welche gar kein Verlangen nach dem Heiland hatten, den Aufenthalt in Friedenshütten nicht zu gestatten. Eine Gesellschaft weisser Hutmänner, die im Jahre 1766 sich einnisten wollte, wurde von den Nationalgebülsen selbst ausgewiesen. Bald konnte das Versammlungshaus die Menge der aus den verschiedensten Stämmen sich einfindenden Zuhörer nicht mehr fassen, und es wurde daher zu Anfang 1767 eine neue große Kirche erbaut.

Als nun in demselben Jahre die Kunde nach Friedenshütten gelangte, daß auch die Indianer am oberen Alleghany¹⁾ das Evangelium zu hören wünschten, da machte Beisberger am 30. September 1767, begleitet von Johannes Papunhauk und dem Nationalgebülsen Anton, und von den Gebeten der Gemeinde geleitet, nach Goschgoschünk am Alleghany, dem Hauptort der dorthin gezogenen Delawaren, sich auf den Weg. Durch pfadlose Wälder, durch mannshohes Gras mußten die Reisenden den Weg sich bahnen, in Gegenden, die der Fuß eines weißen Mannes noch nie betreten hatte. Nachts schliefen sie in wollene Decken gehüllt, unter freiem Himmel, so daß die Kleider des Morgens von Thau benetzt waren; oft auch goss der Regen in Strömen auf ihr Lager herab. Staflos aber drangen sie vorwärts, bis sie endlich nach tagelangen Beschwerden ein im höchsten Wald gelegenes Indianerdorf erreichten. Raum waren sie hier angelangt, als einer der Indianer 12 Stunden weit nach dem nächsten gleichfalls von Seneca's bewohnten Dorfe dahin sprengte, um die Ankunft des weißen Fremdlinges zu verkünden. Am folgenden Tage lehrte Beisberger selbst dort ein und wußte den anfangs sehr unfreundlichen Häuptling durch sein festes und zugleich mildes Benehmen wenigstens dahin zu bringen, daß er ihn in seine Hütte führte und zum Nachessen einlud. Als ihm aber vom Heiland der Welt erzählt ward, sagte er: „Wenn das wahr ist, daß der Schöpfer Himmels und der Erde auf die Welt gekommen und ein Mensch geworden ist, und so viel gelitten hat, so sind die Indianer gewiß nicht Schuld an seinem Tode, sondern die weißen Leute, diesen allein hat Gott die Schrift gegeben — die können die Indianer nicht lernen; das ist viel zu schwer für sie.“ Nach mehrstündiger Unterredung ward er indeß immer freundlicher und wollte dem Missionar in der Fortsetzung seiner Reise nicht hinderlich sein, warnte ihn aber ängstlich vor den Einwohnern von Goschgoschünk, die an Bosheit und Mordlust ihresgleichen nicht hätten. Beisberger erwiederte, um so nöthiger wäre es, ihnen das Wort von ihrem Erlöser zu verkündigen; übrigens fürchte er sich vor ihnen nicht, da ihm ohne den Willen seines Gottes kein Leid widerfahren werde. Am 16. Oktober erreichten die Reisenden endlich ihr Ziel und fanden in dem mittleren der drei am Alleghany liegenden Dörfer, aus denen die Stadt bestand, bei einem Verwandten Papunhauk's freundliche Aufnahme. Beisberger aber ließ die Einwohner des Ortes alsbald zusammenkommen und gab ihnen die Absicht seines Besuchs zu erkennen. Im nächtlichen Dunkel versammelte sich das Volk in einer großen Walzhütte um gewaltige Feuer; wild und grausam waren ihre Blicke und

¹⁾ Wulfschlägel, Lebensbilder II. S. 102 ff.

gleich Gespenstern der Nacht stellten sie sich um den Fremdling herum, als hätten sie ihn bereits zum Schlachtopfer aussersehen. Der aber fühlte große Freudigkeit in seinem Herzen und hielt eine so mächtige Ansprache an die Versammlung, daß mehrere derselben unwillkürlich ausriefen: „Ja, daß ist gewißlich wahr! Das ist der rechte Weg zur Seligkeit!“ Während seines Aufenthaltes in Gochgochünk zeigte sich freilich, wie der Seneca-Häuptling von diesem Volke nicht zu viel gesagt. „Der Fürst der Finsternis“, schrieb er selbst einmal, „hat hier große Gewalt; selbst seinen Thron scheint er an dieser Stelle aufgerichtet zu haben und von den Heiden angebetet zu werden; denn ohne alle Einschränkung treibt er seine Herrschaft unter diesem Volke.“ Bald regte sich auch hier die Feindschaft wider das Evangelium. Ein Prophet, Namens Wangomen, suchte das Volk aufzumiegeln. Er behauptete, daß er an der Seite Gottes wie zu Hause sei, aber von dem Gott, den die Brüder predigten, der Mensch geworden und am Kreuz gestorben sein solle, wisse er nichts. Er fing an, öffentlich zu disputationen und zeigte durch einen Ubriß, den er auf der Erde machte, daß zwei Wege zur Seligkeit wären, und daß der Weg der Indianer geschwinder zu Gott führe, als der Weg der weißen Leute. Nach langem Hin- und Herreden bezeugte ihm Beisberger mit großer Kraft, „der Gott, den er (Wangomen) unter den Indianern predige und dessen Knecht er wäre, sei der Teufel, der sei ein Vater der Lügen xc.“ Hierauf erwiederte Wangomen etwas kleinlaut: „Ich kann deine Lehre nicht verstehen, sie ist mir etwas ganz Neues und Fremdes.“ — „Ich will dir sagen, wie das kommt“, versetzte Beisberger, „der Satan ist der Fürst der Finsternis; wo er ist, da ist Finsternis, und der wohnt in dir, darum kannst du auch nichts von Gott und seinem Worte verstehen. Wenn du aber umkehrst und kommst zum Heilande als ein armer verlorener Mensch und rufst ihn um Gnade und Barmherzigkeit an, so möchte er sich deiner noch erbarmen und dich aus der Gewalt des Satans erlösen; alsdann ist es erst eine Möglichkeit, daß du etwas von Gott und seinem Worte verstehen lernst; jetzt aber ist es nicht möglich. Noch ist es Zeit; der Heiland gibt dir noch Frist; wenn du dich zu ihm wendest, so kann dir noch geholfen werden. Aber säume nicht, sondern eile und errette deine arme Seele!“ — Das traf; Wangomen war mit geschlagen, bekannte, daß er auch arm und unwissend sei, und bat wie alle übrigen um einen abermaligen Besuch. Die Indianer fassten sogar den Beschuß, bei den Brüdern um einen beständigen Lehrer anzuhalten, und gaben diese Bitte dem Missionar mit, welcher mit Dank gegen Gott die Rückreise antrat und am 5. November wieder in Friedenshütten eintraf, von wo er sich nach Bethlehem begab, um über seine Reise und deren Erfolg zu berichten.

Als die Brüder im Frühjahr 1768 noch Vorlehrungen trafen; eine dauernde Mission am Xueghany zu errichten, kamen von dort schon Boten der Delawaren nach Bethlehem, um ihre Bitte vom vorigen Jahre zu wiederholen. Als bald machten Beisberger und Sensemann sich auf den Weg und nahmen von Friedenshütten noch die Indianer Anton, Abraham und Petrus nebst deren Familie mit. Fünf

Wochen waren eine merkwürdige Sache in dem Volke, jeden Tag, Lieder gesungen hatte. Die Eisberge

„Es ist einsammelt zu feierlichen haben, sich beständig seinen weißen Brust hängt auch um den mit silbernen Korallen oder haut eingewide

Mit Hilfe des Dorfes aner ihre Söhne Welschlörn. die Hölle sich das Evangelium. Weiber mit Kindern Predigt sei die Welschlörn er das Wild sieht nicht mehr. erst die Missionare kommen und die heidnischen Unwesenheit i Botchaster vor zu verbannen. Lehrer schickterung, wenn i Korn von der mit den Witwinnen war den Missionaren insgeheim, die waren die Brüder und sahen ih besucht wurden fortzuziehen, 1

ng herum,
aber fühlte
Ansprache
ausriefen:
Seligkeits!“
eilich, wie
gt. „Der
se Gewalt;
zu haben
schränkung
sich auch
Namens
te, daß er
tt, den die
torben sein
und zeigte
Wege zur
er zu Gott
d Herren
er (Wan-
wäre, sei
erniederte
t verstehen,
dir sagen,
Fürst der
pir, darum
en. Wenn
verlorener
so möchte
es Satans
von Gott
glich. Noch
ch zu ihm
t, sondern
omen war
i, und bat
ner sah
hrer anzu-
mit Dank
r in Frie-
um über
rasen; eine
ort schon
vorigem
ensemann
Indianer
it. Fünf

Wochen waren sie unterwegs und erreichten, nachdem sie in Wajomik eine merkwürdige Lebensrettung¹⁾ erfahren, am 9. Juni Goshgoshunk, wo sie von den Indianen mit großer Freude empfangen und von Wangomen in seinem Hause aufgenommen wurden. Zeisberger predigte nun dem Volke, dessen Häuptling Allmewi ihm besonders gewogen war, jeden Tag, und hielt Morgen- und Abend-Andachten, wobei geistliche Lieder gesungen wurden, die er in die Delawarensprache übersetzt hatte. Die Einwohner kamen fleißig zu den Versammlungen, von denen Zeisberger damals schrieb:

„Es ist ein auffallender Anblick, so viele zur Predigt des Evangeliums versammelt zu sezen, die ihre Gesichter mit schwarzer oder scharlachrother Farbe angestrichen haben, und auf deren Köpfen ein Busch von Federn oder Fuchsschwänzen sich beständig bewegt. Die vornehmen Frauen der Delaware sind mit einer feinen weißen leinenen Schürze bedekt, die bis zu den Knien hinabreicht; an ihrer Brust hängen ein paar silberne Knöpfe und ihr langes Haar ist mit einem Stück Luch um den Scheitel gewunden. Die reichsten unter ihnen schmücken ihr Haupt mit silbernen Zierraten von bedeutendem Gewicht, und behängen ihre Ohren mit Korallen oder silbernen Kreuzen. Andere haben nur das Haar in eine Schlangenhaut eingewickelt.“

Mit Hülfe der Indianer erbauten sich die Missionare außerhalb des Dorfes ein eigenes Blockhaus, neben welchem die gläubigen Indianer ihre Hütten ausschlügen; das Feld umher bepflanzten sie mit Weizenkorn. So ging alles eine Weile ganz vortrefflich, bis auf einmal die Hölle sich zu erheben schien und eine gewaltige Feindschaft gegen das Evangelium und seine Boten ausbrach. Besonders thaten die Weiber mit ihren Klagen sich hervor; sie behaupteten, seit Zeisberger's Predigt sei der Segen der Götter von Goshgoshunk gewichen: Das Weizenkorn erfriere auf dem Felde oder werde von Würmern zerfressen; das Wild fliehe aus den Wäldern; Kastanien und Heidelbeeren giehehe nicht mehr. Dann verbreiteten sich allerlei Gerüchte: wenn man nun erst die Missionare aufgenommen hätte, so würden bald mehr Weizen kommen und die Indianer zu Sklaven machen u. dgl. Dazu brachten die heidnischen Zauberer feierliche Opfer, um ihre Götter wegen der Unwesenheit der weißen Lehrer zu versöhnen, und endlich kamen geheime Votschäfer von den sechs Nationen mit dem Befehl, den weißen Lehrer zu verbannen oder ums Leben zu bringen; ja ein entfernter heidnischer Lehrer schickte dem Allmewi einen schwarzen Wampum mit der Erklärung, wenn man noch länger der neuen Lehre anhänge, so werde alles Korn von der Sonne verbrannt werden. Selbst Wangomen machte jetzt mit den Widersachern Gemeinschaft, die Mehrzahl in Goshgoshunk war den Missionaren entgegen und zwei Indianer verbanden sich sogar insgeheim, Zeisberger zu ermorden. In dieser drückenden Lage waren die Brüder zwar auf der Hut, verloren aber den Mut nicht und setzten ihre Versammlungen fort, wenn sie auch weniger zahlreich besucht wurden. Dennoch beschlossen sie endlich mit den Bekirten fortzuziehen, wozu diese auch bereit waren. Der ehrwürdige Häuptling

¹⁾ Basler Missionsmagazin a. a. D. S. 223.

Ullmevi, ein Greis von 120 Jahren, mit dem durch die Kraft des Evangeliums eine ganz auffallende Umwandlung geschehen war, leitete die Uebersiedlung nach dem 15 Meilen südweslich (gleichfalls am Alleghany) gelegenen La hun al han ned, obgleich die benachbarten Senela's dieselbe zu verhindern drohten. Am 7. April 1769 fuhr das Häuflein in seinen Räihnen stromabwärts, während die heidnischen Volksgenossen in dumpfer Stille ihren Abzug mit ansahen.

Die neue Niederlassung hatte ihre schweren Anfänge. Doch fanden sich bald die Indianer der Umgegend ein, um die Predigt zu hören. So auch der stolze Delawarenhäuptling Glikhilan, der nur in der Absicht kam den Missionar mit kluger Widerrede zu Schanden zu machen. Nachdem er einmal still zugehört hatte, kam er mit einer Schaar seiner Volksgenossen von Goschgochünk, damit sie Zeugen seines Sieges sein sollten. Doch grade bei dieser Gelegenheit wurde er von der Ansprache eines Nationalhelfers so erschüttert, daß er selber in sich ging und im ernsten Gespräch mit Beissberger nach dem Wege zur Seligkeit forschte, und in seine Heimat ein Samenkorn christlichen Lebens mitnahm. Auch auf die Männer von Goschgochünk hatte diese Wendung solchen Eindruck gemacht, daß auch dort fortan die Predigt ungehindert gestattet wurde. Die christliche Niederlassung aber kam immer mehr in Blüte. Schon 1770 zählte sie eine Anzahl Getauften.

Unterdessen waren neue Feindseligkeiten zwischen den Senela's und Cherokeen ausgebrochen, und auch La hun al han ned war dadurch vielfach bedroht. Raum hatte Glikhilan davon vernommen, als er Beissberger dringend einlud, sich mit seiner Gemeinde bei ihm zu Kas-ka-sa-ung am Biberflusse niederzulassen und den zahlreichen Bewohnern jener Gegend das Evangelium zu predigen. Beissberger sah darin eine Weisung Gottes und fuhr mit seinen Neubekehrten am 17. April 1770 nach einem rührenden Abschied von den Häuplingen zu Goschgochünk auf 16 Booten den Alleghany bis nach Pittsburgh hinab, von wo sie auf dem Ohiostrom ihre Reise bis zu der Stelle fortsetzten, wo sie in die Mündung des Biberflusses einlaufen konnten; „ein merkwürdiger Auftritt und der erste dieser Art in dieser abgelegenen Wildnis.“ — Einige dieser Boote waren angefüllt mit den bekehrten Kriegern, die bis an die Zähne bewaffnet waren und auf deren Köpfen eine gefiederte Krone prangte. Zu andern sahen die wehrlosen Missionare mit dem Kinderhäuflein der Neubefehrten. Von Zeit zu Zeit erschallte eins der köstlichen deutschen Lieder, welche Beissberger in die Delawaresprache übertragen hatte, auf den Gewässern dieses breiten Stromes, und durchbrach zum erstenmal die Todesstille seiner Einsamkeit.“ Auf den beiden letzten Tagereisen mußten sie ihr sämtliches Gepäck tragen, da sie auf dem Biberfluß an einen Wasserfall gelangt waren, wo der Strom sich in eine jähre Tiefe hinabstürzte. Endlich 8 Stunden oberhalb der Mündung des Flusses, mitten in der dichtesten Wildnis, erreichten sie am 3. Mai den Platz, der ihnen künftig zur Wohnung dienen sollte. Feierlich wurden sie hier von ihrem Freunde Glikhilan empfangen und begannen alsbald ihre erste Arbeit. Das Land wurde bepflanzt, Hütten wurden aufgeschlagen und die neue

Niederlassung Glikhilan Gemeinde belam den nicht blos tanke, der durch wurd stadt zu ko zu werden, brachte. E Friedensstat Seuche aus Sie hielten mittel und ganzen Lan einen Feind einem Besu vom Oktobe Mitarbeiter selbst hielte seinen Kind an Jesum

Beissberg andern Indian häuptlinge, I schiedenem R er eingeladen Beissberger m ward von Ne in der Mitte baren, von s schatteten Ge gelegen, daß Besitz nahm i kurzer Zeit n lam. Am 4 neue Ort erh alsbald die P lamen die He baten, bei der Isaac Glik treuer Gehilf

Einst fragte Häuptling. Wie wortete Isaac: liegen, die Söhne unterliegen, sonst vorgenommen h

Niederlassung erhielt den Namen Languntoutemnuck, Friedensstadt; Glikhilan aber ließ es sich nicht nehmen, in der Mitte der kleinen Gemeinde zu wohnen, und konnte bald hernach getauft werden. Er bekam den Namen Isaak. Durch seine Beklehrung aber hatte er sich nicht blos bei seinem Volk, sondern auch bei seinem Häuptling Pakante, der früher große Stücke auf ihn hielt, verhaft gemacht. Dadurch wurden auch viele von seinen Leuten abgehalten, nach Friedensstadt zu kommen, und schon drohte die Lage der Christen eine mißliche zu werden, als eine Krankheit die Delawaren auf andere Gedanken brachte. Eine Gesandtschaft von dem großen Rath derselben kam nach Friedensstadt und berichtete, in ihrer Gegend wäre eine verheerende Seuche ausgebrochen, welche sie der Macht der Zauberer zuschrieben. Sie hielten nun die Annahme des Evangeliums für das beste Heilmittel und hätten daher den Beschlüsse gesetzt, das Wort Gottes im ganzen Lande zuzulassen, und jeden, der sich dagegen widersetze, als einen Feind der Nation anzusehen. Zugleich luden sie Zeisberger zu einem Besuch ein. Darauf nahm das Werk in Friedensstadt, wo vom Oktober 1770 ab Missionar Jungmann mit seiner Frau als Mitarbeiter eintraten, guten Fortgang, und der Häuptling Pakante selbst hielt sich einige Tage dort auf und gab nach seiner Heimkehr seinen Kindern den Rath, nach Friedensstadt zu gehen und den Glauben an Jesum Christum zu lernen.

Zeisberger aber rüstete sich schon wieder zu neuer Thätigkeit in andern Indianergebieten. Von dem Unami (Fürsten) der Delawarenhäuptlinge, Netawatwis, einem Mann von starkem Geist und entschiedenem Regententalent, den er im Jahre 1771 kennen lernte, ward er eingeladen, sich in seinem Gebiet am Muskingum niederzulassen. Zeisberger machte sich 1772 mit einigen Indianerbrüdern dahin auf, ward von Netawatwis freundlich aufgenommen, und fand die Stelle — in der Mitte zwischen Friedensstadt und dem Eriesee, in einer fruchtbaren, von Wallnuss- und wilben Apfel- und Pfauenbäumen beschatteten Gegend, von einer zahlreichen Bevölkerung umwohnt, — so gelegen, daß er alsbald einwilligte, unter Zustimmung der Heiden davon Besitz nahm und wieder nach Friedensstadt zurückkehrte, von wo er nach kurzer Zeit mit fünf Indianerfamilien, zusammen 28 Personen, wiederkam. Am 4 Mai 1772 wurden die Plantagen abgesteckt, und der neue Ort erhielt den Namen Schönbrunn. Auch hier erkönte nun alsbald die Predigt des Evangeliums und aus den benachbarten Dörfern kamen die Heiden, es zu hören; manchen gefiel es auch so gut, daß sie daten, bei den Brüdern wohnen zu dürfen. Diesen aber erwies sich Isaak Glikhilan, der mit nach Schönbrunn gezogen war, als ein treuer Gehilfe.

Einst fragte ihn ein heidnischer Indianer: "Du bist doch auch ein Kapitän (Häuptling) gewesen, ehe du gläubig warest, und bist es noch; das kannst du nicht leugnen. Wie reimt sich aber ein Kapitän mit einem Gläubigen?" — Offen antwortete Isaak: "Ja, vor diesem war ich ein Kapitän, aber ich mußte immer unterliegen, die Sünde hat mich allezeit überwunden, und ein rechter Kapitän soll nie unterlegen, sondern immer siegen; das weißt du wohl. Wenn ich mir auch öfter ist vorgenommen hatte, nicht mehr zu sausen, so konnte ich es doch nicht lassen, und

musste des Satans Slave sein. Aber nun bin ich erst ein rechter Kapitän, denn jetzt kann ich allezeit siegen; die Sünde kann mich nicht mehr überwinden, wie ehemals, denn alle Lustbarkeiten mag ich nicht mehr ansehen; ich habe kein bisschen Gefallen mehr daran, weil ich etwas Besseres gefunden habe, welches ich dir auch wünsche".

Noch in demselben Jahre wurde in der Nähe von Schönbrunn eine zweite Niederlassung, Gnadenhütten, gegründet. Die beiden Gemeinden nämlich am Susquehanna, in Friedenshütten und dem dazu gehörigen Filiale Tschesschequantuk, welche bisher erfreuliche Fortschritte gemacht hatten, entschlossen sich auszuwandern. Ihr Land war von den Proleten treuloser Weise verkauft worden. Immer mehr weiße Ansiedler kamen in ihre Nähe. Die Versuchungen der Brantweinhändler wurden immer stärker. Obgleich die Regierung von Pennsylvania ihnen den Besitz ihrer Ländereien ferner gestatten wollte, gingen sie dennoch mit schwerem Herzen daran, von ihren Friedenshütten, in denen sie 7 Jahre verlebt, Abschied zu nehmen. Es war eine beschwerliche Wanderschaft, da die Schaar von 241 Seelen mit aller Hab' und Gut, ihren Heerden und Ackergeräthen durch die unwegsame Wildnis nach Westen zogen. Nach 8 Wochen trafen sie in Friedensburg ein. Von da siedelten sich einige Familien mit Erlaubniß des Käthes der Delawaren in Schönbrunn an, andere, und zwar der alte Stamm der Mohikaner-Gemeinde, bauten sich in einer Entfernung von da ein neues Gnadenhütten, südlich von Schönbrunn am Muskingum. Im folgenden Jahre wurde auch Friedensburg verlassen, und die befehrteten Delawaren sammelten sich zu Schönbrunn, wohin auch Missionar Schmidt, der früher in Friedenshütten thätig war, seiner Gemeinde folgte.

Zeisberger machte bald darauf einen Besuch bei einem Stämme der wilden Schamano's und meinte die besten Hoffnungen auf eine Erweckung unter ihnen hegen zu dürfen; wurde aber bei einem zweiten Besuch 1773 durch ihre veränderte Stimmung enttäuscht.

Einen desto geheimlicheren Fortgang nahm das Werk des Herrn am Muskingum, wo das Wort Gottes reiche Früchte trug, so daß Zeisberger selbst späterhin auf diese Zeit als auf die schönste in seinem Leben hinzublicken pflegte. Gleich nach seiner Rückkehr von den Schamano's wurden in Schönbrunn und Gnadenhütten die neuerrichteten Gotteshäuser feierlich eingeweiht und die Verkündigung des Evangeliums auch während eines zwischen den benachbarten Indianerstämmen ausgebrochenen Krieges, der indes durch die Umsicht und Entschlossenheit der englischen Regierung bald beigelegt wurde, ununterbrochen fortgesetzt. Zeisberger selbst beschäftigte sich in seinen wenigen Mußestunden damit, schöne Lieder aus dem Brüdergesangbuch in die Delawarensprache zu übersetzen und Bücher für seine Schuljünger anzufertigen. Das Leben in der Wildnis hatte jetzt für ihn sogar großen Nutzen gewonnen. Er verstand sich auch darauf, gleich dem besten Indianer, Hirsche und Vären zu schließen, und mußte freilich diese Geschicklichkeit oft genug in Anwendung bringen, um für den täglichen Unterhalt zu sorgen. Wenn er dann Nachmittags nach Schönbrunn, wo er seine Wohnung hatte, zurückkehrte, so pflegte er die Arbeiten an den Gebäuden und

auf den Pfosten zu suchen, die alles zu befestigen. Dann zog er Arbeiten und andere genössliche Kenntnisse ein, lichen Aufnahmen fandene.

Ein fremder Hütten Theil fragte eine dreifach welcher gepredigt nicht sagen, ob ihm liebt, der hier auf dem Dach so würden nur davon gegessen Nur diejenigen Liede nicht verge-

Der Mohikaner doch auch etwas ich es kaum erwähnen Gott geschenkt konnte. Das Kind freudigkönnte, mir, weil mein Hause bleiben, so gelommen. Daß die Betriebskunst Kind blieb noch Bäume an, und auch mein Kind ich weiß nicht, was hast mein Kind das ist geschehen. Vielleicht ist es abgessen können und das ich so lieb hat

Einen Schreiber durch den Tod der ihnen beso ein wackerer Blatt lassen können, geliebt und bestührer zum Lebarten Häuptling werden können, Kilbuck oder den Anfängen angefochten, di

tan, denn
wie ehe-
schen Ge-
) dir auch

önbrunn
e beiden
und dem
che Fort-
zand war
er mehr
: Brant-
on Penn-
n wollte,
nschlitten,
war eine
mit aller
nwegsame
Friedens-
abniss des
er der alte
ntfernung
am Mus-
verlassen,
n, wohin
ätig war,

Stamme
auf eine
m zweiten

es Herrn
, so daß
in seinem
den Scha-
uerbauten
ngeliums
en ausge-
lossenheit
ortgesetzt.
en damit,
prache zu
as Leben
nen. Er
siche und
oft genug
sorgen.
Wohnung
den und

auf den Pflanzungen in Augenschein zu nehmen, die Schulen zu besuchen, die Jugend zu prüfen, Abendversammlungen zu halten und alles zu besorgen, was sich auf das Wohl seiner Gemeinden bezog. Dann zog er sich in seine einsame Hütte zurück, um seine schriftlichen Arbeiten und indianischen Sprachstudien fortzuführen. Unter den Indianern genoss er das größte Ansehen und Vertrauen; auch zu seinen ärztlichen Kenntnissen nahmen viele ihre Zuflucht. Zahlreiche Fremde, auch Kriegsleute, fanden sich auf den Niederlassungen der Gläubigen zum Besuch ein, empfingen christliche Eindrücke und freuten sich der freundlichen Aufnahme, welche sie — oft wider ihr Erwarten — in der Gemeinde fanden.

Ein fremder Mohikaner, der einst an der gottesdienstlichen Feier in Gnadenhütten Theil genommen und über den zahlreichen Besuch derselben erstaunt war, fragte eine christliche Indianerin, ob denn alle Anwesenden die Liebe Gottes, von welcher gepredigt worden, auch gefühlt hätten. Sie antwortete: „Das kann ich dir nicht sagen, ob es alle so im Herzen fühlen; wer aber an den Heiland glaubt und ihn liebt, der hat ein Gefühl davon. Ich will dir ein Gleichnis geben: Siehe, wenn hier auf dem Tische schönes Essen stände, und viele Leute hier in der Stube wären, so würden nur diejenigen davon sagen können, wie schön die Speise schmeckt, die davon gegessen hätten, die andern aber nicht. So ist es auch mit dem Heilande. Nur diejenigen, die seine Liebe geschmeckt haben, können davon reden und seine Liebe nicht vergessen“.

Der Mohikaner erwiderte: „Dieses Gleichnis ist wahr. Ich will dir dabei doch auch etwas erzählen. Als meine Frau ihr erstes Kind bekommen sollte, konnte ich es kaum erwarten, es zu sehen, und als ich es sahe, dachte ich: Das Kind hat doch Gott geschaffen; und ich gewann es so lieb, daß ich es nicht genug betrachten konnte. Das Kind starb aber bald; da wurde ich so betrübt, daß mich nichts befriedigen konnte, und ich hatte keine Ruhe. Tag und Nacht war das Kind vor mir, weil mein Herz daran hing, und ich es so lieb hatte. Ich konnte nicht zu Hause bleiben, sondern lief im Busch herum, und wäre bald von meinem Verhande gelommen. Da rieten mir die Indianer, ich sollte zu brechen einnehmen, so würde ich die Betrübnis verlieren. Das tat ich, aber die Betrübnis und die Liebe zu dem Kinder blieb noch. Ich ging wieder in den Busch. Da sah ich die Vogel und die Bäume an, und dachte: Das hat doch niemand als Gott geschaffen, der hat doch auch mein Kind geschaffen, und ich sagte: Du, o Gott, der du alles geschaffen hast, ich weiß nicht, wo du bist, ich habe aber gehört, daß du im Himmel wohnst; du hast mein Kind von mir genommen, nimm nun auch die Betrübnis von mir weg. Das ist geschehen, und da konnte ich mein Kind vergessen. Dabei denkt ich nun: Vielleicht ist es auch so bei dem, die Gott lieb gewinnen, daß sie ihn nicht vergessen könnten und keine Ruhe in andern Sachen haben, wie mir bei dem Kinder war, das ich so lieb hatte“.

Einen schmerzlichen Verlust erlitten die Brüder im Jahre 1773 durch den Tod des gläubigen und treuen Nationalgehilfen Anton, der ihnen besonders durch seine Übersetzungsgabe sehr nützlich und ein wackerer Zeuge des Evangeliums, für das er auch sein Leben hätte lassen können, gewesen war. Er entschlief im 77. Jahre seines Alters, geliebt und betrauert auch von den Indianern, deren manchem er ein Führer zum Leben geworden war. Anfeindungen von Seiten benachbarter Häuptlinge hätten um diese Zeit den Brüdern leicht gefährlich werden können, wenn nicht ein angehörener Heerführer der Delawaren, Kilbuck oder Weizaug, der das Evangelium lieb gewonnen hatte, sich den Anschlägen seiner Landsleute wider setzte und, obwohl deshalb selbst angefochten, die Brüder geschützt hätte. Er bewirkte auch, daß Meto-

watwiss der treueste Freund der Brüder ward und bis ans Ende blieb, und daß der Rath der Delawaren den Beschluß fasste, das Wort Gottes anzunehmen und den gläubigen Indianern ganz dieselben Rechte im Lande einzuräumen, wie den anderen. Wer sich von den Indianern zu den Brüdern wenden und gläubig werden wollte, der sollte dazu Freiheit haben und ihm nicht gewehrt werden. Hingegen sollten sich keine Indianer in der Nähe der Gläubigen niederlassen. Des freute sich Metawatwiss und sprach: „Ich bin schon ein alter Mann, und weiß nicht, wie lange ich noch in dieser Welt leben werde; darum bin ich froh, daß ich dieses Werk noch habe thun können, damit es unsere Kinder und Nachkommen zu genießen haben; und nun kann ich aus der Zeit gehen, wenn es Gott gefällt.“

Schon hatten nach dem allen die Boten des Evangelii die Hoffnung gefaßt, daß sie an dieser stillen Zufluchtstätte ungestört bleiben würden, da brach im Jahre 1774 der Freiheitskampf der Amerikaner gegen das englische Mutterland aus. Der am 4. Juli d. J. zu Philadelphia gehaltene Kongreß der Amerikaner sandte nach allen Richtungen Kommissäre aus, um auch die Indianer für ihre Partei zu gewinnen, und auf einer Versammlung zu Pittsburg wurde wirklich ein Theil derselben auf die Seite der Freiheitsfreunde gebracht. Die Missionare dagegen boten alles auf, die Indianer von jeglichem Antheil an dem Kampfe, dessen Folgen für ihre Niederlassungen sie wohl vorausahnen, abzuhalten, und erklärten sammt ihren Gemeinden nachdrücklich ihre Neutralität, wodurch sie es freilich mit beiden Parteien verdarben. Indes blieben sie während der ersten Kriegsjahre noch von Unruhen verschont; ihre Arbeiten in Schönbrunn und Gnadenhütten gingen in Segen fort; ja, sie konnten sogar auf dringende Bitten des Raths der Delawaren im April 1776 drei englische Meilen unterhalb des sogenannten Dorfes am rechten Ufer des Muskingumflusses einen dritten Gemeindeort, Lichtenau, anlegen. Der erste Heide, welcher hier am 28. Juli 1776 getauft ward, war Johannes, ein Enkel des alten Metawatwiss, ein vortrefflicher junger Mann, der mit Freuden zeigte von dem, was er glaubte, und als ein Heide ihm den Rath gab, seine Erfahrungen für sich zu behalten, um nicht sein Leben in Gefahr zu bringen, die schöne Antwort gab: „So will ich desto getrostter davon reden. Denkst du denn, daß wir uns vor der Zauberei der Indianer noch fürchten und darum unsern Mund zu halten und das verschweigen sollen, was der Heiland für uns und alle Menschen, auch für die Indianer gethan und gelitten, und wie er sein Blut für alle vergossen hat? Das sei ferne. Wir wollen gern allen Indianern sagen, wie sie zum Heiland kommen und selig werden können, und davon nicht schweigen, so lange wir leben, denn das ist Gottes Wille.“ — Auf den alten Metawatwiss machte die Taufe seines Enkels einen tiefen Eindruck, und ernstlicher denn je fing er an, auf das Heil seiner Seele zu denken. Seiten fehlte er bei dem Gottesdienst in Lichtenau, wohin er auch seinen Sohn ziehen ließ, und oft saß er bis tief in die Nacht mit Zeisberger am verglimmenden Kohlenfeuer und ließ sich von der Gnade Gottes in Christo erzählen. In demselben Jahre 1776 ließ

ein anderer Sohn, Weiß war bei 19 Jahren gemacht. Die Ehe war sofort. Da bei dem Gesange wider auf; froh bin ich 19 Jahren wider, habe schon oft und nun hat auf stand. Durch die Weiß für Zeisberger den Rest seines Lebens drangen die Amerikaner hört man, die in den Kriegen alles auf, den Indianerstämmen an den Huronen zum Frieden und vor die Füße zu verlassen, hender die Geist ihre beste Stütze verlieren. Er alle Hänsel-Worten den Liedern von den Tieren, dem sie ihm trauten, rief der Sterbende von der Liebe vollen Gebet sendend umstanden aug, eine Bibel trat und sie als Willen unseres laßt es uns erden, wenn wir schauen lassen, schaffen hat, unser Willen offenbart sind, das heiligste Leiche geschworen.

Burkhardt, Missions-

ide blieb,
as Wort
en Rechte
India-
der sollte
en sollten
en. Des-
er Mann,
; darum
damit es
kann ich

die Hoff-
t bleiben
merikaner
d. J. zu
nach allen
re Partei
e wirklich
cht. Die
m Antheil
voraus-
chdrücklich
erdarben.
Unruhen
gingen in
fathes der
des lezge-
en dritten
hier am
des alten
en zeugte
gab, seine
befahr zu
er davon
Indianer
schweigen
die In-
vergessen-
gen, wie
von nicht
— Auf
en tiefen
ner Seele
i, wohin
ie Nacht
von der
776 ließ

ein anderer Häuptling, Assiningl, in Lichtenau sich nieder. Sein Weib war das Kind weisser Eltern, auf einem Raubzuge hatte er vor 19 Jahren sie entführt, sorgfältig erzogen und dann zu seiner Gattin gemacht. Ihre alte Heimat hatte die Frau längst vergessen, und ihre Ehe war so glücklich, als es ohne den Glauben nur immer möglich ist. Da besucht sie am Morgen die christliche Versammlung; unter dem Gesange der christlichen Lieder wachen die alten Jugenderinnerungen wieder auf; ein Thränenstrom bricht aus ihren Augen, und: „O wie froh bin ich“, ruft sie aus, „daß ich einmal hier bin und in neunzehn Jahren wieder zum erstenmale das Wort Gottes gehört habe. Ich habe schon oft verlangt, zu euch zu kommen und bei euch zu wohnen, und nun hat mir Gott mein Verlangen gewährt!“ Kurze Zeit darauf stand Assiningl mit seinem Weibe unter der Zahl der Gläubigen.

Durch die Freundschaft dieser einflussreichen Häuptlinge, Netawat-wis, Weizaug, Assiningl, stand so das ganze Delawarengebiet für Zeisberger und seine Mitarbeiter offen, und schon hoffte er, hier den Rest seiner Tage im Dienste des Heilands verzehren zu können, da drangen die Unruhen des Krieges auch in diese Gegend. Engländer wie Amerikaner suchten jeder die Indianer für sich zu gewinnen; schon hörte man, die Iroesen, Wyandot's und Schawano's hätten sich bereits in den Krieg verwickeln lassen. Die Häuptlinge der Delawaren boten alles auf, den Frieden zu erhalten, und sandten Abgeordnete zu den Indianerstämmen, vor dem Kriege sie zu warnen. Weizaug ging selbst an den Huronfluß, um den Häuptling der dort wohnenden Stämme zum Frieden zu bewegen; der aber warf ihm den Friedens-Wampum vor die Füße und befahl ihm, binnen einer halben Stunde den Ort zu verlassen. Immer verwinkelter wurden die Verhältnisse, immer drohender die Gefahren; da mußten die Missionare gerade um diese Zeit ihre beste Stütze auf Erden, den edlen Netawatwis, durch den Tod verlieren. Er starb im Jahre 1777. Vor seinem Ende versammelte er alle Häuptlinge um sein Lager und sprach ihnen in den herlichsten Worten den Wunsch aus, daß alle Delaware Christen werden und das von den Missionaren verkündigte Wort annehmen möchten. Nachdem sie ihm tiefbewegt versprochen, alle ihre Kräfte dafür aufzubieten, rief der Sterbende seinen Freund Zeisberger, der ihm noch etwas von der Liebe des Heilandes erzählen mußte, und unter seinem thränenvollen Gebet schloß der Greis in Frieden Gottes seine Augen. Schweigend umstanden die Indianer den geliebten Todten, als der edle Weiz-aug, eine Bibel in der Hand und mit Thränen in den Augen, hervortrat und sie also anredete: „Meine Freunde, ihr habt jetzt den letzten Willen unseres erblachten Uanapi vernommen. Laßt uns ihn befolgen; laßt es uns unsern Jünglingen und unsern Kindern sagen, und davon reden, wenn wir im Walde jagen oder uns vom Feinde ins Gesicht schauen lassen. Wir wollen niederknien vor dem Gott, der uns geschaffen hat, und ihn bitten, daß er uns gnädig sein und uns seinen Willen offenbaren wolle; und da wir denen, die noch nicht geboren sind das heilige Bündniß nicht verkündigen können, daß wir bei dieser Leiche geschworen haben, so wollen wir beten zu dem Herrn unsern

Gott, daß er es unsren Kindern und Kindeskindern bekannt machen möge." Am folgenden Tage erschien eine zahlreiche Gesandtschaft der Cherokeeen, um ihr altes Bündniß mit den Delawaren zu erneuern und den entshlafenen Fürsten mit zu Grabe zu geleiten. In der Mitte des Leichenzugs aber und unter den vordersten Feldobersten wandelte Zeisberger, in seine Delawarentracht eingehüllt, und nur dadurch von jenen unterscheidbar, daß er bitterlich am Grabe weinte. Und als die Erde die Hülle seines Freunbes überschüttete, da ergriß seine Seele eine mächtige Ahnung, daß eine Stunde mitternächtlicher Finsterniß dem Missionarwerke herannahe.

Und diese Unglücksstunde brach nur allzubald herein. Ein Agent der englischen Regierung hatte sich zu Detroit am Huronflusß niedergelassen, um die Indianerstämmen zur Theilnahme am Kriege gegen die auführerischen Amerikaner zu bewegen. Schon war es ihm gelungen, die nördlichen Stämme für die Engländer zu gewinnen; jetzt lag es ihm daran, auch die westlichen, unter denen die Delaware die erste Stelle einnahmen, in seine Pläne zu ziehen. Die Delahrenhäuptlinge aber waren seit dem Tode ihres Unami Metawatwiss dem Kriege noch abgeneigter, und die Missionare suchten sie darin natürlich zu verstärken. Der Gouverneur zu Detroit fing deshalb an, in den Missionaren Feinde der Engländer zu erblicken, und machte mit den ihm gleich Gesinnten allerlei Anschläge, Zeisberger und die übrigen Brüder in seine Gewalt zu bekommen; ja es verbreitete sich das Gerücht, daß sie gefangen oder ermordet werden sollten. In Schönbrunn, wo Zeisberger noch immer gewohnt hatte, war die Gefahr am größten, weil die Gemeinde sich gespalten hatte, und die Monsey's, einer der drei Delwarenstämme, sich auf die Seite der Auführer schlugen und den Häuptling Newalik in Schönbrunn, trotz Weihaug's Mahnungen, mit einem ziemlichen Anhang für sich gewannen. Dazu kam die Nachricht, daß die verbündeten Wilden Schönbrunn überfallen wollten. Deshalb sah sich Zeisberger genötigt, am 19. April 1777 mit seinen Gehülfen und den gläubigen Indianern abermals auszuwandern, nachdem sie zuvor ihr Gotteshaus, um es vor heidnischen Entweihungen zu schützen, abgebrochen hatten. Der größere Theil zog nach dem benachbarten Lichtenau, einige wenige nach Gnadenhütten. Bald darauf wandten sich Hedewälde und Jungmann mit ihren Frauen nach Bethlehem, während Zeisberger mit Edward in Lichtenau blieb. Ein Besuch des Halbkönigs der Huronen, der gleich hernach mit 200 Kriegern nach Lichtenau kam, wo alle gastlich empfangen und freundlich bewirthet wurden, ging durch Gottes Gnade wider Erwarten ohne Gefahr vorüber, ja der wilde Häuptling versicherte sogar die Missionare seiner Freundschaft. Wurde nun die Gemeinde in der folgenden Zeit auch öfters durch Gerüchte von beabsichtigten Ueberfällen erschreckt, so ging sie doch im Innern ungestört ihren Gang und erlebte manches Erfreuliche. So konnte noch im Jahre 1777 der Häuptling Wepapachschiechen¹⁾ getauft werden, der sich

¹⁾ Wulfschägel Lebensbilder II, S. 185 ff.

in Lichtenau noch vor sei
schöne Zeug
jetzt lauter
lässt uns de
diese gefährli
allernötigste
rechnen; ich
ich bei dieser
bleiben, da w
gehen. Ich
Leben beschlie
gelangen, ge
können: Hier
hat können
gemeinde gebl

Das Fal
der Kriegsscha
die Umgegend
schlägen dur
befahl ausdrü
sollten gegen
Skalpe derselb
rüstet ins Fe
liche Spione,
um diese zum
Missionare zu
Häuptling Pip
bereits zum K
den kriegerische
Entschiedenheit
deren die betrü
kamen, und die
mussten. Um
Missionare, der
ging. — Im A
an diesem Orte
waren, nach Li
mussten. Besor
der indeß keine
zu fürzen, und
mal bewaffnete
schon ihre Stre
Dazwischenkunf
tenat erlebte di
staum bald zu
hütten und Sch
meindeort, Sal

in Lichtenau trotz alles Widerstrebens der Seinigen niedergelassen und noch vor seiner Taufe in einer Rathsversammlung der Delawaren das schöne Zeugniß abgelegt hatte: „Lieben Brüder und Freunde; weil wir jetzt lauter fürchterliche Nachrichten von allen Orten her hören; so lasset uns desto angelegenlicher zum Heiland beten, daß er uns durch diese gefährlichen Zeiten hindurchhelfe, denn jetzt haben wir es am allernotthigsten. Ich darf mich wohl noch nicht unter die Gläubigen rechnen; ich kann euch aber doch von ganzem Herzen versichern, daß ich bei diesem Volke Gottes leben und sterben will. Wo die Brüder bleiben, da will ich auch bleiben; wie es ihnen geht, so soll mir's auch gehen. Ich werde es für eine große Gnade schätzen, bei ihnen mein Leben beschließen zu können; und sollte ich auch nicht zu der Gnade gelangen, getauft zu werden, so soll man doch einst von mir sagen können: Hier liegt Welapachtschiechen begraben, der, ob er schon nicht hat können getauft werden, doch bis an sein Ende bei der Brüdergemeinde geblieben ist.“

Das Jahr 1778 brachte schwere Stürme über die Gemeindeorte; der Kriegsschauplatz rückte immer näher, wilde Scharen durchkreisten die Umgegend, und oft mußten die Gläubigen die Skalpe der Erschlagenen durch ihre Dörfer tragen sehen. Der englische Gouverneur befahl ausdrücklich, die Missionare mit ihren befehlteten Indianern sollten gegen die Amerikaner jenseits des Ohio ziehen und ihm die Skalpe derselben ausliefern. Zeisberger aber warf sein Schreiben enttäuscht ins Feuer. Nun sandte der Gouverneur drei verrufene englische Spione, Elliot, McKee und Girty, in das Land der Delawaren, um diese zum Kriege aufzureißen und mit tödtlichem Haß gegen die Missionare zu erfüllen. Eine nicht unbeträchtliche Partei, mit dem Häuptling Pipe an der Spitze, ward auch gewonnen und schickte sich bereits zum Kriege an. Mit aller Kraft aber stellte sich Weizaug den kriegerischen Unternehmungen entgegen und erlangte durch seine Entschiedenheit zunächst einen Aufschub von zehn Tagen, innerhalb deren die betrüglichen Vorpiegelungen jener drei Agenten an den Tag kamen, und dieselben vor dem Unwillen der Indianer eilicht flüchten mußten. Um so größer aber ward der Haß der Engländer gegen die Missionare, deren Werk mitten unter allen Gefahren in Segen fortging. — Im April 1778 zogen die Gläubigen von Gnadenhütten, die an diesem Orte den Durchzügen feindlicher Indianer zu sehr ausgesetzt waren, nach Lichtenau, wo sie jedoch immer auch auf ihrer Hut sein mußten. Besonders hatten es die Feinde auf Zeisberger abgesehen, der indes keine Furcht kannte, ohne sich gerade muthaftig in Gefahr zu stürzen, und oft wunderbar errettet wurde. So lauerten ihm einmal bewaffnete Profeßen im Dickicht des Waldes auf und schwangen schon ihre Streitkräfte über seinem Kopf, als sie durch die unerwartete Dägzwischenkunst zweier Delawarenjäger vertrieben wurden. — In Lichtenau erlebte die Gemeinde wieder eine Zeit des Gedehmens, und da der Raum bald zu beschränkt erschien, wurde im Jahre 1779 Gnadenhütten und Schönbrunn von neuem bezogen, ja sogar ein neuer Gemeindeort, Salem, in der Nähe von Schönbrunn angelegt. Zeis-

berger wohnte jetzt wieder in Schönbrunn und hatte große Freude an seinen wachsenden Gemeinden. Aber die Zeit der Ruhe sollte nicht lange dauern. Der edle Weizhaug war auf einer Reise zu den Tuscarora's an den Blättern gestorben, und die Partei der kriegslustigen Indianer unter Pipe hatte nun freie Hand. Die Durchzüge feindlicher Indianer wurden jetzt so häufig, die Brandstiftungen durch dieselben so drückend, daß man Lichtenau für eine Zeit lang wider aufgeben und von da nach Salem wandern mußte. Raum aber war Zeisberger im Jahre 1781 von Bethlehem, wo er mit Susanna Le kron¹⁾ sich verheirathet hatte, zurückgekehrt, als die Feinde der Mission, welche die Indianergemeinde eines geheimen Bündnisses mit den Amerikanern beschuldigten, den neuen englischen Gouverneur zu Detroit so gegen die Gläubigen einzunehmen wußten, daß er ihre gänzliche Vernichtung beschloß. Weder die Froesen, die er durch seinen Agenten bearbeitete, noch die Tschippewa's und Ottawa's, denen jene sagen ließen: „Wir machen euch hiermit ein Geschenk mit den christlichen Indianern am Muskingum, um ihnen den Garaus zu machen“, wollten das Zerstörungswerk vollbringen; endlich übernahm es der Halbönig der Huronen, und der Häuptling Pipe ward sein Helfer. Am 10. August 1781 rückte er in Begleitung des britischen Agenten Elliot, der voll bittern Hasses gegen die Missionare war, mit einer großen Schaar in Salem ein, arbeitend freundlich, um die Missionare zu täuschen. Elliot's Fahnenträger aber konnte es nicht lassen, den Missionar Heckendorf heimlich vor der bevorstehenden Gefahr zu warnen, der nun sofort an Zeisberger in Schönbrunn Nachricht sandte. Am folgenden Tage zog die Wilsenschaar nach Gnadenhütten, wo der Halbönig der Huronen am 20. August die Gemeinde samt ihren Lehrern zu bewegen suchte, ihren jetzigen so gefährdeten Wohnsitz zu verlassen, aber zufrieden war, als die Gemeinde seinen Vorschlag zu erwägen und nach der Ernte zu beantworten versprach. Damit war indeß dem schändlichen Elliot nicht gedient, und seinen listigen Vorstellungen gelang es endlich, den Halbönig aufs neue aufzuregen. Es war gerade die Stunde des Morgengottesdienstes. Zeisberger hielt eine gewaltige Predigt über die Tageslosung Jes. 54, 8: „Ich habe mein Angesicht im Augenblick des Horres ein wenig vor dir verborgen, aber mit ewiger Gnade will ich mich dein erbarmen, spricht der Herr, dein Erlöser“, und schloß mit den Worten: „Wollen wir den Heiden Ursache geben, daß sie unser spotten und sagen können: diese Leute geben vor zu glauben, und glauben doch nicht? Nein, meine Brüder, wir wollen ruhig bleiben, und die Folgen abwarten, weil es Kindern Gottes nicht gesiemt, gleich den Kindern dieser Welt Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Auch wollen wir unsere Feinde nicht hassen, denn sie wissen nicht, was sie thun, vielmehr für sie beten, daß der Herr ihnen ihre Augen öffne; und vielleicht läßt er uns die Freude zu Theil werden, daß sich einige derselben an unser Häuslein anschließen.“ — Nach beendigtem Gottesdienst fiel ein wilder Haufe über die Missionare

¹⁾ Basler Missions-Magazin a. a. D. S. 273.

Senfeman
das Feldlage
um den and
Missionare
herbeizuschaff
Noch ehe der
größten Anf
heerung gew
nungen in ei
mit großem
wurden gleich
Missionare, d
deckt, in zwei
genden Tagen
halbnacht und
herbeibringen
Gefangenen.
Befolger mi
gungen schlie
also, warum
der Gewalt zu
getümmele geto
Zeit in meiner
zurückgewiesen
Ich bin Isaia
digen Gott, ur
mein Leben au
den Rücken gel
der Missionar
Meine Brüder
Wallfahrt scheit
ßorten des T
wir für eine g
schwechten die C
sie vor die Ver
bereit wären,
und als sie das
zurückzulehren,
Ausgang aber
maderen Nation
einmal ihr the
wehmuthige Fra
Stätte das Eva
mit den Gläubi
an den Abschied
Am 11.
Einen großen T
Jahres mußten

Freude an
 alle nicht
 den Tus-
 zugsstigen
 ge feind-
 durch die-
 wider auf-
 aber war
 Susanna
 einde der
 es mit den
 zu Detroit
 zliche Ver-
 enten bear-
 en ließen:
 ianern am
 as Zerstö-
 Huronen,
 August 1781
 voll bittern
 in Salem
 Elliot's
 d'wälde
 sofort an
 enden Tage
 blödig der
 ern zu be-
 assen, aber
 wägen und
 indeß dem
 orstellungen
 Es war
 hielt eine
 habe mein
 organ, aber
 Herr, dein
 beiden Ur-
 eute geben
 rüber, wir
 ern Gottes
 it Gewalt
 denn sie
 herr ihnen
 zu Theil
 eßen." —
 Missionare

Sensemann, Hederwälde und Zeisberger her und führte sie in das Feldlager der Huronen. Da herrschte wildes Getümmel; ein Haufe um den andern zog ab unter gellendem Geheul, um die noch übrigen Missionare aus den drei Gemeinden und deren Familien als Gefangene herbeizuschaffen und ihre Wohnungen zu plündern und zu verbrennen. Noch ehe der Morgen anbrach, war alles, was seit 7 Jahren mit der größten Anstrengung aufgerichtet worden war, eine Stätte der Verheerung geworden, die Kirchen, die Schulhäuser, die freundlichen Wohnungen in einen Aschenhaufen verwandelt. Zeisberger's sämmtliche, mit grossem Fleiß ausgearbeitete Manuskripte und Übersetzungen wurden gleichfalls ein Raub der Flammen. Die Nacht brachten die Missionare, aller Kleider beraubt und mit einigen alten Lumpen bedeckt, in zwei elenden Hütten auf dem Boden liegend zu. In den folgenden Tagen sahen sie ihre Brüder, Gattinnen und Kinder, freilich halbnackt und schwer mishandelt, doch lebendig in wildem Triumph herbeibringen; auch Isaac Glikhilan von Salem war unter den Gefangenen. Ruhig hatte er die in seine Wohnung eindringenden Verfolger mit den Worten empfangen: „Freunde, aus euren Bewegungen schließe ich, daß ihr meinetwegen gekommen seid. Ist dem also, warum zaudert ihr, euren Befehl auszuführen? Ich bin bereit, der Gewalt zu weichen. Ihr habt früher den Glikhilan im Schlachtgetümmel getanzt, und darum fürchtet ihr ihn jetzt. Ja, es war eine Zeit in meinem Leben, wo ich Angriffe dieser Art mit stolzem Hohne zurückgewiesen haben würde. Aber in bin nicht mehr Glikhilan! Ich bin Isaac geworden und glaube jetzt an den wahren und lebendigen Gott, und für Ihn bin ich bereit, alles was ich habe, und selbst mein Leben aufzuopfern.“ Und dann hatte er freiwillig die Hände auf den Rücken gelegt und sich binden lassen. Bald nach ihm wurde auch der Missionar Jung von Salem gefangen eingebbracht. „Guten Abend, Meine Brüder“, rief er seinen Leidensgefährten zu, „unsre irdische Wallfahrt scheint ihrem Ende zuzueilen, und wir befinden uns an den Pforten des Todes. Gut, wenn sie uns ums Leben bringen, so sterben wir für eine gute Sache. Der Herr ist mit uns.“ — Vier Tage lang schwieben die Gefangenen zwischen Tod und Leben. Endlich wurden sie vor die Versammlung der Häuplinge geführt und befragt, ob sie bereit wären, mit den übrigen nach dem Sandusky fluße zu ziehen, und als sie das bejahten, gestattete man ihnen, vorläufig nach Salem zurückzukehren, um die gläubigen Indianer zu sammeln. Solchen Ausgang aber hatten sie lediglich den unablässigen Bemühungen der wackeren Nationalgehülfen zu verdanken. Und so betraten sie denn noch einmal ihr theures Arbeitsfeld, noch einmal hatte Zeisberger die wehmuthige Freude, an der ihm so lieben, nun aber völlig verwüsteten Stätte das Evangelium zu verkündigen, einen Heiden zu taufen und mit den Gläubigen das heilige Abendmahl zu feiern. Dann ging es an den Abschied; ein herzergreifendes Scheiden!

Am 11. September 1781 traten die Vertriebenen ihre Reise an. Einen großen Theil ihrer Habe und die ganze Welschlornernte dieses Jahres mußten sie zurücklassen, so daß allein ihr äußerer Verlust auf

12,000 Thaler sich belief. Nach vierwochentlichem mühseligen Umherirren kam endlich die vielgeprüfte Gemeinde, nachdem unterwegs manche von ihr ins Grab gesunken, an den Sandusky fluss, südwestlich vom Eriesee, wo ihr der Gouverneur einen Platz zur Niederlassung bestimmt hatte. Aber welch ein Abstand zwischen der üppig blühenden Natur der verlassenen Heimat und der unfruchtbaren Wildnis, wo sie nun sich anbauen sollten! Bei der schon weit vorgerückten Jahreszeit konnten sie sich kaum noch Winterhütten aufrichten; an allem litten sie Mangel, und nicht einmal wilde Wurzeln konnten sie finden zu ihrer Nahrung, denn der Boden war schon hart gefroren. Im Gebet und in gottesdienstlichen Versammlungen, die am Abend nach der Tagesarbeit unter freiem Himmel gehalten wurden, fanden die Verzagten Trost und Stärke, und ihr Glaube hielt sie aufrecht in allen Kümmernissen. Raum aber waren die nothdürftigsten Einrichtungen getroffen, als bei den Missionaren von Seiten des Gouverneurs in Detroit der Befehl eintraf, sich unverzüglich vor ihm zu stellen, um sich gegen die wider sie vorgebrachten Anklagen zu vertheidigen. Der Delawarenhäuptling Pipe, dem Elliot selbst die Klagepunkte angegeben hatte, sollte ihnen als ihr Hauptankläger gegenüber treten. Zeisberger, Senemann, Heckewälder und Edwards machten sich alsbald auf den Weg, während Jungmann und Jung bei der Gemeinde blieben, und kamen nach 10 Tagen, halberfroren und erstarzt in ihrer ärmlichen Kleidung, zu Detroit an, wo sie am 9. November ins Verhör gebracht wurden. Pipe, der sie früher beim Gouverneur eines geheimen Briefwechsels mit den Amerikanern beschuldigt, sollte jetzt öffentlich seine Anklage wiederholen. Als er aber vom Gouverneur dazu aufgefordert wurde, geriet er in große Verlegenheit, redete von ganz andern Dingen, und jagte endlich zum Gouverneur: „Vater, du hast uns anbefohlen, die gläubigen Indianer mit ihren Lehrern vom Muskingum abzuholen. Es ist geschehen. Als wir sie nach Sandusky gebracht hatten, liehest du uns sagen, wir sollten die Lehrer und etliche Häupter ihrer Indianer zu dir bringen. Sie sind jetzt hier vor dir; du kannst selber mit ihnen sprechen, wie du begehrst hast. Du wirst aber hoffentlich Gutes mit ihnen reden, und ich sage dir, rede gute Worte zu ihnen, denn sie sind meine Freunde, und ich sehe nicht gern, daß hart mit ihnen verfahren wird.“ Noch einmal aufgefordert, seine früheren Anklagen gegen die Missionare zu begründen, forderte er seine Stäthe zum Sprechen auf, und da auch diese den Kopf schüttelten und schwiegen, erklärte er endlich offen die völlige Unschuld der Lehrer, die nun von aller Anklage freigesprochen und selbst mit warmen Kleidern und Decken reichlich versiehen wurden, worauf sie zu ihrer Gemeinde zurückkehren durften und daselbst am 22. November zur großen Freude der Ihrigen wohlbehalten wiber eintrafen. Am Sandusky aber hatte die Not bald den höchsten Grad erreicht und kaum konnte man sich des Hungertodes und des Erfrierens noch erwehren. Bisweilen gelang es, von den am Muskingum gelassenen Kornvorräthen etwas herbeizuholen, doch waren die Reisen dahin äußerst beschwerlich und gefährlich. Auf neue gehässige Anklagen wiber die Missionare besonders durch den von englischen

Agenten am
11. März
samt ihren
ihrer Gemeine
Indianer u

Ein Gem
arm geworden
ist; alles das
uns noch am
Heil bringen
sollen aber nic
Leben wider a
zu etwas zwis
zummerlich zu

Am 15.
von der Gen
zuvor durch
in die tiefste
Indianer vo
wieder aufge
räthen zu re
hatten bereit
muthet eine
eintrückte. W
fürchten zu n
ganz freundli
ne jogar, ihr
ziehen. Rau
als sie plötzli
kurzer Berath
Schlachtopfer
gaben sich in
Loblieder dem
Nach wenigen
trat einer der
vierzehn der U
so fielen an
Männer, Weib
gehülfen, auch
Kur zwei Jün
Borgang der e
in tiefer Betru
wo sie mit ih
blieben. Bald
nungen am S
die Missionare
dem Gouverne
dem Lande der

Agenten aufgewiegelten Halblönig der Huronen erhielt der letztere am 11. März 1782 von dem Gouverneur den Befehl, die Missionare samt ihren Familien nach Detroit zu führen, um sie gänzlich von ihrer Gemeinde zu trennen. Bitterlich, aber vergebens, klagten die Indianer um den Verlust ihrer Lehrer.

Ein Gemeindeglied sagte: „Ich sehe allen Verlust von außen nicht an: daß ich arm geworden bin, daß ich Hunger leiden muß, und daß mein Vieh daran gegangen ist; alles das will ich getragen und mich nicht darüber grämen — aber daß Sie uns noch am Ende unserer Lehrer behalten und uns um unsere Seelennahrung und Heil bringen wollen, das geht mir über alles und thut mir im Herzen weh. Sie sollen aber nicht sehen, daß ich Gemeinschaft mit ihnen mache und ihr heilnisches Leben widerannehme. Sie sollen mich nicht in ihre Gewalt bekommen, noch mich zu etwas zwingen, womit ich den Heiland betrübe. Lieber will ich in den Busch gehen, mich von aller menschlichen Gesellschaft trennen und meine übrige Lebenszeit himmelisch zubringen“.

Am 15. März 1782 nahmen die Missionare, der Gewalt weichend, von der Gemeinde beweglichen Abschied, nachdem ihr Herz noch kurz zuvor durch die eingehende Trauerkunde von einem entsetzlichen Ereigniß in die tiefste Betrübnis verlegt worden war. Eine Anzahl gläubiger Indianer vom Sandusky hatten ihre alten Wohnsitze am Muskingum wieder aufgesucht, um wo möglich noch etwas von ihren Getreidevorräthen zu retten. Glücklich kamen sie auf den Brandstätten an und hatten bereits eine ansehnliche Menge Korn gesammelt, als ganz unvermutet ein amerikanisches Streifcorps in das verödeten Gnadenbütteln eindrückte. Während die Indianer als friedliebende Leute nichts befürchten zu müssen glaubten, stellten sich auch die Amerikaner ansangs ganz freundlich, verbiehen ihnen Schutz wider die Engländer, bewogen sie sogar, ihre Waffen abzugeben und mit ihnen nach Pittsburg zu ziehen. Raum aber hatten die Indianer den Weg dorthin angetreten, als sie plötzlich überfallen und für Gefangene erklärt wurden. Nach kurzer Berathung forderten dann die wilden Freiheitsmänner die armen Schlachtopfer auf, sich zum Tode zu bereiten. Die Unglücklichen ergaben sich in Gottes Willen, baten einander um Vergebung und sangen Lobsieder dem Herrn, den sie nun bald im Himmel preisen sollten. Nach wenigen Stunden erklärten sie sich zum Tode bereit, und nun trat einer der Unmenschen hervor und schlug mit einem Hammer vierzehn der Unglücklichen den Schädel ein. Andere folgten ihm, und so fielen an diesem Tage, den 8. März 1782, alle 95 Indianer, Männer, Weiber und Kinder, darunter fünf der trefflichsten Nationalgebülsen, auch Isaat Githikan, unter der Hand der grausamen Feinde. Nur zwei Jünglingen gelang es, zu entrinnen und den schaudervollen Vorgang der entsezten Gemeinde zu berichten. Noch war darum alles in tiefer Betrübnis, als die Missionare nach Detroit abgeholt wurden, wo sie mit ihren Familien am 14. April eintrafen und vorläufig blieben. Bald aber wurde auch die Gemeinde genötigt, ihre Wohnungen am Sandusky zu verlassen und sich zu zerstreuen. Da hatten die Missionare in Detroit keine Ruhe mehr und erlangten endlich von dem Gouverneur, daß ihnen ein neuer Landstrich am Huronflusse, in dem Lande der Tschippewa's, 12 Stunden oberhalb Detroit, überlassen

wurde. Hier, an diesem schönen, fruchtbaren und wildreichen Platze, wohin Beisberger, Jungmann, Edwards und Jung mit einem Theil ihrer früheren Gemeindeglieder zogen und ein drittes Gnadenhütten, auch Neu-Gnadenhütten genannt, begründeten, sammelten sich bald wieder die gläubigen Indianer, und auch die wilden Tschippewa's fingen an, die Niederlassung zu besuchen. Freundlichere Tage brachen wider an; der neue Gouverneur von Detroit zeigte sich bereit, das Missionswerk auf alle Weise zu unterstützen; der im Jahre 1783 zwischen England und den nun anerkannten Vereinigten Staaten geschlossene Friede war auch für die Gemeinde wohltätig; und der alternde Beisberger lebte in dem neuen Gnadenhütten wider auf. Aber auch hier sollte er die ersehnte Ruhe noch nicht finden.

Ums Jahr 1785 war Neu-Gnadenhütten für die herbeiströmenden Indianer bereits wieder zu enge geworden, und da die Tschippewa's, welche früher die Erlaubnis zur Niederlassung gegeben, an der veränderten Lebensweise der belehrten Indianer aber kein Gefallen hatten, sich durchaus nicht zur Abtretung eines weiteren Raumes verstehen wollten, musste abermals an eine Auswanderung gedacht werden, die nach der Südseite des Eriesee sich lenken sollte. Während der Vorbereitungen dazu kam aber die erwünschte Nachricht, daß der amerikanische Kongreß in dem Frieden, der jetzt mit den Wilden geschlossen wurde, die Abtretung der früheren Missionsbesitzungen am Muskingum als eine ausdrückliche Bedingung mit aufgenommen habe. Sofort schickten die Bewohner von Gnadenhütten sich nun an, ihre früheren Wohnsitze am Muskingum wieder einzunehmen; aber noch volle 12 Jahre sollten vergehen, ehe sie ihr Ziel erreichten. — Am 20. April 1785 hielten Beisberger, Heckewälder und Edwards mit den gläubigen Indianern den letzten Gottesdienst in Neu-Gnadenhütten. Die schwierige Fahrt auf Flüssen und Seen aber machte es ihnen unmöglich, noch vor Winters an den Muskingum zu gelangen; sie mußten sich daher unterwegs an der Ostseite des Cajahagaflusses Notwohnungen errichten, die sie Pilgerruh nannten. Länger als ein Jahr mußten sie indeß wegen der Unsicherheit der dortigen Gegenden an diesem Orte verweilen, bis am 17. Oktober 1786 und gegen Ende desselben Jahres der Häuptling Pipe wegen neugesbrochener Kriegsunruhen sie mehrmals dringend einlud, in sein Gebiet zu ziehen. Da nun auch von einem bestreuten Delawarenhäuptling ihnen geschrieben wurde, sie möchten jetzt, wo es noch keineswegs überall sicher wäre, nicht an den Muskingum kommen, nahmen sie Pipe's Anerbieten an und begaben sich im April 1787 theils zu Lande, theils zu Wasser in die Gegend bei Petquottting an der Mündung des Huronenflusses, wo sie am 11. Mai anlangten und Neu-Salem gründeten. Zahlreich fanden hier die benachbarten Heiden sich ein; mehrere wurden gläubig und empfingen die Taufe; auch verirrte und untreu gewordene Christen fanden sich ein und bekehrten wieder in die Gemeinde aufgenommen zu werden. Da brach ein neuer Grenzkrieg zwischen Amerikanern und Indianern aus, in welchem Neu-Salem von jeder der streitenden Parteien alles zu fürchten hatte. Deshalb zogen sie im April 1791 abermals aus, zunächst nach

Sandusky
des englisch
bisjchem Gel
dieser Ort
emporblühte
Muskingum
gust 1795
in der Gege
Land zugem
1798 auf, d
Theil der g
Gemeinde so
Ruhestätte zu
lassungen wi
stationen wä
mal Hütten
und Gnaden
gelegten Drie
gedachte.

Zweijund
zugebracht un
und Beschwore
obschon er na
so lange er si
Gottes, wande
kindlich vereh
holten, geliebt
Erfahrung hel
die Seele der
vermocht, noch
Häuptlinge d
Lehrern zu ih
Johann Pe
Josua und
am Weizkluß,
Anfänglich w
wieder los ger
Auch boten di
zu wehren.
bereits ein gr
sich erworben,
mit wunderba
sämtlich Bau
Abfall von d
leichtgläubigen
diesenigen, we
den Häuptling

wildreichen Jung mit ein drittes gründeten, die wilde reundlichere zeigte sich im Jahre den Staaten und der al- wider auf. strömenden chippewa's, verändert hatten, sich gen wollten, sie nach der bereitungen he Kongress, die Abtre- eine aus- ten die Be- ohnisse am sollten ver- sielten Zeis- pianern den Fahrt auf or Winters terwegs an die sie Pil- wegen der en, bis am Häuptling s dringend n besrun- dichten jetzt, Muskingum h im April betquotting anlangten nachbarten die Laufe; ein und Da brach n aus, in u fürchten rächt nach Sanduskybai, dann an den Detroitfluss, endlich 1792 mit Genehmigung des englischen Gouverneurs zu Detroit an den Thamesfluss auf Kanadischem Gebiet, wo sie Fairfield anlegten. So lieblich nun aber auch dieser Ort unter dem wohlwollenden Schutze der englischen Regierung emporklöhnte, so konnte die Indianergemeinde ihre liebe Heimat am Muskingumflusse doch nicht vergessen, und als durch den am 15. August 1795 geschlossenen Frieden ihr abermals eine große Länderei in der Gegend der alten Gemeindeorte überwiesen und im Mai 1797 im Auftrage des Kongresses der Brüdermission daselbst 12,000 Acker Land zugemessen waren, machte sich der ehrenstürdige Zeisberger im Oktober 1798 auf, zunächst mit sieben Indianerfamilien, denen später ein großer Theil der gläubigen Indianer folgte, um in der ihm und der ganzen Gemeinde so theuren Gegend nach so langem Umherirren die ersehnte Ruhestätte zu finden. Alles war voller Freuden; bald waren die Niederlassungen wieder aufgebaut; Zeisberger aber, der bereits zwölf Missionstationen während seines Lebens hatte gründen helfen, begann noch einmal Hütten zu bauen, und ließ sich in der Mitte zwischen Schönbrunn und Gnadenhütten mit einer Anzahl von Gläubigen in dem neu angelegten Orte Gosen nieder, wo er den Rest seiner Tage zuzubringen gedachte.

Zweiundsechzig Jahre hatte Zeisberger jetzt unter den Indianern zugebracht und während dieser langen Zeit unsäglich viel Anstrengungen und Beschwerden ertragen, trotzdem war seine Körper- und Geisteskraft, obwohl er nahe an 80 Jahre zählte, beinahe noch ungeschwächt. Und so lange er sich noch kräftig fühlte, war er auch thätig für das Reich Gottes, wanderte mahnend, stärkend und tröstend von Haus zu Haus, kindlich verehrt von den Indianern, die sich oft bei ihm Raths holten, geliebt und geachtet von seinen Mitarbeitern, denen er mit seiner Erfahrung helfend zur Seite stand, auch bei abnehmender Kraft noch die Seele der Indianermission. Gern wäre er selbst, hätte er es nur vermocht, noch zu den Delawaren am Wabashstrom gegangen, deren Häuptlinge die Gläubigen in Gosen wiederholz einluden, samt den Lehrern zu ihnen zu ziehen. Statt seiner begaben sich im Jahre 1801 Johann Peter Kluge und Abraham Luckenbach mit dem Gehülfen Joshua und einigen Indianerfamilien dahin, um eine Niederlassung am Weizfluss, einem Arme des Wabash, in Indiana zu versuchen. Anfänglich wurden sie gut aufgenommen, bald aber wäre man sie gern wieder los gewesen, um das alte heidnische Leben ungestört fortzuführen. Auch boten die Heidenpriester alles auf, der neuen Lehre den Eingang zu wehren. Ein Zauberer, Tecumseh, der durch Zug und Trug bereits ein großes Ansehen unter seinen Landsleuten, den Delwaren, sich erworben, trat gegen die Missionare auf, indem er vorgab, er sei mit wunderhaften Kräften ausgerüstet, die weißen Lehrer aber sämmtlich Zauberer, die es darauf abgesehen hätten, die Indianer zum Abfall von dem Glauben an den großen Geist zu bewegen. Die leichtgläubigen Indianer gaben ihm Gehör, und so gelang es ihm, alle diejenigen, welche er vorzugsweise als Zauberer bezeichnete, unter ihnen den Häuptling Tatakapachki, auf den Scheiterhaufen zu bringen.

Auch der fromme Nationalgebülfse Josua hatte dieses Schicksal. Mehrere Indianer, welche bei seinem Tode zugegen gewesen, erzählten, er sei seinem Gott unbeweglich treu geblieben, bis die Flamme seinen Odem erstickte, und habe noch in einer fremden Sprache — der deutschen ohne Zweifel, die er fließend redete — gebetet. Und da endlich die Heiden am Weißfluß den Missionaren geradezu erklärtten: „Ihr könnt gehen, wenn ihr wollt. Wir brauchen euch nicht.“ In alten Zeiten wußten die Indianer nicht, wie sie leben sollten, jetzt aber wissen wir es selbst, und brauchen daher niemand, der es uns lehrt“ — erschien es am gerathensten, diesen Missionsversuch wieder aufzugeben (1806). War Beisberger darüber auch tief betrübt, so ließ ihn der Herr doch auch in seinem Alter noch manche Freude erleben. Eines Tages saß der ehrwürdige Greis an der Thür seiner Hütte, um die Abendsonne hinter dem grünen Walde untergehen zu sehen. Plötzlich entstand im Dorfe ein großer Lärm, eine Schaar Huronen, von denen man nach den früher gemachten Erfahrungen nichts Gutes vermutete, war im Anzuge; die Indianer sammelten sich vor der Wohnung ihres Lehrers, ihn zu schützen. Aber siehe, der Führer der wilden Schaar, erst kürzlich zu ihrem Häuptling ernannt, derselbe, der einst Beisberger gebunden und gefangen fortgeführt hatte, legte jetzt ehrerbietig vor dem Greise seine Hände auf die Brust, neigte sein Haupt und erklärte voll Rührung, daß er seit zwei Jahren vergeblich etwas Besseres suche, als die Welt zu bieten vermöge, — „und nun komme ich“, sprach er, „um des Schakes theilhaftig zu werden, den ihr besitzet.“ — Das war ein rechter Freudentag für den alten treuen Knecht Gottes, der auch im späten Alter noch nicht ruhen konnte. Schon 87 Jahre zählte er nun, und als er nicht mehr umherzuwandern im Stande war, schrieb er noch an seine Freunde nah und fern erweckliche Briefe, beschäftigte sich mit der Verbesserung seiner schriftlichen Arbeiten, Sprachlehren, Wörterbüchern u. dergl., bis endlich — die letzte Prüfung — auch das Licht seiner Augen erblinete, und er nur noch beten konnte für das Reich Gottes. Und das hat er denn auch treulich gethan und von Herzen gebetet, „daß der Herr helfen und viele treue Arbeiter und Zeugen ausrüsten möge, welche vor Verlangen brennen, die armen Heiden ihrem Erlöser zuzuführen.“

Im Oktober 1808 fühlte er, daß sein Ende herannahe. Kurz und schmerzlos war seine letzte Krankheit, und still und gelassen wartete er der Stunde, da sein Heiland ihn rufen werde. „Nur eins macht mir noch Unruhe“, sagte er auf seinem Sterbelager, „das ist der gegenwärtige geistliche Zustand des Indianervolkes.“ Dies Wort lief bald durch die Hütten der gläubigen Indianer, und sie sammelten sich vor seiner Wohnung und traten in kleinen Abtheilungen an das Bett ihres sterbenden Vaters.¹⁾ „Vater“, riefen sie, „vergib uns alles, womit wir dir Schmerzen gemacht haben. Wir wollen unsre Herzen dem Heiland hingeben und für ihn allein leben in dieser Welt.“ Da richtete der ehrwürdige Greis sich auf und wendete sein erblindetes Angesicht

¹⁾ Gohner, Wien 1856 S. 13.

nach seine
warnte sie
waren, un
führen ließ
von aller
hat mich
von mir n
gefunden,
Zeit lang
rief er an
heimzuholen
trauernden
sangen ihm
Heimsfahrt.
Nachmittag
da fielen al
und beteter
tannte.

8. Neuere

All b
Indianern
hinausgekom
mit den dan
derer, die v
mit den von
ronen (Wya
Indianergen
Theil durch
Einsfluß eine
größere äuße
können, wie
gefunden ha
gelische Mis
heraus und
seins der M
in denen die
treten.

Die erf
Propagati
in North-A
bildete sich n
Society, b
nary Soci
Denominatio
Mission der

nach seinen reumüthigen Kindern hin, segnete sie inbrünstig, und warnte sie ernst und freundlich vor den Gefahren, denen sie ausgesetzt waren, und den Abwegen der Sünde, zu denen sie sich so leicht verführen ließen. „Ich gehe nun hin, mein Volk“, fuhr er fort, „um von aller Arbeit auszuruhen und daheim zu sein bei dem Herrn. Er hat mich noch nie in der Noth verlassen und auch jetzt wird er nicht von mir weichen. Ich habe meinen ganzen Lebensgang überblickt und gesunden, daß hier vieles zu vergeben ist.“ Dann schwieg er eine Zeit lang still und schien in inbrünstigem Flehen verloren, aber bald rief er aus: „Der Heiland ist nahe; bald wird er kommen, um mich heimzuholen!“ Das waren seine letzten verständlichen Worte, die trauernden Indianer aber wollten sein Sterbelager nicht verlassen und sangen ihm von Zeit zu Zeit ein paar Liederverse zu seiner seligen Heimfahrt. Sant und ruhig schlummerte er am 17. November 1808 Nachmittags ein zum bessern Leben, und als sein Odem stille stand, da fielen alle unter einem Strom von Thränen nieder auf die Knie und beteten. Auf das Grab pflanzten seine Indianer eine Silbertanne.

8. Neuere Missionen im Gebiete der Vereinigten Staaten bis zum Ausbruch des Bürgerkrieges.

Alle bisher erwähnten evangelischen Missionsarbeiten unter den Indianern waren nicht viel über die Ausdehnung schwacher Besuche hinausgekommen. Mag man die gesammelten Gemeinden vergleichen mit den damals theilweise noch starken Nationen, oder mit der Menge derer, die von den Weißen bereits ausgerottet waren, oder endlich auch mit den von der katholischen Mission gewonnenen, die unter den Huronen (Wyandots) allein 7000 zählten, immer bleiben die evangelischen Indianergemeinden wie ein Tropfen am Eimer. Sie waren zum Theil durch zu vereinzelte Unternehmungen und durch den persönlichen Einfluß einzelner Männer zusammen gebracht worden. Es fehlte eine größere äußere Macht, auf die sich die evangelische Mission hätte stützen können, wie die katholische eine solche an der französischen Staatsgewalt gefunden hatte. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts tritt die evangelische Mission überhaupt aus dieser Vereinzelung mehr und mehr heraus und mit dem immer weiter greifenden Erwachen des Bewußtseins der Missionspflicht beginnt die Bildung der Missionsgesellschaften, in denen die zusammengefaßten Kräfte wirksamer in die Arbeit eintreten.

Die erste amerikanische Missionsgesellschaft ist die Society for Propagating the Gospel among the Indians and Others in North-America, zu Boston gegründet 1787. Neun Jahre später bildete sich meist aus Presbyterianern die New-York Missionary Society, der schon im folgenden Jahre die Northern Missionary Society, vorzugsweise auch aus Mitgliedern der genannten Denomination bestehend, zur Seite trat. Seit 1800 aber wurde die Mission der Presbyterianer von der obersten Instanz ihrer Kirche

(der General Assembly) aufgenommen und durch ein ständiges (Standing) Committee derselben geleitet. Es erhellt nicht aus meinen Quellen, in wie weit die Arbeiten der beiden genannten Gesellschaften in diese Mission übergingen. Dieselbe aber wurde immer noch nicht mit genügendem Nachdruck betrieben. Erst 1818 schloss sich dieselbe mit der inzwischen entstandenen Mission der Reformed protestant Dutch Church (holländisch reformierte) und der der Associate Reformed Churches (vereinigte reformierte Kirchen) zu der United Foreign Missionary Society zusammen.

Inzwischen aber waren seit dem Anfange des Jahrhunderts in Massachusetts, Connecticut u. s. w. verschiedene kleine Missionsgesellschaften entstanden, die alle mehr guten Willen als kräftiges Wirken zeigten. 1812¹⁾) dann trat die bedeutendste amerikanische Missionsgesellschaft, unter dem American Board²⁾ of Commissioners for Foreign Missions ins Leben, zu Boston aus Presbyterianern und Kongregationalisten bestehend, die alles Missionsinteresse dieser Denominationen an sich zog, jedoch erst 1817 die Arbeiten unter den Indianern begann. Neun Jahre später löste sich die oben genannte U. F. M. S. auf, um sich dem Board anzuschließen. In dem zuletzt genannten Jahre beginnt auch die Indianer-Mission der American Baptist Union (Boston), die drei Jahre früher ihren Board of Missions gebildet hatte. 1819 tritt die Methodist Episcopal Church (New-York) gleichfalls in die Indianer-Mission ein. 1844 spaltet sich dieselbe, und ihre Arbeitsfelder geben zum Theil an die neugebildete Method. Episcop. Church South (Nashville) über. Auch die bereits 1837 erfolgte Spaltung der presbyterianischen Kirche in eine alte und neue Schule hatte zur Entstehung einer größeren Missionsgesellschaft Veranlassung gegeben. Während die Old-School beim Am. Board blieb, machte die New-School eine schon 1833 unter dem Titel Western Foreign Miss. Society in Pittsburg gestiftete Gesellschaft zu ihrem Organ, indem sie dieselbe zum Board of Foreign Missions mit dem Sitz in New-York umgestaltete.³⁾ 1843 wurde eine Western Evangelical Mission Society (zu Albany?) gegründet, die jedoch mit mehreren kleinen Vereinen sich 1848 in die 2 Jahre früher gestiftete American Missionary Association zu New-York auflöste. Ebenfalls 1843 entstand die (Baptistische?) American Indian Missionary Association zu Louisville, die seit 1855 als Domestic Mission Board of the Southern Baptist Convention zu Marion in Alabama fortgeführt wurde. Endlich haben wir noch die Amer. Baptist Home Missionary Society zu New-York zu erwähnen, die

¹⁾ Das Jahr der Incorporation; als Jahr der Stiftung kann schon 1810 genannt werden.

²⁾ Board eigentlich Tisch, Sitzungstisch eines Committees und dann für letzteres selbst gebraucht.

³⁾ Erst 1870 haben sich die beiden Zweige der presbyt. Kirche wieder vereinigt, und damit ist ein Theil der Missionsfelder des Am. B. an diesen Presbyter. Board gefallen.

1852 besont
Baptist Bo
Gesellschaft
Die mehrfa
liche" und
und Südsta
in Amerika
hat ihr Mi

Hiermi
mission in
die Arbeiter
organisirten
entziehen. D
hervorgegang
wie auch je

Die Bl
higer Jahre
und erwähn
wie ein Nach
nimmt das
bornen eine
genannten G
Missionsfelde
gewendet. W
schehen ist un
zusammengef

a. D

cf. 2

Die erste
Gebiet zwische
strich vom Ra
von der Brü
Erneuerung d
Verluches da
Abraham S
gliedern der n
genaue Erkun
derselben sich
digen zu lassen
metischer, einer
der später als
vermocht wurd

¹⁾ cf. oben

1852 besondere Indianer-Mission begann und später die Arbeiten des Baptist Board unter den Indianern gänzlich übernommen hat. Diese Gesellschaft gehört, wie ihr Sitz zeigt, den nördlichen Baptisten an. Die mehrfach erwähnte Scheidung der Denominationen in eine „nördliche“ und „südliche“ röhrt bekanntlich von dem Zwietrale der Nord- und Südstaaten betreffs der Sklavenfrage her. — Die Brüdergemeinde, in Amerika wie in England Moravians, Mährische (Brüder) genannt, hat ihr Missionswerk auch bis auf die Gegenwart fortgeführt.

Hiermit hätten wir alle bedeutenderen Organe für die Indianermission in den Vereinigten Staaten angeführt, und haben nur noch die Arbeiten der Friends (Quäker) zu erwähnen, die von keiner organisierten Gesellschaft getrieben, sich größtentheils unserer Kenntnis entziehen. Doch sind aus dieser Denomination seit 1796 treue Männer hervorgegangen, die in vielem Segen unter den Indianern gewirkt haben, wie auch jetzt die Mission von dieser Seite noch nicht erloschen ist.

Die Blüte der Indianermission fällt in die zwanziger und dreißiger Jahre unsres Jahrhunderts. Das schon im ersten Kapitel von uns erwähnte Verdrängen der armen Rothäute nach Westen war schon wie ein Nachtfrost über die hoffnungsvollen Anfänge gekommen. Später nimmt das Werk immer mehr unter dem Dahinschwinden der Eingeborenen eine entmuthigende Gestalt an. Daher haben die meisten der genannten Gesellschaften längst ihre hauptsächliche Kraft auf ganz andre Missionsfelde, namentlich Indien, China und die Länder des Orients gewendet. Was aber an den Indianern der Vereinigten Staaten geschehen ist und noch geschieht, sei in den folgenden Abschnitten kurz zusammengefaßt.

a. Die Missionen unter den Cherokeen (Tschiroken.)

cf. Basler Missions-Magazin 1822—25. 28—31. 55 u. s. w.

Die ersten Arbeiten unter diesem Volke, das ursprünglich das Gebiet zwischen dem oberen Laufe des Tennessee (—ssi) und dem Küstenstrich vom Kap Hatteras bis zum Savanna-Flusse innz hatte, gingen von der Brüdergemeinde aus, in der man schon längere Zeit an Erneuerung des ersten, bei der Niederlassung in Georgien¹⁾ gemachten Versuches dachte. Aber erst im Jahre 1799 erhielten die Brüder Abraham Steiner und Fr. Chr. von Schweinitz von den Mitgliedern der nordamerikanischen Missionsgesellschaft in Salem den Auftrag, genaue Erforschungen über diese Nation einzuziehen. Da die Häupter derselben sich willig bezeigten, das Evangelium in ihrem Gebiete verbündigen zu lassen, wozu sie vorzüglich durch Charles Hicks, ihren Dolmetscher, einen redlichen mit der Bibel nicht unbelannten Halbinianer, der später als Oberhaupt des Stammes die Mission eifrig befürderte, vermocht wurden, so gingen Abraham Steiner und Gottlieb

¹⁾ cf. oben Seite 75.

Byhan 1801 von Salem aus und ließen sich zu Springplace auf einem erkaufsten Stück Landes in der Gegend, wo jetzt Nord-Karolina, Georgien und Tennessee zusammenstoßen, unter den Cherokee niedern. Eine Schule ward gegründet, in welcher nicht blos Lesen, Schreiben, Singen und Englisch gelehrt, sondern auch Anweisung in der Haus- und Feldwirtschaft ertheilt wurde. Trotz des Mifkraens der Indianer gegen die immer weiter um sich greifenden Weißen und der Schwierigkeiten, welche die Brüder bei Erlernung der wortreichen, biegsamen und kräftigen Sprache der Cherokee zu überwinden hatten, hielten dieselben doch treulich aus, und am 13. August 1810 konnte die erste Taufe an Margaretha Vann vollzogen werden. Mit den Alten war nicht viel anzufangen, desto mehr Ermunterung bot der Blick auf die Jugend. Im Jahre 1818 befanden sich bereits fünf Cherokee-jünglinge auf der Missionsschule zu Cornwall, und Missionar Gambold, der seit 1805 mit seiner Gattin in Springplace wirkte, konnte schreiben: „Dreizehn Jahre haben wir nun gearbeitet, gebetet und geweint, und hatten keine andere Aussicht vor uns, als daß unsere Schüler ins Heidenthum zurückfallen würden; jetzt aber sind bereits fünf derselben in einer Anstalt, wo sie nicht nur im christlichen Glauben und Leben unterrichtet, sondern durch die Gnade unsers Erlösers zu Evangelisten unter ihren Landsleuten gebildet werden.“ —

Nachdem bereits 1803 von Seiten der Presbyterianer Gideon Packburn den Versuch gemacht hatte, eine kleine Schule unter den Cherokee anzulegen, erschien im Herbst 1816 Cyrus Kingsbury als Sendbote des American Board zum ersten Mal in der großen Nathversammlung der Cherokee mit dem Anerbieten, Schulen unter ihnen anzulegen. Nach einer lebhaften Berathung trat einer der ersten Häuptlinge zu dem Missionar, ergriff ihn bei der Hand und sprach: „Du bist in unsern großen Nath gekommen. Wir haben gehört, was du uns gesagt hast und haben es verstanden. Wir freuen uns, dich zu sehen; es ist unser Wunsch, daß Schulen eingerichtet werden, und wir hoffen, sie werden für unsere Nation von großem Segen sein.“ — So wurde denn zu Chickamauga, 30(?) englische Meilen W. N. W. von Springplace, die erste Niederlassung unter dem Namen Brainerd gegründet und im Jahre 1817 von den Missionaren M. Hall und S. Williams mit ihren Frauen bezogen. Bald wurden die beiden hier angelegten Schulen von den Kindern der Uingeborenen fleißig besucht, und die Anzahl der Erwachsenen, welche in dieser Wildnis die ersten Keime einer lebendigen Gemeinde Gottes bildeten, bestand im September 1820 aus 20 Seelen, zu denen noch fünf Neger hinzukamen. Auch die andern Cherokee-dörfer wollten nun Schulen haben, und es wurden zunächst in Taloneny und Chatoga solche errichtet und von den Kindern, wie die Predigtversammlungen von den Erwachsenen, fleißig besucht. Von der Indianerstadt Creek-Bath brachte ein Nationalgehilfe, David Brown, der dort seinen kranken Vater besucht, folgendes von den dortigen Indianer-Häuptlingen unterzeichnete Schreiben zurück: „Wir die Häuptlinge der Stadt Creek-Bath, Cherokee-Nation, haben uns an diesem Tage versammelt, um einen Plan

zur Erzieh
unsern Au
hervorbring
Schule in
Chickamauga
können. L
können sog
Hand, den
Butrick vo
Nationalgeb
und in tur
welche die
eine belehri
Raum es h
place stand
Einvernehmen
nen der Bu
müssen. Ab
und ich glau
Liebe der G
durch die B
die Nachricht
verlaufen un
deshalb fort,
Regierung d
diese Mission
eine im Osten
erste Schritte
und seit dem
versammlung
politische Ver
sich fest. Tü
reisten unerm
Evangelium.
place nach E
amerikanische
lassungen¹⁾)
Creek-Bath
Hightower²⁾

¹⁾ Mission
²⁾ Basler

³⁾ Basler
⁴⁾ 62 engl.
⁵⁾ Im Sta
⁶⁾ 45 engl.
⁷⁾ 50 engl.
⁸⁾ 60 engl.
⁹⁾ 80 engl.
¹⁰⁾ 25 engl.

place auf
-Karolina,
-sen nieber.
Schreiben,
der Haus-
er Indianer
er Schwie-
biegshamen
ten, hielten
te die erste
t den Alten
er Blick auf
Cheroesen-
sonar Gam-
irkte, konnte
gebetet und
dass unsre
sind bereits
hen Glauben
Erlösers zu

ier Gideon
e unter den
Kingsbury
der großen
schulen unter
ier der ersten
und sprach:
gehört, was
n uns, dich
werden, und
gen sein.“ —

W. N. W.
en Brainerd
Hall und
die beiden
fleißig be-
sonß die er-
nd im Sep-
hinzukamen.
ben, und es
rrichtet und
trwachsenen,
brachte ein
Vater be-
terzeichnete
ath, Chero-
einen Plan

zur Erziehung unsrer Kinder zu verabreden. Wir sehen täglich mit unsren Augen die guten Wirkungen, welche eine christliche Erziehung hervorbringt, und es liegt uns daher gar sehr auf der Seele, eine Schule in unsrer Nähe zu haben, da die Entfernung von hier nach Chickamauga so groß ist, daß wir die dortige Schule nicht benutzen können. Wir sprechen sie daher um ihre Beihilfe freundlich an. Wir können sogleich 25 Kinder zusammenbringen. Gegeben mit unsrer Hand, den 16. Februar 1820.“ — Infolge dessen ward Missionar Butrid von Brainerd nach Creek-Bath gesandt, wo er mit einem Nationalgehülfe als Begleiter ankam, bald eine volle Schule hatte und in kurzem auch eine zweite für die Mädchen errichten mußte, an welche die treffliche Catharina Brown¹⁾) als Lehrerin berufen ward, eine belehrte Cheroesin, deren Leben wir gern erzählten, wenn der Raum es hier erlaubte. — Mit dem Brüdermissionar in Spring-place standen die Arbeiter der amerikanischen Gesellschaft im besten Einvernehmen, und Butrid schrieb selber²⁾): „Lange haben die Missionen der Brüdergemeinde viel unverdiente Schmach in Amerika tragen müssen. Aber der Herr hat sie in Gnaden angesehen und gesegnet; und ich glaube getrost sagen zu dürfen, daß sie der Hochachtung und Liebe der Gläubigen in Amerika werth sind.“ — Bald aber wurde die durch die Beklehrung so mancher Seele bereits gesegnete Mission durch die Nachricht gestört, daß die Cheroesen ihr Land an die Regierung verlaufen und jenseits des Mississippi ziehen mühten. Viele wanderten deshalb fort, weil sie weder ihr Jägerleben aufgeben, noch sich der Regierung der Vereinigten Staaten unterwerfen wollten. So belam diese Mission wie die der Brüdergemeinde zunächst zwei Abtheilungen, eine im Osten, in Georgia, die zweite im Westen, in Arkansas. Die erstere schritt rasch und glücklich vorwärts in Besitztung und Bildung, und seit dem Jahre 1819 hielten die Oberhäupter regelmäßige Rathsversammlungen zu New-Chota, und stellten sogar im Jahre 1826 eine politische Verfaßung nach dem Muster der Vereinigten Staaten unter sich fest. Tächtige Predigtgehülfen und Katecheten aus den Eingebornen reisten unermüdlich unter ihren Stammgenossen und verkündigten das Evangelium. Von 1821 hatten die Brüder eine Lagereise von Spring-place nach Süden eine neue Station zu Doghelog³⁾ angelegt, die amerikanische Mission hatte gleichfalls bis 1825 im ganzen 8 Niederlassungen⁴⁾ gegründet, Brainerd, Carmel⁴⁾ (Taloneney 1819), Creek-Bath⁵⁾, Chatoga⁶⁾ (1820), Willstown,⁷⁾ Haweis,⁸⁾ Hightower⁹⁾ (1823), Candy-Creek¹⁰⁾ (1825), wo sie in Segen arbei-

¹⁾ Missionsfreund 1848, Nr. 5 und 6. Basler Missions-Magazin 1828, Heft IV.

²⁾ Basler Missions-Magazin 1822, II. 246.

³⁾ Basler Missions-Magazin 1828, IV. 600 ff.

⁴⁾ 62 engl. Meilen S. D. von Brainerd, in Georgia.

⁵⁾ Im Staat Alabama, 4 engl. Meilen S. vom Tennessee R. (?)

⁶⁾ 45 engl. M. S. S. W. von Brainerd.

⁷⁾ 50 engl. M. S. W. von Brainerd.

⁸⁾ 60 engl. M. S. von Brainerd.

⁹⁾ 80 engl. M. S. S. D. von Brainerd.

¹⁰⁾ 25 engl. M. N. S. von Brainerd.

tete, und denen später noch zwei, Neu-Chota und Reb Clay (1835) hinzugefügt wurden.

Bald nach Beginn dieser Mission hatten auch die Baptisten ihre Arbeit unter den Cherokee begonnen. Humphrey Posey gründete jedoch erst 1820 die erste Station zu Valley Towns am Hiawassee-Flusse in Nord-Karolina, die mit einer Muster-Farm verbunden war. Im folgenden Jahre kam 60 M. südlicher die zweite, Tinsawattee hinzu. Auf beiden wurde mit Erfolg gearbeitet, der zunächst in dem überraschenden Fortschritt der Civilisation sich zeigte. Später wurde auf diese Seite von den Missionaren weniger Mühe gewendet, desto mehr das Evangelium getrieben, und Anfangs der dreißiger Jahre erfolgte eine ausgedehnte Erweckung, die die Gründung verschiedener Außenstationen zur Folge hatte. Bald zählten die Gemeinden 200 Kommunikanten. Die um Tinsawattee lebenden Eingeborenen waren übrigens schon 1831 nach Westen gezogen. Die Mission unter ihnen hielt sich nur noch einige Jahre. — Als vierte Mission auf diesem Gebiete haben wir die Methodisten (Meth. Episcopal Church) zu erwähnen, die 1822 begann und 1828 schon 800 Bekehrte zählte.

Bon größter Wichtigkeit für die Cherokee war die Erfindung der Schrift für ihre Sprache. Schon um das Jahr 1825 hörte ein ungebildeter junger Mann unter ihnen, Georg Guess, die Überlegenheit der Weißen konne daher, daß sie ein "redendes Blatt" haben und ihre "Rede fest machen können, daß sie bleibe". Das ließ ihm keine Ruhe, er nahm anfangs einen flachen Stein, ersann ein Zeichen für jedes Wort und verlachte zu schreiben. Man verachtete ihn, aber er blieb still und sann fort. Nachdem er etwa 7000 Zeichen für ebensoviel einzelne Wörter beisammen hatte, fand er doch, daß dies für sein Gedächtnis zu schwer sei, theilte die Wörter in Sylben, die im Cherokeeischen unveränderlich nur aus einem oder zwei Buchstaben bestehen, und nun reichten sechs Vokale und zwölf Konsonanten und 85 Zeichen für die ganze Sprache zu. Schnell verbreitete sich die Kunde von seiner Erfindung, und in wenigen Jahren hatte dieser wilde Stamm seine eigne Sprache lesen gelernt. Die christlichen Cherokee fingen jetzt an, die Stellen der Heiligen Schrift aufzuschreiben, welche in der Predigt vorkamen, und dies führte zu einer Übersetzung des Neuen Testaments. David Brown, der schon erwähnte cherokeeische Nationalgehilfe, übersetzte unterstützt von mehreren Stammesgenossen dasselbe unmittelbar aus dem Griechischen in seine Landessprache, eine Arbeit, die er am 27. September 1825 vollendete. Erst später kamen indeß einzelne Theile derselben gedruckt in die Hände des Volkes. Immer mehr erfüllte sich, was ein ehrenwürdiger Häuptling zu Creek-Path¹⁾ im Jahre 1827 nach einer Schulprüfung zu den Kindern sagte: „Liebe Kinder! Ich spreche oft zu euch, um euch aufzunutzen, im Erlernen guter Erkenntniß wacker fortzufahren. Solche Erkenntniß gereicht zu eurem eignen Besten und zum Wohl eures Landes. Ihr seid mit einem

guten Werk
sehen darf,
von euch ab
Vaterlandes
angeschafft,
zu Neu-Chota
einem gründ
Cherokee r
der Cherokee
Worten des
sollte, indem
Gemeinwesen
Museum hat
gründet und
äußerlichen
Gänge waren

Letztere
legende Gesit
und zur Wei
Jahre 1829
derung, entmo
mit Verlust i
ganz zu unter
ziehen, wo ih
Wohnsitz zu
Cherokee jeg
gierungsbehör
durchaus keine
Grund, daß es
würde. Desh
Bereinigten S
Verträge. Che
liche Missiona
Georgien aufg
Eid zu leisten
1830, in welc
nischen Kirche
der Methodiste
sammlung der
schaften gehalte
ein Ereignis e
mächtig verzög
dem Staate ge
lesen feindselige
sich von einem
mit vierjährige

¹⁾ Missions-Magazin 1828, IV. 616.

¹⁾ Missions-Magazin
Burkhardt, Missionen

ay (1835) otisten ihre g gründete Piawassee- anden war. nswattee hst in dem dter wurde endet, besto r Jahre er- verschiedener einden 200 en waren unter ihnen auf diesem rch) zu er- ählte. Erfindung s hörte ein die Ueber- Blatt" haben s ließ ihm ein Zeichen e ihn, aber en für eben- s dies für en, die im Buchstaben nanten und ete sich die dieser wilde Cherokeen ben, welche sekung des cherokeesche nesgenossen brache, eine älter kamen olkes. Im reek-Path¹⁾ gte: "Liebe i Erlernen gereicht zu mit einem

guten Werke beschäftigt; und immer macht es mir Freude, wenn ich sehe darf, daß ihr im Lernen vorwärts rückt. Ich fühle, wie viel von euch abhängt; in euren Händen liegt die künftige Wohlfahrt des Vaterlandes us." — Auch eine Druckerprese, auf Kosten der Nation angegeschafft, war bald in Thätigkeit, und am 21. Februar 1828 erschien zu Neu-Echota die erste Nummer einer von Elias Boudinott, einem gründlich bekehrten, in der Missionsschule zu Cornwall erzogenen Cherokeen redigirten Zeitung in cherokeesischer und englischer Sprache, der cherokeesische Phönix genannt, deren einziger Zweck, nach den Worten des Herausgebers,¹⁾ die wahre Wohlfahrt der Cherokeen sein sollte, indem sie dieselben mit den öffentlichen Angelegenheiten ihres Gemeinwesens bekannt mache. Auch eine Nationalbibliothek und ein Museum hatten die Cherokeen in ihrer Hauptstadt Neu-Echota gegründet und waren, obgleich zum großen Theil noch Heiden, in ihrer äußerlichen Bildung so weit fortgeschritten, daß sie schon im besten Gange waren, ihre Ebenbürtigkeit mit den Weißen auszuweisen.

Lebhafte aber waren keineswegs darnach gesinnt, die sich zu Tage legende Gesittung der Roten freudig zu begrüßen und anzuerkennen, und zur Weiterbeförderung derselben beizutragen. Vielmehr erging im Jahre 1829 von dem Staate Georgien an die Indianer die Aufforderung, entweder ihre bisherige Selbständigkeit aufzugeben und sich, mit Verlust ihrer bürgerlichen Freiheiten, den Gesetzen jenes Staates ganz zu unterwerfen, oder auszuwandern und an den Arkansas zu ziehen, wo ihnen unter dem Schutz der Vereinigten Staaten beständige Wohnsäfe zugesichert werden sollten. Da das Gebiet, welches die Cherokeen jetzt bewohnten, ihnen erst im Jahre 1819 durch die Regierungsbehörde der Vereinigten Staaten zugesichert war, hatten sie durchaus keine Lust, aus demselben zu weichen, und fürchteten nicht ohne Grund, daß es ihnen auch am Arkansas bald wieder ähnlich ergehen würde. Deshalb wandten sie sich an den obersten Gerichtshof der Vereinigten Staaten und beriefen sich auf die feierlich abgeschlossenen Verträge. Ehe jedoch eine Entscheidung erfolgen konnte, wurden sämtliche Missionare unter den Cherokeen von der Regierung des Staates Georgien aufgefordert, einen dem Besten der Indianer zuwiderlaufenden Eid zu leisten oder das Land zu meiden. Im Dezember des Jahres 1830, in welchem die Zahl der Cherokeen-Mitglieder der presbyterianischen Kirche 167, der Brüdergemeinde 45, der Baptisten 90 und der Methodisten 850 betrug, ward in dieser Angelegenheit eine Versammlung der Missionare von Repräsentanten der drei ersten Gesellschaften gehalten, welche die beabsichtigte Vertreibung der Nation für ein Ereigniß erklärte, das ihren Fortschritt in Religion und Civilisation mächtig verzögern, wenn nicht gänzlich aufhalten würde. Der von dem Staate geforderte Eid des Gehorhams aber gegen sein, den Cherokeen feindseliges Gesetz, wobei die denselben Verweigernden, wosfern sie sich von einem gewissen Zeitpunkt an noch im Lande betreffen ließen, mit vierjährigem Gefängniss und harter Arbeit bedroht wurden, brachte

¹⁾ Missions-Magazin 1828, IV. 264.

Burkhardt, Missions-Bibliothek I, 2. 2 Aufl.

die Missionare der amerikanischen Gesellschaft in noch größere Bedrängniß. Denn Missionar Byhan zu Springplace war, weil er zugleich als Postmeister im Dienste der Vereinigten Staaten stand, von dieser Eidesleistung ausgenommen, allein Missionar Glauder zu Doggelly mußte weichen. Er kam zwar versuchsweise zurück, wurde aber festgenommen und unter Androhung von Fuchthausstrafe des Landes verwiesen. Im folgenden Jahre trat er indeß als Postmeister in Byhan's Stelle ein, und bediente nunmehr als Missionar beide Gemeinden. Zwei von den amerikanischen Missionaren dagegen, Worcester und Buttler, welche es wagten, ihre beiden Cherokee-Gemeinden gegen den Andrang offener Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit in Schuß zu nehmen,¹⁾ wurden nach einem schimpflichen und grausamen Transport etwa anderthalb Jahr lang gefangen gehalten und, obwohl durch ein Urtheil des höchsten Gerichtes der Vereinigten Staaten endlich freigesprochen, vom Staate Georgien dennoch nicht eher freigelassen, bis sie die weitere Verfolgung des Richterspruches aufgegeben hatten, wozu sie, um einem sonst drohenden Bürgerkrieg vorzubeugen, sich entschließen mußten. Die Entscheidung des höchsten Gerichtshofes lautete allerdings, den Verträgen gemäß, zu Gunsten der Cherokee; weil es aber bedenklich erschien, diese Entscheidung gegen die Regierung des Staates Georgien mit Nachdruck durchzuführen, so ließ die Regierungs-Behörde der Vereinigten Staaten es sich wiederholt angelegen sein, die Cherokee durch vortheilhafte Vorschläge zur Abtretung ihres Gebietes und zum Abzug zu bewegen. Nach vielen dessfallsigen Bemühungen ließen sich endlich einige Oberhäupter im Dezember 1835 darauf ein, ihr Gebiet für fünf Millionen²⁾ Dollar an die Vereinigten Staaten zu verkaufen und binnen zwei Jahren an den Arkansas zu ziehen.³⁾ Damit war aber weder die Gesamtheit der Cherokee, noch auch die andern Häuptlinge zufrieden und suchten daher die Ausführung jenes von ihnen nicht anerkannten Vertrages auf alle Weise abzumehren. Allein obwohl Tausende von Bürgern der nördlichen Staaten an den Kongreß Bittchriften einreichten, und manche Mitglieder des Kongresses selbst die dringendsten Vorstellungen gegen die Aufrechterhaltung jenes Vertrages machten, wußten es doch die südl. Staaten, in deren Grenzen die Cherokee wohnten, durchzusetzen, daß mit einer mäßigen Zugabe in Geld der Vertrag aufrecht erhalten und die gewaltsame Vertreibung der Cherokee und Besetzung ihres Gebietes angeordnet wurde. Da brachen endlich im Herbst 1838 an 16,000 Cherokee mit ihren Missionaren auf und zogen in das ihnen angewiesene Gebiet am Arkansas. Die Missionare der Brüdergemeinde siedelten sich nach vergleichlichen Versuchen, in Beatties Prairie und an der Barren-Fork des Illinois R. ihre Pfleglinge zu sammeln,

¹⁾ Missions-Magazin 1834, IV. 606. Hoffmann Missionsstunden I. 212.

²⁾ Nach andern Berichten 500000.

³⁾ Dorthin hatte die Regierung der Vereinigten Staaten schon seit einer Reihe von Jahren verschiedene Stämme aus dem Osten zu verpflanzen gesucht. Das für diesen Zweck bestimmte Gebiet hatte den Namen Indian Territory erhalten.

in Kanaan
nare Jones
gewachsenen
auf der besch
tigung des J
nach dem He
in seiner neu
zu besonderer
Meilen weite
halb wider ei
Testament u
Zeitschrift, de
sich: De law
Außenstationer
nitte, waren
die Gemeinder
drang übrigen
frage die Bar
dab es zwei
Angaben vor,
Die Mis
Indian Territ
vor, welche u
Gesellschaft geg
1828, mit Bei
field (1828) i
nach Park H
nun 1838 nach
dort. Die Anza
in ihren Schul
Superintendents
gelten Staatsbe
freulicher Weise
die Sache der
sand. Auch zu
Schrift auch die
der, Zeitschriften
an eingeborenen
wie namentlich
Lode 1859 tre
Methodisten jeg
dehnnten Erfolgen
sie 1846 an da
wurden immer

¹⁾ Missions-M

²⁾ liegt am Au

³⁾ Missions-M

obere Be-
var, weil
Staaten
Clauder
te zurück,
hausstrafe
inbeh als
mehr als
n Missio-
hre beiden
igleit und
impflichen
fangen ge-
der Ver-
en dennoch
terspruches
errieg vor-
s höchsten
unsten der
ung gegen
führen, so
wiederholt
ge zur Ab-
vielen bes-
er im De-
Dollar an
ren an den
imtheit der
nd suchten
xtrages auf
ürgern der
und manche
gen gegen
s doch die
i, durchzu-
ig aufrecht
o Besetzung
erbste 1838
en in das
er Brüder-
ies Prairie
sammeln,

in Kanaan und New-Springplace an. Auch die Baptistenmissionare Jones und Bushyhead begleiteten ihre in den letzten Jahren sehr gewachsenen Gemeinden (allein 1835 waren 300 Personen getauft) auf der beschwerlichen Wanderschaft, die zugleich mit der tiefen Demütigung des Nationalgefühles für viele eine Veranlassung wurde, ernstlich nach dem Heil zu suchen. So gelangten denn bald nachdem das Volk in seiner neuen Heimat zur Ruhe gekommen war, grade diese Gemeinden zu besonderer Blüte. Die Hauptstation wurde Cherokee, 3 engl. Meilen westlich von der Grenze von Arkansas. Auch hier war bald wiber eine Presse im Gange, die nach und nach das ganze Neue Testament und einige Bücher des Alten lieferte; auch erschien eine Zeitschrift, der „Cherokee-Botschafter“. Die Zahl der Stationen mehrt sich: Delaware Town, Osiyohee, Taquohee und Flint nebst 8 Außenstationen kamen hinzu. Viele eingeborene Prediger, auch ordinierte, waren unter ihren Landsleuten thätig und bis 1850 wuchsen die Gemeinden bis auf 1200 Mitglieder (Kommunikanten). Seit 1845 drang übrigens auch hier die Spaltung ein, welche über die Sklavenfrage die Baptists-Convention in eine nördliche und südliche schied, so daß es zwei Baptisten-Missionen neben einander gab. Es liegen keine Angaben vor, wie hierbei die Stationen vertheilt wurden.

Die Missionare des Am. Board, welche gleichfalls mit nach Indian Territory zogen, fanden daselbst bereits mehrere Stationen vor, welche unter den früher auswandernden Cherokees von ihrer Gesellschaft gegründet waren; so Dwight¹⁾, angelegt 1820 und später, 1828, mit Beibehaltung des Namens weiter westlich verlegt;²⁾ Fairfield (1828) und die Station von den Forts des Illinois, 1836 nach Park Hill nicht weit von Dwight übertragen. Dazu kamen nun 1838 nach Honey Creek und Lee's' Creek, auch nicht weit von dort. Die Anzahl der Gemeindeglieder betrug 240, nebst 170 Kindern in ihren Schulen. Die äußere Verwaltung ward unter einen weltlichen Superintendenden zu Dwight gestellt, und bei einer durchaus geregelten Staatseinrichtung blühte das gut angefiebelte Volk bald in erfreulicher Weise wider heran.³⁾ Besonders wird hervorgehoben, wie die Sache der Mäzigeleutsgesellschaften hier einen fruchtbaren Boden fand. Auch zu Park Hill arbeitete eine Presse, die neben der Heiligen Schrift auch die gesetzlichen Bestimmungen des National-Nathes, Kalender, Zeitschriften u. s. w. druckte. — Leider fehlte es dieser Mission an eingeborenen Predigern, obgleich einige tüchtige vorhanden waren, wie namentlich John Husz, der schon 1831 ordinirt bis zu seinem Tode 1859 treulich wirkte und in hoher Achtung stand. Auch die Methodisten setzten ihre Mission jenseits des Mississippi mit ausgedehnten Erfolgen fort. Bei der Scheidung über die Sklavenfrage fiel sie 1846 an den südlichen Zweig der Denomination. Die Zustände wurden immer mehr die eines civilisierten Volkes. Sehr gerühmt wurde

¹⁾ Missions-Magazin 1825, II. 287; 1828, IV. 606, 620.

²⁾ Liegt am Arkansas unter dem 95° w. Länge von Greenwich.

³⁾ Missions-Magazin 1834, IV. 610.

das vom Nationalrath¹⁾ eingerichtete Schulwesen, das sich dem der benachbarten Staaten wohl an die Seite stellen konnte. Freilich kamen dann und wann auch Streitigkeiten in der Nation vor, die zum Theil noch in der Uebersiedlung von Georgien, den Raufgelder-Entschädigungen u. s. w. ihren Grund hatten, und die Mission wurde hier und da nachtheilig davon berührt. Im ganzen aber machte das Christenthum sehr erfreuliche Fortschritte. In einer sehr sorgfältigen Berichterstattung im Jahre 1860²⁾ werden die Cherokeen als ein christliches Volk anerkannt. Obgleich in der unwissenden Masse noch mehr Aberglauben vorhanden sei, als in älteren christlichen Gemeinschaften (heißt es da) und obgleich der Grad ihres Christenthums noch niedrig sei, „so ist die christliche Religion doch die einzige, die es bei ihnen gibt“. — — — „Ihre Konstitution bestimmt, daß niemand, der Gott und eine Vergeltung im künftigen Leben leugnet, ein bürgerliches Amt bekleiden könne.“ — „Die Nation als solche nimmt den Christennamen in Anspruch. Alle Lehrer sind durch das Gesetz aufgefordert, in den Schulen³⁾ täglich die Bibel lesen zu lassen und, wenn sie dazu vorbereitet sind, in denselben täglich zu beten.“ Sie bewohnen hauptsächlich den östlichen Theil ihres Territoriums, etwa 300 deutsche Quadrat-Meilen groß. Ihre Zahl wurde damals auf 21,000 geschätzt. Unter ihnen befinden sich im ganzen nicht weniger als 60 Prediger, darunter 16 weiße. Von den letzteren waren 3 von der Brüdergemeinde, 3 nördliche und 2 südlische Baptisten und 5 südlische Methodisten. Vermöglich war niemand aus der Nation, der nicht wenigstens ab und zu eine angemessene Gelegenheit gehabt hätte, einen Gottesdienst zu besuchen, denn außer den 30 öffentlichen Schulhäusern, die auch zu religiösen Versammlungen benutzt wurden, waren mehr als nochmal so viel besondere gottesdienstliche Versammlungsorte vorhanden. Im ganzen gab es über 3000 Kommunikanten u. z. 1500 N. Baptisten, darauf folgten an Zahl die Methodisten, S. Baptisten, die Brüdergemeinde mit 250 und der Am. Board mit 136. „Von der wirklichen Frömmigkeit so großer Zahlen“, heißt es a. a. O., „wollen wir nicht zu zuversichtlich sprechen. Wo viele doch nur 3 bis 4 mal im Jahre einer religiösen Versammlung bewohnen — mögen die letzteren auch sehr ausgedehnt werden⁴⁾ — können wir kaum viel christliche Erkenntniß und wirklich christlichen Charakter erwarten, zumal da der größere Theil der eingeborenen Prediger nur eine geringe Bildung haben soll.“ Auf den Stationen des Board dagegen waren nur solche Personen getauft, die augenscheinliche Beweise der Buße und des lebendigen Glaubens an Christum gegeben hatten. Einer der Missionare, der früher als Pastor in Neuengland gewirkt hatte, sagt, daß seine

¹⁾ National-Council ist die oberste Regierung der Cherokeen.

²⁾ cf. Annual Report of the Am. Board ff. 1860 S. 138 ff.

³⁾ Hier sind die mit der Mission nicht verbundenen Staatschulen gemeint.

⁴⁾ Jedernfalls sind die Lagerversammlungen (Camp meetings) der Methodisten gemeint, an die sich übrigens manches von zweifelhaftem Werthe anschließen soll.

Gemeinden
im christli-
chen
Leider
nationen sc-
für den An-
träglich.
leiten, welc-
hielten, wa-
Methodisten
Park Hill;
Tausend S.
Volkes war
Board keine
auf dieser
empfunden,
war, in der
Dolmetscher
durch die E-
jene Mission
seine Arbeit
auf die mit
bezeichneten
Brüdergemein-
bald brachen

b. Die

Südl. Amerika's do-
von Floriba,
nach ihrem an-
hauptsächlich
Süden des be-
das mit in il-
holten Kriege
erfuhren spät-
Siegern verlor-
Auch bei
Missionsver-
der feindlichen
geben wurde.
der Vereinigte
beträchtlich zu

¹⁾ Die Ab-
welche dem Sla-
Slaverei forder-
te.

²⁾ Bei Gele-
vorgeworfen, daß

sich dem der
te. Freilich
on vor, die
aufgelder-
mission wurde
machte das
sorgfältigen
eien als ein
Masse noch
chen Gemein-
enthums noch
ge, die es bei
oak niemand,
t, ein bürger-
t den Christen-
aufgesfordert,
wenn sie dazu
wohnen haupt-
300 deutsche
1,000 geschätz.
60 Prediger,
der Brüderge-
ne Methodisten.
wenigstens ab
Hottesdienst zu
die auch zu
als nochmal so
handen. Im
00 N. Bay-
n, die Brüder-
der wirklichen
llen wir nicht
nal im Jahre
lechteren auch
che Erkenntniß
in der größere
g haben soll.“
che Personen
es lebendigen
issionare, der
t, daß seine

Gemeindeglieder unter den Cherokee denen seiner früheren Gemeinde im christlichen Leben nicht nachstanden.

Leider war das Nebeneinanderwirken der verschiedenen Denominationen schon seit längerer Zeit kein ungetrübtes mehr. Namentlich für den Am. Board gestalteten sich die Verhältnisse nach grade unerträglich. Die mit Erbitterung geführten abolitionistischen¹⁾ Streitigkeiten, welche seit Jahren die Vereinigten Staaten in höchster Aufregung hielten, waren die Veranlassung zu fortwährenden Reibereien. Die Methodisten bauten eine große massive Kirche grade gegenüber von Park Hill; die Baptisten hatten ein Versammlungshaus ein paar Tausend Schritte von Lees Creek errichtet. Die Stimmung des ganzen Volkes war von ihnen so eingenommen, daß auf den Stationen des Board keine Aussicht blieb neue Mitglieder zu gewinnen. Dazu wurde auf dieser Seite der Mangel eingeborner Prediger besonders schwer empfunden, zumal da keiner der vorhandenen Missionare im Stande war, in der VolksSprache zu predigen: sie mußten sich alle dabei des Dolmetschers bedienen. Dazu, scheint es, war auch der Nationalrat durch die Eifersucht der die Sklaverei billigenden Denominationen gegen jene Mission eingenommen. Unter diesen Umständen schloß der Board seine Arbeiten unter diesem Volke — nicht ohne wehmütigen Rückblick auf die mit mancher Trübsal, aber auch reichlich mit Segensspuren bezeichneten 43jährigen Dauer derselben. — Auch die Mission der Brüdergemeinde kränkelte längst unter ähnlichen Verhältnissen, und bald brach über sie die schweren Krisen des Krieges herein.

b. Die Missionen unter den Creeks (Arikaks) resp. Seminolen.

Südlich von den Cherokee bewohnte zur Zeit der Entdeckung Amerikas das weite Gebiet bis zum Golf von Mexiko mit Einschluß von Floriba, ein starkes kriegerisches Volk, die Muskogies, die später nach ihrem an Bächen reichen Lande die Creeks genannt wurden. Ihr hauptsächlichster Stamm sind die Seminolen, die einst den ganzen Süden des bezeichneten Gebietes inne hatten. Das Volk der Apalachen, das mit in ihren Grenzen lebte, überwandten die Muskoiges in wiederholten Kriegen, undrotteten es 1719 ganz aus. Ein ähnliches Schicksal erfuhrn später ihre Nachbaren, die Alabama's, deren Reste mit den Siegern verschmolzen.

Auch bei diesem Volke machte die Brüdergemeinde den ersten Missionsversuch am Flint R. in Georgien 1807, der aber 1813 bei der feindlichen und kriegerischen Haltung desselben ohne Erfolg aufgegeben wurde. Einige Jahre später brach vollends der blutige Krieg der Vereinigten Staaten mit den Seminolen aus,²⁾ in dem diese schon beträchtlich zusammen schmolzen. Auch nach Herstellung des Friedens

¹⁾ Die Abolitionisten waren bekanntlich diejenigen in den nördlichen Staaten, welche dem Sklaven haltenden Süden gegenüber die vollständige Unterdrückung der Sklaverei forderten und dies keineswegs immer ohne Fanatismus.

²⁾ Bei Gelegenheit der Veranlassung zu diesem Kriege wurde den Eingeborenen vorgeworfen, daß sie sich der Einführung von Sklaven widersetzten.

gelandt es nur unter den nördlichen Creels Missionen zu gründen, u. z. zunächst den Methodisten, deren Prediger W. Capres 1822 die Station Asbury anlegte. Sowohl über die genauere Lage als auch über die weitere Entwicklung dieser Mission geben meine Quellen keine Nachrichten. jedenfalls blieben die Erfolge weit hinter denen der Cherokee-Mission zurück. Um dieselbe Zeit gründeten die Baptisten auf Anregung des damaligen Gouverneurs von Georgien durch Rev. Lee Comperre die Station Withington an der Grenze von Alabama. Auch hier wurde jedoch nicht viel ausgerichtet; das Volk war der Civilisation weit weniger zugänglich als seine nördlichen Nachbarn. So fand es auch weniger Halt, den schädlichen Einfüssen der weißen Händler zu widerstehen. Dazu kam die Wildheit des Charakters, die hier stärker als bei vielen andern Indianervölkern hervortrat. — Als ein Theil der Creels 1829 schon nach dem Westen zog, wurde die Baptisten-Mission unterbrochen. Einer von den wenigen Bekhrten, John Davis, arbeitete unter seinen Landsleuten in ihrem neuen Lande auf eigene Hand weiter. Infolge davon wurde die Arbeit dort durch Rev. Daniel Lewis wieder aufgenommen, der die Station Ebenezer gründete 1830. Eine zweite wurde 1836 errichtet am Canadian Creek. Davis konnte ordinirt werden. Zu gleicher Zeit machte auch der American Board unter jenen bereits im Westen ansiedelten Creels, deren Zahl übrigens zunächst nur auf 2500 angegeben wird, einen Versuch durch John Lemming nebst seiner Frau, und unterstützt von Dr. Dodge, einem Arzte. Alle die mühsame Arbeit, die auf die ungefüige, bisher noch nicht literarisch bearbeitete Sprache gewendet wurde, blieb erfolglos. Die wilden kriegerischen Lebewesen, angestachelt durch weiße Händler, bedrohten die Sicherheit der Missionare, und als 1836 die Creels durch den Agenten der Vereinigten Staaten um Ausschließung aller Missionare von ihrem Gebiete petitionirten ließen, mußten diese sämmtlich weichen. Die Baptisten zogen sich nach Shawnee (vergl. unten) zurück.

Die Methodisten scheinen inzwischen auf ihren Stationen in Georgia ausgehalten zu haben. Als die Creels immer mehr nach dem Westen übersiedelten, zogen ihre Missionare mit. 1844 ging auch diese Mission an die Süd-Methodisten über. Wie es scheint wurde erfolgreich gearbeitet, denn 1853 konnte von 728 Kirchengliedern berichtet werden, deren 100 allein in den letzten Jahren gewonnen waren. Es bestanden 5 Kirchenkreise (circuits) und eine Schule. Leider finden sich keine Angaben über die Stationen. „Eine große Thür ist nun offen in dieser Nation“, sagt der Bericht, „und fast jede Stadt lädt die Missionare ein zu kommen und zu predigen.“

Auch die Presbyterianer hatten 1842 eine Creel-Mission begonnen. Rev. Loughridge gründete die Station Koweta am Arkansas oberhalb der Mündung des Verdigris R. Nicht weit davon wurde die folgende zu Tallahasse 1848 errichtet. Auf beiden wurde vornehmlich durch Schulen gewirkt, u. z. durch Kloßschulen, deren Böblinge also ganz unter christlichen Einfluß gebracht waren. Sie lernten Acker- und Gartenbau, Handwerke resp. weibliche Arbeiten, die englische Sprache

u. s. w.
Auch lite
Theile d
logie-Sp
Vollschu
Krieg i

als ihre
in die
Häuplin
machte, L
da gab
aus ihre
gedacht u
uns zu e
ihr für u
dies Ane
paft, schi
und Schre
gar nichts
dieser dad
schreiben
Indianern
wegen des
andern da
Papier ze
Brüder ir
und da w
das Stücke
Landes, u
lesen und
Gräber ih
durch die
daher dem
seine Lehr
Lesen brin
nichts für
in dem sic
Bluthunde
es, ein pa
Stämme i
und nach
hartnäcig
rida's, wo
Unter
beiden For

1) So

gründen, u. s. w. Die Schulen hatten bald segensreiche Früchte aufzuweisen. Auch literarische Arbeiten wurden hier erfolgreicher als früher betrieben. Theile der Heiligen Schrift und christliche Lieder wurden in der Musologe-Sprache gedruckt, ebenso ein Lesebuch für die weiter anzulegenden Volkschulen. Mitten in der Blüte wurde diese Wirthsamkeit durch den Krieg im Jahre 1861 abgebrochen.

Die Seminolen hatten sich für die Mission noch unzugänglicher als ihre nördlichen Landsleute gezeigt. Als nach Einverleibung Florida's in die Vereinigten Staaten der damalige Gouverneur Duval den Häuptlingen der Seminolen in einer großen Versammlung den Antrag machte, Lehrer zu ihnen zu senden und Schulen unter ihnen zu errichten, da gaben sie, nachdem sie einen Tag Bedenkzeit sich erbeten, durch einen aus ihrer Mitte folgende Antwort: „Mein Bruder! Wir haben nachgedacht über den Vorschlag, uns Lehrer zu senden und Schulen unter uns zu errichten. Wir danken dir herzlich für die Theilnahme, die ihr für unser Wohl zeigt, doch können wir nach reiflicher Ueberlegung dies Anerbieten nicht annehmen; denn was für den weißen Mann paßt, schickt sich deshalb noch nicht für den rothen. — — Lesen und Schreiben ist zwar recht gut für den weißen Mann, taugt aber gar nichts für den rothen. Wenn jener besser dadurch wird, so wird dieser dadurch schlechter. Einige der Greeks und Cherokees lernten schreiben und lesen, und sind nun die größten Schurken unter den Indianern. Sie gingen nach Washington, um mit dem großen Vater wegen des allgemeinen Westen sich zu bereben, und das erste, was wir andern davon erfuhren, war, daß der weiße Agent uns ein Stückchen Papier zeigte, was, wie er sagte, ein Vertrag war, welchen unsre Brüder in unserem Namen mit dem großen Vater abgeschlossen hatten, und da wir nicht wußten, was ein Vertrag sei, so erklärte er uns das Stückchen Papier, und siehe da! es bedeckte einen großen Strich Landes, und so fanden wir denn, daß unsre Brüder durch die Kunst, lesen und schreiben zu können, ihre Häuser und Ländereien sowie die Gräber ihrer Ahnen verkauft hatten, und daß es die weißen Männer durch die Kunst, lesen und schreiben zu können, gewannen. Sage daher dem großen Vater in Washington, daß es uns recht leid thut, seine Lehrer nicht unter uns aufzunehmen zu können, denn Schreiben und Lesen bringt nur den weißen Männern Vortheile, taugt aber durchaus nichts für die rothen.“ — Erst nach einem zweiten, grausamen Kriege, in dem sich die Amerikaner, wie einst in alter Zeit die Spanier, der Bluthunde gegen die Indianer zu bedienen suchten (1835—42), gelang es, ein paar Tausend Seminolen zur Auswanderung zu bringen. Viele Stämme derselben waren aufgerieben. Von den Resten zogen nach und nach noch einige Scharen nach dem Arkansas, andere blieben hartnäckig und hielten sich in den unzugänglichen Sumpfgegenden Florida's, wo es noch bis in die neueste Zeit kleine Ueberreste zu geben scheint.

Unter den im Westen Angegesiedelten, die ihr Land zwischen den beiden Forks¹⁾ des Canadian R., eines der Nebenflüsse des Arkansas,

¹⁾ So nennt man 2 gabelförmig zusammen treffende Flüsse.

haben, begannen die Presbyterianer 1848 zu missioniren. Sie fanden damals ein ärmliches, heruntergekommenes und entmuthigtes Volk von 2000 Seelen. Die Trunksucht richtete furchtbare Verheerungen unter ihnen an. Die gebuldigen unermüdlichen Arbeiten der Missionsslehrer waren jedoch nicht vergeblich. Es erwachte ein Verlangen nach dem Christenthum. Fleiß und Mäßigkeit fingen an sich Vahn zu brechen, und sie und da zeigten sich schon Spuren von Wohlstand, so daß der Bericht von 1860 und 61 die Aussichten recht hoffnungsvoll schilbern konnte. Die erste Station, Oakridge, nicht weit vom Little R., und eine 1859 begründete, die sogenannte Prairie-Station, zählten schon 74 Gemeindeglieder. Da machte der Krieg auch dieser Mission vorläufig ein Ende.

c. Die Missionen unter den Choctaw's (Oschoktaw's) und Chickasaw's (Oschikasaw's).

cf. Basler Missions-Magazin 1822, 1825, 1828, 1834 und 1855.

Einen ähnlichen Entwicklungsgang, wie die Cherokee, hatten die ursprünglich diesseits des großen Mississippistromes vom Meerbusen von Mexiko bis zum Tennessee R. wohnenden Choctaw's und Chickasaw's, die im Jahre 1832, wo sie etwa 20,000 Seelen stark waren und nur noch etwa 7 Millionen Morgen Land inne hatten, gleichfalls zur Auswanderung bewogen wurden, und jetzt zwischen den Sizien der Creeks und dem Red River ein gemeinsames Staatswesen aufgerichtet haben. Die erste Missionssiedlung unter diesen Indianern gründete im Auftrag des American Board der Prediger Kingsbury, den wir bereits als Gründer der Cherokee-Mission kennengelernten, am 27. Juni 1818 zu Elliot, etwa 150 Stunden südwestlich von Brainerd am (?) Tallabusha-Flusse. Von Anfang an aber legten die Choctaw's, und besonders die Häuptlinge, die freundlichsten Gefinnungen gegen diese Mission an den Tag. Bald ließen noch 16 Missionsgeschwister meist als Kolonisten in der Wildnis sich nieder, und nach den ersten nothwendigen Einrichtungen wurde im April 1819 eine Schule mit 10 Schülern eröffnet, deren Zahl im Herbst d. J. bereits auf 54 gestiegen war. Die Jünglinge, denn das Alter der die Schule Besuchenden war zwischen 6 und 20 Jahren, wurden außer der Schule auch zum Ackerbau, einige auch zu nützlichen Handwerken und die Töchter zu häuslichen Arbeiten angehalten; alle Schüler aber erweckten die schönsten Hoffnungen. Wie bereitwillig die Choctaw's die Unternehmungen der Missionare unterstützten, ergibt sich unter anderm aus folgendem Schreiben einiger Häuptlinge vom 4. Juni 1820 an den Sekretär der Missionsgesellschaft:

"Bruder! Wir haben nun zum ersten Male die Schule unter unserm Volle besucht, seit sie hier errichtet ist. Sie ist in einem sehr blühenden Zustand, und es geht alles gut. — Bruder! Unsere Herzen freuen sich, daß unsere Kinder so schnelle Fortschritte machen. Es ist uns ein wahres Vergnügen, zu sehen, wie unsere Jünglinge unter der Aussicht ihrer Lehrer auf dem Felde arbeiten und das Land bauen lernen. Denn wir sehen wohl ein, daß wir nicht länger blos von der Jagd leben

können. Und
neuen und
und Kinder
und Kleider
habeu vor
Kingsbury
Brüder und
mir zuvor
Brüder im
Dank für die
Schule und
sehr vergnügt
mir haben
auf unsere
Lehrern hatte
verbunden
Lande erzeugt
Vater, der P
rothen Kinder
derselbe so vi
Werke unterst
und allenthal
die sie ihren
es nicht verge
gute Schule
Aber, Brüder,
mehr als 10
Brüder schätz
Missionar offe
wohl begreifen
halten es dah
Wir sind doch
jeder Distrikt
6000 Thaler
nubbi hinterz

Aus ei
vom 3. Sep
von Dank u

— Br
gewesen, die u
alle Dinge ersch
die bösen Weg
dienen sollen.
sionar Kingsbu
herausführen
unsere Kinder
dienen mögen.
gehen hinüber
zu sagen, daß
einem andern
christlichen Unt

¹⁾ Diesell
bruar d. J. a
slböstlich von
²⁾ Das v
s. Missions-M

oniren. Sie entmuthigtes Verheerungen der Missionsverlangen nach zu brechen, so daß der voll schildern little R., und hlst schon 74 ion vorläufig

d Chikasaw's

1855.

en, hatten die Meerbusen's und Chiken stark waren en, gleichfalls den Sizien der tszwezen auf den Indianern Kingsbury, nnen lernten, zweitlich von er legten die Gefinnungen 16 Missioner, und nach ll 1819 eine o. J. bereits er die Schule rten und die ber erweckten die Unter anderm aus 820 an den

unserm Volle stand, und es der so schnelle unsre Flüggs Land bauen er Jagd leben

bünnen. Unser Wild ist weg, und unsere Lehrer sagen uns, daß Gott uns einen neuen und besseren Weg zeigen will, uns zu erhalten und uns und unsere Weiber und Kinder zu Kleiden. Wir freuen uns, zu sehen, wie unsere Töchter jetzt sothen und Kleider machen lernen und alles thun, wie die weißen Leute. — Bruder! wir haben zuvor nie das Vergnügen gehabt, jemande anders von der Mission, als Herrn Kingsbury zu kennen. Jetzt haben wir gesehen, und glauben, daß alle Missions-Brüder und Schwestern zu Eliot unsere Freunde sind und uns Gutes lehren, was wir zuvor nicht gewußt haben. — Bruder! Wir wünschten allen unsern guten weißen Brüdern im Norden, die uns fromme Missionare hierher gesendet haben, unsern Dank für diese große Wohlthat auszudrücken. Wir sind in jeder Rücksicht mit unserer Schule und den weißen Brüdern und Schwestern der Missionssammlung zufrieden und sehr vergnügt mit der Art und Weise, wie sie unsere Kinder behandeln. — Bruder, wir haben nie gewußt, welche große Kosten¹⁾ unsere guten weißen Brüder bisher auf unsere Schule verwandt haben, bis wir gestern eine Unterredung mit unsern Lehrern hatten, welche uns davon benachrichtigten. Wir fühlen uns um so mehr verbunden für die große Liebe, die unsre weißen Brüder dem rothen Volk im fernen Lande erzeigt haben. Eben so gewährt es uns große Freude, daß unser guter Vater, der Präsident der Vereinigten Staaten, seine hilfreiche Hand nach seinen rothen Kindern zu ihrem Besten ausgestreckt hat. Wir sind sehr dankbar dafür, daß jerselbe so viel Geld auf unsere Schule verwandt hat und die Missionare in ihrem Werke unterstützt. — Bruder! Wir wünschen allen unsre weißen Freunden überall und allenthalben zu sagen, wie dankbar wir alle sind für die großen Wohlthaten, die sie ihren unwilligen rothen Brüdern erzeigt haben, und wir hoffen, sie werden es nicht vergessen, daß wir noch immer ihrer Hilfe bedürfen. Wir haben jetzt eine gute Schule, in welcher 70 unserer Kinder durch eure Liebe Unterricht erhalten. Aber, Brüder, wir wollen euch offen und frei uns'r Bedürfnis darlegen. Wir haben mehr als 1000 Kinder in unserer Nation, die auf dem Unterricht ihrer weißen Brüder sehnsich warteten und nach ihnen hinklickten. Unsre Nation steht für jeden Missionar offen und unsre Herzen sind bereit, sie aufzunehmen. — Wir können es wohl begreifen, Brüder, daß diese Missionen euch große Kosten machen, und wir halten es daher für unsre Pflicht, euch aus allen Kräften darin zu unterstützen. Wir sind deshalb läßlich in den drei Distrikten unsres Landes eins geworden, daß jeder Distrikt auf 16 Jahre jedes Jahr 2000 Thaler²⁾ liefern soll, was jährlich 6000 Thaler Beitrag ausmacht. — Wir sind eure Freunde und Brüder Punkt zu Punkt (unterzeichnet), Muschulatubbi (unterzeichnet †).

Aus einem eigenhändigen Briefe des Häuptlings David Folsom vom 3. September 1820 an einen Freund in Newark, gleichfalls voll von Dank und Bitten, heben wir nur Folgendes heraus:

— Bruder! Wir Choltaw's sind so lange in der Unwissenheit und Finsterniß gewesen, die uns viel geschadet hat. Die Choltaw's wissen, daß ein Gott ist, der alle Dinge erschaffen hat, haben aber keine Kenntniß von Jesu Christo, und darum waren die bösen Wege unsere Strafe, weil niemand war, der uns sagte, wie wir Gott dienen sollen. Jetzt hoffe ich, mein Volk hat einen treuen Freund gefunden (Missionar Kingsbury), der hoffentlich immer bei uns bleibt und uns aus der Finsterniß herausführen wird, damit wir Brüder und wie ein Volk werden, und daß fortan unsere Kinder als Brüder und Schwestern leben und dem wahren Gott Israels dienen mögen. — Wir sind umgeben mit unsrem weißen Brüdern, und Choltaw's gehen hinüber zu den Weißen und kaufen gebrauchtes Wasser, und es schmerzt mich zu sagen, daß viele meiner Landsleute also böse Gewohnheiten annehmen. Aber aus einem andern Gesichtspunkte muß ich euch sagen, ich denke, die Choltaw's sind völlig reif, christlichen Unterricht anzunehmen. — Wir haben einige weiße Menschen unter

¹⁾ Dieselben betrugen bis zum Juni 1820 über 12,000 Thaler, womit im Februar d. J. auch schon eine zweite Niederlassung am Tombigby-Flusse, 50 Stunden südöstlich von Eliot, begonnen war.

²⁾ Das von den Vereinigten Staaten für abgetretenes Land bestimmte Jahrgeld s. Missions-Magazin 1825, II. 204 cf. 1822, II. 217, 219.

uns, die sehr schlechte Leute sind, und uns rothen Leuten ein böses Beispiel geben. Oft sagen sie uns, alle frommen Leute seien Betrüger, und die Bibel sei ein Fälschungsspiel. Das sagen weiße Leute den rothen Choltaw's. Ich für meine Person lehre mich nicht an solchen Menschen. — Grüßet alle Freunde der rothen Leute und betet für uns arme Choltaw's und helft uns zu unserm Glück."

Der Schreiber dieses Briefes wohnte etwa 30 Stunden östlich von Elliot, wo drei seiner Kinder in die Schule gingen, und 16 Stunden westlich von der neuen Niederlassung, von der wir gleich hören werden, und begehrte nichts sehnlicher, als einen Lehrer in seinen Ort zu bekommen, den er auf seine Kosten unterhalten, ihm auch ein Schulhaus bauen wollte.

Ein Engländer aus Liverpool, Adam Hodgson, ein warmer Freund der Missionsache, der im Jahre 1820 eine Besuchstreise zu den Creels, Choltaw's, Chi'tasaw's¹⁾ (deren Stamm unter nur einem Häuptling 3625 Seelen zählte), und Cherokee machte, lehrte auch in Elliot ein und freute sich herzlich über alles, was er da sah und hörte.

In Bezug auf die dortigen Missionare schreibt er: „Mit besonderem Vergnügen wurde ich gewahr, daß sie von ihren Entbehrungen und Leiden, die nach der Natur ihrer Lage keineswegs gering sind, kaum ein Wort fallen ließen, und dabei bemerkten, daß der Soldat, der Matrose und der Kaufmann nicht selten Größeres für irdische Zwecke erbülden. Und doch ziehen sie oft 2—3 Monate unter den Indianern in den Wäldern umher, nicht selten unter anhaltenden Regenströmen, wie ich sie in England nie sah, indem bei Nacht heulende Wölfe um ihr leichtes Zelt umherstreichen, oder der freche Panther sie an ihrer Thür besucht und ängstigt. Da indes andere um zeitlichen Gewinnen willen oft dasselbe ertragen, so wünschen sie, daß in den öffentlichen Missionsberichten nie dieser Mühelosigkeit und Gefahren gedacht würde, wenn nicht eine kurze Bemerkung dieser Art oft ein zweckmäßiges Mittel wäre, Leute vom Missionsdienst zurückzuschrecken, die ein gemächliches Leben bei demselben erwarten.“

Auf die dringenden Bitten der Indianer wurde 1820 100 engl. Meilen östlich von Elliot eine zweite Missionsstation angelegt, und im März 1821 kam Missionar Kingsbury dahin, der schon 10 Gebäude aufgerichtet und ein gut Stück Ackerlandes umgebrochen fand. Sie wurde Mayhew genannt und war sehr lieblich gelegen. Im Herbst desselben Jahres ward mit der Schule begonnen. Bei einem Besuche, den der Prediger Goodell Anfangs 1822 in Mayhew machte, legte Kingsbury in einer Ansprache den versammelten Häuptlingen den Zweck der Schule aus. Da antwortete einer der Vornehmsten unter ihnen: „Ich bin nicht gewohnt, an die Weißen eine Rede zu halten, aber wenn das Herz froh ist, so darf es immer ein Wort reden. Wir haben euren Worten zugehört. Wir haben die Sache nie zuvor so gut verstanden. Wir haben zuvor nie gewußt, daß die Missionare ohne Bezahlung arbeiten, und daß sie aus Liebe zu den Choltaw's Haus und Hof und alles, was Ihnen lieb ist, verlassen haben. Die Choltaw's sind unwissende Leute; sie wissen nur, wann der Tag kommt und wann die Nacht kommt. Das wissen sie, aber weiter nichts. Wenn ihr zurückkommt, so sagt zu der frommen Gesellschaft: Ihr seid unsere Väter. Wir sind arm und schwach. Väter müssen für die Kinder sorgen. Wenn diese Missionare sterben, so sendet mehr.“

¹⁾ Missions-Magazin 1825, II. 207.

Wir Alten
aber mit un
Eine wo
Camps) geg
bezogen. Da
daß sie bei d
Arbeit fortzu
vor weichen,
Umkreise von
Ob'schon der
derer, die da
Indianer so
die tiefste La
gelium nicht
Negersslaven
diese Station
Nachbarschaft

Im O
von dem O
Schreiben:

„Wulata
Volles, das M
ich gemacht hab
geben, um Sc
rothen Leute ei
den Boden gesc
ganz ausgehob
ihre Kinder um
konnten. Ich h
damit nicht me
haben ehemals
Schaar meiner
an einen Baum
der Choltaw's.
sie alle in einer
Ich habe ihnen
dauen und ihr
gestohlen und si
der also thut,
ihrem Mannen f
hinab. Ich ha
und wenn sie e
Ater abgebran
sechs Städten i
senden mögen,
recht bald thun
ich noch leben
sehen, ehe ich j
der uns mit d
haben keine, s
weißen Leute t
untere Kinder
schreibe. Ich
ihr werdet mi

Beispiel geben.
I sei ein Possen-
Ich für meine
inde der rothen
Söld.“
unden östlich
gen, und 16
gleich hören
n seinen Ort
m auch ein

ein warmer
streise zu den
nur einem
ehrte auch in
h und hörte,
rem Vergnügen
nach der Natur
und dabei be-
elten Größeres
ate unter den
Regenströmen,
um ihr leichtes
t und ängstigt.
n, so würden
i und Gefahren
zweckmäßiges
ächliches Leben

0 100 engl.
legt, und im
10 Gebäude
fand. Sie
Im Herbst
em Besuch,
achte, legte
otlingen den
misten unter
zu halten,
reden. Wir
ie zuvor so
Missionare
Choltaw's
aben. Die
Tag kommt
iter nichts.
t: Ich seid
en für die
mehr. —

Wir Alten werden wohl in unsern alten Gewohnheiten dahinstorben,
aber mit unsren Kindern muß es besser werden.“

Eine weitere Station wurde im Oktober 1822 zu Bethel (French-Camps) gegründet und von Missionar Williams nebst Familie bezogen. Die Indianer arbeiteten hier so eifrig an dem Schulhaus, daß sie bei Nacht große Feuer anzündeten, um bei deren Schein die Arbeit fortzuführen. Sonntags wurde Gottesdienst in englischer Sprache vor weißen, rothen und schwarzen Zuhörern gehalten, da in einem Umkreise von 12 Stunden auch noch 12 Kolonistenfamilien wohnten. Obwohl der Missionar anfangs klagen mußte: „Die bösen Beispiele derer, die das Bessere kennen und nicht thun, haben die Sitten der Indianer so vergiftet, daß mit wenigen Ausnahmen die Meisten in die tiefste Lasterhaftigkeit versunken sind“, wurde dennoch das Evangelium nicht vergeblich gepredigt, wirkte indes hier mehr an den armen Negersklaven als an den Indianern. Dennoch mußte im Jahre 1827 diese Station wieder aufgegeben werden, da fast alle Indianer aus der Nachbarschaft weggezogen waren. —

Im Oktober 1822 erhielt die amerikanische Missionsgesellschaft von dem Oberhaupt der sechs Städte der Choltaw's folgendes erfreuliche Schreiben:

„Wulatahumah, Oberster der sechs Städte, an die Gesellschaft des frommen Volkes, das Missionare den Choltaw's sendet. — Brüder! Das erste Gesetz, das ich gemacht habe, ist dieses: Wenn weiße Leute zu meinen Kriegern über die Linie gehen, um Schnaps zu verkaufen, und mit demselben die Pferde und das Vieh der rothen Leute einzuhändeln wollen, und sie betrügen machen, so soll der Schnaps auf den Boden geschüttet werden. Das Brantweintrinken hat unter meinen Kriegern ganz aufgehört. — Die Choltaw-Weiber haben lange Zeit die Gewohnheit gehabt, ihre Kinder ums Leben zu bringen, wenn sie ihnen nicht leidliche Nahrung verschaffen konnten. Ich habe ein Gesetz gemacht, daß der Kindermord bestraft werden soll, damit nicht mehr so viele unschuldige Kinder sterben müssen. — Die Choltaw's haben ehemals Schweine und Vieh gehalten und sie geschlachtet. Ich habe eine Schaar meiner treuen Krieger rausgestellt, die jeden gesangen nehmen, der siekt, ihn an einen Baum binden und ihm 39 Streiche geben. — Es war die Sitte unter den Choltaw's, wenn drei oder vier Schwestern waren und sich verheiratheten, daß sie alle in einem Hause mit einander leben. So will ich es nicht mehr länger haben. Ich habe ihnen gesagt, daß sie von einander ziehen, besonders wohnen, das Feld bauen und ihr Brod verdienen. — Die Choltaw's haben einander ihre Weiber geschlossen und sind davongetauscht. Wir haben jetzt ein Gesetz gemacht, daß jeder, der also thut, 39 Streiche erhalten soll, und ebenso auch das Weib, wenn sie von ihrem Manne fortläuft. — Manche Choltaw's laufen nach Mobile und New-Orleans hinab. Ich habe meinen Kriegern gesagt, daß sie zu Hause bleiben und arbeiten, und wenn sie gehen und ihr Feld nicht besorgen, so soll ihnen das Korn auf dem Acker abgebrannt werden. — Die Zahl der Männer, Weiber und Kinder in den sechs Städten ist 2164. — Ich wünsche, daß die frommen Leute Männer und Weiber senden mögen, um eine Schule in meinem Distrikt zu errichten, und daß sie das recht bald thun möchten. Ich singe an alt zu werden. Ich weiß nicht, wie lange ich noch leben werde. Ich möchte gern das gute Werk noch mit meinen Augen sehen, ehe ich sterbe. Man ist immer an uns vorübergegangen, und da war keiner, der uns mit Rath und That behilfen wollte. Andere Völker haben Schulen, wir haben keine. Wir haben obige Gesetze gemacht, weil wir gern in die Wege der weißen Leute treten möchten. Wir hoffen aber auch, sie werden uns beitreten, damit unsere Kinder erzogen werden. — Dies ist das erste Mal, daß ich einen Brief schreibe. Ich sage nichts weiter, ich habe meine Wünsche ausgesprochen. Ich hoffe, Ihr werdet mich nicht vergessen. Wulatahumah.“

Eine neue Station, Goshen, 46 Stunden südlich von Mayhew und etwa 20 Stunden westlich von Emmaus, einem gleichfalls neu gegründeten Schulort, ward für die Missionare Veranlassung, sich nicht blos auf die Jugend einzuschränken, da die Indianer dieser Gegend für den Unterricht wenig Sinn hatten. Nachdem daher im Jahre 1824 zwei Erstlinge aus den Choklaw's in die christliche Kirche aufgenommen waren, fingen die Missionare mutter an, die Choklaw-Sprache zu erlernen, und schon 1825 konnten sie in derselben predigen. Nun wurden nützliche Schulbücher abgefasst und 1827 zu Cincinnati gedruckt, und Alt und Jung verlangte bald das Alphabet zu lernen, um die Offenbarungen des großen Geistes in ihrer eignen Sprache zu erkennen. Die Leitung der ganzen Mission auf den bisher genannten Stationen, wozu 1824 noch Ni-ik-hun-ah, auf der Straße nach Natchez, etwa 14 Stunden westlich von Mayhew, und später noch einige andere gekommen, hatte Missionar Kingsbury zu Mayhew. Hier und da wurde eine Seele aus dem harten Schlaf der Sünde aufgeweckt¹⁾, die Schulen gedihten und blühten, obschon nicht überall gleich erfreulich, und auch in der bürgerlichen Verfassung der Choklaw's fanden bis Ende 1827 wichtige Veränderungen statt, indem an die Stelle von zwei unwürdigen Districks-Häuptlingen zwei andere verständige und vertrauenswerthe Volks-Obersten gewählt und beschlossen wurde, alle zwei Jahre einen Landtag zu halten, an welchem durch Abgeordnete des Volks die Angelegenheiten desselben berathen, neue Verordnungen festgesetzt, und besonders darüber gewacht werden sollte, daß nichts von dem Landeigenthum ohne Einwilligung der Einwohner aller Distrakte künftig weiter veräußert werden dürfte. — Der Durst nach Erkenntniß wachte immer allgemeiner auf, und in der Nähe von Gohen fing der schon genannte Folsom, ein wackerer, christlich unterrichteter Mann, selbst eine Schule mit 40 Schülern an; und wer freut sich nicht, in dem Schreiben eines Choklaw-Jünglings zu Mayhew vom Juli 1826 an den Genannten zu lesen:

„Berehrter Herr! Ich freue mich, Gelegenheit zu haben, Ihnen ein paar Worte zu schreiben. Uns macht der Gedanke Bonne, einen Häuptling zu haben, der ein Freund seines Volkes ist, die Wohlfahrt desselben will, und die Schulen in der Nation befördert. Wären nicht Sie und die Freunde der Mission gewesen, wahrscheinlich würden noch blind in der Wildnis umherirren. Wir haben Leute sagen gehört, die Missionare hätten uns nichts Gutes gethan; aber jetzt ist's Zeit für diese, die Augen aufzuhüten und zu sehen, ob wir noch in derselben Lage seien, in welcher wir uns vor acht, oder auch nur vor vier Jahren befanden. Wir denken, Sie werden immer ein Freund der Schulen bleiben und dieselben aus aller Kraft unterstützen; auch hoffen wir, Sie werden sich von Ihrem Volk nicht nutzlos machen lassen. Vielmehr wird Sie Gott zum Werkzeuge machen, der Nation viel Gutes zu thun.“

Hören wir dazu noch die Ansprache eines Choklaw-Häuptlings an eine Volksversammlung:

„Meine Kinder, Brüder und Freunde! Was ich euch sage, ist die Wahrheit; hört' wohl zu. Gottes Herz ist gut; ein solches Herz, wie dieses, milst ihr haben; eure Väter, Mütter, Brüder, Schwestern nicht zu lieben, ist wahrlich nicht gut.

¹⁾ Missions-Magazin 1828, IV. 633.

Hört, was
sagen. G
muss es ei
einen bösen
und so mu
er sich unfe
ehe wir sic
zuvor erhal
dass wir da
und erbarm
Herz gut ge
von uns, i
nicht gehör
Zeit hören
ausgerichtet
Tag, das n
auf uns her
käufet, so n
sterbet, zu e
siehlt nem
ibr dinaufsi
sterben, som
ihr milst es
habe. Mein

Unter
Mississippi
von Süd
vier Stati
Elliot, To
Mission de
der erstigen
und breit
Leute kan
hartnäcige
nur von t
aufgenomm
Brantwein
1829 konn
betrunkene
durch die 1
zählten, u
Weise ver
Übersiedelu
höchst ung
arme Volk
Mission a
ganzen Vo
schlossen si
Choklaw's,

¹⁾ New

von Mayhew
gleichfalls neu-
fassung, sich nicht
dieser Gegend
her im Jahre
die Kirche auf-
die Choctaw-
bigen predigen.
zu Cincinnati
zu lernen, um
en Sprache zu
scher genannten
r Straße nach
ad später noch
zu Mayhew.
af der Sünde
nicht überall
der Choctaw's
indem an die
bei andern ver-
und beschlossen
welchem durch
berathen, neue
werden sollte,
der Einwohner
— Der Durst
der Nähe von
kerer, christlich
n an; und wer-
gs zu Mayhew

ein paar Worte
i haben, der ein
Schulen in der
ewen, wahrlich,
eute sagen gehört,
et für diese, die
seien, in welcher
ken, Sie werden
ast unterstehen;
machen lassen.
Gutes zu thun".
no-Häuptlings

die Wahrheit;
nicht ihr haben;
wirlich nicht gut.

Hört, was ich euch sage: liebet eure Freunde, liebet Gott, und lasst das böse Herz
fahren. Gott siehet uns, und es schmerzt ihn, daß wir böse Herzen haben. Damit
muß es ein Ende nehmen. Wie es bei euren Vätern war, die böse Herzen und
einen bösen Sinn hatten, so kann und darf es nicht bleiben. Gottes Sinn ist gut,
und so muß auch unser Sinn werden. Und wenn wir damit Gott dienen, so wird
er sich uns erbarmen und uns segnen. O Gott, gib uns allen ein neues Herz,
ehe wir sterben. Was wird aus uns werden, wenn wir ein solches Herz nicht
zuvor erhalten. Dem Tod können wir ja nicht entstechen. Läßt uns gut werden,
daß wir dahin kommen, wo du bist; und wenn wir sterben, so steige herab zu uns
und erbarme dich uns. Als du den ersten Menschen geschaffen hast, hast du sein
Herz gut gemacht. Aber wir sind rohe, unwissende Leute; nimm das böse Herz
von uns, und gib uns neue Herzen. Wir Choctaw's haben vormals dein Wort
nicht gehört; wir hatten keinen Sinn, und unsere Gedanken waren wie der Wind.
Jetzt hören wir dein Wort, und haben ein liebes Haus, daß wir deinem Namen
aufgerichtet haben. Erbarme dich uns und höre uns. Dieser Tag ist dein heiliger
Tag, das wissen wir, und wir haben uns hier versammelt, dich zu preisen. Blick
auf uns herab und erwärme dich uns. — Ihr müßt nicht sterben. Wenn ihr etwas
lauset, so mögdet ihr es nehmen; aber wenn ihr sterbet, so wird Gott, wenn ihr
sterbet, zu euch sagen: Das ist der Weg zum großen Feuer; gebet hinein. Gott
sieht niemals; ihr müßt auch nicht sterben. Wenn euer Herz gut ist, so werdet
ihr hinaufstehen, wenn ihr sterbet; ja wenn Gott euch liebt, so werdet ihr niemals
sterben, sondern ewiglich leben. Was ich euch sage, ist ein wahres und liebes Wort;
ihr müßt es hören und verstehen lernen. Dies ist alles, was ich euch zu sagen
habe. Meine Brüder, Kinder, Freunde, ihr habt es gehört; dies ist alles."

Unter den Chikasaw's, die den nördlichen Theil des Staates Mississippi bewohnten, missionirte zuerst die presbyterianische Synode von Süd-Karolina und Georgien seit 1821. Es waren bereits vier Stationen gegründet: Monroe, 60 engl. Meilen nordöstlich von Elliot, Toxchish, Martin und Caney Creek, als im Jahre 1827 diese Mission dem Am. Board übertragen wurde. Bald darauf begann auf der erstgenannten Station eine bemerkenswerthe Erweckung, die sich weit
und breit unter dem Volke ausdehnte und mehrere Monate anhielt.
Leute kamen 30—40 Meilen weit her, und die hoffnungslosesten
hartnäckigen Sünder waren die ersten, die sich bekehrten.¹⁾ Doch wird
nur von 6 Personen berichtet, die in diesem Jahre in die Kirche
aufgenommen werden konnten. In der Folge wurde der verderbliche
Brantweinhandel im Gebiete dieses Volkes gänzlich unterbrückt, und
1829 konnte ein Missionar schreiben, daß er seit 1½ Jahren keinen
betrunkenen Indianer gesehen habe. Leider wurde dieser Zustand
durch die Unterwerfung der Chikasaw's, die damals etwa 3000 Seelen
zählten, unter die Staatsgesetze von Mississippi in höchst ungünstiger
Weise verändert. Die Landverkäufe und Unterhandlungen über eine
Übersiedlung nach Westen, welche zu keinem Ziel kamen, wirkten
höchst ungünstig. Ströme von Brantwein ergossen sich durch das
arme Volk, das noch keinen Halt gewonnen hatte. 1834 mußte die
Mission aufgegeben werden. Die Chikasaw's kamen nicht dazu, als
ganzes Volk nach Westen zu ziehen. Nur einzelne kleinere Scharen
schlossen sich andern auswandernden Völkern an (meist wohl den
Choctaw's), oder folgten später, die andern verkümmerten und schwanden

¹⁾ Newcomb, Cyclo-pedia of Missions. S. 616.

dahin in ihrem Heimatlande, von dem sie ein Stück nach dem andern um das Feuerwasser hingaben¹⁾.

Unter den Choctaw's hatte inzwischen die Mission erfreuliche Fortschritte gemacht. Im Jahre 1829 bildeten die dort arbeitenden ordinirten Missionare nebst denen unter den Chicasaw's ein Presbyterium, und die General-Versammlung errichtete die neue Synode von Mississippi, welche zu Mayhew ihre erste Sitzung hielt. Die Gemeinden zählten 400 Getaufte.

Nun aber erfolgten auch hier die Auswanderungsbeschlüsse der Vereinigten Staaten, unter welche die armen Choctaw's sich fügen mußten und versprachen, westlich am Arkansasflusß sich niederzulassen. Wer große Bewegungen entstanden unter ihnen, und am meisten litten die Missionen darunter. Doch baten die Indianer die Missionare, sie zu den neuen Wohnstätten zu begleiten, was auch theilweise geschah, als etwa zwei Drittheile des Volkes, 10—14,000 an der Zahl, auswanderten. Die bisherigen Stationen dauerten noch eine Zeit lang fort, bis sie sich endlich 1836 ganz auflösten und alle hier gewonnenen Vortheile, auch die Gebäuleichten, auf diese Weise für die Mission verloren gingen. Kaum aber hatten die Ausgewanderten das neue Land zwischen dem Arkansas und rothen Flusse (Red river²⁾) betreten, als sie vor allem darauf bedacht waren, die Mission und die Schulen³⁾ wieder in Gang gebracht zu sehen. Die mit großer Hingabe schon bisher in dieser Mission thätigen Männer, wie Kingsbury, Yinglton und Alfred Wright, deren Namen für immer mit dem der Choctaw's verbunden bleiben werden, ließen sich keine Mühe vertrieben, die bedeutenden Schwierigkeiten der neuen Ansiedlung zu überwinden. So entstanden schon 1834 die Stationen Wheelock, Bethabara, Clear Creek, Bolt Tuklo und Cedron, alle in der südwestlichen Ecke des Indianergebietes nicht fern von der Grenze von Texas und Arkansas gelegen. Bald war die geregelte Missionstätigkeit wider in Gang gekommen und gestaltete sich sehr hoffnungsvoll. 6—8 Schulen, in denen der Unterricht in der VolksSprache gegeben wurde, wurden freilich für eine Zeit durch eine furchtbare Kinderkrankheit, die die Jugend fast dezimirt, unterbrochen. Doch konnten 1835 2 neue Stationen, Eagle Town und Pine Ridge, hinzugefügt werden. Theile der Heiligen Schrift und ein Gefangbuch nebst andern christlichen Schriften wurden gedruckt und in vielen Exemplaren verbreitet. Die Zahl der Gemeindeglieder nahm zu. Es lassen sich manche Beispiele von hervorstechend christlichen Persönlichkeiten aus denselben anführen: Männer, wie der alte Tunupindischuffa,⁴⁾ der, mit fünfzig Jahren 1827 bekehrt, einer der ersten

¹⁾ Die Angabe der ersten Auslage, daß die Cumberland- und die Methodistengesellschaft unter den Choct. gearbeitet habe, beruht wohl auf einem Irrthum. Cumberland-Presbyterianer begannen nach New-Comb erst 1853 eine Mission. Über die Methodisten-Mission finde ich nichts in meinen Quellen. Dagegen hatten die Baptisten von 1819—23 eine Mission unter den Choctaw's und Chicasaw's gehabt.

²⁾ Nicht zu verwechseln mit dem Flusse gleiches Namens im Brit. Nordamerika.

³⁾ Missions-Magazin 1834, IV. 616.

⁴⁾ Talwer Monatssblatt 1842, 149 ff.

unter den Choctaw's
Rektor der
Schriftakademie
Greis, wobei
den Umstehen
dort oben zu
seinen Namen
mich geforbt
hier in der
kummert euch
Leib ins Große
und trauert
gottlosen und
in ihrer Kraut
den Missionaren
Bruder, ich
großen Körper
mir hilft, so
Ziel meines
Und mit strahlendem
Missionars zu
Throne der Ewigkeit
einst einige
Krankenbeite
„O das ist für
eines ihrer letzten
Jesus mich er
wir von mehr
ohne gesegnete
Choctaw's
vier Distrikte
Wenn aber irgendeiner
des American
etwas ausführlich
zehn blühende
Ridge, Good
und Bennington
Zubräng zu den
wurden, und fanden
bereits 7880 Einwohner
für die Ausbreitung
gesteuert haben
Kasse auf das
die Choctaw's
die Erziehung
einigten Staaten

Ein (überlieferte)
Umwandlung, die

dem andern
n erfreuliche
arbeiten den
ein Presby-
Synode von
lt. Die Ge-
eschlüsse der
s sich fügen
niederzulassen.
meisten litten
Missionare, sie
e geschah, als
ahl, auswan-
heit lang fort,
onnenen Vor-
e Mission ver-
as neue Land
betreten, als
die Schulen¹⁾
ingabe schon
, Byington
der Choklaw's
zen, die bedeu-
den. So ent-
Clear Creek,
des Indianer-
ansas gelegen.
ng getommen
in denen der
eilich für eine
fast bezirzte,
e Town und
Schrift und ein
druck und in
glieder nahm
ristischen Ver-
alte Tun u-
ner der ersten

ie Methodisten-
rthum. Cum-
mission. Ueber die
en die Baptisten
ehabt.
t. Nordamerika.

unter den Auswanderern gewesen war und im Jahre 1834 als ein Ältester der Kirche selig starb, Buschtopunne u. a. Als der alte Choklawahandscho, ein frommer und allgemein geachteter Choklaw-Greis, tödlich erkrankte und sein Ende herannahen fühlte, sagte er zu den Umstehenden: „Obgleich ich sterbe, hoffe ich doch in eine gute Welt dort oben zu gehen. Ich habe gefucht, meinem Gott zu dienen, und seinen Namen um Gnade anzurufen, in und durch Christus, der für mich gestorben ist. Meine Gedanken sind jetzt bei ihm, während ich hier in der Krankheit liege. Wenn ich sterbe, trauert nicht und beklommert euch nicht meinetwegen. Ihr möget weinen, wenn ihr meinen Leib ins Grab leget; aber lasst das genug sein. Denket an das Eure, und trauert nicht!“ — Aschaholi, eine Choklaw-Frau, die von ihrem Gottlosen und trunksüchtigen Manne oft viel zu leiden hatte, auch noch in ihrer Krankheit, an der sie am 28. März 1834 verstarb, begrüßte den Missionar Williams, der sie besuchte, mit den Worten: „O mein Bruder, ich freue mich gar sehr, dich zu sehen. Du siehst mich hier in großen körperlichen Leiden, aber selig in meiner Seele. Weil Jesus mir hilft, so liege ich gern so da und denke an ihn. Er allein ist das Ziel meines Verlangens. Ich erhebe mein Herz zu ihm im Gebet.“ Und mit strahlender Freude im Gesicht hörte sie den Worten des Missionars zu, mit denen er ihre Betrachtung zu unterstützen und zum Throne der Gnade zu beten versuchte. Bei derselben versammelten sich einst einige christliche Freunde und beteten und priesen vor ihrem Krankenbette den Herrn, der sie so mächtig tröstete. Da rief sie aus: „O das ist süß! das ist gut! das macht mein Herz fröhlich!“ Und eines ihrer letzten Worte, ehe sie die Bestimmung verlor, war: „O daß Jesus mich erlöse! O, mein Jesus, erlöse mich!“ Ahnliches könnten wir von mehreren erzählen zum Beweise, wie das Evangelium nicht ohne gesegneten Erfolg diesen Indianern gepredigt ward.

Choklaw's und die Reste der Chikafaw's bilden jetzt einen in vier Distrikte getheilten Staat, davon die letzteren einen ausmachen. Wenn aber irgendwo unter den Indianern, so feierte hier die Mission des American Board ihre Siege, weshalb wir auch über diese Nation etwas ausführlicher geworden sind. Wir finden da im Jahre 1854 zehn blühende Gemeinden (Stockbridge, Wheelock, Mount Zion, Pine Ridge, Good Water, Good Land, Mayhem, Mount Pleasant, Six Town und Bennington) mit 1163 Kommunitanten, und so stark war der Zudrang zu den Gemeinden, daß in einem Jahre 218 dazu gehan wurden, und so groß der christliche Eifer in denselben, daß sie bis dahin bereits 7880 Thaler für allerlei christliche Anstalten in der Heimat so wie für die Ausbreitung des Evangeliums in andern Heidenländern hergesteuert haben. Die einheimische Regierung selbst öffnet ihre National-Kasse auf das bereitwilligste für den Unterhalt mehrerer Schulen; ja die Choklaw's haben sogar einen besondern Fond errichtet, um daraus die Erziehung eines Theils ihrer Söhne in den Colleges der Vereinigten Staaten zu bestreiten.

Ein (fürsäglich) belehrter Choklaw schreibt voll freudigen Dankes über die große Umwandlung, die das Evangelium unter seinen Landsleuten hervorgebracht, unter

andern Folgendes an die Sekretäre der amerikanischen Gesellschaft: „Ich will euch erzählen, wie das Wort Gottes zuerst behandelt wurde. Die Choctaw weißen (?) Leuten wußten wohl, daß die Schulen eine sehr gute Sache wären, und sie schenkten ihr große Gunst. Als sie aber fanden, daß darin das Wort Gottes gelehrt würde, traten sie alle weit zurück, und auf ihrer Seite standen einige stolze, blinde Indianer. Diese alle stemmten sich und stießen nun hart dagegen. Als aber gar einige dem Worte Gottes beißelten, da entbrannten die übrigen in Wut und wollten die Predigt aufhalten und diese Männer in ihr Vaterland zurück senden; ja einige gingen so weit, daß sie ein Kriegsgeschrei gegen das Wort Gottes und gegen die Christen erhoben, und ein paar schickten sich schon zu Kriegszügen an. Wie wildete da Satan für eine Weile. Aber, um es kurz zu machen, — nur sind wir überzeugt, daß die heilige Bibel ein großes, gutes Buch ist. Es thut niemandem Schaden. Wir danken euch, daß ihr es uns zugesendet. Ihr kommt uns nichts Besseres zugesendet haben.“

So war diesem Volke, dessen Untergang noch vor einem Menschenalter unvermeidlich schien, eine glänzende Aussicht in die Zukunft eröffnet. Müdigkeit, Ordnung und Gesetzlichkeit, Ackerbau und Gewerbe sind im Zunehmen begriffen. „Im Jahr 1818“ — heißt es in einem der Berichte des American Board in den fünfzig Jahren — „waren sie im vollen Sinne des Wortes ein heidnisches und wildes Volk. Die schlimmsten Laster des Heidenthumus herrschten unter ihnen. Vielweiberei und Kindermord, Gefechte und Kriege waren ein Theil, und nur ein Theil ihres traurigen Erbes. Dazu waren auf diesen schlechten ursprünglichen Stamm einige der ärgsten Laster der Civilisation eingepropft. Das ganze Volk war dem Trunk ergeben. Als Missionar Kingsbury einmal fragte: Ist denn kein Nüchterner unter euch? — so wurde ihm die Antwort gegeben, einer sei da. Gehen wir aber in ihre jetzige Heimat, betrachten wir ihre Fluren, sehen wir in ihre Häuser hinein, so begegnen uns überall Wohlstand und Verbesserungen aller Art. Prüfen wir ihre Schulen, so finden wir die gewissen Beweise einer verständigen Auffassung, die zugleich lebendig und umfassend ist. Besuchen wir ihre Kirchen, so erfahren wir, daß der Herr in der That und Wahrheit in ihrer Mitte ist. Mit freudigem Erstaunen fragen wir: Ist dies das Volk, welches, als unsere Missionare vor 34 Jahren zu ihm kamen, so unwissend und tief gesunken war?“

Außer dem American Board aber wirkten unter den Choctaws auch die Methodisten, die schon von 1825—32 in ihrer alten Heimat unter ihnen thätig waren. Im Indianer-Gebiet aber, wohin schon 1857 gegen 500 Christen ausgewandert waren, deren Zahl durch die Nachkommenden sich bis 1836 auf 960 Mitglieder mehrte, fuhr diese Mission fort immer reichlichere Früchte zu tragen, deren Qualität wir jedoch nicht eingehender untersuchen wollen. Es genügt zu bemerken, daß auch hier wie unter den Cherokee mit den auf erstaunende Revivals berechneten Camp Meetings gewirkt wurde. Es waren überhaupt hier nur 2 weiße Missionare beschäftigt, neben ihnen zahlreiche eingeborene Prediger, deren Bildung — wie es hieß — viel zu wünschen übrig ließ. Doch waren 2 von den oben erwähnten Colleges Fort Coffee und Nunnawaya Academy in den Händen der Methodisten. Die Lage und Zahl der übrigen Stationen finde ich nicht erwähnt. 1846 ging diese Mission an die Süd-Methodist-Episcopale Kirche über.

Endlich die 1845 genommen, jedoch auch Schule für es neben d hatten 222 In die Mission der Kirche. Gegeben. Die Cherokee hatten in d die Forderungen der Nation Missionar Verwirklichung Abolitionismus und von den Beweis sein. Sklaven oder schreiben oder Berichten nu ob alle Missi gleiche Stell ruhig gehen Vorbehalt de Sklaven bedi Sklaverei in Tendenzschild Ehrenmänner und getragen Publikum, ke Verhandlungen blieb dabei g Dienste anerter der ganzen L geschah, wie Board, der d Mission über zehn Mission Gehülfen, 17 Verbindung n Verheerungen

: „Ich will euch
Chokaw weihen (?)
und sie schenken
s gelehrt würde,
blinde Indianer.
gar einige dem
und wollten die
enden; ja einige
s und gegen die
an. Wie wüthete
nun sind wir
thut niemandem
nntet uns nichts

nem Menschen:
die Zukunft
u und Gewerbe
ist es in einem
ren — waren
des Volk. Die
n. Bielweiberei
l, und nur ein
schlechten ur-
sibilisation einge-
Als Missionar
unter euch? —
en wir aber in
en wir in ihre
Verbesserungen
ie gewissen Be-
lebendig und
n mir, daß der
Mit freudigem
nre Missionare
efunken war?
den Chokaws
er alten Heimat
hin schon 1857
durch die Nach-
jr diese Mission
ität wir jedoch
erken, daß auch
Revivals berech-
haupt hier nur
che eingeborne
vünschen übrig
s Fort Coffee
isten. Die Lage
t. 1846 ging
über.

Endlich ist auch die Mission der Presbyterianer zu erwähnen, die 1845 gleichfalls eines jener Colleges, die Spencer Academy übernahmen, in dem 100 Jünglinge zu unterrichten waren. Dabei wurde jedoch auch durch Predigt u. s. w. missionirt. 1855 wurde eine Rosshöfe für Mädchen in Good Water angelegt. Vier Jahre später gab es neben diesen beiden Hauptstationen 7 Nebenstationen; 5 Missionare hatten 222 Kommunikanten in ihrer Pflege.

In dieser Zeit (1859) erfolgte die Uebertragung der ganzen Chokaw-Mission des American Board an den Board der presbyterianischen Kirche. Veranlassung zu diesem Ereignisse hatte die Sklavenfrage gegeben. Die Chokaw's, welche, wie mehrfach angedeutet, ebenso wie die Cherokee ein wohlgeordnetes republikanisches Staatswesen bildeten, hatten in demselben das Institut der Sklaverei festgehalten. Da als die Forderungen des Abolitionismus sich immer stärker regten, erließ der Nationalrath unter andern ein Gesetz, dahin lautend, daß jeder Missionar oder Prediger, von dem sich herausstellte, daß er an der Verwirklichung der höchst schädlichen und destruktiven Lehren des Abolitionismus sich beteilige, das Gebiet der Nation verlassen solle und von demselben für immer ausgeschlossen bleibe. Auch sollte es ein Beweis sein, daß jemand abolitionistische Prinzipien hege, wenn er Sklaven oder deren Kinder ohne Erlaubniß des Eigentümers lesen, schreiben oder singen lehre. Ich finde in Bezug auf diesen in allen Berichten nur mit großer Diskretion behandelten Punkt nicht deutlich, ob alle Missionare des American Board diesen Verhältnissen gegenüber gleiche Stellung genommen hatten. Thatsache ist, daß sie die Dinge ruhig gehen ließen, selbst sich der Arbeit gemieheter oder unter dem Vorbehalt der durch ihre Arbeit zu erwerbenden Freiheit gekaufter Sklaven bedienten. Für einen jeden, der da weiß, daß in praxi die Sklaverei in den Südstaaten nicht überall und immer den bekannten Tendenzschilderungen gleichkommt, wird damit der Charakter jener Ehrenmänner keineswegs verdunkelt werden. Der Board aber, verbunden und getragen von einem mit glühendem Eifer abolitionistisch gesinnten Publikum, konnte unmöglich jene Zustände billigen. Nach längeren Verhandlungen mußte der Bruch eintreten. Das Missionseigenthum blieb dabei größtentheils in den Händen der Missionare, deren treue Dienste anerkannt wurden. Es sollte ihnen freigestellt sein, sich mit der ganzen Mission unter eine andre Missionsleitung zu stellen. Dies geschah, wie schon gesagt. Es ist mir nicht klar, wie der Presbyterian Board, der doch wohl nicht weniger abolitionistisch gesinnt war, diese Mission übernehmen konnte. Meine Quellen schweigen darüber. — Zehn Missionare, darunter ein ordinirter Chokaw, und 7 eingeborene Gehilfen, 1757 Kommunikanten und 426 Schüler standen 1861 in Verbindung mit der presbyterian. Mission; als der Krieg mit seinen Verheerungen auch dieses Feld mit Verwirrung erfüllte.

d. Die Mission unter den Osagen.
cf. Basler Missions-Magazin 1822, 1825, 1828, 1834.

Weit schwieriger, als bei den bisher genannten Stämmen, erwies sich die Missionsarbeit an den Osagen. Diese wohnten früher am Osagefluss im Staate Missouri, wo sie in die Groß- und Klein-Osagen sich theilten; eine Abtheilung hatte auch eine Gegend am Neosho oder Grand-River beim Arkansas inne. Später (1836) mußte das gesamme Volk am Arkansas, nördlich von den Cherokee, seine Wohnstätte einnehmen. Es war ein rohes, heidnisches, armes Volk, welches, obwohl in einem sehr fruchtbaren Lande lebend, doch meist von der Jagd und etwas Viehzucht sich ernährte, dem Betteln und Stehlen ergeben und mit den Nachbarstämmen, später besonders mit den Cherokee, fast fortwährend in Krieg verwickelt war. Die erste Niederlassung unter den Osage-Indianern ging noch vor der Translation von der vereinigten Presbyterianischen Missionsgesellschaft¹⁾ aus und wurde im Jahre 1820 unter dem südlichen Zweig dieses Stammes, der etwa 8—10,000 Seelen in sich fasste, mit Bewilligung der Häuptlinge zu Union am Grand-River, etwa 10 Stunden oberhalb seiner Mündung gegründet und zunächst von zwei Predigern mit ihren Gattinnen und Kindern nebst etwa 12 andern Kolonisten-Gehülfen bezogen. Bei ihrer Ankunft waren die meisten Osagen auf der Jagd, von den Anwesenden aber wurden sie mit großer Freude empfangen. Am Christfest erhielten sie einen Besuch von dem Häuptling, und vernahmen mit Freuden aus seinem Munde die Worte: „Für mich ist dieser Morgen wonnevoll. Ich bin froh in der Seele, diesen Tag erlebt zu haben. Jetzt werden meine Kinder lesen lernen, und leben wie die Christen. Wir wünschen eure Religion kennen zu lernen, sie ist besser als die unsrige.“ Doch mußten sie im Februar 1821 schreiben: „Wir leben in einem Lande der Finsterniß, denn das Licht des Evangeliums noch nie gescheint hat, wo man den Herrn Jesum nicht kennt, und noch kein Tempel Gottes errichtet ist. Überall stößt man nur auf Unwissenheit, Aberglauben und Götzendienst.“

Noch war aber die Missionsfamilie zu Union nicht angelommen, als auch die Osagen am Missouri die Regierung um Einführung christlicher Schulen in ihrem Lande ersuchten, welche sie durch ihre Abhängigkeit an die Regierung mehr zu verdienen glaubten, als die kleinen Osagen; „denn“, bemerkte der alte Häuptling, „unsere Hände sind weiß, und die Hände der Arkansas sind blutig“. Infolge dessen sandte die Vereinigte Missions-Gesellschaft zuerst den Prediger Milledaler nach Washington, um dort mit den Osagen-Häuptlingen die nothwendigen Verhandlungen einzuleiten, und nachdem ein feierlicher Vertrag unterzeichnet worden, reiste auch nach dem Missouri eine Missionsfamilie ab und kam am 6. Aug. 1821 daselbst an, wo sie am Maredicine (Medicine?) Fluss, etwa 2 Stunden oberhalb seiner Vereinigung mit dem Osagefluss, die Niederlassung Harmony gründeten. Die Indianer bewilligten ihnen

¹⁾ United Foreign Missionary Society.

sogleich einen Unterricht und fragten sie Schießpulve als die Reli
Die M
Land, finger
digen blutig
tige Noth u
Osagen stell
davon. In
tigen Glied
Lebensmittel
immer mehr
Land in Be
Gottes, noch
so gut wie d
den Missiona
zugeführt, so
hatten, unger
und von ihne
fingen endlich
unter den Alte
verschwinden,
der schwieriger
ungemein arr
und eine Weine
„Oft lachen i
gemeiniglich a
Gott. Sie sa
hättten sie nie
immer darauf
sagen. Unsere

In Harr
zu leiden, unb
gerafft, doch b
erholen, und i
Gebäulichkeiten
unter dem Bei
eines wachsend
Anzahl der Sc
die Alten lieben
und die Jugend
die Betzhändler
fattete, die Hö
Missions-Schule entzoge

fogleich ein herrliches Stück Land zum Eigenthum, schienen aber nach Unterricht mehr um zeitlicher Vortheile willen zu verlangen. Besonders fragten sie angelegentlich, ob die Missionare sich darauf verständigen, Schießpulver zu machen, was ihnen unendlich wichtiger zu sein schien, als die Religion.

Die Missionare zu Union richteten zwar Häuser auf und bebauten das Land, fingen auch eine kleine Schule an, hatten aber wegen der beständigen blutigen Händel zwischen den Osagen und Cherokee mannsfältige Noth und Gefahr. Nicht blos die Cherokee, sondern selbst viele Osagen stellten ihnen sogar nach dem Leben; doch kamen sie glücklich davon. In den benachbarten Indianerdörfern mußten sie oft die blutigen Gliedmaßen der ermordeten Feinde herumtragen sehen, und an Lebensmitteln hatten sie nicht selten Mangel. Dazu kam, daß ringsumher immer mehr weiße Auswanderer sich niederließen, um das herrenlose Land in Besitz zu nehmen, leider aber in der Regel weder das Wort Gottes, noch den Sonntag, noch den Sinn fürs Ewige mitbrachten und so gut wie die Indianer der Missions-Hilfe bedurften. Doch wurden den Missionaren dann und wann einzelne Indianerkinder für die Schule zugeführt, so daß sie im Sommer 1823 deren 13 um sich versammelt hatten, ungerechnet ein ganz kleines, das von seiner Mutter ausgegesetzt und von ihnen gefunden und aufgenommen worden war. Die Kinder fingen endlich an, am Arbeiten und Lernen Freude zu finden, und auch unter den Alten sah man bei einzelnen die Abneigung gegen die Arbeit verschwinden. Dabei beschäftigten sich die Missionare fleißig mit Erlernung der schwierigen und an Wörtern für die Bezeichnung religiöser Begriffe ungemein armen Osagen-Sprache und legten eine Wörterzählung und eine kleine Grammatik an. Im Jahre 1823 konnten sie schreiben: „Oft lachen unsere Indianer über die neuen Dinge, die sie hören: gemeinlich aber fragen sie mit der größten Angelegenheit nach unserm Gott. Sie sagen, wir wissen mehr hier von als sie, und solche Rede hätten sie nie zuvor gehört. Sie wollen das Wort fest halten und immer darauf merken, denn wir werden ihnen immer die Wahrheit sagen. Unsere Aussichten werden immer erfreulicher.“

In Harmony hatte die Missionsfamilie anfangs viel vom Fieber zu leiden, und 3 Glieder derselben wurden sogar durch den Tod dahingerafft, doch begannen sie im Frühling 1822 sich sämmtlich wieder zu erholen, und nachdem sie den Aufbau eines Schulhauses und anderer Gebäudelichten, sowie die Anpflanzung von 40 Morgen Ackerlandes unter dem Beistand des Herrn glücklich zu Stande gebracht, hatten sie eines wachsenden Vertrauens unter den Indianern sich zu erfreuen. Die Anzahl der Schüler, welche fleißig und aufmerksam waren, mehrte sich; die Alten ließen gern im Evangelium und im Ackerbau sich unterrichten, und die Aussichten dieser Mission waren sehr ermunternd. Da wußten die Pelzhändler, denen der Kongress freien Verkehr mit den Osagen gestattete, die Häuptlinge derselben zu bereeden, 25 Stunden weit von der Missions-Station hinwegzuziehen. Dadurch wurden viele Kinder der Schule entzogen und das Werk in Harmony nicht wenig gestört; doch

wandten sich die Missionare mit um so gröberem Eifer der Erlernung der Sprache zu.

Von Union aus wurde im Dezbr. 1823 eine neue, nur 2 Stunden entfernte Niederlassung, Hopefield, angelegt, zunächst mit der Absicht, die umherstreisenden Osagen, 5000 an der Zahl, die Segnungen des Ackerbaus zu lehren, und schon im folgenden Frühjahr sie belten sich 11 heidnische Familien daselbst an; im Jahre 1826 aber wurde sie von einem Haufen Delawaren überfallen und mehrere Einwohner grausam ermordet; doch wurde der Ort gerettet. In demselben Jahre besaßen die Missionare zu Union 140 Morgen angebautes Land, und die Schule wurde von 50 Kindern fleißig besucht. Kriegerische Unruhen traten auch hier oft recht störend ein.

Von Harmony aus wurde gleichfalls in einer Entfernung von etwa 24 Stunden eine neue Niederlassung Neosho an dem Flusse gleiches Namens gegründet, doch war unter dem umherstreisenden wilden und kriegslustigen Volke wenig auszurichten. In Harmony selbst, wo die Missionare gleichfalls mit manuigischen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, wurde 1825 die Schule von 40 Osagen-Jünglingen besucht, die sich in den Kriegsunruhen eine Zeit lang zerstreut, später aber bis auf 35 wieder sammelten. Viele derselben lasen das Wort Gottes mit Verständniß, ohne daß es jedoch zu einem kräftigen Durchbruch des göttlichen Sinnes unter ihnen gekommen wäre. 1826 ging die Mission an den Am. Board über.¹⁾

Damals bestanden 4 Stationen: Union, Harmony, Hopefield und Boudinott (Neosho), aber wenn auch hier und da kleinere Osagenhäuslein zur Predigt des Evangeliums sich sammelten, und die Missionare von Zeit zu Zeit in der kleinen Indianerbörfern umherzogen, so lebte doch bei weitem der größere Theil des Stammes noch in roher Wildheit dahin, ohne von den dargebotenen Erleuchtungsmitteln des Christenthums Gebrauch zu machen. Eine blühende Schule zu Union mußte zu Anfang der dreißiger Jahre aufgegeben werden, weil die Eltern um den Unterricht ihrer Kinder sich nicht kümmern wollten, und nur die Schule zu Harmony dauerte mit gesegnetem Erfolge noch fort. Zwölf Jahre hatten die Missionare scheinbar umsonst unter diesem Volke von etwa 18000 Seelen gearbeitet, bis dahin aber mit großer Mühe sich so weit in den Besitz der Sprache gefestigt, daß ein Uebersetzungsvorversuch von einigen Evangelien gemacht und einige kleine Schulbücher in derselben angefertigt werden konnten. Die Missionsgesellschaft wollte auch dieses Volk nicht seinem gänzlichen Untergange überlassen, aber durch die Translokation wurden ihre guten Absichten zerstört.

Schon seit der Ankunft der Missionare im Osagenlande kamen dessen Hälftlinge durch gewisse zwingende Anträge von Regierungs-Agenten der Vereinigten Staaten in großes Gebränge, und schon ums Jahr 1827 wurde in einer ihrer Rathäuserversammlungen die Forderung an sie gebracht, das nördliche Gebiet zu verlassen und sämmtlich an den Neosho-Fluß sich

¹⁾ Die oben genannte Gesellschaft löste sich auf.

zurückzuziehen.

Mein
auf meiner
schönen Ta-
her. Wir
siehst sie nicht
Stadt zu me-
Gouverneur
Vater (den
Stadt bauen
Stadt gebau-
seine Gefinn-
Unrecht thun
(Indianer) u-
der meinem
magden. So
glücklich; wi-
Ich wünsche,
nicht sagen,
Landes. Ne-

Denn
wanderung
von den C
Bericht sagt
schmerzhafte
den Erwach-
unstättes. Le-
lächerlichen
in den Schu-
wenige aus
an ihnen w-
zurückkehrten
als wenn si
Abgrund de-
edle Kräfte
das Volk na-
Zustände ver-
gleich nach
unter der da-
werden. Sp-
die noch jebz-

o. Die A
(S)

Im No-
darüber hin-
nebst denen

¹⁾ an -

Erlernung der

nur 2 Stunden
mit der Absicht,
ungen des Adler-
ten sich 11 heid-
e sie von einem
ohner grausam
i Jahre besaßen
, und die Schule
uhnen traten auch

ernung von etwa
Flüsse gleiches
den wilden und
y selbst, wo die
u kämpfen hatten,
esucht, die sich in
aber bis auf 35
Gottes mit Ver-
uch des göttlichen
Mission an der

ony, Hopefield
a kleinere Osagen-
und die Missionare
herzogen, so lebte
in hoher Wildheit
des Christenthums
mußte zu Anfang
um den Unterricht
ule zu Harmony
Jahre hatten die
wa 18000 Seelen
heit in den Besit
nigen Evangelien
gesfertigt werden
Volk nicht seinem
Slokation wurden

andt kamen dessen
gierungs-Agenten
ums Jahr 1827
ig an sie gebracht,
Neosho-Fluß sich

zurückzuziehen. Damals gab der Häupling Klamore, ein Freund der Mission, dem Agenten im Namen der Häuplinge zur Antwort:

"Mein Vater, ich habe mit meinem Volle gesprochen, das in dieser Angelegenheit auf meiner Seite steht. Gott sieht auf uns herab. Ich spreche zu euch an einem schönen Tage. Meine Brüder, meine Freunde, meine Kinder, sie stehen alle um mich her. Wir haben nur ein Wort zu sagen. Mein Volk ist weit hin verbreitet, und du siehst sie nicht alle. Dort (auf das Dorf hindeutend), dort ist meine Stadt: Um eine Stadt zu machen, reiste ich durchs ganze Land, und ich fand einen guten Platz. Der Gouverneur Clark nahm mich mit sich nach Washington. Dort sah ich meinen großen Vater (den Präsidenten der Vereinigten Staaten). Er sagte zu mir: Wollt ihr eine Stadt bauen, so bauet sie an einem guten Strom. Ich habe es also gemacht, und meine Stadt gebaut. Ich habe meinem Vater Wort für Wort gefolgt, warum ändert er jetzt seine Gesinnung? Ich fürchte, er hat viele falsche Geschichten von Leuten gehört, die mir Unrecht thun und mein Land wegnnehmen wollen. Mein Vater viele rothe Häute (Indianer) reden Lügen. Merket dies. Ich bin der einzige unter den rothen Häuten, der meinem Vater gehorcht hat. Man hat mir immer versprochen, mich glücklich zu machen. Ich habe es noch nicht gesehen bis auf diese Stunde. Mein Volk ist nicht allklug; wir müssen hart lügen und hoch bezahlen für unser kleines Eigentum. Ich wiünsche, du möchtest ein Herz haben für unser Wohl. Ich bin betrübt, ich darf nicht sagen, was ich fühle. Ihr nehmt da ein Stück Landes, und dort ein Stück Landes. Nein, das versteht ich nicht!"

Dennoch wurden die Osagen im Jahre 1836 sämtlich zur Auswanderung genötigt und verließen ihre Wohnsitze am Arkansas nördlich von den Cherokee. Da wurde die Mission abgebrochen. Der letzte Bericht sagt: "Ein Rückblick auf die Geschichte dieser Mission muß manche schmerzliche Gefühle erwecken. Sehr wenig, wenn überhaupt welche von den Erwachsenen dieses Stammes haben sich bewegen lassen, ihr wildest unsißtes Leben mit einem civilisierten zu vertauschen oder für ihren lächerlichen Übergläuben das Christenthum anzunehmen. Die Zahl der in den Schulen erzogenen Jugend ist verhältnismäßig klein geblieben, und wenige aus derselben haben Zeichen davon gegeben, daß das Evangelium an ihnen wirke; während viele zu ihren früheren Lebensgewohnheiten zurückkehrten und bald wieder so schmutzig und heruntergekommen waren, als wenn sie es nie besser gehabt hätten; manche aber sind tief in den Abgrund des Verderbens und des Elendes verirrt." Viel Kosten und eile Kräfte waren auf das Werk gewendet; doch die Missionare mußten das Volk nach 15 jähriger Arbeit in elenderem und hoffnungsloserem Zustande verlassen, als es vordem gewesen war. Ein nochmaliger Versuch gleich nach der Überfieberung mußte wegen der feindseligen Haltung, unter der das Leben des Missionars bedroht war, bald wieder aufgegeben werden. Später entstand eine katholische Mission unter den Osagen, die noch jetzt fortgesetzt wird.

- e. Die Mission unter den Pawnee's,¹⁾ Iowa's (Aiowā's), Sac's (Sanks), Foxes, Stoë's, Omaha's und Shawnee's.¹⁾
cf. Missions-Magazin 1825.

Im Norden der Osagen, bis zum Platte- oder Neosho-Fluß und darüber hinaus sind die Reste der in der Ueberschrift genannten Stämme nebst denen einiger anderer angesiedelt. Die Pawnee's gehören einer

¹⁾ av = a.

ganz andern Gruppe von Indianervölkern an als die bisher betrachteten.¹⁾ An den Quellflüssen des Platte, Kanzas und Arkansas wohnend, waren sie die nördlichsten von ihren Stammverwandten, die bis an die Küste des Golf von Mexiko zwischen dem Rio Grande del Norte und dem Missouri wohnten. Dazu gehörten also auch die Texas-Indianer. Die Pawnee's aber, die in den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts auf 8000 Seelen geschägt wurden, theilten sich in drei Abste, die Grand-Pawnee's oder eigentlichen Pawnee's, und die südlicher gelagerten Pawnee-Louis und Pawnee-Republikaner²⁾. Ein gewisser Wohlstand ist unter ihnen nicht selten, und oft besitzt eine Familie 2—300 Pferde und Maulthiere, die sie meist bei ihren häufigen Einfällen in das spanische Gebiet stehlen. Sie sind sehr abergläubisch, und erst um 1820 wurde durch einen Pelzhändler das Opfern der Kriegsgefangenen unter ihnen abgeschafft. Als Anfangs 1822 eine Anzahl von Häuptlingen und Kriegern verschiedener Indianerstämme vom Missouri und dessen Seitenströmen nach New-York gekommen war, um die Angelegenheiten ihrer Stämme mit der Regierung zu berichten, wurde ihnen auch im Auftrag der Vereinigten Missionsgesellschaft das Vorhaben derselben mitgetheilt, christliche Lehrer unter ihre Stämme zu senden, und von den Häuptlingen der Pawnee's, Kansa's und Omaha's mit Freuden begrüßt. Letztere beide sind den Osagen verwandt. Darauf schickte die Gesellschaft im Frühling desselben Jahres den Prediger Sal. Gibbons nach dem Missouri ab, um unter diesen Stämmen an Ort und Stelle Erfundigungen einzuziehen. Die Häuptlinge der Omaha's, mit denen er zuerst unterhandelte, waren anfangs etwas schwierig, erkannten in ihrer durch Big Elk (großer Hirsch) gegebenen Antwort zwar die Überlegenheit und guten Absichten der Weißen und ihre eigene Armeseligkeit an, hatten aber doch allerlei Besorgnisse und schlossen mit den Worten: „Mein guter Vater! habt Mitleiden mit uns, und lasst mich nur noch ein paar Jahre dem Büffelochsen nachlaufen. Bin ich einmal alt oder tot, so werden meine Kinder es wohl brauchen, daß ihr sie unterrichtet. Wenn wir kein Thier mehr im Walde (auf der Prärie?) haben, dann müßt ihr kommen und uns Indianer unterrichten.“ Schließlich aber, nachdem ihre Besorgnisse widerlegt waren, erklärten sie ihre Bereitwilligkeit, eine Missionsfamilie bei sich aufzunehmen und ihre Kinder zur Schule zu senden. Die Pawnee-Loups erklärten mit Freuden ein Gleichtes, der Häuptling der Pawnee-Republikaner hatte endlich auch nichts dagegen, einen Versuch zu machen, die Grand-Pawnee's aber erklärten nach langer Berathung durch ihren obersten Häuptling Folgendes: „Bruder! Wir danken unsern weißen Brüdern für ihre Freundlichkeit. Wir glauben, der große Vater des Lebens hat die weißen Menschen neben sich gesetzt, und die rothen unter ihnen. Die weißen Menschen sind groß und verständig, denn der Vater des Lichts hat sie also gemacht. Er will es haben, daß die weißen

¹⁾ Cherokee, Creek, Choctaw's und Chicasaw's bilden eine zusammengehörige Gruppe. Die Osagen sind mit den Dakota's verwandt.

²⁾ Wahrscheinlich so genannt nach dem Loup (Wolf) R. und Republican River.

Menschen
hat eine
Vater des
und lesen
Er will
Büffelochsen
aber wir
vergleichen
des Lebens
nehmen?
dafür zu se
sagen. M
und schrei
wenn es r
tanern in
und Liebe
Handelsha
bringen, b
oßern und
nee's eine
Sendboten
gebiet jense
dorthin ve
Loups zur
des Regier
viel mit d
unternahme
nicht viel a
schon nicht
Es wurde
gelegt, die
verschenkt
und plündert
die Mission
Zuletzt war
ließen 1847
Unter
1835 an zu
den östlichen
1100, die a
des Brant
hältnisse nic
und ernstlich
Indianer ni

¹⁾ Zur D
²⁾ Seit 1
völkern gehörig

Menschen weiß, und die rothen roth sein sollen. Der weiße Mann hat eine Medizin, der rothe Mann hat eine andre. Wir glauben, der Vater des Lebens hat die Absicht, der weiße Mann soll verständig sein und lesen und schreiben und Flinten und Pfeilge und Messer machen. Er will aber auch haben, der rothe Mann soll nichts wissen und seinen Büffelochsen nachlaufen. Er hat uns in einigen Dingen gleich gemacht, aber wir sind arm und elend, wenn wir uns mit den weißen Leuten vergleichen. Warum sollten wir die Medizin wegwerfen, die der Vater des Lebens uns gegeben hat, und dafür die Medizin der weißen Leute nehmen? Dann, fürchte ich, würde er zitzen und uns die Pestilenz dafür zusenden. — Bruder! Ich will euch nun meine eigene Meinung sagen. Mich dünkt, es würde gar gut sein, wenn unsere Kinder lesen und schreiben und den Boden bearbeiten und Kleider machen lernten, wenn es nicht Medizin wäre. Nach allem, was ich von den Amerikanern in den Staaten gesehen habe, werde ich immer Hochachtung und Liebe für sie haben. Ich liebe zwei Wege, den einen von dem Handelshaus zu unserem Dorfe, in das die Amerikaner uns ihre Güter bringen, den andern von unserm Dorf in den Wald zu den Büffelöchsen und wilden Pferden.“ — Erst später (1835) trat unter den Pawnee's eine Mission des American Board ins Leben, nachdem einige Sendboten derselben, welche zu einer Expedition nach dem Indianergebiet jenseits des Felsengebirges beordert waren, die jährliche Karawane dorthin verfehlt hatten, und bei den Grand-Pawnee's und Pawnee-Loups zurückgeblieben waren. Sie nahmen ihren Wohnsitz bei dem des Regierungsagenten zu Bellevue am Missouri, mussten aber von dort viel mit den Indianern, die immer wieder weite Jagderkursionen unternahmen, umherziehen. Damit vergingen einige Jahre, in denen nicht viel ausgerichtet wurde. Um 1840 aber schienen die Pawnee's schon nicht mehr so abgeneigt, ihr wanderndes Jägerleben aufzugeben. Es wurde an der Loup-Fork (Wolf R.) des Platte eine Station angelegt, die von der Regierung reichlich mit Adlergeräthen, Vieh u. s. w. versehen wurde. Doch schon 1843 wurde dieselbe von den mordenden und plündernden Dakota's überfallen und zerstört. Seitdem konnte sich die Mission nicht wieder erholen, zumal da immer weitere Einfälle drohten. Zuletzt waren die Missionare ihres Lebens nicht mehr sicher und verließen 1847 das Arbeitsfeld.

Unter den Iowas¹⁾ und Sac's²⁾ fingen die Presbyterianer 1835 an zu missioniren. Beide Völker lebten in der Gegend, die jetzt den östlichen Theil des Staates Kansas bildet. Die ersten zählten 1100, die andern 500 Seelen, aber jene schwanden unter dem Einflusse des Brantweins schnell dahin. So hatten denn auch hier die Verhältnisse nicht viel Ermutigendes. Unter den größten Hindernissen und ernstlichen Gefahren mußten die Missionare arbeiten. Waren die Indianer nüchtern, so waren sie ihre besten Freunde; unter den betrun-

¹⁾ Zur Dakota-Gruppe gehörig.

²⁾ Seit langer Zeit mit den Foxes (Füchse) vereint, beide zu den Algonkinvölkern gehörig und ursprünglich am Wisconsin lebend.

tenen waren sie ihres Lebens nicht sicher. Da die Erwachsenen sich so unzugänglich zeigten, legten sie sich ganz auf die Schulen; auch wurden Übersetzungsaarbeiten gemacht. Dennoch trug die treue Arbeit nicht viel sichtbare Früchte. Als 1860 auch diese Stämme translocirt wurden, und die Verhältnisse sich immer ungünstiger gestalteten, wurde die Mission aufgegeben. Zwar sollte ein Waisenhaus fortgeführt werden; nach einigen Jahren aber (1866) wurde auch dies abgebrochen.

Von der Iowa-Station aus wurde 1846 eine solche zu Bellevue in der Nähe von Council Bluffs am Missouri angelegt, für eine Mission unter den benachbarten Stämmen der Omaha's und Otoe's, beide verwandt mit den Iowa's. Es wurde jedoch nicht viel mehr erreicht, als daß 25—45 Kinder in einer Rossschule unterrichtet werden konnten. Unter diesen waren aber auch solche von den gleichfalls stammverwandten Ponca's, sowie von Mischlingen. Nach etwa 10 Jahren siedelten sich die Omaha's, etwa 1000 Seelen stark, in 3 Dörfern auf ihrer Reservation, 100 englische Meilen oberhalb am Missouri an. Dorthin folgte der presbyterianische Missionar, und seitdem gestaltete sich seine Wirksamkeit etwas günstiger, obgleich die Hauptthätigkeit auch hier auf die Schule beschränkt blieb. Doch haben sich schon einzelne aus diesem Stämme gefunden, die aufrichtige Christen geworden sind. — 1856 war auch unter den Otoe's, die ihre Reservation an der Grenze von Kansas, am Blue R. haben, eine besondere Station errichtet; aber weder ein regelmäßiger Schulbesuch ließ sich erreichen, noch irgend ein christlicher Einfluß auf die Erwachsenen. So wurde diese Mission unverrichteter Sache 1860 wieder geschlossen.

Endlich ist hier die Baptisten-Mission unter den Shawanoe's oder Shawnee's zu erwähnen, die schon 1822 begonnen sein soll. Ich finde nicht, wo dieses einst mächtige Algonkin-Volk, das ursprünglich im Norden der Chikasaw's und Cherokee'n bis an den Ohio wohnte, daraus seine Größe hatte. Auch über die Entwicklung der Mission habe ich keine Angaben. Ums Jahr 1840 treffen wir das Volk in der nordöstlichen Ecke des Indianergebietes, und die Mission, welche auch den in der Nähe angesiedelten Ottawa's, Buttawatomie's (Stockbridges) und Delaware'n diente, in ziemlicher Blüte. Die Hauptstation war Shawanoe, wo auch eine Presse sich befand, die nicht blos Theile der Bibel und Gesangbücher, sondern auch eine Zeitung, die Shawanoe-Sonne, mehrere Jahre hindurch lieferte. Einige Jahre später waren auch die Ottawa's und Delaware'n unter der Pflege besonderer Missionare, und es gab auf den drei genannten Punkten Gemeinden von je 30—40 Mitgliedern. Obgleich es nicht an Schwierigkeiten und an Entmuthigungen fehlte, ging die Arbeit bis 1855 doch ihren ruhigen Gang. Auch die Methodisten arbeiteten seit 1830 unter den Shawnee's und Kansa's und zählten 1841 130 Mitglieder. Auch diese Mission ging bald darauf zum Theil an den südlichen Zweig der Denomination über. Am Kansassluß hatte endlich die Brüdergemeinde seit 1838 die Station West-Field, deren Einwohner meist von New-Fairfield in Ober-Kanada (cf. Kap. 10) hierhergezogen waren. Unter den Shawnee's wirkten schon seit Anfang dieses Jahrhunderts auch

Friends zuerst in

f. Die

Die wurden, a
fahrene na
als ihnen
Gebiet in
River, son
Banden ge
auf 25000
ihnen legte
Mississippi
Lac qui
und Gewei
gern zum
arbeiten w
der Fall i

1840

Indianer v
der Chipper
Gemeinde f
Druckerpre
In den fol
vers des
seiner Mü
wenig unter
30 englische
30 englische
die auf Bi
bald ihren
barten, we.

Aber c
werden. V
Gebiete von
am St. Pe
lange es d
Borbehalte
seither ange

¹⁾ 5—6 e

²⁾ Am S

³⁾ Später

parle; nicht fe

Friends (Quäker) von der jährlichen Versammlung in Baltimore, zuerst in Ohio, später seit 1833 in Kansas. cf. unten sub k.

f. Die Mission unter den Dakota's, Chippeway's (Oschippewas), und Ottawa's.

cf. Basler Missions-Magazin 1834, IV. 619.

Die Dakota's oder Sioux, wie sie von den Franzosen genannt wurden, auch unter dem Namen Nadowessier bekannt, deren Vorfahren nach ihren eigenen Traditionen von Norden herabkamen, hatten, als ihnen zum erstenmal die Mission nahe trat (1835), das weite Gebiet inne, das sich vom oberen Mississippi bis zum Yellowstone River, sowie vom 43 bis zum 49° N. B. erstreckt. In eine Anzahl Banden getheilt, schwärzte das damals noch starke Volk, das zusammen auf 25000 Seelen geschätzt wurde, jagend und fischend umher. Unter ihnen legte der American Board im Jahre 1835 jenseits des oberen Mississippi im heutigen Minnesota die Stationen Lake Harriet¹⁾ und Lac qui parle²⁾ an, in welchen um 1840 bereits Gotteshäuser standen und Gewerbe und Feldbau vorwärts kamen. Die Weiber ließen sich gern zum Spinnen und Weben anleiten, und die Männer fanden Handarbeiten weniger entehrend und lächerlich, als dies bei andern Wilden der Fall ist.

1840 mußte die erstgenannte Station aufgegeben werden, da alle Indianer vielfach belästigt durch die Angriffe ihrer feindseligen Nachbarn, der Chippeway's, flohen. Besser ging es zu Lac qui parle, wo die kleine Gemeinde sich mehrte, die Schule in gutem Gange war und auch eine Druckerprese manche Übersetzungen in der Dakota-Sprache vervielfältigte. In den folgenden Jahren konnte die Mission erweitert werden. Transvers des Sioux am Minnesota R., 75 englische Meilen oberhalb seiner Mündung, Kapoasia, am westlichen Ufer des Mississippi, ein wenig unterhalb der genannten Mündung, Xapédan, am Minnesota, 30 englische Meilen aufwärts, Prairieville (wo?) und Red Wing, 30 englische Meilen unterhalb Fort Snelling waren die Stationen, die auf Bitten der Dakota's selber bis 1848 angelegt wurden und die bald ihren segensreichen Einfluß auf die umgebende Bevölkerung offenbarten, wobei auch die Zahl der Befehrten sich nur langsam mehrte.

Aber auch hier sollte die Mission durch die Landverkäufe gestört werden. Anfangs der fünfziger Jahre verkauften die Dakota's im Gebiete von Minnesota ihr ganzes Land mit Ausnahme eines Striches am St. Peters River, den sie aber auch nur inne haben sollten, so lange es der Präsident der Vereinigten Staaten erlaubte, mit dem Vorbehalte der Anweisung einer andern Reservation. Nur zwei noch seither angelegte Stationen, Yellow Medicine und New-Hope,³⁾

¹⁾ 5—6 engl. Meilen westlich von Fort Snelling.

²⁾ Am St. Peters R. (Minnesota), 200 engl. Meilen von seiner Mündung.

³⁾ Später Hazelwood genannt, am Minnesota R. etwas unterhalb Lac qui parle; nicht fern davon lag die andere Station.

lagen in dem bezeichneten Gebiete, auf das sich die Dakota's zurückzogen. Alle übriger Stationen mußten aufgehoben werden, da kein Indianer in ihrer Nähe blieb; nur zu Lac qui parle blieben noch ein paar Gelehrte; und auch die beiden jetztgenannten hatten nur eine unsichere Zukunft. Dennoch gestaltete sich die Entwicklung der Mission günstiger als man erwarten konnte. Trotz aller Hindernisse, die namentlich in vielfachen Anfeindungen der Eingeborenen seitens anderer Dakota-Banden wegen des Landverkaufes ihren Grund hatten, sammelte sich allmählich eine Gemeinde von mehr als 100 Kommunikanten, und die Niederlassungen am Minnesota machten auch in äußerer Kultur gute Fortschritte.

Schließlich ist noch zu erwähnen, daß die Lassanser Missionsgesellschaft (gest. 1837) in den vierziger Jahren eine Station unter den Dakota's zu Red Wing hatte, auf der 5 Arbeiter beschäftigt waren. 1848 hatten sie eine Gemeinde von 36 Mitgliedern gesammelt. Wahrscheinlich wurde diese Mission nach dem Landverkauf nicht fortgesetzt.

Die Chippeway's oder Ojibwa's (Odschibwā's), bittere Feinde der Dakota's, sind ein Algonkin-Volk, das nördlich und südlich vom Lake Superior, sowie in dem Quellgebiet des Mississippi lebte. Unter ihnen gründete 1830 der Americ. Board die erste Niederlassung La Pointe, auf einer Insel im südwestlichen Theile des Lake Superior, wo mehrere hundert Indianer sich angesiedelt hatten und überdies ein bedeutender Verkehr mit der Nachbarschaft getrieben ward. Von hier aus 80 Stunden weiter nach Südwesten hin am St. Croix R. wurde eine zweite Stelle, Yellow Lake genannt, von den Missionaren besetzt, von wo aus sie meist zu Wasser ohne Schwierigkeit nach St. Peter am Mississippi gelangen konnten. Etwa 400 Indianer waren durch diese Verbindung für ihren Unterricht erreichbar. Eine dritte Stelle ist Sandy Lake nahe am Mississippi, wo gleichfalls 300 Indianer wohnen, und von wo aus sie in einer wohlbevölkerten Gegend an den Quellen dieses Stromes leicht zu Wasser nach allen Richtungen sich bewegen können. Andere Punkte waren nur zeitweilige Besuchsorte der Missionare, wo sie auf ihren wiederholten Reisen bleibende Eindrücke zulassen Gelegenheit hatten. So am Leech (Retsch) Lake, einer von den Seen im Quellgebiet des Mississippi, wo sie unter einem Stamme der Chippeway's, der ansangs das Evangelium feindselig zurückwies, 1833 Eingang fanden. Die Station Sandy Lake wurde in der Folge nach Fond du Lac, an der äußersten Südwestspitze des Lake Superior, die von Yellow Lake nach Pokeguma, 50 Meilen südwestlich, wo sich fruchtbareres Land fand, verlegt. Im Jahre 1833 ward die Chippeway-Sprache zur Schriftsprache erhoben, und später versetzte D. James eine Uebersetzung des Neuen Test. und ließ sie unter seiner Aufsicht drucken.

Nach und nach hatte sich unter den Chippeway's schon ein kleiner Kern christlicher Indianer gebildet, und die Lust sich anzusiedeln und den Acker zu bauen ward immer allgemeiner. Namentlich auf der jetztgenannten Station war bereits ein erfreulicher Anfang gemacht; schon hatten sich mehrere freundliche Wohnungen erhoben, schon ruhte das Auge mit

Wohlgefah
im Sommer
ihr Heil zu
zufahren; und
wächst, in
der Mission
anbfern St
und noch
worden, —
dem Unra
Grenzen
on mußte

Die Z
Abel Vin
Niederlassu
auch unter
die Missio
und durch
Liluam i
gelegen, ar
pocoton am
meinde von
infolge der
kam diese
Dinge in

Auch
veyay's in
Staate Mi
Eine solche
ostecke des S
ausopprung
sein Haus
blieben nich
gefammelt.
sich dem M
wo sie im A
Eine weiter
Little Tra
sich nicht de
aus, zum S
tioniren üb

Das o
hatte früher
Mission gel
engl. Meile
Western M
M. S. und
Auch hier g

als zurückzogen.
kein Indianer
noch ein paar
eine unsichere
Mission günstiger
namentlich in
Dakota-Banden
sich allmählich
die Nieder-
bur gute Fort-

er Missions-
Station unter
itter beschäftigt
ern gesammelt.
auf nicht fort-

bittere Feinde
üdlich vom Lake
Unter ihnen
ig La Pointe,
or, wo mehrere
ein bedeutender
us 80 Stunden
e zweite Stelle,
wo aus sie meist
issippi gelangen
bung für ihren
Lake nahe am
on wo aus sie
Stromes leicht
Undere Punkte
sie auf ihren
egenheit hatten.
Quellgebiet des
s, der anfangs
den. Die Sta-
Lac, an der
ow Lake nach
land fand, ver-
Schriftsprache
ung des Neuen

in kleiner Kern
und den Ader
leztgenannten
schon hatten
das Auge mit

Wohlgefallen auf gut bestellten und nett eingehegten Felbern, — da fielen im Sommer 1841 die wilben Dakota's ein, und die Chippeway's suchten ihr Heil in der Flucht. Drei Jahre lang wagten sie nicht dahin zurückzukehren; die Häuser zerfielen, die Felber wurden vom Unkraut überwuchert, und als endlich der Friede und mit dem Frieden die Hoffnung der Missionare zurückkehrte, da fand es sich, daß einige ihrer Freunde zu andern Stämmen sich geschlagen, andere aber den Muth verloren hatten, und noch andere von des weißen Mannes Branntwein sitlich vergiftet worden, — denn die Welle der weißen Bevölkerung wälzt sich mit alle dem Unrat, den sie mit sich zu führen pflegt, von den benachbarten Grenzen näher und näher, — und die vorher so hoffnungsvolle Station mußte gar aufgegeben werden.

Die Baptisten begannen ihre Chippeway-Mission 1828 durch Rev. Abel Bingham zu Sault de Ste. Marie, einer alten französischen Niederlassung am Ausfluß des Lake Superior in den Huron L., der zugleich auch unter den Weißen der dortigen Militärstation wirkte. Doch hatte die Mission viel zu leiden durch die Intrigen katholischer Missionare und durch die Laster welcher Händler. Eine zweite Station wurde zu Tituamina (Taquamina), etwas westlicher an einer Bucht des Sees gelegen, angelegt, auch erfolgreiche Missionsbesuche auf der Insel Michipicoton am kanadischen Ufer unternommen, wo (1842) eine christliche Gemeinde von 30 Gliedern auf diese Weise gesammelt war. Doch hatte sie infolge der Unbeständigkeit der Indianer keinen Fortgang. Ueberhaupt kam diese Mission nicht sehr zur Blüte; am günstigsten standen die Dinge in Tituamina.

Auch die Presbyterianer missioniren seit 1838 unter den Chippeway's und Ottawa's, u. z. unter den Resten dieser Völker, die sich im Staate Michigan östlich vom See gleiches Namens noch vorsanden. Eine solche "Band" lebte an der Grand Traverse Bay, an der Nordostecke des Sees, ein armes, schon recht heruntergekommenes Geschlecht. Die aufopfrungsvoilen Arbeiten des Rev. Peter Dougherty, der sich selbst sein Haus nebst Schulhaus bei den Wigwams aus Birkenrinde baute, blieben nicht ohne Frucht. Schon 1843 war eine christliche Gemeinde gesammelt. Um sich feste Wohnsitze zu sichern, zogen die Indianer, die sich dem Missionar angeschlossen hatten, auf die westliche Seite der Bay, wo sie im Ackerbau und in der Civilisation erfreuliche Fortschritte machten. Eine weitere Station wurde 1852 in der etwas nördlicher gelegenen Little Traverse Bay gegründet. Diejenigen Eingeborenen aber, welche sich nicht der Mission anschlossen, wanderten zum Theil nach Kanada aus, zum Theil verlamen sie mehr und mehr. In dieser Gegend missioniren übrigens auch die Katholiken.

Das oben erwähnte Volk der Ottawa's, auch ein Algonkin-Volk, hatte früher, als es noch im nordwestlichen Theile von Ohio lebte, eine Mission gehabt. Zu Maumee, an dem Flusse gleiches Namens, 30 engl. Meilen von seiner Mündung in den Erie-See, war die von der Western Missionary Society angelegte, dann an die United Foreign M. S. und schließlich an den American Board übergegangene Station. Auch hier ging es wie an vielen andern Stellen: unter Schwierigkeiten,

ein hoffnungsvoller Anfang, Landverkauf, Verwahrlosung der Eingeborenen durch die schädlichen Einflüsse weißer Händler und Ansiedler und Ende der Mission — hier etwa nach zehn Jahren. Die Ottawa's wollten nicht auswandern. Ohne Heimat schweiften sie weiter nördlich zwischen dem Huron- und Michigan-See umher. Einige von den Resten kamen auf den oben genannten Stationen zur Ruhe. Auch die erste Mission der Amerik. Baptisten, die zunächst für die Putawatomie's, Kickapoo's und Miami's (lauter Algonkin-Völker) zu Fort Wayne am Wabash in Indiana 1817 angelegt war, aber 5 Jahre später nördlich bis an die Grenze von Michigan hinaufgerückt wurde, wirkte unter den Ottawa's. Carey hieß jene Station, auf der die unermüdliche Thätigkeit Rev. Mc Coy's durch die zunächst viel versprechenden Putawatomies, die nach und nach in Trübsucht verklamen, getäuscht wurde. Der Schwerpunkt der Mission fiel daher bald auf die Station Thomas, die seit 1826 sich unter den Ottawa's günstig entfaltete. Moon day, ein Häuptling, war mit unter den ersten Bekehrten. Innerlich und äußerlich zeigten sich erfreuliche Fortschritte im Volke. Aber auch hier rückten die weißen Ansiedler immer näher. Das Land wurde verlaufen. Die Station musste 50 Meilen südlicher nach Richland verlegt werden, wohin ein Theil der Ottawa's mitzog, während andre nach Westen wanderten und südlich von Fort Leavenworth ihre Wohnsäte fanden. Dort suchte die fortgesetzte Mission zugleich unter den Delawaren zu wirken. Richland aber bestand bis 1853.

Endlich sei hier die Mission auf der Insel Mackinaw¹⁾ erwähnt. In der Straße zwischen dem Huron- und dem Michigan-See, nahe bei dem 46.^o nördlicher Breite, etwa 80 Stunden von der Green-Bay, liegt die Insel Michilli-Mackinac, gewöhnlich Mackinaw (Schildkröte) genannt, die gegen 3 Stunden im Umfang hat, und deren steiles Felsenriff in allmählicher Wölbung, wie der Rücken einer Schildkröte, bis zur Höhe von 300 Fuß sich erhebt, während ihr östliches Ende den Schwanz einer Schildkröte darstellt. Hier war der große Marktplatz des Pelzhandels, von den Indianerstämmen der nordwestlichen Wildnis so fleißig besucht, daß oft 1500—2000 derselben auf den Ufern der Insel kampierten und dem Boten Christi Gelegenheit gaben, nach allen Richtungen der nördlichen Indianerwelt thätig zu sein. Darum ließ Ende 1823 Missionarerry auf dieser Insel sich nieder, kaufte ein Stück Landes an, um die Indianer in Feld- und Gartenbau zu fördern, und richtete Schulen und Werkstätten ein, um in den letzteren die Knaben auch zu allerlei Handwerk anzuleiten. Sein Plan und Eifer fand bei den Kaufleuten Billigung und Unterstützung, und seine Arbeit ward unter Gottes Beistand so reichlich gesegnet, daß viele Indianer von nah und fern ihre Kinder in das Missionshaus brachten, deren Zahl bis auf 180 stieg, und deren Fortschritte zu guten Hoffnungen erweckten. Nach längerem segensreichen Wirken fand diese Mission 1837 ihr Ende.

¹⁾ Daselbst bestand seit 1671 eine katholische Mission. Siehe unten, im Anhang.

g. Die d

Im Missionärs-Synode u. Seminar und stiftete Saginaw-P. Gründete der Stand Erntefelde immer mehr überstanden wenn man vorzüglich Vorzeichen Glaubens so viele aukenmuth westlich vorredete und gewannen bis nach Süden wurden sie deutsch-luth. Mackinac und der S. nicht zufrieden Rath und zu thun he was doch wandte er lutherische hande im aber durch Baierlein die Indianer Auch der lagte immer dort niedere Juli 1847 lagte mehr

g. Die deutsch-lutherische Mission unter den Chippeway's in Michigan.

cf. Evangelisches lutherisches Missionsblatt 1849 ff.

Im Norden Michigans ließ sich im Jahre 1845 eine deutsche Missionskolonie aus Franken nieder, um der dortigen von der lutherischen Synode von Michigan geleiteten Missionstätigkeit, für welche auch das Seminar zu Ann Arbor gegründet ist, einen Mittelpunkt zu verschaffen, und stiftete den Ort Frankenmuth¹⁾ (einige Meilen südlich von der Saginaw-Bay, der südwestlichen Bucht des Huron Sees), dessen Seelsorger, P. Crämer, nach wenigen Jahren berichten konnte: „Im ganzen ist der Stand der Gemeinde gut, besonders hier. Grüne Fluren, ja weiße Erntefelder dehnen sich immer weiter aus. — Die Leute gewöhnen sich immer mehr an das Klima, — bald werden die ersten magern Jahre überstanden sein. Manchmal wandelt einen wohl Trübsinn an, besonders wenn man oft wenig Frucht des thueren Gottesworts wahrnehmen muß, vorzüglich wenn so viel Lieblosigkeit, Eigennutz, Kleinmuth &c. zum Vortheile kommt, — doch dann bescheide man sich, daß die Kirche ein Glaubensartikel ist, und glaubt, was man nicht sieht, zumal da doch so viele aufrichtige Seelen darunter sind.“ Pastor A. Crämer von Frankenmuth war auch der erste Friedensbote, der die Indianer am Pine River westlich von Frankenmuth aufsuchte, durch einen Dolmetscher mit ihnen redete und eine Art von Freundschaftsbund mit ihnen schloß. Die Heiden gewannen auch bald einiges Vertrauen und brachten ihm ihre Kinder bis nach Frankenmuth, 64 engl. Meilen weit, zur Schule. Darüber wurden freilich die benachbarten Methodisten voller Neid, und die deutsch-lutherische Mission hatte von da an fortwährend mit ihren Machinationen zu kämpfen, um so mehr, da der Häuptling Bemasske und der Kern seiner Horde mit dem Treiben dieser Leute durchaus nicht zufrieden war, und sich darum wiederholte an Pastor Crämer um Rath und Hülfe wandte. Da dieser aber in seiner Gemeinde genug zu thun hatte, und nicht oft auf eine ganze Woche abkommen konnte, was doch jede Reise zu den Indianern am Pine River erforderte, so wandte er sich durch Pastor Löhe in Neuendettelsau an die evangelisch-lutherische Missionsanstalt zu Dresden um einen Gehilfen. Diese sandte im Jahre 1847 ihren zwar für Ostindien bereits abgeordneten, aber durch Krankheit von der Abreise zurück gehaltenen Böblingen Baierlein dem Pastor Crämer zur Hülfe. Dieser besuchte nun öfters die Indianer an ihren Orten, und besonders auch am Pine River.²⁾ Auch der Häuptling von dort machte Besuche zu Frankenmuth und klage immer mehr über die Methodisten, die sich trotz seines Verbotes dort niederlassen wollten und seine Leute zu verführen drohten. Im Juli 1847 besuchte der Häuptling Bemasske wieder Frankenmuth und klage mehr als je über die Methodisten. Auf ihr wiederholtes An-

¹⁾ Steger, die protestantische Mission III., 2, 123 f.²⁾ Evangelisch-lutherisches Missionsblatt 1848, S. 322 ff.

dringen, wie auch Verleumden des Pastor Crämer habe er ihnen geantwortet: „Der deutsche Schwarzwald hat mich zuerst besucht; wir sind Freunde und wollen es auch bleiben. Euch aber kann ich nicht leiden. Ihr heulet früh und spät, und hüpft und klopft mit Händen und Beinen, als ob ihr in den Himmel hineinspringen wolltet. Als mir vor kurzem mein Sohn starb, habe ich auch lamentirt, denn er war mein Sohn. Aber ihr heulet ohne Ursache, bis euch Gott auch eine Ursache geben wird; dann werdet ihr mit Recht heulen.“ — Im Herbst desselben Jahres, als Missionar Baierlein den Häuptling besuchte, machte ihm dieser den Antrag, auf sein Dorf zu ziehen und sich seiner Kinder und seiner Leute anzunehmen. Der Missionar ging darauf ein, wollte aber zuvor die Meinung der ganzen Horde darüber hören, die indessen gerade auf der Jagd zerstreut war. Deshalb reiste Baierlein im Mai 1848 wieder an den Pine River und hielt daselbst am 2. Juni vor der Rindenhütte des Häuptlings die betreffende Versammlung. Nach einer Ansprache des Missionars über den Zweck seines Hierseins und einer ernsten Berathung stimmten alle Indianer für sein Kommen, der Häuptling aber trat auf ihn zu, schüttelte ihm gewaltig die Hand, und sprach dann vor seinem Volke:

„Es ist mir sehr lieb, daß dieser unser Freund unter uns wohnen will. Denn wenn ich meine Leute um mich her ansiehe, wie arm und herabgekommen sie sind, so thut es mir im Herzen wehe. Es sind zwar viele Feuer (der Weißen) um uns her, aber nicht immer ist ihre Wärme gut. Es kommen auch nicht selten Vögel unserer Farbe (indianische Methodistenprediger) hier an und bringen neue Dinge her, die nicht gut sind. Wenn ihr alle diesen Weg einschlagen und so heulen und euch gebreden solltet, als manche von euch wirklich schon thun, so würde mir das sehr wehe thun. Gelingegen wördet ich mich sehr freuen, wenn ihr alle in der Weise unterrichtet wördet, wie unser Freund hier euch zu unterrichten gesonnen ist, und wie ich ihre Gottesbienste an ihrem Orte (Frankenmuth), auch in Detroit und sonst geschenkt habe. — Und ihr jungen Frauen solltet euch seinen Unterricht besonders zu nütze machen; denn manche von euch haben ihren Weg verfehlt und sind daneben getreten. — Und nun habe ich wenig mehr zu sagen. Ich bin ein alter Mann und werde bald meinen Bätern folgen. Ich möchte diese Sache beendet wissen; ich möchte mein Volk auf einem guten Wege sehen, ehe ich sterbe; ich möchte, daß bald ein Schulhaus hergebaut würde. (Zum Missionar:) Sage uns doch, wie bald das geschehen wird? — Das ist's, was ich euch zu sagen hatte.“

Darauf schüttelte er abermals dem Missionar sehr erb die Hand und „lehnte sich wieder an den Busen seiner Mutter“ d. i. er setzte sich wieder auf die Erde hin.

Infolge dessen brach Missionar Baierlein am 19. Juli 1848 von Frankenmuth, auf, von 6 Franken begleitet, die zunächst ein Blockhaus zur Schule, Wohnung und Versammlungsort aufrichten sollten, und kam am 21. ders. M. am Pine River an, wo gerade große Hungersnoth herrschte. Dies gab dem Missionar Anlaß, diese Stätte Bethanien, „Haus der Armut“ zu nennen. — Um diese Zeit berichtete Pastor Crämer von Frankenmuth: „Diese Mission anlangend, habe ich am zweiten Pfingsttage das 19. Kind in unserer Kirche getauft. — Die meisten unserer Indianerkinder besuchen nun auch die deutsche Schule, singen die deutschen Lieder mit und fangen an im Katechismus zu lesen. Daneben geht die englische Schule fort,

und den übersezt if schon alle wieder spät mitzuarbeit beschäftigt auf dem D sie ein neu Machinatio uns sichtlich sie zu uns, Land für Stift für meinen Na zu werden, sein Indian Eben sind während ich Canoe dahin Ende die sich bal Sonntags zu wilde Wesen und Ordnum wieder, ließe Lesen und erste Christfe einem Christ Januar 184 bereits 10 Mädchen nel seligen Verm noch drei Se des Häuptlin Im Laufe de evangelisch-lu Synode von selben aber in Theod. der Mission. Bemäßte sta angeeignet zu erhielten die Dolmetscher an der Perso

abe er ihnen besucht; wir kann ich nicht et mit Händen wolltet. Als sitzt, denn er ich Gott auch allen." — Im Häuptling beziehen und sich Missionar ging Horde darüber Deshalb reiste hielte daselbst treffende Ver- er den Zweck alle Indianer schüttelte ihm

hnen will. Denn kommen sie sind, Beissen) um uns nicht selten Vögel gen neue Dinge d so heulen und würde mir das alle in der Weise gesonnen ist, und Detroit und sonst nicht besonders zu und sind daneben alter Mann und idet wissen; ich möchte, daß bald ch, wie bald das

verb die Hand
d. i. er setzte

Juli 1848 zunächst ein ort aufrichten i, wo gerade Anlaß, diese — Um diese Mission and in unserer besuchen nun und fangen Schule fort,

und den Religionsunterricht ertheile ich ihnen, da der Katechismus überzeugt ist, ausschließend indianisch, wiewohl sie in der Kirche fast schon alles deutsch mitbieten können. Die Knaben werden hin und wieder spielend angehalten, auf dem Missionslande und im Garten mitzuarbeiten, die Mädchen verwenden ihre freie Zeit auf häusliche Beschäftigung. Welschlorn, Kartoffeln, Kürbise, Melonen der Indianer auf dem Missionslande stehen im besten Wachsthum, und schon haben sie ein neues Stück zu klären¹⁾ angefangen. Trotz der schändlichsten Machinationen der Methodisten wächst das Vertrauen der Indianer zu uns sichtlich, und wenn sie einen Rath oder Hülfe bedürfen, so kommen sie zu uns, wie sich denn ein Häuptling so dringend um ein Stück Land für sich und seine Bande an uns gewendet hat, daß wir ein Stück für ihn getauft haben, einstweilen bis zur Abbezahlung auf meinen Namen. Doch wichtiger als dies alles verspricht die Einladung zu werden, die Bemassite an Baierlein ergehen ließ, ganz zu ihm auf sein Indianerfeld zu ziehen und ihn und seine Bande zu unterrichten. Eben sind 6 Mann dort mit dem Bau eines Hauses beschäftigt, und während ich dies schreibe, ist auch die zarte Frau Baierlein auf einem Canoe dahin abgegangen."

Ende August begann die Schule zu Bethanien mit 8 Kindern, die sich bald auf 19 vermehrten. Auch die Alten stellten sich des Sonntags zur Anhörung des Evangeliums ein, und das anfängliche wilde Wesen dieser Versammlungen machte bald einer bessern Zucht und Ordnung Platz. Im Winter zerstreuten sich die meisten Indianer wieder, ließen jedoch ihre Kinder zur Schule zurück, wo dieselben neben Lesen und Schreiben mit Freuden biblische Geschichte lernten. Das erste Christfest zu Bethanien wurde nach guter deutscher Sitte auch mit einem Christbaum und einer Weihnachtsbescherung gefeiert. Am 18. Januar 1849 konnten durch den hierzu eingeladenen Pastor Crämer bereits 10 Erstlinge unter den Indianerkindern, 5 Knaben und 1 Mädchen nebst 4 kleinen Kindlein, getauft werden, und trotz der feindseligen Bemühungen der Methodisten wurden vor dem Jahresende noch drei Seelen, unter ihnen als erste erwachsene Person die Tochter des Häuptlings, durch die heilige Taufe in die Kirche aufgenommen. Im Laufe des Jahres 1849 wurde Bethanien von dem Kollegio der evangelisch-lutherischen Mission zu Leipzig an die deutsch-lutherische Synode von Missouri, Ohio zc. übergeben, in dem innern Gange derselben aber nichts verändert. Auch sandte die Synode dem Missionar in Theod. Eiffeld einen Gehülfen für die mehr äußerlichen Arbeiten der Mission. — Das folgende Jahr 1850 war ein Jahr der Trübsal. Bemassite starb, ohne die ihm so oft dargebotene Gnade in Christo sich angeeignet zu haben; Brantweinhändler ließen in Bethanien sich nieder, erhielten die ganze Horde drei Wochen im Raumel, machten sogar den Dolmetscher der Mission zum Säufer und Händler und drohten selbst an der Person des Missionars, der ihnen natürlich am meisten im

¹⁾ Clearen (Elieren) nennt man im amerikanischen Deutschen das Urbarmachen des Landes.



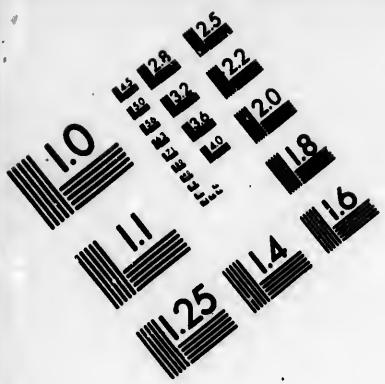
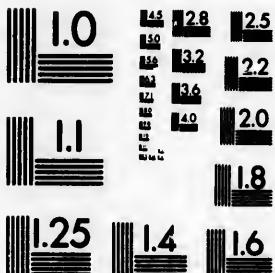
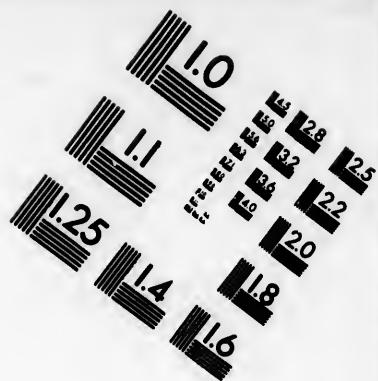


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)

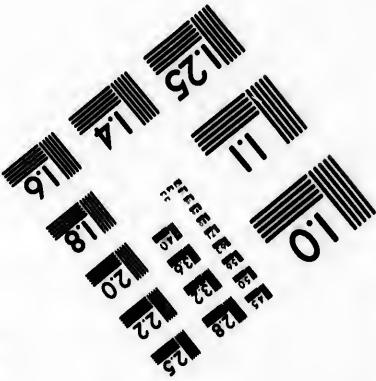


6"



Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 672-4503





Weg war, sich zu vergreifen. Dieser selbst war durch die vielen beschwerlichen Reisen, auf denen er den vierten Theil seiner Zeit verbrachte, ganz krank und hinfällig geworden, und wandte sich daher an das lutherische Missions-Kollegium zu Leipzig mit der dringenden Bitte um einen Gehülfen, der, falls er stirbe, sein Nachfolger würde. Doch hatte sich eine kleine treue Schaar um den Missionar versammelt, welche bei ihm aushielt, und 2 Frauen, 4 Jungfrauen, 1 Jungling und 3 Kindlein, und kurz vor Jahreschluss noch eine an 100 Jahr alte, ganz erblindete Urgroßmutter konnten getauft werden. Im Jahre 1851 ging der Kampf mit Heidenthum und Methodismus fort; am Ende aber brach sich doch die Macht des Heidenthums. Ein Kirchlein ward gebaut, von dessen kleinem Thurm eine Glocke von 140 Pfund die zerstreuten Indianer zum Gottesdienste rief, Gaben von nah und fern deckten die Kosten, und Missionar Mießler, der im Oktober 1851 von Deutschland anlangte, brachte als Liebesgaben aus dem Vaterlande auch den nöthigen Kirchenschmuck und die heiligen Geräthe mit. Zum Weihnachtsfest ward die Kirche zum erstenmal damit geschmückt, und so auch dieses Jahr, in welchem trotz alles Kampfes wieder 17 Seelen hatten getauft werden können, mit Freude und Lobpreisung beschlossen. Die Gemeinde zählte nun an 40 Seelen, ein geordneter Gottesdienst war eingeführt, und für Hebung des Kirchengesangs ward von Missionar Mießler durch wöchentliche Singstunden gesorgt. Baierlein arbeitete ein Lesebuch in der Sprache der Indianer aus, mit Buchstaben- und Lese-Lektionen, aus einer kurzen biblischen Geschichte Alten und Neuen Testaments bestehend, nebst einem Anhang mit einigen Liedern und Gebeten. Das Büchlein wurde zu Detroit gedruckt und machte in Bethanien viele Freude, so daß selbst mehrere ältere Personen sich täglich einsanden, um noch lesen zu lernen. — Im Sommer 1852, als Baierlein gerade zu Detroit war, um den Druck dieses Buches zu leiten, machten die Methodisten wieder große Anstrengungen und hielten selbst Campmeetings zu Bethanien; doch richteten sie so viel wie nichts aus, und die Indianer gewannen immer mehr an Vertrauen zu den Missionaren und Liebe zu dem Worte Gottes, so daß bei den stets zahlreich besuchten Gottesdiensten selten ein Gemeindeglied fehlte; auch die Heiden blieben nicht aus, und am Jahreschluss war das Gemeinlein wieder um 21 Seelen gewachsen, unter ihnen eine englische Frau mit 4 Kindern, die seit einem Jahre zu Bethanien wohnte. Schon im ersten Monate des Jahres 1853 traten drei alte Heiden zum Christenthume über, die bisher wenig Hoffnung gegeben hatten, und einer von ihnen ward ein sehr entschiederter Christ. Auch die übrigen Heiden gaben Hoffnung. So waren denn im Jahre 1853, als an Missionar Baierlein der Ruf erging, sein bisheriges Arbeitsfeld zu verlassen und nach Ostindien, dem Land seiner ersten Bestimmung, zu gehen, 60 Seelen aus den Heiden gesammelt, die immer mehr Liebe zu dem Worte Gottes an den Tag legten und in Sitten und Wandel sich besserten. Auch die äußere Lebensweise hatte sich vortheilhaft verändert. Die Kindenhütten begannen zu weichen und ordentlichen Blockhäusern Platz zu machen,

deren 9 bereit
dass. J. hielt
Sievers, ei
das Scheiden
den Weibern
Christenthum
sich auf den
„Ich gehöre
doch ein Wo
siehen, unser
wollten, so w
doch geben.
der so lehrt u
Sonst möchte
wenn der Wi
freuet werden
erstenmale das
ler und sein
in Segen fort
mußten, woran
Schuld trugen.
Gemeinde in s
willen genötigt
1854.

Schon im
Indianern zu
Dumfer und
geblich.¹⁾ Von E
babylon, 7 M
zu Schebabylon
Neuen Testamen
1854 nebst an
einer Verbindun
zu einer Gemei
mit den Indian
nien überzusiede
und der Ausfüh
Saginaw die ga
mühungen des
beteilenden Miss
die frechte Wei
auf, und Auch
nach Bethanien
meinde die Verf

¹⁾ Basler Ge

²⁾ Calwer M

³⁾ Evangelisch

die vielen
er Zeit ver-
daher an
genden Bitte
ürde. Doch
verfammelt,
1. Jüngling
100 Jahr
Im Jahre
as fort; am
in Kirchlein
140 Pfund
on nah und
im Oktober
en aus dem
igen Geräthe
nmal damit
des Kampfes
ide und Lobs
Seelen, ein
des Kirchen-
Singstunden
der Indianer
en biblischen
nem Anhang
zu Detroit
elbst mehrere
lernen. —
ar, um den
wieder große
hanien; doch
nnen immer
dem Worte
ensten selten
is, und am
gewachsen,
inem Jahre
ahres 1853
isher wenig
n sehr ent-
So waren
Auf erging,
dem Land
Heiden ge-
n den Tag
die äußere
indenhütten
zu machen,

deren 9 bereits errichtet und 6 bewohnt waren. Am 6. und 7. April dess. J. hielt der Präses der Missionskommission der Synode, Pastor Sievers, eine Versammlung in Bethanien, um die Gemüther über das Scheiden ihres Hirten zu beruhigen und zu trösten, wobei außer den Weibern und Kindern nur ein getaufter Mann und ein dem Christenthume nahe stehender Heide zugegen war, da die übrigen Männer sich auf den Fischfang begeben hatten. Letzterer stand auf und sprach: „Ich gehöre nicht zur Gemeinde, aber meiner Kinder wegen will ich doch ein Wort reden. Es ist wohl so, daß wenn wir auch alle aufstehen, unsere Hände ausstrecken und ihn (den Missionar) festhalten wollten, so würde das doch nicht helfen; er ist gerufen und wird eben doch gehen. Aber wenn wir nur alsbald wieder einen Mann bekommen, der so lehrt und thut, wie dieser, so werden wir wohl bestehen können. Sonst möchte es uns wohl gehen, wie einem Haufendürren Laubes, wenn der Wind darein bläset: wir möchten nach allen Seiten hin zerstreut werden.“ — Im Jahre 1853 wurde am Weihnachtsfeste zum erstenmale das heilige Abendmahl zu Bethanien gefeiert, wo Mießler und sein Mitarbeiter Röder das von Baierlein begonnene Werk in Segen fortsetzen, aber auch manche traurige Erfahrungen machen mußten, woran, außer dem Brantwein, die Methodisten nicht geringe Schuld trugen. Röder nahm im November den Ruf einer deutschen Gemeinde in Kanada an, wodurch Mießler sich um des Haushalts willen genötigt sah zu heirathen. Neue Trauer brachte das Jahr 1854.

Schon im Jahre 1845 war von Ann Arbor aus unter den Indianern zu Sebewaing am Huronsee durch die Missionare Auch, Dumser und Sinke eine neue Station gegründet¹⁾, die bald fröhlich gebieh.²⁾ Von hier aus entstand eine zweite Indianergemeinde zu Schebahyonk, 7 Meilen von Sebewaing. Der Mangel eines Dolmetschers zu Schebahyonk, wo Missionar Auch wirkte, sich aber mit Vorlesen des Neuen Testaments in der Chippeway-Sprache begnügen mußte, veranlaßte 1854 nebst andern Umständen die Missionskommission zu dem Plan einer Verbindung der beiden Stationen Bethanien und Schebahyonk zu einer Gemeinde, und schon waren nach mehrfachen Verhandlungen mit den Indianern die zu Schebahyonk mit Freuden bereit, nach Bethanien überzusiedeln, als in den 6 bis 7 Wochen zwischen dem Entschluß und der Ausführung desselben ein gottloser Brantweinhändler aus Lower Saginaw die ganze Gemeinde zum gänzlichen Absfall brachte.³⁾ Die Bemühungen des Missionars Auch sowohl, als die des von Bethanien herbeireisenden Missionars Mießler hatten nicht den geringsten Erfolg: auf die frechste Weise sagten die betörten Indianer alle Gemeinschaft ihnen auf, und Auch begab sich betrübt Herzens nach Sebewaing, Mießler nach Bethanien zurück. Im folgenden Jahre kam auch über diese Gemeinde die Verlockung zum Aufbruch, und unterm 5. November 1856

¹⁾ Basler Heidenbote, 1846 S. 97 ff.

²⁾ Calwer Missionsblatt 1848, S. 43 f.

³⁾ Evangelisch-lutherisches Missionsblatt 1855, S. 34 ff.

schreibt Missionar Mießler: „Wir wissen nicht, was die Zukunft für uns bringt und ob wir die Unsern hier erhalten werden. Unsere Freude über ihr Bleiben in Bethanien, während fast alle andern Indianerdörfer Michigans verlassen sind, ist eine Freude mit Bittern.“ Denn Gleichgültigkeit gegen das Wort Gottes hat bei vielen sich eingeschlichen, seit immer mehr Amerikaner in der Umgegend von Bethanien sich angefiedelt haben; eine neue Thür aber scheint sich dieser Mission, die auf Erweiterung im Staate Michigan geringe Aussicht hat, unter den Indianern am Rabbit-Lake im Minnesota-Territorium aufzuhun, denen Mießler im Auftrag der Missionskommission im August 1856 einen Besuch abstattete und freundliche Aufnahme fand. Der Weg dahin führte ihn über die von einem englisch-bischöflichen Missionar Brock 1852 gegründete Station St. Columbus am Gull-Lake am oberen Mississippi, die er in blühendem Zustande und unter den 400 daselbst ansässigen Indianern bereits 100 Getaufte fand. Missionar Brock machte Mießler auf die Indianer am Mill-Lake, zwischen dem Mississippi und Obernsee, als ein für die deutsch-lutherische Mission passendes Arbeitsfeld aufmerksam, von dem R.-Lake nur eine gute Tagereise entfernt. „Es steht zu hoffen, daß der liebe Gott uns auch dahin den Weg bereiten und die Thür öffnen werde zur Verkündigung des Evangeliums.“ Infolge dieser Unter suchungsreise fand sich Pastor Clöter bereit, seine deutsche Gemeinde zu verlassen und als Missionar zu den Indianern in Minnesota zu gehen.

In Bethanien selbst wurden die Verhältnisse immer mislicher, der Leichtsinn und die Gleichgültigkeit gegen Gottes Wort immer größer, die Einflüsse der Händler und Methodistenprediger immer verderblicher, die sittlichen Zustände nach einem neuen Vertrag mit der Regierung immer schlimmer, die Zahl der Gemeindeglieder immer geringer. Von den 11 Familien, die sonst der lutherischen Kirche angehörten, wohnten im Jahre 1858 bei weitem die meisten nicht mehr in Bethanien, sondern waren theils nach dem Chippeway-Flusse auf das von der Regierung ihnen geschenkte Land gezogen, theils lebten sie zerstreut im Walde, und waren entweder zu den Methodisten übergetreten oder ins Heidentum zurückgesunken. Im Frühjahr 1860 zogen auch die letzten Indianerfamilien von dort weg, und Bethanien mußte nach 12jähriger Arbeit aufzugeben werden.

Mittlerweile hatte auch Missionar Clöter in Minnesota, wo der engl. bischöf. Missionar Brock eine erst im Herbst 1856 gegründete zweite Station, da die Indianer in der Trunkenheit allen Mußwillen mit ihm trieben, hatte verlassen müssen; und auch die sonst so blühende Station S. Columbus in großen Verfall gekommen war und ihrem Ende entgegenging, auf seiner Station Gabitawigama, in wildem und wüstem Lande, unter den furchtbar entarteten, dem Trunk und allen Lastern im höchsten Grade ergebenen Indianern mit unsäglichen Schwierigkeiten und Hindernissen zu kämpfen, ohne darum die Hoffnung ganz aufzugeben.¹⁾

¹⁾ cf. Ev. luth. Missbl. 1861, S. 309, ff.

Miss
Synode de
entfernten
ziehen, oh
falls nach
Eine D
Mount Bl
erbaut war
einsamkeit i
dorthin gezo
den Method
Gottes.

Die gena
der Vereinigte
wurde, umfasst
einigen Schwa
behalten sind,
way-Flusses.
frösten sehr an
da sie z. B. in
noch niemals a
Wohnen hier v
gegenwärtig do
auftauchen, un
unentgehtlich ang
närrisch der Sc
bewohnten vor i
das nördliche I
Chippeway's un
sie sich zum groß
doch sind noch v
leben auf eigener
Art vortheilhaft
auschließlich von
Kindeslütten w
wohnen diese in
und haben große
gewissen Grad d
bedient werden.
an der Religion i
zu der Seite der
der lutherischen,
Bethanien) sind i
nur die und da
der ganzen Ansie
Seit dem Beginn
der Reservation,
aus einem gewiß
welchem auch die
gesellschaft gebaut
und Gangzindiane

¹⁾ cf. Ebend.

Zukunft für unsre Freude Indianerdörfer. Denn Gleichschichten, seit er angefiedelt auf Erweinen Indianern wußtun, denen er 1856 einen dorthin führte Breit 1852 n Mississippi, obst anlässigen Mieseler auf Obernsee, als aufmerksam, steht zu hoffen, und die Thürzinsfolge dieser deutsche Ge Minnesota

ner mischlicher, immer größer, verderblicher, der Regierung geringer. Von Orten, wohnten anien, sondern der Regierung ist im Walde, er ins Heiden- ch die letzten nach 12jähriger sota, wo der 66 gegründete in Muthwillen ist so blühende r und ihrem wildem und nk und allen unsäglichen die Hoffnung

Missionar Mieseler dagegen erhielt noch im Jahre 1860 von der Synode den Auftrag, den von Bethanien nach der etwa 30 Meilen entfernten Reservation Isabella County¹⁾) gezogenen Indianern nachzu ziehen, ohne sich jedoch die Möglichkeit abzurütteln, erforderlichen Fälls nach Bethanien zurückkehren zu können.

Eine Meile entfernt von dem kleinen ausgelegten Village (Städtchen) Mount Pleasant, woselbst auch schon ein Court- (Gerichts-) Haus erbaut war, in der Nähe der Reservation baute er sich in dichter Wald einsamkeit im Februar 1861 an, und namentlich bei den von Bethanien dorthin gezogenen Indianern, mit Ausnahme einiger schon früher zu den Methodisten Uebergetretenen, fand er Lust und Liebe zum Worte Gottes.

Die genannte Reservation, Isabella County, welche laut eines Vertrags der Vereinigte Staaten mit den Chippeway-Indianern den letzteren zugewiesen wurde, umfaßt 6 Townships (1 Township = 6 Quadrat-Meilen) mit Ausnahme einigen Schwammlandes und der Schulsektionen, die als Staats-Eigentum zu behalten sind, und liegt dem größten Theil nach am nördlichen Ufer des Chippeway-Flusses. Das Land ist meistens niedrig gelegen, und deshalb nah und den Früchten sehr ausgesetzt, was den Indianern nicht zum geringen Nachtheile gereicht, da sie z. B. in den 5 Jahren ihrer Besiedelung desselben (bis 1861) ihr Weizenkorn noch niemals zur völligen Reife haben kommen sehen; ein Umstand, der vielen das Wohnen hier verleiht und worüber man sie oft klagen hört. Die Seelenzahl der gegenwärtig dort wohnenden Indianer beläuft sich auf etwa 800; der Zugang von außen dauert jedoch immer noch fort. (Jede Familie hat das Recht, sich 80 Acre auszufüllen, und erhält dann das von ihr erwählte Stück als ihr Eigentum unentgeltlich angewiesen.) Es sieben 3 verschiedene Stämme in Isabella County; nämlich der Saginaw-, der Swan Creek- und der Black-River-Stamm; dieselben bewohnten vor ihrer Uebersiedelung hierher in kleineren Stämmen und Abteilungen das nördliche Michigan, und gehören der Sprache nach zu den Stämmen der Chippeway's und Ottawa's. Was ihr bürgerliches Leben anbelangt, so haben sie sich zum großen Theil mehr oder weniger der Lebensweise der Weißen anbequemt; doch sind noch viele unter ihnen, die das wilde Jägerleben einem geregelten Familienleben auf eigenem Lande vorziehen und deshalb selten zu Hause anzutreffen sind. Am vortheilhaftesten vor allen zeichnen sich die Lapeer-County-Indianer aus, die ausschließlich vom Ackerbau leben. Während die wanderlustigen Jäger in armelosen Kindenhütten wohnen und kaum den ersten Ansatz zum Landbau gemacht haben, wohnen diese in schönen Block- oder Frame-Häusern, die sie meistens selbst bauen, und haben große Felder in schönster Ordnung. Mehrere von ihnen haben einen gewissen Grad von Schulbildung, so daß sie gewisse Town- (Gemeinde-) Amtier bekleiden können. Im Hinsicht auf Religion ist zu sagen, daß nur noch einige wenige an der Religion ihrer heidnischen Väter festhalten, während die überwiegende Mehrzahl zu der Sekte der Methodisten gehört oder doch gehört hat. Andere Kirchen (außer der lutherischen), und diese allein durch die Uebersiedlung der Kirchenglieder von Bethanien) sind nicht vertreten. Im ganzen wohnen alle sehr vereinzelt und zerstreut, nur hier und da findet man mehrere Häuser in kleinen Gruppen. Die Ausdehnung der ganzen Ansiedelung beträgt in der Länge etwa 10, in der Breite etwa 6 Meilen. Seit dem Beginn der Ansiedelung besteht eine Mission der Methodisten innerhalb der Reservation, welche 1861 bereits 3 Schulhäuser und eine Kirche hatten, erstere aus einem gewissen Honds, der für die Bildung der Indianer vorhanden ist und aus welchem auch die Lehrergehalte bestritten werden, letztere auf Kosten der Missionsgesellschaft gebaut. Zwei englische Methodistenmissionare und mehrere Halbindianer und Ganzindianer waren als Prediger und Dolmetscher unter ihnen thätig.

¹⁾ cf. Ebend. 1861, S. 327 ff.

Eine kleine Blockkirche ward im Herbst 1861 auf Miehler's neuer Station gebaut, die Schule nahm ihren Anfang, und die Glocke von Bethanien ward herübergeholt, um zur Kirche und Schule zu läuten. Doch waren die Indianer oft längere Zeit auf der Jagd abwesend, und die Sterblichkeit unter ihnen war auffallend groß.

Während hier aber die Missionsarbeit aufs neue begonnen hatte, brachen im August 1862 die Sioux in Minnesota — wie man sagte, durch Agenten der Südstaaten gereizt — plötzlich über die weißen Kolonisten der Gegend los; an 800 Personen, darunter auch mehrere Missionare mit ihren Kindern, wurden erschlagen, ihre Frauen und Töchter gefangen fortgeschleppt.¹⁾ Auch Gabitawigama wurde zerstört, Missionar Clöter aber gelang es, sich mit den Seinigen durch schnelle Flucht zu retten. Die Verwüstung, welche die Indianer in Minnesota angerichtet, war entsetzlich, und was noch von den Weißen übrig geblieben war, schickte sich an, die Gegend ganz zu verlassen. Clöter aber gedachte von Crow-Wing am Mississippi aus die Mission unter den Chippeway's wieder aufzunehmen, wo er in einer Miethwohnung mit allem Ernst dem Studium der schweren Indianersprache oblag.²⁾

Auch Miehler in Isabella County konnte nur unter verschwerenden Umständen arbeiten. Manche seiner jüngeren Indianer zogen in den Krieg; dazu waren die meisten Familien im Indianer-Isabella County so schwer vom Mischwachs betroffen worden, daß Nachtfröste und darauf folgende Dürre fast die ganze Saat des vorhergehenden Frühjahrs zerstört hatten, daß sie gezwungen waren, ihre Wohnplätze zu verlassen und der eine hier und der andere dort seinen Unterhalt zu suchen. Ein guter Theil der Indianer beschäftigte sich aufs eifrigste mit der Jagd, da die Pelze sehr im Preise gestiegen waren, und ihnen Geld zum Ankauf des theuren Mehls durchaus nothwendig war. Die Abneigung der Indianer, in dem neuen ihnen angewiesenen County Isabella zu wohnen, wird immer größer; das Land ist niedriger und bei weitem nicht so gesund zu bewohnen als das von Bethanien; die Jagdplätze sind bald ausgenutzt, weil so viele Indianer in einer Gegend zusammengedrängt leben; die Gelegenheit zum Fischen ist gering; die Indianer sind in jeglicher Hinsicht durch das Naherwohnen der Weißen zu sehr eingeengt. Es scheint daher, als ob sie große Lust hätten, wenn sie nach $1\frac{1}{2}$ Jahren ein jeder seinen Deed (Urkunde) über das ihm ausgetheilte Land bekommen haben werden, dasselbe zu verkaufen und anderswohin zu ziehen. Sollten sie sich aber in den $1\frac{1}{2}$ Jahren mehr zur Bearbeitung ihrer Farmen bequemen, so könnte man in Bezug auf ihre Versorgung mit der Predigt des göttlichen Wortes und sonderlich in Bezug auf den Unterricht ihrer Jugend in der Schule bessere Hoffnungen haben, da dann ihre Unterstützungselder aus öffentlichen Kassen aufhören und die Regierungsschulen eingehen müssen,

¹⁾ cf. Calw. Monatsbl. 1863, S. 163 ff.

²⁾ cf. Eb. luth. Missbl. 1866, S. 75 f.

deren Unten
Sie selbst r
auf die S
vielleicht a
lernen. Bi
sie während
suchen und
hause zu ve

Der R
benen Verh
Missionar d
machen mu
eingefunden
langer Abwe
es fand auc
Frau des S
Leberstebelin
Kinder in di
hatte ihre S
konnte mit S
schläfen und

Die Er
gering und b
für den lomm
Hoffnungen.
pachtet und b
hellen Lage d
10 zerrissen.
herzerhebende
umglossen ha
da sie sonst z
beabsichtigte I
bella County
die Materialie
Föhrenblöcken,
für die Brette
höher als in t
des Missionars
fern, von denen
im Missionsh
Konnte Mieh
seiner früher se
er doch mehr
werkes sehen.
bösen Einflüsse
der Mission",
daß es dort e

ler's neuer Glocke von zu läuten. abwesend, nnen hatte, man sagte, eichen Rolo- ch mehrere Frauen und die zerstört, durch schnelle Minnesotta eichen übrig en. Clöter die Mission einer Mieth- sianersprache rschwerenden ogen in den bella County und darauf Frühjahrs zu verlassen t zu suchen. gste mit der ihnen Geld. Die Ab- nen County niedriger und thanien; die er in einer ist gering; wohnen der große Lust (Urkunde) dasselbe zu in den 1½ könnte man ichen Worts der Schule aus öffent- chen müssen,

deren Unterhaltung bisher von ihren Jahrestagelern bestritten wurde. Sie selbst wären dann auf ehrliche Arbeit und ihre Kinder in Bezug auf die Schule allein auf die Mission angewiesen; sie würden dann vielleicht auch die Liebesarbeit des Missionars unter ihnen mehr schätzen lernen. Bis dahin scheint es das Nächteste für den letzteren zu sein, sie während der Woche in kleineren Häuschen in ihren Camps aufzusuchen und sie Sonntags wo möglich in größeren Häuschen im Gottes- hause zu versammeln.

Der Kirchenbesuch war im Jahre 1864 unter den oben angegebenen Verhältnissen sehr spärlich; es kam nicht selten vor, daß der Missionar den weiten Weg zur Kirche (10 englische Meilen) umsonst machen mußte, da sich keine Leute zur Theilnahme am Gottesdienst eingefunden hatten. Anfangs 1865 fanden sich die Indianer nach langer Abwesenheit wieder zahlreicher an ihren Wohnplätzen ein, und es fand auch eine Taufe statt. Um die Mitte des Mai starb die Frau des Hauptlings Rawgischig nach längerem Leiden. Seit ihrer Übersiedelung von Bethanien nach Isabella County waren ihr 5 Kinder in die Ewigkeit vorangegangen. Dies und viel anderes Kreuz hatte ihre Seele dem Evangelium zugänglicher gemacht, und der Missionar konnte mit Freude und Dank gegen Gott sprechen: „Sie ist selig ent- schlafen und zu ihres Herrn Freude eingegangen.“

Die Ernte des Missionars Mießler im Herbst 1864 war sehr gering und bei weitem nicht ausreichend für die Bedürfnisse der Station; für den kommenden Herbst aber erwachte der Stand der Früchte schöne Hoffnungen. Die frühere Missionsfarm in Bethanien war bisher verpachtet und brachte wenig ein; dazu wurden im Winter 1864—65 am hellen Tage durch umher schleichende Hunde von den 16 Missionschäfern 10 zerrissen. Die Kirche in Bethanien, die in früheren Zeiten so herzerhebende Versammlungen der ehemaligen Bethanischen Gemeinde umschlossen hatte, mußte leider im Sommer 1865 eingerissen werden, da sie sonst zusammengefallen sein würde. Dagegen hatte der längst beabsichtigte Bau eines neuen Wohnhauses für den Missionar in Isabella County seit dem Frühjahr desselben Jahres endlich begonnen; die Materialien dazu waren längst angesammelt, und der Anlauf von Föhrenbilden, die der Missionar dann schneiden ließ, haben den Preis für die Bretter bedeutend ermäßigt; dagegen sind die Löhne der Arbeiter höher als in früheren Zeiten. Der Gesundheitszustand in der Familie des Missionars war nicht ohne vorübergehende Krankheiten. Die Männer, von denen viele Indianerfamilien befallen wurden, lehrten auch im Missionshause ein, kamen indeß nicht zum vollen Ausbruch. Konnte Mießler auch für diese Bewährung, sowie für die Stärkung seiner früher sehr schwächlichen Gesundheit den Herrn preisen, so mußte er doch mehr und mehr mit Betrübnis den Rückgang seines Missionswerkes sehen. Die Klage über den Wankelmuth der Indianer und die bösen Einflüsse von außen werden immer lauter. „Dazu ist das Feld der Mission“, heißt es in einem Briefe von 1868, „so klein geworden, daß es dort eigentliche Heiden bis auf 2 Einzelfälle gar nicht mehr

zu belehren gibt, so daß auch diese Station in Isabella County als aufgegeben zu betrachten ist. — Wir hatten das Amt, einer schon verschwindenden Nation vor ihrem völligen Untergange das Evangelium nachzutragen.“

h. Die Mission unter den Wyandots.¹⁾

cf. Basler Magazin 1822—25 und 1828.

Ein schwarzer Afrikaner, John Stewart, der im Staate Virginien erzogen worden war, wurde im Jahre 1815 zu Marietta am Ohio durch Methodisten gründlich zu Gott belehrt und der Vergebung seiner Sünden in Christo Jesu gewiß. Da erwachte in ihm ein heißer Drang, den Heiden das Evangelium zu verkünden, und ohne alle Unterstützung machte er ganz allein zu den Indianern in der Wildnis sich auf. Er kam zuerst zu den Delwaren am Sandusky flusse, die eben in heidnischen Tänzen und Gesängen begriffen waren, und sich so schrecklich geberdeten, daß ihm für sein Leben bangte. Als sie endlich nachließen, zog er sein Gesangbuch aus der Tasche und sang an zu singen, und je mehr er sang, desto zutraulicher wurden die Wilden. Er aber zog weiter, und kam nach einer gefahrvollen und beschwerlichen Wanderung bei den Wyandots am oberen Sandusky an. Hier fand er einen afrikanischen Landsmann, Namens Jonathan, der als Gefangener unter diesen Indianern lebte, sein Dolmetscher ward und ihn bei dem Stämme einführte. Stewart's Singen und Beten verschaffte ihm auch hier Achtung, aber als er nach etlichen Tagen eine förmliche Versammlung bestellte, erschien nur eine alte Indianerin, der er indeß predigte, als wären Hunderte beisammen. Am folgenden Tage gesellte sich noch ein alter Mann dazu, und Stewart predigte in derselben Weise. Am dritten Tage kamen schon 10 Indianer in die Versammlung und hernach immer mehr, und da endlich auch sein Dolmetscher angefaßt und belehrt wurde, strömten die Heiden zuletzt schaarenweise zu der Bekündigung des Evangeliums herbei. Am meisten setzte sie das in Verwunderung, daß der schwarze Prediger ihnen sagte, was in ihrem Herzen war. Als nun manche durch die Sorge um ihr Seelenheil sich abhalten ließen, auf die Jagd zu gehen, sangen die

¹⁾ Spr. Wyandots. Früher wurde dieses mächtige Volk Huronen genannt. Die folgende — ich möchte sagen — etwas legendenhafte Erzählung, die uns den Beginn der amerikanischen Methodisten (Methodist Episcopal) Mission schildert, ist stehen geblieben, ohne eine kritische Feder anzusezen. Nur glaube ich an dieser Stelle nicht verschweigen zu dürfen, daß die Huronen bereits Christen waren, möchten sie auch noch auf einem sehr niedrigen Standpunkt des Christenthums stehen. Jener Stamm der Huronen, der zu Anfang des 18. Jahrhunderts von Ober- nach Unter-Michigan, und um die Mitte desselben von da nach der Sandusky-Bay wanderte, hatte seit 1660 unter der Pflege französischer Jesuiten gelebt. Hatten sich dieselben dort auch noch nach der Auhebung des Ordens Jahre lang gehalten, so war doch damals kein europäischer Priester unter diesen Indianer-Christen vorhanden.

amerikanisch
Stewart als
dem Gefang
Jonathan n
reiste er ein
die Feinde o
verbreiten.
besonders fe
wunderbar e
Sie erklärte
von dem We
sei ihr gesag
Von nun an
predigte ihne

Nach zw
von der viert
zu Madriver
schon bejahr
an den obern
bei den Wy
Missionare un
sich „den alte
vorüber wäre.
unter den Wy
ihm ans Herz
nach acht besd
reits ein Kleine

Eine Indian
ich danke Gott, d
Geist, daß ich no
gegeben. Und mi
bin bereit zu
möchten auf imm
den Herrn zu suc

Mit 14 J
und obschon S
denen auch im
Ein Regierung
derlassung am
blühenden Zust

„Unter der ch
lichen Berichte, „i
geworden. Sein v
der Indianer, sow
tätig, und die J
find ein stöbner M
ihren weißen Nach
Landesstrich, auf
Biehzucht ist auf al

amerikanischen Pelzhändler an, für ihren Gewinn zu fürchten, verschrien Stewart als einen gefährlichen Betrüger und bedrohten ihn sogar mit dem Gefängnis. Er aber ließ sich nicht schrecken und arbeitete mit Jonathan noch zwei Jahre ohne Hülfe fort. Noch in der ersten Zeit reiste er einmal nach Marietta, und während seiner Abwesenheit hatten die Feinde alles versucht, ihn zu verdächtigen und das Evangelium zu verschreien. Eine beim Volk sehr angesehene Indianerin hatte sich besonders feindselig erwiesen; aber auf einmal ward ihr Gemüth so wunderbar ergriffen, daß sie eine Zeitlang nicht zu reden vermochte. Sie erklärte dann, sie sei in einem Traumbilde gewarnt worden, von dem Weg des Verderbens, auf dem sie wandle, abzulassen, und es sei ihr gesagt worden, Stewart zeige den Leuten den rechten Weg. Von nun an trat sie selbst den feindseligen Indianern entgegen und predigte ihnen Buße und Glauben.

Nach zweijähriger Arbeit unter den Wyandots erbat sich Stewart von der vierteljährlichen Konferenz der Methodistenprediger, die gerade zu Madriver gehalten wurde, Unterstützung in seinem Werk, und der schon bekannte Prediger Moses Hinckel erbot sich, als sein Gehülfe an den obern Sandusky zu ziehen. Als er, vorläufig auf ein Jahr, bei den Wyandots war, von denen bereits zwei Häuptlinge wieder als Missionare unter ihre Brüder in der Wildnis ausgingen, erbaten sie sich „den alten Vater“ wenigstens noch auf ein Jahr, wenn sein Jahr vorüber wäre. Kurz darauf wurde Prediger B. Finley als Missionar unter den Wyandots ernannt und besonders die Errichtung von Schulen ihm ans Herz gelegt. Am 8. Oktober 1821 brach er auf und kam nach acht beschwerlichen Meisetagen am obern Sandusky an, wo er bereits ein kleines Gemeinlein vorstand und erfreuliche Erfahrungen machte.

Eine Indianerin, die viel gelitten hatte, sagte einst zu ihm: „Theurer Bruder, ich danke Gott, daß Ihr noch einmal zu uns gekommen seid, und preise den guten Geist, daß ich noch einmal von Euch sein Wort hören darf. Er hat mir viel Kraft gegeben. Und nun ist meine Seele voll Liebe zu Jesu und zu seinem Volke, und ich bin bereit zu sterben. Nur meine Kinder halten mich noch auf; ich fürchte, sie möchten auf immer verloren gehen.“ Und dann fing sie an, dieselben zu erinnern, jetzt den Herrn zu suchen, weil jetzt dazu die beste Zeit sei.

Mit 14 Kindern fing Finley eine Schule an, die sich bald mehrte, und obgleich Stewart 1823 starb, wurden doch hunderte bekehrt, mit denen auch im Neuherlichen eine durchgreifende Veränderung vorging. Ein Regierungs-Abgeordneter, Leibs, der im November 1827 die Niederlassung am obern Sandusky besuchte, fand dieselbe in einem sehr blühenden Zustande.

„Unter der christlichen Pflege des Missionars Finley“, schreibt er in seinem amtlichen Berichte, „ist Ordnung, Eintracht und Fleiß auf diesem Platze einheimisch geworden. Sein verständiges Benehmen, sein ungehemmelter Eifer für die Wohlfahrt der Indianer, sowie sein freundliches Wesen machen ihn für diese Arbeit besonders thätig, und die Früchte davon zeigen sich in jeder Indianerbüttte. Die Wyandots sind ein schöner Menschenstamm, und sie stehen in Hinsicht auf bürgerliche Civilisation ihren weißen Nachbarn in keinem Stilde nach. Sie besitzen einen ungemein fruchtbaren Landesträum, auf dem sie niedliche Ansiedlungen angelegt haben. Ackerbau und Viehzucht ist so allgemein unter ihnen geworden, daß sie nun das Jagen nur noch

zu ihrer Belustigung treiben. Ihre Kleidung ist wie die ihrer weißen Nachbarn, und sie scheinen so zufrieden und glücklich, als nur irgend ein Theil des amerikanischen Volkes. Ein Fremder würde glauben, er ziehe durch eine europäische Stadt, wenn ihm die Einwohner nicht zu Gesicht kämen, denn außer den niedlichen Händlern mit schönen Glasscheiben sieht man Pferde, Kühe, Schafe, Wagen, Pfüge und eine volle Geschäftigkeit der Handwerker. Ihre Niederlassung tanzt als eine wahre Szene für die übrigen Indianer betrachtet werden. Auch für ihren Missionar haben sie eine niedliche Wohnung angebaut und einen schönen Garten für ihn angelegt, sowie 18 Bucharten Ackerfeldes mit Weizen für ihn bestellt. Die Schule wird von 70 Schülern von 4—20 Jahren besucht, und die Gattin des Schullehrers unterrichtet die Mädchen in weiblicher Arbeit. Ich fand ungemein viel Heiterkeit und Frohsinn unter der Jugend. Die Knaben gehen ihrem Vater im Ackerbau an die Hand. Im letzten Jahre haben sie eine ungemein niedliche steinerne Kirche, 40 Fuß in die Länge und 30 in die Breite, aufgerichtet. Dieses Christen-Gemeindeleben besteht aus 260 Mitgliedern, die in der Furcht und Ernährung zum Herrn ihr Leben mit einander hier zu bringen. Die erwachsenen Schulnaben erlernen regelmäßig ein Handwerk; und wohin nur immer das Auge blickt, wird es der heilsamen Wirkungen des Christenthums gewahrt, die hier um so stärker hervortreten, je ergreifender der Kontrast ist, den noch immer unter tausenden der Indianer das Auge in diesen Gegenden erblickt.

Finley dehnte die Mission bis zum Huronflusse im Staat Michigan aus, wo Wyandots und Shawnee's noch kleine Reservationen hatten, und nun über 20 Predigtorte mit 400 Bekehrten entstanden. Vom Jahre 1831 an kam aber ein Stocken in die Mission, da die Unterhandlungen über den Verkauf der Ländereien begannen. Wirklich verlaufen auch nach und nach sämtliche Wyandots ihre Reservationen und wanderten meist jenseits des Mississippi aus. Doch sind eingeborene Lehrer mit ihnen gezogen, und so haben sie in die riesigen Urmäler das Evangelium mitgenommen.

i. Die Missionen unter den Stockbridge-Indianern und Oneida's.

cf. Basler Missions-Magazin 1834, IV. 553 ff. Missionsfreund 1848, Nr. 14. 15.

Die Stockbridge-Indianer, welche zuerst in Massachusetts wohnten und dann nach New-York vertrieben wurden, waren schon durch die Missionare Sergeant, Brainerd und Edwards mit dem Christenthum bekannt geworden und genossen seither fast ununterbrochen die Segnungen christlicher Predigt. Um 1820 kamen sie, um den Andrang der Weißen los zu werden, an den Tuchsfluss, der in die Greenbay am westlichen Ufer des Michigansee's sich ergießt. Am östlichen Ufer des Flusses ließen sie sich nieder, schufen dazwischen Wälder in Ackerland um und bauten das schön eingerichtete und wohlhabende Dorf Kawawlin. Ein Missionar des American Board ward seit 1827 der Seelsorger dieses aus etwa 350 Seelen bestehenden und die englische Sprache geläufig redenden Stammes. Eine prachtvolle Bibel, die ihnen schon in der ersten Pflanzungszeit ihrer Gemeinde durch Missionar Sergeant von einem frommen Britten, Francis Discouth, geschenkt worden und die alle ihre bisherigen Wanderungen mitgemacht, bewahrten sie in einer Art von Bundeslade auf. Ihr Bethaus, das zugleich als Schule gebraucht wurde, war von unbekauenen Hüttenstämmen in der Mitte der Niederlassung unter dem Schatten herrlicher Eichen aufgerichtet und

sahste über Gottsdienst Amt, mit e Knaben, we etwa nicht den Kopf zu des Segens einer nach konnte. Ein dem Schmelz Mission ver Indianer zu nicht schlagen 1830 zugemu und Ausharr Weißen hatte den Menomen und die letzte Versegzung de sich klagent o führte ihre Ver drangen jetzt händler, denen vom Jahre 1 die Beschwerde früher (Kap. führen; eben Washington, i tungen schmäh 1831 einen fe wandern. Im vollendet und im Sommer d den ehrwürdig und Fuchs- In Christenthum i Reise der Sto Saaten aufgen Ein gleich Böllerbunde d Jahrhunderts benannten See Von der mehr Volle im 17. übrig, als Sa begannt und bis

¹⁾ cf. oben §

fakte über 300 Menschen, die sich hier allsonntäglich zum feierlichen Gottesdienst versammelten. Ein Kirchvogt hatte während desselben das Amt, mit einer etwa 10 Fuß langen grünen Rute die muthwilligen Knaben, wenn es deren gab, zu züchtigen, und die Erwachsenen, welche etwa nickten, unter dem lauten Ruf: Wach auf! wach auf! tüchtig an den Kopf zu stoßen. Nach Beendigung des Gottesdienstes und Ertheilung des Segens legte die Gemeinde sich ruhig wieder nieder und wartete, bis einer nach dem andern in der größten Stille zur Kirchthür hinausgehen konnte. Einen wohlthuenden Eindruck machte, bei der Weichheit und dem Schmelze ihrer Stimmen, verbunden mit einem scharfen, durch jeden Mikton verleichten Gehör, ihr Kirchengesang. Aber das alles konnte die Indianer zu Kawlawlin vor der Habsucht und Ländergier der Weißen nicht schützen, und ein neuer Umzug westwärts, welcher ihnen im Jahre 1830 zugemutet ward, gab ihnen wiederum Gelegenheit, durch Geduld und Ausharren in ihrer christlichen Festigkeit sich zu erproben. Die Weißen hatten unter den Stockbridge's und ihren heidnischen Nachbarn, den Menomenie's und Winebago's, Streitigkeiten zu entzünden gewußt, und die letzteren, für deren Befehlung man von der i. J. 1821 erfolgten Verfeindung der Stockbridge-Indianer so vieles gehofft hatte, wandten sich klagend an die Regierung. Diese besetzte alsbald die Handelsposten, führte ihre Behörden ein und nahm das Land in Besitz. Weiße Ansiedler drangen jetzt schaarenweise ein, mit ihnen die verruchten Brantweinhändler, denen doch nach einer ausdrücklichen Zusicherung der Regierung vom Jahre 1821 der Zutritt verwehrt sein sollte. Vergeblich waren die Beschwerden, welche die christlichen Indianerhäuptlinge auf der schon früher (Kap. I) erwähnten großen Ratshsversammlung im Jahre 1830 führten; eben so wenig Erfolg hatten die späteren Unterhandlungen zu Washington, und so hielten denn dort, als alle ihre gerechten Erwartungen schmähselig getäuscht waren, die christlichen Indianer am 5. März 1831 einen feierlichen Bußtag, und bald darauf begannen sie auszuwandern. Im Jahre 1834 war die Uebersiedelung an den Winebagosee vollendet und die Mission nahm ihre neuen Gebäude in Besitz. Noch im Sommer desselben Jahres aber ging eine Deputation des Stammes, den ehrwürdigen Häuptling John Metogen an der Spitze, zu den Sac- und Fox-Indianern, um ihr altes Bündniß zu erneuern und das Christenthum und die Civilisation ihnen zu empfehlen. — Jetzt sind die Reste der Stockbridge-Indianer förmlich als Bürger der Vereinigten Staaten aufgenommen.

Ein gleich trauriges Schicksal hatten die früher zu dem mächtigen Völkerbunde der Irokeesen gehörigen Oneida's, die, zu Ende des vorigen Jahrhunderts schon sehr zusammengezschmolzen, an dem nach ihnen benannten See südöstlich von der Südostseite des Ontario-Sees lebten. Von der mehrfach unterbrochenen katholischen Mission unter diesem Volke im 17. Jahrhundert waren wohl keine christlichen Spuren mehr übrig, als Samuel Kirkland 1766 seine Wirksamkeit bei demselben begann und bis zu seinem Tode 1808¹⁾ treulich fortführte, zuletzt im Dienste

¹⁾ cf. oben Kap. 5; Seite 74.

der Society for Propagating the Gospel among the Indians. Ich weiß nicht, ob es auf einer Verwechslung beruht, wenn eine Mission der Northern Miss. Soc. unter den Oneida's erwähnt wird. Jedenfalls gab es zu Anfang unsers Jahrhunderts dort erfreuliche Früchte der Mission, unter denen der alte Häuptling Senandonah hervorgehoben wird, der, nachdem er 16 Jahre als Christ gelebt, in einem Alter von 110 Jahren am 11. März 1816 zu Oneida-Castel selig verstarb, nachdem er kurz vorher zu einem Freund, der ihn auf seinem Todbett besuchte, gesprochen: „Ich bin ein alter, wilber Wasser-Schierling. Die Stürme von mehr als hundert Wintern haben durch meine dünnen Stengel gebraust. Mein Wipfel ist abgestorben. Das Geschlecht, dem ich angehöre, ist verschwunden und hat mich verlassen; warum ich lebe, das weiß allein der große gute Geist. Betet zu meinem Jesus, daß er mir Gebüld schenken möge, ruhig auf mein Sterbestündlein zu warten.“ — Andere christliche Oneida's¹⁾) fand Bischof Chase im Jahre 1827 am Sandusky, wo sie, aus ihren früheren Wohnsätzen verdrängt, auf eine Einladung der Seneca's sich niedergelassen hatten, und, ohne Lehrer, aus einer Sammlung von Gebeten, welche aus der englischen Liturgie nebst dem Evangelium Marci 1787 in London in ihren Indianerbialekt übersetzt und daselbst gedruckt war, sich erbauten. Wichtiger jedoch erscheint die leider nur kurze Notiz, die ich hierüber in einer chronologischen Tabelle finde, daß die Protestant Episcopal Church seit 1815 unter den Oneida's ihre erste Mission begonnen hatte, und sie auch nach der Ueberfiedlung nach Green-Bay dort fortsetzte. Nur von 1846—49 soll dieselbe unterbrochen worden sein.²⁾ Früher übrigens sollen schon die Friends (Quäler) von 1809 an unter jenem Stamm thätig gewesen sein. — Das Hauptverdienst um die Christianisirung der Oneida's erwarb sich aber seit 1815 der Halbindianer Eleazar Williams, dessen wunderbare Schicksale wohl einer näheren Betrachtung werth sind. In einem Franzosenkriege in Nord-Amerika war auch die Stadt Deerfield in Massachusetts von den Indianern geplündert und niedergebrannt worden. Unter den vielen bei dieser Gelegenheit gemordeten britischen Familien befand sich auch die des frommen und eifrigeren Predigers Williams, welcher an diesem äußersten Grenzorte eine christliche Gemeinde schottischer Ansiedler Jahre lang mit unermüdeten Treue und Hingabe als Hirte geweiht hatte. Sein jüngstes Kind, ein Mädchen, wurde von den Indianern aus der Wiege geraubt, in die Wildnis geschleppt und nach Indianerweise erzogen, später aber an einen Häuptling in Unterkanada verheirathet. Lange konnte man von ihrem Schicksal nichts erfahren, bis sie endlich in Friedenszeiten unter den zerstreuten Indianerhaufen entdeckt und überredet wurde, mit den Ihrigen einen Besuch bei ihren Verwandten in Massachusetts zu machen. Aber in Gefühl, Sprache und Sitten eine vollkommene Indianerin, konnte sie nie bewogen werden, Heimat und Stamm zu verlassen und

¹⁾ Missions-Magazin 1828, IV. 643.

²⁾ Vielleicht sind die im folgenden erzählten Arbeiten Williams in dieser episcopal Mission mit eingeschlossen.

mit ihrem durch wechselnden Namen zwei Brüder, Jahr 1800 Indianer-Häusern Wohlhabenheit aber war sehr erregen, die Knaben hausten anfänglich die sie erst an die genug. Des Knaben mit ihrer Mitschülern selbst wild. Die ersten Lateinischen Mutter ihrer Mitschüler keinen Versammt sich schnell mit hinausgeschleudert noch ein seine Gebüld trahm und aufnahmen sie machten reichschaffenen Leidete, Eleazar aus, und voller gischen Schule New-York als empfing und in stamme im Spize aller und 21 veranlaßt und das nordwestlichen Namen seiner geleitet. Dem Stämme im bijenem (?) zog ließ sich dort al hier am Ducköpfliches die St. seinen Oneida's die englische Sprache gebaute Gründung in der Niederla

dians. Jähre Mission Jedenfalls Früchte der vorgehaben im Alter von arb, nachdem ette besuchte. Die Stürme ren Stengel dem ich an- ch lebe, das sus, daß er zu warten." Jahre 1827 drängt, auf und, ohne er englischen in ihren In- i. Wichtiger ber in einer Church seit atte, und sie e. Nur von her übrigens dem Stamm Christianisierung er. Gleasar Betrachtung war auch die plündert und nheit gemor- und eifriger enzorte eine unermüdeter geraubt, in ter aber an te man von zeiten unter de, mit den zu machen. Indianerin, klassen und

mit ihrem Mann unter den Weißen sich anzusiedeln. Indes wurde durch wechselseitige Besuche die Verwandtenliebe unterhalten, und der Indianer-Häuptling nahm zum Andenken an seinen Schwiegervater den Namen Williams an. Aus der nachfolgenden Generation stammten zwei Brüder, Cleasar und John Williams, welche ihr Vater ums Jahr 1800 nach einer Schule in Massachusetts brachte. Er selbst, ein Indianer-Häuptling, und seine Söhne waren damals in eine von Wohlhabenheit zeugende Indianerkleidung eingehüllt; ihr ganzer Aufzug aber war seltsam genug, um die Neugierde der lieben Schuljugend zu erregen, die auf den Straßen der kleinen Stadt den wundersamen Knaben häufigweise nachlief. Der Lehrer der Schule hielt es für Pflicht, anfänglich die wilden Launen der beiden Jungen nachzugeben, bis sie erst an die Schulzucht sich gewöhnt haben würden; doch hielt dies schwer genug. Des Stillstehens und Lernens ungewohnt, pflegten die wilden Knaben mit dem Rufzeuge „Umpf“ plötzlich über die Tische und Köpfe ihrer Mitschüler hinüber zu hüpfen und zu nicht geringem Schrecken derselben wild zum Hause hinaus auf den Straßen herum zu jagen. Die ersten Versuche dieser Kinder der Wildnis, die Buchstabentöne des lateinischen Alphabets nachzuahmen, erregten immer ein lautes Gelächter ihrer Mitschüler; dann aber rollte ihr blitzendes Auge wild in der kleinen Versammlung umher, und mit dem Rufe „Umpf“ hatten sie sich schnell mit einem Sprunge zu der nächsten Öffnung der Schule hinausgeschleudert. Der Lehrer ertrug dies alles in der Hoffnung, doch noch ein Paar Christen in diesen Indianerknaben zu erziehen, und seine Geduld trug am Ende den Sieg davon. Die beiden Knaben wurden zahm und aufmerksam; die Indianerkleidung ward auf die Seite gelegt; sie machten überraschende Fortschritte im Lernen und wurden bei ihrem rechtschaffenen Verhalten die Lieblinge der Einwohner. Namentlich der Zelteiste, Cleasar, zeichnete sich bald durch Fleiß und Geisteskräfte aus, und vollendete seine wissenschaftlichen Studien auf einer theologischen Schule Nordamerika's, worauf er von dem Bischof Hobart zu New-York als Prediger des Evangeliums die kirchliche Ordination empfing und im Jahre 1815 seine Missionsarbeiten unter dem Oneida-Stamme im Staate New-York anfing. Bald hernach stand er an der Spitze aller Bewegungen der New-York-Indianer, wodurch sie 1820 und 21 veranlaßt wurden, aus ihrem alten Vaterlande auszuwandern und das nordwestliche Gebiet in Besitz zu nehmen. Er selbst hatte im Namen seiner Indianerbrüder die Unterhandlungen mit der Regierung geleitet. Dem Moses des alten Bundes ähnlich war er Anführer der Stämme im bürgerlichen und religiösen Sinne des Wortes. Gleich jenem (?) zog er mit seinem Volke in das verheissene Land ein und ließ sich dort als ihr Seelenhirt und Führer in ihrer Mitte nieder. Hier am Duck-Creek auf dem westlichen Ufer des Huchsflusses, dessen östliches die Stockbridge's eingenommen, verkündigte Cleasar Williams seinen Oneida's das Evangelium in ihrer Muttersprache, während auch die englische Sprache in den Schulen fleißig getrieben ward. Wohlangebaute Grundstücke, Wohnhäuser, Scheunen und ein Schulhaus waren in der Niederlassung dieses Stammes zu finden, und sie waren gerade

damit beschäftigt, auch eine ansehnliche Kirche aufzubauen, wie sie dies schon früher im Süden der Oneida-Grafschaft gethan hatten, ehe sie genötigt wurden, von dort zu weichen, als das Jahr 1830 auch sie gleich ihren Nachbarn aus den neuen Wohnsätzen vertrieben und Cleasor's schönste Hoffnungen vereitelte. „Hier auf diesem Flecke“, sprach er in diesem Jahre zu seinem Freund Colton, der ihn besuchte, „sollte nach einem süßen, langgehegten Traume meines Herzens ein wissenschaftliches Seminar zur Erziehung von Indianer-Jünglingen errichtet werden. Kaum waren unsere Stämme in diese stillen Waldeinsamkeit gezogen, so wachte dieser Plan in meiner Seele auf. Dieses weite, schöne Land (das ihm die Regierung erst geschenkt hatte) sollte nach zweihundertjährigen Vertreibungen die bleibende Heimat unsers Volkes werden. Hier, hofften wir, sollte die Stätte für die langersehnte Wiedergeburt unsers Volkes sein. Hier, hofften wir, sollte sich unser Volk zu der Ruhe der Selbständigkeit erheben, daß wir entweder eine gleiche Stellung im Staatenbunde einnehmen, oder im freundlichen Bunde mit der Nation, die uns so lange unterdrückt hat, als ein eigenes Volk leben könnten. Hier hatten die Amerikaner Gelegenheit, die Wunden zu heilen, die sie uns geschlagen, und die Schuld zu sühnen, die sie an uns auf sich geladen haben. Es lag in allen diesen Erwartungen nichts Erträumtes. Aber — — —“ Und nun brach er in bittere Klagen aus über die Treulosigkeit der Amerikaner, und als Colton ihn fragte, ob denn gar keine Hoffnung mehr sein sollte, antwortete er: „Nein, die Lampe der Hoffnung ist schon längst ausgeblasen. Wir können keinen Schritt weiter thun. Unsere Stämme haben allen Muth verloren. Denn wo keine Treue ist, auf was können wir uns bei den Menschen verlassen?“ — Doch war es Williams, der noch einmal in Washington das Wort redete für sein Volk; er war es auch, der an jenem denkwürdigen Bußstage die Predigt hielt. Dann ist er mit seinen Oneida's hinüber gezogen über den Mississippi und ist bei ihnen geblieben bis an sein Ende.

Auch die Methodisten wirkten unter den Oneida's, von denen ein Theil in ihrer alten Heimat zurückgeblieben war; und was noch übrig geblieben von dem benachbarten Stämme der Onondago's, kam auch mit unter den Einfluß dieser Mission, die bis in die neusten Zeiten bestanden hat, obwohl die Reste jener Stämme, ärmliche verkommen Häuslein, dem Verschwinden nahe sind. Erfolgreicher aber arbeitete diese Denomination unter den ausgewanderten Oneida's sowie den benachbarten Menomonee's, welche letzteren ebenfalls zu den Algonkin-Völkern gehören. Zu Anfang der fünfziger Jahre sollen dort 88 Gemeindemitglieder und 269 Schüler vorhanden gewesen sein, — bei welchen Zahlen undeutlich ist, ob die Statistik der wahrscheinlich nicht sehr bedeutenden Gemeinde in New-York mit eingerechnet ist. Selbst aber in diesem Falle beruht die erstere Zahl wahrscheinlich auf einem Versehen oder Druckfehler, da die in Wisconsin zurückgebliebenen Oneida's wohl kaum jene Zahl erreichten.

Wen gleichfalls waren um um diesel der stiftlich Missions-rechten Ei Missionar er komme, nicht um eine wahr (gewöhnlich) Aeltesten z „Freund usammen f erem Rath mit Glanz a unsere Ohren gehroden ha Bruder, diese nung frei au dir und kann sprechen zu da da diese groß bis zum Me schaffen. Er Er machte de zerkreute sie rothen Kinder so wurde er Eure Väter f Zahl war nie vor bösen M zu erfreuen, gaben, was f korn und H unter Land g

¹⁾ Das Indianer-nativ von Friends im Staate N. York Missionen etc. Die Arbeit g Aufstände der Vorzugsweise unter den Indianern sehrlich zu Dessenlichkeit

²⁾ Evan

k. Die Mission unter den Seneca's und Tuscarora's.

cf. Basler Missions-Magazin 1822, 1825, 1828, 1834, 1855.

Wenden wir uns nun zu dem Prokreten-Volke der Seneca's, die gleichfalls schon zu Ende des vor. Jahrhunderts sehr zusammengeschmolzen waren und in der südwestlichen Ecke des Staates New-York wohnten. Um dieselben bemühte sich seit 1795 ein Duäkerverein „zur Beförderung der sittlichen Wohlfahrt der Indianer“¹⁾ und seit 1796 die New-Yorker Missions-Gesellschaft. Doch fand das Evangelium damals noch keinen rechten Eingang bei diesem Stämme, und noch im Jahre 1805, als Missionar Crane von Boston zu den Seneca's kam und ihnen sagte, er komme, um sie zu lehren, wie man den großen Geist verehren soll, nicht um ihnen ihr Land und Geld wegzunehmen, denn es gebe nur eine wahre Religion, antwortete ihm der Häuptling Saguaha, (gewöhnlich Red Jacket, rothe Jacke genannt),²⁾ der zu Buffalo seine Kesteten zum Rathe versammelt hatte, mit folgender Rede:

„Freund und Bruder, es war der Wille des großen Geistes, daß wir heute zusammen kommen. Er ordnet alle Dinge, er hat uns einen schönen Tag zu unserem Rathe gegeben. Er hat seinen Vorgang von der Sonne weggezogen und sie mit Glanz auf uns leuchten lassen. Unsere Augen sind geöffnet, daß wir klar seien; unsere Ohren sind nicht verschont, daß wir deutlich die Worte hören könnten, die du gesprochen hast. Für alle diese große Gnade danken wir dem großen Geiste allein. Bruder, dieses Rathseuer ist von dir angezündet. Du willst, daß wir unsere Meinung frei aussprechen, das macht uns große Freude, denn wir stehen aufrichtig vor dir und können reden, was wir denken. Alle haben deine Stimme gehört, und alle sprechen zu dir, wie ein Mann. Bruder, horche was wir sagen. Es war eine Zeit, da diese große Insel unsern Vätern gehörte. Ihre Sige erfreuten sich vom Aufgang bis zum Nebelgang der Sonne. Der große Geist hat sie für die Indianer geschaffen. Er hat den Büffel, den Hirsch und andere Thiere zur Nahrung gemacht. Er machte den Biber und den Bär, und ihre Felle dienten uns zur Kleidung. Er zerstreute sie über das Land und lehrte sie uns singen. Das alles hat er für seine rothen Kinder, weil er sie liebt. Wenn wir über unsere Jagdgrinde Streit hatten, so wurde er ohne viel Blutvergießen geschlichtet. Über ein böser Tag kam für uns. Unsere Väter führten über die großen Wasser und landeten an dieser Insel. Ihre Zahl war klein, sie fanden Freunde und nicht Feinde. Sie sagten uns, sie seien vor bösen Menschen aus ihrem Lande geflohen und kommen her, sich ihrer Religion zu erfreuen. Sie baten um einen kleinen Sitz. Wir hatten Wieden mit ihnen, gaben, was sie verlangten, und sie setzten sich unter uns nieder. Wir gaben ihnen Korn und Fleisch, und sie gaben uns Gifft dafür. Die weisen Leute hatten jetzt unser Land gefunden. Die Nachricht kam zürnd in ihre Heimat, es fanden sich

¹⁾ Das Committee for the gradual civilization and improvement of the Indian natives in Verbindung mit der jährlichen Versammlung (Yearly meeting) von Freunden in Philadelphia hat seine Thätigkeit unter den Indianern im Staate New-York bis in die neueste Zeit fortgesetzt. Dieselbe ist von der anderer Missionen etwas verschieden, wie schon die Bedeutung der gradual civilization zeigt. Die Arbeit geht weniger auf direkte Einzelbekehrungen als auf Hebung der ganzen Zustände der Eingeborenen. Es werden auch wohl christliche Schulen unterhalten. Vorzugsweise aber besteht die Wirksamkeit darin, daß ein „Friend“ seinen Wohnsitz unter den Indianern nimmt und durch sein Vorbild sie nach außen und innen wiederlich zu beeinflussen sucht. Ueber die ganze Wirksamkeit dringt nicht viel in die Öffentlichkeit.

²⁾ Evangelisch-lutherisches Missionsblatt 1855, S. 118 ff.

mehrere ein. Doch fürchteten wir sie nicht, wir nehmen sie auf als Freunde. Sie nannten uns Brüder, wir glaubten ihnen und gaben ihnen einen geschenken Sitz. Endlich war ihre Zahl groß gewachsen. Sie brauchten mehr Land — sie brauchten unser Land! Unsere Augen wurden geöffnet und unsere Herzen wurden unruhig. Kriege fanden statt. Indianer wurden gebungen, um gegen Indianer zu streiten, und viele unserer Leute wurden umgebracht. Sie brachten ein starkes Getränk zu uns, das war sehr stark und mächtig, und hat Läufende gemordet. — Bruder, unsere Söhne waren einst groß und die eurigen waren sehr klein. Ihr seid nun ein großes Volk geworden, und wir haben kaum einen Platz, unsere Tepiche auszubreiten. Ihr habt unser Land genommen, aber ihr seid nicht zufrieden. Ihr wollt uns auch noch eure Religion aufzwingen. — Bruder, höre noch weiter. Du sagst, du seist gesandt, uns zu lehren, wie der große Geist nach seinem Wohlgefallen verehrt werde, und wenn wir die Religion nicht ergriffen, die ihr weisen Leute habt, so werden wir noch später unglücklich sein. Du sagst, du hast Recht, und wir seien verloren. Wohin weicht du das? Wir vernehmen, daß eure Religion in einem Buche geschrieben ist. Wenn es für uns wie für euch bestimmt ist, warum hat es der große Geist nicht uns gegeben, und nicht allein uns, warum gab er nicht uns allen Vätern die Kenntnis dieses Buches und die Mittel, es recht zu verstehen? Wir wissen davon bloß, was du sagst. Wie sollen wir erkennen, wann wir glauben müssen, nachdem wir so oft von den weisen Leuten betrogen wurden? — Bruder, du sagst, es gebe nur einen Weg, dem großen Geiste zu dienen. Wenn es nur eine Religion gibt, warum sind die weisen Leute über sie so uneinig unter sich, warum seid ihr nicht alle einig, da ihr ja alle das Buch lesen könnt? — Bruder, wir verstehen diese Dinge nicht. Wir hören, daß eure Religion von euren Vorfätern gegeben und vom Sohne zum Sohne fortgelebt wurde. Wir haben auch eine Religion, die den Vorfätern gegeben und vom Vater zum Sohne fortgelebt wurde. Wir beten nach dieser an. Sie lebt uns dankbar für alle Elte zu sein, die wir erfahren, einander zu lieben und einig zu sein. Wir streiten nie über Religion. — Bruder, der große Geist hat uns alle gemacht, aber er hat einen großen Unterschied geschaffen zwischen seinen weisen und rothen Kindern. Er gab ihnen verschiedene Gesichter und verschiedene Sitten. Euch hat er die Kleine gegeben, für diese sind unsere Augen nicht geöffnet. Warum soll er uns nicht auch eine andere Religion gegeben haben, nach unserem Verstande? Der große Geist thut recht, er weiß, was für seine Kinder gut ist, wir sind zufrieden. — Bruder, wir begehren nicht, eure Religion zu zerstören und sie euch zu nehmen, wir begehren nur, die untrige zu behalten. — Bruder, wir hören, daß du den weisen Leuten hier gepredigt hast. Sie sind unsre Nachbarn, wir kennen sie. Wir wollen eine kleine Weile warten und sehen, was es für eine Wirkung auf sie thut. Wenn wir sehen, es thut ihnen gut, es macht sie hellisch und weniger geneigt, die Indianer zu betrügen, so wollen wir wieder überlegen, was du gesagt hast. — Bruder, dies ist unsere Antwort auf deine Weise und das ist alles, was wir jetzt zu sagen haben. Da wir Abschied nehmen, so wollen wir kommen und dich bei der Hand nehmen und hoffen, daß der große Geist dich auf deiner Reise beschützen und dich glücklich zu deinen Freunden bringen wird".

Leider erworbene der Missionar damals die Aufforderung, die Hand zum Abschied zu reichen, mit hastigem Aufstehen und mit dem kalten Wort: „Es sei keine Gemeinschaft zwischen der Religion Gottes und den Werken des Teufels.“ Doch ist hernach von Buffalo aus dem Seneca-Volke das Licht angebrochen. Es war im Jahre 1817, als zwei amerikanische Bürger auf den Gedanken kamen, einige rothe Männer vom Stamm der Seneca's mit sich nach England hinüber zu nehmen und sie dort für Geld sehen zu lassen, indem sie hofften, daß dieselben in ihrer Nationaltracht und mit ihren Waffen die Neugierde des Publikums in hohem Grade auf sich ziehen würden. Nach vielen Schwierigkeiten und mehrfachen Berathungen des ganzen Seneca-Stammes schifften sie endlich mit sieben dieser Wilden zu Boston sich ein und kamen am 31. Januar 1818 zu Liverpool an. In Leeds, wohin sie

am 6. April besucht, und tiefen Eindruck zurückgekehrt den Häupiling Dankbarkeit Landsleute bei sich aussprach, einen andern, verehrt hätten.

Das bittere vom weißen selben herrschenden ihre Religion; in Volle kommen zu Unterwerfung zu den Weißen umringerten sich mit dafür vergifteten Der gänzliche Umfang befand Land zu besuchen. Leuten beschäftigte unserer Väter ist, fühlen uns gedrängt, wir seie mehr, wie sie vi immerhin ihre Reise durch die vielen in ihr nichts mehr Gott, zur Rettung legenheiten, worin des Wortes Gottes prüfen; ein wenig ihnen zu erforschen aufmerksam zu um kommt, um uns hinzuleiten. Von genommen wurde, und brachte eine g Narren geworden, gingen, daß wir brüderlich den Anden. Dies brachte eine dies, die andern einen Weg zu erfragen, wahrfahrtige Licht uns gebracht hat, Retter der Sünder angezündet, das sind des Widerstandes — Brüder! Ihr iu zu bitten, daß hat, vollende, und

In Seneca (zwischen Buffalo und Meilen südlich)

freunde. Sie
rührten Sig.
sie brauchten
den unruhig.
z zu freiten,
Gefahr zu
— Bruder,
seid nun ein
auszubreiten,
wollt uns aus-
agst, du sieh
verehrt werde,
o werden wir
oren. Woher
geschrieben ist.
Geist nicht
die Kenntnis
nlos, was
m wir so oft
e nur einen
warum sind
alle einig, da
Dinge nicht
Söhne zum
Vätern gegeben
sor an. Sie
zu lieben und
Geist hat uns
seinen weisen
ebene Sitten.
snet. Warum?
in Verstande?
zufrieden.—
nehmen, wir
u den weisen
Wir wollen
ebut. Wenn
die Indianer
Bruder, dies
sagen haben.
und nehmen
dich glücklich

, die Hand
dem kalten
Gottes und
aus dem
, als zwei
e Männer
u nehmen
z des Bu-
Schwierig-
Stammes
ein und
wohin sie

am 6. April gelangten, wurden diese Indianer häufig von zwei Quäkern besucht, und es fanden lange Unterredungen statt, welche auf jene einen tiefen Eindruck machten. Nachdem die Fremdlinge später in ihre Heimat zurückgekehrt waren, empfingen die Quäker in Leeds ein Schreiben von den Häuptlingen der Seneca's in Nordamerika, in welchem diese ihre Dankbarkeit bezeugten für die gute Aufnahme, welche ihre jungen Landsleute bei ihnen gefunden hatten, und über ihren religiösen Zustand sich aussprachen. Sie meldeten, daß sie sich stets geweigert hätten, einen andern, als den großen Geist anzubeten, den auch ihre Väter verehrt hätten.

„Das bittere Unrecht“, heißt es weiter in diesem merkwürdigen Schreiben, „das vom weißen Volk erlitten, und die Niederträchtigkeit, die wir immer unter denselben herrschten sahen, bestätigte unsere Gemüther noch mehr gegen ihre Weise und ihre Religion; indem wir überzeugt waren, daß unmöglich etwas Gutes von einem Volke kommen kann, unter dem so viel Schlechtigkeit im Schrage ist. In diesem Unterdrückungszustande sind wir und unsere Väter schon seit 200 Jahren; wir traten den Weißen unsre Ländern ab und flohen vor ihnen in die Wälder. So verdinglichten sich mit jedem Tag durch sie unsere Unterhaltungsmittel, und zum Lohn dafür vergifteten sie uns mit ihren Lastern und verhärteten uns in unserm Jammer. Der gänzliche Untergang lag vor uns, und kein Rettungsmittel war da. In solchen Umständen befanden wir uns, als unsre Jünglinge uns verließen, um euer Vaterland zu besuchen. Fast um dieselbe Zeit, wo ihr euch so freundlich mit unseren Leuten beschäftigtet und ihnen einen besseren Weg zum Glück zeigtet, als der Weg unserer Väter ist, ergriß alle Herzen unseres Volkes eine wunderbare Unruhe. Wir fühlen uns gedrungen, die Religion unserer Väter aufs neue zu untersuchen, und je mehr wir sie prüften, desto mehr fanden wir sie dunkel und ungemäßigt. Möchte immerhin ihre Religionsweise in den alten Zeiten rein und vortrefflich sein, so war sie durch die vielen Hände, durch welche sie lief, so verschüttet und entstellt, daß wir in ihr nichts mehr finden können, das uns in dieser und in der künftigen Welt zu Gott, zur Rettung und zum Glück führen kann. In diesen Finsternissen und Verlegenheiten, worin wir uns nicht zu rathen und zu helfen wußten, kamen Boten des Wortes Gottes zu uns. Einige von uns fanden sich angeregt, ihr Wort zu prüfen; ein wenig Licht erleuchtete ihr Herz; sie luden andere ihrer Brüder ein, mit ihnen zu ersuchen, ob daß das wahre Licht sein möge, das wir suchen. Sie hörten aufmerksam zu und wurden überzeugt, daß dies das Licht ist, das von Gott selbst kommt, um uns aus dieser schwärzlichen Welt hinaus zu der Welt, die droben ist, hinzuleiten. Von unserem Dorfe am Buffalo aus, wo dieses Licht zuerst wahrgenommen wurde, verbreitete es sich bald über die andern Dörfer unseres Volkes und brachte eine große Bewegung unter ihnen hervor. Die einen sagten, wir seien Narren geworden, wir hätten den Verstand verloren und ein großes Verbrechen begangen, daß wir die Religion unserer Vorfahren verlassen haben, die Gott ausdrücklich den Indianern gegeben habe, um sie bis ans Ende der Tage zu bewahren. Dies brachte eine große Verwirrung unter unserem Volke hervor. Die einen sagten dies, die anderu etwas anderes; aber viele von uns kamen herbei, um diesen neuen Weg zu erfragen, und lehrten mit der Überzeugung nach Hause zurück, daß sie das wahrschafte Licht gefunden haben, daß das gute Buch, welches der weiße Mann zu uns gebracht hat, wirklich das Wort des lebendigen Gottes, und Jesus der einzige Retter der Sünden sei. Auf diese Weise wurde ein Licht in allen unsern Dörfern angezündet, das sich unaufhaltlich weiter verbreitete, ungeachtet der großen Finsternis und des Widerstandes, der noch bei einer großen Anzahl unserer Leute stattfindet. — Brüder! Ihr werdet euch mit uns vereinigen, um den Herrn zu loben und ihn zu bitten, daß Er das Werk seiner Barmherigkeit, das Er unter uns angefangen hat, vollende, und die ganze Erde von der Erkenntniß seiner Wahrheit voll werde“.

In Senecadorf (4 engl. Meilen von Buffalo), Tonawanda (zwischen Buffalo und den Niagarafällen), Cattaraugus (30 engl. Meilen südlich von Buffalo) und Alleghany (südwestlich von Catta-

rauzus) wurde so im Jahre 1820 durch Missionar Hyde und andere das Evangelium unter 2000 Seneca's, deren etwa 1800 an den genannten Orten sich aufhielten, nicht ohne gesegneten Erfolg, obwohl unter Widerstreben einzelner Häuptlinge und falscher Propheten verkündigt.¹⁾ Als Missionar Harris am 29. Oktober 1821 in Seneca eintraf, um namens der United Foreign Missionary Society mit den Häuptlingen des Stammes weiter zu unterhandeln, war daselbst mit dem Bau eines Missionshauses schon ein Anfang gemacht, und der Häuptling, Pollard sprach im Namen der übrigen seine Freude aus, daß in Seneca und Tonawanda Lehrer sich niederlassen sollten, versprach ihnen auch Schutz und Unterstützung, wenn schon er die von Seiten einer feindlichen Partei entgegenstehenden Schwierigkeiten nicht verhehlte. So begann denn die Mission mit erneuter Lebendigkeit und nicht ohne Segen.

Ein Häuptling, der den Missionar Harris einst nach dem Gottesdienst nach Hause begleitete, sagte unter andern: „Wenn er in seinen jüngeren Tagen um sich her gebliebt und so viele seiner Kameraden der Wollust, dem Trunk und Spiel ergeben gesehen habe, so habe dies einen so widrigen Eindruck auf sein Gemüth gemacht, daß er den Entschluß gefaßt habe, gerecht und aufrichtig in allen Säcken zu Werke zu gehen, so weit es in seinen Kräften liege. Er habe das große Elend gesehen, in welches die Sünde stürzte, und dies habe eine Scheu vor derselben in ihm hervorgebracht. Aber wenn er auf seinen Weg zurückkäme, den er zurückgelegt habe, so ergreife ihn ein tiefer Schmerz, weil er finde, daß er nichts gethan habe im Leben, was Gott wohlgefallen wünne. Er wisse es wohl, daß die Sünde in seinem ganzen Thun sich hineingemischt habe. Er glaube, Christus sei allmächtig, und er sei überzeugt, daß wir nur durch Ihn Vergebung unserer Sünden erhalten können. Er fühle daher das Bedürfniß, stets mit Aufmerksamkeit auf das gepredigte Wort zu merken.“ — Ein anderer Häuptling äußerte in seinem gebrochenen Englisch: „Vor zehn Jahren Indianer nichts arbeit, kein Haus, kein Bieh, kein Korn. Jetzt viel Bieh, und Knaben, einige arbeiten, und jetzt mach eine Strafe nach Buffalo.“ — Er schien darüber sehr vergnügt zu sein.

Doch gab es auch noch Widerstand genug. In einer großen Volksversammlung der Seneca's im Jahre 1822 hielt der Häuptling Pollard eine kräftige Rede zur Empfehlung des Christenthums, worauf Red Jacket äußerte, er wolle nichts dagegen haben, wenn man in diesem Distrikt einmal einen Versuch mache, was denn das Christenthum eigentlich zu leisten vermöge, und er wolle der Sache ruhig zusehen. Aber sobald man einen Versuch machen werde, das Christenthum auch in den andern Distrikten der Nation auszubreiten, so werde er sich widersezen, so lange noch ein Funken von Kraft in ihm sei. — In demselben Jahre begann auch zu Seneca ein geordneter Schulunterricht, an welchem im Frühjahr 1823 bereits 10 Knaben und 8 Mädchen theilnahmen und gute Hoffnung gaben. Auch sonst erfuhren die Missionare Erfreuliches. Oft kamen nach den gottesdienstlichen Versammlungen Indianer zu ihnen, um über die Erfahrungen ihres Herzens und Lebens mit den Lehrern zu reden. Da sagte einer, „oft denke er, seine Sünden seien zu groß, als daß sie ihm vergeben werden könnten, als dann falle ihm ein, die Gnade Christi sei noch viel größer, und er habe ja den schlechtesten Sünder zu sich eingeladen.“ Ein anderer äußerte:

¹⁾ Missions-Magazin 1822, II. 269 ff.

Jeden Tag
Schöpfer und
gehört und
Heiland sei
darum sei
wohlgefalle,
Gottes zu
allein im
dem er sein
konnten vier
die sich das
Gottes feiern

Die Mission
im Jahre 1
daselbst nied
dem Widers
Anhang eine
errichteten et
deren Erhalt
wurde dieselb
Jahren der
geben, wobei
Dank und je
welcher bald
dabei die Kin

Meine Kinder
Ich habe ein po
siehet. Sehet a
Ihr müßt freun
thun. Habt ein
eines von euch
Lehrer für euren
und immer gern
dass ihr bestere
wir in euren ne
wähnlich, daß i
Mut nicht ver
gegeben werden,
und Töchter un

Die Sch
Heidenpartei
in einer Vers
Missionar T
geschickt hatten
so weit sie es
einzuführen, d
in diesem Sti

Zu Sen
meinlein, und
hinreichend ge
Burhardt, Mission

und andere an den ge-
olg, obwohl
opheten ver-
in Seneca
iety mit den
dasselbst mit
ht, und der
eine Freude
assen sollten,
n er die von
igkeiten nicht
endigkeit und

ottesdienst nach
tagen um sich
! und Spiel er-
 sein Gemüth
allen Stilden
as große Freud
or derselben in
er zurückgelegt
s gehan habe
e Sunde in ein
ächtig, und er
halten können.
predigte Wort
nen Englisch:
in Korn. „Jetzt
ich Buffalo“. —

einer großen
r Häuptling
ums, worauf
nn man in
Christenthum
ig zusehen.
enthum auch
berde er sich
sei. — In
ulunterricht,
8 Mädchen
en die Müt-
i Verham-
res Herzens
oft denke er,
en könnten,
ßer, und er
er äußerte:

Jeden Tag bleibe er in der Erfüllung seiner Pflicht gegen seinen Schöpfer und Herrn zurück. Dies fühle er tief, aber er habe es oft gehört und glaube es auch in sei- m Herzen, daß Jesus ein allmächtiger Heiland sei. Seine ganze Hoffnung sei auf Jesu Gnade gebaut, und darum sei es sein Gebet, der Herr wolle mit ihm thun, wie es ihm wohlgesalle. Es sei ihm Bedürfnis geworden, jeden Tag die Gnade Gottes zu suchen, und oft bete er gemeinschaftlich mit andern, und oft allein im Walde, wo ihn niemand sehe, als sein unsichtbarer Freund, dem er sein Herz ausschütte.“ — Am 13. April des folgenden Jahres konnten vier junge Häuptlinge vor etwa 150 heidnischen Indianern, die sich dabei sehr ruhig trugen, auf den Namen des dreieinigen Gottes feierlich getauft werden.

Die Mission am Cattaraugus, wohin die Vereinigte Gesellschaft im Jahre 1821 den Missionar Thayer nebst Familie schickte, um sich dasselbst niederzulassen und eine Schule zu errichten, hatte anfangs bei dem Widerstreben mehrerer feindlich gesinnter Häuptlinge mit ihrem Anhang einen schweren Stand; die christlich gesinnten Häuptlinge aber errichteten etwa zwei Stunden von dem Indianerdorf eine Schule, für deren Erhaltung sie zu sorgen versprachen. Am 15. Januar 1822 wurde dieselbe feierlich eingeweiht und 16 Indianerkinder von 7—14 Jahren der Pflege und christlichen Erziehung der Missionsfamilie übergeben, wobei der alte Häuptling Crow in einer längeren Rede seinen Dank und seine Freude aussprach. Der oberste Indianer-Anführer, welcher bald darauf noch zwei Knaben in die Schule brachte, rebete dabei die Kinder also an:

Meine Kinder! Ich betrachte mich als euren Großvater. Nun hört mir zu. Ich habe ein paar Worte euch zu sagen. Ihr müßt aufmerken, daß ihr es versteht. Schet auf! hier sind zwei neue Knaben, die gern mit euch lernen wollen. Ihr müßt freundlich untereinander sein und es machen, wie Brüder und Schwestern thun. Habt einander lieb und folget eurem Lehrer, und lasst mich nie hören, daß eines von euch seinem eigenen Weg geht und ungeborsam ist. Ihr müßt euren Lehrer für euren Vater und seine Frau für eure Mutter halten und also ehren, und immer gerne thun, was sie sagen. Eure Väter und eure Mütter wünschen, daß ihr bessere Sitten annehmen mögt, als sie selber haben. Und darum haben wir in euren neuen Vater und eure neue Mutter unser Vertrauen gesetzt, und wir wünschen, daß ihr es auch so macht. Was euer Lernen betrifft, so dürft ihr den Mund nicht verschließen, harret nur aus und sammelt die guten Lehren, die euch gegeben werden, wie einen wertlichen Schatz, so werdet ihr als brauchbare Söhne und Töchter unter unserem Stamm aufwachsen“.

Die Schule nahm guten Fortgang; auch die bisher feindselige Heidenpartei nahm bessere Gesinnungen an, und im Juni 1823 wurde in einer Versammlung aller Häuptlinge am Buffalo, zu welcher sie Missionar Thayer freundlich eingeladen und ihm sogar ein Pferd geschenkt hatten, der Beschlüß gefaßt, die christlichen Sitten und Gebräuche, so weit sie es vermöchten, vor allem aber die christliche Ehe unter sich einzuführen, da sie die schlimmen Folgen ihrer bisherigen Lebensweise in diesem Stück genugsam eingesehen.

Zu Seneca und Cattaraugus bildeten sich kleine christliche Gemeinlein, und nachdem die Missionare die Volksprache dieser Indianer hervorreichend gelernt, um ihnen in derselben die großen Thaten Gottes

verkündigen zu können, (?)¹⁾) gab es im Jahre 1827 in Seneca 30, in Cattaraugus 20 Getaufte, die als gründlich belehrt angesehen werden konnten und einen christlichen Wandel führten. An beiden Orten wurde auch in diesem Jahre zum erstenmal das heilige Abendmahl mit den christlichen Seneca's gefeiert. Ein Mann, der eine Reihe von Jahren unter diesen Indianern verlebte, schrieb damals als Augenzeuge: „Man hat die Meinung zu verbreiten gesucht, daß die Seneca's ein ungewöhnlich wilder und der Verbesserung ganz unempfänglicher Volksstamm seien, und darum gemeint, daß jeder Missionsversuch unter denselben vergleichlich sei. Der einzige mögliche Weg, auf dem man zu einem richtigen Urtheil über die Verbesserungsfähigkeit eines Volkes gelangen kann, besteht wohl darin, wenn man die Gegenwart mit der Vergangenheit vergleicht, seinen nunmehrigen Zustand mit dem früheren.“ Er bemerkt nun, daß es lange Zeit Lieblingsmeinung dieses Volksstamms war, die Trunkenheit sei kein Laster, sondern eine Tugend. Weiber und Kinder fühllos zu verlassen, war ein Vorrecht des Mannes; die unschuldige Gattin wurde nicht selten der Zauberei beschuldigt und zu Tode gequält. „Dass, Zorn und Zwietracht und ein ewiger Krieg waren die natürlichen Begleiter dieses jämmerlichen Zustandes, und Schmutz, Armut und Verbrechen aller Art folgten ihm auf dem Fuß nach. Aber jetzt darf man getrost behaupten, daß alle Familien der Seneca's durch ihre vereinte Arbeit zureichende Mittel haben, sich selbst ehrlich und reichlich zu ernähren. Manche derselben haben Vorrath übrig, den sie jetzt an Korn, Kartoffeln, Getreide, Gemüsen und Vieh auf ihren Wagen und mit ihren Pferden und Ochsen zu Markt führen und um Geld verkaufen, oder gegen Kleidungsstücke und nützliche Haushaltungsartikel vertauschen. Manche, die dem Trunk ergeben waren, haben diesem Laster gänzlich entfagt: die andern sangen wenigstens an, sich derselben zu schämen und es zu verborgen. — Die Gattin willkürlich aufzugeben und zu verlassen, kommt in unsren Tagen höchst selten mehr unter ihnen vor, und jemand wegen Zauberei zu bestrafen, ist selbst unter den heidnischen Seneca's eine ganz unbekannte Sache geworden. Dagegen wird in den Familien, die sich als Freunde des Christenthums erklärt haben, eine allgemeine sittliche Verbesserung ihres Zustandes, Ordnung und Wohlstand ihres Hauswesens, sowie Reinlichkeit ihrer Personen und Kleidung immer sichtbarer. Einigkeit, Liebe und Friede verbreiten ihre befriedigenden Einfüsse über Familien, in denen Friede und Wohlsein eine ganz unbekannte Sache war. — Und was hat eine solche mächtige Umwandlung hervorgebracht? — Nur der Einfluß der befriedigenden Religion Jesu ist es, der den jammervollen Strom des Lasters unter diesem Volksstamme gehemmt, und viele Herzen der erleuchtenden Kraft der göttlichen Wahrheit geöffnet hat.“ Er berichtet dann weiter von dem zahlreichen Besuch und dem Ernst der erbaulichen Versammlungen, so wie von dem Interesse der Seneca's für ihre von etwa 50 Kindern besuchte Schule, zu deren Unterhalt sie 70 bis 80 Thaler subscriptirt haben, ein armer Seneca für sein einziges Kind jährlich 5 Thaler.

¹⁾ Noch 1868 wurde nur durch Dolmetscher gepredigt. G.

Weiter heißt
Gehilfe für
aus dieser S
Ein anderer
um dort seine
Wille ist, eins
Versöhnung pr
stellen doch ni
göttlichen Gn
anderen Stellen
ermunternde G
Werke ist. Vo
Gläubigen, we
geben sind. M
siegen!“

Unter den D
sionsgesellschaft,
an die Vereini
ellichen Jahren
einer Indianerg
rora-Flusse wo
hatten schon das
Sie hatten gute
Pflug und Acker
ein hoffnungsvol
Berufe in einem
fionschule zu C
hatte eine Schul
Am 9. Dezember
sionsgesellschaft in
bewohnten Dorfe
Yorker Gesellschaft
13. Dezember zu
blieb, konnte im
fahrungen bericht
dem Heil ihrer S
zu ihm, auffallen
mein Herz im Bi
seit Jahren der S
bei ihm ein und
noch nie erlebt! S
Am 1. Februar
das heilige Aben
denen jungen In
harmonie und L

¹⁾ Vier engl. M
Auch die Tuscarora

Weiter heißt es: „Schon ist einer der erwachseneren Jünglinge als Gehilfe für eine zweite Missionsstelle unter diesem Volksstamm aus dieser Schule abgerufen worden, um als Dolmetscher zu dienen. Ein anderer hat eine Bildungsschule in der Nähe von Utica bezogen, um dort seine Vorbereitungstudien zu vollenden und, wenn es des Herrn Wille ist, einst unter seinem Volksstamm das Amt zu treiben, das die Versöhnung predigt. Sowar ist es wahr, daß wir auf diesen Missionsstellen doch nicht jene tiefen und durchgreifenden Auferweckungen der göttlichen Gnade wahrgenommen haben, wie dies zu Brainerd und auf andern Stellen der Fall ist; aber dabei haben die Arbeiter dennoch die ermunternde Erfahrung gemacht, daß der Herr auch hier mit seinem Werke ist. Vorzugsweise bedürfen sie der inbrünstigen Fürbitte der Gläubigen, weil diese Arbeitsstellen mit so manchen Versuchungen umgeben sind. Möge auch unter diesem Volksstamme die Sache Christi siegen!“

Unter den Tuscarora's¹⁾ wirkte ebenfalls zuerst die New-Yorker Missionsgesellschaft, von der diese Mission sowie die eben besprochene 1821 an die Vereinigte Missionsgesellschaft überging. Damals arbeitete seit einigen Jahren Missionar Crane, und hatte bereits den Grund zu einer Indianergemeinde gelegt. Der ganze Volksstamm, der am Tuscarora-Flusse wohnte, zeigte sich dem Christenthum sehr geneigt. Sie hatten schon das Jagdleben aufgegeben und sich dem Ackerbau zugewendet. Sie hatten gute Wohnungen, und in ihren Dörfern sah man: Wagen, Pflug und Ackergäthe aller Art vor den Thüren. Einer ihrer Söhne, ein hoffnungsvoller, frommer Jüngling, widmete sich dem Predigerberufe in einem Seminar zu New-York; ein anderer war in der Missionschule zu Cornwall. Elisabeth Brown, eine fromme Cherokeein, hatte eine Schule unter ihnen errichtet, die bald gedeihlich aufblühte. Am 9. Dezember 1820 langte eine Deputation der Vereinigten Missionsgesellschaft in dem von 260 Seelen, darunter 17 getauften Christen, bewohnten Dorfe der Tuscarora's an und erneuerte den mit der New-Yorker Gesellschaft von ihnen geschlossenen Bund; dasselbe geschah am 13. Dezember zu Seneca. Missionar Crane, der bei den Tuscarora's blieb, konnte im November 1821 nach manchen niederschlagenden Erfahrungen berichten, wie noch immer mehrere Indianer fortfahren, an dem Heil ihrer Seelen zu arbeiten. Einer der frechsten Sünder kam zu ihm, auffallend verändert, mit den Worten: „Seit drei Tagen ist mein Herz im Brand, und ich habe keine Ruhe.“ Der alte Gusik aber, seit Jahren der Dolmetscher der Mission, trat eines Tages voll Freuden bei ihm ein und äußerte: „Solche Zeiten habe ich unter unserm Volke noch nie erlebt! Alles ist Friede! Alles ein Herz und eine Seele!“ — Am 1. Februar 1822 wurde zum erstenmale mit den Neubekehrten das heilige Abendmahl gefeiert, dem die Taufe von vier gläubig gewordenen jungen Indianern voranging. „Es war ein Gefühl einer seligen Harmonie und Liebe unter allen unsfern Indianern“, an deren Abend-

¹⁾ Vier engl. Meilen östlich von den Niagarafällen lag das Dorf dieses Namens. Auch die Tuscarora gehörten zu den Irokesen.

mahlfeier auch mehrere weiße Kolonisten aus der Nachbarschaft theilnahmen. „Ich bin nunmehr“, schreibt Missionar Crane im Juni 1822, „in das sechste Jahr meines Aufenthalts unter den Tuscaroras eingetreten — und glaube getrost sagen zu dürfen, daß mit Gottes Hülfe unsere Arbeit unter diesem Indianer-Stamm nicht vergeblich war in dem Herrn. Mehrere dieser Indianer sind bereits, wie wir hoffen dürfen, selig aus der Zeit in die Wohnungen Gottes hinüber gegangen. Andere wandeln mit uns auf dem schmalen Pfade, der zu demselben Ziele führt.“ Dennis Cuyik, einer jener vier Getauften, ging bald darnach selig aus der Zeit; Missionar Crane aber hatte, nachdem eine zwischen ihm und den Indianern entstandene Misshelligkeit durch Abgeordnete der Gesellschaft, welche das Ungegründete der gegen ihn geführten Beschwerden an den Tag brachten, ausgeglichen war, seine Freude und Wonne an manchen redlichen Seelen.

Einer seiner Indianer kam z. B. in ein schweres häusliches Leiden, das seine Gebuld auf eine schwere Probe setzte. Er kam zu Crane und sagte: „Ich bin ein Christ; ich darf nicht mehr als Indianer handeln. Ich habe die Sitte meiner Vorfahren weggeworfen; und das gute Wort ist jetzt mein einziger Führer geworden. Die Gesetze meines Stammes gelten mir nicht mehr, und ich kann bei ihnen keine Hilfe suchen. Ich wünsche das auch nicht. Vielmehr möchte ich hören, was der Herr über den Fall sagt, in dem ich bin, und diesem will ich folgen. Ihr seid hierher gekommen, das Wort Gottes vor unsern Augen aufzuhören und uns den rechten Weg zu zeigen. Ich gebe euch meine Hand daran; führet mich nach dem Willen des großen Geistes durch die Sache hindurch, und ich will folgen.“

Die Translokation der Indianer des Staates New-York verursachte den in Rede stehenden Missionen nicht die Störung, wie sie von der Oneida-Mission zu berichten war. Die Seneca's und Tuscarora's scheinen sich meistens auf den ihnen zugewiesenen Reservationen angesiedelt zu haben. Im Jahre 1826¹⁾) gingen die genannten Stationen an den American Board über. Die Arbeiten desselben begannen durch John Elliot, einen jungen Mann von Maine, zu Tuscarora, wo derselbe unter einer Bevölkerung von 240 Indianern 15 christliche Gemeinbegleiber vorsand. Seine Schule zählte bald 30 Schüler. 1831 folgte eine Erweckung, durch die die Gemeinde auf 56 Kommunikanten anwuchs. Zu Seneca waren 49 Mitglieder, und eine Koschule in gutem Gange. Hier arbeitete auch eine Presse; einzelne Theile der Heiligen Schrift und einige Lieder wurden veröffentlicht. Die erwähnte Erweckung erstreckte sich auf diese Station. Kleiner waren die Gemeinde zu Alleghany und Cattaraugus. An dem letzteren Punkte aber kamen die Überreste der Seneca's näher zusammen, als 1838 (?) die Bewohner der Seneca-Reservation bei Buffalo aus der Nähe dieser schnell aufblühenden Stadt dorthin verpflanzt wurden. Die Auswanderungen nach dem Westen,²⁾ welche in den letzten Jahrzehnten die New-York-Indianer reduziert hatten, hörten nun auf. Auf den Reservationen sicher wohnend,

¹⁾ Newcomb, Cycloedia 624.

²⁾ Die Seneca's scheinen 1820 nicht in größerer Zahl, wenn überhaupt mit nach Green-Bay übergesiedelt zu sein. Später finden wir solche in dem nordöstlichen Winkel des Indianer-Gebietes, wohin sie wohl direkt aus ihrer Heimat wanderten.

hatten sie bald Christen waren im der Seneca's in der Mitte wir zwischen Vergleichung fördern und berauschender weisen Leute Grad: Die ist unter den Die Indianer Unglaube hat da in weiten Ungläubiger gehalten.“ — 1852 hielten ein Beweis wo

Unter den Methobisten- u. eine Gemeinde unter der Amer. Baptist Home weitere Nachrichten seit 1848 Lorenzo-Strom, eine kleine evan-

Der ferne romantischer Be Kultur weiter bis zum großen Noch in den dr. bis an den oberen hausten noch na die Dakota-Völke (Indianer) und (Schwarzfüße). des Pelzhandels Kanadier (Halb der Handelsgejel jenen heidnischen

¹⁾ Evangelisch-
²⁾ Die welche

hatten sie bald sich an ein seßhaftes und civilisiertes Leben gewöhnt, und das Christenthum drang immer tiefer ein. Sämtliche Gemeinden waren im Jahre 1845 im ganzen 273 Seelen¹⁾ stark; der Stamm der Seneca's hebt sich, und noch in den letzten Jahren spricht sich ein in der Mitte der Tuscarora's lebender Missionar also aus: „Sollen wir zwischen den Tuscarora's und den Bürgern von New-York eine Vergleichung anstellen, so würde sie dahin lauten: Die weißen Leute fördern und erlauben obgleichlich die Fabrikation und den Verkauf berausfender Getränke; die Indianer legen ein Verbot darauf. Die weißen Leute entheiligen den Sabbath bis zu einem wahrhaft kläglichen Grab: Die Indianer feiern ihn in größerer Allgemeinheit. Gottlosigkeit ist unter den weißen Leuten bei Hoch und Nieder etwas Gewöhnliches: Die Indianer können in ihrer eigenen Sprache nicht gottlos sein. Der Unglaube hat sein Wesen unter den weißen Leuten, und Religion ist da in weiten Kreisen gering geschätzt; unter den Indianern ist ein Ungläubiger etwas Unbekanntes, und Religion ist allgemein hochgehalten.“ — Bei dem Jahresfest des American Board im September 1852 hielten ein Tuscarora und zwei Seneca's Ansprachen, welche ein Beweis waren von der Kraft des Evangeliums unter ihrem Volle. —

Unter den Seneca's zu Cattaraugus wurde später auch eine Methodisten- und Baptisten-Mission angelegt. Die erste hatte 1858 eine Gemeinde von 30 Kommunikanten. Ueber die andere, welche nicht unter der American Baptist Missionary Union, sondern unter der Baptist Home Missionary Society (?) zu stehen scheint, fehlen mir weitere Nachrichten. Schließlich ist noch zu erwähnen, daß die Methodisten seit 1848 unter den katholischen Indianern bei St. Regis am Lorenzo-Strom, dicht an der kanadischen Grenze missioniren und daselbst eine kleine evangelische Gemeinde gesammelt haben.

1. Die Missionen im fernen Westen.

Der ferne Westen war für den Amerikaner gewissermaßen ein romantischer Begriff, der aber von Jahr zu Jahr vor der vordringenden Kultur weiter zurückwich und jetzt, da der Dampfwagen regelmäßig bis zum großen Ozean läuft, sich gänzlich zu verflüchtigen beginnt. Noch in den dreißiger Jahren aber war es ein gewagtes Unternehmen, bis an den oberen Missouri vorzudringen. Dort im fernen Westen hausten noch nach alter Weise auf den noch an Büffeln reichen Prärien die Dakota-Völker und die ihnen verwandten Upsarota's (Crows, Krähenvölker) und gegen Norden die zu den Algonkinen gehörigen Blackfeet (Schwarzfüße). Europäisches Wesen war ihnen nur durch die Vertreter des Pelzhandels nahe gekommen. Diese, meist französisch redende Kanadier (Halbindianer), verwegene Abenteurer, schweiften im Dienste der Handelsgesellschaften (Employés) als Jäger und Trappers²⁾ mit jenen heidnischen Horden umher, denen sie wohl den Gebrauch des

¹⁾ Evangelisch-lutherisches Missionsblatt 1848, S. 202.

²⁾ Die welche das Wild in Fällen sangen.

Schießgewehrs, sonst aber mehr die Schattenseiten des europäischen Lebens als die Lichtseiten derselben beobachten. Die Gegenden der Felsengebirge und gar darüber hinaus aber war nur für wenige selbst dieser Abenteurer mehr als eine terra incognita, hier ging für sie der ferne Westen an. Und doch wohnten noch jenseits der mächtigen Bergesgipfel Indianer, denen das Evangelium zu verkündigen war, und die vielleicht für dasselbe mehr zugänglich sein mochten, als die diesseitigen Stämme, bei denen europäische Laster schon den Zugang versperrten.

Es ist bezeichnend, daß der American Board eine Untersuchungsreise zu den Eingeborenen jenseits der Gebirge nicht von Boston, sondern von den Hawaii-Inseln aus durch einen seiner Missionare unternommen ließ (1829). Sie hatte jedoch keinen Erfolg.

Die Stämme, welche wohl besonders ins Auge gesetzt wurden, waren die Flatheads (Plattköpfe), so genannt nach der schon erwähnten Sitte, nach der der Schädel in der Jugend künstlich platt geformt wird.¹⁾ Sie zerfallen in verschiedene Gruppen: Nez percés (Sahaptin), Coeur d'Alènes (Skitsuish), Kayuses u. s. w. Von ganz anderem Stämme sind die südlich wohnenden Shoshonies oder Schlangen-Indianer und weiter südlich die Uta's (Uta's) sowie die kalifornischen Indianer, die mehr oder weniger schon längst durch spanisch-katholische Mission Christianisiert waren,

Nicht lange nach jener Untersuchungsreise kamen vier Häuptlinge von den Plattkopf-Indianern nach Neu-Orleans und Washington. Sie hatten zu Fuß eine Reise von beinahe 3000 engl. Meilen (1200 Stunden) gemacht, um den General Clarke zu besuchen, den sie ihren großen Vater nennen, weil er der erste amerikanische Beamte war, den sie kennen lernten und zu dem sie das Vertrauen hatten, daß er ihnen in ihrem wichtigen Anliegen Auskunft verschaffen werde. Der Zweck ihrer Sendung aber war kein anderer, als um Erkundigung über den rechten Gottesdienst, wie er unter den weißen Leuten, die fern gegen Sonnenaufgang wohnen, sich findet, einzuziehen. Von einem weißen Manne, der auf einer Reise bis in ihr Land vorgedrungen, waren sie darauf aufmerksam gemacht und ihnen gesagt worden, es gebe bei denselben ein Buch, das Anweisung enthalte, wie man die Gnade Gottes erlangen und zu ihm beten könne, und jeder, der diesem Buche folge, gehe nicht verloren, sondern werde nach dem Tode in das Land aufgenommen, wo der große Geist wohne, um ewig bei ihm zu leben. General Clarke bestätigte die Wahrheit dessen, was sie gehört hatten, und machte sie mit den Haupitlehren des Christenthums kurz bekannt. Allein nicht alle hatten das Glück, mit dieser Botschaft zu ihrem Volke in die Heimat zurückzukehren. Zwei von ihnen starben in St. Louis; die beiden andern, obgleich noch unwohl, traten den Rückweg ins Vaterland an. Dieser Vorfall bestimmte die Methodisten-Gesellschaft in Neu-England, den Missionar Jason Lee, einen Mann von echter Frömmigkeit und kräftigem Körperbau, mit zwei Gehülfen zu den Plattköpfen zu senden. Sie

¹⁾ cf. oben, S. 2.

sollten alles in einer Mission Lee die Felsen, das er suchte, Erst im gesandten Mi des Oregon o selben gingen unter den Ra malain unter Nähe des Lew nach dem Col aufgenommen. europäischen P der Stationen für religiöse B Budrang, wie weniger als 20 dem lebendigen unvollkommen Bald schenkten Presse, die zu Es Sprache wurden.

Doch die Be waren auch weidungen. Ums Oregon-Indian in bedeutender A mühle besitzt, ist jetzt ausgerichtet Laufe empfange unterricht, wenig noch größere Au und zieht Vieh. in der letzten Ze sionare in aumkund gegeben, und — die Mission! Das Beste dabei hefe der Alten si auch nur infolge treibt dort, in L hellvolles Wesen, um wo möglich dadurch, daß sie sionare hätten den

²⁾ cf. Blumhart

sollten alles mit sich führen, was in jenem wilben Lande zur Gründung einer Missionsstation nöthig ist, und schon im März 1833 bedachte Lee die Felsengebirge zu erreichen. Er fand indessen das Volk nicht, das er suchte,¹⁾ und das Unternehmen zerschlug sich.

Erst im Jahre 1836 gelang es den vom American Board gesandten Missionaren Spalding und Dr. Whitman im Gebiete des Oregon oder Columbia-Flusses Stationen anzulegen. Einige der selben gingen wider ein; nur folgende drei hielten sich: Wailatpu unter den Cayuses, Clear-Water unter den Nezpercs's, und Ushimakain unter den eigentlichen Flatheads. Die ersten lagen in der Nähe des Lewis- oder großen Schlangenflusses, die dritte nördlicher, nach dem Columbia-Flusse zu. — Die Missionare waren freundlich aufgenommen. Die Indianer zeigten eine große Neigung für den europäischen Ackerbau; hunderte von Familien ließen sich in der Nähe der Stationen nieder. Dabei aber bekundeten sie einen großen Eifer für religiöse Lehre. Besonders unter den Nezpercs's zeigte sich ein Jubel, wie man ihn unter Indianern noch nie erlebt hatte. Nicht weniger als 2000 Personen bekannten ihre Sünden und versprachen dem lebendigen Gott zu dienen. Freilich mag von vielen nur sehr unvollkommen verstanden worden sein, was dies zu bedeuten hatte. — Bald schenkten die Christen der Hawaii-Inseln dieser Mission eine kleine Presse, die zu Clear-Water aufgestellt wurde. Besonders in der Nezpercs-Sprache wurden mehrere Schriften gebracht.

Doch die Verhältnisse blieben nicht immer so erfreulich. Inzwischen waren auch weiße Ansiedler mehr und mehr nach jener Gegend vorgebrungen. Um's Jahr 1847 wurde berichtet: „Die Mission unter den Oregon-Indianern, die zum großen Nutzen für sich selbst und für die in bedeutender Anzahl einwandernden Weißen eine Schneide- und Mahlmühle besitzt, ist noch in den ersten Anfängen. Alles, was sie bis jetzt ausgerichtet hat, ist das: Zwanzig Indianer haben die heilige Laufe empfangen, ein großer Theil der übrigen lernt den Schulunterricht, wenigstens für die Kinder, immer mehr schwächen, und eine noch größere Anzahl errichtet sich bequeme Häuser, bebaut den Acker und zieht Vieh. Nur auf einer Station, zu Clear-Water, hat sich in der letzten Zeit ein gehässiger Geist gegen die protestantischen Missionare in anmaßenden, beschimpfenden und selbst drohenden Worten und gegeben, und die drohenden Worte sind auch zu Thaten geworden, — die Mission hat darüber einen großen Theil ihrer Habe eingebüßt. Das Beste dabei ist, daß nur die mutwillige Jugend und die unterste Hölle der Alten sich an derlei Ungehörigkeiten betheiligen, — und dies auch nur infolge äußerer Aufreizung. Ein unruhiger Weißer nämlich treibt dort, in Verbindung mit einem Delaware-Indianer, sein unheilvolles Wesen, und römische Priester schleichen in der Nähe umher, um wo möglich im Trüben zu fischen.“ Letztere schaden besonders dadurch, daß sie den Indianern vorpiegeln, die protestantischen Missionare hätten den Auftrag, auch für die leiblichen Bedürfnisse der Einge-

¹⁾ cf. Blumhardt, Handbuch der Missionsgeschichte II, S. 521.

bornen vollständige Sorge zu tragen, wodurch viele der letzteren sich zu Thätilkeiten haben verleiten lassen.

Im Herbst des genannten Jahres aber ereignete sich eine höchst betrübende Katastrophe. Die Masern wüteten in der Umgegend von Wallatpu. Die Eingeborenen verlangten von Dr. Whitman, er solle die Krankheit beschwören — andre meinten, sie sei durch seinen Zauber hervorgerufen. Am 29. November wurde die Station überfallen und der Missionar mit seiner Frau und 12 andern Personen grausam ermordet. Infolge davon wurden auch die andern Stationen alsbald abgebrochen. Die Missionare suchten sich zum Theil ihr Arbeitsfeld unter den Weißen in Oregon, deren Zahl sich schnell meherte. — Unter den Indianern aber waren sofort katholische Priester thätig, die gleich nach dem Blutbade von den Mörderen freundlich aufgenommen wurden.

Außer dieser haben wir nur noch eine, gleichfalls nicht gelungene evangelische Mission im fernen Westen zu verzeichnen. Sie wurde diesseits der Felsengebirge unter den Upsilonota's (Krähens-Indianer) im Jahre 1858 von der lutherischen Synode von Iowa, die mit Pastor Löhe in Neuendettelsau Verbindung hatte, begonnen. Den Yellowstone River hinaufziehend waren die Missionare zu dem genannten Volke gekommen, mit dem sie in der Gegend des Powder R. umherzogen. Zwei Jahre später wurde Missionar Bräuninger von einer bettelnden Kriegsgesellschaft der Dakota's ermordet. Die beiden andern, Kehler und Flacheneder, zogen noch einige Jahre ohne viel Erfolg mit dem unsiätigen Volke umher, dessen Untergang, falls es sich nicht zum Aderbau bewegen lasse, unvermeidlich schien. Bei einem Indianer-Aufstande (1865) mussten die Missionare weichen. 1866 sollte die Mission unter den südlichen Chegennen fortgesetzt werden; doch habe ich keine Nachrichten darüber gefunden, in wie weit dies zur Ausführung gebracht worden ist.

Anhang.

In diesem Kapitel haben wir die evangelische Mission der ersten sechs Jahrzehnte unsres Jahrhunderts unter den Indianern der Vereinigten Staaten in ihren Hauptzügen dargestellt. Damit der Leser sich jedoch kein schiefes Bild mache, müssen wir wenigstens in kurzen Zügen auf die katholische Mission hinweisen, obgleich dieselbe nach dem Plane dieses Werkes nicht genauer zu betrachten ist. — Bis zum Anfang des Jahrhunders hatte es die evangelische Mission nicht weiter gebracht als zu einigen fast verschwindenden Lichpunkten in dem weiten dunkeln Gebiet der Indianervölker. Möchte ihnen die katholische Mission auch nur das trübe Dämmerlicht einer in äußeren Formen bestehenden Religion zuführen, so hatte sie doch schon weite Gebiete gewonnen. Ganze Stämme bekannten sich schon vorwiegend zum Christenthum. Im Norden wie im Süden und Westen der Vereinigten Staaten hatte das katholische Bekenntniß unter den Eingeborenen weitgehende Wurzeln geschlagen. Dort hatte, wie bereits erwähnt, die französische Regierung angelegentlich der Mission Vorschub geleistet und alle mit derselben

auf freundlich worden. Alle hundert 8000 Mission aufgetreten, waren thätig. Auf d. wurden freilich ich finde nur und in Neu-Indianer der werfen. Auch die katholische weltlichen Mission der Ansiedlung französischen geborenen des Burzel schlug, auch nach recht zu den Sioux (die sich hier anschließen zuerst bei dem nach der Insel am Ostufer des für die Meno Stationen an Wirtschaft erst way's mit der

Die Ausdehnung Jahrhunderts gewirkt haben, Mission nur die Kolonien an einen schweren Ein Hindernisse in d. halten", heißt es. katholische Glaubensfanatischem Hass Missionstätigkeit englischen Kolonien die christliche Bevölkerung und zu sein, etwas Wahnsinn.

Erst mit der und mit der Antrat für die katholische

¹⁾ Unter den

²⁾ Dahn, Gesell

hterten sich
eine höchst
zegend von
i, er solle
nen Zauber
fallen und
t grausam
en alsbald
Arbeitsfeld
— Unter
die gleich
en wurden.
gelungene
Sie wurde
ianer) im
, die mit
en. Den
genannten
mherzogen.
bettelnden
rn, Refsler
n mit dem
nicht zum
Indianer-
sollte die
doch habe
usführung

der ersten
der Ver-
der Leser
in kurzen
nach dem
Bis zum
icht weiter
em weiten
e Mission
estehenden
gewonnen.
um. Im
hatte das
Wurzeln
Regierung
derselben

auf freundlichem Fuße stehenden Indianer waren wohl Christen geworden. Allein unter den Huronen hatte man schon im 17. Jahrhundert 8000 Bekehrte gezählt. Im Süden dagegen hatte sich die Mission auf Spaniens Macht gestützt. Während dort Jesuiten arbeiteten, waren hier vor und neben ihnen Franziskaner und Kapuziner thätig. Auf dem ältesten nordamerikanischen Missionsgebiet, Florida, wurden freilich unter den wilden Seminolen nicht viel Erfolge erzielt; ich finde nur 600 Bekehrte erwähnt. Etwas besser ging es in Texas und in Neu-Mexiko. Besonders aber gelang es in Kalifornien, die Indianer der Herrschaft der Spanier und dem Christenthume zu unterwerfen. Auch in den französischen Ansiedlungen am Mississippi arbeitete die katholische Mission sehr rüthrig, obwohl hier weniger von der weltlichen Macht unterstützt als in Kanada. Die Mission eilte hier der Ansiedlung voran, ja sie stellte eine Verbindung zwischen den beiden französischen Kolonien her, indem sie längs des Mississippi unter den Einheimischen des heutigen Arkansas und Illinois¹⁾, sowie in Michigan Wurzel schlug. Von dieser Kette von Stationen aus breitete sie sich auch nach rechts und links aus: zu dem Miami's am oberen Ohio und zu den Sioux (Dakota's) am Missouri. Bemerkenswerth ist die gleichfalls sich hier anschließende Mission unter den Ottawa's am Lake Superior, zuerst bei dem schon erwähnten La pointe gegründet und 1671 verlegt nach der Insel Mackinaw, andere Stationen unter jenem Volke waren am Ostufer des Michigan-Sees Arbre Croche, Grand R., Josephs R. Für die Menomonee's und Winnebagoe's in Wisconsin waren die Stationen an der Green-Bay und dem Lake Winebagoe, doch ihre Wirksamkeit erstreckte sich auch ins Innre. Endlich sind noch die Chipeway's mit der Station Sault de St. Marie zu nennen.

Die Ausdehnung dieser Mission, in der bis zum Anfang des jetzigen Jahrhunderts mehr als dritthalb hundert europäische Missionare gewirkt haben, kann für den gleichzeitigen Stand der evangelischen Mission nur beschämend sein. Mit der Abtretung der französischen Kolonien an England hatte freilich der Katholizismus in Nordamerika einen schweren Stoß bekommen, und seiner Mission stellten sich große Hindernisse in den Weg. „Die Missionare mussten sich meist verborgen halten“, heißt es in einer Darstellung von jener Seite,²⁾ „indem der katholische Glaube hier wie im Mutterlande förmlich geächtet war. Aus fanatischem Hassfeind hinderte sogar die englische Regierung die katholische Missionstätigkeit unter den wilden Indianern, die im Bereich der englischen Kolonien ihre Wohnsäze hatten. — — Man hinderte die christliche Versöhnung der Indianerstämme, und zog vor sie auszurotten und zu verbrängen. Mag dies Urtheil auch pateifisch gefärbt sein, etwas Wahres liegt darin.“

Erst mit der Feststellung der Verfassung der Vereinigten Staaten und mit der Annahme des Prinzips der unbedingten Religionsfreiheit trat für die katholische Mission eine sehr günstige Wendung ein.

¹⁾ Unter den Buttawatomie's, Kickapu's, Peoria's und Kasaskia's.

²⁾ Hahn, Geschichte der kathol. Missionen V, 231.

Freilich hat sie seitdem ungleich mehr Kräfte darauf gewendet, die Bevölkerung europäischer Abkunft in den Schoß der sogenannten allein selig machenden Kirche zu sammeln und macht in bedrohlicher Progression bis auf den heutigen Tag darin reißende Fortschritte, so daß selbst in den urprotestantischen Staaten ihre Kirchen und Klöster wie Pilze aus der Erde schießen. Die durch das ganze Gebiet der Union verbreiteten Indianer bieten dabei überall erwünschte Aufzugsungspunkte. Doch ist auch in unserm Jahrhundert und bis auf die Gegenwart die katholische Indianer-Mission keineswegs vernachlässigt worden, wenn sie auch von der evangelischen längst überholt wurde. Bei der folgenden Uebersicht werden einige ihrer gegenwärtigen Arbeitsfelder anzudeuten sein.

In manchen Beziehungen freilich mögen die Erfolge nach der extensiven Seite durch den Mangel in Bezug auf die Qualität der Beklehrten aufgehoben werden. Ich bedaure, daß mir nicht das erforderliche Material vorliegt, um diese Frage gründlich zu untersuchen. Ich meine jedoch aus einzelnen Beispielen schließen zu dürfen, daß — mögen auch manche katholische Indianergemeinden nicht viel mehr als einige äußere Ceremonien angenommen haben — den heidnischen Indianern gegenüber der Unterschied zwischen evangelischen und katholischen Beklehrten nicht in allen Fällen so bedeutend ist, wie wir es uns von vornherein vorstellen möchten. Man muß sich in diesem Stütze hüten vor einem einseitigen und ungerechten Urtheil.

9. Der neuste Stand der Indianermission in den Vereinigten Staaten.

Der furchtbare Krieg, der ganz Nordamerika von 1861—65 bis in alle Ecken erschütterte, ein Krieg mit der Fülle seiner Schrecken, wie die civilisierten Völker seit dem dreißigjährigen vielleicht keinen andern erlebt haben, brachte natürlich auch das ganze amerikanische Missionswerk aus seinen Fugen. Die Veranlassung zu demselben, die seit anderthalb Jahrzehnten immer stärker hervortrat, ist bereits oben erwähnt: die Slavenfrage. Es ist hier nicht der Ort, auf diese Frage, die im Laufe unsers Jahrhunderts die warmen Interessen aller christlichen Kreise auf sich gezogen hatte und mit der Mission vielfach in innigster Verbindung stand, näher zu erörtern; hier sei nur bemerkt, daß sie in Nordamerika doch nicht blos eine christliche und philanthropische Frage geblieben: sie war zu einer politischen geworden. Deshalb standen auch die Vertreter der Mission keineswegs alle auf der Seite der Abolitionisten. Schon seit den vierziger Jahren hatten sich, wie erwähnt, die verschiedenen Denominationen der Vereinigten Staaten gespalten. Es gibt nördliche und südliche Baptisten, Methodisten, Presbyterianer u. s. w.; und wie wir bereits gesehen haben, waren die Hauptmissionen im Indianer-Gebiet zum großen Theil in die Hände dieser Kirchen des Südens gekommen. Die christlichen Cherokee, Choctaw's u. s. w. standen sonach zunächst auf Seiten der konföderirten Staaten, mit denen sie von vorn herein auch durch die politischen Verhältnisse verknüpft resp. durch politische Agitationen gewonnen waren, und wurden also von

Norden in
Mittelpunk
Schrecken
Zerstörung
den Cherokee
1862 wur
Kommando
Missionar
engl. Meile
aber, Sam
Südstaaten
zwar in F
zuführen, da
Familie na
Stationen,
vorlag, fehl
Auflösung.
Man fa
nicht der S
staaten wür
legenheit wo
Luft zu mad
unter den so
vor dem die
waren freilic
berührt wur
die waffenfäl
fionsgesellschaft
ganze von si
der Mission

Auch na
Verhältnisse t
sung der Z
Nach di
der einzelnen
z. ordnen wi

missionierte be
Dakota's, Ch
auf ihren Ma
soeben, nachde
Unruhe vorde
zu entfalten.

¹⁾ Die C
nachdem sie zu
müssen. Später

wendet, die Benannten allein her Progression so dass selbst in wie Pilze aus ion verbreiteten ankte. Doch ist t die latzhäfische in sie auch von nden Uebersicht uuten sein.

nach der exten-
t der Bekleidten
forderliche Ma-
Ich meine jedoch
gen auch manche
iuhere Ceremo-
gegenüber der
ehrten nicht in
herein vorstellen
nem einseitigen

Bereinigten

1861—65 bis
inner Schreden,
ielesicht keinen
e amerikanische
demselben, die
t bereits oben
uf diese Frage,
ller christlichen
d in innigster
merkt, dass sie
hilanthropische
eshalb standen
Seite der Abo-
wie erwähnt,
ten gespalten.
Presbyterianer
auptmissionen
er Kirchen des
s. w. standen
mit denen sie
erklärt resp.
den also von

Norden mit als Rebellen behandelt. Da die Missionsstationen die Mittelpunkte dieser Indianerstämme bilden, so waren sie gerade den Schreden und Verwüstungen des Kriegs am ehesten ausgeetzt. Die Zerstörung der Station der Brüdergemeinde New-Springplace unter den Cheroesen mag als Beispiel angeführt werden. Am 2. September 1862 wurde sie von einem zur Armee der Union gehörigen berittenen Kommando unter Anführung eines Oberst Ritchie überfallen, der dortige Missionar Br. Gilbert Bishop gefangen genommen und nach dem 60 engl. Meilen entfernten Fort Scott abgeführt. Sein treuer Gehilfe aber, James Ward, ein Halbeuropäer, wurde sofort als Anhänger der Südstaaten erschossen. Nach einigen Wochen wurde der Missionar zwar in Freiheit gesetzt, und es gelang ihm nach der Station zurückzukehren, doch nur um aus der ringsum verwüsteten Gegend mit seiner Familie nach Bethlehem zu fliehen. Über die Vorgänge auf den andern Stationen, wo noch viel deutlichere Verbindung mit den Konföderirten vorlag, fehlen mir die Quellen. Genug die ganze Mission geriet in Auflösung.¹⁾

Man könnte erwarten, dass dies bei den nördlichen Indianerstämmen nicht der Fall gewesen sei, da doch dorthin der im Gebiete der Südstaaten wütende Krieg sich nicht erstreckte. Doch dort wurde die Gelegenheit wahrgenommen, um dem lange gehexten Hass gegen die Weißen Lust zu machen, besonders von den Dakota's. Und so brach denn dort unter den schrecklichsten Grausamkeiten das Morden und Brennen los, vor dem die Missionare halb ihre Stationen verlassen mussten. — Es waren freilich manche Missionsplätze, die nicht unmittelbar vom Kriege berührt wurden. Aber auch hier war das Missionswerk gelähmt, da die waffenfähigen Männer mit zum Kriegsdienst herangezogen, die Missionsgesellschaften zum Theil von Mitteln entblößt, und überhaupt die ganze von sieberhafter Aufregung durchdrungene Zeit für das Gebeihen der Mission nichts weniger als geeignet war.

Auch nach Herstellung des Friedens hat es lange gebauert, bis die Verhältnisse sich wieder so weit beruhigten, dass an eine erfolgreiche Fortsetzung der Arbeiten gedacht werden konnte.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen möge der Entwicklungsgang der einzelnen Missionen bis auf die neuste Zeit angedeutet werden; u. z. ordnen wir diesmal die Reihenfolge nach den Missionsgesellschaften.

a. Der American Board

missionierte beim Beginn des Krieges nur noch unter 3 Stämmen: den Dakota's, Chippeway's und Seneca's. Die Mission unter den erstenen auf ihren Reservationen am St. Peter- oder Minnesota-Riv. begann soeben, nachdem die früher durch Landverkäufe und Umzüge veranlaßte Unruhe vorübergegangen war, sich zu einer hoffnungsvollen Blüte zu entfalten. Neben den früher genannten Stationen Hazlewood und

¹⁾ Die Cheroesen übrigens traten im Laufe des Krieges zur Union über, nachdem sie zunächst mit den südlichen Truppen sich am Kampfe hatten beteiligen müssen. Später wurde ihr Land von letzteren verwüstet.

Yellow Medicine war eine dritte auf der „Unteren Sioux-Agentur“ (Lower Agency), 33 engl. Meilen abwärts, angelegt worden. Die Zahl der Kommunitanten in den 3 Gemeinden war auf 83 gestiegen. Die Fortschritte in der Kultur waren bei manchen Indianern unverkennbar, so daß auch Leute, die nichts weniger als ein günstiges Vorurtheil für die Mission hatten, diese Erfolge anerkanteten. Ihre Häuser waren ihnen zwar größtentheils von der Regierung gebaut, aber sie wurden besser und sauberer gehalten als früher, auch besser mit Tischen, Stühlen, Bettstellen, Federbetten, Wanduhren u. s. w. ausgestattet als sonst. Der Ackerbau machte Fortschritte. Größere Pläne wurden bepflanzt, u. z. sorgfältiger als sonst und besser eingehetzt. Welch ein Abstand gegen das unsägte Leben im Tepee! Dazu konnte gerühmt werden, daß in der Umgegend der Stationen nur wenig Brantwein, von den Mitgliedern der Gemeinden aber gar keiner genossen wurde.

Da erschallt — wie ein Blitz aus heiterem Himmel — am 18. August 1861 die Schreckensbotschaft, daß die Untere Agentur von Indianern angegriffen und eine Zahl von Weißen getötet sei. Eine Abtheilung von Truppen, die vom Fort Ridgely herangefüllt sind bis zur Hälfte im Kampfe gefallen. Die christlichen Indianer hatten keine Macht, ihre geliebten Missionare (Dr. Williamson und Rev. Riggs) zu schützen gegen ihre Landsleute, in denen noch einmal die ganze Kriegswuth von ehemals aufflammte. So geht es also auf die Flucht. Die gefährlichen Wege werden vermieden. Im frömmenden Regen ziehen die Flüchtlinge über die offne Prärie. Andre Flüchtlinge haben sich angeschlossen. Keinen Augenblick des Lebens sicher kommt die Karawane von 44 Personen nach Fort Ridgely. Aber dort haben schon an 500 Weißen und Kinder von Ansiedlern¹⁾ eine Zufluchtsstätte gefunden, es ist kein Platz mehr; so heißt es: „weiter!“ Noch ein Tag mühsamer Wanderung und banger Ungewißheit, — da kommen 600 Soldaten, die den aufrührerischen Indianern entgegen ziehen, und die Missionsfamilien sind gerettet.

Die Vermuthung, daß dieser Aufstand durch Agenten des Südens angefacht wurde, hat sich nicht bestätigt. Die Dakota's hatten eine ganze Reihe theils zutreffender theils nichtiger Beschwerden gegen die Regierung. Verprechungen waren ihnen nicht gehalten. Gegen ungesetzliche Behandlung seitens mancher Weißen fanden sie keinen rechtlichen Schutz u. s. w. Jetzt meinten sie der Tag der Abrechnung sei gekommen. Ein Häuptling, Little Crow, hatte sich an die Spitze der Aufständischen gestellt, und es bedurfte einer nicht unbedeutenden Truppenmacht unter General Sibley, um die Ruhe wieder herzustellen. Die Schlacht am Wood Lake gab für 1862 den Auschlag. Little Crow entfloß mit einer Schaar Dakota's nach dem Missouri zu. Die andern ergaben sich zum großen Theil. Einer der Missionare hatte die Expedition als Militärprediger begleitet, und fand dabei, so wie nachher unter den gefangenen In-

¹⁾ In jenen Tagen war auch Neu-Ulm, ein deutsches Städtchen, dessen Bewohner nie eine Kirche in ihrer Mitte haben wollten, wie erzählt wird, überfallen und alle Männer ermordet und sklavirt worden.

dianern zu suchung 300 auch drei Indianer, die nommen hat christlichen zu retten. mehr als 10 gefangene

Die schwersten Vergebungen beschäftigen sich eine förmliche Schäam vielleicht der den Wunsch reislicher Ufer und so wurde nach dem von Missionen machten, zum Christenthum

Die Ureinwohner gegen 1600, in einem Lager mit einer seltenen gefangen. Ihre Wirkung rafften die Missionen bereit das Unkraut unter Lieder aus dem Dampfer eingehängt für in zu werden. — angehebelt, mit Schicksal mit gezogen.

Bei den Eingang. Außer dort hörte man Klapper der

¹⁾ He is a Selbstverleugnungslingen extrug.

²⁾ Am gena

our-Agentur
orden. Die
83 gestiegen.
nern unver-
Borurtheil
äuser waren
wurden besser
en, Stühlen,
3 sonst. Der
planzt, u. z.
bstand gegen
rden, daß in
Mitgliedern

— am 18.
ir von Indi-
ie Abtheilung
is zur Hälfte
keine Macht,
3 zu schützen
iegsmuth von
e gefährlichen
e Flüchtlingen
angeflossen.
von 44 Per-
Weiber und
ist kein Platz
anderung und
en aufröhre-
milién sind

des Südens
en eine ganze
e Regierung.
iche Behand-
chuz u. s. w.
i Häuptling,
stellt, und es
eral Sibley,
ob Lake gab
ner Schaar
zum großen
itärprediger
ngenen Ju-

otchen, dessen
rd, überfallen

dianern zu Fort Mankato, von denen nach kriegsgerichtlicher Unter-
suchung 300 zum Strang verurtheilt waren, genug zu thun. Leider waren
auch drei Mitglieder der christlichen Gemeinde unter den Verurtheilten.
Im ganzen aber stellte sich heraus, daß auch selbst die noch heidnischen
Indianer, die auf den Reservationen schon ein seßhaftes Leben ange-
nommen hatten, sich von den Greueln der Empörung fern hielten. Die
christlichen Dakota's aber hatten alles was sie konnten gethan, um Leben
zu retten. Mit ihrer Hülfe entkamen beim Beginn des Aufstandes
mehr als 100 weiße Personen, und durch ihren Einfluß wurden viele
gefangene Weiße erhalten.

Die Verurtheilten wurden in der Folge mit Ausnahme der
schwersten Verbrecher, 38 an der Zahl, begnadigt. Durch die Unter-
redungen des Missionars Riggs und der mitgesangenen Christen hatte
sich eine förmliche Erweckung vorbereitet. Zu Anfang 1863 bat eine
große Schaar aus den Gefangenen um die heilige Taufe. Es mochte
vielleicht der Gedanke auf diesem Wege frei zu kommen bei manchem
den Wunsch Christ zu werden erregt haben. Dennoch schien es nach
reiflicher Überlegung nicht billig, die fortgesetzten Bitten abzuweisen
und so wurden über 300 Dakota's getauft. Die Mehrzahl derselben
wurde nach Fort Davenport in Iowa transportirt, wo sie regelmäßig
von Missionaren besucht gute Fortschritte im Lesen und Schreiben
machten, zum Theil auch Zeichen von weitergehenden Wirkungen des
Christenthums gaben.

Die Angehörigen der Gefangenen, meistens Weiber und Kinder,
gegen 1600, Dakota's und Winnebagoe's, befanden sich den Winter über
in einem Lager bei Fort Snelling, wo besonders der junge Missionar
mit einer seltenen Aufopferung¹⁾ unter ihnen arbeitete. Briefe von
den gefangenen Gatten und Vätern, die zahlreich eintrafen, thaten auch
ihre Wirkung. Dazu kam die harte Zucht der Noth; namentlich
rasteten die Mäsern viele hin. Schließlich fanden sich auch hier manche
bereit das Christenthum anzunehmen. Freilich war dabei manches
Unkraut unter dem Weizen. Doch lieblich klangen die christlichen
Lieber aus der Schaar der Indianer, als sie im Frühjahr auf 2
Dampfer eingeschiff den breiten Strom hinabfuhr, um den heimatlichen
Hügeln für immer Lebewohl zu sagen und an den Missouri verplant
zu werden. — Bei Fort Thompson²⁾ wurden sie in 2 Niederlassungen
angesiedelt, mitten in der dünnen öden Prärie. Sie ertrugen ihr
Schicksal mit Ergebung. Der junge Williamson war getreulich mit-
gezogen.

Bei den Winnebagoe's übrigens fand das Evangelium wenig
Eingang. Auffallend war der Unterschied zwischen den beiden Lagern.
Dort hörte man alle Abend den Lärm des Kriegstanzes und die
Klapper der Medizinhänder. Bei den Dakota's dagegen fand man

¹⁾ He is a moral hero, schreibt ein Augenzeuge von ihm, in Bezug auf die
Selbstverleugnung, mit der er alle Mühsale und Entbehrungen mit seinen Pfleg-
lingen ertrug.

²⁾ Am genannten Strom etwa unter dem 44° N. Br.

eine Versammlung unter einem in der Mitte des Lagers errichteten Schuppen, während sonst alles still und ruhig zuging. Mit wehmütigen Gesängen und herzlichen Gebeten wurde der Abendgottesdienst gehalten.

Inzwischen war jedoch der Kampf von andern Dakota-Indianer-Schäden fortgeführt und trotz aller Bemühungen war es nicht gelungen sie zu beruhigen. Es mussten ihnen erst noch mehrere Niederlagen beigebracht werden, eine harte Aufgabe für die Truppen, die Missionar Riggs wieder begleitete und die vom oberen Mississippi bis an den Missouri zu streifen hatten. Diesmal hatten aber die treugebliebenen Dakota's, unter denen sich die meisten Gemeindeglieder der abgebrochenen Stationen befanden, als Rundschafter, Unterhändler u. s. w. den Feldzug mitgemacht. Nach Beendigung desselben wurden sie mit reichlicher Unterstützung seitens der Regierung nordwestlich von ihren früheren Wohnsitzen am *Travers Lake*¹⁾ angesiedelt. Unter großen Mühsalen wurden sie dort in den folgenden Jahren von den Missionaren besucht und ihre geistliche Pflege zwei eingeborenen Helfern übertragen. Zu ihrem Unterhalt steuerte die Gemeinde mit großer Willigkeit die nötigen Mittel. In einem Jahre wurden 450 Dollars für den hierzu gebildeten Home Mission and Education Fund gegeben; ein Zeichen von dem Wohlstande, in dem sich diese Indianer befanden, unter denen die Sache des Christenthums sichtlich Fortschritte mache.

Weniger gut ging es denen zu *Fort Thompson*. Auf dem sterilen Boden waren alle Versuche mit Ackerbau vergeblich. Die Not trieb zu einer Jagdexpedition in die Prärien. Der Missionar machte sie mit. Es war ein hartes Stück, wie er sagt, doch freute er sich, seinen Indianern zeigen zu können, daß man auch mitten in der Prärie Sonntag feiern und den Büffel ohne heidnische Bauberei tödten kann. Doch lieferte die Jagd nur sehr geringe Erträge — die Zeiten sind vorbei, wo man Büffelherden zu hunderten antrifft. Im folgenden Jahre aber stieg die Hungersnoth aufs höchste und brachte schwere Versuchungen über die armen Indianer, unter denen dreiviertel der sämtlichen Familien nur aus Weibern und Kindern bestanden. Dennoch trotz mancher betrübenden Erfahrungen von eindringender Unsitlichkeit,²⁾ hielt sich die christliche Gemeinde auch in dieser schweren Zeit im ganzen gut, und hatte 234 Mitglieder, nachdem 19 wegen grober Sünden ausgeschlossen waren. Auch die Schule hatte ihren geregelten Fortgang.

In Davenport hatte unterdessen Dr. Williamson treulich unter seinen Gefangenen weiter gearbeitet. Ein mächtiges Heimweh nach den übrigen war die unausgelesete Stimmung unter diesen wie im Käfig gehaltenen wilden Prairie-Bögeln. In jener weichen Stimmung aber hatten sie fast alle das Evangelium angenommen. Nur 3 Männer, 6 Weiber und 7 Kinder blieben Heiden. Eiliche waren von dem katholischen

¹⁾ Dieser See bildet die Quelle des Red River, nicht fern vom Quellfluss des Minnesota R.

²⁾ Besonders gefährlich war die weiße Besatzung des Forts.

Missionar gewandert: 20 die Gemeinde die Bibel mit ihren fernsten endlich ging die wurden nach ein und dort mit dem mannigfaltige suchten vergeblich Juriklehrenden Geister.²⁾ Ruhende Heiden getrennt hatte die Ankunft der Dampfer, da waren die Gemeinden wurde Dakota-Pilgrim manche fort zogen zu vereinigen.

Jene früher zwischen auch mehr wir sie mit der eingeborenen an der während auch un Aufstände nicht mehreren Punkten nördlichen Theile das Côteau des Prästationen entstanden. Auf allen standen wann die beschwore

Die Pilgerkri gelommen. Auch Niederlassung geei Versuch zu Bazille 10 Meilen weiter Agency genannt Iota's dieser Gegen ihren stillen ruhigen Wegzug solcher, doch immer wieder dort in gutem G einbringende Kraft

¹⁾ Derselbe fällt

²⁾ Hundert Perso

³⁾ Der Ort gehö

Missionar gewonnen, ein Dutzend hatten sich der bischöflichen Kirche zugewandt; 200 Kommunikanten aber mit 30 getauften Kindern bildeten die Gemeinde in Verbindung mit dem Board. 143 von ihnen konnten die Bibel mit Verständniß lesen; 130 konnten genug schreiben, um mit ihren fernern Angehörigen einen Briefwechsel zu unterhalten. — 1865 endlich ging die Gefangenschaft zu Ende. Die Fort-Thompson-Indianer wurden nach einer fruchtbaren Gegend am Niobrara River¹⁾ versetzt und dort mit den Ithigen von Fort Davenport vereinigt. Da gab es mannigfaltige Scenen tiefbewegten Wiedersehens. Manche feuchte Augen suchten vergeblich unter dem Haufen. Viele waren nicht unter den Zurückkehrenden zu finden; sie waren hingegangen in das Land der Geister.²⁾ Rührend war die Wiedervereinigung derer, die sich als Heiden getrennt hatten und nun sich als Christen wiedersehen. Man hatte die Ankommenden mit Gesängen empfangen wollen. Aber als der Dampfer mit den braunen Gestalten auf dem Deck einherbrauste, da waren die Gefühle zu mächtig. — Die beiden christlichen Dakota-gemeinden wurden hier zu einer Gemeinde vereinigt unter dem Namen Dakota-Pilgrim Church, die 417 Mitglieder zählte, von denen jedoch manche fort zogen, um sich mit den im Norden ansiedelten Verwandten zu vereinigen.

Jene früher als die Loyal-Dakota's bezeichnete Schaar hatte inzwischen auch mehrfach ihren Platz gewechselt. Im Jahre 1869 finden wir sie mit der christlichen Gemeinde unter Leitung eines ordinirten Eingebornen an der Quelle des Red Wood (Nebenfluß vom Minnesota), während auch unter den nördlichen Dakota-Banden, die entweder am Aufstande nicht Theil genommen, oder sich unterworfen hatten, an mehreren Punkten das Christenthum Eingang gefunden. Dort in dem nördlichen Theile (head) jenes von Seen unterbochenen Hügellandes, das Côteau des Prairies genannt wird, waren also verschiedene Außenstationen entstanden, unter denen Fort Wadsworth erwähnt sein möge. Auf allen standen eingeborne Helfer, während ein Missionar dann und wann die beschwerliche Besuchstreise mache.

Die Pilgerkirche am Missouri war jedoch noch nicht zur Ruhe gekommen. Auch die Gegend von Niobrara war nicht zu einer festen Niederlassung geeignet, da alles Bauholz fehlte. Nach einem kurzen Versuch zu Bazille Creek, etwas Stromabwärts, fanden sie denn endlich 10 Meilen weiter eine festere Stätte zu Bredenridge, auch Santee Agency genannt nach der Agentur, die für eine andre Bande der Dakota's dieser Gegend hier schon bestand³⁾. Von nun an geht die Mission ihren stillen ruhigen Gang. Die Gemeinde, obgleich mehrfach durch Wegzug solcher, die sich an andern Stellen ansiedeln, geschwächt, wächst doch immer wieder nach innen und außen. Eine Gehülfen-Schule ist dort in gutem Gange, und manche Zeichen beweisen die immer tiefer einbringende Kraft des Christenthums.

¹⁾ Derselbe fällt etwas südlich von 43° N. B. von Westen in den Missouri.

²⁾ Hundert Personen waren in Davenport gestorben.

³⁾ Der Ort gehört schon zu Nebraska.

Zur weiteren Förderung der nördlichen Außenstationen wurde 1869 dort nicht weit von Dry Wood Agency¹⁾ mit dem Blick abwärts nach Travers Lake eine Hauptstation angelegt, Good Will, auf der bald eine zweite Gehülfen-Schule ins Leben trat. Bis 1873 waren dort in 6 Gemeinden 374 Mitglieder gesammelt, nachdem von Santee Agency eine große Zahl Familien in jene Gegend gezogen waren, um sich dort ganz nach Art der Weißen anzusiedeln, in der Hoffnung als Bürger der Union anerkannt zu werden. Die Pilgrimkirche war dadurch freilich zusammengeschmolzen und zählte 1873 nur 223 volle Mitglieder.

Doch nicht blos nach Norden, sondern auch nach Nordwesten breitete sich die Mission aus, den Missouri hinauf, wo noch große Zweige der Dakota-Nation bisher vom Evangelio fast ganz unberührt geblieben waren, unter denen besonders die Teton-Danden, allein 20,000 Seelen stark, die Yanktonais (5000) und die Yanktons (2500) zu nennen sind. Durch den jüngeren Williamson wurde diese neue Mission 1869 auf der Yankton-Reservation begonnen, wobei bekehrte Dakota's der Pilgergemeinde mitwirkten. Bald schlug sie Wurzeln und schon im Jahresbericht von 1870 konnten 3 Außenstationen genannt werden. Chateau Creek 15 Meilen unterhalb, White Swan 15 M. oberhalb und Crow Creek 100 M. oberhalb, am Missouri.

So hatte diese Mission in dem Jahrzehnt ihrer schwersten Anfechtung einen nie erwarteten Aufschwung genommen. In dieser Zeit war auch durch gründliche Übersetzungsarbeiten eine ausreichende christliche Literatur in der Dakota-Sprache geschaffen, wozu die American Tract Society gerne die Hand gereicht. — So lag das Werk des American Board, als infolge der Wiedervereinigung der beiden lange getrennten Zweige der Amerikanischen Presbyterianer die betreffenden (mit Missionaren der New-School Presbyterians besetzten) Stationen 1871 an die Mission der Presbyterianer übergingen. Dies war der Fall mit den zuletzt erwähnten Dakota-Stationen, sowie auch Flandreau am Big Sioux River, 40 M. oberhalb der Fälle, eine Station, die in der oben angegebten Weise von Santee Agency aus gegründet war. Auch der greise Dr. Williamson, der nach 40-jähriger Thätigkeit unter den Dakota's sich nach St. Peter in Minnesota zurückgezogen hat und noch immer mit sprachlichen (?) Arbeiten für diese Mission wirksam zu sein scheint, kam mit in den Dienst der Presbyterian-Mission. Dieselbe zählt nach den neusten Angaben 177 Kommunikanten. Die Stationen Santee Agency, Good Will und Fort Sully, sowie die nördlichen in Minnesota verblieben dem American Board.

Berfolgen wir zweitens den weniger komplizirten Verlauf der Mission des Board unter den Chippeway's (Ojibwa's, wie die Berichte schreiben). Hier finden wir 1860 die einzige Station von der Pointe La Pointe nach dem gegenüberliegenden Festlande verlegt, nach der

¹⁾ Die genaue Lage habe ich auf keiner Karte gefunden. Nach einer Bude Dakota's wird sie auch Sisseton Agency genannt.

Bad-R.-Reiser
gesammelte
Fortschritte i
Benn nun
vielmehr die
ausdrückliche
war doch der
auch dort zu
auf 20 zusam
Tanzten, Ball
Station. Ein
Von diesen U
mit ihren äuße
Seligkeit gelan
konnte die Sta
allerlei Klagen
große Summe
lähmend auf d
hatte zwar ihr
fand sich im Ni
Wheeler sich na
einem Eingebor
Jahre noch imm
aber 1870 auch i
scheint nicht meh
Übersicht der ne
auf. Nun ist je
worden. Es wird
welche noch auf n
am Bad-R. vere
Land für alle en

Auch die dritt
Theil des Saates
nicht ganz versch
Verhältnisse entst
Versuch gemacht,
und die alte Häu
Erhebung verschie
Es war ein letzte
zu rufen. Die Re
zusammen. Es r
sich allmäglich. D
1860 aufgegeben
kanten unter ei
schen nunr.ehr f
raugus-Reiser v
christliche Gemeind
Kommunikanten a

urde 1869
järt's nach
der halb
aren dort
n Santee
aren, um
nung als
irche war
223 volle

en breitete
Zweige der
geblieben
00 Seelen
einen sind.
1869 auf
akota's der
schon im
nt. werden.
N. oberhalb

ersten Un-
dieser Zeit
ausreichende
wozu die
So lag das
inigung der
terianer die
(s. besetzten)
übergingen.
Stationen,
b der Fälle,
tee Agency
: nach 40;
Minnesota
rbeiten für
Dienst der
gaben 177
Will und
lieben dem

erlauf der
ie Berichte
der Spiel
, nach der

einer Bande

Bab-R.-Reservation unter dem Namen Odanah (Odena). Die gesammelte Gemeinde war nur klein — 22 Mitglieder. Sonst konnten Fortschritte in der Schule, im Ackerbau u. s. w. berichtet werden. Wenn nun auch die Aufregung des Krieges die Ruhe nicht störte, vielmehr die Chippeway's am Oberen See, etwa 5000 an Zahl, eine ausdrückliche Erklärung ihrer Treue an den Präsidenten sandten, so war doch der nachtheilige Einfluß der Zustände während des Krieges auch dort zu spüren. Die Gemeinde mehrte sich nicht, sondern schmolz auf 20 zusammen. Das Heidenthum lebte wieder auf mit Zauberei, Tanzen, Ballspiel u. s. w. Der Brantwein floß reichlich auf der Station. Einige Christen waren auch zu der Armee eingezogen. Von diesen Umständen zog die katholische Mission Vortheile, der es mit ihren äußerlichen Ceremonien und den leichten Bedingungen zur Seligkeit gelang, einige Mitglieder zu gewinnen. Auch nach dem Kriege konnte die Station zu keiner rechten Blüte kommen, da die Chippeway's allerlei Klagen gegen die Regierung hatten, von deren Agenten eine große Summe von ihren Jahrgeldern nicht gezahlt war u. s. w., was lähmend auf die Mission wirkte. Die Kostschule und die Tageschule hatte zwar ihren regelmäßigen Gang, die christliche Gemeinde aber fand sich im Rückgange. Besonders seitdem der krankliche, alte Missionar Wheeler nach Beloit zurückziehen mußte und die pastorale Arbeit einem Eingebornen überlassen wurde. Derselbe sandte zwar mehrere Jahre noch immer günstige Berichte von der kleinen Gemeinde, als aber 1870 auch diese Station an den Presbyterian Board überging, scheint nicht mehr viel von derselben übrig gewesen zu sein; denn die Übersicht der neusten Jahresberichte zählt keine Zahl von Mitgliedern auf. Nun ist jedoch das Werk mit neuen Kräften in Angriff genommen worden. Es wird im Interesse derselben gewünscht, daß die Chippeway's, welche noch auf mehrere Reservationen zertheilt sind (es sind ihrer 4750), am Bab-R. vereinigt wären, wo die Reservation genügendes fruchtbare Land für alle enthalt.

Auch die dritte Mission des Board unter den Seneca's im westlichen Theil des Staates New-York blieb von den Erschütterungen der Kriegszeit nicht ganz verschont. Obgleich hier seit geraumer Zeit ganz civilisirte Verhältnisse entstanden waren, wurde doch von heidnischer Seite der Versuch gemacht, die republikanische Verfassung des Volks umzustoßen und die alte Häuptlingswürde wieder einzuführen, womit dann die Erhebung verschiedener Klagen gegen die Regierung Hand in Hand ging. Es war ein letzter Versuch, den alten Trockenbund wieder ins Leben zu rufen. Die Reste der 6 Stationen traten zu einer Volksversammlung zusammen. Es wurde jedoch nichts daraus, und die Aufregung legte sich allmählich. Die Thätigkeit auf den Tuscarora-Reservatoren war 1860 aufgegeben worden. Es waren dort 104 christliche Kommunikanten unter einer dreimal so großen Bevölkerung. Das Feld schien nunmehr für eine innere Mission geeignet. Auf der Cattaraugua-Reservation mit etwa 1450 Seneca's war ebenfalls eine christliche Gemeinde gesammelt, die bis in die neueste Zeit auf 130 Kommunikanten anwuchs. Die Regierung unterhielt hier 10 Schulen

und ein Waisenhaus. Neben der Mission des Board aber hatten Methodisten und Baptisten Eingang gefunden und zusammen etwa 150 Mitglieder gesammelt. Diese Nebenmissionen wirkten nicht eben günstig. Manche Mitglieder waren bald hier bald da zu finden und schienen „Versiedeln“ zu spielen. Im Jahre 1867 wurde von hier aus ein Versuch gemacht, dem Evangelio unter den Seneca's der Tonawanda-Reservation nachhaltigen Boden zu schaffen. Dort war bisher die Hauptfeste des Heidentums gewesen. Durch Besuche von Mitgliedern der Cattaraugus-Gemeinde gelang es wirklich, dort eine Erweckung hervorzurufen, und der alte Missionar Wright erlebte noch die Freude, dort eine Gemeinde gesammelt und ein Gotteshaus errichtet zu sehen. Endlich sind auf der theils im Staate New-York theils in Pennsylvania gelegenen Alleghany-Reservation 1000 Seneca's, unter denen sowohl der American Board sein Werk ruhig weiter führte, als auch Methodisten eine Gemeinde gesammelt hatten. Die Arbeiten der Friends sind unter den New-York-Indianern in der oben angegebenen Weise¹⁾ bis in die neuste Zeit fortgeführt. Die Hauptmission blieb jedoch immer die des American Board. Dieselbe ist nun 1870 ebenso wie die vorigen an die Presbyterianer übergegangen, welche auch unter den Tuscarora's wieder eine Außenstation errichtet haben und nach dem Berichte von 1873 im ganzen 250 Kommunitanten zählen.

Schließlich erscheint in dem Jahresberichte des American Board für 1873 noch eine Indianer-Mission, die lange aus demselben verschwunden war. Die Choctaw-Mission ist wieder aufgenommen worden. Das arme Volk hatte während des Krieges viel gelitten. Die frühere Gemeinde des Missionar Dr. Hobbs wandte sich an diesen mit Bitte um Hilfe nach außen und innen. Die Südlichen Presbyterianer, welche nach dem Kriege hier missionirten, nachdem die Nördlichen ihr Werk nach demselben nicht wider aufgenommen hatten, waren nicht in der Lage, noch eine weitere Station dort zu gründen, so trat denn der American Board wieder in das alte Arbeitsfeld ein, um so eher, da die Gründe, welche 1859 die Aufgabe desselben veranlaßten (Sklaverei), nun nicht mehr vorlagen, und da die Gemeinde sich willig zeigte, nach Kräften für den Unterhalt des Missionars zu sorgen. Die besetzte Station ist Green-Hill, 20 Meilen von Fort Smith, und das zugehörige Gebiet erstreckt sich von der Grenze von Arkansas bis nach Lenox, dem früheren Sitz dieser Gemeinde, 80 Meilen bei 30 Meilen Breite. Die Arbeit des Missionars wird zunächst viele Meilen in diesem Gebiete erfordern. Sie alte Kirche zu Lenox traf er als eine traurige Ruine: die Fenster zerschlagen, Kanzel und Stühle verbrannt. Doch sammelten sich 70 Personen am ersten Sonntag, den Dr. Hobbs dort wieder verlebte, in dem öden Raum, durch den der kalte Sturm jagte. Auch Gebetsversammlungen wurden dort beim Lichte einer Kirchenfackel gehalten, bei denen viele von den lang verwaisten Christen tief bewegt erschienen. — In der Folge hat die Sammlung der Gemeinden zu Green-Hill, Lenox und Bush-Creek erfreuliche Fort-

¹⁾ Vergl. oben Seite 109 und 157.

schritte gema
Kriegen noch

b.

Die aus
Indianern w
durch den Kri
hergestellt wa
das Verlanger
zwei von jene
Die Greeks u
Vor dem Krie
digung desselbe
Das Land wa
war die geistli
zurückgeblieben
stände aus fü
Missionare bei
wo er eine Klei
mit den seitens
eine Rosschule
als vor dem K
liches Institut
die englische Sp
bücher und dr
sorgfältig revisi
machte die Schu
40 Mädchen. J
gesunken, infol
gewährten Beitr
zu 50 Mitgliede
Mangelhaftigkeit
sich zum Predigt
in Segen als S
eine wichtige p
um der Nation
zu sichern.

Ein Jahr
wieder hergestellt
bis auf 1900 ge
der schon früher
günstigen Aussicht
die Krisis ihrer
Zukunft öffnet si
Wohlthaten der
Ordnungen schätz
Tage. Groß ist

ttten Me-
two 150
n günstig.
schienen
aus ein
wand a-
isher die
ltgliedern
nung her-
e Freude,
zu sehen.
ennsylvania
en sowohl
ethodisten
ind unter
bis in die
er die des
origen an
uscarr'a's
von 1873

ar Board
elben ver-
sgenommen
el gelitten.
h an diesen
en Presby-
Nördlichen
waren nicht
trat denn
m so eher,
Slaverei),
eigte, nach
die besetzte
das zuge-
bis nach
30 Meilen
Reisen in
als eine
verbrannt.
Dr. Hobbs
te Sturm
chte einer
n Christen-
lung der
he Fort-

schritte gemacht, und die schweren Wunden des Volkes, die seit dem Kriege noch ungeheilt blieben, scheinen jetzt vernarben zu sollen.

b. Die Missionen der Nördlichen Presbyterianer.

Die ausgedehnteste Thätigkeit dieser Denomination unter den Indianern war die im Indian Territory, welche, wie wir bereits sahen, durch den Krieg vollständig zerstört wurde. Nachdem 1865 der Friede hergestellt war, regte sich auch hier bei einigen der verlassenen Heerden das Verlangen, ihre Hirten wieder in ihrer Mitte zu haben. Nur für zwei von jenen Völkern wurden von dieser Seite Missionare gesendet: Die Creeks und die Seminolen. Die erstenen hatten furchtbar gelitten. Vor dem Kriege zählten sie noch 20,000 Seelen — bald nach Beendigung desselben fand sich, daß sie auf 12000 zusammengeschmolzen. Das Land war verwüstet; und schlimmer als die äußeren Zerstörungen war die geistliche Verwahrlosung, die als breite Spur des Krieges zurückgeblieben. Dennoch war noch manches Samenkorn besserer Zustände aus früherer Zeit vorhanden, wie jene Nachberufung der Missionare beweist. Missionar Robertson kam 1866 nach Tallahassee, wo er eine kleine Gemeinde von 17 Mitgliedern zusammenbrachte und mit den seitens des Nationalrathes bereitwilligst gewährten Mitteln eine Rostschule einrichtete. Ueberhaupt sorgte jene Behörde jetzt eifriger als vor dem Kriege für den Schulunterricht und unterhielt ein ähnliches Institut der Methodisten, sowie 20 Tageschulen. In allen wurde die englische Sprache getrieben. Dabei aber wurden doch die Schulbücher und christliche Schriften in der Creek-(Muskogee-) Sprache, sorgfältig republiziert und neu ausgelegt. — In den folgenden Jahren machte die Schule bald gute Fortschritte; sie umfaßte 80 Knaben und 40 Mädchen. In letzter Zeit ist die erstere Zahl wieder auf die Hälfte gesunken, infolge einer Veränderung in den vom Nationalrath gewährten Beiträgen. Auch die Gemeinde sammelte sich allmählich bis zu 50 Mitgliedern. Der letzte Bericht aber spricht von Lauheit und Mangelhaftigkeit des geistlichen Lebens. Doch konnte einer der Aeltesten sich zum Predigtamt vorbereiten. Mehrere frühere Böglinge wirkten in Segen als Schullehrer. Dabei wird erwähnt, wie einigen andern eine wichtige politische Mission nach Washington übertragen wurde, um der Nation ihr gefährdetes Land und ihre politische Selbständigkeit zu sichern.

Ein Jahr später war auch die Mission unter den Seminolen wieder hergestellt, deren Bevölkerung während des Krieges von 2500 bis auf 1900 gesunken war. Wanuko wird als Ort angegeben, wo der schon früher unter diesem Volke thätige Rev. Ramsay sich unter günstigen Aussichten niedergießt. Er schreibt: „Diese Indianer scheinen die Krisis ihrer Geschichte überstanden zu haben, und eine lichtere Zukunft öffnet sich vor ihnen. Sie sind willig zu arbeiten, besorgt die Wohlthaten der Erziehung zu erlangen, haben den Werth kirchlicher Ordnungen schätzen gelernt und sind selbst voller Hoffnung auf bessere Tage. Groß ist wahrlich der Abstand der gegenwärtigen Lage von den

schlimmen Zuständen, unter denen zuerst die Mission begonnen wurde. Es ist Hoffnung, daß die Seminolen in nicht zu langer Zeit gute Bürger der Vereinigten Staaten werden. Was in Florida militärische Macht Jahre lang und die dort aufgewandten Millionen von Dollars nicht vermocht haben, ihren Charakter und ihre Lage zu ändern, wird geschehen durch den friedlichen Einfluß des Evangeliums."

Diese Ansicht hat sich in den letzten Jahren freilich im Sinne des Schreibers nicht ganz erfüllt. Nachdem er in mehreren Berichten erfreuliche Fortschritte hatte melden können, nahm er 1873 seinen Abschied. Obwohl sein Weggang von vielen Seminolen bedauert wurde, sagt er: „Ich habe einige Monate lang gefühlt, daß mein Werk hier zu Ende ist. Die Sache der Religion macht schnelle Rückschritte.“ Er schied um einem andern Platz zu machen, dessen Arbeiten reicher gezeugt wären. Ein Nachfolger fand sich bald. Der Regierungssagent aber berichtet von den Seminolen, die 1873 bereits wieder auf 2398 Seelen angewachsen waren, daß sie untereinander und mit ihren Nachbaren im Frieden leben und ruhig ihren Ackerbau mit wachsendem Fleiß und Erfolg betreiben. Vielleicht zeigen sich darin doch schon mehr Wirkungen, als der scheidende Missionar vermutete. Dieselben werden wohl auch in kirchlicher Beziehung noch kräftiger hervortreten. Zuletzt zählte die Gemeinde 114 Kommunikanten, nachdem in den letzten Jahren die Zahl der neu Aufgenommenen und der Ausgeschlossenen sich die Wage gehalten hatte. Auch hier mag erwähnt sein, daß die Methodisten gleichfalls eine Mission unter jenem Volke haben.

Unter den Omaha's zu Blackbird-Hills¹⁾) hatte die presbyterianische Mission bisher fast nur durch die Kostschule gewirkt, ohne daß auch diese hier die Erfolge lieferte wie unter andern Stämmen, wo die früheren Jöglinge solcher Anstalten nach und nach einflussreiche Stellungen im Volke einnehmen. Hier lagen verschiedene Hindernisse vor, die eine Aenderung und mehr Wirksamkeit durch Tageschulen wünschenswerth machten. Eine christliche Gemeinde aber war bisher noch nicht auf der Reservation gesammelt. Erst 1869 trug die langjährige Predigt die Erstlingsfrüchte: 29 Omaha's konnten getauft und zum Abendmahl zugelassen werden. Bis in die neuste Zeit mehrte sich die kleine Gemeinde auf 37 Mitglieder, das Wort Gottes aber fand überhaupt mehr Gehör als früher. Der Stamm scheint im letzten Jahrzehnt nicht zusammengeschmolzen zu sein, da er nach dem offiziellen Bericht von 1870 1020 Seelen zählt.

Die Chippeway-Mission zu Traverse-Bay, die neben den Katholiken und Methodisten unter den 700 Eingeborenen²⁾ der dortigen Gegend wirkte, konnte nicht recht vormärts kommen, woran die beiden Rivalen mit Schuld sein mochten. Die weiße Bevölkerung wurde in der Umgegend immer dichter. Die mit den in Nede stehenden Mission verbundenen Familien waren zum Theil völlig kultivirt und als amerikanische Staatsbürger anerkannt. Andre, die sich der Kultur

¹⁾ Am. Missouri 70 Meilen oberhalb Omaha City.

²⁾ Unter denselben sind auch Reste von Ottawa's.

verschlossen
zogen nach
Mission au
Mitgl.) und
der Pflege b
Von de
sie unter den
aufgenommen
Dagegen
in Neu-Meri
vire Volk, da
Decken selber
Mexikanern
Staaten kam
südöstlich von
Westen, an d
Missionare un
den Anfängen
sehr schwierig
in den Pueblos
mußte aber de

Endlich i
Board u. z. u
terianern erneu
die 1847 mit
betroffenden Ne
darauf wurde
errichtet. Der
Schaaren von
konnten auf de
nungsvoll bekeh
sie früher durc
Der Bericht vo
gelischen Gemei
Über die S
Yankton Ag

Die Chipp
aufgegeben wor
gewährten Beitu
die immer ungü
zunächst zu Ben
einige Jahre fo
schnindet.

Die Shaw
Kansas waren s

verschlossen hatten, waren mehr und mehr herunter gekommen und zogen nach und nach fort. Unter diesen Umständen wurde 1872 die Mission aufgehoben. Die Gemeinde zu Grand-Traverse-Bay (50 Mitgl.) und ein kleines Häuslein zu Little-Traverse-Bay wurden der Pflege benachbarter presbyterianischer Gemeinden überlassen.

Von den anderen früheren Missionen ist nur zu erwähnen, daß sie unter den Choctaw's und Chilasaw's nach dem Kriege nicht wieder aufgenommen wurden.

Dagegen ist als neu begonnen die Mission unter den Navajoe's in Neu-Mexiko zu erwähnen. Dieses in gewissem Grade schon kultivierte Volk, das Ackerbau treibt, Pferde und Maulesel züchtet und seine Denden selber webt, war lange Zeit wegen seiner Räubereien von den Mexikanern sehr gefürchtet. Als Neu-Mexiko an die Vereinigten Staaten kam, wurden sie (8000 an Zahl) auf eine Reservation südlich von Santa Fé zusammengebracht, die jedoch später nach Westen, an die Grenze von Arizona verlegt wurde. Seit 1868 arbeiten Missionare unter ihnen; jedoch war (1873) das Werk noch immer in den Anfängen, da es an guten Dolmetschern fehlte und die Sprache sehr schwierig ist. Auch bei den seit alter Zeit civilisierten Indianern in den Pueblo's versuchte ein Missionar mit einer Schule zu beginnen, mußte aber dem Widerstande der römischen Priester weichen.

Endlich ist auch die ehemalige Oregon-Mission des American Board u. z. unter den Nezperze's im Jahre 1871 von den Presbyterianern erneuert worden. Rev. Spalding, einer von den Missionaren, die 1847 mit Lebensgefahr dem Blutbad entgingen, hat auf der betreffenden Reservation in Idaho die Station Lapwai angelegt; bald darauf wurde die zweite 60 Meilen südöstlich davon zu Kamia errichtet. Der Anfang war überaus günstig. Die Predigt fand Scharen von Zuhörern, und noch vor Ablauf des ersten Jahres konnten auf der ersten Station 184, auf der andern 120 als hoffnungsvoll befehlt zur Kommunion zugelassen werden. Jedoch hatten sie früher durch die katholische Mission die heil. Taufe empfangen. Der Bericht von 1873 gibt schon zusammen 608 Mitglieder der evangelischen Gemeinden. Auch die Schulen haben guten Fortgang.

Über die Dakota-Mission der Presbyterianer mit ihren Stationen Yankton Agency und Flandreau siehe oben sub a.

c. Missionen der Baptists-Union.

Die Chippeway-Mission zu Sault de St. Marie war schon 1856 aufgegeben worden, nachdem die für die dortige Schule bis dahin gewährten Beiträge zurückgezogen worden waren, also mit Rücksicht auf die immer ungünstigeren Verhältnisse der Indianer. Dennoch wurde zunächst zu Pendills-Mill und dann zu Mayahmilanug die Arbeit noch einige Jahre fortgesetzt, bis sie 1859 aus den Jahresberichten verschwindet.

Die Shawnee's (Shawnee's), Delawaren, und Ottawa's in Kansas waren schon in den fünfziger Jahren von einer ziemlich starken

weichen Bevölkerung umgeben. In der äusseren Kultur hatten sie bedeutende Fortschritte gemacht; aber zu weiter greifenden Erfolgen der Mission wollte es nicht kommen. Missionar Pratt unter den Delawaren sagt darüber: „Personlich sind sie freundlich, mehr als ich es je von einem Volle ohne das Licht des Christenthums vermutet hätte. Aber sie nehmen meine Botschaft nicht an. Unsre Kirche könnte gross sein, wenn ich sie als meine Freunde hätte aufnehmen können. Aber Freunde Jesu zu werden haben sie keine Lust.“ Ferner wird über die fortwährenden Aenderungen, Pläne u. s. w. hinsichtlich ihrer Ländereien gesagt, bei denen sie nicht recht zur Ruhe kommen könnten. Der Grundbesitz war unter die einzelnen Familien vertheilt. Viele verlaufen ihr Land und zogen fort. Viele andre wurden als amerikanische Bürger anerkannt. Der Krieg hatte auch hier sehr nachtheilige Einflüsse, zumal da bei der Nähe von Fort Leavenworth fortwährende Truppendurchzüge stattfanden, in deren Gefolge allerlei nichtsnußige Menschen kamen, die jede Gelegenheit zum Stehlen und Plündern wahrnahmen.

Die kleinen in früherer Zeit gesammelten Gemeinden hielten sich treu. Aber von einem Zuwachs war kaum die Rede. Nach Beendigung des Krieges wurde das ganze Gebiet dieser Stämme durch Staatsvertrag von der Union-Pacific-Eisenbahn angelaufen. Sie erhielten dafür Ländereien im Cherokee-Gebiet, nördlich von den Wohnplätzen der letzteren, und sollten dahin übersiedeln, sobald es der Präsident verlange. Doch nur ein Theil ist später dahin übersiedelt; die christlichen und am meisten civilisierten dieser Indianer waren entschlossen, als Staatsbürger in jener Gegend zurück zu bleiben und sich für die ihnen zu Theil gewordenen Entschädigungen anderweitig anzukaufen. Die Übersiedlung freilich ging nicht sogleich vor sich; überhaupt finde ich nicht, wann sie ausgeführt wurde. Der schon lange gelähmten Mission aber war vollends der Boden entzogen. Die ganze Indianer-Mission der American Baptist Union wurde 1866 aufgehoben. Die Fürsorge für die gesammelten Gemeinden, deren stärkste 60 Mitglieder zählte, wurde der American Baptist Home Missionary Society übertragen.

Ebenso ging auf die letztgenannte Gesellschaft auch die durch den Krieg ganz in Auflösung gerathene Cherokee-Mission über. Tahlequah, die Hauptstadt der Nation, wurde zur Hauptstation gemacht. Daneben wurden 1869 noch Lees-Creek und Fort Gibson als Stationen genannt. Eine neue Presse, die seitens der Gesellschaft angeschafft war, ging bald darauf in den Besitz der Nation über. Die Arbeit erstreckt sich übrigens auch auf die Creeks sowie die farbige Bevölkerung im Indianergebiet.

Zusammen waren hier 8 Missionare thätig. Leider stehen uns keine weiteren und eingehenderen Quellen über diese Mission zu Gebote.

(Domestic M

Über die hier nachzutrag American Indian sämtlichen Ar Bei jener Ueber auf denen 28 Gemeinden um 1) unter den Po der übrigens au Piankeshaw's u in Kansas, an und 4) unter de schon 1857 aufg

Unter den Na im Süden noch aufzunehmen. wieder in vollen C unter den Cho Cherokee. D nikanten. Aufertionen des Süden (2) und die R Indianergebiet un stehen.

Im Innern rolesen zurück geb mestic Board for Leider entbeh der weiteren Verl uns mit den etwa

e. Einige von de vor dem Kriege ihr waren und Whan in Nebraska, von angegeben ist. M verzeichnet, ohne r missions; money etwas über die l wurde.

) 1870 wurde i

d. Missionen der Südlichen Baptisten.

(Domestic Missionary Board of the Southern Baptist Convention.)

Über die Indianer-Missionen dieser Denomination haben wir hier nachzutragen, daß sie aus der 1842 zu Louisville Ky. gegründeten American Indian Missionary Association, welche jenem Board ihre sämtlichen Arbeiten im Jahre 1855 übertrug, hervorgegangen sind. Bei jener Übergabe gehörten dazu 6 Stationen und 8 Außenstationen, auf denen 28 Missionare resp. Gehilfen standen. Die 21 gesammelten Gemeinden umfassen 1300 Kommunikanten. Dieselben befinden sich: 1) unter den Pottawatomie's auf ihrer Reservation am Kansas-R. (auf der übrigens auch die Katholiken missionirten); 2) unter den Wea's, Biankeshaw's und Nesten anderer Stämme auf der Reservation ebenfalls in Kansas, an der Grenze von Missouri; 3) unter den Choctaw's und 4) unter den Creek's. Die unter No. 2 erwähnte Mission wurde schon 1857 aufgegeben; die übrigen erst durch den Krieg abgebrochen.

Unter den Nachwegen des Krieges wurde es den Missionsgesellschaften im Süden noch schwerer als den nördlichen ihre Thätigkeit wieder aufzunehmen. Allmählich aber kamen die Arbeiten im Indianergebiet wieder in vollen Gang. Der Jahresbericht von 1873 zählt 7 Missionare unter den Choctaw's, 10 unter den Creek's und einen unter den Cherokee's. Die Gemeinden unter ihrer Pflege umfassen 864 Kommunikanten. Außerdem gibt jener Bericht an, daß zwei Baptist-Associationen des Südens, nämlich die Georgia-Baptist-Flint-River-Association (2) und die Rehoboth-Association (Georgia) (3) Missionare im Indianergebiet unterhalten, unter deren Leitung 1131 Kommunikanten stehen.

Im Innern Nord-Carolina's sind noch einige Häuslein von Cherokee zurück geblieben,¹⁾ für deren geistliches Wohl der genannte Domestic Board sorgt. Es werden 43 Kommunikanten genannt.

Leider entbehren wir auch hier einer anschaulichen Beschreibung der weiteren Verhältnisse und Arbeiten dieser Missionen und mußten uns mit den etwas dünnen Angaben des Jahresberichtes begnügen.

e. Die Methodist-Episcopal-Missionen.

Einige von den Indianermissionen dieser Denomination waren schon vor dem Kriege ihrem Erlöschen nahe. So die unter den Shawnee's, Delawaren und Wyandots in Kansas, sowie die unter den Sac's und Foxes (?) in Nebraska, von denen 1862 zum letztenmal die Mitgliederzahl, 182, angegeben ist. Mehrere Jahre hindurch ist immer noch ein Missionar verzeichnet, ohne weitere Angaben, bis endlich 1869 die Bemerkung „No missions; money not used“ das Ende dieser Mission andeutet, ohne daß etwas über die Umstände gesagt wäre, unter denen sie geschlossen wurde.

¹⁾ 1870 wurde ihre Zahl auf 2000 angegeben.

Die Stationen unter den New-York-Indianern wurden sämmtlich ohne Unterbrechung fortgeführt. Zu St. Regis war es freilich schon einmal nahe daran, daß die Arbeit aufgegeben werden sollte. Dann gelang es wieder mehr, die kleine Gemeinde aus der Zahl der katholischen Indianer zu vergrößern. Die im letzten Berichte (1874) angegebene Kommunikantenzahl (63) schließt jedoch, wie es scheint, außer den Indianern auch französische Kanadier in sich.

Die Oneida's und Onondaga's, jene 200, diese 400 Seelen stark, sind bis in die neueste Zeit überwiegend Heiden geblieben, wozu die alte Verfassung unter Häuptlingen, wie sie hier noch besteht, viel beiträgt. Auch ist es hier noch nicht zur Vertheilung bestimmten Landes an die einzelnen Familien gekommen. Die Nähe der schnell herangewachsenen großen Stadt Syracus (die ersten wohnen 6—7 Meilen südlich, die andern etwa ebensoweit nördlich von da) wirkt höchst ungünstig, und die Rothäute lernen immer mehr von dort her alle Laster der Weißen, ohne sich ihre Tugenden anzueignen. Im ganzen scheinen dieselben hier mehr als anderswo sich als ein elendes heruntergekommenes Geschlecht zu präsentieren. Daher ist es nicht zu verwundern, daß die Methodistengemeinden (trotz der regelmäßigen Camp-Meetings, zu denen Vertreter der alten 6 Nationen zusammen kommen) keine großen Fortschritte gemacht haben. In den letzten 16 Jahren ist ihre Mitgliederzahl unter manchen Schwankungen von 90 auf 142 gestiegen.

Auf den Reservationen der Seneca's, die sich in viel günstigeren Umständen befinden und wo die Methodisten, wie erwähnt, neben dem American Board, oder jetzt vielmehr neben den Presbyterianern arbeiten, ging es besser. Hier stieg in dem genannten Zeitraum die Zahl der Mitglieder von 31 auf 171.

Die Oneida-Mission in Wisconsin liegt 18 Meilen nördlich von Appeltown, nicht weit von Green-Bay. Die Bevölkerung der 12 Meilen langen und 8 Meilen breiten Reservation beträgt 1200 Seelen. Sie schreitet langsam, aber sicher in der Kultur vor. Ihre Häuser sind zweckmäßig, manche mit Geschmack gebaut und hübsch angestrichen. Sie leben hauptsächlich von Ackerbau, der mit gutem Erfolg getrieben wird." So sagt der Jahresbericht von 1866. Die Gemeinde mehrt sich in den letzten 16 Jahren von 93 auf 136 Mitglieder.

Die Wirksamkeit der Methodisten unter den Chippeway's mit Nesten der Ottawa's und Potawatomie's im Staate Michigan haben wir bereits oben (Kap. 8. g.) in ihrer Verbindung mit der deutschen lutherischen Mission kennen gelernt. Außer der dortigen Station in Isabella-County haben sie eine solche auch unter den am Michigan-See in Oceana und Mason-County ansiedelten Indianern sowie auf der Reservation an der Saginaw-Bay am Pine River. Die Jahresberichte beschreiben das Werk um die Mitte des letzten Jahrzehnts als in hoher Blüte stehend, wobei besonders die Camp-Meetings gerühmt werden. "Keine Zunge noch Feder kann dies Meeting beschreiben. Solche wundervollen Entfaltungen der göttlichen Kraft, solche erstaunlichen Beweisungen der Gnade, solche Einfalt, solche Aufrichtigkeit zu sehen wird nicht oft Sterblichen auf der Erde zu Theil. Verschiedene wurden belehrt u. s. w."

Anderer Klang sagte (cf. ob). Damit war die im letzte die neben de sionare und die Indianer

Ein besa See. Diese umfaßte die Baptisten tief einschnei Über den V Ausführlichere auf. In der hier rivalisir

Ein neu im fernen W Arbeit unter berichte geben schon über 550 Reservation i Bevölkerung v Klamath-Algen Snafe's (Schla in neuerer Ze dem Kriege b Station endlich Indianer versteu ren sind ge Methodist-Epi von Washington geschlossen, an Thätigkeit zu und die Art ih

f.

(Missionary

Diese öfte gegründet wur Wyandot's, den Cherokee unter den Nesti finden. 1857 sionaren und

en sämmtlich freilich schon sollte. Dann katholischen angegebene, außer den Anders klingt freilich, was jener Häuptling über die Bekehrungsweise sagte (cf. oben S. 142). Die Gemeinden zählten über 600 Kommunikanten. Damit war aber auch der Gipfel erreicht. Allmählich sinkt die Zahl, die im letzten Bericht mit 412 angegeben wird. Die katholische Mission, die neben den Methodisten wirkt, hatte dort vor einigen Jahren 6 Missionare und gewiß nicht unbedeutende Gemeinden. Im ganzen zählen die Indianer in Michigan noch über 8000 Seelen.

Ein besonderes Missionsgebiet bilben die Chippeway's am Obern See. Diese Mission wird als die der Detroit-Konferenz bezeichnet und umfaßte die beiden Stationen Croquois-Point (Taquamina-Bay, wo früher die Baptisten arbeiteten) und Keweenon, letztere westlich davon an der tief einschneidenden Bai dieses Namens, an der die Stadt L'Anse liegt. Über den Verlauf der Wirksamkeit findet sich in den Berichten nichts Ausführlicheres. Die Zahl der Mitglieder weist eine starke Schwankung auf. In den letzten Jahren hob sich dieselbe wieder bis auf 193. Auch hier rivalisiert die katholische Mission.

Ein neues höchst fruchtbare Feld aber hat die Methodisten-Mission im fernen Westen. Schon 1861 begegnen wir der Notiz, daß die Arbeit unter den Oregon-Indianern begonnen sei, die folgenden Jahresberichte geben eine schnell wachsende Zahl von Bekehrten, die 1873 schon über 550 betrug. Die Hauptstation befindet sich auf der Yakima-Reservation in Washington nördlich von Columbia-River, die eine Bevölkerung von 3400 Seelen enthält. Eine zweite ist im Gebiet der Klamath-Agentur im südlichen Oregon, zu der die Stämme der Klamath, Snake's (Schlangen-Indianer) und Modocs gehören — letztere bekanntlich in neuerer Zeit infolge ihres blutigen Aufstandes fast ausgerottet. Vor dem Kriege betrug die Zahl der Indianer hier 4000. Die dritte Station endlich ist bei der Siletz-Agentur in Oregon, zu der 2—3000 Indianer verschiedener Stämme gehören. Diese wie zwei weitere Agenturen sind gemäß der unten zu erwähnenden Einrichtungen von der Methodist-Episcopal-Kirche mit Agenturen zu besetzen. Die Konferenzen von Washington und Oregon, die dieses Recht ausüben, hatten beschlossen, an allen diesen Stellen auch genügende Missionsskräfte in Thätigkeit zu setzen. — Leider erfahren wir über jene Völkerschaften und die Art ihrer Bekehrung aus den Berichten nichts Genaueres.

f. Die Missionen der Südlichen Methodisten.

(Missionary Society of the Southern Methodist Episcopal Church).

Diese öfter erwähnte Gesellschaft, die 1844 in Nashville (Tenessee) gegründet wurde, missionierte vor Ausbruch des Krieges unter den Wyandot's, Shawnee's und Kickapoo's in Kansas sowie unter den Cherokee's und Choctaw's im Indianer-Gebiet, und endlich unter den Resten der Creeks, die sich noch in Alabama und Georgien finden. 1857 hatte sie im ganzen 31 Stationen mit 27 weißen Missionaren und 2729 Kommunikanten. Davon kamen 8 Stationen, 5

Missionare und 1359 Kommunikanten auf die Cherokee und 10 Stationen, 10 Missionare und 1206 Kommunikanten auf die Choctaw's.

Über die neuere Wirksamkeit der Gesellschaft ist es mir nicht gelungen irgend etwas Sichereres zu erfahren. Jedenfalls sind jedoch die Arbeiten im Indianergebiet, sowie die unter den genannten Resten — falls diese noch vorhanden sind¹⁾ — wieder aufgenommen worden.

g. Die Missionen der Südlichen Presbyterianer.

Nach dem Kriege hat diese Denomination das frühere Werk des American Board unter den Cherokee und Choctaw's wider aufgenommen. Selbst der alte Dr. Kingsbury, ein Achtziger, der Stifter dieser Missionen, war 1867 auf seiner Station von Oaksville, der Hauptstadt der Choctaw-Nation, immer noch thätig. Spencer, Academy, Boggy, Depot, Park-Hill u. s. w. werden als weitere Stationen genannt. Rev. Byington, auch einer von den Veteranen, leitete in New-York den Druck der Choctaw-Bibel. Die statistischen Angaben fehlen in diesem Bericht. Spätere Nachrichten habe ich nicht erhalten.

h. American Missionary Association.

Diese Gesellschaft hatte zu Anfang des vorigen Jahrzehnts ihre Mission unter den Chippeway's in Minnesota am Winnepeg-See aufgegeben und dafür die Station zu Northport unter den Chippeway's und Ottawa's an der Gr. Traverse-Bay im Michigan übernommen — wahrscheinlich eine Abzweigung von der dortigen presbyterianischen Mission. Sie wurde bis 1868 fortgeführt; von da ab fehlen mir die Berichte. Obgleich die früheren meist günstig lauteten, scheint jedoch die Gemeinde, die beim Beginn 52 Mitglieder zählte, nicht grade wesentlich gewachsen zu sein.

i. Die Missionen der Protestant-Episkopal-Kirche in den Vereinigten Staaten.

Diese Kirche, deren Indianer-Mission unter dem Domestic-Board stehen, hat ihr Werk unter den Oneida's in Wisconsin ungestört bis auf die Gegenwart fortgeführt. Die Stationen unter den Chippeway's in Minnesota wurden durch den oben erwähnten Aufstand gänzlich abgebrochen. In neuerer Zeit hat diese Mission einen großen Fortschritt durch die Anstellung eines besonderen Missionsbischofs gemacht (1873), der als Bischof von Niobrara auf der Yankton-Agentur seinen Sitz hat, und dessen Diözese ziemlich das Dakota-Gebiet begreift. Doch sind ihm die in den andern Diözesen diesseits der Rocky Mountains gelegenen Indianer-

¹⁾ Im Bericht der Regierung über Indianer-Angelegenheiten von 1870 sind sie nicht erwähnt.

missionen von solche werden

1) Unter
ging, besuchte
„Von allen S
haren Heiligh
andächtigere V
gewesen wären
vor 50 Jahren
Enkel konfirmi
Beisein der ga
120 theilnahm
den Altar-Schr
Reihe nach vor
ließ mir dabei
sagte: Du hast
für die Oneida
ausfielen, sind
die Verwüstung
Tage als in de
Dörfe der iris
Als die Oneida
Walb. Sie h
gemacht, und
haben es mit ha
geben. Ihre D
gebaut, deren
gleichtamen. V
andern Boden o
entbehrte. Vor
vation; jetzt ist
sie ihre Wahlze
eine große Schü
am sanberen Zi
Gabeln zu siche
keineswegs einen
viele Personen
begegneten) wir
kommen.“

Alle weiter
den Dakota's g
Santee-Mission
der Stamm, der
lebte, wo der u
ihnen das Evan
der mit demselbe
Früchte von sein
einigen Jahren

missionen von den betreffenden Bischöfen gleichfalls übertragen. Als solche werden in seinem ersten Berichte folgende aufgezählt:

1) Unter den Oneida's. Als Bischof Hare auf seinen Posten ging, besuchte er zunächst diese Station und feierte daselbst das Osterfest. Von allen Seiten richteten die Indianer ihren Weg nach dem unscheinbaren Heiligtum. Das ganze Gebäude war gedrängt voll, und eine andächtigere Versammlung, eine Versammlung, in der mehr Männer gewesen wären, habe ich selten gesehen. Viele, welche Bischof Hobart vor 50 Jahren konfirmirte, brachten ihre Enkel, um sie von seinem Enkel konfirmiren zu lassen. Es waren ihrer 20. Zuletzt wurde im Beisein der ganzen Gemeinde das heilige Abendmahl gefeiert, an dem 120 theilnahmen. Zuletzt nahm ich meinen Sitz auf einem Stuhl an den Altar-Schranken, und alle Männer, Weiber und Kinder kamen der Reihe nach vorüber, um mir die Hand zu drücken. Eine alte Frau ließ mir dabei einen Papier-Dollar in die Hand gleiten. Ein Mann sagte: Du hast uns glücklich gemacht, und ein anderer flüsterte: Bete für die Oneida's. — Die Fehler, die mir bei diesem Volke am stärksten auffielen, sind ein Mangel an Ordnung und Wirtschaftlichkeit, und die Verwüstungen des Brantweirs. Sie traten aber nicht mehr zu Tage als in den meisten unsrer Grenzstädte; nicht so sehr wie in einem Dorfe der irischen Bergleute in unsren Kohlendistricten. — — Als die Oneida's auf diese Reservation kamen, war hier alles dichter Walb. Sie haben fast 20000 Morgen mit eigner Hand urbar gemacht, und tausende von Morgen sind das beste Ackerland. Sie haben es mit hundert und aber hundert Meilen von Umzäunung umgeben. Ihre Wigwams haben sie ausgegeben und nette Blockhäuser gebaut, deren manche ganz denen westlicher Ansiedler an der Grenze gleichkamen. Vor nicht langen Jahren hatte kaum ein Haus einen andern Boden als die bloße Erde; nun ist kaum eines, das der Dielung entbehrt. Vor 20 Jahren war kein einziger Kochofen auf der Reservation; jetzt ist kaum eine Familie ohne einen solchen. Damals aßen sie ihre Mahlzeiten auf dem Boden kauernd und alle ihre Löffel in einer großen Schüssel tanchend. Jetzt sieht mancher seinen Stolz darein, am sauberen Tisch mit weißem Tischtuch nebst Tellern, Messern und Gabeln zu sitzen. Und obgleich die Reservation im allgemeinen keineswegs einen Anblick ersten Ranges gewährt, glaube ich doch, daß viele Personen beim Passiren derselben (falls sie nicht die Indianer begegneten) würden meinen durch eine Ansiedlung von Weißen zu kommen."

Alle weiteren Stationen der bischöflichen Kirche, die vornehmlich den Dakota's gelten, liegen jetzt am oberen Missouri, nämlich 2) die Santee-Mission, 30 Meilen oberhalb der Stadt Yankton. Dies ist der Stamm, der vor dem Aufstande am Red Wood Lake in Minnesota lebte, wo der unermüdliche Freund der Indianer, Bischof Whipple, ihnen das Evangelium nahe bringen ließ. Der Missionar Hinman, der mit demselben schwere Zeiten durchgemacht hat, erntet hier schöne Früchte von seiner harten Aussaat. Ein ganzes Volk, das noch vor einigen Jahren in wilder Indianertracht zu sehen war, trägt jetzt des

weißen Mannes Kleid. Das Indianerdorf, ein Haufe von Zelten voll fauler Menschen, vom Klang der Trommel des Medicin-Mannes wiederhallend, ist verschwunden. Die Leute haben sich über die Reservation verbreitet, wo irgend der Boden den Anbau lohnt, und wohnen in selbst erbauten Blockhäusern. Des Sonntags kommen sie von allen Seiten zu Fuß, zu Pferde oder zu Wagen zur Kirche. Es gibt 289 Kommunikanten unter ihnen. Viel war schon von Besuchern über die Unigkeit und Andacht dieser einfachen Leute beim Gottesdienst geschrieben. Über alle Erwartungen waren dem Bischof durch die Wirklichkeit erfüllt, als er mit ihnen in ihrem schönen Heiligthum niederkniete. Freilich bemerkte er hierbei, man dürfe nicht vergessen, daß die gemütliche Seite (emotional side) des Christenthums leichter als die sittliche, und daß die Indianer (Oneida's wie Santee's) nur erst Kinder sind, die kindische Versüche auf dem Wege der Tugend machen. — Zu dieser Station gehören zwei Nebenstationen, nämlich zu Bazille-River, 12 Meilen aufwärts, die andre 5 Meilen abwärts. Beide haben hübsche Kirchen. Auf der ersten arbeitete ein treuer ausgezeichneter Pastor, Paul Mazakute, dem von allen Seiten viel Lob gespendet wurde. Er war einige Zeit vor Ankunft des Bischofs heimgangen. Bald darauf herrschten auf der Reservation die Rocken, die wieder eine große Zahl von Indianern hinrastten. — Schließlich ist noch eine Industrieschule für Mädchen zu erwähnen.

Wir dürfen nicht übersehen, daß auf derselben Reservation die Pilgertkirche des American Board besteht (cf. sub a), der diese Mission also als Rivalin zur Seite getreten ist.

Weiterstromaufwärts folgt 3) die Station unter den Ponca's (Ponca's). Dieser Stamm, erbitterte Feinde der Dakota's, haben eine sehr ungünstig gelegene Reservation inne, wo sie mit ihren nahe angesiedelten Feinden in fortwährender Fehde leben. Dazu hatte eine Flut alles gute Ackerland dort ruinirt und eine Versezung nach einer andern Gegend stand bevor. Die Mission scheint unter ihnen nicht viel ausgerichtet zu haben und sollte wahrscheinlich bei der Versezung aufgegeben werden.

4) Auf der Yankton-Reservation hat die Episkopal-Kirche 3 Gemeinden. Die Yanktons sind ein großer, viel versprechender Stamm. Heidenthum und Christenthum stehen hier noch in grellem Kontrast nebeneinander. Das letztere aber gewinnt immer weiter Raum. Hier, wo übrigens wie erwähnt bereits die Presbyterianer ihre Mission hatten, nahm der Bischof seinen Sitz und ging daran verschiedene Anstalten für die ganze Diözese zu gründen. Dahin gehört vor allem eine Rötschule zur Ausbildung eingeborner Lehrer resp. Prediger. Ein solides steinernes Gebäude wird für diesen Zweck errichtet. Ferner will der Bischof ein „Schwesternhaus“ errichten, in dem namentlich Schuldiakonissen thätig sein sollen.

5) und 6) sind die Stationen bei den Lower-Yanktonnai's zu Crow-Creek-Agency und die bei den Lower-Bruce's sowie schließlich 7) die noch 100 Meilen weiter hinauf gelegene zu Cheyenne-Agency unter den Stämmen der Spotted Tails und Ned Cloud's Band

zu erwähnen.
letzgenannten
sich dem Werke

Es ist jedoch
unter den Chero
dahin hatten die
Zion ihren still
auffälliger Erf
gemeisen, der au
dorthin zum Ge
jede Wirksamkeit

Nach Veen
die Arbeit unte
nommen werden,
lehrt. Er fan
schlechtem Zusat
Danbarkeit. 1
wurden allmähli
waren nicht wie
Park-Hill ein Fili
und die Arbeit zu
düstere Wolken ü
der eigentlichen i
etwa 200 und de
licher. Am Son
ganz gefüllt zu
ganzen das For
Verhältnisse bei
wanderung oder
ihr Loos sein we

Das Delaw
siedelt hatte, war
hatte sich neben
dorthin verlegte
Mission hatte jed
mit der die Dela
Doch sind sie bis
mit der Regierun
zu werden. In
gesunken. Sie m
Rückterheit. 2
beten und sich un
und ihrem kleinen

¹⁾ Nur eine Str

zu erwähnen. Diese drei aber sind noch in den ersten Anfängen. Die letztnannten Stämme sind noch sehr stark (10,000 Seelen) und zeigen sich dem Werke der Mission nicht abgeneigt.

k. Die Mission der Brüdergemeinde.

Es ist schon oben erzählt worden, wie die Mission der Brüder unter den Cherokee durch den Krieg gänzlich zerstört wurde. Bis dahin hatten die drei Stationen New-Springplace, Kanaan und Mount-Zion ihren stillen Fortgang gehabt, wenn sie sich auch nicht gerade auffälliger Erfolge rühmen konnten. Erfreulich war der Einfluss gewesen, der auf die wachsende weiße Bevölkerung der Umgegend, die dorthin zum Gottesdienst kam, ausübte. Nun war für mehrere Jahre jede Wirksamkeit abgeschnitten.

Nach Beendigung des Krieges konnte endlich im Oktober 1866 die Arbeit unter den Cherokee wenigstens theilweise wieder aufgenommen werden, indem Missionar Mac nach New-Springplace zurückkehrte. Er fand das Wohnhaus noch stehend, wenngleich in sehr schlechtem Zustande. Die Indianer empfingen ihn mit Freude und Dankbarkeit. 114 Gemeindeglieder, darunter 56 Kommunikanten, wurden allmählich wieder gesammelt. Die andern beiden Stationen waren nicht wieder besetzt worden. Doch konnte in der Folge auch in Park-Hill ein Filial errichtet werden, später nach Mount-Wood¹⁾ verlegt, und die Arbeit zeigte manche Segensspuren, wenn auch immer wieder düstere Wolken über die Zukunft der Indianer aufstiegen. Die Zahl der eigentlichen indianischen Gemeindeglieder betrug (1873) zusammen etwa 200 und der innere Gang des Gemeindelebens war ein erfreulicher. Am Sonntag pflegt die geräumige Kirche zu New-Springplace ganz gefüllt zu sein. „Dennoch“ sagt der letzte Bericht, „wird im ganzen das Fortschreiten des geistlichen Lebens durch die politischen Verhältnisse bei der immer noch schwelenden Frage, ob Weiterwanderung oder Einverleibung als Bürger der Vereinigten Staaten ihr Loos sein werde, sehr gehindert.“

Das Delaware-Häuslein, das sich in Kansas zu Westfield ange-siedelt hatte, war von dort 60 Meilen nach Südwesten gezogen und hatte sich neben einer Abtheilung Chipperday's niedergelassen. Die dorthin verlegte Station erhielt den Namen New-Westfield. Diese Mission hatte jedoch viel unter der Jahre langen Ungewissheit zu leiden, mit der die Delaware zwischen Bleiben oder Weiterziehen schwankten. Doch sind sie bis jetzt geblieben und stehen (1873) in Unterhandlung mit der Regierung, um als Bürger der Vereinigten Staaten anerkannt zu werden. In den letzten zehn Jahren ist ihre Zahl von 85 auf 55 gesunken. Sie machen aber dem Missionar Freude, durch Fleiß und Rüchtigkeit. „Wenn ich sie“, schreibt derselbe, „unsre Verse singen, beten und sich untereinander dazu ermuntern, höre, dem lieben Heiland und ihrem kleinen Kirchlein treu zu bleiben, wenn sie ihre Dankbarkeit

¹⁾ Nur eine Stunde von Talequah, dem Hauptort der Cherokee, entfernt.

für die Wirksamkeit der Missionare so herzlich und einfältig aussprechen, dann fühle ich mich wieder erfrischt, ermutigt und gestärkt. In Beantwortung der Frage, ob sich's auch noch lohne, unter diesen wenigen Überresten der Nation noch zu arbeiten, berufe ich mich auf das Wort des Heilandes: „Was ihr gethan habt diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan“.

A n h a n g.

Society for Propagating the Gospel among the Indians and others in North-America.

Wir wollen die Arbeiten dieser ältesten aller amerikanischen Missionsgesellschaften doch nicht unerwähnt lassen, obgleich die letzten uns darüber vorliegenden Nachrichten schon etwas veraltet sind. Es erscheint nur von 5 zu 5 Jahren ein Bericht. Der von 1861 gibt Folgendes an über die Wirksamkeit der Gesellschaft, die sich auf Unterstützung anderer Missionen resp. Indianergemeinden beschränkt:

1. Stiftung an der Lawrence-Universität zu Appleton in Wisconsin zur Ausbildung von Indianerjünglingen, besonders von den Oneida's.
2. Desgleichen an dem Methodisten-Seminar zu Albion in Michigan, besonders für Chippeway's.
3. Desgleichen bei einer Privatschule zu Twinsburg, wo nach und nach 20 junge Indianer, Ottawa, Seneca u. s. w. ausgebildet waren.
- 4—6. Unterstützung der Oneida-, Onondaga- und St. Regis-Mission der Methodisten.
6. 8. Unterstützung kanadischer Missionen.
9. Unterstützung der kleinen christlichen Indianergemeinde (Narragansetts) zu Charlestown in Rhode-Island, sowie geistliche Pflege des Häuflein der Indianer, die auf Martha's Vineyard übrig geblieben sind, und dort bei Gay-Head ihren Sitz haben.

10. Die Missionen in Kanada.

Als den Engländern im Jahre 1763 die französischen Kolonien Kanada und Acadien¹⁾ abgetreten wurde, hatten dort die Jesuiten schon über anderthalb Jahrhundert ihr Missionswerk getrieben und bedeutende Scharen von Indianern in christliche Gemeinden gesammelt. In den Kriegen zwischen den Engländern und Franzosen war jedoch, wie es scheint, die Zahl der Eingeborenen bereits stark zusammengezschmolzen. Unter der englischen Herrschaft ließen sich für diese katholische Mission

¹⁾ Das jetzige Neu-Braunschweig und Neu-Schottland. Von Kanada war nur der östliche Theil, Unter-Kanada, besiedelt, daher bis jetzt dort die französische Sprache und die katholische Konfession vorherrschend. Das später besiedelte Ober-Kanada ist vorwiegend evangelisch und hat die englische Sprache.

nicht viel. Jesuiten-Ordens, obgleich eine Mission, die vorhanden; für die neue ist es zu verloren erhalten habe. Freilich wurde wie dies in Sie wurden Väter vertrieben. Doch auch wir von den gekommene Indianern verwandten menschlich Mollegtere in Acd in Betracht.

Die älteste propagation of peway's in Old Tag besteht.

Ein Jahr Delaware nahe Zufluchtsstätte erbauten 1 die Station Fusionsversuch und Denke errichte im St. Clair, jesschafft wie Chippeway's, mit den Indianen Kreuzestod am Tongqua schon starben in den Wilden und heidnische überhand und er darauf einer Auch ein anderer mißlang, und den im Jahre 1 und Gosen in

¹⁾ Nach dem Millionen Gesamt-

nicht viel Erfolge erwarten. Dazu ging wohl auch die Aufhebung des Jesuiten-Ordens nicht ohne nachtheilige Folgen für dieselben vorüber, obgleich eine förmliche Unterbrechung nicht stattfand. Eine evangelische Mission, die sich hätte der Eingeborenen annehmen können, war nicht vorhanden; und 28 Jahre verflossen, ehe der erste Anfang dieser Art für die neuworbenen Kolonien von England aus gemacht wurde. So ist es zu verwundern, daß die Rothhäute auch dort sich nicht als Völker erhalten haben, sondern nur in Resten auf unsre Zeit gekommen sind. Freilich wurde in Kanada nicht grade so an ihrem Untergange gearbeitet, wie dies in unserm Jahrhundert in den Vereinigten Staaten geschah. Sie wurden nie aus ihrer Heimat und von den verehrten Gräbern ihrer Väter vertrieben. Auch fanden sie unter dem Gesetz genügenden Schutz. Doch auch trotz dieser humaneren Behandlung der Eingeborenen finden wir von den einst mächtigen Nationen nur elende und heruntergekommene Überreste.¹⁾ Es waren besonders die Huronen und die ihnen verwandten Wyandots, sowie im Süden die Irokeesen (namlich Mohawks) und im Osten die Abenaki's und die Micmacs, letztere in Acadien, und endlich im Westen die Chippeway's, die hier in Betracht kommen.

Die älteste evangelische Mission ist die der Society for the Propagation of the Gospel, die 1791 unter den Irokeesen und den Chippeway's in Ober-Kanada zu arbeiten begann und bis auf den heutigen Tag besteht. Ueber ihre frühere Geschichte fehlen mir die Quellen.

Ein Jahr später fand die Brüdergemeinde mit ihren bekehrten Delawaren nach 12 Jahren langem Umherirren (cf. oben Kap. 7) eine Zufluchtsstätte am Thames-Flusse, der sich in den St. Clair-See ergießt, und erbauten 1794 an demselben etwa 18 Stunden von seiner Mündung die Station Fairfield. Von hier aus wurde dann auch ein Missionsversuch unter den benachbarten Chippeway's gemacht. Missionar Denke errichtete 1802 seine Hütte auf einem wenig bewohnten Eiland im St. Clair, und verbrachte hier, von der übrigen menschlichen Gesellschaft wie abgeschnitten, einen Winter in der Wildnis unter den Chippeway's, bis er deren Sprache so weit erlernt hatte, daß er sich mit den Indianern nothdürftig unterhalten und mit stammelnder Zunge den Kreuzestod Jesu verkündigen konnte. Dann bezog er 1803 den Posten am Tongquakamik, 4 Stunden von Fairfield. Aber nach zwei Jahren schon starben die Häuptlinge, welche ihm Schutz zugesagt hatten, und in den Wilden erwachte der alte Groll gegen die Weißen: Saufgelage und heidnische Gauleleien nahmen in der Nähe des Missionshauses überhand und nöthigten Denke 1806 zum Rückzuge nach Fairfield, wo er darauf einen jungen Chippeway als Erstling der Nation tauft. Auch ein anderweiter Missionsversuch am Sandusky (1804—11) mißlang, und so hatte die Brüdergemeinde bei Zeisberger's Hinscheiden im Jahre 1808 nur die beiden Stationen Fairfield in Ober-Kanada und Gosen in Pennsylvania. Im Jahre 1813 während des Krieges

¹⁾ Nach dem Census von 1861 betrug die Zahl der Indianer 12717 bei 3½ Millionen Gesamtbevölkerung.

zwischen den Engländern und Nordamerikanern sah sich die Gemeinde genötigt, aus Fairfield zu flüchten, und der Ort wurde von letzteren zerstört. In betrübter und kümmerlicher Lage, obwohl von der Regierung und von einer Gesellschaft in New-York unterstützt, irrten die Geschichteten an verschiedenen Orten umher, bis sie 1815 nach geschlossenem Frieden nach Fairfield zurückkehren konnten, wo sie nun auf dem entgegengesetzten Ufer des Thamesflusses sich anbauten und den Ort Neu-Fairfield nannten. Um diese Zeit fingen die heidnischen Propheten wieder an, sich zu zeigen, unter ihnen besonders ein alter berüchtigter Zauberer, Quim, der von Jugend auf ein bitterer Feind der Missionare und der christlichen Indianer gewesen war. Im März 1816 aber ward den Brüdern die große Freude zu Theil, daß dieser alte verbärtete Sünder in einer schweren Krankheit in sich ging, und erst dem Helfer Jakob, dann dem Missionar Denke die große Bekümmerlich seines Herzens um seine Sünden darlegte und dringend um die Taufe bat. Er bezeugte seinen Glauben mit solchem Nachdruck, daß alle Anwesenden zu Thränen gerührt waren. Am 11. März, kurz vor seinem Ende, ward er mit Namen Leonhard getauft, und freudig sprach in der Gemeinde einer zu dem andern: „Quim unser Feind ist nun unser Bruder geworden!“ — In Gosen röhrt leider um diese Zeit groÙe Trunksucht ein, und die Zerrüttung ward endlich so allgemein, daß die Versammlungen und Schulen aufhören muhten. Im Oktober 1821 wurden die Missionare abberufen, und den treugebliebenen Indianern als Zufluchtsort Neu-Fairfield angewiesen. Hier lebten etliche hunderte von Indianern unter dem Einfluß des Evangeliums, und als im Jahre 1842 das 50jährige Bestehen der Gemeinde in Kanada gefeiert werden konnte, waren daselbst 101 Erwachsene und 431 Kinder getauft worden.¹⁾ Dennoch wechseln auch hier bis in die neueste Zeit Licht und Schatten, erfreuliche und betrübende Erscheinungen. 1869 lautete der Bericht folgendermaßen:²⁾

„Der Zustand des dortigen Werkes war nach den neuesten Nachrichten im allgemeinen kein befriedigender und genannte Geschwister hatten mit vielen Schwierigkeiten und Hindernissen zu kämpfen. Ein solches war die Verbindung der geistlichen Thätigkeit mit der Bewirtschaftung des der Mission gehörenden Grundstückes, das sich trotz der bereits von Geschwister Warmann angewandten Mühe von früherer Zeit her in sehr verfallenem Zustand befand, hauptsächlich aber die Uneinigkeit unter den Indianern und die Abneigung eines Theils derselben gegen unsre Weise der Wirksamkeit bei unverständigen Fortschritts-Bestrebungen, welche schließlich auf fleischliche Ungebundenheit hinausließen. Indessen

¹⁾ Einige Jahre zuvor (1837) hatte ein Theil jener Indianer, von unüberstecklicher Wanderlust ergripen, jenseits des Mississippi eine neue Heimat gesucht und sich am Kansas-R. 45 engl. Meilen von seiner Mündung in den Mississippi niedergelassen. Die nachfolgenden Missionare gründeten dort im nächsten Jahre die Station Westfield. Die kleine Gemeinde, meist aus Munsee's, weniger aus Delawaren bestehend, mußte jedoch von dort 1853 weiter ziehen. Es ist schon gesagt, wie sie 1860 endlich sich an einer andern Stelle niederließen, cf. oben, Seite 189.

²⁾ Uebersicht über das Missionswerk der Brüdergemeinde (Beilage zum Missionsblatt) S. 84.

hatte Br. S
gefüllt zu f
hielten 7 J
vor dem b
ergriffen.
dem Bethle
erstenmale e
des Mission
im vorigen
Jahr des
Themensatz
das Mission
nicht erhebli
ausgebrochne
der Nähe der
268 Person
Gemeinde geh
rester Wölle,
Visitationbesi
der Verhältni
Morgen große
geistlichen Ver
Anordnungen

Später n
Nelstellen-Konfe
bei dem er ei
bekam. In de
einem Liebesm
Ansprachen, un
war in lieblich
es, daß die G
hinter andern
von der Regier
haben, eine jäh
welche sich dane
können. Es gi
ergebene, verar
Seelen, darunter
Ort und Stelle
Nähe der Stadt

Die Meth
amerikan. Me
Grand-River

³⁾ Nach Newca

⁴⁾ Flucht in de

Burhardt, Missions-

hatte Br. Neinte doch die Freunde, das Kirchlein bei den Gottesdiensten gefüllt zu sehen. In der Gebetswoche zu Anfang des Jahres 1868 hielten 7 Indianerbrüder einbringliche Gebete und bei dem Sprechen vor dem heil. Abendmahl zeigten sich manche Kommunitanten tief ergriffen. Bei der Feier desselben am 15. Dez. 1867 wurden die von dem Bethlehemer weiblichen Missionsverein geschenkten Gesäße zum erstenmale gebraucht. Alles das war geeignet, den gesunkenen Mut des Missionars wieder aufzurichten. Zu dem innigsten Dank gab ferner im vorigen Jahr die zweimalige Bewahrung durch die allmächtige Hand des Herrn Veranlassung, indem der nahe vorbeiströmende Themsefluss bei einer außergewöhnlichen Ueberschwemmung im Frühjahr das Missionsgrundstück, welches großer Gefahr ausgesetzt war, doch nicht erheblich beschädigen durfte, und später ein im Missionshaus ausgebrochnes Feuer noch zu rechter Zeit gelöscht werden konnte. In der Nähe der Station wohnten zu Ende des Jahres 1867 im ganzen 268 Personen, von denen 117, darunter 47 Kommunitanten, zu unsrer Gemeinde gehörten. Im Septbr. des vor. Jahres begab sich Br. Sylvester Wolfe, Mitglied der Prov.-Aelt.-Konferenz in Bethlehem, zu einem Visitationsbesuch nach Neu-Hairfield. Er kam bei gründlicher Prüfung der Verhältnisse zu der Ueberzeugung, daß die Bearbeitung des 80 Morgen großen Grundstücks unmöglich in ursprünglicher Weise mit dem geistlichen Beruf verbunden bleiben könne. Es werden demnach neue Anordnungen getroffen werden."

Später mahte Br. Schweinitz, als Mitglied der Provinzial-Aeltsten-Konferenz in Bethlehem, dort einen amtlichen Visitationsbesuch, bei dem er einen günstigen Eindruck von dem dortigen Gemeinlein bekam. In den Versammlungen herrschte große Aufmerksamkeit; bei einem Liebesmahle hielten auch mehrere Indianerbrüder erbauliche Ansprachen, und das Walten des Geistes der Liebe und Verbundenheit war in lieblichster Weise zu spüren. Im neusten Bericht dagegen heißt es, daß die Gemeinde z. B. im Gesang und Leistungen der Schule hinter andern zurückstand. „Die Leute dieses Stammes bekommen von der Regierung als Entschädigung für das Land, das sie verloren haben, eine jährliche Unterstützung an Geld, von welcher diejenigen, welche sich daneben noch etwas durch Arbeit verdienen, recht gut leben können. Es gibt aber unter ihnen auch gar manche träge, dem Trunk ergebene, verarmte und verschuldete Leute. Die Gemeinde zählt 155 Seelen, darunter 35 Kommunitanten. Die Station wird übrigens an Ort und Stelle jetzt meist Moraviantown genannt und liegt in der Nähe der Stadt Borthwell.“

Die Methodisten-Mission in Kanada¹⁾ wurde 1820 von der amerikan. Methodist-Episcopal-Kirche unter den Mohawks am Grand-River²⁾ begonnen, die dort auf einer Reservation lebten.

¹⁾ Nach Newcomb, Cyclopaedia, S. 594 ff.

²⁾ Fließt in den Erie-See, nicht weit von seiner nordöstlichen Ecke.

Hier siedelte im Jahre 1783 der berühmte Häuptling Johann Brant sich an, und gründete an der östlichen Seite des Flusses das Städtchen Brantfort. Er hatte es im Freiheitskriege treu mit den Engländern gehalten und war nicht bloß durch Tapferkeit und Kriegserfahreneit ausgezeichnet, sondern besaß auch eine wissenschaftliche Bildung, verstand Griechisch und Lateinisch, und übersetzte das Evangelium Matthei in die Mohawk-Sprache. Doch war sein Christentum wohl mehr Sache des Verstandes als des Herzens, und sein Stamm war noch lange nicht christlich. Von Zeit zu Zeit kamen Methodisten-Prediger in die Gegend, ohne genügenden Eingang bei den Mohawks zu finden, bis endlich im Jahre 1822 dem Missionar Terry, der von den Mündungen des Grand-River immer weiter herauf in die indianischen Ortschaften kam, die Bekehrung derselben gelang.

Bedeutendere Erfolge hatte die Mission jedoch unter den Mississauga's (verwandt mit den Chippeway's), unter denen 1823 infolge einer Erweckung eine Gemeinde gesammelt wurde, die sich am Credit-R. niederließ. 1826 wurde unter einem andern Stamm der Mississauga's die auf Snake-Island und Yellow-Head-Island (im See) lebten, eine weitere Station gegründet. Doch schon 2 Jahre später wurde die ganze Mission der Konferenz der Kanadischen (Wesleyan.) Methodisten übertragen, die dieselbe der Leitung der Wesl. Methodist Missionary Society überließ (1833), obgleich wohl auch fernerhin die Geldmittel für dieses Werk in der Kolonie aufgebracht wurden. Der damals als General-superintendent der Gesellschaft ausgesandte Rev. Stinson konnte einen sehr günstigen Bericht über die sämtlich von ihm besuchten Stationen liefern. Es waren inzwischen deren mehrere unter den Chippeway's hinzugekommen. Nicht weniger als 1200 Indianer bewiesen sich als treue Gemeindeglieder, und auch ihre Fortschritte im seelhaften und civilisirten Leben zeigten die große Umwandlung, die mit ihnen vorgegangen war. 2000 Kinder standen in christlichem Unterricht. Die Berichte der folgenden Jahre lauten höchst günstig. "Die Lieder Zions erklingen nun in den Wäldern, die sonst nur von dem wilden Kriegsgeschrei widerhallten. Statt der schlechten Wigwams sieht man bequeme Häuser von Gärten umgeben, u. s. w."

Im Jahre 1835 wurde ein ganzer Stamm (von Chippeway's?) am St. Clair-River bekehrt. Der Gouverneur von Ober-Kanada, Sir John Colborne, hatte viel für diese Leute gethan, hatte ihnen Häuser bauen und Gärten anlegen lassen.

Als Rev. Stinson einst eines dieser Häuser betrat, wurde er von dem Haussitzer empfangen, der mit Thränen des Dankes sagte: "Als ich vor 9 Jahren hierher kam, war ich ein armer verlassener Indianer und hatte nichts als meine schmutzige Decke. Aber jetzt", fuhr er fort und zeigte auf die Möbel und andern Gegenstände im Hause, "jetzt habe ich alle diese guten Dinge, und was das Beste ist, ich habe die Liebe Christi in meinem Herzen."

Die literarischen Arbeiten, die sich mehrenden Schulen, die Industrie-Anstalten mögen nur angedeutet sein.

Besondere Arbeit wurde auf die Ausbildung von Nationalgehülfen gewendet, deren bald mehrere erfolgreich neben den 6 englischen Missionaren wirkten. So unter den Nesten der Tuscarora's und Onondaga's, die in der Nähe von Brantfort wohnten, bis dahin ihr

altes heidnische gegen alle Civili-
dehnte sich die
River¹⁾) gegründet
mit einer bedeu-

Indessen die
hier mit dem
Trotz der Fürse
wird derselben
Indianer zu sehn
im Wege siehe
eine ihnen verde
Mann mit dem
reichlicheren Ver-
daher oft vorgezeig
die größten Gesch
entricht allen Be
die Missionsbereit
von manchen Tr
Betrachtung der U
flagen die Bericht
reputable) Prosely
gedehnteste Erfahru
dass für das zeitlich
lann, wo ihre W
europäischer Civilis

Die Mission
Missionsgesellschaft
ist in den Berichten
oder gar nichts dar
Angaben über Reise
den Deutschen, F
zusammenfassen.
Jahre 1867 vor i
sellschaft.

Damals besta
New-Credit,
Grand-River
Muncey und C
am Thames-
Snake und Ge
Rama am Ostri
Schoogog, Inse

¹⁾ Nicht weit von

Brant sich
t. Er hatte
bloß durch
wissenschaft-
Evangelium
nehr Sache
ist christlich.
gentigen
n Missionar
heraus in

Mississau-
folge einer
Credit-R.
issauga's
lebten, eine
die die ganze
oisten über-
ary Society
für dieses
General-
te einen sehr
Stationen
Chippeway's
sen sich als
haftesten und
mit ihnen
Unterricht.
Die Lieber
dem wilden
s sieht man

ipperway's?)
Canada, Sit
nen Häuser

n dem Hause
Jahren hieher
eine sommige
Gegenstände
t, ich habe die

ie Industrie-

National-
6 englischen
ora's und
is dahin ihr

altes heidnisches Wesen mit besonderer Zähigkeit festgehalten und sich gegen alle Civilisation gesträubt hatten. — Auch weiter nach Nordwesten dehnte sich die Mission bis an den Obern See, wo die Station Garden River¹⁾ gegründet wurde. Nach und nach aber war ganz Ober-Kanada mit einer bedeutenden Anzahl von Wesleyanischen Indianergemeinden besetzt.

Indessen die Verhältnisse der Eingebornen gestalteten sich doch auch hier mit dem Wachsen der weißen Bevölkerung immer ungünstiger. Trotz der Fürsorge, die ihnen die Regierung angedeihen lässt — es wird derselben an einer Stelle sogar zum Vorwurf gemacht, daß sie die Indianer zu sehr bevormunde und damit ihrer selbständigen Entwicklung im Wege stehe — waren sie durch die Verührung mit den Weißen in eine ihnen verderbliche Lage gekommen. Im Ackerbau kann der rothe Mann mit dem weißen nicht konkurriren. Die Gelegenheit anderweitigen reichlicheren Verdienstes, wie durch Holzfällen, Flößen u. s. w., die daher oft vorgezogen wird, hat aber für jene unselbständigen Menschen die größten Gefahren, da sie durch diese Arbeiten zeitweise der Heimat entrückt allen Versuchungen um so zugänglicher sind. Daher lauten die Missionsberichte seit Jahren schon immer ungünstiger. Freilich kann von manchen Triumphen auf Sterbebetten berichtet werden. Aber die Betrachtung der Lebenden gewährt nicht die gleiche Befriedigung. Dazu flagen die Berichte im vorigen Jahrzehnt über eine „ehrwidrige (disreputable) Proselytenmacherei seitens der anglikan. Kirche. — Die ausgedehnteste Erfahrung und Beobachtung bestätigten auch hier die Ansicht, daß für das zeitliche und ewige Heil der Indianer am besten gesorgt werden kann, wo ihre Wohnplätze am entferntesten sind von amerikanischer und europäischer Civilisation“.

Die Mission steht in neurer Zeit unter der direkten Leitung der Missionsgesellschaft der Westl. Methodist-Kirche in Kanada. Daher ist in den Berichten der Wesleyan Meth. Miss. Society (London) wenig oder gar nichts darüber zu finden, da in letzter Zeit die dort veröffentlichten Angaben über Kanada die Indianer-Mission mit der Mission unter den Deutschen, Franzosen und der Kolonial-Bevölkerung überhaupt zusammenfassen. So liegen denn aussführlichere Nachrichten nur vom Jahre 1867 vor in einem Original-Jahresbericht der kanadischen Gesellschaft.

Damals bestanden folgende Stationen:
New-Credit, einige Meilen südöstl. von Brantfort.

Grand-River, östlich von da.

Muncey und Oneida, eine Reservation 22 Meilen von London am Thames-R.

Snake und Georgiana-Inseln im Simcoe-See.

Rama am Ostufer desselben.

Schoogog, Insel in dem gleichnamigen See, östlich vom vorgenannten.

¹⁾ Nicht weit von Sault de St. Marie.

Alnwick, östlich von der vorigen. Hier bestand die in früherer Zeit oft erwähnte Industrieschule, die sehr segensreich wirkte.
 Hiawatha am Rice Lake, weiter östlich.
 Mud Lake, nicht fern von der Stadt Peterborough.
 Wardsville, südwestlich am Thameß-R. nicht weit von New-Fairfield.¹⁾
 St. Clair, bei Sarnia, nicht weit vom Huron-See.
 Walpole, Insel im St. Clair-See.
 Saugeen, am östlichen Ufer des Huron-Sees.
 Kap Croder, in der Georgian-Bay derselben.
 Christian-Islands und Beaujolaiel, eben daselbst.
 Garden-River, vergl. oben.

Auf dieser stattlichen Reihe von Stationen befanden sich immer noch gegen 1800 Kommunikanten, mit deren Pflege 25 Missionare, darunter manche tüchtige Eingeborene, betraut waren.

Aus den Berichten sei Folgendes angeführt: Die gewöhnliche kirchliche Tätigkeit ist regelmäßig fortgesetzt worden, und war in einigen Fällen von Beweisungen göttlicher Kraft begleitet. Im letzten Herbst wurden einige spezielle Anstrengungen gemacht, die nicht ohne gnadenreichen Einfluß blieben. [Wahrscheinlich Camp-Meeting oder dergl.] Mehr als 20 junge Leute bekannten Frieden mit Gott zu finden, durch unsern Herrn Jesum Christ; viele dieser Zeugnisse waren klar und überzeugend. Diese Thatzüge gaben hellere Hoffnungen für die Zukunft dieses Volkes, als wir sie vorher zu hegen Grund hatten. Einige von diesen bleiben fest. Über andre, die zu elendem Tanz und Abendgesellschaften verführt wurden, fielen ab. Ich hoffe, daß einige von diesen wider gewonnen werden. Diese Abendgesellschaften (night parties) und ihre Nebel gehören mit zu den schmerzlichsten Erfahrungen der Missionare. — Wir hatten wie gewöhnlich eine große Zahl Todesfälle und der Missionar war glücklich, die Sterbenden auf das Lamm Gottes hinweisen zu können, das der Welt Sünde trägt. — Wir haben einige junge Leute, die für die Erziehung, die sie zu Muncey erhielten, ein gutes Zeugniß geben. Sie sind fleißig und sparsam und zeigen durch ihre Beiträge zur Mission, daß sie die Sache zu schätzen wissen, durch die sie so gefördert wurden. Die schnelle Abnahme dieses Stammes schließt jeden merklichen Zuwachs der zu berücksichtenden Zahlen aus. (New-Credit.)

Der Tod ist unter uns geschäftig gewesen. Darunter war ein gläubiger alter Lofal-Prediger mit seiner Gattin. Während diese in die triumphirende Kirche eintraten, sind ein paar zur streitenden Kirche gekommen in Verbindung mit unserer Mission. Die Schule ist das ganze Jahr hindurch gehalten worden. Einige Kinder machen Fortschritte, obgleich wohl nicht viel zu erwarten ist, wo sie außer der Schule nur die indianische Sprache hören. — Wir sehnen uns nach

¹⁾ Diese Mission wird als „Moravian Indians“ bezeichnet, worin ein starker Hinweis auf einen ähnlichen Proselytismus wie er oben von dieser Seite gerügt wurde, liegen dürfte.

Zugiehung des
Schauer senden

Die Versuchung
der zu Recht be-
züglich gibt, son-
wirns mitten u-
und in ihrem Re-
vation betrunkener
geldes Strafe zu
bergibt, soll zu
Stamme ausge-
fortwährend an
Die häufige
neutralisiert fast
geistlichen Förder-
Schuld am Rück-
Indianer nach ei-
sjährlichen Einstü-
nicht darauf eingehend.

— Keine Brüder
sich nach ihrer Be-
des Christenthums
wurden, mit jeder
(Rice Lake).

— Es sind
die sich in Bezug
moralischen Wertig-
Zahl von Weißen,
eine der ältesten
Wegen ihrer
abwesend. Der M.
und predigte da
und Wasser durch
bestärkte sie auf
Trunksucht und an-
ist. (Walpole)

Zu Kap Croder
die Mission noch mehr
Bevölkerung bisher
Fortschritte in der
Nur im Vorüberge-
in neuerer Zeit auch
äußerlich zur Katho-
u. z. in der Nähe
tains.

Die Society
ihre ausgedehnte Ti-

Ausgieitung des Heiligen Geistes. O daß der Herr uns bald Gnaden-schauer senden möge! (Grand-River.)

— — — Die Geisel der civilisierten Indianer ist die Auszehrung. Die Versuchungen zur Unmäßigkeit sind groß, nicht blos von Seiten der zu Recht bestehenden Brantweinläden, deren es in der Nähe schon zuviel gibt, sondern auch durch den ungesehlichen Verkauf des Brantweins mitten unter uns. Die Indianer haben jedoch das Uebel erkannt und in ihrem Rath beschlossen, daß jeder Indianer, der auf der Reservation betrunken gefunden wird, soll nach dem Vertrage seines Jahr-geldes Strafe zahlen. Wer aber sein Haus zum Tanzen und Trinken hergibt, soll zuerst Strafe zahlen, bei der zweiten Übertretung vom Stamme ausgeschlossen werden. Dieser Stamm hatte von 1860—66 fortwährend an Seelenzahl zugenommen. (Rama.)

Die häufige Abwesenheit einer großen Anzahl von Familien neutralisiert fast gänzlich alle Anstrengungen zu ihrer Beklehrung oder geistlichen Förderung. Das gigantische Uebel, die Unmäßigkeit, ist Schuld am Rückgange dieser Station. Die Regierung wollte diese Indianer nach einer andern Gegend verpflanzen, wo sie weniger den schädlichen Einflüssen der Weiken ausgesetzt wären. Sie wollten jedoch nicht darauf eingehen. (Alnwick.)

— Keine Beklehrungen, obgleich diese Leute als eine Gemeinde sich nach ihrer Beständigkeit, sozialen Lage, Unabhängigkeit an die Form des Christenthums, durch die sie aus der heidnischen Finsterniß gerettet wurden mit jeder andern indianischen Gemeinde vergleichen lassen. (Rice Lake).

— — — Es sind hier manche würdige Personen unter den Indianern, die sich in Bezug auf Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit, Frömmigkeit und moralischen Werth wohl vergleichen lassen mit einer entsprechenden Zahl von Weißen, die doch so viel günstiger gestellt sind. (St. Clair, eine der ältesten Stationen mit 180 Mitgliedern.)

Wegen ihrer Armut sind die Indianer viel von ihrer Heimat abwesend. Der Missionar folgte ihnen in ihre Lager in den Wäldern und predigte da Sonntags. Zuweilen mußte er dazu im Schlamm und Wasser durch Sumpfe gehen. Dieser Versahren war recht gesegnet, befürkte sie auf dem guten Wege und verhinderte ein gut Theil Trunksucht und andre Laster, von denen der arme Indianer bedrängt ist. (Walpole Island.)

Zu Kap Crocker und den Inseln in der Georgian-Bay hat es die Mission noch mit Indianern zu thun, die den Einflüssen der weißen Bevölkerung bisher fern geblieben waren. Es werden erfreuliche Fortschritte in der äußeren Kultur sowie im Christenthum berichtet. — Nur im Vorübergehen deuten wir schließlich an, daß die Methodisten in neuerer Zeit auch in Unter-Kanada unter den Indianern, die sich äußerlich zur katholischen Kirche beklennen, eine Mission begonnen haben u. z. in der Nähe von Montreal bei dem Lake of the two Mountains.

Die Society for the Propagating of the Gospel, welche ihre ausgedehnte Thätigkeit in Kanada mehr den europäischen Kolonisten

zurwandte, hat jetzt daselbst nur noch ein paar Stationen ausschließlich für die Indianer. Auf Walpole Island besteht eine solche schon seit 1842, neben der später die eben erwähnte methodistische angelegt wurde. Von den 850 Indianern der Insel, die etwa $1\frac{1}{4}$ deutsche Quadrat-Meilen umfasst, gehören 400 zur Episkopalkirche, von denen jedoch nur 70 Kommunitanten sind. Sie zeichnen sich durch die Anhänglichkeit an ihren Missionar aus, der bereits lange Jahre unter ihnen thätig ist und von den allmählich eingetretenen Veränderungen im Vergleich mit den alten Zuständen eine vortheilhafte Schilderung entwirft. So waren die Rathversammlungen sonst nichts als Rauchen und dann ein wirres Durcheinander und viel Betrunkenheit. Jetzt zeichnen sie sich aus durch ein bewundernswertes Maß von Ordnung und Decorum, obgleich das alte Rauchen beibehalten ist. Die Indianer selbst führen bei diesen Versammlungen ein gut geschriebenes Protokoll. — Zum Gottesdienst hält sich die Gemeinde treulich und offenbar mit Verständniß. Wenn sie von ihren Wanderungen zurück kommen, so hört der Missionar sie wohl sagen: "Die Kirche hat uns recht gefehlt!" Oder: "Ich wollte es wäre Sonntag; ich bin hungrig nach dem Worte."

Epidemien, namentlich 1858 die Pocken, haben die Insel schwer heimgesucht. Damals gewann der Missionar und seine Frau viele Herzen durch die aufopfrungsvolle Samariterthätigkeit. — Der Ackerbau scheint dort noch nicht viel Eingang gefunden zu haben. Auch scheint hier mehr als sonst bei jenen Resten der Indianer noch nationale Eigenthümlichkeit festgehalten zu sein. So zeigt z. B. eine Photographie aus neuerer Zeit den Häuptling Doshownoo noch im vollen Feder schmuck mit Leggins und Mocassins, nur das Obergewand ist europäisch.

Eine andre Station, mit Namen Manitowaning, liegt auf der großen Insel Manitoulin im Huron-See. Dieselbe war 1840 gegründet, gehörte jedoch nur bis 1867 der genannten Gesellschaft, jetzt wird sie von der Diözese Toronto unterhalten. Nach dem letzten Berichte gehörten von den 289 Seelen des Stammes, der in dem Bereich der Station lebt, 240 zur Kirche, von denen 34 Kommunitanten waren. Auch hier scheint die Kultur noch nicht bedeutende Fortschritte gemacht zu haben. Auf der Insel besteht übrigens noch eine katholische Mission. Außerdem wird immer noch eine starke Heidenpartei erwähnt, die vom Christenthum überhaupt nichts wissen will. — Endlich bestand auch zu Garde-River noch eine episkopale Station der Diözese Toronto, und 1868 sagte mir der Bischof selber, daß eine solche auf der Insel Michipicoton im Oberen See angelegt werden solle.

Es scheint, daß die ausgedehnte Kolonial-Mission der S. P. G. in ganz Kanada auch die Indianer mit im Auge hat, wenn für dieselben auch keine besonderen Stationen errichtet sind. Nur auf diese Weise lassen sich jene Klagen der Methodisten über kirchliche Proselytentumacherei erklären.

Die Indianer in Unter-Kanada gehören sämtlich der römischen Kirche an. Dennoch hat dort längere Zeit eine Mission des American

Board befindet sich auf real und im Maine leben eine evangelische Kirche unter immer sich auflöste. Endlich kam das ehemalige Neu-France in Nova Scotia jedoch immer wieder sogar wieder seit lange sehr niedrige Society, eigentlich zu das Missionstius Mand hat hatte. Obgleich übersetzt war brachte es nicht können, sondern in Buchstaben Schwierigkeiten beibehalten hat. Die Priester führten den Indianer sei die Sprache Mand hat mich in weitem Umkreis Besuche gern Maliseets in einer von den Weisen. Ums in sofern gelobt Georg Müller. Und sein Bericht Nachrichten liegen. Leider Mittheilungen. Die katholische sei wenigstens hinausgehen und schwer zugänglich.
1) Dasselbe ist die Lieder und Geschichten nur als Anhalt für

auschließlich
sche schon seit
gelegt wurde.
sche Quadrat-
denen jedoch
Abhänglichkeit
ihnen thätig
im Vergleich
entwirft. So
gen und dann
st zeichnen sie
und Decorum,
er selbst führen
stoll. — Zum
bar mit Ver-
mmen, so hört
recht gefestigt!"
trig nach dem

die Insel schwer
eine Frau viele
Der Ackerbau
Auch scheint
noch nationale
B. eine Photo-
noch im vollen
Obergewand ist

g, liegt auf der
1840 gegründet,
t, jetzt wird sie
letzten Berichte
im Bereich der
vikanter waren.
Schritte gemacht
politische Mission
wähnt, die vom
bestand auch zu
e Toronto, und
auf der Insel

der S. P. G.
in für dieselben
auf diese Weise
oselytenmacherei

der römischen
des American

Board bestanden, der von 1840—58 bei St. Francis (zwischen Montreal und Quebec) unter den Abenaki's, einem Stämme, der früher in Maine lebte, einen eingeborenen Pastor unterhielt. Es war gelungen, eine evangelische Gemeinde zu sammeln, die sich aber nach und nach unter immer ungünstigeren Verhältnissen nicht halten konnte, sondern sich auflöste.

Endlich sind noch die Micmacs zu erwähnen, ein Algonkinen-Volk, das einst Neu-Braunschweig, Nova Scotia, Prince Edwards J. und Neu-Fundland bewohnte. Jetzt sind von demselben nur noch Reste in Nova Scotia und in einigen Gegenden Neu-Braunschweigs übrig, die jedoch immerhin vor einigen Jahren auf 3000 geschätzt wurden, ja sogar wieder im Zunehmen begriffen zu sein schienen. Das Volk ist seit lange katholisch, sieht aber innerlich und äußerlich auf einer sehr niedrigen Stufe. 1849 bildete sich die Micmac Missionary Society, in der Absicht, demselben die Bibel in ihrer Sprache zugänglich zu machen. Ein Mann von außergewöhnlicher Hingabe an das Missionswert wurde für die Sache gewonnen: Rev. Silas Tertius Rand, der schon zuvor das Studium der Sprache begonnen hatte. Obgleich ein katholisches Gebetbuch in alter Zeit in dieselbe übersetzt war,¹⁾ gab es noch keine literarische Bearbeitung. Rand brachte es nicht nur dahin, die schwierige Sprache fließend sprechen zu können, sondern übersetzte verschiedene Theile der Heiligen Schrift, die in Buchstaben gebracht werden. Nun geht er unter den größten Schwierigkeiten zu den Lagern der Micmacs, die noch den alten Wigwam beibehalten haben, redet mit ihnen, liest ihnen vor, singt und betet. Die Priester sektieren natürlich alles gegen ihn in Bewegung und schilderten ihn den Indianern als den leibhaftigen Teufel. Wer ihm nur behilflich sei die Sprache zu lernen, sollte schon für ewig verloren sein. Indessen Rand hat mit unermüdlicher Geduld weiter gearbeitet und zuletzt doch in weitem Maße das Vertrauen des Volkes gewonnen, so daß seine Besuche gern gesehen wurden. Auch zu einem kleinen Stämme, den Maliseets in der Nähe von St. Johns in Neu-Braunschweig, die eine von den Micmac verschiedene Sprache reden, ging er in dieser Weise. Ums Jahr 1865 (?) hatte er die Beziehung zu der Gesellschaft in sofern gelöst, als er kein festes Gehalt beziehen, sondern nach Georg Müllers Weise allein der Fürsorge des Herrn trauen wollte. Und sein Vertrauen ist nicht zu Schanden geworden. Nach den letzten Nachrichten konnte er seine Übersetzungsarbeiten und Besuche fortsetzen. Leider liegen aus neuerer Zeit über diese Mission keine Mittheilungen vor.

Die katholischen Missionen in Kanada gehören nicht hierher, doch sei wenigstens ange deutet, daß dieselben über die Grenzen der Kolonie hinausgehen und selbst unter den Nascapi-Indianern in dem äußerst schwer zugänglichen Innern der Labrador-Halbinsel ihre Gemeinden haben.

¹⁾ Dasselbe ist in Zeichen-Schrift verfaßt, und nur handschriftlich vorhanden. Die Lieder und Gebete werden mündlich auswendig gelernt und die Schrift dient nur als Anhalt für das Gedächtniß.

11. Die Missionen in Hudsonia.

a. Die Arbeiten der Church Missionary Society.

Um die Länder nordwestlich von Kanada kennen zu lernen, haben wir uns zu einer weiten Reise zu rüsten. 2500 bis 3000 engl. Meilen würden wir zurückzulegen haben, wollten wir jenes Gebiet möglichst in grader Linie durchschneiden. Es sind die weiten Hudsonsbailänder, Hudsonia oder Rupert Island genannt. Letzterer mehr und mehr außer Gebrauch gekommener Name röhrt von einem Prinzen Rupert her, dem samt einer mit ihm verbundenen Handelsgesellschaft Karl II. im Jahre 1669 das Privilegium ertheilt hatte, alle bei einer Expedition zur Auffindung einer Nordwestdurchfahrt nach dem großen Ozean zu entdeckenden Länder im Namen der englischen Krone in Besitz zu nehmen und allein mit denselben Handel zu treiben. Von einer Besiedlung jener nördlichen Gegenden sah man von vornherein ab. Desto mehr reizten die unermesslichen Schäze an Pelzwaren, deren Werth schon damals von Kanada und Neu-England aus zur Genüge bekannt geworden war. Die Durchfahrt, die man nicht fand, wurde lange gänzlich bei Seite gesetzt,¹⁾ dagegen blühte der Pelzhandel auf und machte die Mitglieder jener Company zu Millionären. Sie war zu einer Großmacht geworden, die die genannten Länder im Namen Englands beherrschte.

Doch sehen wir uns die letzteren etwas genauer an. Nur zwei Gelegenheiten bieten sich zur Reise: im Sommer das indianische Boot aus Birkenwinde, im Winter der Schlitten oder die Schneeschuhe. Wege von irgend einer namhaften Ausdehnung gibt es nicht. Städte oder Dörfer sind, mit verschwindender Ausnahme, nicht vorhanden. Alles weit und breit scheint noch völlig der Natur überlassen. Eine Menge großer und Tausende kleiner Seen sind durch Flüsse und mächtige Ströme mit einander verbunden. Sie bilden die Hauptverkehrsstraßen — freilich hier und da unterbrochen durch Stromschnellen oder durch eine Wasserscheide, an der jedoch die beiderseitigen Gewässer in schiffbarer Stärke nicht weit von einander liegen. Hier wie dort landen die Indianer, packen ihre Boote aus und tragen sie sowie das ganze Gepäck bis zum nächsten Punkt, von dem die Fahrt fortgesetzt werden kann. Eine solche Stelle wird Portage (spr. Portäsch) genannt.

In den südlichen Theilen ist die Vegetation noch stark und kräftig. Aehnlich wie oben geschildert zeigt auch hier der Kontinent jene dreifache Gliederung: im Osten die Region der Felsengebirge, die in ihren Ausläufern bis an das nördliche Eismeer streifen, dann die Prärien und endlich die Waldgegend. Im Süden der Hudsonbai ist die hügelige Gegend noch mit manchem Gehölz meist von Fichten oder Birken bedeckt, doch fehlt hier die Vegetationsfülle des südlicheren Urwaldes. Gegen Norden zu aber wird die Vegetation immer spärlicher, die weiten Ebenen sind zuletzt nur mit bloßen Moosen bekleidet und endlich erscheint das

¹⁾ Bekanntlich entdeckte MacLure 1852 nach manchen vergeblichen Expeditionen die jedoch vollkommen vereisten Wasserstraßen, welche den Zusammenhang des Atlantischen mit dem Großen Ozean bilden.

Land fast das südlicheren Winter, sobald Eises los werden. Hundertschla mit einem leichten auf dem Schne mehr Abhärtung öfter von den ihrer Heerden. Diese sind seit ihrem unabhängigkeit bei den Pelzhandel gekommen, sobald Forts²⁾ sind das einen Hof Waarenlager steigerten und ein für den Verkehr. Die Besatzung kanadiern reis. bestimmten Seiten Forts aufzuhalten, Munition und unbekannt. Das In jedem Sommer gesammelten Pez der Hudsonsbai j Indianer sind d europäische Wa Faktore noch ni Jahr liegen, bis Die Indianer bis über 100,000 Böllern, unter den hervorzuheben sind. Winnipeg-See bis selben wird von d schaffenheit ihres L den Chippeway's

²⁾ of. Heft 1.

³⁾ Die "kleineren House, Oxford-House"

⁴⁾ Ich habe diese aus der Erinnerung jedenfalls auf einer ehemals in Georgi

Land fast das ganze Jahr in Eis und Schnee erstarrt. Auch die südlicheren Gegend von Hudsonia haben einen langen und strengen Winter, sodass die Gewässer nur wenige Monate lang die Fesseln des Eises los werden. Solange der hohe, gefrorene Schnee liegt, bietet der Hundeschlitten¹⁾ für abgehärtete Naturen, die anstatt des Gasthofs mit einem leichten Zelt, und statt des warmen Lagers mit dem Schlafzelt auf dem Schnee vorlieb nehmen, eine schnelle Reisegelegenheit. Noch mehr Abhärtung erfordert die Reise auf Schneeschuhen, wie sie auch öfter von den Missionaren gemacht wird, um die entlegenen Abtheilungen ihrer Heerde aufzusuchen.

Diese sind aus den Indianern gesammelt, die bis in die neueste Zeit ihrem unfrühen Jägerleben treu geblieben, sich ihre politische Unabhängigkeit bewahrt haben, trotz der englischen Oberhoheit. Durch den Pelzhandel aber sind sie in die vollste Abhängigkeit von den Weißen gekommen, sodass sie ohne dieselben nicht würden leben können. Zahlreiche Forts²⁾ sind durch das Land zerstreut. Ein Vierck von Pallisaden, das einen Hof umschließt auf dem ein paar einfache Häuschen und Warenlager stehen, das ist die ganze Festung, die von einem Handelsagenten und einer Handvoll Soldaten und Unterbeamten (Employés) für den Verkehr mit Indianern, einen Dolmetscher u. s. w. bewohnt wird. Die Besatzung besteht meistens aus französisch rebenden, katholischen Kanadiern resp. Halb-Indianern. Dorthin bringen die Indianer zu bestimmten Zeiten, wo sie sich mit ihrem ganzen Lager in der Nähe des Forts aufzuhalten, die erbeuteten Felle, um dagegen Jagdgerät nebst Munition und andre europäische Bedürfnisse einzutauschen. Geld ist unbekannt. Das Biberfell bildet bei diesem Handel die Wertheinheit. In jedem Sommer wird eine Anzahl von Booten (Brigade) mit dem gesammelten Pelzwerk befrachtet, um dasselbe nach den Faktoreien an der Hudsonsbai zu befördern. Die im Dienste der Gesellschaft stehenden Indianer sind die Ruderer. Bei ihrer Rückkehr bringt die Brigade europäische Waren und die Postsendung zurück. War letztere auf der Faktorei noch nicht eingetroffen, so bleibt sie nachher dort ein volles Jahr liegen, bis sich wieder eine Gelegenheit zur Weiterbeförderung findet.

Die Indianer dieses Gebiets, deren Zahl verschieden von 55,000 bis über 100,000 geschätzt wird, gehören vorzugsweise zu den Algonkinen-Völkern, unter denen namentlich die Knistineaux (Kenist —) oder Crees hervorzuheben sind, die das ganze Gebiet südlich von der Hudsonsbai vom Winnipeg-See bis nach Kanada inne haben. Eine besondere Abtheilung derselben wird von den Engländern, wahrscheinlich nach der sumpfigen Beschaffenheit ihres Landes Swampy-Crees genannt³⁾; auch sind mit ihnen die den Chippeway's nahe stehenden Saulteurs (Sotos), auch Saulteurs ge-

¹⁾ of. Heft I.

²⁾ Die kleineren Handelsposten werden einfach „Haus“ genannt, wie Norway-House, Oxford-House u. s. w.

³⁾ Ich habe dieselben in meinem Atlas, gestützt auf eine Quelle, die mir jetzt aus der Erinnerung gekommen ist, als Muscaigo's bezeichnet. Es beruht dies jedenfalls auf einer ethnographischen Verwechslung mit den oben genannten Crees, ehemals in Georgien, mit denen dieses Volk nichts zu thun hat.

nannt, verwandt. Bis an das Westufer des genannten Sees kommt das mit Dakota's verwandte Volk der Assiniboinie's vor, obgleich sich dort auch Stämme ihrer Erbfeinde, der Crees, befinden. Westlich, bis zum Felsengebirge und darüber hinaus, schließen sich die Athabasca-Völker an, die eine ganz andere Sprache reden, und unter denen die Chipewyans (nicht mit den Chippeway's zu verwechseln) das bedeutendste ist. Sich selbst nennen sie Tinné oder Dinné. Die Hundsruppen-Indianer, Hasen-Indianer, sowie die Loucheurz (Loucheurs)-Digotchi scheinen alle zu dieser Familie zu gehören. Auch die jenseits der Felsengebirge wohnenden Renai-Völker am Noubonflüß in dem ehemalig russischen Gebiet, das jetzt mit den Vereinigten Staaten verbunden ist, sind wahrscheinlich mit derselben verwandt. Dagegen sind die Völker an den Küsten jenes Gebietes ethnographisch von den bisher genannten ganz verschieden und verwandt mit den Eskimo, welche letzteren in kleine Stämmchen zerstückt die ganzen nördlichen Uferstriche inne haben. Sie werden auf 4000 Seelen geschätzt und sind mit wenigen Ausnahmen noch fast ohne Beziehungen zu den Weißen. Auch am Ostufer der Hudsonbai kommen Eskimo vor. Bekanntlich stehen dieselben überall den Indianern mit eingewurzelter Feindschaft gegenüber.

Die hauptsächlichsten Sprachen, die in dem großen Gebiet gebraucht werden, und mit denen man sich mehr oder weniger überall durchhelfen kann, sind Cree und Chipewyan. Was das Leben und die Sitten sowie Religion der Indianer betrifft, kann ich auf den 2. Abschnitt verweisen, um so mehr, da sich hier die ursprünglich indianische Lebensweise in viel höherem Maße behauptet hat.

Was das Verhältnis der Indianer zu den Weißen in diesem Gebiete betrifft, so ist nicht zu verkennen, daß die Company in den letzten Jahrzehnten in manchen Stücken das Beste derselben zu befördern suchte, so z. B. auch durch Unterdrückung der Zufuhr von Brantwein, der indessen in früheren Zeiten auch hier schon viel Schaden angerichtet hatte. Um die Forts hatte sich aus den Kindern und Nachkömlingen europäischer Väter und indianischer Mütter ein verwahrlostes Mischlingsgeslecht gebildet, das in heidnischem Aberglauben und in Sünden und Lastern heranwuchs.

Das fruchtbare Land in den südlichen Gegenden rief jedoch zu Anfang dieses Jahrhunderts einen Versuch von Kolonisation hervor, u. z. am Red River oder Rothen Flüß. Schon um die Mitte des vorigen hatten die Franzosen dort Forts gehabt, und es hatte sich ein Häuslein weißer resp. Mischlingsbevölkerung dort gehalten. Lord Selkirk siedelte 1811 eine größere Anzahl von Schotten und Kanadiern dort an. Zu Anfang hatte die junge Kolonie mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Bald aber gelangte sie zur Blüte. Für die geistliche Pflege der Weißen sowie die Ausbreitung des Evangeliums unter den Eingeborenen war bis dahin so gut wie nichts geschehen. Ja bis 1818 war in dem unermesslichen Ländergebiet von Hudsonia nicht ein einziges Gotteshaus zu finden.

In jenem Jahre kamen zuerst ein paar katholische Priester aus Kanada, die sich der verwilberten Angehörigen ihrer Kirche annahmen

und damit die sich später und dem Eis Franco-Kanada. Doch als Ländern Fuß selbst Schritte kirchlichen Missionar aus Eingeborenen. Der zu in York-Fort fort. Auf dem hinfahrenden breiten Winkel die Kolonie Knabe, der ihn. Auf der wurde ihm einen Seite Tannen bewa die schmuckige Noch wußten wiederholten Vater, segne mir. hatte 6 Wochen man in der Rep. Schotten einer zahlreich zu vollziehen und auch konnte er zog den Missionar mehr, da er sa katholischen eigenen Bezirk Landes erstredet gesammelt, als der Compagnie besuchten und von Schulen und hohen Norden Kreis leitete, Kälte von 40° Eis- und Schne

¹⁾ Wahrscheinlich kanadische südliche sich erhob.

kommt daß dort auch im Felsen-
er an, die
ppewhans
ist. Sich
er, Hasen-
e zu dieser
wohnenden
Gebiet, das
einlich mit
isten jenes
verdächtigen
mchen zer-
Sie werden
men noch
c der Hud-
überall den

et gebraucht
durchhelfen
die Sitten
2. Abschnitt
ianische Le-
sem Gebiete
den letzten
dern suchte,
ntwein, der
angerichtet
tömmelingen
stes Missch-
in Sünden

jedoch zu
ion hervor.
Mitte des
tte sich ein
Lord Sel-
adiern dort
vierigkeiten
e geistliche
unter den
bis 1818
in einziges

riester aus
annahmen

und damit den Grund zu der ausgedehnten katholischen Mission legten, die sich später schnell über das ganze Gebiet bis zu den Felsengebirgen und dem Eismeer ausdehnte, da sie überall auf den Forts an katholischen Franco-Kanadiern ihre Anhaltspunkte fand.

Doch auch die evangelische Kirche sollte bald darauf in diesen Ländern Fuß fassen. Zwei Jahre später that die Hudson Bay Company selbst Schritte dazu; man beschloß in Verbindung mit der Evangelisch-lutherischen Missionsgesellschaft (Church Missionary Society) einen Missionar auszufinden, der sowohl unter den Europäern wie unter den Eingeborenen wirken sollte.

Der zu diesem Werke bestimmte Rev. John West landete 1820 in York-Factory, und setzte seine Reise von dort im indianischen Boote fort. Auf dem breiten Nelson-River und über mehrere kleinere Seen hinfahrend kam er nach dem 100 Stunden langen und 20 Stunden breiten Winnipeg-See und endlich in den Nothen Flukz an sein Ziel, die Kolonie Douglas, wie sie damals genannt wurde.¹⁾ Ein Indianer-Knabe, der ihm in York F. von seinem Vater anvertraut war, begleitete ihn. Auf der Station Norway-House an dem jetztgenannten See wurde ihm ein zweiter übergeben. So fuhr er über die nach der einen Seite unabsehbare Wasserfläche hin an den malerischen mit Tannen bewachsenen Ufern im Boot von Birkenrinde, an seiner Seite die schmutzigen, halbbekleideten und ungeschliffenen Indianerjungen. Noch wußten sie nichts von Gott, aber West lehrte sie beten, und oft wiederholten sie in gebrochenem Englisch das schlichte Gebet: „Großer Vater, segne mich durch Jesum Christum unsern Herrn.“ — Die Reise hatte 6 Wochen gebauert. Am 15. Oktober, einem Sonnabend, landete man in der Kolonie, die außer den Halbinianern 5—600 Engländer resp. Schotten umfaßte. Gleich am ersten Sonntag konnte West vor einer zahlreichen Versammlung predigen. Bald hatte er Trauungen zu vollziehen an Paaren, die lange ohne Gottes Segen zusammengelebt; auch konnte er einige Kinder von Halbinianern tauften. Sein Herz zog den Missionar jedoch immer wieder zu den rothen Leuten, um so mehr, da er sah, wie die katholischen Priester sie zu den Formen der katholischen Kirche heranzuziehen suchten. Aus den Wältern seines eigenen Bezirks, der sich bis an 160 Stunden in das Innere des Landes erstreckte, hatte er bereits eine beträchtliche Anzahl Kinder gesammelt, als er im Anfang des Jahres 1821 ersucht wurde, alle Posten der Compagnie, soweit das Klima und seine Umstände gestatteten, zu besuchen und auf eigene Beobachtung gegründete Vorschläge zur Anlegung von Schulen und christlichen Gotteshäusern in der kalten Wildnis des hohen Nordens zu machen. Auf einem von 3 Hunden, welche ein Treiber leitete, gezogenen Schlitten verließ er am 15. Januar bei einer Kälte von 40 Grad unter dem Gefrierpunkt seine Wohnung, um die Eis- und Schneegipfel jener Gegenden als Votie Christi zu bereisen.

¹⁾ Wahrscheinlich war dies der schottische Theil der Kolonie, während der kanadische südlicher lag, wo bald die katholische Kathedrale zu St. Bonifacius sich erhob.

Unter großen Beschwerden besuchte er die zwei Posten Brandon-Haus und Biber-Bai, wo Europäer und Halbindianer seinem Worte Aufmerksamkeit schenkten, hatte auch interessanten Verkehr mit einigen Indianern, und nachdem er fast 240 Stunden Weges zurückgelegt, lehrte er im Februar 1821 an den Rothen Fluss zurück, wo er seine Arbeit wieder aufnahm. Sein Plan war, eine Anstalt für eingeborene Knaben zu errichten, wo sie nicht nur Unterricht im Christenthum und Bildung empfingen, sondern allmählich auch zum Ackerbau angeleitet werden und etwas von den Gewohnheiten des gesitteten Lebens lernen sollten. Von mehreren Seiten wurden ihm Indianerknaben dazu gebracht, und im Sommer 1822 nahm die Committee der englisch kirchlichen Missionsgesellschaft die Missionsstation am Rothen Fluss als die ihrige an, und beschloß, dem Herrn West baldmöglichst einige Gehülfen zuzufinden. Ein hölzernes Kirchlein nebst einer Schule ward erbaut, und vier Indianerknaben, unter ihnen die beiden erwähnten, wurden darin getauft. Nachdem West so den ersten Grund zu einer Missionsstelle gelegt und in kaum 3 Jahren eine bedeutende Veränderung in dem geistlichen Zustande der Kolonie zuwege gebracht, lehrte er nach England zurück, und Missionar Jones, der im Oktober 1823 anlief, setzte das begonnene Werk fort. Bald war die vorhandene Kirche zu klein, und mit Hülfe des Gouverneur Simson wurde zu Image-Plains, 4 Stunden Stromabwärts, eine zweite, solide Kirche erbaut, im Januar 1825 eingeweiht und bald eben so eifrig besucht, als die weiter oben stehende. Manche Gemeindeglieder kamen allsonntäglich 4—5 Stunden weit zum Gottesdienst. Auch mit den Schulen nahm es einen guten Fortgang; 169 Knaben und Mädchen aller Stände besuchten die Sonntagschule, und die Knaben-Anstalt enthielt 12 Böblinge, welche gute Fortschritte machten; 1825 aber verlor Jones 2 dieser hoffnungsvollen Knaben, William Sharpe und Joseph Harbridge, durch den Tod. 160 Stunden weit kamen die Verwandten des letzteren herbei, um an seinem Grabe zu klagen und in wildem Schmerz sich selbst zu zerfleischen.

Jones' Gesundheit hatte durch die Strenge des ersten Winters und durch die gehäufte Arbeit gar sehr gelitten. Deshalb war seine Freude um so größer, im Oktober 1825 den Missionar Cockran und dessen Frau am Rothen Flusse zu bewillkommen, und der weibliche Theil der Bevölkerung erkannte bald den Segen, eine Missionarin unter sich zu haben. In dem folgenden Winter aber schlug die Büffeljagd leider fehl, und entstand infolge dessen in der Kolonie eine für viele sehr drückende Hungersnoth; noch trauriger war im Frühjahr 1826 eine furchtbare, gerade in der Saatzeit eingetretene Überschwemmung, die nur drei Häuser in der Kolonie stehen ließ, und Ursach neuen Mangels wurde, denn erst durch die gesegnete Ernte des Jahres 1827 abgeholfen ward. Die Frucht dieser Trübsale zeigte sich besonders an den Europäern und Halbindianern, während die Indianer trotz allen diesen Nöthen bisher von dem Evangelium noch wenig angefacht waren. Nur ein paar vereinzelte Bekehrungen solcher, die wie es scheint auf der Kolonie lebten, werden bis dahin erwähnt.

Um nach Ueberzeugung unter nicht gegründet werden Erlaubnis ei Stunden nör gegen den W er 1829 einer schnellen) gen längs des St Bei diesem er kleine Zahl vo und außerdem Indianer aus Ackerbau zu Sichel weg. Grand-Rapids dem Stamm d wandten famili herbeigekommen Knaben und M und Zimmeran Jahren (1829— der Bevölkerung geworden mit e sumpfigen Eben Korn geschmückt indianischen Be Gott. Ueber 6 Abendmahlsgäste Taufe von Erw handenen Heider. Doch hatten hier inzwischen durch Indianer fünf war. Die nicht herangezogen werden (auch William J wieder den Gebot aufgeben, und ich bei Seite legen und zu ihrer Fa „Ob ihr weißt Boden belästigt“ in unser Buchen habt. Aber jetzt sind wir in das Gebiet unserer Läden und über den Rauch eur

Um nachhaltig auf die Eingeborenen zu wirken, mußte nach der Überzeugung der Missionare für die Eingeborenen allein, wenn auch unter nicht zu verhüllenden Schwierigkeiten, eine besondere Niederlassung gegründet werden, und nachdem die Committee in England hiezu die Erlaubnis ertheilt, schritt Missionar Cockran zum Werke. Sechs Stunden nördlich von der Kolonie, am Rothen Fluß weiter hinab gegen den Winnipeg-See zu, vier Stunden von Image-Plains, wählte er 1829 einen hiezu geeigneten Punkt, Grand-Rapids (große Stromschnellen) genannt, wo zu ein Landstrich von mehr als vier Stunden längs des Stromes und von einigen Stunden landeinwärts gehörte. Bei diesem ersten Versuch betheiligte sich allerdings zuerst nur eine ganz kleine Zahl von Indianern, eine bei weitem größere von Halbindianern und außerdem einige wenige Europäer. Unendlich schwer hielt es, die Indianer auch nur den Gebrauch der verschiedenen Geräthe zum Aderbau zu lehren, und oft warfen sie Hacke und Spaten, Beil und Sichel weg. Doch nach 2 Jahren hatten sich die 30 Bewohner von Grand-Rapids bis auf 300 vermehrt, besonders durch Indianer aus dem Stamm der Swampy-Cree's, die auf Einladungen ihrer Verwandten familienweise — einmal landeten 20 Kähne auf einmal — herbeigekommen waren. Eine Kirche war gebaut, die Schule unterrichtete Knaben und Mädchen zugleich in Handarbeiten, jene in Landwirthschaft und Zimmerarbeit, diese im Wollespinnen. „Im Lauf von sieben Jahren (1829—36) waren aus den Blochhäusern des christlichen Theils der Bevölkerung in Grand-Rapids nette gemütliche Wohnungen geworden mit einem kleinen Garten und Meierhof. Die früher öden sumpfigen Ebenen waren jetzt mit Viehheuden oder mit wallendem Korn gesäumt. Statt der sonst täglich zu hörenden Klapper des indianischen Beschwörers erschallten jetzt Lobgefänge zu dem wahrhaftigen Gott. Über 60 Kinder besuchten die Wochenschule; die Zahl der Abendmahlsgäste war gegen 70; und die Gemeinde, welche durch die Taufe von Erwachsenen aus der Zahl der in der Niederlassung vorhandenen Heiden immer zugenommen hatte, umfaßte jetzt 600 Seelen.“ Doch hatten hier die Halbindianer noch so sehr das Übergewicht, daß inzwischen durch Missionar Cockran eine weitere Station blos für Indianer fünf Stunden unterhalb Grand-Rapids angelegt worden war. Die nicht weit von da hausenden Saulteaux-Indianer sollten dazu herangezogen werden. Schwer hielt es freilich, den Häuptling Pigwys (auch William King genannt), dazu zu vermögen. Er brachte immer wieder den Gedanken vor, daß, wenn sie die Sitten ihrer Vorfahren aufzugeben, und ihre „Medizin“ ihre Trommeln und Beschwörungen bei Seite legen würden, „der Herr des Lebens“ über sie zornig werden und zu ihrer Jagd und Fischerei kein Glück geben würde.

„Ehe ihr weißen Leute zu uns kamen,“ rief Pigwys einmal aus, „und unsern Boden belästigt, waren unsere Flüsse voll Fische und unsere Wälder voll Wild; unsere Buchten hatten Biber in Menge und unsere Ebenen waren mit Büffeln bedeckt. Aber jetzt sind wir arm gemacht; unsere Biber sind fort seit immer, unsere Büffel sind in das Gebiet unserer Feinde gestoßen, die Zahl unserer Fische ist klein geworden, unserer Katzen und Bissamratten sind es nur wenige mehr, die Gänse fliechten sich über den Rauch eurer Kamine hinzufliegen, und wir sind von allen Seiten dem

Hunger preisgegeben. Ihr weisen Leute dagegen werdet reich und immer reicher über dem Staub unserer Vorfäder; ihr durchwühlt die Ebenen mit dem Pfing, bedeckt sie im Sommer mit Kühen und im Winter flüttet ihr euer Vieh mit Heu von dem nämlichen Moorland, von dem ihr unsere Väter vertrieben habt!"

Nach einem strengen Winter erneuerte Cockran im Frühjahr 1831 seinen Versuch, und Bigwys selbst schien diesmal nicht abgeneigt, aber die einflussreichsten Glieder des Stammes waren entschieden gegen das Vorhaben, und so ging der Sommer hin, ohne dass etwas geschehen konnte. Im April 1832 nach einem noch härteren Winter machte sich Cockran abermals nach Netley-Creek auf, wo im Frühling und Herbst jedes Jahres der Stamm sich versammelte, um seinen Hauptzauberer über Glück und Unglück zu befragen. Ende Mai kam dieser, und Gott gab, dass er ja sagte zu dem Beginnen des Missionars. Doch von 200 Indianern, welche auf dem Lagerplatz von Netley-Creek für den Sommer sich niedergelassen, vermochte Cockran nur ihrer sieben dazu, einen Versuch mit dem Feldbau zu machen, und nicht einmal auf diese konnte er sich verlassen. Er selbst arbeitete vom Montag bis Samstag in Netley-Creek im Schweiße seines Angesichts, und stand Sonntags wieder unter seiner Gemeinde zu Grand-Rapids mit der theuren Botschaft vom Heiland der Sünder. Leider war der Sommer des Jahres 1832 ein ungünstiger; der alte Bigwys ward wieder bedenkllich, und der Zauberer suchte auf alle Weise die Leute von der Einsammlung der Ernte abzuhalten. Doch sah Cockran am 3. September 1832 seine Indianer zum erstenmal mit ihren Sicheln in der Gerstenereite stehen, die mit Überwindung ihrer Trägheit binnen einigen Tagen glücklich eingebracht ward. Allein nur drei von den sieben, unter ihnen Bigwys, hoben den Ertrag der Ernte für den Winter auf, während die andern vier ihn alsbald verschmausten. Im folgenden Frühjahr aber wuchs die Zahl derer, die an den Feldbau gingen, auf 14 an.

Wegen mannigfacher Störungen jedoch, denen die Niederlassung zu Netley-Creek durch die zwischen den Saulteaux- und Creek-Indianern bestehende Feindschaft ausgesetzt war, fand sich Cockran im Frühjahr 1833 bewogen, dieselbe aufzugeben, und mit Bewilligung des Häuptlings eine neue in Sugar-Point (spr. Schugar P., sogenannt wegen der vielen dort wachsenden Zuckerahornbäume), eine starke halbe Stunde näher von Grand-Rapids, anzulegen. Der Häuptling selbst war einer der ersten, die hierher zogen, den Acker zurichteten und Blockhütten sich erbauten. Als bald ging der Missionar auch an die Erbauung eines Schulzimmers und wußte endlich die Eltern zu überreden, ihm ihre Kinder in Unterricht zu geben, die er, um ihnen den Schulbesuch annehmlicher zu machen, täglich einmal speiste und im Winter mit warmer Kleidung versah. Aber er hatte da im Anfange keine leichte Arbeit. „Hätten wir“, schreibt er, „eine gleiche Zahl wilder Waldvögel in einem Zimmer losgelassen, so würde es für uns nicht schwerer sein, uns unter ihnen zu bewegen. Sie rennen herein und heraus, lernen oder spielen nach Belieben, streiten miteinander, und immer suchen sie ihren Hader mit dem Messer oder Bogen und Pfeil auszumachen.

Mit Gewalt
endlich die C
diese ungebä
freute sich de
fordern, so d
eingeweihet w
Seelen unter
des Stromes
23 weißgetün
und Gerste, a
umgebenen D
hatte das Eva
Der Häuptling
Zeichen der G
seine Widersac
zu Sugar-Point
Trunkenheit ü
1838 die Tau
der Missionsge

„Ich bin jeg
für meine Seele
Freunde, ich hoff
Absicht, dass mein
Laufe der Zeit eu
immer verlassen:
Ihr möchtet vielle
unserer jungen M
ihr wisst wohl,
viele gewinnen.
werdet dieselbe F
Brief zu senden u

Einen ähnln
an die Committ
sie sollen eilen!
Verwandte und
Die Committee
hur ist abzufende
folgenden Jahres
da die Missionar
schiedem Heide
Kirchhofe unter
des Herrn stand
und lud die ung
seines Borganges
der bekehrten In
Vorurtheil der r
beitrug. Die Li
aber bald das M
werden.

Mit Gewalt einschreiten hieße geradezu sie wegtreiben.“ Doch siegte endlich die Geduld und Ausdauer des Missionars nach und nach über diese ungebändigte Schaar. Die Gemeinde in Grand-Rapids aber freute sich des zu Sugar-Point exklühenden Werkes und half es treulich fördern, so daß eine Kirche daselbst erbaut und am 4. Januar 1837 eingeweiht werden konnte, als bereits 47 Christenfamilien mit 260 Seelen unter dem sie noch umgebenden heidnischen Volke standen. Längs des Stromes dehnte sich ein kleines freundliches Indianerdörfchen von 23 weißgetünchten Häusern, jedes mit seinem Getreideschober voll Weizen und Gerste, aus, und inmitten des von angebauten Feldern und Wiesen umgebenen Ortes stand das Schulhaus mit 60 fröhlichen Kindern. Das hatte das Evangelium binnen 3 Jahren zu Sugar-Point ausgerichtet. Der Häuptling Pigwys wurde unter seinem Stamme ein hell leuchtendes Zeichen der Gottesstrafe des Evangeliums, und bewies das sowohl gegen seine Widersacher, als bei dem Tode seines jüngeren, in der Schule zu Sugar-Point herangebildeten christlichen Sohnes Georg. Auch die Trunkenheit überwand er mit Gottes Gnade und konnte so im Februar 1838 die Taufe erhalten. Aus einem Briefe, den er an die Committee der Missionsgesellschaft schrieb, sei Folgendes angeführt:

„Ich bin jetzt alt. Ich sorge jetzt nicht mehr so viel für meinen Leib, als ich für meine Seele zu sorgen wünsche. Ich halte daher euren Unterricht sehr. Meine Freunde, ich hoffe, ihr werdet überlegen, was ich gesagt habe. Es war meine Absicht, daß mein Sohn, dessen Hand euch im letzten Jahre geschrieben hat, im Laufe der Zeit euch sollte nützlich werden; aber er ist nicht mehr; er hat mich für immer verlassen: ich hoffe daher, ihr werdet noch aufmerksamer meine Lage überlegen. Ihr möglicht vielleicht entmuthigt sein, bei uns fortzufahren, da ihr höret, daß viele unserer jungen Männer nicht wünschen, eure Lehre und Religion zu folgen; aber ihr wisst wohl, Beharrlichkeit geht einen großen Weg, und wird gewiß bei Zeiten viele gewinnen. Ich gebe euch allen jetzt einen freundlichen Wunsch, und hoffe, ihr werdet dieselbe Freundschaft mir erzeigen, die ich euch erzeigt habe, mir einen Brief zu senden und mich wissen zu lassen, was ihr denkt.“

William King, Häuptling der Indianer am Roten Flus.“

Einen ähnlichen Brief schrieben damals die Indianer insgesamt an die Committee, und trugen dem Ueberbringer auf: „Sage ihnen, sie sollen eilen! die Zeit ist kurz und der Tod rafft sehr schnell unsere Verwandten und Freunde hinweg. Sage ihnen, sie sollen eilen!“ — Die Committee fand sich dadurch bewogen, alsbald Missionar Smithurst abzufinden, der im September 1839 ankam. Im Januar des folgenden Jahres wurde Pigwys' Glaube ernstlich auf die Probe gestellt, da die Missionare ihm nicht gestatten konnten, seinen ältesten in entschiedenem Heidenthum durch Selbstmord gestorbenen Sohn auf dem Kirchhofe unter den Gläubigen zu beerdigen. Als Zeuge und Bekennner des Herrn stand der trauernde Vater am Grabe seines Erstgeborenen und lud die ungläubigen Indianer zu dem Lebensfürsten ein. Trotz seines Vorganges und seiner späteren Bemühungen blieb aber die Zahl der bekehrten Indianer immer noch eine geringe, wozu das entschiedene Vorurtheil der rothen Heiden gegen den weißen Mann sicher nicht wenig beitrug. Die Liebe der wenigen Bekehrten zu ihren Verwandten sollte aber bald das Mittel für eine weitere Ausbreitung des Evangeliums werden.

Mehrere Familien aus der Nachbarschaft des Cumberland-Sees, die bisher zu Grand-Rapids sich angesiedelt hatten, wünschten sehrlich, ihre früheren Genossen in den dortigen Wildnissen christlich unterrichtet zu sehen, und die Antworten auf dorthin gelommene Botschaften waren so erfreulich, daß endlich der Beschlüß gefaßt wurde, einen Arbeiter dorthin zu schicken. Und wen sandte man? Einen von den beiden Knaben, welche Missionar West damals beten lehrte: „Segne mich, großer Vater; durch unsern Herrn Jesum Christum!“ Henry Budd, vom Stämme der Cree-Indianer, war nach West's Heimkehr 1823 in die Pflege des Missionar Jones und von da in den Dienst der Hudsonbai-Gesellschaft gekommen, welchen er 1837 wieder verließ, um zu Rapids wohnend regelmäßig den Segen des christlichen Predigtamtes zu genießen. Jones vermochte ihn indeß, die Schule am Nothen Fluss zu übernehmen, wo er als Mann von Festigkeit und Einsicht sich erwies. Er ward im Sommer 1840 nach Cumberland abgeordnet, wohin er nach einer Reise von etwa 200 Stunden über Seen und Flüsse in Begleitung seiner Frau und Mutter gelangte, anfangs mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, nach 2 Monaten aber schon eine Schaar von 24 Kindern im Unterricht hatte. Von dem ersten, für Sammlung einer Gemeinde wenig günstigen Niederlassungsorte wandte er sich schon im Laufe der beiden ersten Jahre nach einem Orte an den Ufern des Saslatshewan The Pas genannt, später Devon, wo Groß und Klein von seinem kräftigen, durchdringenden Zeugniß ergriffen ward und viele die Taufe begehrten. Budd, als Katedrist, konnte dieselbe nicht vollziehen, und kam deshalb Missionar Smithurst 1842 von Sugar-Point nach der neuen Station, um die Taufkandidaten zu prüfen und zu tauften.¹⁾

Das Resultat der Prüfung war sehr erfreulich. Alle bekannten, ein tiefes Gefühl von ihrem verderbten und verlorenen Zustande zu haben. Viele, wenn sie von ihrem vergangenen Leben und den elenden Täuschungen sprachen, unter welchen sie sich abquälten, waren sehr ergriffen und bezeugten mit starken Ausdrücken ihre Betrübnis über ihre Sünden. Sie drückten sich u. a. aus, ihre Herzen seien so bestimmt als wollten sie in Stille zerspringen. — Sie hatten einen ziemlich klaren Begriff von dem Wesen der Verjährung durch den Glauben an Jesum Christum, und versicherten ihren Entschluß ganz auf sein Verdienst sich zu verlassen, um Zugang zu Gott zu gewinnen. Sie waren vollkommen überzeugt von der Nothwendigkeit einer Sinnesänderung; und während sie auf Gnade durch das Verdienst Christi hofften, erwarteten sie zugleich, es werde ihnen so viel göttlicher Beistand gegeben werden, um sie in den Stand zu setzen, nach seinem Willen zu leben. Schon seit längere Zeit hatten sie alle ihre heidnischen Sitten abgelegt, pflichtlich und trenn die Anweisungen Budd's befolgt, auch Gelegenheit gehabt, einem bedeutenden Widerstand von Seiten ihrer heidnischen Nachbarn mutig entgegenzutreten. Ich (Smithurst) konnte mich in allem nur von ihrer Aufrichtigkeit überzeugen.“ —

So wurden mit einemmale 85 bekehrte Heiden in den Schoß der christlichen Kirche aufgenommen, und am folgenden Tage auch 13 Ehepaare öffentlich und feierlich im Schulzimmer eingeseignet, nach Smithurst's Abreise wirkte Budd in Segen fort und das Häuflein der Gläubigen mehrte sich trotz mancher Anfechtungen von Seiten römischer Priester, bis endlich am 26. September 1844 in der Person J. Hunter's,

¹⁾ Calver Monatsblatt 1844, S. 166 f.

der mit seiner für diese Statu einer sehr bestre zu taufen, Tag zu trauen. Am zum Weihnachts Gottesdienst und bezeugen, daß si Sonntag heilige Ehe wir nu berland-Haus au sionar Cowley, dianer an dem bleibend dasselb wo er allerdings hatte.

Im Sommer Bischof von Mo überreichten ihm Adressen: „Unserm die Cree- und Ojib wünschen zu unse Wir danken Dir besuchen. Unser b Du schon seit zwei sehr stark geworde sehr erfreut, daß S daß er Dich gefan Geistes zu thun su Volke im englischen einen betenden Bat unserer Kinder bez Leute das Wort G und wir danken Hätten sie nicht M beten jeden Tag für und für ihre Verw und für unsere bete gefund zurückgeleiter Herrn Jesu Christi Heinrich Prince, der Indianer am R In Cumberl Frau den äußern Mangel zu kämpfen,

¹⁾ Calver Monatsblatt

²⁾ Sondermann a. Burckhardt, Missions-Bibliot

der mit seiner Frau von England kam, ein ordiniertes Missionar auch für diese Station eintraf. Gleich am folgenden Sonntag hatte er nach einer sehr befriedigenden Prüfung wieder 31 Erwachsene und 37 Kinder zu tauften, Tags darauf aber 12 Paare aus der Zahl dieser Getauften zu trauen. Am 1. Oktober wurde auch das heilige Abendmahl gefeiert. Zum Weihnachtsfest kamen viele Indianer von der Jagd heim, um dem Gottesdienst und der Kommunion beizuwöhnen, und Budd kontierte ihnen bezeugen, daß sie auch während ihrer Abwesenheit von der Station den Sonntag heiligten und fleißig unter sich Gebetsversammlungen hielten.

Ehe wir nun die weitere Ausbreitung des Evangeliums von Cumberland-Haus aus verfolgen, erwähnen wir, daß im August 1844 Missionar Cowley, der schon seit 1842 vom Nothen Flusse aus die Indianer an dem Manitoba-See hin und wieder besucht hatte, sich bleibend dafelbst niederließ und eine neue Station Manitoba¹⁾ gründete, wo er allerdings längere Zeit mit vielfachen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte.

Im Sommer desselben Jahres 1844 besuchte auch der englische Bischof von Montreal die Niederlassungen am Nothen Flusse²⁾ und überreichten ihm bei seinem Abschied die christlichen Indianer folgende Adresse: „Unserm vorgesetzten betenden Vater von Montreal. — Wir, die Cree- und Ojibbeway-Indianer und Mitglieder der englischen Kirche, wünschen zu unsern vorgesetzten betenden Vater einige Worte zu reden. Wir danken Dir, Vater, daß Du den Weg gekommen bist, uns zu besuchen. Unser betender Vater (Missionar Smithurst) sagte uns, daß Du schon seit zwei Jahren vorhattest, zu uns zu kommen, aber daß Du sehr krank geworden bist und nicht gekonnt hast. Unsere Herzen sind sehr erfreut, daß Du nun doch gekommen bist, und wir danken Gott, daß er Dich gesandt hat. Wir werden unter dem Beistande des heiligen Geistes zu thun suchen, was Du uns sagst. Wir danken dem englischen Volke im englischen Lande jenseits des großen Wassers, daß es uns einen betenden Vater gesandt hat und einen Lehrer zum Unterrichte unserer Kinder bezahlt. Du siehst, Vater, daß fast alle unsere jungen Leute das Wort Gottes lesen können. Wir leben nun sehr glücklich, und wir verdanken dies alles den guten Leuten im englischen Lande. Hätten sie nicht Mitleid mit uns, so würden wir alle Heiden sein. Wir beten jeden Tag für unsere große Mutter, die Frau Häuptling Victoria, und für ihre Verwandten, und für unsere vorgesetzten betenden Väter und für unsere betenden Väter. — Wir hoffen, Gott wird Dich wieder gesund zurückgeleiten, und wir bitten ihn, daß er Dich segne um unseres Herrn Jesu Christi willen. — Unterzeichnet für die Indianer von mir Heinrich Prince, im Namen meines Vaters Wigwys, Häuptling der Indianer am Nothen Flusse.“

In Cumberland-Haus hatten Missionar Hunter und seine Frau den äußern Umständen nach freilich im Anfang mit großem Mangel zu kämpfen, aber das Wort des Herrn lief am Cumberland-

¹⁾ Galwer Monatsblatt 1849, S. 165 ff.

²⁾ Sondermann a. a. D. S. 22 ff.

See und wuchs nicht blos dort, sondern verbreitete sich auch von hier aus in die Nähe und Ferne. Auf ihren manigfachen Zugrßen trafen die Christen von dort mit andern Indianern zusammen und ließen keine Gelegenheit vorbei, wo sie mit ihren heidnischen Landsleuten ein Wort zu seiner Zeit reden konnten. Und so entstand in weiten Kreisen ein Suchen und Fragen nach der Botschaft des Heils. Schon 1842 war auf solchen Anlaß ein Häuptling von Lac La Ronde, Namens Hetsche Hulimau, 160 Stunden weit nordwestlich von Cumberland, zu Budd gekommen, um sich weiter unterrichten zu lassen. Er wiederholte seine Besuche und teilte das Empfangene daheim seinen Stammesgenossen mit, die es begierig aufnahmen, bis er endlich 1846 nach einem längeren Aufenthalte in Pas und regelmäßigem Unterricht bei Budd und Hunter getauft werden konnte und den Namen Paul empfing. Ein förmlicher Heißhunger nach dem „Wort des großen Geistes“ hatte die Indianer am Lac La Ronde¹⁾ ergriffen, und Missionar Hunter sandte deshalb 1845 einen Indianer, Beardy, 1846 gleichfalls einen Eingeborenen, Setten, der auch einer der ersten Jöglinge des Missionar West gewesen, nach dieser Station, bis er 1847 selber nach Lac La Ronde aufbrach. Unterwegs begegnete er dem Häuptling vom Kattentluß, Kinnakalpu, mit seirem Weibe, die sich in Cumberland wollten taufen lassen, und da er sie wohl unterrichtet fand, taufte er sie am Ufer des Flusses. In Lac La Ronde aber, wo der Katechet Setten arbeitete, war bald kein Indianer mehr, der sich nicht zur Taufe gebrängt hätte. Mittlerweile drang Beardy 160 bis 200 Stunden weiter ins Innere, bis zu dem Handelsort Isle à la Grosse vor, in dessen Nachbarschaft römische Priester Eingang gefunden hatten. Noch weiter aber, bis zum Chipewyan-Fort in der Athabasca-Gegend, 400 Stunden über Isle à la Grosse, war der Schall des Evangeliums gedrungen, und ein Häuptling von dort, Tripe de Roche, hatte Botschaft an Missionar Hunter gesandt und um einen evangelischen Lehrer gebeten. — Viele suchende Seelen kamen auch von dem näher gelegenen Ne pow ewin nach Cumberland, noch andere von Moose-Lake (Elenuthier-See), nur zwei Tagereisen von Pas entfernt, wo der Postbeamte sich der Indianer annahm, später aber eine besondere Station gegründet wurde,²⁾ dahn einer der frühesten Befahrten von Cumberland, Humpible, als Lehrer gesandt ward. — Wie auf der Station Lac La Ronde, so fanden sich allmählich auch auf andern Stationen jener öden Gegend verhältnismäßig zahlreiche christliche Gemeinden, so in Carp-River, etwa 6 Stunden von Lac La Ronde, in Fairford bei Manitoba, von wo im Mai 1851 wieder ein Nationallehrer, Pratt, nach Fort Belly³⁾ gesandt worden ist.

Vor allen aber wurde Cumberland⁴⁾ zu einem in die Nähe und in die Ferne leuchtenden hellen Licht. In dem kurzen Zeitraum von 1844—1853 wurden dort 600 Eingeborne getauft, und viele und mer-

¹⁾ Calwer Missionsblatt 1851, S. 81 ff.

²⁾ Calwer Monatsblatt 1853, S. 151. cf. Calwer Missionsblatt 1853, S. 41.

³⁾ Calwer Monatsblatt 1853, S. 171.

⁴⁾ Calwer Monatsblatt 1854, S. 156 ff.

würdige Beweise liebt. Wie hoch sie daraus, daß sie um bensmittel wegen au bis 80 Stunden na zu feiern. Die Mis viele, aufrichtige und Geist die Gebote ihr ist geordnet und fromm Gedächtnis, und eine ungewöhnliche die leitenden Punkte Weise bringen sie dem ihre christlichen Erken Hause ist Morgen- und wird diese Uebung au tiefer Bewegung der Landsleute ist allen ei Gelegenheit, sie für C hat sich aber zugleich Saskatschewan stehen immer wächst, während überziehen zum bessern spiel voller Leben ist e dem Abendgottesdienste gleicher Zeit mit einem jedes Haus hat sein St außerdem seine Kartoffel ebenso bauen sie Gerste Winters aber sieht man si geschirtes fleißig beschä schaffen, wie sie denn an ihren Pferden und Schlit Ein Geist der Überzeugung ihnen wahrnehmbar, wildest Zustände abgehoben sich auf, bis sie in ihren mit sehr wenigen Ausnahmen Cumberland in 13 Tagen des in sich selbst schwächeren Budd. Denken wir uns Lage eines solchen Indianer derselbe am 11. O sehr kalt, der Boden ist hinaus in den Wald und hauen, um doch einiges weisse Hütte, welche zwe Abend tönte die frohe Be

würdige Beweise liegen vor, daß ihr Bekennniß lauter und wahrhaftig ist. Wie hoch sie das Wort Gottes und die Predigt halten, erhebt auch daraus, daß sie um Weihnachten und Ostern, wo sie gewöhnlich der Lebensmittel wegen auf der Jagd sind, aus einer Entfernung von 40 bis 80 Stunden nach der Station aufbrechen, um diese Feste daheim zu feiern. Die Missionare geben ihnen das Zeugniß, daß viele, sehr viele, aufrichtige und ernste Christen sind, die in einfältigem, kindlichem Geist die Gebote ihres Heilandes zu halten bemüht sind. Ihre Haltung ist geordnet und fromm. Bei dem Gebetsgottesdienst sprechen sie aus dem Gedächtniß, und beim Gesange schweigt kein Mund. Sie haben eine ungewöhnliche Aufmerksamkeit, und können daheim ihren Freunden die leitenden Punkte einer gehörten Predigt wiederholen. Auf diese Weise bringen sie den größten Theil des Sonntags zu, theilen einander ihre christlichen Erkenntnisse mit, singen Lieder und beten. In jedem Hause ist Morgen- und Abendgottesdienst, und sogar auf ihren Jagdzügen wird diese Uebung aufrecht erhalten. Das heilige Abendmahl wird mit tiefer Bewegung der Herzen gefeiert. Die Bekehrung ihrer heidnischen Landsleute ist allen ein großes Anliegen, und sie verfüumen daher keine Gelegenheit, sie für Christum zu gewinnen. Mit dem innern Leben hat sich aber zugleich das äußere verändert. Auf beiden Seiten des Saskatchewan stehen gegenwärtig über 40 Häuser, deren Zahl noch immer wächst, während die älteren Ansiedler ihre Wohnungen mit Mörtel überziehen zum bessern Schutz gegen die strenge Winterkälte. Ein Schauspiel voller Leben ist es, wenn die Indianer über den Fluß setzen, um dem Abendgottesdienste beizuwohnen; 20 bis 30 Rähne rudern da zu gleicher Zeit mit einem Geräusch, daß einer fernen Stromschnelle gleicht. Jedes Haus hat sein Stück angebautes Boden, das sich jährlich erweitert, außerdem seine Kartoffelfelder, die auf einer Insel des Flusses liegen. Ebenso bauen sie Gerste, halten Vieh und Pferde. Vor Einbruch des Winters aber sieht man sie mit Herstellung ihrer Schlitten und ihres Arbeitsgeschirres fleißig beschäftigt, um Heu und Brennholz nach Hause zu schaffen, wie sie denn auch durch das Gehölz Wege bahnen, um mit ihren Pferden und Schlitten das Ergebniß ihres Fischfangs heimzubringen. Ein Geist der Überlegung, der Thatkraft, der Vorsorglichkeit ist an ihnen wahrnehmbar, — Eigenarten, die dem Indianer in seinem wilden Zustande abheben. Nicht eher machen sie zu ihren Jagdzügen sich auf, bis sie in ihrem Hause alles wohl bestellt haben, und lassen mit sehr wenigen Ausnahmen Weib und Kinder daheim. Das ist aus Cumberland in 13 Jahren geworden hauptsächlich unter der Pflege dess in sich selbst schwachen, aber im Herrn erstarnten Indianer-Katechisten Budd. Denken wir uns übrigens in die einfame und verleugnungsvolle Lage eines solchen Indianer-Missionars hinein, so werden wir verstehen, was derselbe am 11. Oktober 1852 schreibt: „Diesen Morgen ist es sehr kalt, der Boden ist in der letzten Nacht hart gefroren. Ich ging hinaus in den Wald und fing an, den ersten Balken für mein Haus zuzuhauen, um doch einiges Brennholz vorrätig zu haben, wenn die einstweilige Hütte, welche zwei Indianer für mich errichten, fertig ist. Am Abend tönte die frohe Botschaft in meine Ohren: daß Herbstboot!

das Herbstboot! Ich bekam von Freunden in England ein Packet Briefe, die ich mit dem lebhaftesten Interesse und mit Thränen der Dankbarkeit durchlas. Der Gedanke, daß so viele gütige Freunde meiner auf diesem einsamen Platze gedenken, und so willig sind, mir und meinen armen Landsleuten Hilfe zu reichen, überwältigte mich ganz. Ich dachte: Was für gesegnete Früchte bringt doch das Christenthum hervor! Hier sind Herren und Damen, die ich nie gesehen habe, und die mich nur dem Namen nach kennen, und doch gedenken sie meiner als ihres Freundes und Bruders in dem Herrn Jesu Christo. Ich dankte Gott und gewann neuen Muth. Gern will ich die Sorge und Last des Tages und auch die Kälte meines Heimatlandes tragen für die Sache dessen, der unendlich mehr für mich gethan hat, wenn ich durch die Gebete und Wünsche so vieler gütigen Freunde und durch ihre großmütigen Gaben unterstützt werde." — Wie wunderbar! Im September 1820 sammelt der unwissende Indianerknabe Henry Budd, vom Missionar West väterlich gelehrt, sein tägliches Gebet zum großen Vater um Segen. Zwanzig Jahre darauf ist dieser Knabe ein gesegneter und segnender Lehrer seines Volkes in Cumberland geworden, und nach dreizehnjähriger hingebungsvoller Arbeit wird derselbe 1853 zum Missionar ordinirt. — Im Oktober 1820 erschallt zum erstenmal das Evangelium am Rothen Fluß aus West's Munde. Ein Menschenalter darnach, im Jahr 1853, fließen von 10 verschiedenen Stationen eben so viele lebendige Quellbrunnen aus in die weiten Streden und ungeheuren Wildnisse des Indianerlandes. Durch 7 europäische und 2 eingeborene Missionare ist eine Schaar von ungefähr 1400 Gläubigen gesammelt, und in 22 Schulen werden über 700 Kinder zum Heiland gewiesen!

Ein neues Arbeitsfeld aber wurde seit August 1852 auf dem rechten Ufer des Saskatschewan, 15 Tagereisen flussaufwärts, westlich von Cumberland, in der Nähe der sogenannten "Ebenen", wo viele tausende von Indianern zur Büffeljagd zusammenströmen, zu Nepowewin durch denselben Henry Budd in Angriff genommen. Bei einem kurzen Besuch im Jahre 1851 war Budd von den Indianern dort freundlich aufgenommen worden, als aber im Juni 1852 Missionar Hunt wegen Gründung einer bleibenden Niederlassung mit ihnen unterhandelte, war besonders der alte Häuptling Mahnsuk, ein verhärteter Sünder, anfangs entschieden dagegen. Alle seine Leute, erklärte er, hätten ihm gesagt, er solle dem Missionar Budd erklären, er möge ihnen drei Schritt vom Leibe bleiben, und wenn er nicht wolle, so möchte man's ihnen sagen, dann würden sie alle ihm dieselbe Erklärung geben, und wenn er nicht gutwillig gehe, so würden sie ihn binden und in sein Boot setzen und den Fluß hinunterschicken. Doch trennte sich Hunt schließlich von ihnen mit der Überzeugung, daß sie ihren Beschluß, keinen Missionar in ihrer Nähe dulden zu wollen, weiter überlegen würden, und daß Missionar Budd nichts von ihnen zu fürchten hätte. Budd ließ sich auch durch Mahnsuk's Drohungen in seinem Entschluß, nach Nepowewin zu gehen, nicht irre machen.

Am 8.
deren Zelte
selbst beim
Zelte und sa
Morgen der
nachah, trat
der Ebene ha
habe jetzt kei
nicht, und m
der Ebene sin
nehmen." —
wird dir nüg
Feld anpflan
lassen." — "D
nicht helfen.
zu versuchen."
Mahnsuk mit
mit ihnen übe
bei er Bullu
Indianer gesd
wolle. Auf den
auf einer liebl
regelmäßig Go
nebst einigen a
öfters einlub, o
gut heidnisch,
wären alle Ind
hättest; aber w
redest; aber w
sehen, wessweger
ehe das Evange
ihm nur klar m
den Muth nicht
Alte selber alle
und verlangte n
im Herbst verlie
trug Mahnsuk e
von dem Platz d
dort; ich nehme
in den Gottesdie
nach den Ebenen
digeschmollenen
der Mutter: "M
haus der Betreu
gewesen, wie wen
nicht im Wege st
an sie anschließen
darum nicht wen

Am 8. September 1852 traf er daselbst ein, und die Indianer, deren Zelte alle um das Fort her aufgeschlagen waren, ließten ihm selbst beim Landen hilfreiche Hand. Mahnsuk aber lag krank in seinem Zelte und sagte kein Wort vom Fortschicken. Als jedoch am folgenden Morgen der Missionar dem nach Cumberland zurückfahrenden Boote nachsah, trat ein Indianer zu ihm und suchte ihn vor den Indianern der Ebene bange zu machen. „Das mag sein“, sagte Budd, „aber ich habe jetzt keine Wahl mehr, ich muß dableiben, ich mag wollen oder nicht, und muß sehen, wie ich durchkomme. Ich hoffe, die Indianer der Ebene sind nicht so schlimm, daß sie mir ohne Ursache alles wegnehmen.“ — „Du wirst's bald sehen“, erwiderte der Indianer; „es wird dir nichts bleiben, weder Pferde noch Vieh, und wenn du das Feld anpflanzt, so werden sie dir die Frucht abschneiden und dir nichts lassen.“ — „Das ist freilich sehr hart,“ entgegnete Budd, „aber ich kann nicht helfen. Ich bin nun einmal da, und bin entschlossen, mein Glück zu versuchen.“ — Schon 2 Tage nach Budd's Ankunft kam der alte Mahnsuk mit seinem Bruder Wulluk zu ihm, und Budd besprach sich mit ihnen über einen geeigneten Platz zur Errichtung seines Hauses, wobei er Wulluk zu überzeugen suchte, daß Gott die Weisen wie die Indianer geschaffen und von beiden nach seiner Weise verehrt sein wolle. Auf dem jenseitigen Flusser, dem Fort gegenüber, schlug Budd auf einer lieblichen Stelle seine Wohnung auf. Sonntags aber hielt er regelmäßig Gottesdienst im Fort, wozu er auch Mahnsuk, dessen Frau nebst einigen andern Indianerinnen bald fleißig daran Theil nahm, öfters einlud, obgleich vergeblich. „Mein Freund“, sagte Mahnsuk auf gut heidnisch, „hättest du einen großen Kessel mit Speise bereitet, so wären alle Indianer bereit gewesen zu kommen, wenn du sie verlangt hättest; aber weil du von nichts als von der Gebets-Religion zu ihnen redest, so haben sie keine Lust zu kommen, ohne auch nur etwas zu sehen, weswegen sie kommen sollten.“ Und es ging freilich sehr langsam, ehe das Evangelium einen Eindruck auf den alten Mahnsuk machte und ihm nur klar wurde, daß er ein Sinner sei; der Missionar aber ließ den Muth nicht sinken, und trotz seines geschwollenen Fusses kam der Alte selber alle drei oder vier Tage über das Eis des Flusses herüber und verlangte nach Unterricht, obgleich sein Bruder Wulluk, als er ihn im Herbst verließ, ihn davor gewarnt hatte. „Saget meinem Bruder“ trug Mahnsuk einigen dorthin reisenden Indianern auf, „ich könne nicht von dem Platz der betenden Leute wegbleiben, ich sei fast alle Tage dort; ich nehme an ihren Versammlungen Theil und gehe alle Sonntage in den Gottesdienst; ich finde dort nichts Böses.“ Und als die Indianer nach den Ebenen auf die Büffeljagd zogen, der Alte aber wegen seines dickeren Fusses nicht mit konnte, da sagte sein Stieffsohn zu der Mutter: „Mutter, du hast in der ersten Hälfte dieses Winters das Haus der Besleute besucht, und bist regelmäßig in ihren Versammlungen gewesen, wie wenn du dazu gehörtest; wir wollen dir und dem Vater nicht im Wege stehen, zu thun, wie euch beliebt. Wenn ihr euch gern an sie anschließen wollt, so thut, wie es euch gefällt: ich werde euch darum nicht weniger lieb haben. Es ist augenscheinlich, daß die Neli-

gion, die der Missionar lehrt, die Oberhand gewinnen wird." — Am Abend vor Weihnachten traf eine Schaar Wulluk's, sogenannte Dic-holz-Indianer, hungrig und erfroren im Fort ein, und die ganze Schaar, ja selbst der alte Wulluk, wohnten dem Gottesdienst am Weihnachtsfest bei. Ende Januar 1853 aber fing Budd mit fünf Kindern eine Schule an, da ihm aus Misstrauen nicht mehr überwiesen wurden. Vom Charsamstag an, Ende März, zwei Wochen hindurch, wogte und wallte es in Nepowewin von ganzen Massen Indianern aus der Ebene, Cree's und Swampy-Cree's, Stein-Indianer und Saulteaux, so daß an eine Feier des christlichen Osterfestes nicht zu denken war. Im Mai brachen die anwohnenden Indianer in ihre Sommerquartiere auf, Mitte Juni aber hatte Budd die Freude, die Uebersetzung der Psalmen in die Cree-Sprache beendet zu sehen, und reiste darauf nach Cumberland, wo der Diakon¹⁾ Budd durch den Bischof McDonalb zum Geistlichen und Missionar ordinirt wurde. Ende August kehrte er nach Nepowewin zurück, wo er am 1. Januar 1854 die Freude erlebte, den alten Mahnsuk nebst seinem Weibe und einer andern alten Indianerin nebst deren Enkel als die Erslinge der Nepowewin zu tauften. Zwei Tage darauf wurde das neugetaufte alte Ehepar kirchlich getraut und nach beendetem Feierlichkeit erklärte Mahnsuk dem Missionar: Ich habe mein altes Weib vorher schon lieb gehabt, aber ich denke, nach dem, was du uns von der gegenseitigen Liebe gesagt hast, werde ich mir Mühe geben, sie fortan noch mehr zu lieben." Und von da an war Maguis Twatt, so hieß der alte Mahnsuk jetzt, täglich im Hause des Missionars und zeigte sich überaus begierig, in der christlichen Erkenntniß weiter zu kommen. Budd aber hatte nicht mit ihm allein sich beschäftigt, sondern war gerade in diesem Winter 1853—54 fleißig bemüht, die des Pelzhandels wegen nach dem Fort kommenden rothen Männer zu unterrichten, mache auch im März 1854 einen Besuch bei einem Häuslein weit in der Ebene drinnen,²⁾ daß einen Halbindianer, Georg Sutherland, zum Häuptling hatte, wo er freundlich aufgenommen ward und gerne länger geblieben wäre. —

In den Ufern der Hudsonsbai³⁾ selbst waren drei Hauptstationen entstanden: York-Factory an der Westküste, Moose-Factory an der Südküste und Fort George an der Ostküste; aus keinem Theile der Welt aber bekam die Missionsgesellschaft nach ihrer eigenen Versicherung erfreulichere Berichte, als von ihrem Missionar in Moose-Factory, J. Horden, der z. B. unterm 15. Juni 1855 schreibt: „Heute Nachmittag besuchte ich eine kranke Frau, der ich gestern Arznei gegeben hatte, und freute mich im Vorübergehen, die Bewohner mehrerer Zelte in ihren Büchern lesen zu hören. — Wenn mir aber das schon wohlthat, wie viel mehr freute mich der Blick in einen Kessel, der in einem der Zelte über dem Feuer hing. Das Zelt war von einem alten Che-

¹⁾ cf. Calwer Missionsblatt 1852, S. 41 f.

²⁾ Calwer Monatsblatt 1855, S. 157 ff.

³⁾ Calwer Monatsblatt 1856, S. 171 f. cf. Calwer Missionsblatt 1855, S. 69 f.

paar bewohnt
wilden Reis
denn sie m
den Unterri
die sonst fa
Seele eine
der die Ind
hungern un

Sehen
Rupertslan
gewachsen.
Distrikte ver
an Beichen g
In einigen S
nirenden Cha
Eingeborne n
Missionare. S
taub erwiesen
Schattenseiten
digkeit des Zi
fahren der ei
der Reihe na
nach den neu

1. Ned-
ganzen Missio
von Stationen
westlich, am
Diesseits ders
war eine Reihe
Kanada, Whi
In neuerer Ze
station ist Lan
eine Station h
Kathedrale, die
aus Weizen u
längst hinausge
hat jedoch nich
höhere Schule
seiner Leitung
Nicht weit von
Die Indianer
ist wie es schei
und Mapleton
Seitdem d
Pembina den J

⁴⁾ In neuester

„ — Am
ante Di-
die ganze
am Weih-
f Kindern
en wurden.
ch, wogte
en aus der
Saulteur,
enten war.
erquartiere
lebversetzung
risie darauf
McDonald
ugust lehrte
die Freude
ndern alten
owenwin zu
par kirchlich
Missionar:
r ich denke,
haft, werde
Und von da
t, täglich im
er christlichen
t ihm allein
—54 fleißig
enden rothen
n Besuch bei
Halbinianer,
ndlich aufge-
auptstationen
factory an
einem Theile
eigenen Ver-
r in Moose-
reibt: „Heute
zenei gegeben
iehrerer Zelte
s schon wohl
der in einem
em alten Che-

paar bewohnt. Ich fragte, was in dem Kessel sei; sie sagten, es sei wilder Reis. Sie hätten seit einiger Zeit nichts anderes gegessen, denn sie möchten gern so lange als möglich zu Hause bleiben, um den Unterricht genießen zu können. Welche Entbehrung diese Indianer, die sonst fast nur Fleisch essen, damit ihrem Leibe auflegten, um der Seele eine Wohlthat zu erzeigen, das kann nur der recht beurtheilen, der die Indianer kennt. Aber unser Heiland sagt: Selig sind, die da hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden.“

Sehen wir uns die Abeitren der Church Missionary Society in Rupert'sland in neuerer Zeit an, so finden wir das Werk bedeutend gewachsen. Es bestehen nicht weniger als 17 Stationen, die in 8 Distrikte vertheilt sind. Neben dem extensiven Wachsthum hat es nicht an Zeichen gefehlt, daß das Evangelium auch tiefer eingedrungen ist. In einigen Distrikten hat die Arbeit mehr einen pastoralen als missionsirenden Charakter angenommen. Auf den ferneren Stationen arbeiten Eingeborene nicht blos als Missionsgehilfen, sondern auch als selbständige Missionare. Über auch manche hoffnungsvollen Blüten haben sich als taub erwiesen, und die in der bisherigen Erzählung weniger berührten Schattenseiten treten immer stärker hervor, besonders in der Unbeständigkeit des Indianer-Charakters begründet und in den wachsenden Gefahren der einbringenden Civilisation. Betrachten wir jene Distrikte der Reihe nach in ihrer weiteren Entwicklung und in ihrem Zustande nach den neusten Berichten.

1. Ned-Niver-(Manitoba)-Distrikt. Um dieses Centrum der ganzen Mission waren allmählich auch in größerer Nähe eine Anzahl von Stationen entstanden. So in La Prairie und Westbourne, westlich, am Assiniboine-Riv., 15—20 d. Meilen vom Red-Niver. Diesseits derselben liegen ein paar katholische Stationen. Im Osten war eine Reihe von Jahren lang ein Platz an der Bootstroute nach Kanada, White-Dog genannt, als eine Station Islington besetzt. In neuerer Zeit ist derselbe jedoch nur eine Außenstation. Die Hauptstation ist Landsdowne bei Fort Alexander, wo ebenfalls die Katholiken eine Station haben. Zu Grand-Rapids¹⁾) erhebt sich die anglikanische Kathedrale, die Andreas-Kirche, und die zugehörige Gemeinde, die aus Weißen und Halbblutindianern besteht, ist über die Missionsperiode längst hinausgekommen. Der Bischof (die Diözese wurde 1849 gebildet) hat jedoch nicht hier, sondern bei Fort Garry seinen Sitz, wo eine höhere Schule resp. theologisches Seminar, St. Johns-Schule, unter seiner Leitung steht, das sehr brauchbare eingeborene Prediger liefert. Nicht weit von hier steht die katholische Kathedrale (St. Bonifacius). Die Indianer-Niederlassung (Indian Settlement) ist gewachsen. Sie ist wie es scheint in 3 Parochien getheilt: St. Peters, Scanterbury und Mapleton (Sugar Point, = St. Clemens).

Seitdem das erste Dampfboot von der nordamerikanischen Stadt Pembina den Red-Niver hinabließ, und von den Indianern mit höchstem

¹⁾ In neuester Zeit Winnipeg genannt.

Staunen begrüßt wurde, haben sich die Zustände dieser Gegend wesentlich verändert. Amerikanische Händler und Ansiedler strömten herbei. Besonders der Brantwein wurde ein sehr gangbarer Handelsartikel, und seine Verheerungen blieben nicht aus. Dazu kamen politische Unruhen. Die neuen Elemente brachten Führungen in die Bevölkerung, welche 1869 zu einer offenen Empörung gegen die bestehende Ordnung der Dinge führte.¹⁾ Doch die Stille wurde wieder hergestellt, und der Red-River-Distrikt als eine selbständige englische Kolonie im Anschluß an Kanada unter dem Namen Provinz Manitoba²⁾ anerkannt. Soviel Vorzüge daraus nun auch für die weiße Bevölkerung erwachsen mögen, für die Indianer der neuen Provinz liegen die Gefahren auf der Hand. Auch hier mögen ihre Lage gezaubert sein, obgleich ihnen eine besondere Reservation zugewiesen ist. Mitten im Indian Settlement steht trotz aller Proteste eine Schnapskneipe. Die Indianer hatten schöne Fortschritte gemacht, besonders im Ackerbau, waren aber durch mehrere Missernten — u. a. infolge von Heuschrecken — etwas zurückgekommen. Jetzt werden sie vollends mit der weißen Bevölkerung nicht konkurrieren können. Es ist wehmüthig für den Missionsfreund, in solch' eine dunkle Zukunft der aus den Heiden gesammelten Gemeinden hinein zu blicken, bei denen sich so schöne Früchte des Evangeliums bereits zeigten. Unter der weißen und Mischlings-Bevölkerung aber ist in neuerer Zeit doch sehr ein Mangel an geistlichem Leben zu beklagen. „Es gibt vieles uns zu demütigen und uns ernstlich zum Gebet zu treiben“, schreibt einer der Missionare. Die Gemeinden in der Manitoba-Provinz zählen nach den letzten Berichten 2924 Seelen, unter denen 673 Kommunikanten sind.

Der zweite Distrikt ist der von Fort Alexander³⁾ mit der bereits genannten Station Landsowne, der in neuster Zeit von jenem ersten abgelöst wurde. Auch hier war durch den Brantwein viel geschädigt, nachdem epidemische Krankheiten, die übrigens auch auf den andern Stationen aufraten, die Reihe der Gemeinde gelichtet hatten. Es waren traurige Zustände. Die betörten Indianer gaben den Ertrag ihrer Felder für den verderblichen Trank hin. Immerhin aber tröstete sich der Missionar damit, daß das Heidentum keine Macht mehr unter dem Volke sei. Er schreibt: „Die Medizin-Männer, welche erst dem Evangelio in jeder möglichen Weise Trotz boten, können das Volk nicht weiter betrügen. Im Gegentheil, sie kommen selbst zu mir und bitten um Arznei, wenn sie krank werden.“ Die weiteren Nachrichten von hier lauten jedoch viel günstiger. Das Verbot des Brantweins im Tauschhandel, das der der Mission geneigte Gouverneur von Manitoba erließ, hat sehr erfreuliche Folgen gehabt. Das Elend und die Laster begannen zu schwanken und zeigte sich ein Bestreben, wenigstens äußerlich einen christlichen Wandel

zu führen, doch war gewachsen ein neuer Auf unter der Leid wünschen Indi westlich von Jägerleben auf die Häuser von Katholiken kom den (zuletzt 23 Distrikt im ganzen sind).

Fairford der auch nach Lake genannt hills dazu. eingeborene Urb Zustände, sodaforderlich. Von Nachrichten über die mit einem umherziehend, es auch dort bei (30 Kommunitäten 120 ange-

Weiter westlich Distrikt. Von wenig oder gar der Strom der eine christliche S Jahren nicht so Bevölkerung stiehet, und wenn noch nicht unter Stationen wiegt der Kommunikan genannt wird, n zu Cumberlan Christen, haben bei ihnen der ge und wann besuch bewunderungsme stenthum, scheint ionare haben sic Von Neponem westlich davon, ebenso von Mo noch sehr viel Hei

¹⁾ Dabei waren die Heiden als Loyalisten auf Seiten der Regierung und sammelten sich in einem besonderen Lager, doch ohne Feindseligkeiten zu beginnen.

²⁾ Als Sitz des Gouverneurs und also als Hauptstadt wird Winnipeg genannt, d. i. die Ansiedlung bei Grand-Rapids.

³⁾ Liegt einige 30 engl. Meilen N. N. W. von Indian Settlement.

zu führen, doch war auch Lust zum Gebete zu merken. Die Gemeinde war gewachsen. Durch das Fehlschlagen der Pelzjagd war dem Adlerbau ein neuer Aufschwung gegeben. Die Außenstation White Dog schreitet unter der Leitung eines eingeborenen Christen vorwärts. Außerdem wünschen Indianerstämmen bei St. Portage und Lac Seul, südlich resp. westlich von da, christlichen Unterricht und fangen an ihr unståtes Jägerleben aufzugeben. Auf der Hauptstation Landsdowne mehren sich die Häuser von Jahr zu Jahr, Gottesdienste sind wohl besucht, selbst Katholiken kommen dazu, und dann und wann kann ein Häuslein Heiden (zuletzt 23 Erwachsene) die heil. Taufe empfangen. Doch zählt der Distrikt im ganzen erst 120 evangel. Christen, unter denen 25 Kommunitanten sind.

Fairford am Manitoba-See ist der Mittelpunkt des dritten Distrikts, der auch nach einer andern, nordwestlich gelegenen Station Swan Lake genannt wird. Außerdem gehört Fort Pelly und Touchwood Hills dazu. Auf allen diesen Stationen wirkten eine Zeitlang nur eingeborene Arbeiter. Zu Fairford sind auch bereits geordnete kirchliche Zustände, sodaß mehr eine pastorale als missionirende Thätigkeit erforderlich. Vor einigen Jahren kamen auch von dort höchst betrübende Nachrichten über die Verführungen amerikanischer Brantweinhändler, die mit einem kleinen Fäschchen Spiritus, den sie verdünnt verkauften, umherziehend, lange Zeit viel Unheil anstifteten. In neuerer Zeit scheint es auch dort besser zu gehen, doch zeigt die Statistik nur 78 Christen (30 Kommunitanten) im ganzen Distrikt, während schon vor 10 Jahren deren 120 angegeben werden konnten.

Weiter westlich kommen wir in den Saskatchewan-(Cumberland-) Distrikt. Von der politischen Bewegung (1869) wurde derselbe noch wenig oder gar nicht berührt. Jetzt ergiebt sich auch dorthin schon der Strom der weißen Einwanderung. Auf den Stationen hatte sich eine christliche Indianerbevölkerung gesammelt, die sich in den letzten Jahren nicht sonderlich vermehrte. Der größere Theil der eingeborenen Bevölkerung streift immer noch auf den Prärien nach alter Weise umher, und wenn auch manngsach vom Evangelio berührt, doch immer noch nicht unter einem stützigen Einflusse desselben stehend. Auf den Stationen wiegt auch hier also die pastorale Thätigkeit war. Die Zahl der Kommunitanten mehrt sich. Am Pas, welche Station jetzt Devon genannt wird, wirkt noch immer Rev. Henry Budd in Segen. Die zu Cumberland-House gehörigen Indianer, seit 30 Jahren schon Christen, haben immer noch keine festen Wohnsäte genommen. So fehlt bei ihnen der geregelte christliche Unterricht. Budd kann sie nur dann und wann besuchen. Sie feiern für sich Sonntag und zeigen eine bewunderungswerte Unabhängigkeit an ihr Bekanntheit, aber ihr Christenthum, scheint es, lässt manches zu wünschen übrig. Katholische Missionare haben sich viel Mühe gegeben, sie zu gewinnen, aber vergeblich. Von Neponewin und der später dazu gekommenen Station Charlton weißlich davon, enthalten die letzten Jahresberichte nicht viel Mittheilungen. Ebenso von Moose Lake. In der Umgegend dieser Stationen gibt es noch sehr viel Heiden. Ueberhaupt sollen im Saskatchewan-Distrikt noch

30,000 Heiden vorhanden seien. Die Zahl der Christen wird in den letzten Jahren auf 650 incl. 170 Kommunikanten angegeben.

English River ist der jetzige Name für den Missionsdistrikt, dessen Hauptstation ursprünglich am Lac la Ronge angelegt wurde. Die Station selbst, jetzt am Mississippi oder English R., heißt Stanley. Die zu derselben gehörigen Indianerchristen, 300 an Zahl, darunter 100 Kommunikanten, führen fast alle noch ein Wanderleben. Nur wenige haben sich angefiedelt und ringen mit Mühe dem Boden ihren Lebensunterhalt ab. Im übrigen sagt der Missionar, „obgleich unsre Leute bei weitem das nicht sind, was wir wünschen, muß man doch dankbar sein, daß sie so sind, wie sie sind. Während meines Besuchs am Saskatchewan habe ich sie oft mit den armen Eingeborenen jener Gegend verglichen. Die Stanley-Indianer haben nicht blos durch ihr christliches Bekennen, sondern in Kleidung, Sitten, Sittlichkeit und Fleiß den Vorzug. Ohne ein zu hell gemaltes Bild zu geben, dürfen wir doch Gott danken und Muth haben“. Heiden sind in der Nähe der Station nur noch wenige vorhanden. In jene Gegend wird eine europäische Einwanderung nicht stattfinden, da der Boden zu ungünstig ist. Über mehr Ansiedlungen am Saskatchewan entstehen, desto mehr werden die Indianer von dort an den English River gedrängt werden.

Mackenzie-Distrikt. Inzwischen ist die Mission aber noch viel weiter nach Nordwesten in die unwirthlichen Gegenen bis an den Polarkreis vorgedrungen, um den armen Athabasca-Völkern das Evangelium zu bringen. 1858 machte Missionar Hunter den ersten Besuch an dem großen Mackenzie-Flusse, der sich ins Eismeer ergießt. Mit ihm zuweilen in demselben Boot reiste ein katholischer Missionar mit seinen Rosenkränzen, Maria-Medaillen und Kreuzifixen, die in jener Mission eine Hauptrolle spielen. In Fort Simpson wurde die erste evangelische Station gegründet. Das ganze Missionswerk hat hier jedoch weniger Gelegenheit, auf festen Stationen zu wirken, da alle Indianer dieser Gegend noch ihr nomadisches Jäger- und Fischerleben führen. Dadurch wurde das Werk, das nur auf beschwerlichen Reisen getrieben werden kann, sehr behindert. Auch traten hier die Katholiken mit ihrem rastlosen Eifer und in größerer Zahl als die evangelischen Missionare den lebteren als bedenkliche Rivalen entgegen. Durch den Wetteifer aber ist die Arbeit auf beiden Seiten gefördert worden. Im Bericht von 1870 sagt ein Missionar: „Das weite Feld bietet im ganzen einen erfreulichen Anblick und macht, wie mir scheint, nicht mehr den Eindruck eines heidnischen Landes. Der Einfluß bekehrter Eingeborner vom Red River, die sich allmählich über diese Gegend verbreiten, ist gut, und manche Indianerstämme in den Wäldern scheinen mehr und mehr zu fühlen, was sie dem Gott, der sie erschaffen hat, schuldig sind. Ich habe nur noch wenig Heiden gefunden. Fast alle Eingeborenen bekennen sich entweder als Katholiken oder als Protestant. Durch die ganze Gegend ist der Einfluß der römischen Priester sehr schädlich. Aber die Indianer haben mir mehr als einmal gesagt, daß sie nur auf das achten, was ihnen von Gott gesagt wird, und nicht auf das, was man von der Jungfrau und den Heiligen lehrt. So lange die Indianer nicht

im Stande sind
zu prüfen, ob
evangelischen
zulegt darauf
allein die gro-
ßen, beiderhalb

Die hau-
M. S. in dies-
Fort Norma-
aus wird nic-
sondern auch
Die jüngste u-
die schon inne-
einigte Staat-
Volke wird v-
Erfolg verkünd-
als anglikanisch
ganzen Distrik-
geben.

Die beiden
an der Hudson-
1854 missionir-
nordwestlich von
schiedene India-
Fort Churchill
der auch der
Mackenzie-Dist-
intelligente und
Gehalt empfang-
und Fischen er-
auch einige wo-
ihnen das Eva-
Umgegend von
Bevölkerung. !
abwesend. Nur
der Faktorei. !
hier eine Civil-
eine Stätte in
3–6 engl. Me-
Von einigen S-
Eine besondere
dar, wenn die
Außenstationen
heidnischen Stä-
werden, eingebo-
umsaßt 170 Ge-

8. James
in dem seit 18

ed in den
nsdistrikt,
gt wurde.
Stanley.
unter 100
ar wenige
en Lebens-
Leute bei
h dankbar
am Sas-
er Gegend
christliches
Fleisch den
wir doch
er Station
europäische
ist. Aber
werden die

er noch viel
is an den
das Evan-
ten Besuch
lebst. Mit
sionar mit
e in jener
die erste
hier jedoch
e Indianer
en führen.
n getrieben
mit ihrem
Missionare
Wetteifer
im Bericht
im ganzen
mehr den
ingebohrne
en, ist gut,
und mehr
sind. Ich
n bekennen
die ganze
Aber die
r auf das
was man
ianer nicht

im Stande sind, beide Lehren nach dem Worte Gottes in ihrer Sprache zu prüfen, müssen sie freilich durch die Angaben der Priester und der evangelischen Missionare verwirrt werden. Aber ich denke, es wird zuletzt darauf hinausgehen, daß sie unsre Unterschiede verwerfen und allein die großen Wahrheiten, wie sie im Apostolicum zusammengefaßt sind, beibehalten."

Die hauptsächlichsten Stützpunkte für die Mission der Church M. S. in diesem Gebiet sind: Fort Simpson, Fort Vermilion, Fort Norman, Fort Chipewyan und Peels Fort, von letzteren aus wird nicht blos unter den Loucheux (Digothi, Tukuth, Kutchin), sondern auch unter den Eskimo an den Ufern des Eismeeress gewirkt. Die jüngste und entfernteste Station aber ist die am Youlon-Flusse, die schon innerhalb der Grenze des früher russischen, jetzt den Vereinigten Staaten gehörigen Gebietes liegt. Außer dem leggenannten Volke wird von dort aus den Kenai-Völkern das Evangelium mit Erfolg verkündigt. In neuester Zeit ist der eifrige Missionar Bompas als anglikanischer Bischof von Athabasca angestellt worden. Für den ganzen Distrikt werden 732 Christen und 40 Kommunikanten angegeben.

Die beiden letzten Distrikte, die wir hier zu nennen haben, liegen an der Hudsonbai, nämlich 7. York-Factory-Distrikt, wo seit 1854 missionirt wird. Derselbe umfaßt die Ufer der Hudsonbai nordwestlich von der Jamesbai. In den südlicheren Theilen leben verschiedene Indianer-Stämme, welche die Cree-Sprache reden; zu und um Fort Churchill dagegen wird Chipewyan gesprochen, die Sprache, mit der auch der jetzige Missionar Kirkby vertraut ist, der früher im Mackenzie-Distrikt arbeitete. Unter den Cree's stehen ihm mehrere intelligente und treue Gehülfen zur Seite, von denen einige keinerlei Gehalt empfangen, sondern sich wie ihre Stammgenossen durch Jagen und Fischen ernähren. Im nördlichsten Theile des Distrikts leben auch einige wandernde Eskimo-Stämme, doch waren die Versuche, ihnen das Evangelium zu bringen, bisher nicht erfolgreich. — Die Umgegend von York hat dagegen eine wenigstens äußerlich christliche Bevölkerung. Doch ist sie nicht zahlreich und vielfach der Jagd wegen abwesend. Nur etwa 60 bleiben in Häusern und Hütten in der Nähe der Faktorei. Ackerbau ist des Klimes wegen nicht möglich. So ist hier eine Civilisirung sehr erschwert. Dennoch hat das Evangelium eine Stätte in den Herzen gefunden. Im Winter kommt die Gemeinde 3—6 engl. Meilen weit über die gefrorenen Flüsse bei 20—30° Kälte. Von einigen Sterbelagern wurden schöne Glaubenszeugnisse berichtet. Eine besondere Gelegenheit zur Missionstätigkeit bietet sich im Sommer dar, wenn die Brigaden aus dem Innern nach York kommen. Zwei Außenstationen sind Severn und Trout Lake im Süden, wo bei heidnischen Stämmen, die dann und wann vom Missionar besucht werden, eingeborene Katechisten erfolgreich arbeiten. Der ganze Distrikt umfaßt 170 Gemeindeglieder, darunter 61 Kommunikanten.

8. James' Bay, oder Moose-Distrikt. Dieser Distrikt, in dem seit 1851 die Mission besteht, gehört jetzt zu der neuerlichst

errichteten Diözese Moosee. Der Bischof hat seinen Sitz in Moose Factory, wo eine englische und eine indianische Gemeinde besteht. — Auch von hier aus sind manche vergebliche Versuche unter den Eskimo gemacht, die an dem östlichen Ufer der Hudsonbai hin und her wandern. Ein großer Theil der Diözese ist bewohnt von Saulteaux, von denen noch viele Heiden sind, aber das Evangelium macht Fortschritte unter ihnen. Osnaburgh und Martin Falls sind bei denselben als Außenstationen besetzt. Am tiefsten ist das Wort Gottes aber unter den Cree's eingedrungen, für die bisher am besten gesorgt war. Fast alle, zerstreut über ein weites Gebiet schweifend, sind dem Namen nach Christen. Eine zweite Station in diesem Distrikt ist Albany, zu der nicht blos die genannten Außenstationen, sondern auch östlich von der Bay Rupert's-House und tief im Innern Mississinewa gehören. Auch hier bekennen sich die Eingeborenen bei fortgehendem Wanderleben äußerlich zum Christenthum. Es finden sich im Distrikt 1885 Gemeindemitglieder, darunter 239 Kommunialanten.

Die ganze Mission der Church Missionary Society in Rupertsland aber umfasst 17 Stationen mit 11 europäischen und 9 eingeborenen Missionaren; 30 Lehrer, 1339 Kommunialanten, 6959 eingeborene Christen, 13 Schulen und 743 Schülern.

b. Die Arbeiten der Wesleyanischen Methodisten.

Auch diese Mission begann 1839 mit Unterstützung seitens der Hudsonbai-Compagnie, welche für den Unterhalt der Missionare zu sorgen versprach. Dies ist in sehr liberaler Weise geschehen. Auch fanden dieselben bei den Beamten freundliche Aufnahme. Die erste Station war Norway-House, am nördlichen Ufer des Winnipeg-Sees, wo der ausgezeichnete, eifrige Missionar Evans seine Arbeiten begann. Er hat sich ein besonderes Verdienst um die Mission in Hudsonia erworben durch die Erfindung einer Sylbenschrift für die Cree-Sprache, welche die anderweitigen Versuche, dieselbe mit lateinischen Buchstaben zu schreiben, verdrängt hat. Die ganze Cree-Literatur, selbst die der Katholiken wird in dieser Schrift gedruckt. In der Nähe des Postens wurde das Indianerdorf Rockville angelegt. Die Indianer der Umgegend sind längst Christen, obgleich sie nur zum geringen Theile ein seßhaftes Leben scheinen angenommen zu haben. Eine Außenstation ist das nördlich gelegene Oxford-House, ein sehr einsamer Punkt, auf dem mit der Ungunst des Klimas und andrer Verhältnisse viel zu kämpfen war. — In neuerster Zeit hat auch das Werk der Methodisten viel Aufsichtung von dem Brantweinhandel zu erdulden gehabt. Dennoch konnte es sich ausdehnen. Seit 1870 besteht eine Station auch am Red River, die jedoch jedenfalls mehr der Arbeit unter der erwachsenden weißen Bevölkerung dient. Für zum Theil noch heidnische Indianer aber sind die Stationen am Berens- und Pigeon-River am östlichen Ufer des Winnipeg-Sees, und am Nelson-River, nördlich von Oxford-House, angelegt. Außerdem werden in dem letzten Jahresberichte noch Headingley mit Boyne-River und High-Bluff nebst Pale-

stine erwähnt
hältnisse. —
Station am
Kanada, ist
Weit im
kirchlichen Mi
ein zweiter
Edmonton,
von Norway-
verschiedene St
die noch ganz
bitterste Feinds
hat die Mission
auch hier in w
Methodisten tr
wandernden tr
meinden gesam
von Edmonton.
er naclende Wi
und ihren Me
einer christlichen
Dieselbe macht
Freude. Nach
tion Woodville.
der Rocky-Mou
dem Volke der
Kräfte des Fried
Bis hieher sind
gedrungen, und
arbeiten. — I
in Hudsonia 7
Kommunialanten.

c. Se

Diese Gesell
Stationen: Nifi
1851, wo bereits
hatte 1871 320
Fort Ellice, i
dernden Prärie-
16 Mitglieder.

Das lange 3
Mountains ist je
worden, als an die

Moose steht. — Eskimo wandern. von denen sie unter ihnen als der unter ar. Fast men nach y, zu der von der n. Auch nderleben 885 Ge- pertsland geborenen Christen, eitens der ionare zu en. Auch Die erste spieg-Sees, sponia er- Sprache, Buchstaben it die der Postens der Um- heile ein zentation er Punkt, se viel zu methodisten Dennoch auch am achenben Indianer östlichen Oxford- esberichte st Pale-

sine erwähnt, sämtlich ohne Angabe der Lage und der näheren Verhältnisse. — Die gleich bei der Gründung dieser Mission angelegte Station am Rainy Lake, auf der Bootroute am Red River nach Kanada, ist schon seit längerer Zeit wieder aufgegeben.

Weit im Westen aber am Saslatschewan, jenseits des englisch-kirchlichen Missionsgebiets und bis an die Rocky-Mountains findet sich ein zweiter Westkanadischer Missionsdistrikt, dessen älteste Station, Edmonton, am Nordarm des genannten Flusses über 600 engl. Meilen von Norway-House, bereits 1839 begonnen wurde. Es kommen dort verschiedene Stämme, Cree's, Assiniboine's, Blackfeet und andre zusammen, die noch ganz nach alter Indianerweise leben und unter denen oft die bitterste Feindschaft zum Ausbruch kommt. Außer diesen Schwierigkeiten hat die Mission zu leiden durch die Geschäftigkeit der Katholiken, die auch hier in weitem Maße Eingang fanden. Dennoch haben auch die Methodisten treue Anhänger gefunden und wirken nicht blos unter wandernden Stämmen, sondern haben auch einige Ackerbau treibende Gemeinden gesammelt. So namentlich zu White Fish Lake, nördlich von Edmonton. Als Missionar Steinhaur (1859 ?) dorthin kam, „sand er nackende Wilden, die nur für heute sorgten und auf den Beschwörer und ihren Medizinbeutel für morgen trauten. Jetzt lebt er unter einer christlichen Gemeinde mit ihren kleinen Häusern und Gärten“. Dieselbe machte ihm durch ihren treuen Eifer für das Evangelium viel Freude. Nach dem letzten Berichte finden wir ihn jedoch auf der Station Woodville. — Westlich von Edmonton, schon in den Vorbergen der Rocky-Mountains, liegt die Station Victoria, von wo aus unter dem Volke der Blackfeet gewirkt wird, und wo das Evangelium die Kräfte des Friedens unter feindlichen Stämmen vielfach bewahrt hat. Bis hieher sind in neuester Zeit von Westen aus die Goldfucher vorgedrungen, und auch unter ihnen findet der Missionar Gelegenheit zu arbeiten. — Im Jahre 1869 zählte die ganze Methodisten-Mission in Hudsonia 7 europäische resp. kanadische Missionare und 697 Kommunikanten.

c. Society for the Propagation of the Gospel.

Diese Gesellschaft hat in dem in Rebe stehenden Gebiet nur zwei Stationen: Assiniboia mit der St. James-Kirche am Red River seit 1851, wo bereits geordnete kirchliche Verhältnisse sind. Die Gemeinde hatte 1871 320 Mitglieder, darunter 81 Kommunikanten. Ferner Fort Ellice, westlich am Assiniboine-River seit 1862 für die wandernden Prärie-Indianer. Die dort gesammelte Gemeinde zählt erst 16 Mitglieder.

12. British Columbia.

Das lange Zeit wenig bekannte britische Gebiet jenseits der Rocky-Mountains ist seit 1858 der Schauplatz einer Masseneinwanderung geworden, als an den Ufern des Fraser R. reiche Goldlager entdeckt wurden.

Bald bildeten sich dort kalifornische Verhältnisse. Auch chinesische Ausiedler machen einen beträchtlichen Theil der zusammengeströmten Bevölkerung aus. Unter diesen Verhältnissen haben die Indianer sehr zu leiden. Man schätzt ihre Zahl auf 10,000. Es sind verschiedene untereinander verwandte Völkerschaften, von denen wir die im Süden und zum Theil auf der Vancouver-Insel lebenden Comischen und die nördlicheren Tsimshian¹⁾ nennen, die aber sämmtlich von allen bisher erwähnten Indianervölkern ethnographisch verschieden sind und eine selbständige Gruppe bilden.

Unter dem jetztgenannten Volke hatte die Church Missionary Society schon im Jahre 1865 zu Fort Simpson,²⁾ auf einer Insel nicht weit von der damals noch russischen Grenze, eine Mission angefangen, da ein Schiffskapitän für einen Missionar freie Überfahrt angeboten hatte. Zunächst wurde nur ein Lehrer (Duncan) dahin gesandt, der eine schnell aufblühende Schule gründete. 1860 folgte ein ordiniert Missionar, der schon im folgenden Jahre 23 Indianer tauften konnte. Um die junge Gemeinde den schädlichen Einflüssen der Europäer zu entziehen, wurde eine besondere Ansiedlung zu Metlakatla auf dem Festlande begonnen, mit solchem Erfolg, daß das junge Dorf bald alle Besucher mit Staunen erfüllte. Nach Aussagen eines Augenzeugen wurde 1864 berichtet: „Es wohnen etwa 600 Eingeborne in der Niederlassung, in bequemen hölzernen Häusern mit Glasfenstern. Das Innere jedes Hauses ist in besondere Gemächer eingetheilt, die wenig Möbel, aber in guter Ordnung und reinlich enthalten. Jedes Haus hat auch seinen Garten, in dem Kartoffeln und Rüben trefflich wachsen. Männer und Frauen gingen anständig gekleidet, u. z. infolge ihres eignen Fleisches. Es ist eine Kirche vorhanden, deren einer Theil während der Woche als Schule benutzt wird. Herr Mackenzie besuchte den Gottesdienst und war erstaunt über den Anblick der großen indianischen Versammlung. Ihre Aufführung und Andacht war nicht übertroffen durch die gottesdienstlichen Versammlungen irgend einer christlichen Gemeinde, denen er früher beigewohnt hatte. Herr Duncan las die Liturgie und predigte in der Sprache der Indianer, und die Indianer waren offenbar mit Verständniß dabei interessirt bis zum Ende. Die Apathie, die auf den Gesichtern der sich selbst überlassenen Indianer ruht, war hier ganz verschwunden. Viele Physiognomien zeichneten sich durch ein bleibtes Aussehen und intelligenten Ausdruck aus. Herr Duncan gibt in der Woche den Schulunterricht und ertheilt Anweisung in den Berrichtungen des civilisierten Lebens, Gartenbau, Handwerk u. s. w. Er hat auch den Kaufladen unter sich, vertreibt die Obrigkeit und Gerichtsbarkeit und vollbringt seine schwierigen Arbeiten, die mit überraschendem Erfolge gekrönt sind. Der Unterschied der Fort Simpson-Indianer und der von Metlakatla ist wie Finsterniß und Licht. Dort sind alle in Unwissenheit, Barbarei, Schmutz und Schlechtigkeit, hier sieht man Auf-

¹⁾ Wir behalten die englische Form und Schreibart bei; deutsch könnte man Zimshier schreiben.

²⁾ Nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Fort am Mackenzie.

klärung, Fortsetzung nicht an wenigen Heidentumus u. konnte.

In dem Station weiter Indianern, die e mehrere Jahre, das den Namen der Mündung d einer sehr günstigen oder dahin gehend zu der Ausdehnung Ansiedler, während jenen waren mit viel Unfeindlichkeit Tomlinson lä weiter. Unter a stämme viel von 40 Kindern besu ist ein entschieden

Auf das erf Zeit in der Entwickelung vermehrt, daß da Strafen erweitert, Besuch machte, n. daß er austrieb: Den Fortschritten genden Wirkungen Getauftem stehen Mäßigkeit herrsch Indianer wie ein derselben in neufr nur 10 engl. Me manche andre Gef

Die Society Mission für Britisch aufblühenden Städte stande sich zusammen erweckten jedoch Strome der weisen schwemmt und ni gesammelt. „Sie f aus. Der Brant gezothenen Getränke sie soviel sie wollen Würfelspiels und diese Mission, die i

nsiedler
llierung
leiden.
inander
nd zum
ölicheren
wähnten
städige

sionary
sself nicht
efangen,
ngeboten
der eine
ter Miss-
ste. Um
entziehen,
Festlande
Besucher
rde 1864
erlassung,
ere jedes
obel, aber
ich seinen
mmer und
Fleisches.
er Woche
dienst und
mmnung.
ie gottes-
denen er
o predigte
ubar mit
e auf den
hier ganz
belebtes
bt in der
ichtungen
auch den
rkeit und
i Erfolge
und derer
lle in Un-
man Auf-
bunne man

klärung, Fortschritt und Christenthum." Freilich fehlte es auch hier nicht an weniger erfreulichen Erscheinungen, Aufleben von Resten des Heidenthums u. s. w., die jener Besucher freilich nicht wahrnehmen konnte.

In dem genannten Jahre wurde die Gründung einer zweiten Station weiter nördlich, am Naas-River begonnen, unter den Nishlah-Indianern, die eine andre Sprache reden als Tsimshians. Doch vergingen mehrere Jahre, bis auch dort ein Indianerdorf errichtet werden konnte, das den Namen Lincoln trägt. Es liegt auf einer Landzunge zwischen der Mündung des Flusses gleiches Namens und des Naas-River, in einer sehr günstigen Lage, da die Indianer, die aus dem Innern kommen oder dahin gehen, hier vorbei müssen. Das Dorf aber ist noch nicht zu der Ausdehnung gelangt wie jenes andre. Es zählte 1870 erst 60 Ansiedler, während andre Indianer nur längere Zeit dasselbst verweilten. Von jenen waren damals erst 9 getauft und die Niederlassung hatte mit viel Anfeindung von heidnischen Seite zu kämpfen. Doch Missionar Tomlinson lässt sich nicht einschütern und arbeitet unermüdlich weiter. Unter anderm hat er ein Hospital angelegt, da jene Indianerstämmen viel von Krankheiten heimgesucht sind. Eine Schule wird von 40 Kindern besucht. In der ganzen Haltung der angefiedelten Indianer ist ein entschiedener Fortschritt zu erkennen.

Auf das erfreulichste aber ist Metlakatla bis auf die neueste Zeit in der Entwicklung vorangegangen. Die Ansiedler haben sich so vermehrt, daß das Dorf schon zu einer Stadt mit breiten, regelmäßigen Straßen erweitert werden mußte. Admiral Cochrane, der hier einen Besuch machte, war so überrascht von allem, was er sah und hörte, daß er ausrief: „Dies sind doch keine Indianer; das sind weiße Leute“. Den Fortschritten im Aueferen stehen aber die immer tiefer eindringenden Wirkungen des Evangeliums zur Seite. Neben den 750 Getauften stehen 110 im Katechumenenunterricht; Friede, Ordnung, Mäßigkeit herrschen in der Ansiedlung, die auch für die übrigen Indianer wie ein Licht leuchtet. — Eine bedenkliche Gefahr droht derselben in neuer Zeit durch die Entdeckung von Goldminen, die nur 10 engl. Meilen davon entfernt liegen. Möge diese wie schon manche andre Gefahr mit Gottes Hilfe überwunden werden.

Die Society for the Propagation of the Gospel begann ihre Mission für British Columbia auf der Vancouver-Insel, in der schnell aufblühenden Stadt Victoria, wo 3000 Indianer im elendesten Zustande sich zusammengedrängt fanden. Die Arbeiten unter denselben erweckten jedoch nicht viel Hoffnungen. Mit dem hereinbrechenden Strom der weißen Ansiedlungen wurden diese Eingeborenen weggeschwemmt und nur verformte Reste sind auf den Reservationen gesammelt. „Sie sind auf einer sehr niederen Stufe und sterben schnell aus. Der Brantwein tödet sie. Obgleich der Handel mit allen gegohrenen Getränken durch das Gesetz unterdrückt werden soll, erhalten sie sowiel sie wollen von den Weißen.“ Auch sind sie dem Laster des Würfelspiels und der Unkeuschheit sehr ergeben. So hat sich denn diese Mission, die unter ihrem Bischof von vornherein auch die weiße

Bevölkerung ins Auge fasste, dieser überwiegend zugewendet und nur nebenher wird auf der Vancouver-Insel auch etwas für die armen hinschwindenden Eingeborenen gethan. Von den gesammelten Gemeinden scheinen nur noch die auf einer Reservation bei Victoria und zu Comox mit je 50 Mitgliedern und ohne Hoffnung weiteren Gediehens zu bestehen. — Besser geht es mit der Indianermission auf dem Festlande, wo freilich auch unter der Kolonial-Bevölkerung gearbeitet wird. Die letztere ist jedoch, nachdem die Goldfelder auf die Dauer nicht der Erwartung entsprechen, schnell wieder zusammengeschmolzen. So ist hier die Heidenmission die Hauptfache geworden. Die Hauptstationen sind Yale nebst Hope, wo die Indianer auf Reservationen leben, und Lytton, sämmtlich am Fraser-River. Von ersterer schreibt der Missionar: Das Werk in meinem Distrikte scheint gesund und gebeihend. Viele Indianer warten auf die Aufnahme in die sichtbare Kirche.

— — — Die Aufführung einiger ist mehrere Jahre lang exemplarisch gewesen. Mehr als einmal habe ich Indianer mit ihren Familien beim gemeinsamen Gebet getroffen, wenn sie meine Anwesenheit nicht vermuteten. — Am bedeutendsten aber ist die von Lytton aus betriebene Mission unter den Indianern am Thompson-St., der sich bei jenem Orte in den Fraser ergießt. Der Stamm, welcher, verschieden von den oben genannten Indianern, mit den östlichen Völkern verwandt ist, zählt 1200 Seelen, die sich unter die Pflege der anglikanischen Kirche gestellt haben. Doch wird die Taufe nur den allerbemährtesten Katechumenen und sonst nur in Todesgefahr ertheilt. Es ist ein großer Unterschied zwischen diesen Indianern und den heruntergelommenen und in allerlei Schande und Laster versunkenen, wie sie auf den Reservationen leben. Diese sind noch weniger berührt von der Verführung der Weißen und leben mit ihren Pferden und Zelten umher wandernd. — Auch von andern Seiten kommen Stämme, die sich dieser Mission anzuschließen begehrn, so daß ihre Arbeiten, wie es scheint, noch eine erfolgreiche Zukunft haben.

Auch die Wesleyanischen Methodisten, u. z. die Kanadische Konferenz dieser Denomination missionirt in British Columbia, hauptsächlich jedoch unter der weißen Bevölkerung. Zu Nanaimo auf Vancouver-I. ist eine kleine methodistische Indianergemeinde vorhanden. Für die Indianer des Festlandes besteht die Station Chilliwack, über die der Bericht jedoch nichts Genaueres angibt. 1869 befanden sich auf sämmtlichen 5 Stationen dieser Mission nur 131 Mitglieder, Weiße und Indianer zusammen.

Der Missionsfreund wird von den Indianern Nordamerika's nicht ohne ein wehmüthiges Gefühl scheiden können. Ihre Geschichte mag man einem Tage vergleichen, der wenn auch kühl und frostig, doch klar und hell im Morgensonnenchein beginnt. Nach und nach aber sammeln sich düstere Wolken, Sturm und Ungewitter treten ein, und der mit schweren Regengüssen überschüttete Boden löst sich auf in Schlamm und Schmutz. Doch wie der Tag sich neigt, da zerreißt hier und dort der Wollenschleier,

und wenn auch
erklären vergolde
dianergemeinden,
seit Jahren nicht
Schoße wachsen.
Schein der göttli
längst wird in
trotz dogmatische

Wenn man v
Mittag herabsegelt,
westindischen Insel.
Dies hat das ne
haupt. Da, wo G
entweber ausgerott
es bildete sich ein S
von Spanien und B
wurde, so ist in all
zur Herrschaft geko
und in ihrer Art erf
hebung des Jesuiten
Anfang unsers Jah
evangelischen Mission
verwehrt. Nur au
100 geogr. Meilen
küsten über 2000 M
funden. Es ist das
des Orinoco südöstli
streckt, jetzt in West
Osten vom Kaiserre
der Atlantische Ozea
Striche des flachen
überschwemmen. A
fruchtbaren Alluvial
wie fast in keinem
von der hohen Mauer
Burkhardt, Missions-Bibliothek

nd nur
armen
neinden
Comar
jens zu
d. Die
icht der
So ist
tationen
en, und
er Mis
beihend.
Kirche,
mparisch
familien
heit nicht
betriebene
ei jenem
beden von
sten ver
itanischen
ährtesten
in großer
ommenden
Referova
erführung
bernd. —
Mission
noch eine
sche Kon
ptfächlich
encouver
Für die
r die der
sf sammel
eise und

ka's nicht
chte mag
doch klar
imeln sich
schweren
Schmutz
enschleier,

und wenn auch nicht die ganze Landschaft, so doch einzelne Gipfel erglänzen vergoldet von den Strahlen der sinkenden Sonne. Die Indianergemeinden, die für christlich gesittetes Leben gewonnen, bereits seit Jahren nicht mehr zusammenschmelzen, sondern aus ihrem eignen Schoße wachsen, sind die Punkte, die noch lange leuchten werden im Schein der göttlichen Gnadenonne, wenn die große Masse jener Völker längst wird in Nacht versunken sein. Ob nicht auch für diese noch, trotz dogmatischer Konsequenzen, ein andrer Morgen tagt?

B. Südamerika.

1. Land und Leute in Guiana.

Wenn man von dem großen nordamerikanischen Festlande gegen Mittag herabsegelt, so kommt man zuerst an dem schönen Kranze der westindischen Inseln vorüber, und steht endlich auf das südliche Amerika. Dies hat das nämliche Schicksal gehabt wie die neue Welt überhaupt. Da, wo Europäer sich niederließen, wurden die Eingeborenen entweder ausgerottet, oder in die tiefen Urwälder zurückgedrängt, oder es bildete sich ein Mischlingsgeschlecht. Da Südamerika vorzugsweise von Spanien und Portugal aus mit europäischen Kolonien versehen wurde, so ist in allen kultivirten Ländern desselben die katholische Kirche zur Herrschaft gekommen, hat auch unter den Eingeborenen ausgedehnte und in ihrer Art erfolgreiche Missionen getrieben, die aber durch die Aufhebung des Jesuitenordens und durch die politischen Umnützungen zu Anfang unsers Jahrhunderts ganz in Verfall gekommen sind. Der evangelischen Mission war bis in die neuere Zeit fast überall der Zutritt verwehrt. Nur auf einem verhältnismäßig kleinen Küstenstriche von 100 geogr. Meilen (während die ganze Länge der südamerikanischen Küsten über 2000 Meilen beträgt) hat sie Platz für ihre Thätigkeit gefunden. Es ist das Gebiet von Guiana, das sich von der Mündung des Orinoco südöstlich gegen die Mündung des Amazonenstromes hinstreckt, jetzt in Westen von der Republik Venezuela, in Süden und Osten vom Kaiserreich Brasilien begrenzt. Seinen Strand bespült der Atlantische Ozean, dessen Gewässer in den Zeiten der Flut weite Striche des flachen, mit Mangrove-Wäldern bedeckten Uferlandes überschwemmen. Auf diesen Sumpfgürtel folgt eine breite Zone fruchtbaren Alluviallandes, wo die Vegetation eine Fülle und Doppigkeit wie fast in keinem andern Lande entfaltet, während es im Süden von der hohen Mauer eines halbkreisförmigen Gebirgskranzes umschlossen

ist, der zahlreiche herrliche Ströme zum Meere entsendet. Nur an dem Ufer ist Guiana bekannt und von den Europäern besucht, da die vielen Wälder und Moräste einem tiefern Eindringen unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen, und wäre das Land nicht von unzähligen Bächen durchflossen, auf denen fahrend man allein landeinwärts kommen kann, so würde man durchaus genötigt sein, an der Küste zu bleiben. Darum sind auch die Wohnungen der Menschen überall nur an Bächen oder Flüssen aufgeschlagen. Das Klima ist, da das Land in dem heißesten Erdstrich liegt, unter diesen Umständen natürlich eins der ungefährdesten in der Welt, aber der Reichtum der Natur hat von jeher die Europäer trotz aller Gefahren hingelockt. Spanier, Engländer, Holländer, Franzosen und Portugiesen haben die Küste unter sich getheilt, weil aber der Anteil der Spanier und Portugiesen in der Folge zu den angrenzenden größeren Ländern in Norden und Süden geschlagen wurde, spricht man nur noch von einem britischen (englischen), holländischen und französischen Guiana. Die Ansiedler sind Besitzer großer Ländereien oder Plantagen, auf denen in großer Menge Zucker, Kaffee, Indigo, Baumwolle u. s. w. erzeugt werden. Dazu bediente man sich bisher der vom jenseitigen westafrikanischen Ufer herbeigeschleppten Negerklaven, die hier aufs harte und grausamste behandelt wurden, so daß viele von ihnen in die Wälder entflohen und hier als sogenannte Maron- oder Buschneger förmliche Räubercolonien bildeten, die in Suriname in langen Kämpfen ihre Unabhängigkeit ersuchten haben.

Die ursprümlichen Einwohner des Landes, die Indianer, deren man etwa 30 verschiedene Stämme zählt, sind in die Wälder verstoßen und durften sich früher, so friedlicher Natur sie auch zum Theil waren, kaum ohne Furcht und Zittern in den europäischen Gebieten blicken lassen. Am bekanntesten sind bis jetzt die Stämme der Arawaken, Warau's, Acawio's und die von den westindischen Inseln eingewanderten Kariben geworden.¹⁾ Ihre Hauptfarbe ist braunroth oder zimmetfarben, das Haupthaar ist schwarz, lang, straff und glänzend, der Bart bei den Männern dünn und regellos in Büscheln, meist aber ganz ausgezogen. Gewöhnlich gehen sie bis auf eine kurze Schürze um die Leisten ganz nackt. In ihren Hängematten liegend pflegen die Männer am liebsten des Müßigganges, wenn sie nicht zum Krieg ausziehen oder jagen und fischen. Außerdem liegt ihnen der Bau ihrer Hütten und die Herrichtung der sogenannten Kostgründe, das heißt das Umhauen und Abbrennen der Büsche zur Düngung des Bodens ob; ebenso machen sie ihre Jagdgeräthschaften (Bogen und Pfeile²⁾), Fischangeln und allerlei Flechtwerk von Rohr, Körbe, Siebe, Kästchen und dergleichen zurecht, und versetzen mit Hülfe des Feuers nicht ohne Geschick ihre Fahrzeuge, Korjare oder Kanoes genannt. Die meiste Arbeit aber liegt, wie bei den Indianern Nordamerika's, den Frauen ob, deren Sklavenlos so elend ist, daß viele Mütter ihre neugebornen Töchter ermorden sollen, um sie vor gleichem Jammer zu bewahren.³⁾ Das Weib muß den Boden bauen,

Brod und T zu den Hängen mit den kleinen geht eine Fr schäfte zu ver tigleit gebrach Gesicht seiner Weiber sind t werden gewöh Gebrechliche S eine Frau zur Haar, und sie Länge erreicht der nächste Be Frau zu nehmen sie dem Ver Die Morgen und a sie einen von a und wo sie gern Sand, und wer den Schmuck i rothe Farbe, di Kraböl und sch Hände und Fuß Handschuhe an. wider den Gei Nur auf dem A Weiber legen sie rupfen sie aus, dafür einen schw barkeiten färben sie mit allerlei s und oft Tage la mit dunkelrothen sie noch blaugefä hinter sich her; e ein über den R den Anputz. Bei sie die Bewegungen hinein bringen di Getränk, nehmen allen durchlöcherte Stampfen mit de natürlich nicht fel gewetzte Löcher und darin ihre tragen an einem

¹⁾ cf. Basler Heidenbote 1839, S. 51.

²⁾ Jetzt gebrauchen sie auch vielfach die von Europäern eingeführten Gewehre.

³⁾ Calwer Missionsblatt 1847, S. 116.

dem Ufer
Wälder
itze in den
urchlossen,
ürde man
arum sind
der Flüssen
n Erdstrich
ten in der
copäer trok
Franzosen
der Anteil
en grösseren
an nur noch
nzösischen
Plantagen,
olle u. s. w.
jenseitigen
hier aufs
on ihnen in
r Buschnege
en Kämpfen
aner, deren
der verstoßen
Theil waren,
blicken lassen.
Wa rau's,
ten Karib'en
effarben, das
Bart bei den
ausgezogen.
Lenden ganz
r am liebst
er jagen und
e Herrichtung
Abbrennen
ie ihre Jagd
Flechtwerk
id ververtig
je, Korjare
bei den Ju
s so elend ist,
ollen, um sie
Boden bauen,
hrtien Gewehre.

Brot und Trank bereiten, Brennholz zum Backen herbeischaffen, Schnüre zu den Hängematten machen, Töpfe fabriziren, Baumwolle spinnen, selbst mit den kleinen Kindern auf dem Rücken und unterwegs. Auch auf Reisen geht eine Frau mit, um für den Mann zu kochen und die andern Geschäfte zu verrichten. Heirathen werden schnell und frühzeitig in Rücksicht gebracht, sonderbar ist dabei, daß ein Schwiegersohn nie das Gesicht seiner Schwiegermutter sehen darf. Bei der Niederkunft ihrer Weiber sind die Männer meist ziemlich gleichgültig, die Kinder aber werden gewöhnlich so lange gesäugt, bis das nächste bald wieder da ist. Gebrechliche Kinder lässt man in der Regel bald umkommen. Wird eine Frau zur Witwe, so scheeren die Verwandten des Mannes ihr Haar, und sie darf nicht eher wieder heirathen, bis dasselbe eine gewisse Länge erreicht hat. Auch darf sie nicht heirathen, wenn sie will, sondern der nächste Verwandte des verstorbenen Mannes hat das Recht, sie zur Frau zu nehmen, und wenn ein anderer sie zur Ehe begeht, so muß er sie dem Berechtigten ablaufen.

Die Indianer sind sehr reinlich und baden sich deshalb schon am Morgen und auch des Tages öfter im Flusse. Vor ihren Hütten haben sie einen von allem Grase gereinigten Platz, den sie sehr sauber halten und wo sie gern sitzen und essen. Ueberhaupt wohnen sie gern auf Sand, und wenn der Boden lehmig ist, tragen sie Sand herzu. Auf den Schmuck ihres Leibes sind auch diese Kinder der Wildnis bedacht; rothe Farbe, die sie von dem Notubauum gewinnen, vermischen sie mit Kraböl und schminken damit den ganzen Leib, bisweilen auch nur Hände und Füße, so daß man meint, sie hätten rothe Schuhe und Handschuhe an. Durch diesen rothen Anstrich meinen sie sich zugleich wider den Geist der Europäer, das ist den Teufel, zu wappnen. Nur auf dem Kopfe leiden sie Haare, die Männer tragen sie kurz, die Weiber legen sie oben auf dem Kopf in Böpfen zusammen, die Barthaare rupfen sie aus, und auch die Augenbrauen rasieren sie ab und machen dafür einen schwarzen Strich hin. Bei bevorstehenden Tänzen und Lustbarkeiten färben sie die Kopfhaare roth, den ganzen Körper aber bemalen sie mit allerlei schwarzen Figuren, ein Geschäft, das die Weiber besorgen und oft Tage lang dabei zubringen. Das Gesicht wird noch besonders mit dunkelrothen, gelben und weißen Strichen verziert. Dazu hängen sie noch blaugefärbten ostindischen Kattun vier bis sechs Ellen lang hinter sich her; eine Art Schellen an den Füßen und bisweilen noch ein über den Rücken hängender buntbemalter Nohrmantel vollenden den Anputz. Bei ihren Tänzen, welche meist Jagden vorstellen, ahmen sie die Bewegungen und Sprünge der Thiere sehr geschickt nach; zwischen hinein bringen die Weiber den Männern Baimar, ein berauszendes Getränk, nehmen aber auch selbst, mit Korallenschnüren und von Korallen durchlochten Schürzen geschmückt, am Tanze Theil, wobei das Stampfen mit den Füßen und das dadurch hervorgebrachte Schellengetön natürlich nicht fehlen darf. Manche Weiber machen sich auch so ausgeweitete Löcher in die Ohrläppchen, daß sie Körbstöpfel hineinstechen und darin ihre Näh- und Stecknadeln verwahren; manche Männer tragen an einem durch den mittleren Nasenknorpel gezogenen Faden ein

zierlich ausgearbeitetes silbernes Blech als ganz besondere Schmuck. — Nach dem Tode eines heidnischen Indianers, oft Monate, ja selbst Jahre nachher, veranstalten sie ein Saufgelage mit Baiwar, wobei jeder der Geladenen mit Beitschenhieben¹⁾ um die Waden empfangen wird. Hat er sein Theil, so stellt er sich unter die Reihe der Beitschenden und bewillkommt auf gleiche Art die neuen Ankömmlinge. Nach solchem Beitschenfest haben sie oft lange an ihren verwundeten Beinen zu heilen, ja, mancher ist schon infolge dessen gestorben. Um Schlusse des Festes werden des Verstorbenen Bogen, Pfeile, Fischangel und dergleichen in ein Loch vergraben, und nun ist sein Andenken vergessen. So geschieht es wenigstens bei den Arawaken; andere Stämme haben andere Todtengebräuche.

Unter einander sind die Arawaken höflich und bescheiden; jüngere Personen erweisen den Alten Ehre, selten trifft man bei ihnen heftige Zänkereien, außer wenn sie von Baiwar berauscht sind. Eigenthümlich ist, daß die Indianer sich den Rücken zudrehen, wenn sie mit einander reden; die Hunoe, sagen sie, sehen einander an, wenn sie zusammenkämen, deshalb schicke es sich nicht für die Indianer. Ihre Besuche sind sehr ceremoniös, und die Unterhaltung, welche meist um Jagd und Fischfang und um ihre Meisen sich dreht, geschieht in einem singenden, fast kläglichen Tone. Jeder Indianerstamm hat seine eigene Sprache; die der Arawaken soll zwar nicht in den Worten, wohl aber in den Wendungen ähnlichkeit haben mit dem Hebräischen, und ist schwer zu erlernen.²⁾ Bei der Unterhaltung hören die jüngeren Indianer blos zu, und selbst wenn sie etwas schon öfter gehört haben, thun sie doch, als ob sie es jetzt zum erstenmal hörten. Die Hausfrau bringt jedem Besucher, sobald er sich gesetzt hat, ein Körbchen mit Kassabibrod oder was sie sonst gerade hat. Die Kassabi- oder Maniokwurzel, welche ein ganzes Jahr zum Wachsthum braucht, liefert außer anderen Erdgewächsen und Baumfrüchten eine Lieblingsnahrung. Bei der Zubereitung wird die Rinde abgeschält und die Wurzel zerrieben, der giftartige Saft, welchen sie in frischem Zustande hat, ausgepreßt, und das Mehl auf einer thönernen oder eisernen Platte zu fingerdicke, süßlich schmeckenden Kuchen gebacken. Die Weiber essen stets allein und zwar meist in der Küche, die durch eine Blätterwand von dem übrigen Theil der Wohnung geschieden ist. Sie wohnen aber in den ungeheuren Waldungen zerstreut in einzelnen Hütten, in denen eine Familie oder auch eine kleine Gesellschaft von Verwandten kampft, und zwar unter der Oberaufsicht des Ultvaters, der von den übrigen als Beselshalber geachtet wird. Die Arawaken haben gleich den Buschnegern eine Art König oder Oberhäuptling, der immer einen Haufen Leute um sich hat und von ihnen respektirt wird. Er bestellt die Fischer und Jäger für die Kolonie nach einem alten Vertrage, hat aber trotz seines spanischen Rohres mit silbernem Knopfe, das er als Scepter trägt, dem Volke, das gern ungebunden, nicht viel zu befehlen. Ebenso ergeht es seinen Unterhäuptlingen, denn die Arawaken lassen sich einmal

¹⁾ Calwer Missionsblatt f. R. 1853, S. 73 ff.
²⁾ cf. Basler Missions-Magazin 1856, I., S. 145.

nicht gern viele Patriarchalische gefesselt; denn eine abergläubischer weiter, was il außer de i Hälfte aus nichts einer neuen H Auch die haben, sind v und heuchlerische tränken durchaus sie jede Grinner Eine eigentliche Göttern erzähler den der Weiber Wesen, der den läuft. Einmal zu sehen, aber Unsterblichkeit u Schlangen. Nehmen Krankheiten aber und andern böse wimmle von höf allerlei Schaden meinen sie, das demselben fogleich dem Kranten be gnädig angesehen schlimmer, so weit damit dieser den Diese Zauberer Will jemand ein Tabaksblättern ge essen und wahr kommen. Auch niedergeschlagenen zu einem Europä gemergelt aus, u Marafka oder D halten können, jo Kunst besteht nun der zu ihnen gebi man große Gesch kommt zu dem Re

¹⁾ Wulfschlägel v
²⁾ Calwer Missio

nicht gern viel sagen. Sonst hat ihr Leben, wie schon erwähnt, etwas Patriarchalisches. Uebrigens sind die Indianer nicht an den Boden gefesselt; denn sobald sie ihn nicht mehr fruchtbar finden, oder irgend eine abergläubische Ursache sie forttriebt, ziehen sie ohne Umstände weiter, was ihnen eben keine große Mühe macht, da ihr Hausrath außer den Hängematten und einigen hölzernen und thönernen Gefäßen fast aus nichts besteht, und Holz, Baumrinde und Blätter zum Aufbau einer neuen Hütte überall im Busche sich finden.

Auch die Indianer Südamerika's, mit denen wir es hier zu thun haben, sind voller Sinnenlust, Herzshärigkeit und Nachsucht, falsch und heuchlerisch¹⁾ in hohem Grade, und dem Hang zu starken Getränken durchaus unterworfen; unfähig, Widerspruch zu ertragen, sehen sie jede Erinnerung von Seiten eines andern als eine Grobheit an. — Eine eigentliche Gottesverehrung haben sie nicht, obwohl sie von allerlei Göttern erzählen. Den Schöpfer der Männer nennen sie Kururuman, den der Weiber Kulimina. Der erstere, sagen sie, ist ein gutes Wesen, der den Menschen weder Böses noch Gutes zu Theil werden lässt. Einmal kam er auf Erden, erzählen sie, um nach den Menschen zu sehen, aber sie wollten ihn umbringen. Da nahm er ihnen die Unsterblichkeit und schenkte sie den Thieren, die sich häuten, z. B. den Schlangen. Aehnlicher Abgeschmacktheiten berichten sie noch mehr. Alle Krankheiten aber schreiben sie dem Teufel, den sie Jawa hi nennen, und andern bösen Geistern zu. Denn sie glauben, alles um sie her wimmle von bösen Geistern, deren größte Lust es sei, den Menschen allerlei Schaden und Uebel zuzufügen. Wenn einer krank wird, so meinen sie, das habe der böse Geist gemacht, und darum bringen sie denselben sogleich ein Stück Fleisch zum Opfer. Wird's darauf mit dem Kranken besser, so meinen sie, der böse Geist habe das Opfer gnädig angesehen und ihn wieder gesund gemacht. Wird's aber schlimmer, so wenden sie sich an einen Teufelsbeschwörer oder Zauberer, damit dieser den bösen Geist bewege, von dem Kranken abzulassen. Diese Zauberer, Bogaier genannt, stehen in großem Ansehen. Will jemand ein Bogaier werden, so muß er eine Zeitlang eine aus Tabaksblättern gekochte widerliche Brühe trinken, darf nur sehr wenig essen und während seiner Lehrlingschaft keinem Europäer nahe kommen. Auch muß er längere Zeit hinter seinem Lehrmeister mit niedergeschlagenen Augen einhergehen, und sich roth bemalen, wenn er zu einem Europäer gehen will. Die armen Lehrlinge sehen ganz ausgemergelt aus, und weil sie viel zahlen müssen, namentlich für die Marakka oder Zauberklapper, die sie nur von ihrem Lehrmeister erhalten können, so kommen sie ganz verarmt aus der Lehre. Ihre Kunst besteht nun darin, den Teufel oder bösen Geist aus dem Kranken, der zu ihnen gebracht wird, hinauszutreiben. Der Zauberer,²⁾ dem man große Geschenke bringen muß, läßt sich endlich bewegen und kommt zu dem Kranken. Nachdem er ihn lange betrachtet, nimmt er

¹⁾ Wulfschlägel, Lebensbilder III. S. 172.

²⁾ Calwer Missionsblatt 1846, S. 66 ff.

enselben und trägt ihn in finsterer Nacht entweder in eine kleine Hütte von Palmbüllern, wo er unter Klappern und Schreien seine Beschwörungen vornimmt, oder in den nächsten Wald. Da befestigt er die Hängematte des Patienten an zwei Bäume, so daß sie quer über den Fußpfad hängt, und beginnt dann seine Beschwörungen. Dabei darf aber niemand anwesend sein, und der Kranke selbst muß die Augen zumachen, bis alles vorüber ist. Der Zauberer nimmt seine Marakka, eine Art ausgehöhlten Altris, mit zerschlagenem Kristall und kleinen Kieselsteinen angefüllt, mittendurch mit einem Stock, der oben und unten mit grünen, gelben und rothen Federn geschmückt ist, und macht ein schreckliches Gebläpper. Dann fordert er den bösen Geist auf, vor ihm zu erscheinen; er murmelt, heult, knurrt, brummt, zischt — kurz, er ahmt alle möglichen Töne in der Welt nach, was in der tiefen Stille der Nacht wahrhaft schauerlich tönt und den armen Kranken mit einem unbeschreiblichen Grausen erfüllt. Ein Missionar (Bernau), der einmal zufällig und unabsichtlich bei den Acauwoio's Zeuge einer solche Scene ward, sagte: „Ich habe in meinem Leben nichts so Schauerliches gesehen oder gehört, und es ist mir gewesen, als sei ich wie in der Hölle.“ Wenn nun dieser Höllenlärm eine Zeitlang gewährt hat, so macht der Zauberer mit seinem Stabe einen Kreis um den Kranken, fragt den bösen Geist, warum er mit dem Opfer, das man ihm dargebracht habe, nicht zufrieden sei, und befiehlt ihm, sogleich dem Kranken zu helfen. Dann wird der Leidende wieder in seine Hütte getragen, und wenn er wieder genesst, so dentt man, der Zauberer habe geholfen. Wird er aber noch kräcker und stirbt, so sagt der Zauberer entweder: der Teufel habe ihn getötet, oder: er sei von einem Menschen vergiftet worden. Im ersten Falle gibt man sich zufrieden, widelt den Todten in seine Hängematte und begräbt ihn in die Erde. Darauf zündet man die Hütte an, in der er starb, und seine Verwandten ziehen von dem Orte weg auf Nimmerwiederkehr; denn sie meinen, die Seele des Verstorbenen halte sich da auf, und wenn man sie störe, so füge sie den Leuten allerlei Übles zu. Sagt aber der Zauberer, ein Mensch habe den Todten vergiftet, so füllt man einen Kessel mit Wasser, thut die Blätter von einer gewissen Pflanze hinein und setzt ihn über das Feuer. Von der Seite, wo der Kessel schwärzend überläuft, muß dann der Mörder gekommen sein, und der Zauberer bezeichnet infolge dessen genau den Wohnort und sogar die Person desselben. Nun erhält der nächste Unverwandte des Verstorbenen den schrecklichen Auftrag, Blutrache an dem vermeintlichen Thäter zu nehmen, setzt sofort eine seltsame Müze auf, nimmt seinen Speer, Pfahl und Bogen zur Hand und geht aus, um sein Schlachtopfer zu suchen. Von diesem Augenblicke an, bis er wieder heimkehrt, darf er kein Fleisch essen, sondern muß von den Früchten des Waldes leben; auch darf er mit niemand reden, der ihm auf dem Wege begegnet. Kommt er nun an den vom Zauberer bezeichneten Ort und findet den Mann, den er sucht, so mag er wohl Tage und Wochen lang lauern auf eine günstige Gelegenheit, um seine Rache zu vollziehen. Endlich trifft er den Mann allein; er schleicht hinter ihm her und

schiebt ihm glückliche da und verschafft darauf zurück den unter d Stock wieder ab und geht der Bluträde oder gar einer Person an. Gewalt den in die Zunge werthe Person zündet und gethan hat. Denn nach ist sicher, und der berben. Wie zeigt das Bei ihr Mann ihres jüngsten sterben ließ, nun von folch aller Gefahren mörderischen troz aller S der Wildnis und so manch vor mehr als Wildnis sich Brüdergemeinde zu den friedlos

2. Die M

Diese Kolonie Surinam als er nach Handelsgesellschaftungen, unter verhandelt. In hat dahin ab, kaufen und bei Arbeit an den Als aber wegen Unruhen entstan

reien seine
da befestigt
ß sie quer
zwörungen.
selbst muß
er nimmt
rschlagenem
mit einem
hen Federn
ann fordert
eult, knurrt,
a der Welt
ich tönt und
erfüllt. Ein
lich bei den
e in meinem
es ist mir
c Höllenlärn
einem Stabe
rum er mit
en sei, und
der Leibende
ist, so dentt
kranker und
ihm getötet,
ersteren Falle
ngematte und
te an, in der
auf Nimmer-
halte sich da
riei Böses zu.

vergiftet, so
einer gewissen
Seite, wo der
kommen sein,
Wohnort und
verwandte des
vermeintlichen
nimmt seinen
sein Schlacht-
der heimkehrte,
des Waldes
f dem Wege
eten Ort und
und Wochen
zu vollziehen.
ihm her und

schiekt ihm einen vergifteten Pfeil durch den Rücken. Wenn der Unglückliche dann tot zu Boden fällt, schleppt er seine Leiche ins Gebüsch und verscharrt sie in eine Grube. Dahin kehrt er in der dritten Nacht darauf zurück und stößt mit einem spitzen Stock so hinein, daß er den unter der Erde liegenden Leichnam durchbohrt. Dann zieht er den Stock wieder heraus, leckt etwas von dem daran befindlichen Blute ab und geht nun ruhig und zufrieden nach Hause. Anders verfährt der Bluträcher, wenn der vom Zauberer angegebene Thäter eine Frau oder gar ein Kind ist. In diesem Falle bekleicht er die unglückliche Person an einem einsamen Ort, wirft sie zu Boden, öffnet ihr mit Gewalt den Mund, drückt ihr die Zähne von einer giftigen Schlange in die Zunge, und läßt sie dann laufen. Ehe nun die bejammernswerte Person ihre Hütte wieder erreichen kann, wird ihre Zunge entzündet und geschwollen, daß sie nicht mehr zu sagen vermögt, wer es gethan hat, und nach einigen Stunden tritt unfehlbar der Tod ein. Demnach ist bei diesen Indianern eigentlich niemand seines Lebens sicher, und der Haß eines Zauberers kann auch den Unschuldigsten verderben. Wie weit sie aber gehen können in der Bosheit ihres Herzens, zeigt das Beispiel einer Indianerin, die aus Unwillen darüber, daß ihr Mann ihre ältere Tochter einem Missionar in die Schule gab, ihr eigenes jüngstes Kind lebendig in die Erde verscharrte und so elendiglich sterben ließ, nur um an ihrem Mann sich zu rächen.¹⁾ Was konnte nun von solchen Leuten ein Missionar, ein Fremder, erwarten? Trotz aller Gefahren aber, welche sowohl von Seiten der Indianer als des mörderischen Klimas, von Schlangen und allerlei Ungeziefer drohten, trotz aller Schwierigkeiten, welche das umherwandernde Leben der in der Wildnis zerstreuten Indianer, ihre schwer zu erlernende Sprache und so manches andere entgegengestellte, hat die Liebe Christi schon vor mehr als hundert Jahren auch zu diesen verlorenen Kindern der Wildnis sich einen Weg gebahnt, und auch hier war es zuerst die Brüdergemeinde, welche die Boten des Friedens mit dem Evangelio zu den friedlosen Heiden sandte.

2. Die Mission der Brüdergemeinde unter den Arawälen.

Diese Mission sollte zunächst den Negerislaven in der holländischen Kolonie Suriname gelten. Bischof Spangenberg war bereits 1734, als er nach England reiste, in Amsterdam mit der surinamischen Handelsgesellschaft in Verbindung getreten und hatte über die Bedingungen, unter denen sich Brüder in jenem Lande anbauen sollten, verhandelt. Im folgenden Jahre gingen die ersten Brüder von Herrnhut dahin ab, denen in den nächsten Jahren andere folgten. Sie kauften und bebauten eine kleine Plantage am Cotticasfluß, und ihre Arbeit an den Negern und Indianern schien nicht vergeblich zu sein. Als aber wegen des vielen Zulaufs zu ihren Hausversammlungen Unruhen entstanden, verließen sie 1745 diese Mission und gingen theils

¹⁾ Calwer Monatsblatt 1845, S. 165 f.

nach Pennsylvania, theils nach dem westlicher gelegenen Rio de Verbice...

Dorthin hatten sich inzwischen 1738, auf anderweitige Veranlassung von Amsterdam aus, die Brüder Joh. Gütter und Christoph Dähne begeben und unter manchen Schwierigkeiten und der Mängelmeister Beamten und Plantagenbesitzer sich in einem abgelegenen Blätzchen an dem Wironjeflisse, einige Stunden von seiner Mündung in den Rio de Verbice angebaut. Diese Station nannten sie Pilgerhut. Von hier aus bot sich genügende Gelegenheit zum Verkehr mit den Arawaken. Merkwürdigerweise fassten diese Waldbewohner bald Zuneigung zu den weißen Fremdlingen, und da sie aus dem Verkehr mit den Ansiedlern schon etwas holländisch gelernt hatten, so fingen die Brüder sofort an ihnen etwas vom Schöpfer und Erlöser zu erzählen. Doch zeigte sich bald, daß die Sprachkenntniß der Indianer nicht genügend war, und so machte man sich denn an die Erlernung der schweren Arawakensprache, für die leider nicht genug Zeit übrig blieb, da der Lebensunterhalt mit der Hände Arbeit beschafft werden sollte. So arbeiteten sie denn unter vieler Mühsal, Armut und Schmach, welche letztere von Seiten der Weißen nicht ausblieb. Ein ordiniertes Brüder, Joh. Gräbenstein, traf 1741 auf der Station ein. Eine besondere Hülfe zur Erlernung der Sprache erhielten sie an einen Mulattenknaben, den sie bei sich aufnahmen und der auch dem Bruder Dähne in seiner Profession, der Schneiderei, bald mit Geschick zur Hand ging. Mit seiner Hülfe überzeugten sie Stücke aus der Lebens- und Leidensgeschichte Jesu, welche sie bei ihren Besuchen im Walde den Indianern vorlasen, worauf sie sangen und beteten. Mit Bewunderung hörten diese zu, doch von Heilsbegierde war bei ihnen wenig zu spüren.

Erst 1747 fingen Früchte dieser Arbeiten an sich zu zeigen. Die Arawaken fanden fleißiger nach Pilgerhut und selbst Weiber, die früher immer vor dem Anblick der Weißen geflohen waren. Und gerade eine alte Frau war es, die schon im folgenden Jahre auf ihre dringende Bitte getauft werden konnte. Bald folgten einige Männer, und in wenigen Monaten war eine kleine Indianergemeinde von 39 Mitgliedern gesammelt. Jener Mulattenjüngling, Jonathan, war für viele ein Wegweiser zu Christo geworden. Freilich regte sich nach diesen Erfolgen die Feindschaft der weißen Pflanzer; doch der Gouverneur schaffte den Brüdern Ruhe, daß sie ungestört ihre Arbeit fortsetzen könnten. Um diese Zeit kam Bruder Salomo Schumann ins Arbeitsfeld, der nicht mit Unrecht der Apostel der Arawaken genannt worden ist.

Mit apostolischem Eifer und Gaben griff er denn auch alsbald sein Werk an, und in wenigen Monaten konnte er zu aller Bewunderung schon Arawakkisch sprechen. Von den getauften Arawaken zu Pilgerhut hatten die meisten schon einen tiefen Eindruck von Christo, den sie zärtlich liebten, weil er sein Blut für sie vergossen. Im Lande Verbice fanden sich damals etwa 2000 Seelen, in Essequibo und um den Corentynfluß noch bei weitem mehr. Einige Arawakenbrüder hatten dort Verwandte, und so drang der Schall des Evan-

geliums bis auf schönes lebten, Christi hörte, zu führe.

Wen denen jed Kleinere F Ungetauften waren sie Verfamml Dolmetscher hatten, da das Missionsviel sich sollten ein

In ihre Missionare, Missionäre hatten sie Schuman Missionärs Frau mac seiner Fr während d einige Br kamen, der das Ganze Arawake 1748 nich bereits 72 sah er du male selbe digen, und Tage die S Mit den n es wünschte

Bald sol Erken, welche und die alte christlich, mit gebracht. Ein Kinder noch v euch zum Hei und mich da abgeneigten C

geliums weit in die Urwälder hinein; die Missionare aber besuchten bis auf 100 Stunden im Umkreise das Volk. Pilgerhut selbst war ein schönes Heidendorflein geworden, wo mit den Getauften etwa 80 Seelen lebten, wo man aus den Hütten arawälsche und deutsche Verse von Christi Wunden und seiner durchstochenen Seite (aruma attiadahüssia) hörte. „Wir möchten,” sagt Schumann, „unserm Heiland anbetend zu Fuß hin niedersinken, so oft wir unser Heidendorflein ansehen.“

Wenn man von Norden her in dasselbe kam, sah man fünf große Häuser, von denen jedes etwa 50 bis 60 Fuß lang und 25 Fuß breit war, und ungefähr 14 kleinere Häuser und Hütten. Auf der linken Seite lagen etwa vier Häuser, in denen Ungetaufte wohnten, und Fremde bei ihren Besuchen einlebten. Den Tag hindurch waren sie im Busche, dagegen Morgens und Abends hielten ihnen die Missionare Versammlung. Da lasen sie ihnen etwas vor; der junge Jonathan diente als Dolmetscher. Vier ledige Arawälenjunglinge, die das Evangelium angenommen hatten, bauten sich auf Veranlassung der Missionare ein Häuschen ganz nahe an das Missionshaus, um den übeln Einflüssen entnommen zu sein. Sie standen, so viel sich solche freie Leute binden ließen, unter der Aufsicht der Missionare, und sollten einmal Verkünder des Worts vom Kreuze unter ihrem Volle werden.

In der Nähe von Pilgerhut hatten die Besseren der Arawälen ihre Kassabigründe, doch geschah es aber auch öfters, daß die Missionare, welche selbst nicht selten bittern Mangel litten, ihnen mit Kassabibrod aushelfen mußten; auch für die Bekleidung der Befehlten hatten sie zu sorgen. Aber woher nehmen? „Wir hoffen“, sagt Schumann, „Gott werde uns das Nöthige dazu bescheren.“ In der Missionshaushaltung herrschte übrigens große Rührigkeit. Schumann's Frau machte sich an die bekehrten Arawäkinnen, Bruder Kaske mit seiner Frau und Gräbenstein suchten die Indianer im Busche auf, während die ledigen Brüder vergnügt auf ihrer Profession arbeiteten, einige Brüder aber stets zu Hause blieben, weil beständig Indianer kamen, denen sie Nede und Antwort stehen mußten. Schumann leitete das Ganze, und nachdem gerade in der ersten Zeit seines Wirkens kein Arawale wieder zur Taufe sich eingefunden, konnten doch im Dezember 1748 mehrere getauft werden, und im Frühjahr 1749 zählte Schumann bereits 72 Getaufte, darunter 6 Kinder. Am 2. März desselben Jahres sah er durch Abwesenheit des Dolmetschers sich genöthigt, zum erstenmale selber in arawälscher Sprache den Tod des Herrn zu verkündigen, und es ging gut. Merkwürdiger Weise hieß gerade an diesem Tage die Loosung: „Er wird predigen lassen in allerlei Sprachen.“ — Mit den weißen Leuten in der Kolonie, obwohl der Gouverneur Löchner es wünschte, ließen die Brüder sich nicht ein. —

Was bald sollten auch bekehrte Arawälen in die siegende Kirche eingehen, und die Ersten, welche der Herr in sein Himmelreich aufnahm, waren der Altvater Simeon und die alte Mutter Anna. Sie starben als gläubige Christen und wurden auch geistlich, mit Leichengesölze, Liturgie und Predigt, in stiller Andacht zu ihrer Ruhe gebracht. Eine andere Indianerin, Mirjam, die ihr Ende nahe fühlte, ließ ihre Kinder noch vor ihre Hängematte kommen und sprach zu ihnen: „Ich gebe nun von euch zum Heiland!“ und zu ihrer getauften Tochter: „Du wirst mir nachkommen und mich da wiederfinden. Aber ihr“, sprach sie zu ihren beiden der Bekleidung abgeneigten Söhnen, „ihr werdet nicht zu mir kommen, wenn ihr ungehorsam seid.“

Das Werk Gottes schritt nun rasch vorwärts, und die Zahl der Arawaken, welche in der Pflege der Brüder standen, stieg bald auf 140, während Schumann schon im Juni 1749 alle Versammlungen ohne Dolmetscher halten konnte. Er übersetzte auch eine ziemliche Anzahl von Liederverzen und mehrere Bücher des Neuen Testaments. Dabei vergaß er auch das Werk in den Wildern nicht, wohin er mit Jephtha, einem der ersten Bekehrten, der früher Zauberdocttor gewesen war und großen Einfluss unter seinen Landsleuten hatte, im Mai 1749 eine Missionsreise machte. Durch ein Gewitter kamen sie da vom Wege ab und auf einen ganz unbekannten Indianerplatz, wo sie mit Freuden aufgenommen wurden und bis tief in die Nacht hinein aufmerksame Zuhörer fanden. Einer von diesen wollte gerade zu den Indianern am Corentyn, denen er nun das Gehörte verkündete, worauf auch vom Corentyn welche nach Pilgerhut kamen. Ja noch weiter, bis zu den Stämmen am Orinoco verbreitete sich die Kunde von der neuen Lehre. Da gab's denn Bewegung unter den Heiden; einige spotteten darüber, andere, und darunter ganze Familien, beschlossen sich auf den Weg zu machen, um selbst zu sehen und zu hören. Dazwischen hatten die Brüder neue Anfechtungen von Seiten der Weißen in der Kolonie; „der Herr aber“, sagt Schumann, „hielt seine Hand über uns“, und auch die Verleumdungen, wodurch man die Indianer gegen sie einzunehmen suchte, hatten keinen Erfolg, also daß die Gemeinde zu Pilgerhut im Frieden sich bauen und ihr Licht in den dunklen Urwald leuchten lassen konnte. Vom Orinoco wie vom Corentyn kamen Indianer dorthin, um Bekehrung zu suchen. Es war rührend anzusehen, wie dieses Volk eine Gegend verlassen hatte, wo sie Wild und Fische im Überfluss fanden, und mit Freuden Hunger litten, um sich nur von Jesu satt hören zu können, ja wie einige alte Leute selbst auf Krücken herzukrochen. Ohne die Ab- und Zugehenden gehörten am 1. September über 300 Seelen zur Gemeinde und über 200 wohnten beständig zu Pilgerhut. Unter den Ankömmlingen, deren Zahl sich beständig mehrte, war auch einer von den Paletijus, die von den Wilden selbst „die Wilden“ genannt werden und tief im Lande wohnen, ebenso fanden sich auch die ersten Aquaien (Acawoio's) ein. Am Corentyn aber machte Bruder Kaske in Begleitung des Indianerbruders Aquia, der mit ihm den Strom durchschwamm, einen erfreulichen und gesegneten Besuch.

Im Frühling dieses Jahres schrieb Schumann an seinen ehemaligen Kollegen Franke: „Der Heiland trägt es hier auf etwas Ganzes an, das ist gewiß. Der Schall des Evangeliums breitet sich immer weiter aus. Du kannst wohl denken, daß dies alle Beschwerlichkeiten lös und zur Gnade macht, und mir klingt für die Zeit keine Sprache so schön, als die arawäische, und wenn ich ein neues Wort finde, etwas vom Heiland und seinem Verdienst auszubilden, so freue ich mich ungleich mehr, als wenn ich in unsern Bergen einen Klumpen Gold fände. Es gibt aber auch Bitterkeiten, und recht empfindliche, mit darunter. Denn unter einem Häuflein aus den Heiden kommen manchmal Sachen vor, darüber man roh und blaß wird. Aber weil ich weiß, daß wohl niemand dem treuen Heiland mehr Mühe gemacht hat, als ich, so kann ich mich drein finden und sie dennoch recht herzlich lieb haben“. — Und Ende Juli schrieb er wieder an denselben und rührte

die außer
lichte und
Heimat,
ist etwas

In
sechungen
zu erbul
in Amste
der Kolon
aber liefe
dem Go
von der
Ums
als Helfe
thaten.
wöchentli
der Gemei
luft durc
Abendma
Mangel a
gendöthigt
Dabei wa

Es f
Gegend a
seit lange
zu suchen.
traten, au
schreckten,
wurde die
Schumann
er tief erse
erfolgt wa
jene Zeit I

Zu S
auch war,
sich bald ei
Jagen und
gründen ko
Viele Leben
Anstrengun
in der Neg
bekamen di
einmal dam
wollte es n
reden konnt
nehmen, es
zur Seligkei
was ihr th

die außerordentliche Macht der Gnade an den Indianern: „Die werden auf einmal lichte und selig, und gehen wenige Tage nachher so vergnügt zu ihm in die ewige Heimat, als wären sie 60 Jahre lang Christen gewesen. Und das mit anzusehen, ist etwas unaussprechlich Seliges“.

In den folgenden Jahren hatten die Brüder wieder manche Anfechtungen von den Pflanzern und selbst von dem holländischen Prediger zu erdulden. Man suchte verschiedene Maßregeln durch die Direktion in Amsterdam herbeizuführen, welche den Brüdern den Aufenthalt in der Kolonie verleidet und sie zum Abzuge veranlassen sollten. Schumann aber lieferte mit rechter Weisheit eine gründliche Verantwortung vor dem Gouverneur und dem Rathe. Auch ein Besuch einiger Herren von der Regierung in Pilgerhut schaffte der Mission wieder Ruhe.

Ums Jahr 1753 war die Blütezeit von Pilgerhut. Jephtha hielt als Helfer öffentliche Ansprachen, was bald auch andre Indianerbrüder thaten. Es war eine Konferenz aus den Bekehrten gebildet, mit denen wöchentlich über den Stand des Reiches Gottes innerhalb und außerhalb der Gemeinde geredet wurde. Es wehte damals eine besondere Gradenluft durch dieselbe, in der bereits 261 getauft und 71 zum heiligen Abendmahl zugelassen waren. — Im folgenden Jahre entstand ein Mangel an Lebensmitteln in der Niederlassung, wodurch die Bekehrten genötigt wurden, sich zum Theil auf entferntere Plätze zu begeben. Dabei war der Dienst der Helfergeschwister von rechter Wichtigkeit.

Es stellte sich überhaupt heraus, daß sich soviel Indianer in jener Gegend am Wironje nicht ernähren konnten. Schumann hatte schon seit längerer Zeit darauf gesonnen, günstigere Plätze zur Ansiedlung zu suchen. Als daher 1757 noch andere schwierige Verhältnisse eintreten, auch ansteckende Krankheiten die Herde schwächten und erschreckten, und man eine Berstreitung derselben sogar befürchten mußte, wurde die Station Saron an der Saramakka in Suriname angelegt. Schumann hatte dazu noch die ersten Schritte gethan; dann aber reiste er tief erschüttert durch den Tod seiner Frau, der in seiner Abwesenheit erfolgt war, mit seinen Kindern nach Europa. Auch Jephtha war um jene Zeit heimgegangen.

Zu Saron gab es einen schweren Anfang, denn so gut der Boden auch war, kostete seine Urbarmachung viele Mühe. Zwar sammelte sich bald eine kleine Schaar von Indianern um die Brüder, doch zum Jagen und Fischen waren es ihrer zu wenige, und von ihren Kostgründen konnten sie unter einem halben Jahre keinen Ertrag hoffen. Viele Lebensmittel mußten weit her von Paramaribo unter großen Anstrengungen der gemütheten schwarzen Träger geholt werden, die in der Regenzeit bis an den Leib durchs Wasser zu gehen hatten. Später bekamen die Brüder zwar von Pilgerhut ein Fahrzeug, aber als sie einmal damit am Seeufer landeten, kam ein spanischer Kreuzer und wollte es wegnehmen. Doch der Indianer Stephan, welcher spanisch reden konnte, sagte freimüthig zu den Leuten: „Ihr müßt uns nichts nehmen, es gehört den Brüdern an der Saramakka, die uns den Weg zur Seligkeit lehren, die brauchen es, und unser Schöpfer sieht alles, was ihr thut.“ Da ließen die Räuber alles stehen und zogen sich auf

ihr Schiff zurück. Saron aber, wo es noch mehr solcher Leute gab, wie Stephan, blühte lieblich empor, und am Schlusse des Jahres 1757 waren bereits über 30 Indianer daselbst.

Nachdem er bei der Stiftung von Saron mit thätig gewesen, führte Dähne noch im Frühjahr 1757 den Entschluß aus, das Land am Corentyn in Besitz zu nehmen; einige Indianer begleiteten ihn und halfen ihm eine Hütte bauen. Das war der Anfang von Ephrem. Bald aber machten sich alle Indianer wieder fort bis auf einen, Namens Christoph. Nach einigen Monaten wurde der frank, und durchziehende Indianer, besonders Bauberer, sagten ihm: „Du wirst bei diesem Blanzen nimmer gesund, denn der Teufel hat zu viel Gewalt bei ihm, und du wirst sehen, daß der Blanke auch noch krank werden wird.“ Als es darum mit Christoph etwas besser wurde, ging er auch davon, und Dähne war nun ganz allein in der Wildnis. „Ich habe dann“, schreibt er, „die meiste Zeit mit meinem liebsten Heiland allein Hans gehalten, und mit einem vergnügten, seligen Herzen gethan, was ich konnte.“ Und: „Der Heiland tröstete mich durch Seine liebe Nähe in dieser Wüste so kräftig, daß ich recht selige Zeiten hatte.“ Doch mußte er hier so schwere Arbeit thun, wie noch nie in seinem Leben, und dazu bekam er Fieber. In dieser Noth half ihm Gott durch Schumann, der ihr besuchte und Arznei mitbrachte. Dester kamen auch Indianer, meist Alepina und Warauen, die gar nicht begreifen mochten, warum Dähne sich hier ein Haus gebaut, und ihm mittheilten, daß ihre Landsleute ihn umbringen wollten. Er aber redete darüber mit dem Heiland, der ihm den Trost Seiner Durchhülfe gab, und so hielt er im Glauben aus. Längere Zeit beunruhigte ihn auch ein Tiger, der des Abends brüllend seine Hütte umschlich. Zur Vorsicht machte er wohl ein Feuer in seiner Hütte, welches indessen des Nachts oft ausging, „aber ich fürchtete mich nicht“, sagt er, „vor diesem sonst so grimigen Thiere, und es hat mir nie etwas gethan.“ — Eines Abends, als er sich zur Ruhe legen wollte, fiel eine ziemlich große Schlange¹⁾ von einer Latte des Daches auf ihn, schlängt sich zwei bis dreimal um seinen Hals und Kopf herum, und zog immer fester zusammen. „Ich dachte,“ erzählt er selbst, „das könne mein Ende sein, und schrieb daher die Veranlassung desselben mit Kreide auf den Tisch zur Nachricht für meine Brüder, damit sie nicht glauben möchten, die Indianer seien Schuld an meinem Ende. Indem aber fiel mir ein, die Schlange im Vertrauen auf das Wort des Herrn (Mark. 16, 18) von mir abzustreifen; und ich that es mit solcher Geschwindigkeit, daß etwas von meiner Haut im Gesicht mit abging.“ Es war finster um ihn her, er wußte nicht recht, wohin er die Schlange geworfen hatte; doch legte er sich ruhig in seine Hängematte nieder, und der Herr half abermal, daß ihm nichts geschah. — Die größte Gefahr aber drohte ihn von den wilden und grausamen Kariben, welche ihn im November 1757 zu ermorden beabsichtigten. Was dabei geschehen

¹⁾ Wollschlägel Lebensbilder II, S. 56 f.

und wie er
wir uns ve

Als ich
und umringt
eiserne Hader
mehr. Ich ge
lückte; sie am
Acht, wer das
merkten, daß
aranäktisch fra
Antwort: „D
Nun trat ich
habe Brillen, die
damit ich erst
künftig noch m
Rein.“ Über
wohl von Hol
die euch lieb h
daß dich die I
glaubt, und du
und wissen, da
du seit ein an
lieb habe, wie
ist auch wahr!“
Nur der Anföh
Erklärung gab,
wurde er freun
Lebensmitteln,
von Tag zu Ta
sand, ihn zu lo

Fast zwe
sein Einsiedler
das Evangelium
sich einige Ja
damals zwei
wurde eine g

In Pilg
genannten Ja
Noth an Lebe
Schumann, ne
Er besuchte z
besonders an
traf er auf P
Arbeit. Sie s
entschließt die
Missionseifer b
gelegt hatte.

Schumann
für Pilgerhut
hoch, daß die
man sonst nich

Leute gab,
Jahres 1757

g gewesen,
das Land
ten ihn und
Ephrem.
en, Namens
urchziehende
bei diesem
lt bei ihm,
den wird.“
auch davon,
abé dann.“
allein Hans
n, was ich
liebe Nähe
tte.“ Doch
inem Leben,
Gott durch
etester kamen
ht begreifen
n mitihilfen,
ete darüber
gab, und so
ch ein Tiger,
rsicht machte
chts oft aus-
onst so grim-
nes Abends,
e Schlange¹⁾
bis drimal
zusammen.
e sein, und
en Tisch zur
möchten, die
iel mir ein,
art. 16, 18)
ndigkeit, daß
war finster
ge geworfen
er, und der
ößte Gefahr
welche ihn
bei geschehen

und wie er durch Gottes Gnade auch diesmal gerettet worden, wollen wir uns von ihm selbst erzählen lassen:

„Als ich Mittags beim Essen war, kamen 50 Mann in ihren Kanoe gerudert und umringten meine Hütte. Das war ein grauflamer Anblick. Einige hatten eiserne Haken oder Hauer, andere hölzerne Schwerter und dergleichen Instrumente mehr. Ich ging zu ihnen hinaus und bewillkommene sie arawäisch aufs fremdländische; sie antworteten mir hart, ich sollte karibisch reden. Indes gab ich wohl Antwort, wer das Kommando führe. Als sie unter einander karibisch redeten und merkten, daß ich's nicht verstand, mußte ihr Dolmetscher herortreten und mich arawäisch fragen: „Wer hat dir erlaubt, hierher zu bauen und zu wohnen?“ Antwort: „Der Gouverneur.“ — „Warum bist du auf unser Land gekommen?“ Nun trat ich zum Oberhaupt dieser Leute und sagte ihm mit Freimüthigkeit: „Ich habe Bilder jenseits der See, die haben gehört, daß in diesem Lande Indianer wohnen, die ihren Schöpfer nicht kennen; mich haben sie aus Liebe zu euch hergeschickt, damit ich erst eure Sprache lerne und euch dann das Weitere sage. Auch werden künftig noch mehrere zu dem Zwecke herkommen.“ — „Du bist wohl ein Spanier?“ Nein. „Oder ein Franzose?“ Nein. „Bist du denn ein Holländer?“ Ich komme wohl von Holland, aber noch weiter her. Genug, ich bin einer von den Brüdern, die euch lieb haben, und jenseits der See wohnen.“ Hast du denn nicht gehört, daß dich die Indianer haben tödtschlagen wollen?“ Ja, aber ich habe es nicht geglaubt, und du hast selbst unter deinen Indianern Leute, die bei mir gewesen sind und wissen, daß ich eud lieb habe. „Das ist wahr, und sie haben mir auch gesagt, du seist ein anderer Christ, als andre Blanke.“ Nun, wenn du weißt, daß ich dich lieb habe, wie wolltest du mich tödtschlagen können?“ Er sagte mit Lachen: „Das ist auch wahr!“ Nun änderten alle ihre Mielen, und der Kreis ging auseinander. Nur der Anführer blieb noch bei mir, fragte mich um mancherlei, worüber ich ihm Erklärung gab, und da er hörte, daß keine andern, als Brüder, sie wohnen würden, wurde er freundlich, und beim Weggehen gab er mir auf mein Ansuchen von seinen Lebensmitteln, ver sprach auch, mich mehr zu besuchen. So half mir der Heiland von Tag zu Tag gnädig durch, daß ich beim Schluß des Jahres gar viele Ursache fand, ihn zu loben und ihm zu danken.“ —

Fast zwei Jahre lang führte Dähne unter vielen Entbehrungen sein Einsiedlerleben und verkündigte den Indianern, die ihn besuchten, das Evangelium. Endlich 1759 hatte er denn doch die Freude, daß sich einige Indianer in der Nähe seiner Hütte anbauten. Auch kamen damals zwei Brüder zu seiner Unterstützung und auch zu Ephrem wurde eine christliche Gemeinde gesammelt:

In Pilgerhut ging es inzwischen immer trauriger. In dem genannten Jahre raffte wieder eine Seuche 40 Leute hinweg, und die Noth an Lebensmitteln wurde immer härter. Zwar kam damals auch Schumann, nachdem er sich in Holland wieder verheirathet hatte, zurück. Er besuchte zunächst die beiden neuen Stationen und erquickte sich besonders an dem lieblich aufblühenden Saron. Anfangs April 1760 traf er auf Pilgerhut ein und begann wieder ernst und thätig seine Arbeit. Sie sollte jedoch nicht lange währen. Schon am 6. Oktober entschlief dieser mit seltenen Gaben ausgestattete und von treuem Missionseifer beselte Mann, nachdem er erst das 41. Lebensjahr zurückgelegt hatte.

Schumann's Tod war ein harter Schlag für die ganze Mission; für Pilgerhut aber nahte das Ende. Die äußere Noth stieg daselbst so hoch, daß die armen Indianer mit Pflanzen und Baumfrüchten, die man sonst nicht aß, ihr Leben zu fristen genötigt waren. Da brach



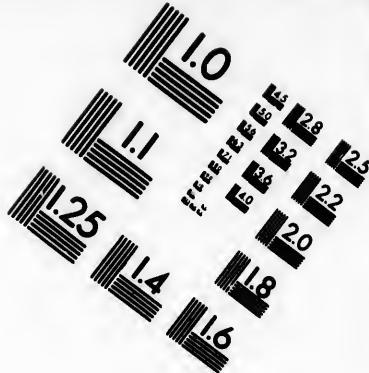
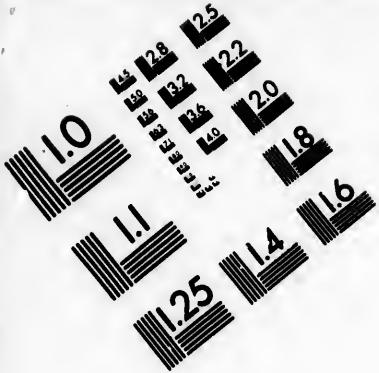
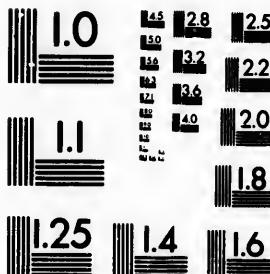
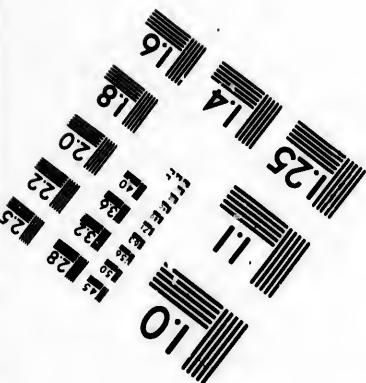


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)



6"



Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503



die Seuche aufs neue aus und ergriff auch die Missionare, so daß die Versammlungen ganz ausgekehrt wurden. Alles stöh von Pilgerhut, und Ende 1762 waren nur noch 22 Arawaken da. Bald sollte es ganz aufhören. Es war in der Nacht des 28. Februar 1763, als man in der Ferne Gewehrfeuer vernahm, einige Tage nachher auch das dumpfe Brüllen der Kanonen. Die Neger waren in blutigem Aufstande begriffen und hatten schon mehrere Weiße umgebracht. Am 2. März erfuhrn die Brüder, daß die Rebellen nur noch eine Stunde von Pilgerhut stünden. Nun war keine Zeit zu verlieren. Es gelang den Missionaren sich nach Demerara zu retten. Einige von ihnen blieben noch eine Zeitlang im Walde, um Pilgerhut, falls es nicht verwüstet würde, im Besitz zu behalten. Aber es blieb nicht verschont, und so verließen sie es denn tief betrübt mit einigen Indianerfamilien, um nimmer wieder dahin zurückzukehren. Auf der Flucht ging noch die arawakische Grammatik und das Wörterbuch, die Schumann beide mit dem größten Fleise ausgearbeitet hatte, verloren.

Die Gemeinde zu Saron, welche Schumann im Jahre 1760 im schönsten Gange traf, wurde besonders von Kariben aufgesucht, die in ganzen Gesellschaften, von 10—20 Mann sich einsanden, ja im August j. J. kamen ihrer über 100, um sich in Saron anzubauen. So ging das Werk Gottes hier bald erfreulich vorwärts, als mit einemmale ein höchst betrübendes Ereigniß eintrat. Die Kariben fingen oft entflohen Neger-Slaven wieder ein, und brachten sie ihren Herren um 60 Gulden Fänggeld zurück. Da fachten die Buschneger den Entschluß, Saron zu zerstören, damit die Indianer genöthigt wären, diese Gegend zu verlassen. Als im Jahre 1761 die Kariben auf ihre alten Wohnplätze gegangen waren, Lebensmittel zu holen, und Saron so bloß war, führten sie ihren Entschluß aus. Sonntag den 25. Januar, als die Gemeinde gerade in der Predigt war, rückten die Buschneger an, schossen mit Gewehren und Pfeilen, und stieckten das Missionshaus in Brand. Alles mußte fliehen, und Saron wurde zerstört, worauf die schwarze Bande entfloh. Einige Brüder, Schirmer und Cleve, lehrten darnach mit einer Anzahl Indianer wieder zurück und beschlossen die kleine schüchterne Heerde in Saron wieder zu sammeln. Dabei gab's aber Hunger und Krankheit vollauf, und der weniger Kranke mußte dem Krankeren dienen bei Rassabi und Wasser. Auch die Entflohenen befanden sich im größten Elend. Doch hatten die Brüder bei allem Schmerz die Freude, daß die Indianer in allem Unglück an ihrem Heiland hielten und noch sterbend sich zu ihm bekannten. Bald kam auch die erbetene Hilfe aus Europa, unter andern Dr. Millins mit seiner Frau, der bei der Nachricht von der Zerstörung Sarons geschrieben hatte: "Ich gehe in des Heilandes Namen getrost, und wäre es auch in den Tod hinein." Bald machte er sich an das Karibische, aber binnen Jahresfrist starben mehrere Missionare, und auch Millins war todtrunken und verschied, jener Erklärung gebendkend, unter dem Gebet und den Thränen der Geschwister. Nun waren Schirmer und Cleve wieder allein, erhalten sich aber völlig von den ausgestandenen Leiden und brachten Saron 1762 wieder in Blüte. Doch waren die Indianer stets in

Furcht und
Schaaren du
mande verli
Sarons
seiner Herste
1765 lehrte
Indessen sein
er zurücklehre

Auch die
als sie 1763
im folgenden
sammelten, n
Stunden auf
Station gena
Jahren stande
das Wort von
Blume, wo d
hattent, fing a
Gemeinlein. D
welcher die S
Endlich starb
Conrad Cle
gearbeitet hatt
anfällen auf e
heimging. Di
Europa erst la
erlernen. De
Indianer imm
alle Kraft auf

In Hoop
mann Burk
zurück, der ant
konnte wegen S
1784 Verstärkt
mit der Sprac
wegen des heru
Nationalhelfern
1788 zählte man
ihre Versammlu
so nahe, daß d
noch eine gute
außer aller Ver
da, der seine S
seine Witwe eh
thun, daß er e
konnte. Bögl
vorerücktes Al
gültigst ein,

so daß
ilgerhut,
es ganz
man in
s dumpfe
Auffstände
2. März
ende von
lang den
n blieben
verwüstet
und so
lien, um
noch die
beide mit

1760 im
ht, die in
m August
So ging
mmale ein
entflohe ne
50 Gulden
Saron zu
nd zu ver-
Wohnplätze
x, führten
Gemeinde
hofen mit
ab. Alles
ze Bande
rnach mit
schüchterne
ungen und
Kränkener
anden sich
hmerz die
nd hielten
e erbetene
Frau, der
te: „Ich
den Tod
n Jahres-
tar“ und
Thränen
allein, er-
brachten
x stets in

Furcht und Besorgniß wegen der rebellischen Neger, von denen öfter Schaaren durch Saron zogen und sich sehr unverschämmt zeigten, und manche verließen sich wieder.

Sarons Zerstörung hatte auch Dähne mit erlebt, der ebenfalls bei seiner Herstellung half. Dann ging er zur Stärkung nach Europa. 1765 lehrte er zurück, um unter den Buschnegern zu missionieren. Indessen seine Kräfte waren bald erschöpft. Nach 3 Jahren mußte er zurücklehren und fand 1769 zu Zeist den Eingang in die ewige Ruhe.

Auch die Station Ephrem hatte schon manche Noth durchgemacht, als sie 1763 durch den Negeraufruhr zerstört wurde. Als die Brüder im folgenden Jahre zurückkehrten und die zerstreuten Indianerchristen sammelten, wählten sie für die Ansiedlung eine günstigere Lage, 4 Stunden aufwärts am Corentyn. Hoop (Hoffnung) wurde die neue Station genannt, und die Hoffnung schien sich zu erfüllen. Nach vier Jahren standen dort 10 Indianerhütten, und 80 bis 100 Seelen hörten das Wort von der Versöhnung. Aber Saron, diese einst so liebliche Blume, wo die Brüder 1766 noch ein neues Versammlungshaus gebaut hatten, fing an zu welken, und statt zuzunehmen, verringerte sich das Gemeinlein. Dazu starb am 6. Juli 1768 der liebe treue Schirm er; welcher die Sprache und Lebensart der Leute zu Saron so gut kannte. Endlich starb nach 16 Jahren treuen Wirkens auch Br. Johann Conrad Cleve, der auf den drei Missionsplätzen mit großer Treue gearbeitet hatte, und nach vielen Strapazen und mehreren Krankheitsanfällen auf einer Reise zu seiner kranken Frau am 17. Mai 1775 heimging. Dieser Verlust war schwer zu ersetzen, da die Gehilfen aus Europa erst lange Zeit brauchten, die schwere arawakische Sprache zu erlernen. Deshalb mußte auch Saron, wo ohnehin die Zahl der Indianer immer mehr abnahm, 1779 gänzlich aufgegeben werden, um alle Kraft auf Hoop zu verwenden.

In Hoop war jetzt eigentlich auch nur ein Arbeiter, Jakob Erbmann Burkhardt; denn einer mußte Krankheits halber nach Europa zurück, der andere, Bögtle, der lange in Pilgerhut gearbeitet hatte, konnte wegen Altersschwäche wenig mehr leisten. So war kam im Jahre 1784 Verstärkung, u. a. durch Chr. Ludwig Schumann, der sich mit der Sprache der Kariben beschäftigte. Doch wollte diese Gemeinde wegen des herumziehenden Lebens der Indianer und weil sie von den Nationalhelfern sich wenig sagen ließen, nicht recht zunehmen. Im Jahre 1788 zählte man nur 80 wirkliche Gemeindeglieder, welche die Lehrer und ihre Versammlungen ordentlich besuchten; 40 andere Getaufte wohnten doch so nahe, daß die Brüder zuweilen bei ihnen einsprechen konnten; aber noch eine gute Anzahl ihrer Getauften wohnten weiter weg und waren außer aller Verbindung. Da starb Burkhardt, und niemand war da, der seine Stelle ausfüllen konnte, denn Felix Gutherz, welcher seine Witwe ehelichte, hatte so viel mit der arawakischen Sprache zu thun, daß er erst 1789 die Bedienung des Gemeinleins übernehmen konnte. Bögtle, der allein die Sprache verstand, that noch, was sein vorgeklärtes Alter erlaubte. Aber bei vielen der Arawaken riß Gleichgültigkeit ein, und wollte man ihnen das Evangelium verkünden, so

pflegten sie wohl zu sagen: „Das ist ja eben das, was ich von dem alten und jungen Schumann, Duandt, Böggle, Burkhardt so oft gehört habe; wir haben es ja nicht vergessen.“ Selbst solche, die noch die Versammlungen besuchten, konnten ihre Verwunderung zu erkennen geben, daß man ihnen immer wieder dasselbe vorsage. Bestrafe man sie über ihre Abweichungen, so wurden sie böse und sagten: „Wir wollen lieber von der Kirche wegbleiben.“ Blättern, Stuhr und Fieber rafften viele Arawaken weg, und man fand viele verlassene und zerfallene Hütten.

So standen die Sachen, als im März 1789 Joh. Jak. Gottlob Fischer aus Württemberg in Hoop angestellt wurde, ein Mann von ausgezeichneter Thatkräft und Beharrlichkeit, mit dem noch einmal eine bessere Zeit für die arawakische Mission anzubrechen schien. Von den Kindern, die er in der Schule um sich sammelte, lernte er bald die Sprache, und konnte bereits am 1. September zum erstenmale arawäisch predigen. Schon im April hatte er 30 lehrbegierige Schulkinder um sich, und der Eifer, womit er sich bemühte, die getauften Arawaken zu einer steteren und thätigern Lebensart zu gewöhnen, belebte den sehr gesunkenen Muth seiner Mitarbeiter aufs neue. Da er den Boden in Hoop zum Kassabibau nicht geeignet fand, suchte er 2 Stunden davon in Aulibissi taugliches Land, welches das dortige Oberhaupt den christlichen Indianern zum Anbau überließ. Ende 1790 wurde ein großes Schulhaus gebaut, und 11 Haussväter errichteten neue Häuser in geordneter Reihe hinter Apfelsinen- und andern Fruchtbäumen. Den Haussvätern wurden über ihre häusliche Einrichtung nützliche Velehrungen ertheilt. Man suchte sie von Müßiggang und Betteln zu entwöhnen, und Kinder und Erwachsene wurden zu allerlei Arbeiten angeleitet. Im Juli 1791 arbeiteten die Indianer in die Wette, ihr Kassabiland am Aulibissi zu klären, und eben so thätig zeigten sie sich in Hoop, ihre Felder mit Weißkorn und Bananen zu bepflanzen. Ende Oktober d. J. wurden den 108 ständigen Bewohnern von Hoop Ordnungen vorgelesen, wodurch dem heidnischen Wesen der Eingang abgeschnitten und ihnen zu einer gesitteten Lebensart Anweisung gegeben werden sollte, und sie versprachen, dieselben zu halten. Eine solche geordnete Gemeinde erweckte die Aufmerksamkeit der Wilden in der Umgegend, und veranlaßte manche, auch dahin zu ziehen. Warauen und Kariben fanden sich zum Besuch ein, denen man erklärte, daß man ihnen geru nützlich sein wolle. Doch wollte die neue Ordnung in Hoop den Indianern auf die Länge nicht behagen, und sie hatten 1792 schon im Sinne, sich wieder zu zerstreuen, wurden jedoch durch das standhafte Betragen und die liebreichen Vorstellungen der Missionare davon abgehalten. Im Jahre 1795 zogen 109 Personen nach Hoop, unter ihnen 36 Warauen, die sonst durch Übergläuben, Leichtfinn, Arbeitslosen und Hang zum Stehlen vor andern Wilben sich auszeichnen. Die Eroberung von Berbice aber durch die Engländer, 1796, hinderte allen Verkehr mit Surinam, so daß die Indianer ihre Balken, Bretter, Schindeln u. dgl. nicht mehr absezgen konnten. Dazu kam eine Miserie und die Verhinderung der Zufuhr von andern Lebensmitteln durch englische Schiffe. Bruder Kluge mit 6 Indianern gerieth einmal (1797) in Gefangenschaft

der Engländer, sie ihre Freiheit. Im folgenden sogar Erlaubt. Der ruhige Verlauf des Krieges, indem er mit Geschäft eines geistlichen aber Nord-Amerikaner Regierung in verzüglich dem Schmerz der. Doch wurde in wieder gestattet. Gehülfen das Theodor Schröder Sprache mit dem 1801 im ganzen durch den übertragen zum Herumschwärmen durch einige übertragen Gebäude in Aschaffenburg und Bruder Berner im Auftrag fand er alles in ins Heidentum Bemühungen der Theil der Nation konferenz wurde den Missionsposten der Brüder unterteilt. Insgesamt 70 Jahre einmal zu belebende Stätten eine dichten in lieblichen Liebhabern Papageien durch sind mit dichtem die Schlange am edle Aussaat, die

3. M

Es war die sich zuerst der armen jedoch ihr Arbeitsfeld. Da wo dieser ma-

¹⁾ W. H. Brett, „Burkhardt, Missions-Vita“

von dem
it gehört
noch die
erlennen
ste man
er wollen
r rafften
Hütten.
Gott lob
tann von
mal eine
Von den
halb die
rawalkisch
nder um
nwälen zu
den sehr
Boden in
nen davon
den christ-
in großes
in geord-
auswätern
n erheilt.
und Kinder
Juli 1791
Aulibissi
bre Selber
aber d. J.
vorgelesen,
und ihnen
e, und sie
Gemeinde
nd veran-
en fanden
rn nützlich
Indianern
Sinne, sich
ragen und
sten. Im
Warauen,
hang zum
rung von
erfehr mit
eln u. dgl.
die Ver-
he Schiffe.
ngenschaft

der Engländer, aber auf Vorstellung bei der dortigen Regierung beladen sie ihre Freiheit und das Schiff nebst Ladung für 700 Gulden zurück. Im folgenden Jahre ertheilte der Gouverneur in Surinam den Brüdern sogar Erlaubniß, in ihren besondern Geschäften nach Berbice zu gehen. Der ruhige Verkehr mit der englischen Nachbarcolonie, selbst während des Krieges, wurde jedoch durch Fischers Unvorsichtigkeit unterbrochen, indem er mit Genehmigung des holländischen Posthalters die Mannschaft eines gestrandeten Schiffes, welche sich für Engländer ausgaben, aber Nord-Amerikaner waren, nach Berbice beförderte. Auf Befehl der Regierung in Paramaribo mußte er deshalb mit seiner Familie unverzüglich den Missionsposten am Corentyn verlassen, zu großem Schmerz der Indianergemeinde, und begab sich nach Nord-Amerika. Doch wurde im Februar 1799 den Missionaren der Verlehr mit Berbice wieder gestattet. Nach Fischers Abreise setzte Bruder Kluge mit seinen Gehilfen das Werk in Hoop eifrig fort, und im Jahre 1800 trat Theodor Schulz in den Dienst der arawakischen Mission, der die Sprache mit dem besten Erfolg erlernte. Die Gemeinde in Hoop zählte 1801 im ganzen 208 Einwohner, darunter 169 Getaufte, gerieth aber durch den überhandnehmenden Hang der Arawaken zur Trunkenheit und zum Herumschweifen immer mehr in Verfall, bis am 18. August 1808 durch einige übelgesinnte junge Leute sämmtliche zur Mission gehörige Gebäude in Asche gelegt wurden. Dennoch hielten Geschwister Löschke und Bruder Berg noch auf dem Posten aus; aber als Bruder Büchner im Auftrag der Helferkonferenz in Paramaribo 1808 Hoop besuchte, fand er alles im läglichen Zustande, von innen und außen. Die ins Heidenthum zurückgefallenen Getauften verspotteten mutwillig die Bemühungen der Brüder, sie zur Rückkehr zu bewegen. Der größte Theil der Nation hatte sich vom Corentyn weggezogen, und die Helferkonferenz wurde nach Erwägung aller Umstände durchs Loos angewiesen, den Missionsposten am Corentyn aufzuheben. So endete die Mission der Brüder unter den südamerikanischen Indianern, nachdem sie im ganzen 70 Jahre bestanden. Auch ein Versuch 1812—16, um sie noch einmal zu beleben, blieb erfolglos. — Jetzt sind die einst gesegneten Stätten eine dichte Waldbildnis geworden. Wo einst das Lob Gottes in lieblichen Liedern erklang, schallen jetzt die krächzenden Stimmen der Papageien durch die Zweige. Die verwitterten Grabsteine der Friedhöfe sind mit dichtem Geranke von Schlingpflanzen überzogen, durch das die Schlange am Boden schleicht. Doch deuten jene Steine auf eine edle Aussaat, die nicht verloren ist für die Ewigkeit.

3. Neuere Missionen in British Guiana.¹⁾

Es war die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft, die in der Folge sich zuerst der armen Indianer Guiana's wieder annahm. Sie wählte jedoch ihr Arbeitsfeld nordwestlich von dem der Brüder, am Essequibo. Da wo dieser majestätische Strom, den die Indianer den jüngeren

¹⁾ W. H. Brett, The Indian Tribes of Guiana, London 1868.

Bruder des Orinoco nennen, den mit dem Guyuni vereinigten Massatuni aufnimmt, liegt auf einer Landzunge Bartica Point, von wo aus die vereinigte Wasserfläche in der Breite von 7—8 engl. Meilen sich dem Meere zuwälzt. Auf jenem Punkte siedelte sich 1829 im Auftrage der genannten Gesellschaft Herr Armstrong, ein Katechist, an, der mit vielen Entbehrungen und Mühsalen von seiner schlichten Hütte aus die benachbarten Indianerstämme besuchte und zuletzt ein einfaches Gebäude als Schule und Kapelle errichtete, als er eine Schaar Eingeborner um sich gesammelt. Nach 4 Jahren trat Rev. Youd an seine Stelle. Doch schon 1836 wurde diese Station infolge der durch eine Masernepidemie angerichteten Verwüstung wieder abgebrochen, und Youd ging weiter ins Innere zu dem Stämme der Macusi's. 1837 wurde J. H. Bernau, ein Basler Missionszögling, von derselben Gesellschaft an den Essequibo geschickt. Er richtete die Station 2 Stunden weiter östlich auf zu Bartica Grove, und schon nach einigen Jahren hatte sie sich zu einer erfreulichen Blüte entfaltet. Nach der einfachen Musterwohnung, die der Missionar baute, entstand bald ein Haus nach dem andern. Eine ganze Anzahl Indianer verschiedener Völkerstämme, besonders Arawaken und Kariben, weniger Acawoio's, gaben ihr herumschweifendes Leben auf; eine ausgezeichnete Schule war mit reinlichen Indianerkindern gefüllt, auch konnten unter Beihilfe der Regierung ein hübsches Kirchlein gebaut werden. Freilich gab es manche Schwierigkeiten, da die im Wald aufgewachsenen Indianer sich gar nicht recht an Ackerbau und geordnete Fürsorge für ihre Nahrungsmittel gewöhnen wollten, daher der Missionar oft die Sorge für Lebensmittel übernehmen musste. Doch zählte die Gemeinde schon 1845 100 Abendmahlsgenossen, und 50 Taufkandidaten harrten der Aufnahme. Aus jener Zeit sind manche erbauliche Beklehrungsgeschichten aufbewahrt, die wir hier jedoch des Raumes wegen übergehen. — Der Gouverneur von B. Guiana legte auf einer Versammlung in Georgetown unter Beziehung auf Jes. 35, 1 ein sehr günstiges Zeugnis für die Indianermission ab. „Einer“ sagte er, „der vormals mit den Walzprodukten an diesem Fluss Handel getrieben hat, versicherte mich, die Arbeitsplätze, wo dereinst hunderte und aber hunderte von Negern beschäftigt waren, seien jetzt mit Indianern angefüllt; die Neger haben den Fluss verlassen, und man finde in diesem Augenblick mehr indianische Arbeiter, als man beschäftigen könne. Vom Fluss aus sind die Indianer auch bis an die Küste gekommen, und wie mir kürzlich ein Beamter gemeldet hat, verrichten sie dort ihre Arbeit zur vollen Zufriedenheit.“ —

Die segensreichen Erfolge der Mission wurden übrigens auch von unparteiischen Reisenden anerkannt, u. a. auch von unserm durch seine Reisen in Guiana bei den Engländern so berühmt gewordenen Landsmann Robert Schomburgk. Derfelbe wohnte zu Bartica Grove der Feier des Christfestes und der Laufe von 18 Erwachsenen bei. Nachdem er in seinem Bericht darüber auch die Leistungen der Schule besonders anerkannt hat, sagt er: „Ich habe nur den aufrichtigen Wunsch, daß ähnliche Anstalten auch in andern Theilen Guiana's gegründet werden und dieselbe Hülfe den Resten der Ureinwohner

innerhalb der
ihr nachwach-
senden Unwissenheit e-
ihnen England
die Europäer
Beider mi-
nach Europa
auf der Station
an dem gleich-
Mission gestalte
1853, wohl in
auch Bernau in
Hände der Pro-
Missions-
Quellgebiet des
(Amazonenstr.),
Amucu-See unter-
Gegend, in der
wurde. Die M-
Zeugnis versam-
ging geselleitet, in
und hörten in L-
die Station bald
Gegend ihre Des-
pflegten. Youd
nischen Gebiet ge-
den Sklavenjägern
fand er die Kirch-
christlichen Lieder
sich an den Rupu-
und auch dort an
kleine Gemeinde g-
laner. Ein Pri-
jedem der Bekehrte
dem Missionar di-
musste weiter ziehe
Essequibo, 80 Stun-
Lage war weniger
Doch hatte ihn ein
Kariben, Acawoio's
über 100 Indianer
Indianer und baten
besonders einer von
haben etwa 10 M-
ihr Vater und verla-
lant. Der Mission-
mitgehen, so könne i-
aber wollten nicht g-

innerhalb der britischen Besitzung dargeboten werden möchte, wodurch ihr nachwachsendes Geschlecht weit über ihre gegenwärtige religiöse Unwissenheit erhoben werden würde. Dies ist der einzige Erfolg, welchen ihnen England für den Verlust ihres Landes und für das Elend, das die Europäer ihnen zugefügt haben, anbieten kann."

Leider mußte Bernau seiner geschwächten Gesundheit wegen 1846 nach Europa reisen. Als er nach $1\frac{1}{2}$ Jahren zurückkehrte, fand er auf der Station viel Arbeit vor. Zwar erhielt er einen Mitarbeiter an dem gleichfalls in Basel gebildeten Lohrer; doch scheint es, die Mission gestaltete sich nicht wieder so günstig wie anfangs. Als Lohrer 1853, wohl infolge des ungesunden Klimas, seinen Tod fand, kehrte auch Bernau nach Europa zurück. — Später ging die Station in die Hände der Propagation-Society über.

Missionar Youd war inzwischen fern ins Innere bis in das Quellgebiet des Rio Branco, eines Nebenstroms des Marañon (Amazonenstr.), vorgedrungen und hatte dort die Station Piara am Amucu-See unter den Macusi-Indianern angelegt. Es ist dies die Gegend, in der das fabelhafte Eldorado lange Zeit hindurch gesucht wurde. Die Mission hatte günstige Aussichten. Nach Schomburgks Zeugnis versammelten sich am Sonntag 3—400 Indianer, so gut es ging gekleidet, in einem rohen Bethause, das sie selbst errichtet hatten, und hörten in Ordnung und aufmerksam der Predigt zu. Leider zog die Station bald die Eifersucht der Brasilianer auf sich, die in jene Gegend ihre Descimentos oder Expeditionen zum Sklavenfang zu machen pflegten. Youd wurde aus Piara verwiesen, weil es zum brasilianischen Gebiet gehörte; die Indianer zerstreuten sich aus Furcht vor den Sklavenjägern. Als der Reisende später wieder den Ort besuchte, fand er die Kirche in eine Militärbaracke verwandelt, und statt der christlichen Lieder mußte er schmutzige Reden hören. — Youd hatte sich an den Rupununi, einen Quellfluß des Essequibo, zurückgezogen, und auch dort an den Stromschnellen von Urva oder Gurua eine kleine Gemeinde gesammelt. Doch auch dahin folgten ihm die Brasilianer. Ein Priester erschien mit einer Abtheilung Militär, hängte jedem der Bekehrten ein Kreuz und einen Rosenkranz um, und händigte dem Missionar die Ordre ein, die seine Verweisung enthielt. Er mußte weiter ziehen und ließ sich nun in Warapoota (-uta) am Essequibo, 80 Stunden südlich von Bartica Point nieder (1838). Die Lage war weniger günstig, da die Macusi's weniger hierher kamen. Doch hatte ihn eine Anzahl seiner Anhänger begleitet, und andere, Kariben, Acawiois u. s. w. kamen dazu, so daß die Station 1841 über 100 Indianer zählte. Unter andern kamen damals zwei junge Indianer und baten um christlichen Unterricht. Er nahm sie auf, und besonders einer von ihnen machte ihm große Freude. Nachdem beide Knaben etwa 10 Monate bei dem Missionar gewesen, kam eines Tages ihr Vater und verlangte, sie sollten mit ihm gehen zu einem heidnischen Lanz. Der Missionar erklärte ganz ruhig, wenn die Knaben gerne mitgehen, so könne und wolle er sie nicht davon abhalten. Die Knaben aber wollten nicht gehen und sagten ihrem Vater, daß solche heidnischen

Tänze eine große Sünde seien. Da ging der Vater anscheinend ruhig hinweg, aber in seinem Herzen hatte er dem Missionar den Tod geschworen. Am folgenden Tage sandte er ihm ein Stück von einem erlegten Reh zum Geschenk, und Youd und seine Frau, welche keine Gefahr ahnten, ließen es zurichten und aßen davon. Als bald aber fühlten sich beide sehr unwohl, und schon in der Nacht darauf starb die Gattin des Missionars,¹⁾ dieser aber, der eine stärkere Natur hatte, nahm ein Brechmittel und rettete dadurch sein Leben; denn der Rehbraten war vergiftet gewesen. Wenige Tage darauf belam Youd zum zweitenmal Gift, er wußte selbst nicht, wie. Auch diesmal wurde sein Leben durch das nämliche Mittel gerettet, aber er wurde doch so krank, daß er genöthigt war, zu seiner Erholung näher an die Meerestüste zu gehen. Hier kam er bald wieder zu Kräften und konnte nach einiger Zeit wieder zu den Indianern zurückkehren. Bald aber zeigte auch jener Mann sich wieder, wie er verdächtig um die Wohnung des Missionars herumschlüchtlte, der deshalb sehr besorgt war und sich beim Essen sorgfältig in Acht nahm. Dennoch erreichte der Indianer auf irgend eine Weise seine schändliche Absicht. Eines Tages fühlte Youd gleich nach dem Essen eine große Schläfrigkeit und legte sich für eine Stunde zur Ruhe nieder, aber ein heftiger, stechender Schmerz weckte ihn vom Schlaf auf, und er merkte, daß er Gift bekommen habe. Sogleich griff er wieder nach einem Brechmittel, doch zu spät; das Gift hatte diesmal schon zu mächtig gewirkt, und er starb nach einigen Tagen. Als der rachsüchtige Indianer aber vernahm, daß es ihm gelungen sei, den Missionar zu tödten, rief er voll Freuden: „Jetzt ist alles gut!“ — nahm seine Flinte und that einen Freudenbeschuß in die Luft. Doch als er zum zweitenmal geladen und nochmals loslöschte wollte, zersprang das Gewehr und verleerte ihn so, daß er in wenigen Minuten eine Leiche war. — Missionar Pöllitt, und nachher Christian, Youd's Nachfolger, mußten wegen Kränklichkeit die Station bald wieder verlassen, und damit wurde sie aufgegeben.

Neben diesen Arbeiten der Englisch-kirchlichen Gesellschaft hatte auch die Ausbreitungsgesellschaft (Soc. Prop. Gosp.) schon 1840 eine Mission in Brit. Guiana begonnen. Beranlaßt durch den Bischof von Barbados, zu dessen Diözese Guiana gehörte, schickte sie damals einen ordinirten Missionar und einen Laiengehülfen, den späteren Missionar Brett, nach jener Kolonie. Der erstere aber starb unterwegs und so blieb es dem letzteren allein überlassen, die Mission zu beginnen. Er wurde an den Pomeran, ein Küstenflüßchen nördlich von der Mündung des Essequibo, geschickt. An den Ufern des Arapaiaco, oberhalb seiner Vereinigung mit dem Pomeran, ist ein kleiner Landstreifen, vormals von einer Anzahl Neger bewohnt, die beim Holzhauen beschäftigt waren, und zur Zeit der Negerbefreiung den Platz verließen. Anfangs 1840, als Brett hinkam, standen noch drei von den Hütten, welche sie bewohnt hatten, und ein hölzernes Gebäude, das den Kol-

¹⁾ Nach Brett a. a. O. war Frau Youd schon am Rupununi vermutlich an Bergstift gestorben.

nisten des Dis-
jämmerlichen
noch gesund
der drei Hütten
bewohnt, der
Regerin mit
Verfügung des

Es war", be-
die Bordseite wa-
mit Schindeln, au-
Stämmen der Ma-
hatte ein Strohba-
wände von ungeho-
gebiete, aber sehr
scheinlich zu einer
Ambos gebient ha-
drang das Wasser,
altem Fußbodens,
Anzahl kleiner Fri-
Durch die Deflum-
und dergl. herunter
an einem großen B-
Gebäude nagten.
schmutzig aussahen
den ein benachbarter

Hier nahm
sich willig, seine
Knabe aber, welc-
im Hause des M-
föhnen — der vi-
Baum ersezt —
war als hinten,
nächsten Sonntag
eröffnet, war aber
2 oder 3 schwarze
Flusses eine Nie-
Unwissenheit der S-
Vorurtheile, ihre
dem Eingang des
Arawaken etwas
sammelungen von
besserem Missionsh-
verachtete, konnte
wirkungen erlaben.

Bon der Zeit a-
Gnade bemogen wurd-
Jahr vergangen, um
geringes Behaus. E-
gewöhnlich, und hört
wo mehrere Indianer
aufmerksam und hört

nd ruhig
Tod ge-
on einem
che keine
bald aber
auf starb
tur hatte,
der Reh-
am Houd
diesmal
er wurde
her an die
und konnte
Bald aber
Wohnung
r und sich
Indianer
ages fühlte
legte sich
er Schmerz
bekommen
ch zu spät;
starb nach
im, daß es
iden: „Zeit
benschutz in
hmals los-
dass er in
und nachher
die Station

schaft hatte
schon 1840
den Bischof
sie damals
en späteren
o unterwegs
zu beginnen.
h von der
Arapaiaco,
einer Land-
Holzhauen
z verließen.
den Hütten,
s den Kolo-
ermuthlich an

nisten des Distrikts früher als Kirche gedient hatte und zwar in einem jämmerlichen Zustande sich befand, aber, da das Baltenwerk desselben noch gesund war, zur künftigen Missionskapelle bestimmt ward. Eine der drei Hütten war von einem sieberkranken weißen Segelmacher bewohnt, der den Platz bald verließ, in der zweiten hielt eine alte Negerin mit mehreren schwarzen Kindern sich auf, die dritte stand zur Verfügung des Missionars.

„Es war“, berichtet dieser, „eine sonderbare, nicht sehr einladende Wohnstätte; die Vorderseite war mit Brettern und Schindeln verkleidet, die beiden Enden blos mit Schindeln, auf Lattern genagelt, und die Rückwand bestand aus den gespaltenen Stämmen der Manicolepalme überkleidet mit Brettern der Buschpalme. Das Haus hatte ein Strohdach, aber dasselbe war voll Löcher. Inwendig war es durch Scheidewände von ungeholbten Brettern in drei Gemächer eingeteilt. Zwei davon hatten ledielte, aber sehr zerfallene Fußböden auf der bloßen Erde; das dritte war augenscheinlich zu einer Art von Schmiede benutzt worden, und der Holzbloc, der als Ambos gedient hatte, stand noch darin. Wegen der niedrigen Lage des Hauses drang das Wasser, so oft der Fluss zur Flutzeit aufschwoll, durch die Spalten des alten Fußbodens hervor, und bei feuchter Witterung kam gewöhnlich auch eine Anzahl kleiner Frösche, die an den grünfeuchten Wänden hin und herspazierten. Durch die Destrüttionen des Daches fielen beständig Flocken von berussten Spinnweben und dergl. herunter, woran die zahlreichen Insekten arbeiteten; auch fehlte es nicht an einem großen Rest von Holzameisen, welche an den verschiedenen Theilen des Gebäudes nagten. Diese wurden durch Arsenit vertrieben, und die Wände, die sehr schmutzig aussehen und voll Ungeziefer waren, wurden von einem Manne gewischt, den ein benachbarter Kolonist zur Hülfe geschickt hatte.“

Hier nahm die alte Negerin den Missionar in Empfang und zeigte sich willig, seine Haushaltung zu übernehmen; ein schwarzer, elfjähriger Knabe aber, welcher bei ihr wohnte, wurde veranlaßt, seine Hängematte im Hause des Missionars aufzuschlagen. Ein wackliger Tisch mit drei Füßen — der vierte wurde durch einen Ast von einem benachbarten Baum ersetzt — und ein kleiner hölzerner Stuhl, der vorn niedriger war als hinten, bildeten zu Anfang das ganze Mobilier. — Am nächsten Sonntag wurde der Gottesdienst in der zerfallenen Kapelle eröffnet, war aber sehr schwach besucht. Auch eine Schule wurde mit 2 oder 3 schwarzen und farbigen Kindern angefangen, und jenseits des Flusses eine Niederlassung der Warau's besucht. Über die grosse Unwissenheit der Indianer, ihre rohe, wilde Lebensweise, ihre heidnischen Vorurtheile, ihre Abhängigkeit von ihren Zauberern; alles das stand dem Eingang des Evangeliums im Wege. Endlich knipste sich bei den Arawaken etwas an, und schon zu Ende des Jahres wurden die Versammlungen von 60 Personen besucht. Mittlerweile wurde 1841 ein besseres Missionshaus gebaut, und wer die Tage geringer Dinge nicht verachtete, konnte sich da und dort an einer Frucht göttlicher Gnadenwirkungen erlaben.

„Von der Zeit an“, schreibt ein Missionar, „wo der erste Arawake durch Gottes Gnade bewogen wurde, nach dem lebendigen Gott zu fragen, war noch kein ganzes Jahr vergangen, und schon kam mehr als die Hälfte von den Leuten in unser geringes Bethaus. Einige Monate nachher erwachte ich eines Morgens früher, als gewöhnlich, und hörte zu meiner Bewunderung leise Töne von der Gegend her, wo mehrere Indianer die Nacht zuvor ihr Lager aufgeschlagen hatten. Ich hörte aufmerksam und hörte, wie einer von ihnen in ihrer Sprache betete, worauf alle

das Gebet des Herrn mit einander hersagten. Dies ist seitdem der Brauch in vielen Familien gewesen, und oft haben ich und meine Mitarbeiter gehört; aber nie war mir dieser Ton so lieblich, als damals. Ich sah darin einen Beweis, daß die Indianer ihren großen Vater jetzt nicht mehr als ein weit entferntes, von ihnen geschiedenes Wesen betrachten, sondern nach langen Jahren der Unwissenheit ihn als den Gott kennen lernen, der das demütige Gebet seiner Geschöpfe hört."

Bald nahm die Versammlung in der kleinen Kapelle so zu, daß dieselbe erweitert werden mußte, und bestand aus Engländern, Kreolen, Arawaken, Kariben, Acawio's und Warau's. Letztere wollten anfangs immer durch die Fenster ein- und aussteigen, und zuweilen lauerte sich einer auf dem Fenstersims nieder und sah ruhig mit an, was darinnen vorging. Der Gottesdienst wurde in englischer Sprache gehalten, welche die meisten freilich nicht verstanden, bis andere, die ein wenig mehr Kenntnis davon hatten, ihnen den Inhalt vermittelten. Dennoch kamen manche 8 bis 9 Stunden weit auf dem Flusse hergerudert, sahen mit großer Furcht während des Gottesdienstes in dem Kirchlein und warteten, bis ihnen durch einen Dolmetscher auch etwas zu Theil wurde. Bald that das Evangelium auch im Neuzeren Wunder an diesen Indianern; Kleidung, Wohnung, Hausgeräthe und Beschäftigungen derselben zeugten davon; und als im Frühjahr 1843 der neuernannte englische Bischof von Guiana die Niederlassungen am Pomerun besuchte, wartete seiner in Pompiaco, am Zuflusse des Arapaiaco-Creek mit dem Pomerunflus, eine große Versammlung von Indianern, mehr als 200 Arawaken und Kariben, und schienen höchstfreut über den Besuch derselben, da sie wußten, daß ihr Ort so weit von dem Wohnort des Bischofs, und dieser wiederum so weit von europäischen Wohnungen entlegen war. „Ich werde nie“, sagt er selbst, „das angenehme Schauspiel von mehr als zwanzig Canoe's vergessen, gefüllt mit wohlkleideten Indianern beider Geschlechter und einer Anzahl Kinder mit strahlenden Augen, wie sie in schöner Ordnung an das Missionschiff, worin wir saßen, sich anschlossen. Sie selber freuten sich über ihren stattlichen Aufzug, und hatten dabei einen sichtbaren Eindruck von der feierlichen Veranlaßung, welche sie herbeigerufen hatte.“ — Beim Abendgebet war Brett's Haus zum Erdrücken voll, und alle benahmen sich mit Anstand und achtungsvoller Stille. Am folgenden Sonntag wurden zwei erwachsene Indianer getauft und darauf mit einander getraut; 40 Indianer wurden konfirmirt, und ebenso viele nahmen am heiligen Abendmahl Theil. Infolge dieses Besuchs, bei dem Brett ordinirt wurde, war die Station 1 engl. Meile aufwärts nach einem gesunden Platz, Cabacuri verlegt, den der Bischof zu diesem Zwecke angekauft hatte. Dort entstand bald ein Dorf mit netten Häusern.

„Der Einfluß des Christenthums“, sagt ein etwas späterer Bericht, zeigt sich bei den Indianern am Pomerun in allen Beziehungen, namentlich auch in der Behandlung des weiblichen Geschlechtes, die früher eine sehr harte war, in einem anständigen Verhalten, in Mäßigkeit und Enthaltsamkeit von berausenden Getränken, in Verwerfung des heidnischen Überglaubens und Zauberwesens. Einige der ersten Gefährten waren ehemalige Zauberer oder Ziaimänner. Zwei von ihnen am Pomerun hatten ihre Klappern zerbrochen, ehe sie sich an die neue Religion anschlossen; andere übergaben sie den Missionaren zum Zeichen ihrer aufrichtigen

Sinneckundierung,
der Verachtung,
geföhrt. Die ch
schilden nach ihre
kommen zu lassen

Im Jahr
Río Auyan
Cabura, eines I
hatte seinen E
zur Ansiedlung
bewegen. Brett
Ansiedlung zu t
als Arbeiter an
Einrichtungen v
Mission hinweg,
zum Anlauf vo
dienen. Denn
hat, fühlt augen
nicht mehr da s

Das erste euro
ist gewöhnlich ein S
lauft er ein neues
will. Es kommt u
darunter herabhäng
trägt unter derselben
es so weit, daß er
Waldes, deren einzige
Jaguarzähnen bestan
sie mehr auf die M
angs nicht genug
füllte waren sichtbar
Kattuns, Halstücher
Das ihnen eigne W
tieraten von irgend
sagt der Missionar,
am folgenden Sonn
Dörtinge verschwand

Die junge
Schwierigkeiten d
sich selbst für Ch
stationen an sich
trat infolge groß
der die Missionare
nachdem sie erlos
Indianer standen
besuchten die Sch
und mit gebrochen
England zurück 18
Auch Cabac
werden. Ernstie

Sinnesänderung. Einige davon wurden in der Missionschule aufgehängt, um sie der Predigtung der jungen Leute preiszugeben; die andern wurden nach England geschickt. Die christlichen Indianer beten miteinander, wenn einer krank ist, und schicken nach ihrem Missionar, statt den Zauberer zur Beschwörung des Yarahu kommen zu lassen."

Im Jahre 1845 ward eine zweite Station an einem nördlicheren Küstenflusse mit Namen Moruca, an der Mündung des Haimara Cabura, eines Nebenflüschen, angelegt. Ein christlich gesinnter Posthalter hatte seinen Einfluss geltend gemacht, die Warau's oder Guarano's zur Ansiedlung an dem Platze, der Waramuri genannt wurde, zu bewegen. Brett wußte die kirchlichen Kreise in Georgetown für die neue Ansiedlung zu interessiren und ein Herr Nowers sandt sich bereit, sich als Arbeiter am Evangelio dort niederzulassen. Nachdem die ersten Einrichtungen vorüber waren, gingen 60 Mann alsbald von der neuen Mission hinweg, um eine Zeit lang an der Küste zu arbeiten und Geld zum Ankauf von Kleidungsstücken für sich und ihre Familien zu verdienen. Denn der Indianer, der auch nur einmal eine Kirche besucht hat, fühlt augenblicklich, daß er sich anständig kleiden muß, oder sich nicht mehr da sehen lassen darf.

Das erste europäische Kleidungsstück, das der wilde Waldmensch sich anschafft, ist gewöhnlich ein Hemd. Dies trägt er, bis es ihm fast vom Leibe fällt; dann lauft er einenes und zieht es über das alte an, wenn er in der Kirche erscheinen will. Es kommt nicht selten vor, daß das neue kürzer ist, und die Fugen des alten darunter herabhängen. Ein Karibé begnügt sich zuweilen mit einer Weste, und trägt unter derselben sein indianisches Kleidungsstück. Nach und nach aber kommt es so weit, daß er vom Kopf bis zum Fuß gekleidet ist. — Wenn die Frauen des Waldes, deren einziger Anzug aus Glasperlen nebst einigen silbernen Zieraten und Jaguarzähnen bestand, anfangen, auf eine anständigere Kleidung zu denken, so seien sie mehr auf die Menge, als auf den Geschmack. Die Karibéfrauen konnten sich anfangs nicht gern Kleider anlegen. Nur das Gesicht, die Hände und die bloßen Füße waren sichtbar, alles Uebrige war mit einem verwirrten Haufen gebrochenen Kattuns, Halskettern und dergl. von den schreienenden Farben und Mustern bedeckt. Das ihnen eigne Wohlgefallen an Schmuckstücken warf sich auf große Ohrringe und Zieraten von irgend einer Art vom Tombac oder Semilor. „Ich war einmal“, sagt der Missionar, „genötigt, einige leise Bemerkungen darüber zu machen; und am folgenden Sonntag waren, mit Ausnahme eines einziges Paars, sämtliche Ohrringe verschwunden“.

Die junge Mission zu Waramuri hatte übrigens manche Schwierigkeiten durchzumachen. Zuuerst wollte ein falscher Prophet, der sich selbst für Christum ausgab, die christlichen Indianer der Missionsstationen an sich locken. Doch nur wenige ließen sich verführen. Dann trat infolge großer Dürre Hungersnoth ein, und eine Epidemie, in der die Missionare als Aerzte thätig waren, raffte viele hinweg. Jedoch nachdem sie erloschen war, kam die Station bald in Blüte. 300 Indianer standen unter dem Einfluß des Evangeliums und 65 Kinder besuchten die Schule. Leider mußte Nowers nach schweren Tribusalen und mit gebrochener Gesundheit die Station verlassen, und lehrte nach England zurück 1846.

Auch Cabacaburi sollte bald darauf seines Missionars beraubt werden. Ernstie Krankheit verursachte zunächst Brett's Uebersiedlung

nach der Küste, und 1849 mußte er die Reise nach Europa unternehmen. Die beiden, nur von einem Katechisten geleiteten Stationen waren dem Untergange nahe.

Als Brett 1851 zurückkehrte und mit Rücksicht auf seine Gesundheit ein Pfarramt (Holy Trinity, zu Georgetown?) annahm, um von da aus die Mission zu leiten, war Waramuri ganz verlassen. In Cabacaburi wohnten noch eine Menge Arawaken unter Leitung eines Lehrers. Auch Kariben waren da; von letzterem Stämme aber waren viele vom Christenthum wieder abgefallen. Die Frauen zeigten auf ihre zerissene ärmliche Kleidung, indem sie an die Zeit erinnerten, wo ihre Männer arbeiteten, um ihnen anständige Kleider zu schaffen. — Doch die Aussaat von früher sollte nicht verloren sein. Allmählich gestalteten sich die Verhältnisse erfreulicher, und auch an dem verlassenen Waramuri sammelten sich die zerstreuten Scharen, so daß gegen Ende jenes Jahrzehnts auf jeder dieser Stationen 300 christliche Indianer lebten. — 1857 hatte die Church Missionary Society ihre Mission in Guiana aufgegeben und ihre einzige noch bestehende Station Bartica Grove mit etwa 2—300 Gemeindegliedern der Propagation Society überlassen.

Die letztere hatte übrigens schon 1844 noch in einem andern Theile Guiana's, in den Savannen zwischen dem Demerara- und Berbice-Strom, eine Station unter den Arawaken gegründet u. z. an der Mahaconi. Die nächstfolgenden Jahre aber brachten auch hier für die Mission (wie überhaupt für die ganze Kolonie) sehr ungünstige Verhältnisse. Erst später finden wir die dort gesammelte Gemeinde unter einem europäischen Katechisten und von dem Pfarrer von St. Mark¹⁾ besucht, unter günstigeren Verhältnissen erwähnt. Der Ort der Station ist Kibleri, einige 30 engl. Meilen von der Mündung des Flusses.

In neuerer Zeit ist die Indianer-Mission durch die treue unermüdliche Fürsorge des Bischofs (Dr. Austin ist noch immer in jenem Amte) sehr gefördert worden und hat eine höchst erfreuliche Gestalt gewonnen. Der Jahresbericht von 1864 berichtet von einem wunderbaren Fragen nach dem Heile, das sich unter den Acawoio's am oberen Cuyuni und Barahma regte. Wie von einer unwiderstehlichen Gewalt getrieben, kamen sie auf die Missionsstationen am Pomeroon und an der Moruca. Ein illustriertes Büchlein (eine Art Katechismus) in ihrer Sprache hatte dazu Veranlassung gegeben.

In ähnlicher Weise aber wurde auch in den andern Gegenden der Kolonie auf die Eingeborenen eingewirkt; und schon 1867 konnte berichtet werden, daß an allen Hauptstromen mit Ausnahme des Corentyne Indianerstationen bestanden, meist freilich nur unter der Leitung von Lehrern, aber regelmäßig besucht von ordinirten Missionaren. Es waren zu den bereits genannten Stationen hinzugekommen:

¹⁾ Die ganze Kolonie Brit. Guiana scheint in Parochien eingeteilt zu sein, über deren Lage ich nichts Genaues finde. Der Pfarrort von St. Mark wird Enmore genannt.

I tu ribisi am
von Bartica am
und Malali, so
finden wir endlich
nicht weit von de
an dem andern U

Der Raum
einzelnen Station
erwähnen wir die
wie sie dort statt
den Acawoio's
vertheilt, deren T
von den Ansiedlern
Unterricht fortzufü
den unteren Fälle
an die Zustände d
Acarovo-Bewohner
wartete ängstlich
hand die heilige
einer angemessener
derselben das Sak
den Gesichtern zei
Taufstein knieten.

Hierauf war
begierig, einen Le
haben. Sie mad
urbar und Brett b
dorthin, um die
großen Schuppen
mit Freuden e
Auch bei dieser C
werden, so daß im
ihnen in die christl

Auch die äl
kränkeln wunderba
ändert worden, u
Point seit einiger
Pfarrer, der an de
ihrem schon erwähn
berichtet 1870, daß
alles Lob gehen. S
ja sie haben sich ve
zu fällen und nach
Mission zu verkaufe
ausbringen werden,

²⁾ Der irgendwo
gefunden zu haben.

Isturibisi am Essequibo, sowie eine nicht näher benannte Zweigstation von Bartica am Massaruni, ferner am Demerara: Dalgan Atayma und Malali, sowie am Berbice: Sand hills und Cumacka. 1869 finden wir endlich auch den Corentyn besetzt mit der Station Drealla,¹⁾ nicht weit von der Stätte, wo einst die Brüderstation Hoop lag, doch an dem andern Ufer.

Der Raum gestattet nicht, hier eine ausführlichere Geschichte dieser einzelnen Stationen zu geben. Nur von denen am Demeraraflusse erwähnen wir die außergewöhnlich schnelle Sammlung von Gemeinden, wie sie dort stattfand. 1867 hatte Brett mit dem Bischof dort bei den Acawoio's einen Besuch gemacht und die erwähnten Büchlein verheilt, deren Text sie vorlasen und deren Bilder sie erklärten. Einer von den Ansiedlern erbot sich freiwillig, nach ihrer Abreise diesen einfachen Unterricht fortzuführen. Im August 1868 bot die Missionskapelle an den unteren Fällen des Demerara ein Schauspiel, das einigermaßen an die Zustände der ersten christlichen Kirche erinnerte. Fast die ganze Acawoio-Bevölkerung vom oberen Demerara war versammelt und wartete ängstlich auf Bretts und des Bischofs Ankunft, um von ihrer Hand die heilige Taufe zu erhalten. Die Geistlichen kamen und nach einer angemessenen Prüfung wurde 241 Erwachsenen und 145 Kindern derselben das Sakrament ertheilt. Dies dauerte 2 volle Tage. Auf den Gesichtern zeigte sich großer Ernst, als sie der Reihe nach am Taufstein knieten. Drei Monat später wurden wieder 70 getauft.

Hierauf war der Häuptling Ranaimapo und sein Volk sehr begierig, einen Lehrer in ihrer Heimat im Inneren des Landes zu haben. Sie machten ein gut Stück Landes an den großen Fällen urbar und Brett begab sich mit einem andern Geistlichen im Mai 1869 dorthin, um die Station einzurichten. Die Indianer hatten einen großen Schuppen als Schule resp. Kapelle errichtet und bewillkommten mit Freuden den Katechisten Newton, den ihnen die beiden zuführten. Auch bei dieser Gelegenheit konnten wieder 79 Acawoio's getauft werden, so daß im Laufe von 10 Monaten nicht weniger als 535 von ihnen in die christliche Kirche aufgenommen waren.

Auch die älteste Station Bartica Grove ist nach langem Kränkeln wunderbar wieder aufgeblüht. Ihre Lage ist ein wenig verändert worden, um sie der Nähe der Strafkolonie, die zu Bartica Point seit einiger Zeit errichtet ist, etwas ferner zu rücken. Rev. Farrar, der an der letzteren thätig ist, hat auch jene Mission nebst ihrem schon erwähnten Ableger am Massaruni unter seiner Pflege. Er berichtet 1870, daß der Glaube und der Eifer seiner Indianer über alles Lob gehen. Sie errichteten eine Kapelle ganz ohne fremde Hülfe; ja sie haben sich verpflichtet, monatlich eine gewisse Zahl von Bäumen zu fällen und nach Georgetown zu schaffen, um sie zum Besten der Mission zu verkaufen. Er meint, daß sie auf diese Weise die Mittel aufbringen werden, um einen eignen Missionar in ihrer Mitte erhalten

¹⁾ Der irgendwo erwähnte Name New-Hope scheint keine weitere Aufnahme gesunden zu haben.

zu können. Er zählte 1871 schon 1436 Kirchenglieder unter seiner Pflege,¹⁾ darunter 228 Kommunikanten. — Die Mission an der Moruca war schwer bedroht, dadurch daß die Kolonialregierung diese Gegend aufgegeben hat, sie nun die Zufluchtsstätte von allerlei schlechtem Gesindel zu werden ansägt. Von Tabacabutri wurden noch immer erfreuliche Fortschritte gemeldet. Beide Stationen zusammen umfaßten 920 Mitglieder mit 230 Abendmahlsgenossen.

Auch am Corentyn ist das geistliche Leben, das dort vor hundert Jahren sich regte, wie nach langem Winterchlaf wieder erwacht, und wenn auch noch hier und da Schatten der Nacht zurückgeblieben sind, so dringt doch dort in einzelne Fällen das Licht schon wieder kräftig durch. Missionar Veness traf dort einen heidnischen Zauberer, der schon die Taufe empfangen hatte, später aber ins Heidenthum zurückgefallen war, grade wie er mit seinen Zauberereien beschäftigt war. Die ersten Worte, die der Lehrer sprach, drangen so in sein Herz ein, daß er sofort seinen ganzen Zauberapparat zerbrach und seine Zauberhütte zerstörte. „Ich weiß, daß ich Böses gethan habe“, sagte er, „ich bin sehr betrübt, und habe mir vorgenommen, nie wieder zu zaubern, sondern regelmäßig zur Kirche zu kommen.“

Nur im Vorübergehen können wir die Mission der Barbisten (Plymouth Brethren) erwähnen, die sich auch der Indianer Guiana's angenommen haben, da sie über ihre Thätigkeit gesämtlich nichts in die Öffentlichkeit bringen lassen. Die Missionare treiben ihr Werk meistens neben einem andern Berufe und werden ohne Verbindung mit einer Gesellschaft nur von ihren Freunden mit den erforderlichen Mitteln versehen. Ein deutscher Missionar, J. Meyer, in Basel gebildet und im Begriff von der Church Miss. Soc. ausgesandet zu werden, hatte sich ihnen angegeschlossen. Er arbeitete von 1840 bis zu seinem Tode 1847 mit außerordentlicher Hingabe unter den größten Beschränkungen, samt seiner eben so heldenmuthigen Gattin zu Rumala am Rio Verbice. Dort wie an einem entfernteren Punkte Manaka hat er kleine Gemeinden gesammelt. Von den andern Stationen dieser Mission fehlt uns jede Nachricht.

4. Die Mission auf der Moskitoküste.²⁾

Obgleich nicht zu Südamerika gehörig, mag die Moskitoküste von uns an dieser Stelle behandelt werden, da alle ihre Verhältnisse denen von Guiana viel näher stehen, als irgend einem Gebiete der nordamerikanischen Indianer. Diese Küste, ein Theil der Uferländer des karibischen Meeres, erstreckt sich, im Norden von Honduras begrenzt, im Westen von Nicaragua, ungefähr 60 geogr. Meilen von Norden nach Süden. Die Bewohner sind Indianer verschiedener Stämme, unter denen jedoch die Mosko's oder Moskito's die Herrschaft haben,

¹⁾ Ich bin jedoch nicht sicher, ob nicht die Zahlen der Demerara-Indianer hier mit eingeschlossen sind.

²⁾ Atlas der Brüdergemeinde. Blumhardt, Handbuch.

deren Sprache
ihnen sind die
Außer den
Mulatten u.
schiedener Na-

Die nac-
fruchtbare Bod-
Landes besteht
die europäisch
Land unter der
britischer Pro-
nördlichste The-
einen selbständ-

Die Indi-
Sie leben von
Fahrzeuge best-
mangelhaft.
häufige Laster,
nische Abergla-
Leute.

Durch die
exports wegen
Farbigen oft in
gestimmt. 184
Um jene Zeit
Greytown, sow-
Moskitosprache

1847 wur-
Land untersucht
Dies ist der
zählte. Sogleich
dienste eingerichtet
Gottesdienste w-
ließ sich die E-
stören. Eine E-
Kirche schritt w-
1855 konnte sie
erste Indianersta-
Jahre wurde ei-
Bank) gegründe-
gemacht hatten.
damals herrsche-
herziger Liebe.

Arbeiter gestärkt
während bisher
worden war, m-
Jetzt wurde mi-
gelernt. Auf d-

deren Sprache auch an der ganzen Küste verstanden wird. Außer ihnen sind die Wulwa's, Gulta's, Coala's und Kariben zu erwähnen. Außer den Eingeborenen finden sich eine größere Zahl Neger und Mulatten u. z. meistens Namenlosen, sowie einzelne Weiße verschiedener Nationen.

Die flache Küste ist während der Regenzeit ungesund. Der fruchtbare Boden ist noch wenig angebaut. Ein Hauptreichthum des Landes besteht in den wertvollen harten Hölzern seiner Wälder, die die europäischen Händler anziehen. Dem Namen nach steht das Land unter dem Könige der Moskito's. Dieser war bis 1858 unter britischer Protektion, bis infolge der Eifersucht der Amerikaner der nördlichste Theil mit Honduras vereinigt wurde, während das Uebrige einen selbständigen Staat bilben sollte.

Die Indianer stehen noch auf einer sehr niedrigen Kulturstufe. Sie leben von der Jagd, der Fischerei und dem Schildkrötenfang. Ihre Fahrzeuge bestehen aus ausgehöhlten Baumstämmen, ihre Kleidung ist mangelhaft. Vielweiberei, Unzucht und Kindermord sind bei ihnen häufige Laster, ebenso die Trunksucht. Dazu herrscht der vollste heidnische Überglauke, und die Zauberer (Sukia's) sind die einflussreichsten Leute.

Durch die Verbindung mit Engländern, die sich hier des Holzexports wegen einfanden und die Indianer gegen die eingedrungenen Farbigen oft in Schutz nahmen, waren jene dem Christenthum günstig gesinnt. 1845 wurde der junge Moskito-König zu Belize getauft. Um jene Zeit schickten die Wesleyan Methodisten einen Missionar nach Greentown, sowie eine Presse, auf der die Uebersetzung der Bibel in die Moskitosprache gedruckt werden sollte.

1847 wurde seitens der Brüdergemeinde von Jamaica aus das Land untersucht und 1849 die erste Station zu Bluefield's gegründet. Dies ist der Hauptort des Landes, der damals 8—900 Einwohner zählte. Sogleich wurden zur Freude des Königs öffentliche Gottesdienste eingerichtet und der Bau eines Missionshauses begonnen. Die Gottesdienste wurden von 40—50 Personen besucht; aber im ganzen ließ sich die Bevölkerung in ihrem wüsten Leben und Treiben nicht stören. Eine Schule wurde von 20 Schülern besucht. Der Bau einer Kirche schritt wegen mangelnder Arbeitskräfte nur langsam vor. Erst 1855 konnte sie eingeweiht werden. Bei dieser Gelegenheit fand die erste Indianertaufe, an einer Halbschwester des Königs, statt. In diesem Jahre wurde eine zweite Station an der Pearley Lagune (bei English Bank) gegründet, wo die Brüder schon öfter mit ihrem Boote Besuch gemacht hatten. Die Station erhielt den Namen Magdala. Die damals herrschende Cholera gab viel Anlass zu Arbeiten barmherziger Liebe. Bald darauf wurde die Mission durch Ankunft neuer Arbeiter gestärkt, und von nun an mehr die Indianer ins Auge gefaßt, während bisher mehr unter den Schwarzen und Mulatten gewirkt worden war, mit denen man in englischer Sprache verkehren konnte. Jetzt wurde mehr und mit gutem Erfolge an der Indianer-Sprache gelernt. Auf Namakey, einer kleinen Insel südlich von Bluefield's,

wurde die Station Rama 1857 errichtet. Es wohnten jedoch nur 150 Indianer dort. Sie nahmen den Missionar willig auf, und am 20. Juli des folgenden Jahres konnten schon 5 Personen getauft werden. Um jene Zeit hatten auch die Brüder in Bluefields schon angesangt ihre Ansprachen in der Moskito-Sprache zu halten. Dort war die Gemeinde (fast ausschließlich aus Schwarzen und Mulatten bestehend) bis auf 40 Abendmahlsgenossen angewachsen. Im nächsten Jahre wurden wiederum 13 Personen auf Rama getauft. Auch in Reitapura bei Magdala wurde mit dem Bau eines Versammlungshauses der Grund zu einer Station gelegt. Um aber der ganzen Küste das Evangelium zugänglich zu machen, fingen die Brüder an in einem eigends dazu erbauten kleinen Schooner, dem „Friedensboten“, nach verschiedenen Punkten bis zum nördlichen Kap Gracias a Dios zu segeln, und vielfach fanden sie die Bewohner geneigt, auf ihre Predigt zu hören. Der Versuch sich an jenem Kap niederzulassen gelang zwar nicht infolge der schon oben erwähnten politischen Bestimmungen. Doch fand sich ein passender Platz in der Nähe des Mountaflusses, wo 1860 die Station Ephrata angelegt wurde. Ein Jahr später kam die Bitte um einen Missionar von der östlich von Magdala gelegenen Korn-Insel (Corn Island) mit farbiger Bevölkerung. Auch dort ward eine Station, Joppe, errichtet.

In Bluefields war inzwischen ein bereits 1858 begonnenes Institut zur Erziehung von Indianerknaben gebiehen. In Reitapura konnte 1862 der erste Wulwa-Indianer getauft werden, bald darauf auch die Erstlinge zu Ephrata; zu Rama aber war bald kein Heide mehr übrig und die kleine Gemeinde entfaltete sich auß lieblichste. In jener Zeit kam auch die selbständige Gestaltung des Landes nach dem zwischen England und den Vereinigten Staaten abgeschlossenen Vertrage zur Ausführung. Der Oberhäuptling Georg wurde als erblicher konstitutioneller König anerkannt und ihm 2 Kammern zur Seite gestellt. In der ersten derselben haben auch die Missionare neben den Händlern Sitz und Stimme.

1863 konnte die sechste Station zu Tasba panni, 10 Stunden nördl. von Magdala, angelegt werden, wo sich reges Verlangen nach dem Evangelio zeigte. Sie wurde Bethanien genannt. Einen schweren Schaden erlitten die sämtlichen Stationen 2 Jahre später durch einen furchtbaren Orkan, der in schrecklicher Weise das Land verheerte. Bald darauf starb König Georg. Leider hatte ihn seine Trunksucht nicht zum rechten christlichen Wandel kommen lassen; sonst zeigte er sich immer der Mission geneigt. Sein Nachfolger wurde, vorläufig unter Vormundschaft, ein minderjähriger Neffe von ihm, der früher eine Zeitlang zur Erziehung in Joppe gewesen war. Nachher kam er nach Rama, dann nach Jamaika zur weiteren Ausbildung.

In den folgenden Jahren kamen weitere Heimsuchungen durch Hungersnoth und Cholera. In dieser Noth aber wurden manche Gemüther dem Evangelio zugewendet. Seitdem sind die kleinen Gemeinden langsam aber sicher gewachsen. Nur Joppe war nahe daran aufgegeben zu werden, da die farbige Bevölkerung sich als ein zu wenig fruchtbare

Boden erwies. Ihren Bänden Mulatten. Da sind besonders heilige Verlehr und sie zur G Produkt der d einträglichen Besonders Eph Jahren dort eine Schule in Ebenso ge besucht wird. aus der gemischt neten Einfluss dem Städtchen unter der jüngste jetzt in Magdala auch unter die Befreiten auf nicht besonders lantet und 734

Um keine übergehen, müßt Besitzung Belli; wähnen. Freil Corozal¹⁾, gehö civilisierten Int die spanische C ihre eigene Spr sowie Überzeugu sind. Die Ver schauliche Schill

5. Die Ar

Schließlich an der äußerste Sprößlinge an sind. Es ist i slockene Missio diesem Namen

¹⁾ Corozal ist wohnern von thei

Boden erwies. Ueberhaupt sind die Indianer, wenn sie einmal aus ihren Banden loskommen, treuer und ländiger als die Neger und Mulatten. Doch hängen jene sehr fest an ihren alten Gebräuchen und sind besonders von der Trunksucht gelnechtet. Dazu kommt der nachtheilige Verkehr der Händler, die sich hier und da bei ihnen aufhalten und sie zur Gummi- (Kautschuk-) Bereitung in Lohn nehmen. Dies Produkt der dortigen Wälder ist nämlich der Gegenstand eines sehr einträglichen Handels geworden und wird massenhaft ausgeführt. Besonders Ephrata wird dadurch viel belästigt. Doch ist in den letzten Jahren dort eine Außenstation hinzugekommen, Lukulaya, wo zunächst eine Schule in gutem Gange ist.

Ebenso gebeift die Schule in Bluefields, die von 100 Kindern besucht wird. Die Gottesdienste dort werden fleißig besucht und die aus der gemischten Bevölkerung gesammelte Gemeinde übt einen gesegneten Einfluss auf die Umgebung. Doch regt sich in neuster Zeit in dem Städtchen der Geist des Hochmuths und des Leichtsinns, besonders unter der jüngeren Bevölkerung. Die größte Indianergemeinde ist bis jetzt in Magdala gesammelt. Von Rama hat sich das Evangelium auch unter die Indianer von Point Gorda verbreitet. Die Zahl der Betehrten auf der Moskitoküste überhaupt, wobei leider die Indianer nicht besonders gezählt werden, beträgt 924, darunter 200 Kommunitanten und 734 Schüler.

Um keine der evangelischen Missionen unter den Indianern zu übergehen, müssen wir schließlich auch die der Methodisten in der britischen Besitzung Belize auf der Halbinsel Yucatan in Central-Amerika erwähnen. Freilich nur eine Abtheilung derselben, der nördliche Kreis Corozal¹⁾, gehört hierher. Die dortige Mission wirkt unter den halbcivilisierten Indianern von Yucatan, die wie es scheint zum Theil die spanische Sprache reden. Außerdem aber gibt es viele, die nur ihre eigene Sprache, Maya, verstehen. Auch in dieser wird gepredigt, sowie Übersetzungen von Theilen der Heiligen Schrift bereits gedruckt sind. Die Berichte lauten meist günstig. Leider fehlt uns eine anschauliche Schilderung der dortigen Zustände.

5. Die Arbeiten der Patagonischen, jetzt Südamerikanischen Missionsgesellschaft.

Schließlich kommen wir zu der letzten evangelischen Indianermission an der äußersten Spitze Südamerikas, von der in neuster Zeit einige Sprößlinge an andre Punkte des großen Kontinents verpflanzt worden sind. Es ist die mehrfach mit den betrübendsten Ereignissen durchflochtene Mission in Tierra del Fuego, dem Feuerlande. Mit diesem Namen wird eine Inselgruppe benannt, südlich von Patagonien

¹⁾ Corozal ist ein Küstenstädtchen, etwas nördlich von Belize, mit 1500 Einwohnern von theils spanischer, theils indianischer Abkunft.

und durch die Magalhaens-Straße vom Festlande geschieden, die sich 60 geogr. Meilen von Ost nach West und 40 von Nord nach Süd erstreckt. Die größte der Inseln führt denselben Namen im engern Sinne, heißt aber sonst auch König Karls Süd-Land und bei den Eingeborenen: Onisín. Das Land ist noch wenig erforscht; man kennt fast nur die hohe steile Felsenküste und die wild aufgehürrten Gebirge, wie man sie mit ihren Schneegipfeln vom Meer aus erblickt. Das Klima ist nicht so kalt und schrecklich, wie es früher geschildert wurde. Labrador, das unter entsprechender Breite liegt (54°), hat viel höhere Kältegrade und ist viel über. Hier sind die Wälder weit reichlicher, als dort. Von größeren Thieren kommt nur das Guanaco und eine Art Faulthier (?) vor. Die Küsten aber sind stellenweise dicht bevölkert mit Pinguinen und andern Seevögeln, so wie die Buchten viele Robben und Seelöwen hegen. Aber Monate lang sind die Inseln in düstere Nebel gehüllt und mit wilder Flut tobt das Wasser durch die von ihnen gebildeten Felsenstrassen, in denen sich die beiden größten Meere der Welt begegnen.

Die Eingeborenen dieser Inseln gehören mit zu der großen Gruppe der Indianervölker, die über den ganzen amerikanischen Kontinent verbreitet sind. In näherer Verwandtschaft stehen sie zu den Indianern Chiles und des westlichen Patagonien (Araucaner), doch ist die nordwestliche Küste der größten Insel von östlichen Patagoniern (Tehuelches) bewohnt.¹⁾

Die alten Beschreibungen nennen die Eingeborenen Feuerlands Bescherähs, nach dem einzigen Worte, das die ersten Besucher von ihnen gehört haben wollten. Sie werden folgendermaßen geschildert: Von mittlerer Größe, haben sie eine gelb-braune Gesichtsfarbe, ein breites Gesicht, hervorstehende Backenknochen, flache Nase und sehr großen Mund. Die langen, schwarzen, groben Haare sind bei den Männern durch einen Reif auf dem Kopfe etwas zusammengehalten, um die Schultern hängt die Haut von einem Seelöwen oder Seehund, über den Hüften mit einem Strick aus Seehundsgedärme festgebunden. Eine Schürze von Federn und ein Stück Seehundfell, welches über den Rücken zusammen gebunden ist, um den Fuß, bisweilen auch noch eine Federmütze auf dem Haupt, vollenden den Anzug, Gesicht und Schenkel aber werden mit rothen, weißen und schwarzen Streifen bemalt. Dazu tragen die Frauen um die Hand- und Fußgelenke noch einen sehr kunstvoll aus Fischgedärme geflochtenen Ring; auch schöne aus Muscheln zusammengereihte Halsbänder dienen als Schmuck. Ihre Hütten, von denen die größten 24 Fuß Umfang und 6 Fuß Höhe haben, bauen sie aus großen Baumzweigen, die mit dem starken Ende in die Erde gesteckt und oben durch Stricke von Binsen zusammen gehalten werden. Der Fußboden ist mit Seehundfellen bedeckt, in

¹⁾ Eine neuere Beschreibung (South Am. Miss. Magazine 1869, S. 113) nennt die Yahgans (lebenfalls identisch mit den Yacannacunny bei Walz, also jene östlichen Stämme), die 2000 Seelen zählen sollen, die Mootooloo (Mitoolip westl.?) 3500 bis 4000 S. und außerdem 2000 Owensleute oder Fussindianer, vielleicht im Gegensatz zu jenen mit ihren Booten hin und her ziehenden Stämmen.

der Mitte aber trocken Grasen eine Deffnung oder senkörbe und ein bildet den ganzen die hauptsächlich Beziehung die Europäern belon wurde mit großer sie dem Brode ein sonderes Nahrungsbaumstämmen w Arbeit sind ihre sie im Bau ihrer fertigen. Von staatlichen Einrich nichts gesunden. der faule Herr, der lauert, während er und überhaupt die und gotiesdienstliche nichts bemerkte hat.

Schon im v. Magalhaensstraße zu belehren, sondern Haltpunkt an der Hungers gestorben. Auch die auf den Lassungen haben, auch den Feuerländer das alles sich nicht Friedens aufzusuchen.

Allm. Gard nahe bei Wallingford und Abenteuern lieb gottlichen Wahrheit ausgestreut, trat bei empörenden Gözen Seitdem ergriff ihn ernstlich auszuüben. Majestät Schiff "Geistigen Erniedrigung und Buenos Ayres England, 1823 — 1 gesellschaft zu vermöglich ihm dies Kapitän Gardiner, Missionstätigkeit in

der Mitte aber ein Platz für das Feuer, um welchen herum Bündel trocknen Grases als Betten und Stühle dienen. Der Rauch zieht durch eine Öffnung oben ab. Alliche Kannen aus Baumrinde, einige Binsenkörbe und ein Beutel zur Aufbewahrung ihrer Farben und Halsbänder bilden den ganzen Hausrath. Fische, Robbenfleisch und Thran machen die hauptsächlichste Nahrung der Feuerländer aus, die man in mehrfacher Beziehung die Eskimo des Südens nennen könnte, und was sie von Europäern bekommen oder entwenden konnten, selbst die Talglichter, wurde mit grossem Appetit verzehrt, wenn es nur fett war, wogegen sie dem Brode durchaus keinen Geschmack abgewinnen konnten; ein besonderes Nahrungsmittel haben sie an den Schwämmen, die aus den Baumstämmen wachsen. Wurfspieße, Bogen und Pfeile von zierlicher Arbeit sind ihre Waffen; ihre grösste Kunstscherheit aber entwideln sie im Bau ihrer Kähne, die sie aus Baumrinde geschnitten und zweckmäßig verfertigen. Von Obrigkeiten, Versammlungen und überhaupt einer staatlichen Einrichtung hat man bei diesem elenden Volke bisher noch nichts gefunden. Der Mann ist auch hier, wie bei den meisten Heiden, der faule Herr, der, wenn er nicht jagt und fischt, am liebsten am Feuer lauert, während das Weib selbst den Kahn ausbessern, das Ruder führen und überhaupt die schwersten Arbeiten verrichten muß. Von Religion und göttedienstlichen Handlungen wollen die Reisenden bei diesem Volke nichts bemerkt haben.

Schon im vorigen Jahrhundert versuchten die Spanier an der Magalhaensstraße eine Kolonie zu begründen, nicht um die Eingeborenen zu belehren, sondern um bei ihren Fahrten nach Peru und Chile einen Haltpunkt an der Küste zu haben. Aber sämmtliche Kolonisten sind Hungers gestorben, und noch heute heißt jene Stätte der Hungerhafen. Auch die auf den benachbarten Falklands-Inseln gegründeten Niederlassungen haben nie gediehen wollen. Aber die Liebe des Herrn hat auch den Feuerländern einen Freund zu erwecken gewusst, der durch das alles sich nicht abhalten ließ, diese Armen mit der Botschaft des Friedens aufzusuchen und ihnen selbst sein Leben zum Opfer zu bringen.

Allen Gardiner, so hieß der der treue Mann, 1794 in Berkshire, nahe bei Wallingsford, geboren; eine fröhliche Neigung zu Unternehmungen und Abenteuern ließ ihn den Seemannsberuf wählen. Die Saat der göttlichen Wahrheit, welche entschieden religiöse Eltern in sein Herz ausgestreut, trat bei ihm zuerst wirklich in das Leben, als er bei dem empörenden Götzendienste in einem Tempel in China zugegen war. Seitdem ergriff ihn ein feuriger Missionseifer, welchen er sich bald ernstlich auszuüben berufen fühlte, da er als Lieutenant auf Ihrer Majestät Schiff „Dauntless“ Augenzeuge von der tiefen sittlichen und geistigen Erneuerung der Ureinwohner an den Grenzen von Chile und Buenos Ayres gewesen. Gleich nach seiner Rückkehr nach England, 1823 — 1824, war er bemüht, die Londoner Missionsgesellschaft zu vermögen, sich jener Südamerikaner anzunehmen; und obgleich ihm dies nicht gelungen, sehen wir doch 13 Jahre später Kapitän Gardiner, nachdem er einen Theil der Zwischenzeit auf eine Missionstätigkeit in Südafrika verwandt hatte, auf seine eigne Hand

nach Buenos Ayres gehen, um das Wort Gottes der umnachteten Bevölkerung zu bringen, was jedoch an dem beständigen Kriegszustande zwischen den Einwohnern und den Pampas-Indianern scheiterte. Darauf wandte er sich nach Mendoza, zu den Araucanischen Indianern, im Süden der Grenze von Chile, und nach Pativia, wo er aber an dem Katholizismus einen noch ärgeren Widersacher fand, als ihm das Heidenthum entgegenstellen konnte; weshalb er nach Patagonien und Feuerland, die er als jenen Einfüssen entlegen, für die Missionstätigkeit günstiger hielt, seine Augen richtete. Nach England zurückgekehrt, sprach er darüber auf die eindringlichste Weise in der Schrift: „Erste Ansprache an die britischen Christen, zu Gunsten der Patagonier“ sich aus, und der Erfolg seiner unausgefehlten Bemühungen war die Bildung der Patagonischen Missionsgesellschaft, die später zur Südamerikanischen erweitert wurde. Im Auftrage derselben, aber auf seine eignen Kosten, segelte er am 12. Dezember 1844 in Begleitung des Kätheisten Hunt am Bord der Brigg „Rosalie“ nach Patagonien ab. Dieselbe ging am 18. Februar in der Gregory-Bai vor Anker, und das Schiffsvolk unterstützte daselbst die beiden bei der Errichtung zweier hölzerner Häuser und der Unterbringung ihrer geladenen Vorräthe; worauf das Schiff seine Reise ohne sie fortsetzte. Nachdem hier einige Monate das äußerste Ungemach und alle Entbehrung ertragen, beständiger Beunruhigung und Gefahr durch das zügellose und räuberische Wesen der Eingebornen ausgesetzt, erfuhren sie von einem daselbst einlaufenden spanischen Fahrzeuge, daß entweder Chile oder Buenos Ayres seine Ansprüche auf Patagonien geltend machen würde. Dies veranlaßte sie, das Ertheilen eines englischen Schiffes zu benutzen und, wiewohl mit schwerem Herzen, den Schauplatz ihrer beabsichtigten Liebesarbeit noch vor deren eigentlichem Beginn wieder zu verlassen. Aber nach einem kurzen Aufenthalt in England begab sich der unermüdliche Gardiner mit einem jungen Spanier, Frederico Gonzalez, im Auftrage der Patagonischen Missionsgesellschaft wiederum nach Südamerika, um sich vor der Gründung einer neuen Station von der Lage der Ureinwohner noch genauer und umfassender zu unterrichten. Die beschwerlichsten Reisen durch ungeheuere Wüsten und Wälder, wo Fieber und Ruhr sie mehr als einmal niedervorwurfen, bildeten den Hauptinhalt dieser Unternehmung. Kapitän Gardiner indessen hielt sich für alle diese Mühen und Leiden mehr als entschädigt durch die Zusage von Schutz und die Erlaubnis zu Missionsversuchen unter den Ureinwohnern, welche er von dem Präsidenten der Republik Bolivia erhielt. Auf seinen Bericht wurde nun von der Committee beschlossen, nicht allein in Bolivia eine Station anzulegen, sondern auch nach Feuerland ein Missionsunternehmen vorzubereiten, dessen Ausführung Gardiner wie zuvor übernahm. Über seine Bestrebungen scheiterten auch diesmal vollständig an dem Verhalten der Eingebornen, welche sich nicht nur aller seiner Vorräthe und Habe bemächtigten, sondern ihm und den 4 Seeleuten, welche ihn begleiteten, ohne weiteres sogar auch noch die Kleider vom Leibe zogen. Die dadurch veranlaßte schleunige Rückkehr, sowie das aus verschiedenen andern Ursachen unvermeidlich gewordene Aufgeben der seit kurzem erst in

Bolivia errichtete armen Heiden ebeschlagen. Er war annehmen, wenn würde; und bis er vor, die nötig vom Ufer entfernt könnte, um vor vermöchte die Pat vorhergehenden fel nicht auszuführen, und nach Edinbu gesellschaften in S wiewohl höchst un wurde von einer ch trag von nicht wen bald Anstalten zur nehmer an der Expe Burglem, und de Maidment, beide a Joseph Erwin aus Bryant und John Männer zu Begle als Führer, dieier land, Familie und überschritt, um na schaudererregenden

Am 7. Septem schiff „Ocean Queen“ Lebensmitteln bis der Insel Picton a nicht halten könnte dazu mit theilweise sollten ihnen weite lands-Inseln nach am 5. Dezember 1 an die Committee: so oft Sie dem Ihr Und wenn wir die sie sowohl wie wir Herzen über ihnen, zu werden in dem eignen Sprache zu für uns! — Das des Friedens eingez zum Theil geraubt Theil verdorben vo Sturm nach einige

Bolivia errichteten Station vermochte indeß Gardiners Liebe zu den armen Heiden eben so wenig auszulöschen als seinen Muth niederzuschlagen. Er war überzeugt, die Feuerländer würden das Evangelium annehmen, wenn es ihnen nur erst in ihrer Muttersprache verkündigt würde; und bis ihre Sprache erlernt werden könnte, sollte man, schlug er vor, die nöthigen Vorräthe auf bedeckten Booten behalten, auf welche vom Ufer entfernt anternd, man sich im Nothfalle selbst zurückziehen könnte, um vor Belästigungen gefichert zu sein. Diesen Plan aber vermochte die Patagonische Missionsgesellschaft, deren Mittel durch die vorhergehenden fehlgeschlagenen Versuche erschöpft waren, ohne Hülfe nicht auszuführen, und Gardiner legte denselben, deshalb nach Sachsen und nach Edinburg reisend, der Brüdergemeinde und den Missionsgesellschaften in Schottland persönlich vor, welche ihn jedoch sämmtlich, wiewohl höchst ungern, von der Hand weisen zu müssen glaubten. Da wurde von einer christlichen Dame der Patagonischen Gesellschaft ein Beitrag von nicht weniger als 7000 Thaler übergeben, und infolge dessen alsbald Anstalten zur Ausführung des Unternehmens getroffen. Als Theilnehmer an der Expedition boten sich der Wundarzt Richard Williams von Burslem, und der Lehrer einer Sonntagsschule in London, John Maidment, beide als Katecheten, selbst an, und der Schiffszimmermann Joseph Erwin aus Bristol, so wie die Fischer John Badcock, John Bryant und John Pearce aus Cornwales wurden als erprobte christliche Männer zu Begleitern ausgewählt. In der Spize stand Gardiner als Führer, dieser treue Sohn Christi, der nun zum lekenmale, Vaterland, Familie und Elternhaus verlassend, die Einöden des Ozeans überschritt, um nach dem entfernten Schauplatz seines Todes auf dieser schaudererregenden Küste zu gelangen.

Am 7. September 1850 segelten die 7 Boten Christi auf dem Bark-schiff „Ocean Queen“ (Seekönigin) von England ab. Mit europäischen Lebensmitteln bis zum Juni 1851 versehen, sollten sie zunächst nach der Insel Picton am Beagle-Kanal sich wenden, wofern sie aber da sich nicht halten könnten, nach Staateneland sich zurückziehen. Sie waren dazu mit theilweise überdeckten Booten versehen; im Juni 1851 aber sollten ihnen weitere Nahrungsmittel von England aus über die Falklands-Inseln nachgefandt werden. Glücklich landete die kleine Schaar am 5. Dezember 1850 auf der Pictoninsel. Von hier schrieb Gardiner an die Committee: „Ich weiß, wir werden bei Ihnen unvergessen sein, so oft Sie dem Throne der Gnade nahen; das gibt mir Trost und Kraft. Und wenn wir diese verlassenen Indianer ansehen und bedenken, daß sie sowohl wie wir zum ewigen Leben bestimmt sind, so brechen unsre Herzen über ihnen, und wir fühlen uns willig, zu opfern und geopfert zu werden in dem Dienste, ihnen das Evangelium der Gnade in ihrer eignen Sprache zu verkündigen. Mein letztes Wort an Sie ist: Betet für uns!“ — Das war der erste und letzte Brief, der von diesem Boten des Friedens einging. Die mitgenommenen Lebensmittel wurden ihnen zum Theil geraubt von denen, die sie zu segnen gekommen waren, zum Theil verdorben von der Flut. Ihre Boote zerstörte zum Theil der Sturm nach einigen Wochen; die bestellten und heißen sehnten Lebens-

mittel blieben aus, weil keine Gelegenheit vorhanden war, sie ihnen zukommen zu lassen, ungeachtet an den verschiedensten Hafenorten, wie Liverpool, London, Bristol, Swansea, Plymouth, Portsmouth, Boston, New-York, Montevideo und Valparaíso Erfundigungen eingezogen wurden. So waren sie von aller Welt verlassen, nur der Herr und ihr Glaube an Ihn ist ihnen geblieben.

So schrieb am 8. Mai 1851 Gardiner in sein Tagebuch: „Süßen Frieden haben, deren Sinn fest gegründet auf dem zu Zion gelegten Felsen steht; Keine ängstlichen Sorgen föhren ihre Ruhe, Welche irdischen Leidet ihnen auch begegnen, Mitten im Sturme sind sie heiter vor Auser; Ihre Seelen sind in Gebuld gefaßt. — Deßens Kinder, des wachsam's Auge Der Raben wahrnimmt, wenn sie schreien, Was brauchen sie zu fürchten oderßches zu ahnen? Sie wissen, ihre Haare sind alle gezählt, Und auch herabfallen kann nicht der geringste Sperrling Ohne ihres Vaters unumschränkten Willen. — Komme denn, was will, demütig werden wir's erwarten; Noch nie verzog sein Arm, bis es zu spät war; Seine Verheißung wird nicht, kann nicht fehlen. So schwärz auch die Nacht, Der Morgen wird heranbrechen; Sein Eigentum wird der Herr nicht verlassen; Die Gebete des Glaubens werden doch obsegen, Und die Prüfung wird uns süß dünken, Die uns wartend zu seinen Füßen legte.“ —

Bis zum 22. Mai (1851) reichten ihre Lebensmittel; von da ab erlaubten sie sich nur so viel zu genießen, als das Leben unabweslich erfordert. Am 11. Juni stirbt John Badcock, als der erste dieser treuen Schaar, nachdem der Scorbut bereits unter ihnen ausgebrochen, und sie in einer Höhle bei Spanierhafen hatten Zuflucht suchen müssen, aus welcher die Flut sie wieder vertrieb. Am 4. Juli haben sie noch: „eine halbe Ente, ein Pfund Salzfleisch, ein Pfund Thee, ein Quart Reis, zwei Tafeln Chokolade, vier Quart Erbsen und — sechs Mäuse“, die als Leckerbissen verzehrt wurden. Alles irgend Genießbare wird gezeffent. Am 22. Juli haben sie nur noch Kürscheln und das Kloß vom Felsen, daß sie zu Gallert einkochen. Damit fristen sie ihr Dasein noch bis zum 23. August, da entschlafst Erwin, der Zimmermann, und am 24. August Bryant, der zweite Fischer. Beide werden in einem Grabe begraben. Die kleine Schaar, nur noch aus 4 Personen bestehend, ist um $1\frac{1}{2}$ engl. Meilen von einander getrennt. Denn Williams und Pearce verließen die übrigen, um irgendwo Nahrung zu suchen; ihre todtten Körper wurden später in einiger Entfernung am Cocksluß gefunden. Gardiner und Maidment sind allein übrig; letzterer starb in den ersten Tagen des September. Am 3. September schreibt Gardiner in sein — später aufgefundenes — Tagebuch:

„Herr Maidment war gestern so schwach, daß er bis Mittag nicht aufstehen konnte. Seitdem habe ich ihn noch nicht wieder gesehen und daher auch nichts genossen. Ich kann nicht auf und weiß nicht, ob er noch im Leibe ist, oder in der besiegenden Nähe des gnädigen Gottes, dem er so treu gedient hat. — Gepréisen sei mein himmlischer Vater für die mannigfache Gnade, die ich genieße, — ein bequemes Lager, kein Schmerz, kein Ragen des Hungers, obgleich außerordentlich schwach. — Aber ich bin durch seine reiche Gnade in volligem Frieden, erquickt durch das Gefühl der Liebe meines Elßters, und durch die Versicherung, daß es alles weise und gnädig gesetzt ist; und ich bete, daß ich den vollen Segen empfangen möchte, welchen es mir ohne Zweifel bringen soll. Meine Sorge ist alle auf Gott geworfen, und ich warte nur seiner Zeit und seines gnädigen Wohlgefällens, mit mir zu handeln wie es ihm recht dünkt. Ich lebe nun oder ich sterbe, sei es nur

in ihm. Ich befürcht'lich, daß er nehm'en, sie trocken damit wir in eine Gnade dessen, der aus dem Feuer g'seines himmlischen Es ist nun kein entnommen, dem es des Herrn, dem e'gnädige Fügung, Leiche nicht hätte das ist mir sehr zu und in Besorgniß, stärken möchte, etw' ich im Stande, an Bootes (vom Fels) vielfache Gnade em sei sein heiliger R scheißt er noch mi meines gnädigen ohne Speise, aber schon sehr unleserl' gerafft, um an den aber um dieselbe „Mein theurer W kleinen Gesellschaft Boot am Dienstag ist er vor dem An kleine Weile, und zu singen . . . ohne Speise . . . Bruder in Christo.“

Das waren Gottes. Am 21 fionare aufzufu die Leiche des geschriebener Zei ihr das Ufer en ihr uns in dem Verhungern“. — Gardiner's lage Überbleibsel vo Felseninschriften die Spur nach i leitete unsfern de zur Entdeckung gewählt. Die au unter militärisch tenant Underwo die Worte der v Seele harret nur fanden sich 30 Fe

in ihm. Ich befiehle meinen Leib und meine Seele in seine Obhut, und bete siebenfach, daß er meine lieue Frau und Kinder unter den Schatten seiner Flügel nehmen, sie trösten, behütten und stärken wolle und sie heiligen durch und durch, damit wir in einer lichteren Welt mit einander preisen mögen und auftreten die Gnade dessen, der uns erlöst hat mit seinem thurenen Blute und uns wie Brände aus dem Feuer gerissen, damit wir die Kindschaft erlangt und Erben würden seines himmlischen Reiches. Amen". — Und einen Tag später schreibt er weiter: Es ist nun kein Zweifel mehr, daß mein lieuer Mitarbeiter seiner trostlichen Mühsal entnommen ist und vereinigt mit der Gesellschaft der Elfsen in der Gegenwart des Herrn, dem er bis ans Ende gedient hat. Unter diesen Umständen war es eine gnädige Erfüllung, daß er das Boot (dies stand auf dem Lande) verließ, da ich die Reiche nicht entfernen können. Er hinterließ ein wenig Pfefferminzwasser, und das ist mir sehr zur Stärkung geworden. Aber sonst war kein Wasser vorhanden, und in Besorgniß, vom Durst gequält zu werden, bat ich den Herrn, daß er mich stärken möchte, etwas Wasser zu bekommen. Er erhörte mein Flehen. Gestern war ich im Stande, aufzustehen, und eine hinlängliche Menge, die am Hintertheil des Bootes (vom Felsen) niederrutschte, mit meinem Gummituch aufzuhängen. Wie vielsache Gnade empfange ich aus den Händen meines himmlischen Vaters! Gelobt sei sein heiliger Name!" — Und am 5. September, einen Tag vor seinem Tode, schreibt er noch mit zitternder Hand: "Groß und wunderbar ist die Freudeleit meines gnädigen Gottes über mir. Bis hieher hat er mich erhalten, vier Tage ohne Speise, aber ohne Gefühl von Hunger und Durst". — Diese Zeilen waren schon sehr unleserlich geschrieben, aber noch einmal hat er seine Kräfte zusammengefaßt, um an den noch übrigen Rätselchen in dem andern Boote zu schreiben, der aber um dieselbe Zeit die Krone des Lebens erhalten haben wird. Er schreibt: "Mein lieuer Williams! Es hat dem Herrn gefallen, noch einen von unserer kleinen Gesellschaft heimzurufen. Unser lieuer heimgegangener Bruder verließ das Boot am Dienstag Nachmittag, und ist noch nicht wieder gekommen. Ohne Zweifel ist er vor dem Angesichte seines Elfers, dem er so treu gedient hat. Noch eine kleine Weile, und — (hier kommen unleserliche Stellen) — dem Allmächtigen Gott zu singen Thron . . . ich fühle weder Hunger noch Durst, obgleich . . . Tage ohne Speise . . . Maibments Güte gegen mich Himmel . . . Dein treuer Bruder in Christo. Allen f. Gardiner. September 6. 1851." —

Das waren die letzten Worte dieses bis zum Tode treuen Knechtes Gottes. Am 21. Januar 1852 fand Kapitän Morshead, der die Missionare aufzusuchen und ihnen Lebensmittel zu bringen gekommen war, die Leiche des Kapitäns Gardiner und seine Papiere. Ein leserlich geschriebener Zettel, aber ohne Datum, enthielt die Worte: "Wenn ihr das Ufer entlang anderthalb englische Meilen südwärts geht, werdet ihr uns in dem andern Boote finden. Weilet nicht; wir sind am Verhungern". — Von dem ersten Boote aus, neben welchem die Gebeine Gardiner's lagen, dieser Anweisung folgend, traf man wirklich die Ueberbleibsel von Williams und Pearce an. Und so wie die beiden Felsenschriften auf Picton-Giland, „geht nach Spanierhafen“ — auf die Spur nach der Felseneinöde von Spanierhafen geführt hatten, so leitete unsern des ersten Bootes die Felseninschrift „Psalm 62, 6—9“ zur Entdeckung der Grotte, in welcher Maibment sein Sterbebette gewählt. Die aufgefundenen Gebeine wurden am 22. Januar Vomittags unter militärischen Ehrenbezeugungen zur Stelle bestattet, wobei Lieutenant Underwood die Leichengebete las, und ihre Grabschrift bilden die Worte der von ihnen selbst verzeichneten Psalmstelle: „Aber meine Seele harret nur auf Gott u. s. w.“ — Auf den Falklands-Inseln fanden sich 30 Fässer und Kisten vor, die für sie im Juni 1851 hinspedirt

worden waren; aber kein Schiff hatte sich gefunden, welches die weitere Beförderung davon übernommen hätte.

Dieser traurige Ausgang entmutigte jedoch die englische Missionsfreunde nicht, sondern entflammte sie zu neuem Eifer. Die Patagonische Missionsgesellschaft bereitete alsbald eine neue Aussendung vor. Ein zu diesem Zweck eigens angekauftes Schiff erhielt zum Andenken an den ersten heldenmuthigen aber unglücklichen Leiter dieser Mission dessen Namen „Allen Gardiner“. Am 24. Oktober 1854 ging dasselbe in See. Kapitän Snow, Katechet Philips und ein Arzt Ellis nebst einer Anzahl Kolonisten wagten diesmal das gefährliche Unternehmen. Glücklich kam man nach den Falklands-Inseln, wo auf der kleinen zu Westfalkland gehörigen Keppel-Insel¹⁾) von der Regierung ein großes Areal angewiesen war, um dort eine Kolonie von Feuerländern und Patagoniern, die sich zur Uebersiedlung bereit finden würden, anzulegen. Von dort aus fuhr der „Allen Gardiner“ nach Feuerland, ankerte bei der Insel Navarin, südlich von der Hauptinsel, und knüpfte bei einem auf der Westseite derselben belegenen Platze Ushuria oder Woollya Verkehr mit den Eingeborenen an, und nach einigen weiteren Besuchen konnte man im Jahre 1858 zuerst 5, später 9 derselben nach der Keppel-Insel bringen, wo inzwischen die Station Cranmer angelegt war. Die Feuerländer machten dort in ihrem äußeren Benehmen Fortschritte, wohnten dem Gottesdienste gern bei, wurden reinlicher und zeigten Fleiß und Aufzäffungsgabe. Besonders konnte man sich von 2 Jünglingen viel versprechen. Im Verkehr mit ihnen hatten die Missionare, zu denen inzwischen einige andere, namentlich Missionar Despard gekommen waren, in der Fuego-Sprache gute Fortschritte gemacht, und sich bereits in Uebersetzungen verflucht. Im November 1859 kehrte der „Allen Gardiner“ mit jenen 9 Eingeborenen nach Feuerland zurück und ankerte vor Woollya, jetzt unter Führung des Kapitän Fell, welcher früher der innern Mission gedient und auf den Schiffen in verschiedenen Häfen mit Segen gepredigt, jetzt aber der Patagonischen Mission sich hingeggeben hatte. Er hielt es, ehe er die Neun ans Land setzte, für Pflicht, weil einiges fehlte, ihre Bündel zu untersuchen, und fand auch das Vermisste; aber nun waren alle böse und gereizt, weil man ihnen nicht getraut hatte. Sechs Tage lag das Schiff vor Anker, und immer mehr Besuche kamen herbei, zuletzt 70 Rähne auf einmal, gegen 300 Menschen, und man sah gegenseitig nichts als Freudlichkeit. Am Sonntag beschloß man, den Gottesdienst am Ufer zu halten, und zwar in einem Blockhaus, welches Missionar Despard bei einem früheren Besuch mit Hilfe der Wilden aufgebaut hatte. Der Kapitän, sein Bruder, der Steuermann, Katechet Philips²⁾) und die 5 Matrosen gingen alle unbewaffnet ans Land; außer dem Koch blieb niemand im Schiff zurück. Während des Gebetes aber wurde plötzlich ein Matrose mit einer Keule niedergeschmettert; die andern flohen eiligt dem Boote zu, aus welchem schon

die Räuber gestoßen mit neuem Gewege vom Feuerländer nahm in großer Bewege. Koch warf das Ufer zu, wo er irrte, bis er wieder Feuerländer auf ersegte ihm später Wilden ausgelebt lebte 3 Monate Schiff kam, um von 2 Witwen Bereits aber, und ein englischer um auf der nebligen auch dem finstern das Licht des Endes

Ihre Bemühungen worden. Trotzdem immer wieder jungen Anstalt nach der der nach den Feuerländern und zweitmächtiger mit dem Feuerland Verheirathete, vorsieben und an Reise hätten. Sie gab Lebens unter ihrer Regierung. Um dieselben Brief des Oecome an den früheren lautet:

Strohbedektes Leben sehr froh, hören mein Weib, sehr betrachtlich. Wir zwei, ich, mein Sohn (wir nicht kennen wird.) sage ich innen. — Ich Boden, Räben, Kohl wohl, groß, stark, zwei Töchtern (für ein Geschlecht, weise, alles gleich Mann. Ich liebe Gott und Jesu am besten viele. — Sage mir, Sohn. — Ich aufrichtig

¹⁾ Sie ist 6 engl. Meilen lang und 4 Meilen breit.

¹⁾ cf. G. W. Philips, The Missionary Martyr of Tierra del Fuego. London 1861.

²⁾ cf. Basil. Missionsbericht.

²⁾ cf. Calw. Missionsbericht.

weitere
issions-
gonische
t. Ein
nen an
n dessen
elbe in
st einer
glücklich
Bestfall-
s Areal
d Patago-
zulegen.
e bei der
iem auf
Verkehr
n konnte
Keppel-
ar. Die
tschritte,
zeigten
nglingen
nare, zu
efommen
h bereits
r „Allen
ankerte
r früher
n Häfen
gegeben
cht, weil
ermisste;
getraut
Besuche
en, und
beschloß
ochhaus,
ülse der
ermann,
net ans
rend des
niederge-
m schon

die Ruder gestohlen waren, und wurden vereinzelt in wenigen Augenblicken mit Keulen und Steinen totgeschlagen, während der Koch dem Gemebel vom Schiff aus zuschauen mußte. Selbst die mitgebrachten Feuerländer nahmen an dem Morde teil, nur Einer, Ukolko, lief in großer Bewegung auf und ab und rang weinend die Hände. Der Koch warf das Boot ins Wasser und ruderte unbelaßtigt dem andern Ufer zu, wo er 4 Tage lang, von Beeren lebend, im Gebüsch umher irrte, bis er wieder nach Woollya kam, wo ihn doch ein bekannter Feuerländer aufnahm. Die Kleidung, die ihm andere vom Leibe zogen, ersegte ihm später der Häuptling Jam. Das Schiff wurde von den Wilden ausgeseert, die Leichname in die See geworfen. Cole, der Koch, lebte 3 Monate unter den Wilden, bis im Februar 1860 ein anderes Schiff kam, um die Vermüthen zu suchen. Die Brüder Fell wurden von 2 Witwen und 2 Waisen und einer betagten Mutter betrauert. Bereits aber waren 2 Brüder von der Christiana-Anstalt¹⁾ bei Basel und ein englischer Geistlicher, Rev. Stirling, für diese Mission unterwegs um auf der nebligen Keppel-Insel die mühsame Aufgabe zu verfolgen, auch dem finstern Feuerland durch Besuche auf dem Missionschiff das Licht des Evangeliums zu bringen.

Ihre Bemühungen sind denn auch mehr und mehr mit Erfolg gekrönt worden. Trotz des mörderischen Ueberfalles bei Woollya haben sich doch immer wieder junge Eingeborene bereit finden lassen in die Erziehungsanstalt nach der genannten Insel zu kommen. Der „Allen Gardiner“, der nach den Beschädigungen bei jener Gelegenheit in England umgebaut und zweimäigiger eingerichtet wurde, erhält die regelmäßige Verbindung mit dem Feuerlande. 1864 waren 13 Eingeborene, unter ihnen einige Verheirathete, von denen berichtet werden konnte, daß sie glücklich seien und an Reinlichkeit, Ordnung und Fleiß beträchtlich zugenommen hätten. Sie geben Hoffnung, daß sie der Keim eines neuen höheren Lebens unter ihren Landsleuten werden würden.

Um dieselben einigermaßen zu charakterisiren, möge hier noch der Brief des Occowachez Copaniscola,²⁾ den er in gebrochenem Englisch an den früheren Missionar Despard schrieb, eine Stelle finden. Er lautet:

Strohbedektes Haus, den 1. Oktober 1861. Mein freundlicher Lehrmann, ich bin sehr froh, hören Du wohl. — Du, Dein Weib, Deine Familie hier fort. Ich, mein Weib, sehr betrübt. Viele Grüße Dir, Deinem Weib, Deiner Familie. — Wir zwei, ich, mein Weib, sagen: armes Kind! (er bedauert, daß es seine Freunde nicht kennen wird.) Ich nach und nach Dich einmal wiedersehen. Ich sehr froh, sage ich ihnen. — Nach und nach habe ich sieben (viiele) Kartoffeln in meinem Boden, Rüben, Kohl auch. Ich danke Dir, Du mir den Boden geben. Mein Kind wohl, groß, stark, bald einen andern. — Ich sage Gott, Dir, Deinen Kindern (für ein Geschenk). Mein Weib sehr froh. Ich heute immer gleiche Arbeit, stark,weise, alles gleich ich war bei Euch hier. — Ich glücklich heute. Hübler Mann. Ich liebe Thomas Bridges mich lehren und verstehen machen. Ich liebe Gott und Jesu anbeten. Herr, hilf mir schnell! Ich schwach, meine Feinde gar viele. — Sage mir, wie es geht Dir, Deinem Weib, Deiner Familie, Deinem Sohn. — Ich aufrichtig ein Freund."

¹⁾ cf. Basl. Miss.-Mag. 1863, S. 185 ff.

²⁾ cf. Calm. Missbl. f. R. 1863, S. 107 ff.

Im März 1864 wurde der erste Versuch gemacht, Eingeborene in ihrer Heimat in einem Häuschen anzusiedeln, damit sie ihren Einfluss auf ihre Stammesgenossen ausüben möchten. Ein Jahr später reiste Rev. Stirling mit vieren seiner Hölzlinge nach England, wo sie die heilige Taufe empfingen. Leider starb der versprechendste unter ihnen, der den Namen Allen Gardiner angenommen hatte, auf der Rückreise, noch ehe man die Keppel-Insel erreichte. Er verstarb in herzlichem Glauben an seinen geliebten Heiland, nachdem er sich oft mit den Worten des 23. Psalms in seiner Krankheit getrostet hatte. Einer von den Matrosen sagte: „Ich wollte, ich wäre so zum Sterben bereit wie dieser Junge; so gut und harmlos wie er ist!“ Ein zweiter von den Vieren folgte jenem bald nach.

Auf Keppel-Insel war inzwischen auf dem Acker und im Garten, bei den Schafen und Kühen wie in der Schule alles seinen guten Gang fortgegangen. Auch auf der Insel Navarin zeigte sich bei jedem weiteren Besuch der Einfluss der Eingeborenen, die einst auf der Station verweilten. Obgleich große Haufen von Menschen sich beim Schiff versammelten, benahmen sie sich ganz ruhig, daß man (bei aller Vorsicht) doch eine Wiederholung des Angriffs von 1859 nicht zu fürchten brauchte. Da 1868 konnte Missionar Stirling, der damals zum Bischof von Falkland ernannt war, es wagen, mehrere Wochen unter den Indianern der genannten Insel resp. der gegenüberliegenden Küste ganz allein zu bleiben. Zwei Jahre später erfolgte dann die Gründung einer Station daselbst zu Ushuia,¹⁾ für die ein fertiges, aus Eisen konstruiertes Haus von England dahin gebracht wurde. Eine ganze Anzahl von Familien, die in Keppel-Insel die Anfänge der christlichen Kultur angenommen, hatten sich dort angesiedelt, und legten bei der Aufstellung des Hauses mit Hand an. Seitdem hat nun die Mission an Ort und Stelle ihren regulierten Gang gehabt. Sind bei der tiefen Versunkenheit des Volkes hier auch nicht so schnelle Erfolge zu erwarten wie in manchen andern heidnischen Ländern, und ist die unstäte Lebensweise der Bevölkerung, die mit ihren Röhnen bald kommen, bald gehen, dem Werke recht hinderlich, so ist doch die Station schon ein lichter Punkt in jener dunklen Gegend geworden. Nach den neusten Nachrichten (1874) war dort bereits eine kleine christliche Gemeinde von 36 Getauften gesammelt und Missionar Bridges mit seiner Frau und einem Katechisten arbeiteten mit großer Aufopferung weiter auf dem abgelegenen, jetzt aber sichereren Platze. — Auch auf der Keppel-Insel geht die oben geschilderte Arbeit erfolgreich weiter.

Inzwischen aber hatte sich die Missionsgesellschaft längst zu einer Südamerikanischen erweitert und verschiedene Stationen auf dem mächtigen Kontinente besetzt, nicht blos um den heidnischen Indianern, sondern auch der vielfach auf tiefer Stufe stehenden römisch katholischen

¹⁾ Der Platz liegt nicht (wie auf meinem Atlas nach den damals noch ungauen Notizen angegeben) auf der Mc Clinton-Halbinsel an der Westseite von Navarin I. — jener Punkt ist Woollpa, sondern auf der Südküste von Tierra del Fuego im engeren Sinne, gegenüber jener Halbinsel.

Bevölkerung das für letztere absehen der Mission unter solche sind zu nennen Patagones, El Carmen. In lerung finden sich äußerlich die katholischen auch noch mit ihr gehörten zu dem V. geellschaft 2 Brüder zinker, die von e aus Reisen unter eines Stammes ge Insel versezt und genannte Station, Thätigkeit fand, daß es bis jetzt zu gekommen wäre.

Eine andere Araucaner ins Außeste, mehrere Me. Sohn Allen Gardiner ging die Ar vollends die Indienkrieg weiter nachianermission von dort arbeitet bis jetzt Araucanischen Jänschen im Innern ihm zuweilen von sich die letztere Mission noch uncivilisirten sich auf einigen von unter den schon seit Stämmen versezt bereits im Gange beträgt, erstreckt sich Süden, östlich von sie nicht schon Kultus im Aussterben viel Verderben an.

Die Nachricht liegen uns nur bis allein. Auch war Gemeinde gekommen

²⁾ Eine andre An-

vorne in
Einschluß
ter reiste
ie heilige
, der den
noch ehe-
auben an
des 23.
Matrosen
Junge;
en folgte
arten, bei
ng fortge-
weiteren
erweilten.
ammlungen,
doch eine
chte: Ja
Fallland
n der ge-
bleiben.
n daselbst
haus von
illien, die
nen, hatten
auses mit
ihren ge-
s Volkes
n andern
öllering,
recht hin-
r dunteln
rt bereits
und Mis-
teten mit
sicherer
te Arbeit
zu einer
auf dem
ndianern,
tholischen
noch unge-
scheite von
Tierra del

Bevölkerung das Evangelium zu bringen. Indem wir von den Arbeiten für letztere absehen, führen wir hier nur diejenigen Stationen auf, die der Mission unter den Indianern wenigstens zum Theile dienen. Als solche sind zu nennen:

Patagones, am Rio Negro auf der südlichen Seite, gegenüber von El Carmen. In der Nähe jener Stadt mit spanisch redender Bevölkerung finden sich noch ziemlich viel Indianer, die jedoch zum Theil äußerlich die katholischen Formen angenommen haben, dieselben jedoch auch noch mit ihren alten heidnischen Gebräuchen vertauschen. Sie gehören zu dem Volke der Tehuelche n. 1862 hatte die Missionsgesellschaft 2 Brüder von der Christonau geschickt, Schmidt und Hünziker, die von einem etwas südlicher gelegenen Punkte Sandy Point aus Reisen unter diesen Patagoniern machten und die Zuneigung eines Stammes gewannen. Sie wurden jedoch später nach der Keppel-Insel versetzt und der Missionsarzt Dr. Humble ging auf die oben genannte Station, wo er unter der weißen Bevölkerung eine ausgedehnte Thätigkeit fand, und auch öfter etwas für die Indianer thut, ohne daß es bis jetzt zu einer regelmäßigen Missionsthätigkeit unter ihnen gekommen wäre.

Eine andere Station fällt die Indianer des südlichen Chile, die Araucaner ins Auge. Für sie war 1861 die Station Lota an der Küste, mehrere Meilen südlich von Concepcion angelegt, auf der der Sohn Allen Gardiner's eine Reihe von Jahren thätig war. Doch auch hier ging die Arbeit bald ganz in Colonial-Mission auf; und als vollends die Indianer, die noch nicht civilisiert sind, durch einen Krieg weiter nach Süden gebrängt wurden, zweigte man die Indianermission von Lota ab und verlegte sie weiter südlich nach Lebu. Dort arbeitet bis jetzt der Christonau-Bruder Keller, der eine Anzahl von Araucanischen Jünglingen in seinem Hause erzieht, und auch auf Besuch im Innern die Eingebornen zu gewinnen sucht. Dabei wird ihm zuweilen von katholischer Seite entgegengearbeitet. Doch nahm sich die letztere Mission keineswegs, wie es scheint, in neuerer Zeit der noch uncivilisierten Indianer mit besonderem Eifer an, sondern begnügt sich auf einigen vom Staate unterhaltenen Stationen ihre Wirksamkeit unter den schon seit langer Zeit an ein seßhaftes Leben gewöhnten Stämmen forzusehen. Die Gründung weiterer Stationen war aber bereits im Gange. Das Gebiet der Araucaner, deren Zahl 10000¹⁾ beträgt, erstreckt sich etwa 200 engl. Meilen vom Biobioflusse nach Süden, östlich von den Anden, westlich von der Küste begrenzt. Soweit sie nicht schon Kultur und spanische Sprache angenommen haben, sind sie im Aussterben begriffen. Auch hier richtet der Brantweinhandel viel Verderben an.

Die Nachrichten über die evangelische Mission unter denselben liegen uns nur bis 1871 vor. Bis dahin arbeitete immer noch Keller allein. Auch war es noch nicht zur Sammlung einer evangelischen Gemeinde gekommen.

¹⁾ Eine andre Angabe sagt jedenfalls zu hoch 22000.

Endlich beginnt nun auch die Südamerik. Missionsgesellschaft sich der heidnischen Indianervölker im Herzen des Kontinents anzunehmen, u. z. zunächst in Brasilien. Zu Santarem, einem Städtchen am Amazonen-Flusse, 500 engl. von seiner Mündung, ist im Jahre 1874 nach vorhergeganger Untersuchungsreise eine Station angelegt worden, von der aus unter den Indianern am Tapajos missionirt werden soll. Bis jetzt ist das Unternehmen noch in der Vorbereitung begriffen.

Brasilien enthält nach den besonnensten Schätzungen noch eine große Menge von Indianern, die als das Minimum auf 500000 anzugeben sind.¹⁾ Eine einzige Provinz des Kaiserthums, Matto Grosso, soll nach sachverständiger Schätzung 260000 Köpfe zählen. Davon sind 56,000 civilisiert u. z. katholische Christen, 133,000 sind erst von der Kultur berührt und die übrigen 71,000 sind wilde Heiden, ja zum Theil Anthropophagen. Welch ein weites Gebiet ist da für die Mission noch übrig! Die katholische Mission, die Jahrhunderte lang gearbeitet hat, konnte, wie dieses Beispiel zeigt, die Indianer nur zum kleinen Theil zum Christenthum bringen, trotzdem, daß die äußere Gewalt ihr zur Seite stand. Möge denn der Herr nun seinem Worte selbst die Thüren öffnen, daß es bei jenen Völkern von innen her neue Lebenskraft schaffe!

¹⁾ E. Behm, Geograph. Jahrbuch 1866.

haft sich
nehmen,
hen am
Jahre
angelegt
ffsonnt
ereitung

och eine
000 an-
Groß,.
Davon
ind erst
Heiden,
da für
hunderte
iner nur
e äußere
Worte
her neue

Dr. G. E. Burkhardt's
Kleine Missions-Bibliothek.

Die
Negern in

Bweite Auflage,
gänzlich umgearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt

von

Dr. R. Grundemann,
Pastor zu Mörg bei Leipzig.

gänzlich umge

Erster Band: Amerika.

Dritte Abtheilung:
Die Neger in Westindien und Süd-Amerika.



Wiesbaden und Leipzig.
Verlag von Veselhagen & Klasing.

1876.

Die evangelische Mission

ef.

unter den

Negern in Westindien und Süd-Amerika

von

Dr. G. E. Burkhardt.

Bweite Anflage,

gänzlich umgearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt

von

Dr. H. Grundemann,
Pastor zu Mörg bei Leipzig.



Bielefeld und Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing.

1876.

Die

1. Westindien, seine
2. Land und Leute
3. Die Missionen b
 A. Die Brüder
 hunderte
- B. Die Brüder
 hunderte
4. Die Mission der
5. Die Mission der
6. Die Mission der
7. Die Arbeiten der
 a. Die Englis
 b. Die London
 c. Die Genera
 d. Die Schott
 e. Die Ausbre
8. Die Emanzipatio
- Anhang
9. Die Mission der
10. Die Mission der
11. Die Mission der
12. Die Arbeiten an
 a. Die London
 b. Die Mission
 c. Die angilia
 d. Die amerika
 e. Die Vereini
- Anhang. Die Missio

In h a l t.

Die Neger in Westindien und Südamerika.

A. Die Neger in Westindien.	Seite
1. Westindien, seine Entdeckung, Entvölknerung und Besiedelung	1
2. Land und Leute vor der Emanzipation	8
3. Die Missionen der Brüdergemeinde in Westindien	38
A. Die Brüder in Dänisch-Westindien bis zum Ende des 18. Jahrhunderts	38
B. Die Brüder in Britisch-Westindien bis zum Ende des 18. Jahrhunderts	51
4. Die Mission der Methodisten	60
5. Die Mission der Brüdergemeinde im 19. Jahrhundert bis zur Emanzipation	84
6. Die Mission der Baptisten	100
7. Die Arbeiten der übrigen Missionsgesellschaften in Westindien	116
a. Die Englisch-lirchliche Missionsgesellschaft	116
b. Die Londoner Missionsgesellschaft	117
c. Die General-Baptists	117
d. Die Schottische Missionsgesellschaft	118
e. Die Ausbreitungsgesellschaft	118
8. Die Emanzipation	118
Anhang	125
9. Die Mission der Brüdergemeinde bis auf die neueste Zeit	127
10. Die Mission der Methodisten bis auf die Gegenwart	140
11. Die Mission der Baptisten seit der Emanzipation	149
12. Die Arbeiten anderer Missionsgesellschaften	160
a. Die Londoner Gesellschaft	160
b. Die Mission der Vereinigten Presbyterianer Schottlands	163
c. Die anglikanische Kirche und die Ausbreitungsgesellschaft	166
d. Die amerikanische Missionsgesellschaft	169
e. Die Vereinigten Methodisten-Frei-Kirchen	172
Anhang. Die Mission unter den Negern in Nordamerika	174

B. Die Neger in Südamerika.

1. Die Bildermission unter den Buschnegern	176
2. Die Bildermission unter den Negern in der holländischen Kolonie Suriname	187
3. Die Mission unter den Negern in Britisch-Guiana	200
a. Anfang und Fortgang der Mission bis um die Mitte unsers Jahr- hunderts	200
b. Die neuesten Zustände der Mission in British Guiana	206



1. Westindien,

Es war ein Columbus auf
Das gezogene S
in der andern H
doch nicht ohne z
Des Erlösers ged
regten sich in ihm
Ausichten auf di
gefunden zu haben
indien geblieben
ausgesprochen hat
sein, zumal wenn
ansah, die mit Z
zu nahen wagten.
Schwerlich hatte
Tragweite seiner
Folgen haben die
aber, die sich an
knüpften, sind in
Doch fassen
folgenden Blätter
San Salvador
Diese bilden einen
gegen Südosten hi
der Korallenforma

1) Wahrscheinlich
die Rateninsel, für d
2) Bestimmt: h
wähnte Wunderland

Westindien und Südamerika.

A. Die Neger in Westindien.

1. Westindien, seine Entdeckung, Entvölkerung und Besiedelung.

Es war ein denkwürdiger Tag, der 12. Oktober 1492, an dem Columbus auf Guanahani¹⁾ zuerst den Boden der neuen Welt betrat. Das gezogene Schwert in der einen, das entfaltete Banner von Castilien in der andern Hand, so nahm er das Land für seinen König in Besitz, doch nicht ohne zuvor unter Thränen auf den Knieen gebetet zu haben. Des Erlösers gedenkend nannte er die Insel San Salvador. Gewiß regten sich in ihm damals mächtig die Gefühle des Triumphes und die Aussichten auf die Schätze Indiens,²⁾ zu dem er einen so kurzen Weg gefunden zu haben meinte, — woher bis auf unsere Zeit der Name Westindien geblieben ist. Aber auch Missionsgedanken, wie er sie öfters ausgeprochen hat, werden ihm damals lebhaft durch die Seele gegangen sein, zumal wenn er die Scharen jener nackten, kupferbraunen Menschen ansah, die mit Zeichen des Schreckens nur zögernd den Ankömmlingen zu nahen wagten, um sie als übermenschliche Wesen zu verehren. — Schwerlich hatte der kühne Seefahrer eine Ahnung von der ganzen Tragweite seiner Entdeckung. Ihre noch heute nicht abgeschlossenen Folgen haben die höchsten Erwartungen übertroffen. Alle Hoffnungen aber, die sich an die dichte Indianer-Bevölkerung der herrlichen Inseln knüpften, sind in wenigen Jahrzehnten zunichte geworden.

Doch fassen wir zunächst die Inseln selbst ins Auge, denen die folgenden Blätter gelten sollen.

San Salvador war eine der Bahama- oder Lucayischen Inseln. Diese bilden einen Archipel, der sich von der Halbinsel Florida aus gegen Südosten hinzieht. Hunderte von flachen Inseln und Inselchen der Korallenformation, zum Theil mit der schroff abgebrochenen Kante

¹⁾ Wahrscheinlich die jetzige Watling-Insel, während man früher Cat-Island, die Rogeninsel, für die erste Entdeckung des Columbus hielt.

²⁾ Bestimmt hielt er seine Entdeckung für Cipango, das von Marco Polo erwähnte Wunderland im Osten Asiens.

ihrer weißen Kalkfelsen 100 ja 200 Fuß das Wasser überragend, zum Theil eben nur über den Meeresspiegel erhöhte Stellen von Riffen und Sandbänken, sind über einen weiten Raum zerstreut — zwischen ihnen viele dem Schiffer gefährliche Untiefen. Etwa 20 dieser Inseln sind von größerem Umfange und bewohnbar. Fließendes Wasser fehlt; doch findet sich im Boden Trinkwasser. Trotz des felsigen Grundes fanden die Spanier eine üppige Vegetation. Auch die Menge der Einwohner zeugte für die Ergiebigkeit. Der Goldschmuck aber, den man hie und da bei denselben gewahrte, und den man für Glasperlen und Schellen eintauschte, drängte die Entdecker weiter nach Südwesten, denn in dieser Richtung deuteten die Indianer durch Zeichen den Fundort des Metalles an.

So fand man die großen Antillen, den wichtigsten Theil Westindiens. Sie sind von den Bahama's gänzlich verschieden. Hohe Gipfel überragen das durch Thäler gegliederte Gebirgsland, an das sich weite Niederungen anschließen. Die Gebirgszüge, die ihre größten Höhen in der Sierra del Cobre auf Cuba und den Blauen Bergen auf Jamaica erreichen (über 7000 Fuß), scheinen Mittelglieder der Gebirgssysteme in Nord- und Südamerika zu sein und auf weite Länder zu deuten, die einst im Osten die beiden Kontinente verbanden, wie jetzt Mittelamerika in Westen, nun aber zum größeren Theile vom Meere bedeckt sind. Cuba und Haïti entdeckte Columbus noch auf der ersten Reise. Dieses nannte er Hispaniola und legte daselbst die erste Niederlassung an, jenes hielt er für Cipango selber. Hier waren vollends die Spanier entzückt über die Fülle der Vegetation mit ihren fremdartigen Formen. Klare Bäche riefelten durch den dichten Urwald mit seinem mannigfaltigen Grün, mit seinen Blüten und Früchten. Schwärme glänzend buntgefiederter Vögel schwirrten durch die Zweige. Dazu kam die angenehme kühlere Zeit des tropischen Klimas in unsern Wintermonaten. Dann auch hier wieder die Indianer mit ihrer sanften Gemüthsart, die ohne Argwohn die feierliche Besitznahme ihres Landes für den Herrscher Spaniens geschehen ließen und wie die Kinder ihren Goldschmuck für Flitter und Spielwerk hergaben. Alles dies wirkte bezaubernd auf die Entdecker, die ein Paradies auf Erden gefunden zu haben meinten.

Im März 1493 brachte Columbus die Kunde von seiner Entdeckung nach Europa, wo sie mit Staunen, hie und da auch nur als ein Märlein aufgenommen schnell von Land zu Land flog. Der Papst aber fertigte eine Schenkungsakte aus, die den Spaniern alle die neu entdeckten und noch zu entdeckenden Länder dort im Westen verlieh. Damit war ihnen natürlich die Mission in denselben zur Pflicht gemacht.

Noch in demselben Jahre segelte der mit Ehren überhäufte Entdecker zum zweitenmal hinaus, und erreichte diesmal zuerst die kleinen Antillen, dann Jamaica. Wir aber sehen von seinen weiteren Reisen und seinem traurigen Geschick unter der Verleumdung seiner Neider ab, und geben zunächst nur folgende Andeutungen über jenen dritten Bestandtheil Westindiens. Die genannten Inseln bilden eine Reihe, die in flachem Bogen sich von Portorico (Puerto rico) gegen die Mün-

bung des Ozeans und bis in die subtropischen Breiten reichen eine Areal, wie sie von der Entdeckung, sorgfältiger umfassender und überwölbter die Ankömmlinge.

Hier fand die Erscheinung nach der Zeit, sich aber geschied. Krieg von man Karibik und ma's u. z. wurden.²⁾

Es wurde spanischen Ansprüche die sich bald bei Rücksicht auf den Boden ausgetragen als Sklaven und werken sollten in dem tropisch ebenfalls nicht Körperbau und Viele erlagen die man die kraftlose Dekret im gänzlich auf. ³⁾ die Einbringlichen Daraus entstanden gerottet wurden, bedeckten.

Swar fehlten predigten. Befor Pfarrer auf Cul an den König von gutmuthig, arglos, weiches, zartes und weniger Körperkrankheiten erzeugen sind. ⁴⁾

¹⁾ Mit Ausnahme der Antillen nach den Inseln über dem Längengrad bis St. Lucia, jenseit

²⁾ Bergl. über 1000

b, zum
en und
i ihnen
ln sind
lt; doch
fanden
wohner
sie und
Schellen
n dieser
es Me-
il West-
e Gipfel
ich weite
höhen in
Jamaica
steme in
ten, die
lamerika
cht sind.
Dieses
an, jenes
r entzüct
i. Klare
igfältigen
nd bunt-
die ange-
monaten.
hsart, die
Herrlicher
muck für
o auf die
nten.
ner Ent-
r als ein
er Papst
die neu-
verlieh.
Pflicht
iste Ent-
kleinen
n Reisen
eider ab,
dritten
ie Reihe,
die Mün-

dung des Orinoco erstreckt, alle hoch,¹⁾ mit vielen vulkanischen Spuren und bis in die neueste Zeit mit vulkanischer Thätigkeit. Der bedeutenderen Inseln sind einige zwanzig. Nur Trinidad und Guadeloupe erreichen einen größeren Umfang; die andern haben meist nicht ein Areal, wie unsre kleinsten Deutschen Fürstenthümer. Zur Zeit der Entdeckung, scheint es, waren sie alle noch reich bewaldet. Wieスマragden, umflossen von der bis zum Grund durchsichtigen Wasserflut, und überwölbt vom heitersten Himmelzelt, erfüllten auch diese Inseln die Unköniglinge mit Entzücken.

Hier fand sich jedoch ein andres Volk vor, das zwar der ganzen Erscheinung nach mit den erst erwähnten Indianern sich stammverwandt zeigte, sich aber durch seine wilberen Sitten von ihnen bedeutend unterschied. Krieg und Kannibalismus herrschte unter diesen Stämmen, die man Kariben (Karaiben) nannte, während die Einwohner der Bahama's u. z. Theil der großen Antillen als Arawaken bezeichnet wurden.²⁾

Es würde zu weit führen, wollten wir hier eine Geschichte der spanischen Ansiedlungen in Westindien geben. Es genüge die Zustände, die sich bald herausbildeten, folgendermaßen zu charakterisiren. Ohne Rücksicht auf das Eigenthumsrecht der Eingeborenen wurde Grund und Boden ausgetheilt, jene selbst aber ohne weiteres den neuen Besitzern als Sklaven unterworfen. Auf den Pflanzungen und in den Bergwerken sollten sie für den weißen Mann die Arbeit thun, die diesem in dem tropischen Klima zu hart schien. Die Indianer aber waren ebenfalls nicht im Stande, solche Arbeit zu leisten, da sie von schwachem Körperbau und aller schwereren Arbeit gänzlich ungewohnt waren. Viele erlagen den Anstrengungen und den grausamen Strafen, mit denen man die kraftlosen über ihr Vermögen anzutreiben suchte. Ein königliches Dekret im Jahre 1503 hob überhaupt die Freiheit der Indianer gänzlich auf. Natürlich war das arglose Wohlwollen derselben gegen die Eindringlinge bald geschwunden. Sie suchten sich ihrer zu entledigen. Daraus entstanden jene Kämpfe, in denen die Eingeborenen bald ausgerottet wurden, die Kolonisten aber sich mit unverlöschlicher Schande bedekten.

Wär fehlte es nicht an einzelnen Stimmen, die Menschlichkeit predigten. Besonders that dies der edle Bartholomeo de las Casas, Pfarrer auf Cuba, „der Beschützer der Indianer“. In einem Brief an den König von Spanien schreibt er von ihnen: „Sie sind einfach, gutmütig, arglos, wahrhaftig, friedlich, geduldig. Aber sie sind ein weiches, zartes und kraftloses Geschlecht. Die Bauernkinder haben dort weniger Körperkraft als die Fürstensöhne Europa's, die in allem Luxus erzogen sind. Sie sind arm aber zufrieden, ohne Stolz und Ehrgeiz.“

¹⁾ Mit Ausnahme der flachen Koralleninsel Barbuda. Man theilt übrigens die n. Antillen nach dem nautischen Ausdruck ein in „Inseln unter dem Winde“ und „Inseln über dem Winde“ (leeward und windward Islands), diese von Trinidad bis St. Lucia, jene die nördlicheren.

²⁾ Vergl. über die Indianer in Guiana Abh. II. S. 225 ff. dieses Bandes.

Gelehrig, klug und sittenrein, sind sie für die Annahme des Christenthums vorbereitet. Wenn sie den wahren Gott kennen lernen, so kann es kaum ein glücklicheres Volk auf Erden geben, als sie.“ Aber alle seine wohlgemeinten Rathschläge wurden überhört; alle Fürsprache für das braune Geschlecht verhallte vergeblich. Ein Menschenalter nach der Entdeckung der Inseln war das Werk der Ausrottung auf vielen derselben fast vollendet. Im Jahre 1534 schreibt derselbe las Casas: „Die Spanier vergaßen, daß die Indianer Menschen sind, und behandelten sie mit einer Grausamkeit, die der Tiger, Wölfe und hungrigen Löwen würdig war. Seit 42 Jahren hat man sie verfolgt, unterdrückt und zerstört mit allen Mitteln, die menschliche Bosheit bis dahin erfunnen hat, ja die Tyrannen haben noch neue Mittel ausgesonnen. So kam es, daß von den drei Millionen¹⁾ Eingeborenen, die Columbus auf Hispaniola antraf, jetzt nur noch 200 am Leben sind, daß auf der großen Insel Cuba nicht ein Ureinwohner mehr zu finden ist, daß Puerto Rico und Jamaica ganz von ihnen entleert sind; daß auf den Lucayen-Inseln, die eine halbe Million¹⁾ glücklicher Einwohner nährten, nur noch elf Bewohner dieser Rasse sich finden.“ Mit der abschaulichsten Grausamkeit wurden die schlecht bewaffneten Eingeborenen, die gegen die Feuerwaffen der Spanier nichts ausrichten konnten, hingemordet. Es war kein Krieg, es war nur eine fortgesetzte Mehelei, für viele nur ein Sport, wie die Stiergefechte. Es soll darauf gewettet worden sein, einem Indianer mit einem Streich des Schwertes den Leib zu durchhauen. In der verruchtesten Barbarei wurden sie und da den armen Schlachtopfern die Eingeweide aus dem Leibe gerissen, oder man quälte sie mit gräßlichen Martyrii zur Tode. Um sie bequemer zu fangen, wurden eigens abgerichtete Hunde angewandt.

Am scheußlichsten aber war es, daß man sich nicht entblödete, im Namen des Christenthums solche Grausamkeiten zu vollbringen. Man wollte ja Mission treiben und die Indianer nicht blos dem irdischen, sondern auch dem himmlischen Könige unterwerfen. Es war die Inquisition, die hier für ihr gotteslästerliches Treiben einen höchst fruchtbaren Boden fand. Es soll vorgekommen sein, daß man eine Anzahl Eingeborner ins Wasser trieb, sie zu taufen, und ihnen sofort die Hälse abschnitt, um sie vor Rückfall zu bewahren. Die unmenschlichsten Grausamkeiten waren auf diese Weise sanktionirt. Man sagt von Spaniern, die das Gelübde thaten, jeden Morgen 13 Ungläubige zu Ehren des Erlösers und seiner Apostel zu erwürgen. Einmal wurden ihrer 13 in demselben Sinn auf lange Gabeln gespießt und gebraten. Andre übergoss man mit Pezch und zündete sie an.

Mordlust und Unkeuschheit pflegen oft Hand in Hand zu gehen. Wir übergehen die Schilderungen der Behandlung indianischer Weiber seitens der Weißen. Verheerende Krankheiten, denen sich auch Epidemien wie Pocken u. s. w. anschlossen, waren die Folge und beschleu-

¹⁾ Diese Schätzungen waren wahrscheinlich bedeutend über die Wirklichkeit hinausgegangen.

nigten die Aude daß die Ueber wurden? Eine getauft die Du niern leben, un des Franziskan

An den A Länger hielten Antillen. Auf e den Engländer sich durch Ver hatten, die in Rolle spielten.¹⁾ wohner Westind zwischen Englä offen erhielt, un waren, wurden Angabe der Ba Insel gehören Häuslein noch j Bekänner an de

Ehe jedoch macht hatte, san unsfähigen Men herzliches Mitteil Gedanken eingang die unter einem die harte Arbeit Er hat auf sein gegeben zu habe Slavenhande mittel auch auf für unmenschlich wollte zur Aus meinte den Indi blieben seine des nach seiner Thro inbischen Inseln dianern durch di im Jahre 1517

¹⁾ Auch die engl. Die Regierung aber wurden 1796 nach Karibik nach Wallis getinge Zahl derselben, dem sogenan

²⁾ † zu Madrid

nigten die Aufreibung des armen Volkes. Wer kann sich wundern, daß die Überlebenden vom bittersten Haß gegen ihre Bedränger erfüllt wurden? Einer ihrer Häuptlinge (Kaziken), Hatuey, wollte lieber ungetauft die Dualeen der Hölle erbulden als im Himmel mit den Spaniern leben, und wies damit noch am Marterpahl die Bemühungen des Franziskaners zurück, der ihn zu belehren versuchte.

An den Arawaken war das Werk der Ausrottung bald vollbracht. Länger hielten sich die tapferen und gefürchteten Kariben, auf den kleinen Antillen. Auf einigen Inseln machten sie noch im vorigen Jahrhundert den Engländern dort viel zu schaffen, besonders auf St. Vincent, wo sich durch Vermischung mit Negern die schwarzen Kariben gebildet hatten, die in den Kämpfen zwischen Engländern und Franzosen eine Rolle spielten.¹⁾ In unserer Zeit sind nur geringe Reste der Ureinwohner Westindiens übrig geblieben. Auf Dominica, das die Eisensucht zwischen Engländern und Franzosen ihnen lange als Zufluchtsstätte offen erhielt, und wo im vorigen Jahrhundert noch gegen 2000 übrig waren, wurden vor einigen Jahren noch gegen 300 gezählt. Ohne Angabe der Zahl werden sie auf Trinidad erwähnt. Die auf ersterer Insel gehörten äußerlich zur katholischen Kirche. Möge sie an diesem Häuslein noch jetzt gut zu machen suchen, was einst ihre verblendeten Betenner an den Vorfahren derselben so freventlich gesündigt!

Ehe jedoch die Ausrottung der Indianer größere Fortschritte gemacht hatte, sann man schon darauf, für diese schwachen, zur Arbeit unsfähigen Menschen ein stärkeres Geschlecht einzuführen. Es war herzliches Mitleid, das dem edlen Bartholomeo de las Casas den Gedanken eingab, von den starkgebauten, kräftigen Negern Westafrika's, die unter einem noch ungünstigeren Klima vielfach schon als Sklaven die harte Arbeit gewohnt seien, Arbeiter nach Westindien herüberzuholen. Er hat auf seinem Sterbebette²⁾ schmerzlich bereut, einen solchen Rath gegeben zu haben, aus dem ein neuer Strom von Grausamkeit sich im Sklavenhandel über Westindien ergoß. Zuerst war das Auskunftsmitte auch auf Bedenken gestoßen. Der Kardinal Ximenes hielt es für unmenschlich, das alte Übel durch ein neues zu beseitigen und wollte zur Ausführung des Vorschlags nicht die Hand bieten. Er meinte den Indianern noch auf andre Weise helfen zu können. Leider blieben seine dessfallsigen Pläne unausgeführt, und Karl V., dem man nach seiner Thronbesteigung vorstellte, wie die Indianer auf den westindischen Inseln immer mehr abnahmen, und die Arbeit von vier Indianern durch die Arbeit eines Negers reichlich erspart würde, ertheilte im Jahre 1517 seinem Günsling Lebreja, einem Flämänner, das

¹⁾ Auch die englischen Pflanzer hatten meist nicht viel Humanität für die Indianer. Die Regierung aber bediente sich eines gemäßigten Verfahrens. Von St. Vincent wurden 1796 nach einem unterdrückten Aufstande die letzten Reste jener schwarzen Kariben nach Wallisian, einer der Grenadinen, verpflanzt. Nach Horsford, a voice from the West-Indies, p. 324, sollte noch in neuester Zeit auf St. Vincent eine geringe Zahl derselben übrig sein, die aber ganz isolirt im nördlichen Theile derselben, dem sogenannten Kariben-Lande, lebten.

²⁾ † zu Madrid 1566, nachdem er bis 1547 Bischof zu Chiapa in Mexiko gewesen.

Privilegium, jährlich 4000 Afrikaner nach Westindien zu führen. Bald genug erkannte er zwar das durch diese Erlaubnis angerichtete Uebel und erließ daher im Jahre 1542 Gesetze zum Schutze der Indianer und Neger, gab letzteren die Freiheit und verbot den Sklavenhandel. Aber sein kaiserlicher Wille scheiterte an der Habfsucht seiner Unterthanen und der vermeintlichen Unentbehrlichkeit der Sklaverei, und Philipp von Spanien hob die Gesetze seines Vorgängers wieder auf. Neue Einführen von Afrikanern begannen; bald wurde die von Karl V. festgesetzte Zahl überschritten, und in wenigen Jahren zählte man auf den westindischen Inseln eben so viel Neger als Spanier. Den Aktionshandel mit Negern hatten die Portugiesen lange Zeit allein, da sie allein afrikanische Besitzungen hatten, und die Ehre, welche den portugiesischen Seefahrern in ihrer Heimat zu Theil wurde, ward nach der Zahl der mitgebrachten Sklaven abgemessen, deren jährlich 7—800 allein nach Portugal geführt wurden. Dem Vorgehen der Portugiesen folgte zuerst der englische Seefahrer Hawkins, 1562, dessen Handel jedoch die Königin Elisabeth ernstlich missbilligte. Sein Beispiel blieb längere Zeit ohne Nachahmung; seit aber 1631 Karl I. einer neuen Handelsgesellschaft, die sich mit Negerhandel nach Westindien befasste, seine Bestätigung ertheilte, trieben die Engländer den Sklavenhandel in stets wachsender Ausdehnung. Eine im Jahre 1662 entstandene Gesellschaft unternahm es, die britischen Kolonien Westindiens jährlich mit 3000 Sklaven zu versorgen, deren Zahl sich in kurzer Zeit auf 9000 vermehrte. Ein Parlamentsbeschluß vom Jahre 1697 erlaubte allen britischen Unterthanen den Sklavenhandel, und während im Jahre 1712 die Zahl der englischen SklavenSchiffe auf 33 sich belief, hatte sie im Jahre 1725 sich bis auf 200 vermehrt. Als die erwähnte Gesellschaft 1739 bankrott machen wollte, wurden ihr 10000 Pfund Sterling aus Staatsmitteln zur Unterstützung gewährt. Von 1700—1786 sind nach angestellten Berechnungen allein auf Jamaica 610,000 und von 1680—1786 nach dem britischen Westindien überhaupt 2,130,000 Neger eingeführt worden. Den Engländern folgten bereits im 17. Jahrhundert auch die Franzosen, Holländer und Dänen, ja selbst die Brandenburger, seitdem der große Kurfürst das Schloß Friedensburg auf der Goldküste hatte erbauen und zugleich auf der Insel St. Thomas in Westindien eine Kolonie hatte errichten lassen.

Den Negerhandel selbst werden wir in unsrer Darstellung von Westafrika näher zu betrachten haben. Hier genügt es zu zeigen, wie durch denselben die westindischen Inseln den weit überwiegenden Bestandtheil ihrer jetzigen Bevölkerung erhalten haben. Bis 1807 dauerte dieser Handel mit Menschenfleisch offen und unangesochten. Vom ersten Januar des folgenden Jahres ward er im ganzen Gebiet des britischen Reiches gesetzlich verboten, und auch die andern europäischen Mächte wurden einige Jahre später durch Englands Einfluß bewogen, denselben abzuschaffen. Wenn Portugiesen und Spanier ihn freilich im Geheimen nach lange Zeit fortsetzen, so wurde doch dadurch in der Bevölkerung Westindiens, namentlich der Inseln, die uns hier besonderes angehen, keine wesentliche Veränderung mehr hervorgerufen. Abgesehen etwa von dem

Import auf geraumer Zeit.
Doch niwohner berauBöller, wenn des 16 Jahr freie Entwickgierung gehemwelche im 17. Furcht und weiter zurück. mächtig in We Franzosen kör ging zu verschaber die Räume verschiedenen hinüber um die weiße Bevölke seiner schwarzen oder Braunen Negern, die in für die letztere einem weißen einer Mulattin Quadrone von Kolonien gelten wurde die bet Holländer aber latten und Neg...
Nach die von Land und Schanplätze, au Mission ihr W gegen früher e ihrer Vegetation fühnten, fremde Schilderung al Rahmen ein B und im Zustan wollen wir ver teutschen Quelle

¹⁾ Sie sind Kinder und Nachkommen der Neger.

²⁾ Beiläufig sie noch mit Indien als früher die Sp

i. Bald
te Uebel
Indianer
nhandel.
erhanen
hiliipp
i. Neue
V. fest-
den west-
tivhandel
ie allein
gieischen
zahl der
ein nach
gte zuerst
ebach die
längere
Handels-
zte, seine
handel in
utstandene
3 jährlich
Zeit auf
erlaubte
im Jahre
hatte sie
te Gefell-
Sterling
786 sind
und von
130,000
im 17.
ja selbst
es Fried-
der Insel
i.
lung von
igen, wie
Bestand-
dauerte
om ersten
britischen
Mäch-
denselben
Geheimen
ung West-
gen, keine
von dem

Import auf Cuba, können wir die Schwarzen Westindiens schon seit geraumer Zeit als Eingeborne betrachten.¹⁾

Doch nicht allein der Sklavenhandel bevölkerte die ihrer Ureinwohner beraubten Inseln, sondern auch die Kolonisation europäischer Völker, wenn diese auch nur zum geringeren Theil. Schon am Schlüsse des 16. Jahrhunderts sank die Blüte der spanischen Kolonien, deren freie Entwicklung immer mehr durch die despotischen Maßregeln der Regierung gehemmt war. Ein Haufe von Seeräubern, die Flibustier genannt, welche im 17. Jahrhundert lange Zeit über die westindischen Gewässer Furcht und Schrecken verbreiteten, brachte jene Kolonien weiter und weiter zurück. Mit dem zunehmenden Verfall begannen andre Seemächte in Westindien Besitz zu erlangen. Niederländer, Engländer und Franzosen kämpften hier und da um die Herrschaft, und manche Insel ging zu verschiedenen Malen aus einer Hand in die andre über. Ruhten aber die Kämpfe, so übten die reichen Inseln immer wieder auf die verschiedenen Länder Europa's ihre Anziehungskraft, und mancher ging hinüber um dort sein Glück zu suchen.²⁾ So hat denn Westindien seine weiße Bevölkerung erhalten, die freilich nur etwa dem fünften Theile seiner schwarzen und farbigen Bevölkerung gleichkommt. Die Farbigen oder Braunen sind hervorgegangen aus Mischung der Weißen mit Negern, die in mannigfachen Abstufungen erscheint. Die Benennungen für die letzteren sind folgende: 1. Mulatte, Kind einer Negerin von einem weißen Vater. 2. Quadroon (Quadrone, Quarteron), Kind einer Mulattin von einem Weissen. 3. Mestee (Mestiche), Kind einer Quadrone von einem Weissen. Dies waren die in den englischen Kolonien geltenden Grade. Bei weiterem Vorwalten von weißem Blute wurde die betreffende Person zur weißen Bevölkerung gerechnet; die Holländer aber unterschieden noch mehrere Grade. Kinder von Mulletten und Negerinnen heißen Sambo's.

Nach diesen Vorbemerkungen können wir zu einer Schilderung von Land und Leuten übergehen, um ein Bild zu gewinnen von dem Schauspiale, auf dem, und den Verhältnissen, unter denen die evangelische Mission ihr Werk zu treiben hatte. Nicht blos die Bevölkerung ist gegen früher eine andere geworden, sondern auch die Inseln selbst mit ihrer Vegetation haben durch den Plantagenbau und die vielen eingeführten, fremden Pflanzen ein ganz anderes Aussehen gewonnen. Unsere Schilderung aber würde auch nicht zutreffen, wollten wir in einem Rahmen ein Bild zeichnen von Westindien zu den Zeiten der Sklaverei und im Zustande der Freiheit. Um uns den Blick nicht zu verwirren, wollen wir versuchen die beiden Bilder getrennt, möglichst nach unparteiischen Quellen zu zeichnen.

¹⁾ Sie sind Kreolen. Mit diesem Namen werden alle in den Kolonien geborenen Kinder und Nachkommen der Eingewanderten oder Eingeführten benannt. Also auch die Nachkommen der europäischen Ansiedler heißen Kreolen.

²⁾ Beiläufig sei erwähnt, daß auch Angehörige der genannten Nationen, wo sie noch mit Indianern zusammentrafen, sich nicht viel weniger grausam zeigten, als früher die Spanier, z. B. Franzosen auf Grenada.

2. Land und Leute vor der Emmanzipation.

Nur mit Entzücken erzählen die Besucher Westindiens von seinen herrlichen Naturschönheiten. Wie Juwelen schwimmen die Inseln über der klaren Flut, die ungetrübt den Blick bis zum Meerestgrunde durchdringen läßt. Vom Ufer erheben sich sanfte Hügel im hellgrünen Kleide der Zuckerrohrfelder. Da und dort schimmert das weiße Wohnhaus einer Plantage daraus hervor, umgeben von einigen hohen Kokospalmen mit ihren mächtigen Wedeln, die gravitätischen Strauhäufchen gleichen. Nicht weit davon steht an einem hervorragenden Punkte die Windmühle, daneben die Gebäude der Zuckersiederei. Gärten mit Fruchtbäumen deuten den Ort an, wo die hinter ihnen versteckten Negerhütten liegen. Weiterhin aber erhebt sich eine dichtbewaldete Kuppenreihe, auf die eine zweite und dritte folgt, überragt von einer oder etlichen Bergspitzen, die bis oben hin das glänzendgrüne Gewand einer üppigen Vegetation tragen. Darüber wölbt sich ein heiterer Himmel, vor dessen leuchtendem Blau selbst der Himmel unsrer schönen Sommertage erblassen mühte. Früh des Morgens muß man hinaus, um sich an dem Bilde zu laben, wenn es am prächtigsten ist, wenn im Osten, ehe die Sonne dem Meere entsteigt, Farbtöne — selbst grün, orange, lila und purpur — ausgegossen sind, wie sie schwerlich der Pinsel eines Malers wiederzugeben vermögt. Schön ist auch der Abend mit seiner sanften, fast schwermüthigen Stimmung, die auf der Landschaft ruht, doch die Herrlichkeit des jugendfrischen Morgens erreicht er nicht. Unvergleichlich aber ist die Nacht in Westindien mit dem glänzenden Heer der Sterne, deren einer oder der andere¹⁾ so leuchtet, daß alle Gegenstände einen Schatten werfen. Balsamische Lüste ergücken, was am Tage unter der Sonnenglut seufzte. Mit Ergögen folgt der Blick dem Fluge der Leuchtkäfer, die zu Tausenden mit ihrem sanften Lichte hin und wieder ziehen. Steht aber der volle Mond am Himmel, so scheint die ganze Landschaft in eine wonnige Helle getaucht, die alles deutlich erkennen läßt, ohne mit scharfen Strahlen das Auge zu treffen.

Nicht alle die kleinen Antillen haben freilich jene bewaldeten Berge, wie ich sie oben von Dominica, St. Vincent und Grenada beschrieb. Andere, wie Antigua und Barbados,²⁾ sind ihrer Wälder längst beraubt. Die Kulturen ziehen sich hinauf bis zum Gipfel der Berge. Dafür aber sind auch die Bäche versiegt, die einst murmelnd durch die Thäler eilten, und die Quellen sind verschwunden, sodaß man sich mit gesammeltem Regenwasser begnügen muß. — Die großen Antillen haben zum Theil auch weite Graslächen, Savannen, die nur im Hintergrunde von den blauen Gebirgen begrenzt erscheinen.

Kein Winter entfärbt die westindische Landschaft. Doch gibt's dort zwei verschiedene Jahreszeiten. Die trockene beginnt mit dem April und dauert bis Ende August. Nur im Mai ist sie von einer etwa 14tägigen leichten Regenperiode unterbrochen, durch die der Pflan-

¹⁾ Die Venus sehr auffallend.

²⁾ Die Engländer sprechen „Barbados“.

zenwuchs einer bei wolkenlosen, dessen weniger den mit großer wird. Jeden Mittag, und Windstille eine von den Bergen durch ihre lange September tritt ausmacht, zwischen aber heitern Himmel hervorlockt. Festigkeit aufst und ganze Läden in jedem wieder der ungesunkenen Zeit. Doch beginnschein zu Vincent) müssen lassen. Eine Dienst zu thun, wer diesen unfehlbar und doch von einer sicher, du mußtestreiften Karpatisch, patisch Ohren spritzt. er beruhigt die haftig Massa von kalt Salz Glück auf, die wie Straßen sind und mit Ver-

¹⁾ Für Sam-

²⁾ Es hat abnen; doch sind, dies Berge auf allen Inseln vorbeigeschossen Holländer langgezogene Nase fällt jedem auf, gar nicht. Es Kopse des Negers werden die Weis-

zenwuchs eine unglaubliche Triebkraft empfängt. Andauernde Hitze bei wolkenlosem Himmel herrscht in den andern Monaten. Sie ist indessen weniger intensiv als in andern Tropenländern¹⁾, da sie durch den mit großer Regelmäßigkeit eintretenden östlichen Seewind gemildert wird. Jeden Morgen 8 Uhr erhebt sich derselbe, steigert sich bis Mittag, und nimmt dann wieder ab, bis um 5 Uhr Nachmittags völlige Windstille eintritt. Gegen 8 Uhr Abends beginnt auf den hohen Inseln von den Bergen her der Landwind zu wehen. Trotzdem wird die Hitze durch ihre lange Dauer ohne Abwechselung recht lästig. — Mit dem September tritt die kühtere Jahreszeit ein, deren erste Hälfte die Regenzeit ausmacht. Heftige Regengüsse rauschen nun täglich hernieder, dazwischen aber kommen immer wieder Stunden, in denen die Sonne vom heiteren Himmel niederbrennt und aus dem feuchten Boden Fieberdünste hervorlockt. Auch ist diese Zeit gefährlich durch die zuweilen mit rasender Heftigkeit auftretenden Orkane, die Bäume entwurzeln, Häuser umstürzen und ganze Landstriche verwüsten. Keineswegs aber ereignet sich dergleichen in jedem Jahre. Ist der November vorübergegangen, so lacht wieder der ungetrübte heitere Himmel über Westindien, und bei etwas gesunkenen Temperatur dauert unverändert das schönste Frühlingswetter.

Doch begeben wir uns ans Ufer, um so eine Insel näher in Augenchein zu nehmen. An einigen Orten (z. B. Kingstown auf St. Vincent) muß der Antömmling aus dem Boote sich ans Land tragen lassen. Eine Anzahl Schwarzer steht im Wasser bereit, um ihm diesen Dienst zu thun. Mit lautem Durcheinanderschreien streiten sie sich, wer diesen und jenen Massa tragen will. Der dort mit dem grauen Filzhut und den steifen Vatormörden, unter denen ein rothseidenes Halstuch von einer goldenen Nadel zusammen gehalten wird, packt dich sicher, du mußt seinen, mit einer nicht eben sauberen blau und weißgestrickten Kattunjacke bedeckten breiten Rücken besteigen, und so geht es patsch, patsch dem Ufer zu, daß das kühle Seewasser dir bis an die Ohren spritzt. Du mahnst deinen Träger vorsichtiger zu gehen. Doch er beruhigt dich in freundlicher Geschwätzigkeit: „Salzwasser seh...r gut, haftig Massa für weiße Manns(H)aut; Bökra niemals hol sich Lob von kalt Salzwasser, steht sich blos Massa Bökra nich drin versauen!“²⁾

Glücklich ans Land gelangt suchen wir eine Herberge in der Stadt auf, die wie die meisten westindischen gleich am Strande liegt. Die Straßen sind eng, unregelmäßig und schmutzig. Die hölzernen Häuser sind mit Veranden versehen, unter denen sich vielfach Läden von Krä-

¹⁾ Für Jamaica werden + 25° R. als Maximum, + 20° als Minimum angegeben.

²⁾ Es hat etwas Missliches, den Negerdialet in einer andern Sprache nachzuhören; doch glaubte ich mit Rücksicht auf die Leser, die des Englischen nicht mächtig sind, dies Verfahren einer Wiedergabe des Originals vorziehen zu müssen. Nicht auf allen Inseln übrigens sprechen die Neger englisch; auf einigen haben sie ein verdorbenes Holländisch oder Französisch. Dem Antömmling klingt es seltsam. Die langgezogene Aussprache der Wörter, die übrigens auch den weißen Kreolen eigen ist, fällt jedem auf. Die Neger aber versteht man gewöhnlich in der ersten Zeit fast gar nicht. Es gehört viel Übung dazu, um in die auf eigentümliche Weise im Kopfe des Negers grammatisch verarmte Sprache einzudringen. Bökra (bulka) werden die Weißen genannt. „Deddy“ = Vater, „Bikaninny“ = Kind u. s. w.

mern und Werkstätten von Handwerkern befinden. Die zahlreichen breiten Fenster des oberen Stockwerks sind mit grünen Jalousien geschützt. Auf den mit Schindeln gedeckten, nicht steilen Dächern vermischt der Europäer die Schornsteine. — Wer nicht durch Bekanntschaft oder Empfehlungsbriebe in einem Privathause Quartier erhalten kann, muß in einem Gasthause ein Unterkommen suchen, wo er von der braunen Wirthin, vielleicht einer etwas zweifelhaften Persönlichkeit, höchst würdevoll empfangen wird. Sehr gepflegt, in bunten Kleidern nach französischer Mode, reichlich behängt mit Gold und Edelsteinen, sitzt sie ziemlich ungeniert in ihrem bequemen Armstuhl zwischen den offenen Thüren des Hausslurs, um ihre Gäste zu empfangen. Eine kurze Unterhaltung mit ihr gibt sofort ein Próbchen von der Schwachhaftigkeit und Eitelkeit dieser Klasse. Hören wir gebulbig zu, denn leicht wird ein Mulatte beleidigt, und über die kleinste Veranlassung entbrennt Zorn und Nachsucht. Hat doch Fräulein Austin¹⁾ im Jähzorn nach einem ihrer Gäste z. B. mit einer Flasche geworfen, ganz zu geschweigen von dem Strom der Schimpfsreden, den manche andre über den Hals bekommen, wenn sie die unverschämte hohe Rechnung für ein geringes Maß von Comfort zu kritisiren wagen. — Viel Studien könnten wir noch in dem Gasthause mit seiner schwarzen Bedienung anstellen. Wir werden es nicht verlassen ohne diesen oder jenen Beweis von der Faulheit, der Lügenhaftigkeit und der Dieberei der letzteren erfahren zu haben. Doch hinaus aus der engen Stadt, in der sich die Hitze häuft und die schwüle dunstige Atmosphäre dem Ankömmling gefährliche Krankheit droht.²⁾ Suchen wir eine der draußen auf den Hügeln frei und lustig gelegenen Plantagen auf.

Unser Weg führt zwischen wohlbestellten, sauberen Zuckerrohrfeldern hin, auf beiden Seiten mit lebendigen Hecken gesäumt. Hier zeigt eine genauere Betrachtung aller Pflanzen, die uns umgeben, erst recht, wie wir uns in einer ganz neuen Welt befinden. Was man daheim mit Mühe in den Warmhäusern zieht, wächst hier ohne Mühe als Unkraut am Wege, doch schöner und vollkommener als dort die werthvollsten Exemplare. Unter den fremdartigen Gesträuchchen der Hecke wuchert dort die Fuchsie mit ihren leichtbeweglichen rothen Glöckchen; Convolvolaceen mit mächtigen weißen oder fleischfarbenen Kelchblumen, Schlingpflanzen mit brennender Scharlachblüte, Cacteen, deren sonderbare fleischige Gestalten mit gefährlichen Stacheln bewaffnet sind, dort wieder Myrthengewächse mit ihren dünkelgrünen glänzenden Blättern, durchflochten von der bekannten Passionsblume, auf weite Strecken der Guavabusch beladen mit pflaumenartigen wohlgeschmeckenden Früchten, hie und da das Ganze überragt von Tamarinden mit ihrem zartgefiederten Laube, — wir könnten Stundenlang nach rechts und links blicken und würden immer wieder etwas Neues und Schönes finden. Auch die Fauna zeigt uns

¹⁾ Eine Wirthin zu Bridgetown auf Barbados, einstmals eine bekannte Persönlichkeit.

²⁾ Einzelne Städte mögen freilich auch damals schon eine vortheilhafte Ausnahme gemacht haben.

neue Gestalten Flora. Grün von Blüte zu so groß wie ein fleißiges, besorgt. Bra während da, gras bedeckte Vögeln mit Schritten. Kommen, wenn des genannten Rostgründen Vogelart beiderandthieren gewöhnlichen sind, das an sprünglich worden.¹⁾ Desezen, und vielleichen Farbenpanzers haben deren treffliche hatten wir ve trotz des Mos jene Blutsauger Westindiens Papier u. s. w.

Doch ger ein in den Weihkohlpalmen b Eindruck mad Architekten; se finden. — Bode dessen ganze Boden herab sind. Einer empfängt und

Muß un halter eintret

¹⁾ Auf den Kaninen (Agu u. s. w. Ein leichtfertiger auf den Baham

neue Gestalten, wenn auch nicht in so reicher Mannigfaltigkeit wie die Flora. Grün- und rothgoldig schimmernde Kolibris schwirren leicht von Blüte zu Blüte. Dort sitzt ein grauer Vogel in den Zweigen, so groß wie eine Drossel, der bald diese, bald jene andre Vogelstimme nachahmt. Hier vor uns fliegt die Rabenkäthe vom Wege auf, sie ist ein fleißiges, gern gesuchtes Wesen, das das Geschäft des Gassenkehrers besorgt. Braune Pelitane fliegen über uns fort, dem Strande zu, während da, wo sich rechts statt der Mohrfelde die weite mit Guinea-gras bedeckte Fläche öffnet, ein ganzer Schwarm von kleinen grauen Vögeln mit rothen Schnäbeln hinweghuscht, erschreckt von unsern Schritten. Es sind Reissvögel, die vom nördlichen Kontinent herüberkommen, wenn dort die Reisernte vorüber, um sich hier von der Frucht des genannten hirschartigen Grases zu nähren. In den Wäldern und Kojigründen (siehe unten) würden wir noch manche prächtig gefiederte Vogelart bemerken, doch ohne die Lieder unsrer Waldsänger. Von Landthieren möchten wir kaum vielen andern begegnen, als unsern gewöhnlichen Hausthieren, die sämmtlich nach Westindien eingeführt sind, das an sich arm an vierfüßigen Thieren war; ja manche der ursprünglich vorhandenen Spezies sind wie die Urbewohner ausgerottet worden.¹⁾ Doch mag uns hie und da eine Schlange in Schrecken setzen, und vielleicht nicht minder der unschädliche Leguan, eine mächtige Eidechse. Hätten wir in der Stadt einen Gang über den Markt geruacht, so würden wir die Mannigfaltigkeit der Fische mit den herrlichen Farben und dem starken Gold- und Silberglanz ihres Schuppenpanzers haben bewundern können, auch die mächtige Riesen-schildkröte, deren treffliches Fleisch zum Verkauf ausgeschlachtet wird. Mit Insekten hatten wir vermutlich schon im Gasthause Belannstafai gemacht und trotz des Mosquitoneches, das die breite Bettstatt umgab, hatten uns jene Blutsauger wohl manchen Überlaß beigebracht. Eine andre Plage Westindiens sind die Kakerkäfe, eine Art Schabe, die alles, Zeug, Leber, Papier u. s. w., zerfrisht. Auch die gefräzigen Ameisen sind zu erwähnen.

Doch genug der naturgeschichtlichen Betrachtungen. Wir lenken ein in den Weg, der der nahen Plantage zuführt. Zwei Reihen schlanker Kohlpalmen bilden eine Allee, die durch ihre Gleichförmigkeit uns einen Eindruck macht, als sei sie nicht gewachsen, sondern das Werk eines Architekten; fast könnte, wer selten Palmen sah, sie unnatürlich steif finden. — Bald stehen wir vor dem einfachen, aber geräumigen Hause, dessen ganze Wandflächen fast eingenommen werden von den bis zum Boden herabreichenden Fenstern, die natürlich mit Jalousien geschlossen sind. Einer von den vielen Hausslaven, nett und sauber gekleidet, empfängt uns unter der Veranda und führt uns zum Massa.

Muß uns nicht das Herz klopfen, wenn wir bei einem Sklavenhalter eintreten? Bei einem jener Scheusale, die ihre wie Vieh gekauften

¹⁾ Auf den größeren Inseln und wo Wälder sind findet sich noch das Ferkellianchen (Agutti), ein kleines Wildschwein (Pelari), ein paar kleine Affenarten u. s. w. Ein Neh wird erwähnt, das aber eher einem plumpen Kalbe als dem leichtfüßigen europäischen Namensvetter ähnlich sein soll. Auch kommt namentlich auf den Bahama's der Waschbär vor.

Mitmenschen um schänden Gewinnes willen mit erdrückender Arbeit plagen, bis ihr letzter Tropfen Kraft herausgepreßt ist, und die, wo in den armen Schwarzen sich ein Funke von Freiheitsgefühl regt, mit eigner Hand die Geißel schwingen und ihre unglücklichen Mitbrüder und Mitschwestern um geringfügiger Veranlassung willen mit satanischer Bosheit zu Tode martern! So steht uns der westindische Pflanzer aus Läufenden von Schilderungen vor der Seele. — — — Gemach, mein Freund, wir werden sogleich sehen, wie es in dieser Zeit (in die wir uns versetzt haben; 1820—30) mit dieser Art von Leuten steht. Ich will nicht sagen, daß alle jene Schilderungen aus früheren Zeiten unwahr seien. Gewiß hat es solche Unmenschheiten gegeben, gewiß sind solche Grausamkeiten vorgekommen, namentlich in jenen alten Zeiten, vor 100 oder 150 Jahren, wo jedem Besitzer über seine Sklaven die weiteste Willkür offen stand. Ich zweifle auch nicht, daß bisher einzelne Fälle vorkommen, in denen ein Herr im Fähdorn einen Sklaven so strafet, daß er Schaden an seinem Leibe und Leben leidet, oder daß manche, im Hinblick auf die weit überlegene Negerbevölkerung, sich selbst nicht anders schützen zu können meinen, als indem sie durch nachlässiges Strafen aller Übertretungen den gefährlichen Haufen durch Schrecken im Baume halten. Aber das ist das Unzutreffende an jenen Schilderungen, daß sie die schwärzesten Züge zusammenfassen und zu einem Bilde verbinden, in dem die übrigen der gleichen Schuld und Schmach nicht theilhaftigen Zustände ohne weiteres übergehen und also todgeschwiegeln sind für den Leser, der nun, was von einz'nen Fällen angeführt ist, generalisirend von dem Ganzen gelten lassen muß. Ich wünschte, wir könnten einen gerechten Vergleich anstellen und eine genaue Chronik aller Vorgänge von 10 durchs Loos bestimmten westindischen Plantagen mit einer solchen von 10 gleichermassen gewählten deutschen Edelhöfen zusammenhalten. Ich meine, wenn wir darnach die durchschnittliche Behandlung der Sklaven dort und der Leibeignen hier in die Waage werfen, dürfte jene gegen diese vielleicht nicht allzu tief sinken.¹⁾

Doch treten wir ein bei dem Pflanzer. Hoffentlich haben wir nicht so einen getroffen, wie es hier und da auch einen geben möchte, der erbittert über die immer deutlicher hervortretende Emanzipationsbewegung, jeden der da kommt, um sich nach den Verhältnissen der Sklaven zu erkundigen, für einen Spion hält und ihm mit offner Kälte die Thür weist. Nein wir werden mit der anerkannten Gastfreundlichkeit westindischer Familien aufgenommen. Auch die Frau des Hauses wird das Thurge thun, um uns den Aufenthalt angenehm zu machen. Wenige Stunden der Beobachtung übrigens genügen, uns zu zeigen, wie diese Leute keineswegs ein Leben in Nichtsthuerei und Ueppigkeit führen.²⁾

¹⁾ Wir haben hier die Verhältnisse der für die evangelische Mission in Betracht kommenden Inseln im Durchschnitt im Auge. Jamaica speziell betrachtet würde allerdings zum Theil ein anderes Bild liefern, worüber weiter unten einiges zu sagen ist.

²⁾ Manche Plantagen wurden freilich von Verwaltern geleitet, während die abwesenden Besitzer in England ein bequemes Leben führten. Unter diesen Verwaltern sollen freilich die Verhältnisse der Sklaven ungünstiger gewesen sein, als unter den Herren selbst.

Der Mann hat
Plantage mit
Gänge zu halten
er seine Augen
wegs nur die g
Gutsbesitzers d
im Hofe, sowi
der Familie s
überwachen un
der Neger wer
langen Worte
teleien und D
dabei zeigt das
verhältnismäßi
selben beschäfti
Luxus ist, wer
zu sprechen ko

Zunächst
zur Plantage
des Herrn lieg
Boden darbiet
Hier könnten
Die breithälftri
blüscheln, die ho
ihrem dunkelgr
so auffallend i
pflaumenartige
schneeweisse Bl
(Pepo) mit sei
juchen unsre 2
Früchten, die h
sie beneiden. —
treten, die au
Häuschen bestet
beworfen und
den Blättern d
auch die Thü
Schlössern wo
päisches Vorle
fähigen Neger
es sind die H

Dort sitzt

Alter erreicht
dem schwarzen
wegung, die f
können nicht

¹⁾ Die mei

Der Mann hat seine harte Arbeit, den complizirten Mechanismus einer Plantage mit ihrer Vereinigung von Ackerbau und Fabrikation im Gange zu halten; trotzdem daß ein paar Aufseher ihm zur Seite stehen, muß er seine Augen überall haben. Auch die Frau des Hauses spielt keineswegs nur die große Dame. Sie hat mehr zu tun als manche Frau eines Gutsbesitzers daheim. Sie muß für das Federvieh und die Schweine im Hause, sowie für den Küchengarten sorgen, die Wäsche und Kleidung der Familie sowie ihrer Hauskklaven im Stande halten, die Küche überwachen und manche Gerichte selbst zubereiten. Die meisten Anliegen der Neger werden an die „Mistres“ gerichtet; sie muß geduldig ihre langen Vorträge anhören, wird behelligt mit all' den kleinen Eifersüchteteilen und Duerelen, die unter den Schwarzen nicht abreißen, u. s. w. dabei zeigt das Haus wohl Comfort, aber doch auch wieder vielfach verhältnismäßige Einschränkungen. Weshalb die Schaar der in demselben beschäftigten schwarzen Dienerschaft kein Zeichen von übertriebenem Luxus ist, werden wir sehen, wenn wir auf die Leistungen der letzteren zu sprechen kommen.

Zunächst aber fassen wir die Feldneger ins Auge, deren 2—3000 zur Plantage gehören mögen. Etwa 1000 Schritt vom Wohnhause des Herrn liegen ihre Hütten, da wo ein flaches Thal den fruchtbarsten Boden darbietet. Dichte Gruppen von Fruchtbäumen umgeben sie. Hier könnten wir wieder unsre botanischen Betrachtungen beginnen. Die breitblättrigen Bananen und Plantanen mit ihrem mächtigen Fruchtbüschen, die hohen Brodfruchtbäume mit ihren glatten grauen Stämmen, ihrem dunkelgrünen Laube und den kopsgroßen Früchten, deren Schale so auffallend in regelmäßige Sechsecke getheilt ist, die Mangobäume mit pflaumenartiger Frucht, Orangen, zwischen deren glänzendem Laube schneeweiss Blüten und die goldenen Früchte schimmern,¹⁾ der Papaw (Pepo) mit seinen Melonen, und viele andre fremdartige Fruchtbäume suchen unsre Aufmerksamkeit zu fesseln. Sicherlich um diese Fülle von Früchten, die hier den Negern ohne viel Mühe zuwachsen, möchte mancher sie beneiden. — Aber wir sind in die offne Straße ihres Dorfes eingetreten, die aus zwei regelmäßig angelegten Reihen netter, weißer Häuschen besteht. Sie sind aus Pfosten und Flechtwerk, das mit Lehmbeworfen und mit Kalk angestrichen wird, gebaut, mit einem Dach von den Blättern des Zuckerrohrs. Die Fenster sind mit Läden geflossen, auch die Thüren sind mit eigenthümlichen, selbstgemachten, hölzernen Schlössern wohl versichert; bei einigen ist zum Überfluss noch ein europäisches Vorlegeschloß hinzugefügt. Jetzt nämlich sind alle arbeitsfähigen Neger bei der Arbeit. Nur hier und da steht eine Thüre offen: es sind die Häuser der Alten und Invaliden.

Dort sitzt einer vor der Thür. Er muß wohl bereits ein hohes Alter erreicht haben, denn sein wolliges Haar leuchtet schneeweiss von dem schwarzen Gesicht abstehend, und das Haupt ist in zitternder Bewegung, die sich der breiten Krämpfe seines Strohhuts mittheilt. Man könnte nicht sagen, daß er sauber gekleidet ist, doch wäre es anderseits

¹⁾ Die meisten dieser Bäume sind erst von den Europäern eingeführt.

eine grobe Uebertreibung, wollten wir erzählen, daß er nur in Lumpen gehüllt war. Eigenheit und Sauberkeit ist nun einmal nicht jedermann's Sache. Mancher unsrer Tagelöhner würde unter den Verhältnissen jenes Klimas froh sein und sich immer gut kleiden, wenn er Zeit seines Lebens jährlich zu Weihnachten das Zeug zugemessen bekäme, wie es jeder Sklave, auch dieser Greis noch immer erhält: etwa 10 Ellen wollenen Stoffes, $7\frac{1}{2}$ Ellen Leinwand u. s. w. Sonderbar scheint uns das buntseidene Halstuch zu dem schmutzigen Hemde zu stimmen — auch das Alter hat die Eitelkeit nicht ganz ausgelöscht. Der Alte sitzt auf einer niedrigen Bank, um ihn her eine ganze Versammlung von Hühnern, denen er aus dem zwischen seinen Füßen stehenden Korbe dann und wann eine Hand voll Mais vorwirft. Er redet mit ihnen. Die verwegenen, die dem Korbe selbst nahen, schilt er und wehrt ihnen mit der Hand. Andre ermuntert er näher zu kommen und nicht so schüchtern zu sein. Es ist ein interessantes Bild. „Kein Wunder“, sagt unser Begleiter, der Herr der Plantage, daß der alte John seine Hühner so lieb hat. Glauben sie mir, er macht sich mit seiner Gestüngszeit jährlich seine 5—6 Pfund Sterling (= 40 Thlr.) die erhaar zurücklegt.“ „Aber wie kommt er zu dem erforderlichen Futter?“ — „Ein junger Bursche, sein Enkel, ist beauftragt, den ihm zugetheilten Grund und Boden zu bearbeiten; es fehlt ihm nie an dem nöthigen Mais. Die knöcherne Hand des Alten sorgt schon von Zeit zu Zeit dafür, dem faulen Schlingel einzuschärfen, daß er ihm die Pflanzung nicht vernachlässigt.“

Doch jetzt hat uns der alte John bemerkt. Indem er das Gesicht zu freundlichem Lächeln verzieht, tritt er dem Herrn entgegen. Sein ganzes Benehmen verräth eher Zutraulichkeit als slavische Furcht. Bald ergiebt sich ein Strom schwer verständlicher Rede aus seinem zahnlosen Mund, wir hören nur, wie er sich erkundigt nach dem Befinden der „Misses“ und all de sweet pikaninies (aller süßen Kinder). Gefragt, wie es gehe, hat er freilich viel zu klagen. Es mag überhaupt wenige Neger geben, die nicht fortwährend mit bedauerlichem Gesichte was zu klagen hätten. Diesmal geht es gegen die Frau seines Nachbarn: „Sie bös zu sehr, Massa w'haftig, sie sicherlich mit stehl fünf Ei dies Morgen u. s. w.“ Da er aber keinen Beweis für den Diebstahl beibringen kann, wird seine Bitte um Bestrafung der Uebelthäterin abgelehnt und der Massa befästigt den Alten mit seinen eignen traurigen Erfahrungen; die herrschäftlichen Hühner nämlich legen immer nur spärlich, während einige schlauer Neger vielleicht dreimal so viel Eier zu Märkte bringen, als ihre Hühner zu legen im Stande waren. Mit einem tiefen Seufzer und: „o God allmächtig, o Christ, Welt bös zu sehr!“ schließt John dies Kapitel.

Doch wir wollen das Innere des Häuschens sehen. Es ist eins von den kleinsten, nur 20 Fuß lang und 15 breit. Eine Scheidewand trennt die Schlafkammer von der Wohnstube. Der Fußboden ist festgestampfter Lehmb, in vielen andern Häusern aber würden wir die Wohnstube gebickt finden, wie sie denn auch gewöhnlich größer sind (20 und 30 Fuß) und mehrere Zimmer enthalten. Hier finden wir

einen Tisch und eine Johns, die Auf einem Wa u. dergl. Dar Kochgeräthe. getrockneten Ba sachem Gestell sehr reinlich sind. In einigen Hö finden: gute und dergleichen.

Besuchen wir Krüppel, der ein Auskommen hat so wird die Zei haben ihre Gras mitbringen müß Mittagsstunden Strafe belebt vo das bunte Gewin uns sofort klar das Sprichwort unter den Negern ein schöner Anblick schmierigen Kleide daß sie mit den nackten Oberkörper gefleidet, ja gepuztischen, die sie haben sogar ihren Männern bemerkt sind; jener da mörbern, oder die der goldenen Uhrt Wellington-Stiefel Hemd und Beinfl

Ob diese so wurden bei der A schwer angekommen gen. Doch der sobald die Temperatur wir diesen und jen meisten sind froh, sie eine geröstete g einem Stückchen G

¹⁾ Den betreffend nur als eine Ausnahm

einen Tisch und ein paar Stühle und eine Bank, zwei Kisten, deren eine Johns, die andre seines Enkels Kleider und Habseligkeiten enthält. Auf einem Wandbrett prangen mehrere bunte Teller und Tassen, Gläser u. dergl. Darunter liegen die nicht gerade reinlichen Kalabassen und Kochgeräthe. In der Schlafkammer stehen die Betten der beiden, mit getrockneten Bananenblättern gestopfte Säcke und Kopfkissen, auf einfachem Gestell, darüber weiße, wollene Decken, die freilich nicht mehr sehr reinlich sind — doch es ist bald Weihnachten; da gibt es neue. — In einigen Häusern würden wir eine viel vornehmtere Einrichtung finden: gute Mahagonimöbel, eine breite Bettstelle mit Moskitonetzen und vergleichen.

Besuchen wir noch ein oder das andre alte Mütterchen, oder einen Krüppel, der einst in der Mühle zu Schaden kam, jetzt aber das gleiche Auskommen hat und ebenso versorgt ist, wie ein arbeitsfähiger Mann, so wird die Zeit der Vormittagsarbeit verstrichen sein. Die Arbeiter haben ihre Grasbündel, die sie jedesmal für das Vieh der Plantage mitbringen müssen, in den Ställen abgeliefert (was ihre zwei freien Mittagsstunden um etwa 10 Minuten schmälern soll), nun wird die Strafe belebt von Männern, Frauen und Kindern. Sehen wir uns das bunte Gewimmel einige Minuten aufmerksam an — soviel muß uns sofort klar werden, daß wir diese krauen Wollköpfe nicht alle, wie das Sprichwort sagt, über einen Kamm scheeren dürfen, daß es auch unter den Negern ordentliche und liederliche gibt. Es ist allerdings kein schöner Anblick, den jene Weiber darbieten, die die Taille ihres schmierigen Kleides von buntgeblümtem Zickzattun heruntergezogen haben, daß sie mit den Armmeln hinten nachbammeln, während sie mit völlig nacktem Oberkörper einhergehen. Andre dagegen gehen wirklich anständig gekleidet, ja gepunkt, namentlich mit den buntfiedenen ostindischen Taschentüchern, die sie turbanartig um den Kopf gewunden haben. Einige haben sogar ihren Schmuck bei der Arbeit getragen. Auch unter den Männern bemerken wir etliche, die geradezu als Stutzer zu bezeichnen sind; jener da mit dem rothen Soldatenrock und den sieben Batermörfern, oder dieser hier im blauen Frack mit blanken Knöpfen, mit der goldenen Uhrkette über der weißen Piqué-Weste und den blanken Wellington-Stiefeln.¹⁾ Andre freilich gehen sehr nachlässig, nur mit Hemd und Beinkleid, und die meisten gehen barfuß.

Ob diese so lustig schwatzenden Menschen wohl zu sehr angestrengt wurden bei der Arbeit? Einem europäischen Arbeiter freilich würde es schwer angekommen sein, in der glühenden Sonne die Hände zu schwingen. Doch der Neger kann außerordentlich viel Hitze vertragen, ja sobald die Temperatur etwas sinkt, ist ihm nicht wohl. Dennoch sehen wir diesen und jenen sich den Schweiß von der Stirn wischen, und die meisten sind froh, wenn sie sich zur Ruhe ausstrecken können, nachdem sie eine geröstete Yamswurzel oder ein paar geröstete Bananen mit einem Stückchen Stockfisch genossen haben. Zu Mittag nämlich halten

¹⁾ Den betreffenden Fall solches Gala-Anzuges bei der Arbeit sand ich allerdings nur als eine Ausnahme erwähnt, u. z. bei einem braunen Knaben.

sie nicht die Hauptmahlzeit. Doch trinken sie reichlich Wasser mit einem Zusatz von Rum, oder die Frauen besonders mischen es lieber mit Melasse (Syrup). Bald wird es in den meisten Häusern still und hie und da vernimmt man durch die offnen Fenster ein lautes Schnarchen. Dennoch fühlt der eine oder andre noch Lust und Kraft, auch in der Mittagsstunde etwas für sich zu thun. Da z. B. geht einer mit der Angelrute nach dem klaren Bach. Ein kühles Bad thut wohl, und behaglich ist es den schwarzen Körper von der Sonne trocken scheinen zu lassen. Inzwischen beißt schon ein Fisch an. Mit kindischer Freude wird der Fang herausgezogen, und das Herausreichen des Angelhakens geschieht fast mit einer Art Lust an Thierquälerei. Es kommt ein zweiter und dritter Fisch, und ehe die größere Hälfte der Mittagszeit verstrichen, hat Charley ein Gericht zusammen, das er vergnügt der Mutter hinträgt und dafür den Marktpreis mit $1\frac{1}{2}$. Schilling ($\frac{1}{2}$ Thaler) ausgezahlt bekommt.

Andre begleiten wir nach ihren Kostgründen (Provision-grounds). Jeder Sklave, Mann und Weib, erhält nämlich ein mehrere Morgen großes Stück Ackerland meist auf dem fruchtbarsten Boden. Selbst für jedes Kind wird den Eltern ein gleiches Stück zugemessen. Hier können sie nicht nur ohne viele Mühe Lebensmittel für ihren eignen Bedarf erbauen, sondern jeder fleißige Neger gewinnt außerdem soviel Waaren für den Markt, daß er eine ansehnliche Summe Baargeld erwerben kann.¹⁾

Zur Bearbeitung dieser Pflanzungen wird ihnen freilich außer der alltäglichen Zeit, die nicht von den Arbeitsstunden besetzt ist, nur der Nachmittag des Sonnabends gewährt. Ich will nicht entscheiden, ob diese Zeit ausreichend ist; jedenfalls arbeiten viele, die es zu etwas bringen wollen, auch Sonntags dort. In diesem Punkte mögen die westindischen Pflanzer sich derselben Sünde gegen das 3. Gebot schuldig gemacht haben, wie sie heute noch (nicht 1830, sondern 1875!) von vielen deutschen Gutsbesitzern in noch höherem Maße begangen wird, die ihren Arbeitern wohl Feld gewähren, aber keine Viertelstunde Zeit an einem Wochentage, um die nötige Arbeit auf demselben zu verrichten, die ohne weiteres zur Entheiligung des Feiertags veranlaßt.

Wir aber nehmen die Kostgründe der Plantagen-Neger näher in Augenschein. Sie sind so verschieden wie die Neger selbst: einige wild mit Unkraut überwuchert, das hier noch ganz andre Triebkraft entfaltet als daheim bei uns, andre sauber und ordentlich. Wie hilflich ist hier der lange Plantanengang angelegt und gehalten, während der Nachbar die mächtigen Stauden auf einer weiten Fläche überbreit wächst, dicht durchrankt mit wilden Schlingpflanzen. Die Kultur dieser

¹⁾ Es wird gesagt, daß diese Summe mit Leichtigkeit auf 30 Pfund Sterling (= 200 Thlr.) gebracht wurde, daß andre aber weit mehr erzielten. Sie binden das ersparte Geld in Lücher und verborgen es so unter dem Dache ihres Hauses. Bei manchen soll sich eine ganze Reihe solcher Geldbündel angesammelt haben, die ein ansehnliches Vermögen ausmacht. Viele aber sind nachlässig oder verschwendlich und legen nichts zurück. — Es sei hier sogleich bemerkt, daß jeglicher Besitz der Sklaven (ohne Ansprüche der Herren) auf ihre Erden überging.

herrlichen P
schößlingen e
der im Gipfe
bilden, im Le
gehauen, und
auf. Jene f
Hauptnahrung
die Yamswur
am Stäbchen l
beypflanzt, hi
langstieligen
des giftigen
herrlichsten A
Bohne) und t
lonen und G
Maisfeldes, d
wichtigsten P
selbst macht
Westindien w
nicht veräu
Mittagszeit d
sie etwas Füt
lehrten die mei
Kopf. Lausch
mit der feuer
ihre blendendw
sagt sie, „wen
für die Schwei
auf bequemere
aber hat das
mit schlau wi
Abend ein Va
verabredet habe
Gesellschaft de
die bei dieser C

Die Hause
verschläfen, bie
wect und das

Wieder ist
beginnt der Fe
auf den Köpfen
wird es vor de
In Töpfen, P
richte. Hier is
Töpfe zu guden
zu kochen; und

¹⁾ Plantane i
Burkhardt, Missions

herrlichen Pflanze¹⁾) ist höchst einfach. Aus den gepflanzten Wurzelschößlingen erhebt sich schnell der Schaft mit seinen mächtigen Blättern, der im Gipfel 30—40 gurkensiforme Früchte, die einen großen Blüschel bilden, im Laufe eines Jahres zur Reife bringt. Dann wird er abgehalten, und aus dem Wurzelstock sprrießen sofort mehrere neue Pflanzen auf. Jene führen, mehr mehligen als saftigen Früchten bilben eines der Hauptnahrungsmittel für die Neger. Demnächst möchten als solches die Yamswurzeln zu nennen sein, deren Ranken die Fleischigen sorgfältig am Stäbchen hochziehen. Weiter sehen wir weite Streifen mit Manioka bepflanzt, hier Kassavi genannt, einem mannhohen Strauch mit langstieligen gelappten Blättern, dessen dicke Wurzeln nach Entfernung des giftigen Saftes ein gutes Mehl liefern. Dort aber wachsen die herrlichsten Ananas in Masse nebst mancherlei Hülsenfrüchten (Lima-Böhne) und dem beliebten Kalialou, eine Art Spinat. Kürbis, Melonen und Gurken gedeihen wie Unkraut. Erwähnen wir noch das Maisfeldes, das sich meist auf den Kostgründen findet, so dürfen die wichtigsten Pflanzen genannt sein, die die Sklaven anbauen. Dies selbst macht wenig Arbeit; denn in der Treibhausstemperatur von Westindien wächst alles fast ohne Pflege — nur das Reinigen darf nicht versäumt werden. Viel übrigens haben jene, die noch in der Mittagszeit dort etwas schaffen wollten, nicht ausgerichtet. Nachdem sie etwas Futter für die Schweine und Ziegen zusammengerafft haben, kehren die meisten zum Dorfe zurück. Die Blödel tragen sie auf dem Kopf. Laufschuh wir auf die Unterhaltung jener beiden Mädchen. Die mit der feuerrothen Pelzeline lädt ihre Gefährtin freundlich an, daß ihre blendendweißen Zähne sichtbar werden. „Nun bald gut Zeit komm“, sagt sie, „wenn Rohr reif, kein Futter hol von Kostgrund. All Rohr für die Schwein, schmeckt ihm schön zu sehr“. Sie freut sich, nächstens auf bequemere Weise besseres Futter stehlen zu können. Die andre aber hat das Ziel ihrer Freude noch näher. Sie erzählt geheimnißvoll mit schwungwinkenden Augen, wie auf einer andern Plantage diesen Abend ein Ball sein wird, wie sie sich mit einer der Haussklavinnen verabredet habe, auch dahin zu gehen, und diese ihr bereits 3 bei einer Gesellschaft des Massa gestohlene Flaschen Porterbier eingehändigt habe, die bei dieser Gelegenheit verwendet werden sollen. — —

Die Haustiere sind gefüttert. Noch ist ein Stündchen Zeit zu verschlafen, bis der Treiber mit dem Knall der Peitsche die Schläfer weckt und das Zeichen gibt, daß die Nachmittagsarbeit zu beginnen hat.

Wieder ist's einige Stunden still im Negerdorf. Um 6 Uhr aber beginnt der Feierabend. Der ganze Zug lehrt mit den Grasbündeln auf den Köpfen vom Felde zurück, zunächst nach den Ställen. Dann wird es vor den Häusern lebendig. Vor jeder Thür brennt ein Feuer. In Töpfen, Pfannen und Tiegeln brodeln und dampfen allerlei Gerichte. Hier ist's dem neugierigen Blicke leichter, einem andern in die Töpfe zu gucken! Um so mehr sucht jeder eine Ehre darin etwas Gutes zu tönen; und die Kochkunst steht hier keineswegs auf einer zu niedrigen

¹⁾ Plantane und Banane sind nur wenig verschiedene Spezies der Musa.

Burckhardt, Missions-Bibliothek I, 3. 2. Aufl.

Stufe. Namssuppe mit Bohnen, Spinat mit Stockfisch, eine Art Pudding von Bananen u. s. w. sind beliebte Gerichte, von denen einige selbst von den Weißen geschätzt werden. Dann und wann findet man auch bei einzelnen Negern frisches Fleisch im Topfe, wenn sie ein Schwein geschlachtet und zum Verkauf nach der Stadt gebracht haben, wobei sie jedesmal einige Stücke, namentlich den Kopf, für sich behalten. Zumeilen kaufen sie auch Schildkrotensfleisch, das auf jenen Inseln am billigsten zu sein pflegt. Stockfisch erhalten sie wöchentlich 2 Pfund vom Herrn geliefert. Manche tunchen sich für Früchte und dergleichen gesalzenes Fleisch, zumeilen auch Brod ein. Beim Essen, wo sich ein guter Appetit offenbart, ist alles in bester Laune. Auch wird hoogleich, wenigstens bei den ordentlichen, noch eine gute Suppe zum andern Morgen gekocht, denn früh mag der Neger nicht gern heraus: „kalt zu sehr“, sagt er¹⁾.

Ja wenn am andern Morgen des Treibers Peitsche knallt, wird es manchen herrlich sauer, unter der wärmenden Decke hervorzukriechen, und jene herrliche Morgenfrische bei einer Temperatur von 18°, die dem Europäer in Westindien die größte Erquickung ist, brächt ihm harte Rölle, bei der er sich schüttelt. Schnell muß die erwärme Suppe herunter geschluckt werden, denn schon lädt sich der Peitschenknall zum zweitemal vernehmen, und Punkt 6 Uhr müssen alle an der Arbeit sein. Das Land wird zur Pflanzung des Zuckerrohrs vorbereitet. Reihen von Stöcken, die schon im röhlichen Thonboden stecken, bezeichnen die Bierede, die mit der Hacke vertieft und aufgelockert werden, damit nachher in jedes dieser Löcher ein Steckling des Rohrs gepflanzt werde. Es ist dies die schwerste Arbeit, die dem Sklaven zugemuthet wird. Doch müssen wir sagen, daß sie gegen viele bei unserm Landbau vor kommende Arbeiten ungleich leichter erscheint. Die Löcher sind 3—4 Fuß im Quadrat und 15 Zoll tief. Hundert solche Löcher in einem Tage zu machen ist die höchste Forderung, die an einen starken Mann gestellt wird. Sehen wir recht, so stellt sich der Schwarze (wie man bei uns sagt) „gefährlicher“ dabei an als nöthig wäre,²⁾ und unterscheidet sich dadurch von unserem Feldarbeiter, der gewöhnlich in seinen Berichtungen eine große Gewandtheit zeigt, in der keine überflüssige Kraft verbraucht wird, während jener mit übertriebener Kraftanstrengung die Hacke hoch über sein Haupt schwingt. Männer und Frauen arbeiten in einer Reihe und es fehlt nicht an lustigem Blaudern, Scherzen und Lachen. Ja dort haben einige über ihrem Geschwätz die Arbeit vernachlässigt, daß sie gegen die andern um eine ganze Reihe zurück geblieben sind. Der Treiber, selbst ein Schwarzer, sieht tüchtig auf sie los, und seine Ausdrücke sind nicht fein. Doch von der Peitsche in seiner Hand macht er keinen Gebrauch. In früheren Zeiten mochte es anders sein und

¹⁾ Sehr viele begnügen sich freilich des Morgens mit ein paar gerösteten Bananen. Gern haben sie auch einen warmen süßen Trank. — Noch ist zu bemerken, daß das gebrauchte Geschirr fast überall ohne Reinigung stehen bleibt. In diesem Zustande bieten die Kalabassen und Pfannen allerdings keinen schönen Anblick dar.

²⁾ Diese Bemerkung stützt sich nur auf Abbildungen.

viele der erzählten an ihren Landen
körperliche Störungen
sondern nur die Zurückgebliebenen
und wenden nach derselben
wird um 9 Uhr
um ihr Stück mit Syrup oder
Mutterchen während der Mahlzeit
mehrere Knabberquadranten fertig
gesehen einem

Biel wenige
die bei der Erntezeit bis vierzehn
halb einige Fuß
Kinder verwunden
werde: das Beharren
des Rohrs sterben
müssen abgestreift
wird. Es ist
so spröde sind,
Sie werden über
die ausdorrende
Erntezeit, der
12 Fuß Höhe e
lange Stücke ge
gestreift werden
aufgehoben, die
Karren, vor den
nach der Mühle
und guter Dinge
hat sein Stück für
Gast, der bei einer
Rungsmittel billige
fänge. Häufig
wobei der volle

¹⁾ Eine von dort, ging dahin, die
gewisse Zeit vorüber.
Diese Maßregel fand
Anfang.

viele der erzählten Grausamkeiten mögen von diesen schwarzen Treibern an ihren Landsleuten begangen sein. Jetzt wird uns versichert, daß körperliche Strafe bei der Arbeit schon lange gar nicht mehr vorkomme, sondern nur von dem Herrn selbst nachträglich verhängt werde.¹⁾ Jene Zurückgebliebenen bemühen sich denn auch, das Versäumte nachzuholen, und wenden selbst noch etwas Zeit der Frühstücksstunde daran, um nach derselben wieder in Reih und Glied zu arbeiten. Diese Pause wird um 9 Uhr gehalten. Die meisten suchen ein schattiges Plätzchen, um ihr Stück geröstete Yamswurzel zu verzehren. Der Trank, Wasser mit Syrup oder Rum, wird ihnen dazu verabreicht, sowie ein altes Mütterchen mit einem großen Kübel dort unter den Kokospalmen auch während der Arbeit bereit war, jeden Durstigen zu erquiden. — Auch mehrere Knaben sind unter Anleitung des Treibers beschäftigt, nach einer gezogenen Kette weitere Stäbe in den Boden zu stecken, um die Quadrate vorzzeichnen. Bis zur Mittagszeit ist ein ansehnliches Stück Felbes fertig gemacht, so hübsch und akkurat, daß es nun von weitem gesehen einem mächtigen Waffeltuchen gleicht.

Viel weniger anstrengend ist das Pflanzen der Rohrstecklinge, wozu die bei der Ernte abgeschnittenen Spizien des Rohrs benutzt werden. Acht bis vierzehn Tage später sprossen je 5—6 Schößlinge hervor, die bald einige Fuß hoch wachsen. Dann kommt die Arbeit, zu der nur Kinder verwendet werden, damit der Boden möglichst wenig fest getreten werde; das Behacken zur Vertilgung des Unkrauts. Die untersten Blätter des Rohrs sterben schnell ab und werden trocken. Diese (trash genannt) müssen abgestreift werden, damit das Reisen des Rohrs nicht aufgehalten wird. Es ist ein leichtes aber unangenehmes Geschäft, da die Blätter so spröde sind, daß tausend Stükchen davon in der Luft umherfliegen. Sie werden übrigens sofort über den Boden gedeckt, um denselben gegen die ausdörrenden Strahlen der Sonne zu schützen. Endlich kommt die Erntezeit, der alle Neger mit Freuden entgegen sehen. Das bis zu 12 Fuß Höhe empor gewachsene Rohr wird mit Hacemessern in 3 Fuß lange Stücke gehauen, wobei zugleich alle noch vorhandene Blätter abgestreift werden. Das oberste Stück wird sorgfältig zur Pflanzung aufgehoben, die übrigen in Bündel gebunden und mit zweirädrigen Karren, vor denen man Ochsen oder Maulsel als Zugthiere gebraucht, nach der Mühle befördert. In dieser Zeit sind alle Schwarzen fröhlich und gute Dinge. Jeder, vom ältesten Greis bis zum jüngsten Buben, hat sein Stück Rohr wie eine Cigarre im Mund, und saugt den süßen Saft, der bei aller Hitze stets kühl erscheint, auch ein gesundes Nahrungsmittel bildet. Draußen auf den Felbern hört man lustige Gesänge. Häufig wird irgend ein Lied improvisirt und sofort gesungen, wobei der volle Chor stets mit dem Refrain einsingt.

¹⁾ Eine von den gesetzlichen Bestimmungen, welche die Emmanzipation vorbereite, ging dahin, daß eine Körperstrafe erst vollzogen werden dürfe, nachdem eine gewisse Zeit vorübergegangen sei, um Unzulässigkeit des Zahzorns dabei zu verhüten. Diese Maßregel stand jedoch bei den Schwarzen selber kein Verständniß und keinen Anfang.

Nur kurz deuten wir die weitere Verarbeitung des Rohrs an. In der Windmühle geht es zwischen zwei verticale Cylinder hindurch; der Saft sammelt sich in einem darunter befindlichen Becken, aus dem er durch Röhren in das daneben gelegene Siedehaus geleitet wird. Hier wird er in großen kupfernen Kesseln eingedickt und kommt schließlich in hölzerne Gefäße, um zu kristallisieren. Als Brennmaterial werden die Rückstände des zerquetschten und ausgepreßten Rohres (Magos oder Megas) verwendet, nachdem sie sorgfältig getrocknet sind. Das Geschäft des Siedens ist nicht leicht; es erfordert viel Übung und Sorgfalt. Der Obersieder muß daher ein tüchtiger, zuverlässiger Mann sein. Dabei bemerken wir den Rangunterschied, der auch zwischen den Slaven gemacht wird. Die Sieder, die Treiber, die bei der Hamsfabrikation Beschäftigten und einige andre erhalten manche Auszeichnungen: doppelte Lieferungen an Zeug, gesalzenen Fischen u. dergl. Auch ihre Kostenründe sind viel größer, oft wie eine kleine Farm von 20 Morgen. Der Obersieder hat während der Erntezeit sehr angestrengt zu arbeiten. Der Saft darf nämlich nicht länger als 24 Stunden stehen bleiben, sonst verdorbt er. So wird denn im Siedehaus bis spät des Abends gearbeitet. Die übrigen Leute, die dort beschäftigt sind, werden um 6 Uhr abgelöst, und die, welche am Abend gearbeitet haben, erhalten am andern Tage einige Stunden Ruhe.

Aber am Abend wird das Siedehaus ein beliebter Sammelplatz. Wir bewundern in der That die Nachsicht des Massa, der seinen Leuten die Freiheit gestattet, haußenweis in diesen Raum einzudringen, der doch immer auf die peinlichste Weise rein und sauber gehalten wird. Auch werden die Arbeiter leicht durch das helle Durcheinanderschwingen und Lachen gestört. Aber es ist nun einmal so Sitte geworden, und Massa läßt es geschehen, trotzdem daß es ihm nicht angenehm ist. Da jeder deutschen Fabrik würde solche Gesellschaft einfach hinaus gejagt werden. Hier aber thun die Schwarzen ganz, als wären sie zu Hause. Da tauchen etliche die Finger in den heißen Saft — sie müssen viel Hitze ertragen können, daß sie sich nicht verbrühen — und lecken ab was sogen blieb. Andre haben sich ihre Hamswurzel mitgebracht, um sie samt einem Stück Salzstück unter einem der Kessel am Feuer zu rösten. Alle sind höchst vergnügt, denn die Wärme im Siedehaus ist ihnen zu behaglich. Der Obersieder aber weiß unter dem Gewirre sein Ansehen aufrecht zu erhalten, denn hier ist er der oberste Befehlshaber, und wie alle Slaven höheren Ranges ist er auf seine Würde sehr eingebildet. Da gibt's gleich ein Beispiel. Er fragt einen Burschen, der eben seine gerösteten Bananen unter dem Kessel hervorgeholt hat, ob er auch dabei keine Zunge mit herausgeschoben habe? „Nein“, sagt dieser, indem er behaglich in die warme Frucht beißt. Aber der Bursche bleibt ihm im Munde stecken, denn a tempo erhält er von dem Obersieder eine nicht gelinde Maulschelle wegen seiner unehrerbietigen Antwort. „No Sir“ (Nein, mein Herr) müßte er sagen, so gebührt es sich einem Manne von solcher Stellung gegenüber. —

Während viele Schwarzen ihr Abendvergnügen im Siedehaus suchen, wird von der Mehrzahl ein anderes vorgezogen: der Tanz. Auf der

Dorfstraße b
geföhrt. Da
einem alten
bearbeitet er
und jaucht
werden dabei
Bergmälgen a
Neger zu na
auf das er f
Mensch, da
tanzt als alle
namenlich zu
einige vergnüg
u. s. w.; oder
denn ein bessere
begnügen sie s
lustigen ein ;
gegeben werd
Dazu werben
Gombah, Kess
Für letzteres
dem Triangel
scheinen nun o
sie mehrere E
bei dem es ma
babei vor. D
Nacht hinein,
Gesellschaften
mit, was er i
wobei die Ha
Vorrathskamn
kommt übrigens
die Trunksucht
Wo aber
größeren, die
wir sie nur k
Hause kamen.
Jenes nette g
sich den Hügel
alte Kinderstra
Arbeit hat. B
ihr zur Hand

¹⁾ Diese Sg
als die oben ge

²⁾ Mr. A....

on Tuesday even

³⁾ Im ersten

Diese Trennung

Dorfstraße beim Mondenschein wird er ohne viel Vorbereitungen ausgeführt. Da steht ein Mann neben der einfachen Trommel, die aus einem alten Fass besteht, über das ein Schaffell gespannt ist. Letzteres bearbeitet er unermüdlich in einförmigem Takte. Dazu aber springt und jaucht alles, so zu sagen, was Beine hat. Anstand und Ehrbarkeit werden dabei wohl wenig berücksichtigt, doch zeigt sich mehr kindisches Vergnügen als aufgeregte Fleischeslust. Doch wir würden manchem Neger zu nahe treten, wollten wir hiernach sein Tanzen beurtheilen, auf das er sich nicht wenig einbildet. Er fühlt sich als civilisirter Mensch, da er den Walzer und Galopp ebenso gut, wo nicht besser tanzt als alle Bacteria¹⁾. Dazu gibt's Gelegenheit zunächst bei den Festen, namentlich zu Weihnachten und zu Ostern, wo die Herrschaft ihren Leuten einige vergnügte Tage macht. Sie erhalten Schweinefleisch, Mehl, Reis u. s. w.; oder es wird gar ein Ochse für sie geschlachtet. Dazu kommt denn ein besser arrangirtes Tanzvergnügen. Aber mit diesen paar Festen begnügen sie sich nicht. Desfers wird von irgend einem Unternehmungslustigen ein Ball angefasst, zu dem sehr förmliche Einladekarten ausgegeben werden, auf denen zugleich der Preis mit angegeben ist.²⁾ Dazu werden denn ein paar Musikanten bestellt, der eine mit der Gombah, Kesselpauke, der andre mit dem Bonjoo, einer Art Violoncell. Für letzteres wird vielfach die Fidel gebraucht und gewöhnlich auch mit dem Triangel ein unsagliches Gellimper gemacht. Die Geladenen erscheinen nun alle höchst gepunkt, in möglichst europäischer Toilette. Haben sie mehrere Stunden getanzt, so wird das Abendessen eingenommen, bei dem es meist recht großartig hergeht. Ja selbst Champagner kommt dabei vor. Dann geht das Tanzen von neuem los bis in die tiefe Nacht hinein, wenn nicht gar bis an den lichten Morgen. — Andere Gesellschaften werden weniger förmlich eingerichtet. Es bringt ein jeder mit, was er von ausgesuchten Speisen und Getränken aufstreben kann, wobei die Haussklaven ihr Möglichstes leisten, um den Keller und die Vorrathskammer der Herrschaft zu bestehlen. — Uebermäßiges Trinken kommt übrigens bei solchen Gelegenheiten nur selten vor, wie überhaupt die Trunksucht nicht ein hervorstechendes Laster der Neger ist. —

Wo aber bleiben die Kinder den ganzen Tag? Mit Ausnahme der gröberen, die wir hier und da bei der Arbeit beschäftigt sahen, haben wir sie nur bemerkt, wenn die Eltern Abends von der Arbeit nach Hause kamen. Nun auf jeder Plantage besteht eine Kinderbewahranstalt. Seines nette geräumige Haus, von dem aus schattige Plantanenränge sich den Hügel hinab erstrecken, ist dazu bestimmt. Da findet die alte Kinderfrau, umgeben von ihrer kleinen Herde, mit der h. Aug Arbeit hat. Bei der Besorgung der Kleinsten müssen die etwas Größeren ihr zur Hand gehen. Das Füttern³⁾ und Baden aber muß sie selber

¹⁾ Diese Schreibung ist für buckra nach englischer Orthographie wohl zutreffender als die oben gebrauchte Bacteria.

²⁾ Mr. A.... requests the honour of Mr. B....'s company to a dance and supper on Tuesday evening at nine o'clock. Three dollars.

³⁾ Im ersten Lebensjahre erhielten die Kinder daneben noch die Mutterbrust. Diese Trennung von Mutter und Kind den ganzen Tag über war gewiß ein großer

besorgen. Welch sonderbares Schauspiel, wenn sie da ein kleines schwarzes Wesen in die Wanne mit kaltem Wasser eintaucht, und dann am rechten Beinchen es herauszieht und eine Sekunde lang hoch in der Luft hält, ja dieselbe Manipulation an dem andern Beinchen sowie an jedem der Armpäckchen wiederholt, bis schließlich das ganze Kind in die Luft geworfen und wieder aufgefangen wird. Die Kleinen schreien nicht dabei, sondern geben sogar ihr Wohlgefallen durch Lachen und lautes Fauchzen zu erkennen. — Für die Nahrung ist bestens gesorgt, und man könnte viele unsrer Arbeiterkinder glücklich schätzen, wenn sie so gesunde und kräftige Kost erhielten. Hat die Alte auch die größeren Kinder gereinigt, ihre Füße genau untersucht, ob die gefährlichen Insekten sich nicht unter die Haut eingebohrt haben¹⁾ u. s. w., so singt und tanzt sie mit ihrer kleinen Schaar, die sie meistens recht lieb und freundlich behandelt. Sie bringt ihnen auch allerlei Kunststückchen bei, lehrt sie Kratzfüßchen und Knitzchen machen und artig good mornig Massa und Misses sagen, um die Herrschaft würdig zu begrüßen. Die Kinder sind denr. auch höchst anhänglich und freuen sich keineswegs immer, wenn sie um 6 Uhr Abends zu ihren Eltern zurückkehren, die sie oft mit weniger Freundlichkeit behandeln als die Kinderfrau.

Neben dem Kinderhause liegt das Hospital. Ein Arzt besucht die Plantage zweimal wöchentlich. Sind schwer Kranke da, so kommt er täglich und öfters. Ein kranker Neger ist schwer zu behandeln. Man muß ihm die Medizin wie einem Kinde einschütten, und oft wird die ganze Kur durch Quacksalberei verdorben. Das einzige, was sie gern einnehmen, ist Ricinusöl. — Das Hospital wird viel benutzt, aber die Patienten bleiben oft nicht lange. Es gibt etliche Faulpelze, die es sich fast zur Gewohnheit gemacht haben einen Tag in der Woche dort zu zubringen. Besonders Montags kommen solche, ein Tuch fest um den Kopf gebunden, mit jämmerlicher Miene stöhnen und ein Bein nach dem andern schleppend. „Massa, meu Aut (my kin für skin) weh, mich schlimm zu sehr“, so klagen sie. Der Arzt findet vielleicht Puls und alle Funktionen des Körpers in Ordnung, den Appetit vorzüglich. Da ist nichts zu machen. Doch sobald ihnen eine bittere Medizin ein paarmal eingegossen ist, pflegt sich meistens die Gesundheit wiederzufinden.²⁾ Zur Ehre der andern übrigens sei es gesagt, daß es doch nur schlechte Sub-

Uebelstand; indessen muß doch auch berücksichtigt werden, daß die meisten Neger mittler, auch wenn ihnen alle möglichen Erleichterungen bei der Arbeit gewährt werden wären, nicht im Stande gewesen sein würden, ihren Kindern die Sorgfalt zuzuwenden, die ihnen von dieser unter der Aufsicht der Herrin stehenden Kinderfrau zu Theil wurde. Dazu welch eine schöne Gelegenheit wären diese „Kurferies“ gewesen, den Kleinen die Keime christlicher Frömmigkeit frühzeitig ins Herz zu pflanzen! Gewiß hat es sie und da nicht an solchen Bestrebungen gefehlt. Aber welch ein Segen hätte es für ganz Westindien werden können, wenn die christliche Kirche von vornherein die Gelegenheit wahrgenommen hätte und auf jeder Plantage in diesem Stilke mit der barmherzigen Liebe des Diakonissenamtes eingetreten wäre!

¹⁾ Chigres oder Sandstöfe, die gefährliche Geschwüre veranlassen.

²⁾ Ich weiß nicht ob und wie weit Körperstrafe bei derartiger Verschollung angewendet wurde.

jekte sind, die
Kranken ab-
Räumen.

Bisher
jeder Planta-
zur Bedienung
in Westindien
4 Neger lau-
gesfordert wi-
gingen, such
Sehr schlec-
Urtheil¹⁾.

Um das
Oberdiener d
Arbeit zu ve-
Markte zu be-
ist ein Koch
zur Seite sie
um die Wäsche
Das Zeug n
geschlagen um
diesen Verfaß
auch das best
doppelt sowiel
Es wäre einer
lechteren zu be-
das Blättchen
verweigert wi
Wäsche in ein
wenn man ha
18 paar wei
ist nicht zu d
wird weggewo
wenn auch di
dem Zuschnitte
daß sie nicht
wollen. Ansch
slaven. Selbst
soviel Verdrue
Versuchen sie
Regen in die

¹⁾ Sie ging
Fuß auf englisc
Lebensanschaun
lassungen eines
„Freilich, Engla
für nichts zu ha
ja verkaufen der

schwarzes
en rechten
ust hält,
dem der
geworfen
sondern
chzen zu
nte viele
kräftige
igt, ihre
unter die
mit ihrer
ehandelt.
bfüschen
es sagen,
nur auch
sie um 6
Freund-
fucht die
ommt er
n. Man
wird die
sie gern
aber die
ie es sich
dort zu-
um den
sein nach
beh, mich
und alle
Da ist
paarmal
n.) Zur
he Sub-

en Neger-
t gewährt
Sorgfalt
n Kinder-
kurses
Herz zu
kt. Aber
christliche
der Plan-
ingetreten
lung an-

jelte sind, die so der Arbeit aus dem Wege gehen wollen. Die wirklich Kranken aber werden gut verpflegt, Männer und Frauen in besonderen Räumen.

Bisher haben wir nur die Feldneger (predials) betrachtet. Auf jeder Plantage aber wird eine größere Zahl von Hausnegern gebraucht zur Bedienung der Herrschaft und der Kusseher, nicht als ob die Weißen in Westindien so sehr viel mehr Bedienung bedürften, sondern weil 3 bis 4 Neger kaum das leisten, was von einem europäischen Dienstboten gefordert wird. Diejenigen, welche mit ihrer Herrschaft nach England gingen, suchten deshalb sobald als möglich wieder zurück zu kommen. „Sehr schlechtes Land; da Leute arbeiten zuviel“ war das gewöhnliche Urtheil¹⁾.

Um das Haushwesen einigermaßen in Ordnung zu haben, muß ein Oberdiener da sein, der sonst nichts thut als die andern anhält ihre Arbeit zu verrichten, wobei er viel schilt, und die Einkäufe auf dem Markt zu besorgen, wobei er oft seinen guten Profit macht. In der Küche ist ein Koch oder eine Köchin beschäftigt, der mehrere jüngere Dienstboten zur Seite stehen. Mehrere Frauen sind Jahr aus Jahr ein beschäftigt um die Wäsche zu waschen. Sie gehen dabei wenig sorgfältig zu Werke. Das Zeug wird eingeweicht und auf einem Stein im Bach so lange geschlagen und dazwischen immer wieder gespült bis es rein ist. Bei diesem Verfahren gehen nicht blos gewöhnlich die Knöpfe verloren, sondern auch das beste Linnen geht bald in Stückchen. Dabei verbrauchen sie doppelt soviel Seife, wie das europäische Verfahren erfordern würde. Es wäre eine fruchtlose Bemühung, wollte man sie bewegen, sich des letzteren zu bedienen. Gelang es doch nicht, sie von der Unsitte abzubringen, das Plättleisen mit Lichtertalg zu bestreichen. Als ihnen das Material verweigert wurde, stahlen sie zu diesem Zwecke Lichter. — Was an Wäsche in einem solchen Haushalte darauf geht, kann man sich vorstellen, wenn man hört, daß z. B. ein Oberdiener 8—9 gute linnene Hemden, 18 paar weiße Beinkleider u. s. w. jährlich verbraucht. An Flicken ist nicht zu denken. Dazu ist der Neger zu stolz. Was zerrissen ist wird weggeworfen. — Natürlich sind auch Näherinnen viel beschäftigt, wenn auch die Frau des Hauses fleißig mit Hand anlegt: sie hat mit dem Zuschneiden genug zu thun. Jene aber sind z. B. so eingebildet, daß sie nicht mit einem andern als einem silbernen Fingerhut nähen wollen. Anspruchsvoll und träge sind im ganzen und großen alle Hausslaven. Selten hat eine europäische Herrschaft mit ihren Dienstboten soviel Verdruß, wie die westindischen Planter mit ihren Hausslaven. Versuchen sie es mit freien Schwarzen, so kommen sie vielleicht aus dem Neger in die Traufe. So eine Dienstmagd ist noch unverhünter

¹⁾ Sie gingen gern nach England, da jeder Sklave frei wurde, sobald er seinen Fuß auf englischen Boden gesetzt hatte. Wie wenig sie aber mit ihrer ganzen Lebensanschauung in europäische Verhältnisse passten, zeigen die weiteren Ausschreibungen eines schwarzen Dienstmädchen, die gewiß im ganzen charakteristisch sind: „Freilich, England, schönes Land. Viel Läden mit hübschen Sachen. Aber nichts für nichts zu haben. Alles kostet Geld. Menschen zu gemein. Verkaufen Sand, ja verkaufen den schwarzen Staub für Geld. Ich nicht sein möcht in England“.

und mietet sich wohl selbst wieder jemanden, der allerlei Arbeiten verrichten muß, die ihr selbst nicht anstehen.

Schlimmer noch als die Schwarzen sind in manchen Hinsichten die Brauenen. Man sagt oft, die Mischlinge erben vorzugsweise die schlechten Seiten beider Nationen, denen sie angehören. Ein hervorstechender Zug an ihnen ist ihr Dinkel den Schwarzen gegenüber. Letztere sehen sie ziemlich als verächtliche Kreaturen an, und haben oft mit ihnen allerlei Handel. Leidenschaftlichkeit und Rachsucht, Zank und Streitsucht, Eitelkeit und Purzsucht sind bei ihnen sehr gewöhnlich. Ein großer Theil der braunen Bevölkerung ist frei. Viele haben es zu einer hervorragenden Stellung und zu großem Wohlstande gebracht, haben eine gute Erziehung in England genossen, sind gewandte Geschäftsleute u. s. w. Andre leben als Handwerker oder Kleinrämer. Sobald sie dazu im Stande sind, pflegen sie sich einen Sklaven anzuschaffen. Vielfach herrscht Unstülichkeit unter ihnen, grobentheils leben sie in wilder Ehe. Der weibliche Theil dieser Bevölkerung ist weit zurück hinter den Männern, da sie gewöhnlich eine geringe Bildung erlangen. Manche, für die nicht sonst gesorgt ist, vermieten sich, aber unbeständig, bald hier bald da — oder beschäftigen sich mit dem Einmachen von Früchten, oder treiben Hausrathandel. Hat eine ein hübsches Gesicht, so wird sie den einzelnstehenden Europäern (Aufsehern, Verwaltern u. s. w.) leicht gefährlich, und viele der letzteren lassen sich zu ihrem Unglück in ihren schlau gelegten Schlingen fangen. Mancher, der auf diese Weise eine Braune heirathete, ist immer weiter heruntergeunken und zuletzt in Trunksucht zu Grunde gegangen. Bei den Farbigen selbst ist dieses Laster selten.

Es wäre jedoch unbillig, wenn wir uns durch diese allerdings im ganzen und großen zutreffenden Büge den Blick für manche ehrenwerthe Ausnahme trüben ließen. Unter dem Einflusse des Christenthums haben sich doch bereits Charaktere herausgebildet, die sich auch bei der weißen Bevölkerung alle Achtung erworben haben, die durch ihren Eifer für die Sache der Religion¹⁾ und durch die bedeutenden Opfer,

¹⁾ Leider lassen mich meine Quellen bei der Schilderung der religiösen und kirchlichen Zustände Westindiens in jener Zeit ziemlich im Stiche. Die sehr eingehende Darstellung der Mrs Carmichael hatte nur Gegenden vor Augen, die unter dem Einflusse der Methodisten standen. Bei aller Anerkennung ihres Strebens nach Unparteilichkeit will es mir jedoch scheinen, als ob sie hier und da etwas einseitig gehalten hätte. Es ist sehr zu bedauern, daß sich die Vertreter des Methodismus, wie es scheint, nie auf solche eingehende Darstellungen der Zustände einzulassen, sondern immer nur so allgemeine Berichte geben, daß die wirklichen Verhältnisse im einzelnen dem Leser oft völlig verborgen bleiben. Mögen in Wirklichkeit nun auch die Zustände bei den eigentlichen Mitgliedern jener Denomination (Members, Kommunitanten) damals viel günstiger gewesen sein, ich kann hier nur mit Abrechnung aller vermutlichen Vorurtheile die Zustände der großen Masse darstellen, wie sie damals zu Tage traten. Die genannte Verfasserin besagt an einer Stelle u. z. im Namen vieler Weißen, daß ihre Neger nicht unter dem Einflusse der Bildergemeinde gestanden hätten. Diese scheint damals besonders durch den richtigen Takt, mit dem sie alle politischen Fragen vom Evangelio trennte, in Westindien gern gesehen gewesen zu sein. Ich würde mich freuen, wäre ich im Stande, die Zustände der unter ihrem Einflusse stehenden Bevölkerung in anschaulichen Bilden

die sie für die geben.

Gewiß fi
Bewölkung.
fassen, was a
lichsten zeigt
Feier derselbe

Es ist e
Gruppen von
von den auffall
Glasperlen u
ein hölzernes
und andern
Geschwätz beg
Vielleicht kom
Entrüstung di
entheiligen un
predigt macht
fühlt sich gem
werde, und gr
sich zu versich
geht's weiter.

In der S
Verkäufer, S
Dort ist auch
hat die an ein
gehen lassen, o
mäßlich verzückt
von dem Thur
Kapelle erklung
ersteren halster
sich mit vorne
beten, wie sie
weilige Predig
Nur wenige m
geboten wird,
Schwarzen best
Doch nur wenig
voll dagegen r
geringe Zahl
Kapelle ist's v
Beginn des Go
hie und da hö

darzustellen. Leid
älteren Missionar
gefunden hätten, r
reichte.

Arbeiten

insichten
weise die
hervor-
Leitere
oft, mit
d Streit-
ch. Ein
n es zu
haben,
äftsleute
balb sie
n. Viel-
n wilder
f hinter
Manche,
ig, bald
früchten,
wird sie
.) leicht
in ihren
seife eine
ulekt in
st dieses

dings im
enwerthe
enthumis
h bei der
ihren
Opfer,

lassen und
sehr ein-
die unter
Strebens
twas ein-
s Metho-
ände ein-
ichen Ver-
Birlichkeit
on (Mem-
nur mit
kasse dar-
an einer
Einflusse
durch den
in West-
en Stande,
ben Zügen

die sie für dieselbe bringen, ein Zeugniß ihrer aufrichtigen Frömmigkeit geben.

Gewiß finden sich vergleichene Ausnahmen auch unter der schwarzen Bevölkerung. Wir aber können bei unsrer Beobachtung nur ins Auge fassen, was an der Masse der Bevölkerung zu Tage tritt. Am deutlichsten zeigt sich ihre Religion des Sonntags. Betrachten wir die Feier derselben nach ihren Licht- und Schattenseiten.

Es ist ein heller Sonntagsmorgen. Von allen Seiten kommen Gruppen von Negern in die Stadt, Frauen und Männer in Kleidern von den auffallendsten Farben, gepunktet mit buntsiedigen Tüchern, Bändern, Glasperlen und anderm Schmuck. Auf dem Kopfe tragen die meisten ein hölzernes Gefäß oder einen Korb mit Bananen, Ananas, Eiern und andern Erzeugnissen. Hedselig, wie immer, sind sie in lustigem Geschwätz begriffen; von sonntäglicher Stimmung ist wenig zu spüren. Vielleicht kommt hier oder da einer ohne Marktwaare, der mit großer Entrüstung die Kinder der Welt schilt, die also den Tag des Herrn entheiligen und ihn zu einem Tage des Teufels machen. Die Strafpredigt macht jedoch keinen sonderlichen Eindruck. Einer oder der andre fühlt sich gewaffnet gegen die Drohung, daß ihn der Teufel holen werde, und greift nach dem Amulet, das er auf bloßer Brust trägt, um sich zu versichern, daß es noch da sei, — und mit heiteren Reden geht's weiter.

In der Stadt finden wir einen vollständigen Markt. Käufer und Verkäufer, Schwarze und Braune drängen sich bunt durcheinander. Dort ist auch der Oberdiener jener Plantage. Mit schwerem Herzen hat die an eine strenge Sonntagsfeier gewöhnte Hausfrau ihn diesmal gehen lassen, aber gewisse Waaren sind nur Sonntags zu haben. Allmählich verzieht sich das Gedränge, und wenn um 10 Uhr die Glocken von dem Thurm der (anglikanischen) Kirche und von der (methodistischen) Kapelle erklingen, ist der Marktplatz ziemlich leer geworden. Vor der ersten halten die Equipagen der Pflanzer. Die Kirchstühle füllen sich mit vornehm gekleideten Herren und Damen, die die Litanei mitbeten, wie sie es von Jugend auf gewohnt sind, und darauf eine langweilige Predigt im Style des währigen Nationalismus ablesen hören. Nur wenige mögen mit Schmerz empfinden, daß hier der Seele nicht geboten wird, was sie braucht. Eine Empore der Kirche ist für die Schwarzen bestimmt, die in den unteren Raum nicht zugelassen werden. Doch nur wenige schwarze Gesichter sind da oben zu bemerken. Gedrängt voll dagegen von Negern und Farbigen ist die Kapelle, und nur eine geringe Zahl Weiber ist mitten unter ihnen zu sehen. „In der Kapelle ist's viel hübscher“, das ist das gewöhnliche Urtheil jener. Vor Beginn des Gottesdienstes ist auch hier noch alles recht heiter gestimmt; hier und da hört man ein paar mit einander flüstern und sieht sie sich

darzustellen. Leider sind mir keine Quellen für diesen Zweck zugänglich. Auf die älteren Missionsberichte selbst zurückzugehen, in denen sich doch nur vereinzelte Züge gefunden hätten, wäre eine Arbeit gewesen, für die meine Zeit diesmal nicht ausreichte.

bemühen ein lautes Lachen zu unterdrücken. Sobald aber das erste Lied angestimmt ist, wird die ganze Versammlung von den Tönen der in munterem Takt forschreitenden Weise wie elektrisiert. Schon bei dem freien Gebete sieht man hie und da starke Gemüthsbewegungen. Wenn aber die mit steigendem Feuer vorgetragene Predigt in den Seelen zündet, so erhebt sich ein Wogen und Wallen in der Versammlung, von der jemand, der nie schwarze Methodisten zusammen gesehen hat, sich schwerlich eine zutreffende Vorstellung machen kann. Erst fängt bei einzelnen ein leises Hin- und Herbrechen des Oberkörpers an, begleitet von einem Angstgestöhn, das immer lauter wird, dann hört man lautes Rufen: „Gnade“, „Erbarmen“, „ich bin ein Sünder“, „ich bin verloren“ u. s. w. Die Bewegung wird immer allgemeiner; einer scheint den andern anzufinden. Wie vom heftigsten Froste werden die Körper gerüttelt und geschüttelt und Angstgeschrei in den verschiedensten Nuancirungen lässt sich vernehmen, während die großen (mit ihren weißen Theilen stets von der schwarzen Haut so eigenthümlich abstehenden) Augen sich verzweiflungsvoll drehen und wenden, und bei manchen schon Ströme von Thränen über die dunklen Wangen rinnen. Diesmal überschreitet die Bewegung nicht ihre gewöhnlichen Schranken; zuweilen soll sie noch höher steigen, so dass es zu einem wilden Durcheinander kommt. Der Uebergang von der Bußstimmung zu der Freude des begnadigten Sünders vollzieht sich heute nicht ganz so gewaltsam, wie es in andern Fällen geschieht. Immerhin aber ist der Jubel laut genug, indem nunmehr viele fast hüpfend von ihren Sitzen emporstreben, in die Hände Klatschen und Lob und Dankworte aussstoßen und hell aufschaugen. Auch die Freudenthränen fließen reichlich. Mit beeindrucktem Gottesdienst sind sie getrocknet und die Gesichter strahlen wieder mit jenem Ausdruck kindlichen Vergnügens, den sie so oft bei den Negern annehmen. Man sieht ihnen ein gewisses Wohlbehagen an, das folch' ein Gottesdienst bei ihnen gewirkt hat.¹⁾

Nun versammeln sich die meisten Kirchgänger wieder auf dem Marktplatz. In Schatten einiger herrlichen Bäume mit leichtgefertigtem lockeren Laube, großen rothen Blütentrauben und den bartartigen Luftwurzeln²⁾, wo ihre Körbe und hölzernen Kübel zurückblieben, lagern sie sich in Gruppen, genießen ein Stükchen kalten gebratenen Fisch und trinken dazu einen kühlen Ingwertrank. Manche gehen darauf heim; andere bleiben in der Stadt, um dem Abendgottesdienste auch noch beiwohnen. Viel von der Predigt bleibt freilich nicht sitzen; ja von manchem möchte man nicht einen einzigen verstandenen Satz wieder hören. Ueberhaupt ist ihre religiöse Erkenntniß höchst verkümmert, obwohl sie das Vaterunser und einige auch den Glaubensher-

¹⁾ Viel ruhiger verläuft der Gottesdienst bei den Negern der Brüdergemeinde und anderer Denominationen, bei denen die von den Methodisten wohl benutzte Neigung der Schwarzen zu exaltirten Gefühlsbewegungen möglichst niedrig gehalten zu werden pflegt.

²⁾ The pride of Barbados — den botanischen Namen des Baumes habe ich nicht gefunden.

sagen können
der Bevölkeru
bisten als Wi
(hearers) an
bers) müssen
Bild in zieml
Viele Sh
vom Markt a
leßteren oft ze
zungen der K
die jener and
beim Tanzver
wäre, und bis
Schall der Tu

So schled
Neger in jene
geprägten He
freilich war bi
findet sich dav
waren noch vi
gehört hatten
waren, obwohl
manche Sklave
gut sprachen i
den ganzen Ra
war aber auch
Bevölkerung i
ihren muham
Uebrigens sei
in Westindien
fühlt. Kein
seine Heimat
sie wohl, beise
das Zeichen ih
Der Abe
bösen Geister i
ist er nicht seh
z. B. sehr gew
Weise von dem

¹⁾ Es liegt
beruhende und in
erzählt, daß sie E
Gottes, dem Erlö
know 'bout him -

²⁾ In den fr
handen waren, so
dinge förmlichen
erhalten, z. B. de
den Ausdruck: „D

sagen können¹⁾). Doch dies ist jedenfalls nur bei der großen Schaar der Bevölkerung der Fall, die nicht der engeren Gemeinde der Methodisten als Mitglieder angehören, sondern nur als sogenannte „Hörer“ (hearers) an ihren Versammlungen Theil nehmen. An jenen (members) müssen wir leider, wie schon bemerkt, vorüber gehen, indem ihr Bild in ziemlich undeutlichen Bildern vor uns zerfließt.

Viele Sklaven sind übrigens nicht in die Kirche gegangen, sondern vom Markt auf ihre Kostgründe gewandert. Doch soll sich an den letzteren oft zeigen, daß Sonntagsarbeit nicht fördert, und die Pflanzungen der Kirchgänger sollen gewöhnlich besser in Ordnung sein als die jener andern. Am Nachmittag aber sammeln sich diese und jene beim Tanzvergnügen, ohne welches ihnen der Sonntag nicht vollständig wäre, und bis tief in die Nacht hinein vernimmt man den einsförmigen Schall der Trommel und das Geklimper des Triangels.

So schlecht es im großen und ganzen mit dem Christenthum der Neger in jener Zeit bestellt war, so wenig konnte man doch von ausgeprägtem Heidenthum bei ihnen reden.²⁾) Übergläubische und Zaubererei freilich war bei ihnen in ausgedehntestem Maße vorhanden; doch wieviel findet sich davon auch jetzt noch in den christlichen Ländern! Damals waren noch viele in Afrika geborene, die dem Muhammedanismus angehört hatten und im Stillen ihrem Propheten immer noch ergeben waren, obwohl sie davon nicht gerne etwas merken ließen. Ja es gab manche Sklaven mit verhältnismäßig hoher Bildung, die das Arabische gut sprachen und schrieben, ja sollte, die große Abschnitte (wo nicht den ganzen Koran) nach dem Gedächtnisse aufschrieben. Meistentheils war aber auch für diese der allgemeine religiöse Zustand der schwarzen Bevölkerung so bestimmend, daß sie, im sonderbarsten Kontrast mit ihren muhammadischen Vorstellungen, christliche Formen annahmen. Uebrigens sei hierbei bemerkt, wie sich alle in Afrika geborenen Neger in Westindien auf eine bedeutend höhere Stufe des Lebens versetzt fühlten. Kein einziger bezeigte auch nur die geringste Lust, wieder in seine Heimat zurückzukehren. „Mich nit das geb' für Afrika!“ sagen sie wohl, bezeichnen sich ein Stückchen vom Nagel ab und speien es aus — das Zeichen ihrer größten Verachtung.

Der Übergläubische bezieht sich meistentheils auf die Macht der bösen Geister und Teufel, jumbess's (Dschambie's) genannt. Vielfach ist er nicht sehr ernst gemeint und besteht mehr in Neidensarten, wie z. B. sehr gewöhnlich ein angerichteter Schaden in ziemlich plumper Weise von dem Thäter den Dschambie's in die Schuhe geschoben wird —

¹⁾ Es klingt unglaublich, und möchte doch vielleicht eine auf Missverständnissen beruhende und unbewußte Übertragung der guten Mrs Carmichael sein, wenn sie erzählt, daß sie Dugende von Negern jedes Alters gefragt habe nach dem Sohne Gottes, dem Erlöser der Menschen, und nur die Antwort erhalten habe: Me neber know bout him — ich niemals weiß von ihm.

²⁾ In den frühesten Zeiten, als in Westindien noch wenig Kreolen niger vorhanden waren, sondern die Mehrzahl der Sklaven eingeführt wurde, gab es allerdings förmlichen Gottsdienst. Nur einzelne Spuren davon hatten sich bis später erhalten, z. B. der Ausdruck den „Gottish nehmen“ für schwören, der aber auch durch den Ausdruck: „Das Buch (die Bibel) küssen“ verdrängt wurde.

sonst sollen es auch oft die Ratten gewesen sein. Dennoch beherrscht oft eine große Furcht vor solchen finstern Mächten die Gemüther. Es werden viele grausige Geschichten erzählt, wie solche Wesen erscheinen. Menschen mit fortnehmen u. s. w. Besonders aber knüpft sich jene Furcht an die von Menschen verübte Zauberei, Obiah genannt.¹⁾ Fast auf jeder Plantage gibt es einen, wo nicht mehrere Obiah-Männer oder Frauen, die zusammen eine Art Genossenschaft bilden, doch ist es schwer für einen Weißen sie kennen zu lernen, obwohl sie bei den Schwarzen allgemein bekannt sind. Hat einer seinen Hasß auf einen andern geworfen, so wirbt er um Geld den Obiahmann, um seinen Feind zu verderben. Zuweilen wird dem letzteren ein langsames Gift beigebracht; oft aber ist's bloßer Sotuspolus, der von dem Zauberer gemacht wird. Ein Säckchen mit einigen alten Lumpen, Käkenklauen, Papagaienschnäbeln, Erde von Gräbern und dergleichen Gegenstände wird dem, welchem die Nachstellung gilt, vor die Haustür gehängt. Darüber erschrickt er gewöhnlich dermaßen, daß alsbald unter den Wirkungen der aufgeregten Einbildungskraft die Gesundheit schwindet. Die Lebenskraft ist gebrochen, der Appetit ist weg; schlaff und matt schleicht der vor kurzem noch kräftige Mann einher, und endlich nach unzähligem Gemüthsleiden erfolgt der Tod. — Obwohl Todesstrafe auf die Ausübung jenes teuflischen Unfuges gesetzt war, kam er doch noch sehr häufig vor, und hatte gewöhnlich den angekündigten Erfolg; selbst die sonst so beherzten Koromanti-Neger, die bei andern Gelegenheiten mit einer Standhaftigkeit und Todesverachtung aufraten, wie wir sie bei den Indianern Nordamerika's kennen lernten, waren durch das Obiah sofort gefickt. Es fehlt nicht an Schutzmittel gegen diesen Zauber. — Wie und da mögen wir Flaschen mit einer gewissen Flüssigkeit gefüllt um ein Haus gestellt oder an den Wänden aufgehängt finden. Viele tragen allerlei Gegenstände als Amulete. Dennoch aber ist, wenn sie „obiaht werden“, oft der Schrecken größer als das Vertrauen auf die Schutzmittel.

Gleichfalls mit dem Überglauben hängen die oft vorkommenden Gottesurtheile zusammen, die angewandt werden, um irgend einen Schuldigen zu ermitteln. Unter den Einflüssen des äußeren Christenthums ist z. B. die Bibel in Gebrauch gekommen. Ein Schlüssel wird in eine Bibel derart lose hinein gebunden, daß der Bart hervorsteht. Diesen nimmt man zwischen zwei Fingerspitzen und nun wird der 51. Psalm gelesen. Fällt die Bibel während des Lesens zu Boden, so ist der Schuldige unter den Anwesenden, bleibt sie hängen, so sind die lechteren unschuldig. Aber es wird der zu Prüfende auf einen Stuhl gesetzt und ihm ein lockerer, wenig haltbarer Gegenstand um den Hals gelegt. Nun zieht man nach hinten. Gelingt es, ihn umzureißen, so ist die Schuld erwiesen; reift das Band, so lautet das Urtheil: unschuldig.²⁾

¹⁾ Namentlich auf Jamaica kommt auch der Name Myal (Meiel) dafür vor.
²⁾ Darüber, ob die aus früherer Zeit erwähnten Feuerproben damals noch in Gebrauch waren, finde ich nichts.

Die von Hochzeiten und freilich manch Essen und Tr auch wohl Län fach ein gewiß der Plantagen Formular aus eine solche Zeit „Als ich das afrikanischen und höchst melancholische Worte aufzufassen mehr als traurige führten Gesänge darin vor, aber von der Seligkeit Die Ausdrücke wenigenstens wenn diente: —

Die letzte Ze Worte, aber ungelohnt. Derselbe Anzahl von Neg scher Mahagoni- & und einer Karaff sollte wohl zur E ich eintrat, und d in Schwarz gekleidet wären, wollte ich von Massa, sich t wurde hinausgetragen. Daß dabei auf schlichter und oben bei solcher Gelegenheit der Plantage gebaute Denkmäler waren. Sie bezerrings um das Gr mit großer Aufmerksamkeit zum Staube, Asche gütete, und mit einer verläumt hätte den Massa, — immer Ceremonie wurde

¹⁾ A twelve
²⁾ Negerausb

beherrscht
ther. Es
erscheinen.
sich jene
enannt.¹⁾
Männer
doch ist
e bei den
auf einen
im seinen
mes Gift
Zauberer
zenlauern,
egenstände
gehängt,
unter den
schwindet.
und matt
dlich nach
Kodesstrafe
n er doch
n Erfolg;
Gelegen-
aten, wie
wurden durch
egen diesen
Flüssigkeit
gt finden.
ist, wenn
rauen auf
ommenden
end einen
Christen-
küssel wird
ervorsteht.
rd der 51.
pen, so ist
o sind die
ien Stuhl
um den
nzureißen,
Urtheil:

Die von Afrika mit herübergelommenen heidnischen Gebräuche bei Hochzeiten und Begräbnissen sind längst abgestellt. Die letzteren gleichen freilich manchmal noch einem Freudenfeste mit wüstem Tanzen, Singen, Essen und Trinken, um die Hinterbliebenen zu erheitern. Dabei kommt auch wohl Lärm und Schlägerei vor. Andrerseits aber tritt auch vielfach ein gewisses christliches Gepräge dabei hervor, wie denn gewöhnlich der Plantagenbesitzer oder der Aufseher bei der Beerdigung das betreffende Formular aus dem Common prayer book vorliest. Madden hat uns eine solche Feier folgendermaßen beschrieben: ²⁾

„Als ich das Negerrundstall betrat, hörte ich ein lästiges Konzert von vielen afrikanischen und kroatischen Stimmen. Die Töne waren „nicht musikalisch, aber höchst melancholisch“. Ich blieb in einiger Entfernung stehen, und versuchte die Worte aufzufassen; aber ich war nicht genügend mit dem Negerdialet bekannt, um mehr als etliche Worte hie und da aus dem nach Art eines Recitativs ausgespielten Gesange herauszuhören. Es kamen keine Anspielungen auf Gottesdienst darin vor, aber eine Fülle von Schriftworten sonderbar angewendet auf ihre Ideen von der Seligkeit eines kläglichen Daseins und die Verdienste der verstorbenen Frau. Die Ausdrücke waren eine Mischung von echter Frömmigkeit und Fanatismus — wenigstens wenn die familiäre Weise, in der sie Gott anredeten, diesen Namen verdiente: —

Gott ahmächtig, sieh dies böse Welt —
Ihm sagt: „Schwester komm hinweg,
Warum willst du nicht zu mir kommen?“
Schwester sagt: „O Gott ahmächtig,
Freu mich sehr zu komm' hinweg!
Wenn man steht, ihm Krankheit über;
Ihm läuft all Leid in die sünd'ge Welt;
Ihm braucht kein nähm²), kein Kleid, kein Schlaf.
Ihm viel zu froh zu komm' hinweg.“

Die letzte Zeile wurde vom Chor oft wiederholt. Dies waren nicht genau die Worte, aber ungefähr die Gedanken, die sich in dem langen Gefang immer wiederholten. Derselbe verstimmt, als ich an die Thür kam. Es war im Zimmer eine Anzahl von Negern versammelt. In der Mitte stand auf einem Gestell ein hübscher Mahagoni-Sarg. Im Hintergrunde war ein Tisch mit Kuchen, Weingläsern und einer Karaffine mit Madeira ausgelegt. Der letztere war noch unberührt und sollte wohl zur Bewirthung des weißen Mannes sein. Die Neger standen auf, als ich eintrat, und die Tochter der Verstorbenen, eine anständig aussehende junge Person in Schwarz gekleidet, bot mir eine Erquickung an. Ich sagte ihnen, wenn sie fertig wären, wollte ich das Begräbniss vollziehen. Manche äugerten, es wäre sehr freundlich von Massa, sich die Milhe zu machen, und andre höfliche Redensarten. Der Sarg wurde hinausgetragen, und mit Ausnahme eines durchbringenden Schreis, den die Tochter dabei aussetzte, war kein Laut von den Negern zu hören, die in einer so schändlichen und ordentlichen Prozession zum Grabe gingen, wie ich sie sonst irgend bei solcher Gelegenheit gesehen habe. Der Begräbnissplatz war ein abgeschlossener Theil der Plantage, besetzt mit Mangobäumen, wo ich zwei oder drei aus Ziegeln gebaute Denkmäler sah, die gewiß mit nicht geringer Arbeit und Kosten errichtet waren. Sie bezeichneten Gräber von Slaven der Plantage. Als die Neger sich rings um das Grab versammelt hatten, begann ich das Formular zu lesen, das mit großer Aufmerksamkeit angehört wurde. Als ich aber zu den Worten: „Staub zum Staube, Asche zur Asche“ kam, unterbrach mich der Neger, der als Küster fungierte, und mit einem Spaten voll Erde bereit stand, mit der Erinnerung, daß ich verschämt hätte den Sarg zuvor einsenken zu lassen: „Leg' ihm in die Loch erst, Massa, — immer leg' ihm in die Loch erst!“ — — — — — und die Ceremonie wurde ohne weiteren Fehler vollzogen.“

¹⁾ A twelve month's residence in the West-Indies I. p. 187.
²⁾ Negerausdruck für Essen.

Wir sehen also, wie in Westindien bereits vor der Emmanzipation das offensbare Heidenthum, wie es einst aus Afrika mit herüber kam, verschwunden war. Neufere christliche Lebensformen hatten sich über die ganze Negerbevölkerung verbreitet. Wie weit aber und wie tief waren die christlichen Einflüsse nach innen gegangen? Dies möge die folgende Charakterschilderung anheben, bei der jedoch im Auge zu behalten ist, daß wir von der verhältnismäßig geringen Zahl derer, die schon zu christlichen Gemeinden gesammelt worden, absehen und den Zustand der großen Masse der Bevölkerung zur Darstellung bringen wollen. Fassen wir auch hier die Zeugnisse von Abolitionisten und den Vertheidigern der Sklaverei zusammen, so dürfen folgende Lüge als von beiden Seiten anerkannt fest gehalten werden:

Lügenhaftigkeit ist ein allgemeines Laster der Schwarzen. Mit der frechsten Stirn können sie die Unwahrheit sprechen, selbst da wo die Beweise gegen sie auf der Hand liegen. Ihre Lüge überführt, pflegen sie keine Spur von Scham zu zeigen; oft lachen sie in solchem Halle, oder sie schwanken schon in der nächsten Minute ganz fröhlich, als wenn nichts gewesen wäre. Mit großer Schlauheit wissen sie ein wohl ausgedachtes Lügengewebe so anzulegen, daß ihnen vielfach grobe Täuschung gelingt. Ein Bursche beanspruchte vor Gericht seine Freiheit, da er vor Jahren mit seiner Herrschaft in London gewesen sei, ohne daß diese ihn damals nach dem Geseze frei gegeben habe. Er mußte umständlich über seinen Aufenthalt berichten, und gab dabei eine so zutreffende Beschreibung von London, daß der Richter die volle Überzeugung gewann, er spreche aus eigner Anschauung. Dennoch stellte sich durch Zeugen heraus, daß dieser Bursche niemals Jamaica verlassen hatte. — Sie fühlen selbst wohl, wie ihre Glaubwürdigkeit durch das fortwährende Lügen hinfällig geworden ist. Sie suchen sie durch Hinzufügung eines Eides etwas zu beträchtigen. „Ich küß das Buch und ichwöre darauf“ ist eine alltägliche Redensart geworden. Selbst die offenbarste Lüge sind sie zu beschwören bereit. Eine Magd hat ihrer Herrin einen filbernen Fingerhut gestohlen. Nachdem er einige Zeit verborgen gehalten, kommt er wieder zum Vorschein; sie näht damit vor den Augen der Frau. Sie will ihn vor langer Zeit auf dem Markt gekauft haben, und dies beschwören, trotzdem die eingravierten Buchstaben und die verschiedenen Personen wohlbekannte Form des Fingerhuts ein deutlicher Beweis wider sie sind. — Die Köchin zerbricht ein Stück vom Tafelgeschirr nach dem andern, so daß nach anderthalb Jahren von einem vollständigen Service nichts mehr vorhanden ist. Immer müssen es die Ratten oder die Oschambie's gewesen sein; aber ihre Unschuld kann sie beschwören. — Läuschen, betrügen und hintergehen können sie mit großer Freiheit. Es kommt vor, daß eine Magd in den Kleidern ihrer Herrin zum Ball geht, oder der Sklave auf dem Pferde seines Herrn zu solcher Feslichkeit reitet. Auch in solchen Fällen werden für etwaige Entdeckung allerlei Ausreden bereit gehalten.

Ferner sind Unredlichkeit und Dieberei als Lüge des Negercharakters anzuführen. Sie stehlen mit großer Unverzimtheit und oft mit unglaublicher Schlauheit. Aus einem wohl vergitterten Keller,

der so verschloß nicht denkbar Fenstergitter mit Federsmal, welche untersucht, ob in Ordnung und Bindfaden mit lag. Dieser f. Bursche beim gelegt; später Gitter geholt und nun wurde sie vorsichtig zerstießen. Stehlen des B. ordnung ist, in der Nacht ausgeschlossen. Aber nach ihren Magde zum Markt angesehen und eignen Pflanzungen. Dem Herrn als Unrecht; daß man das Gegenstände zu kommen selten und nicht zur C.

Oft sind d. beschaffenheit bei westafrikanischer zutreffen. So verschiedener M. leit und Leib können selbst bei sie wild um sich wie Bestien auftreten häufig höchst grausam zu prügeln. Es sein. Die eine glühenden Plättchen behielt. Raufereien hab-

¹⁾ Madden so zahlreich hängen und mordete.

der so verschlossen gehalten wurde, daß das Hineinkommen eines Sklaven nicht denkbar war, kam eine Flasche Wein nach der andern fort. Das Fenstergitter war so eng, daß eine Flasche sich nicht durchzwängen ließ. Jedesmal, wenn der Sklave mit im Keller gewesen war, wurde er untersucht, ob er etwa eine Flasche mit herausbringe. Alles fand sich in Ordnung und doch verschwanden die Flaschen. Endlich wurde ein Bindfaden mit einer Schlinge bemerkt, der scheinbar zufällig am Boden lag. Dieser führte endlich zur Entdeckung. Sehr geschickt hatte der Bursche beim Hinausgehen die Schlingen um den Hals einer Flasche gelegt; später mit einer Stange das Ende des Bindfadens durch das Gitter geholt und die Flasche selbst mit dem Halse durch dasselbe gezogen. Nun wurde sie entknot, der Inhalt in einen Topf geschüttet, die Flasche vorsichtig zertrümmert und alle Scherben sorgfältig entfernt. — Wie das Stehlen des Zuderrohrs zum Viehfutter und der Eier an der Tagesordnung ist, wurde bereits erwähnt. Auch Kühe werden wohl während der Nacht ausgemolken, was natürlich auch die Oschambie's gethan haben sollen. Aber nicht blos der Massa wird bestohlen, sondern etliche stehlen auch ihren Nachbaren die Früchte von den Kostgründen und bringen sie zum Markte. Diese aber sind bei den übrigen als schlechte Subjekte angesehen und verachtet. Gewöhnlich sind es diejenigen, welche ihre eignen Pflanzungen aus Trägheit und Unordentlichkeit verkommen lassen. Dem Herrn aber etwas wegzunehmen erscheint ihnen allgemein nicht als Unrecht; sie halten ihre Kinder dazu an, sie wundern sich wohl, daß man das Diebstahl nennen könne. Nur größere und werthvollere Gegenstände zu nehmen fürchten sie sich, und Einbrüche oder Räubereien kommen selten vor.¹⁾ Jedenfalls hat die Sklaverei viel dazu beigetragen, die moralischen Begriffe in diesem Punkte vollständig zu verwirren und nicht zur Entwicklung kommen zu lassen.

Oft sind die Neger als Menschen von sanfter, kindlicher Gemüthsbeschaffenheit beschrieben worden. Es möchte früher auf die aus gewissen westafrikanischen Nationen stammenden Sklaven (Weibah's und Ibo's) zutreffen. So aber wie sich der Negercharakter nach Verschmelzung der verschiedenen Nationalitäten herausgebildet hat, ist vielmehr Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit ein hervorstechender Zug derselben. Sie können selbst bei geringfügigen Gelegenheiten so wütend werden, daß sie wild um sich schlagen, stoßen, beißen, kratzen, spucken und wie Bestien auf einander losfahren. Besonders Sonntags Nachmittag kommen häufig Raufereien vor. Chemänner sind gegen ihre Frauen höchst grausam, und lassen sich durch keine Vorstellungen abhalten sie zu prügeln. Auch die Mütter können gegen die Kinder furchtbar hart sein. Die eine stieß ihre Tochter um einer Kleinigkeit willen mit einem glühenden Plättleisen so auf den Rücken, daß diese lebenslang das Brandmal behielt. Eine andre zerbiß ihrem Sohne das Ohr. Bei den Raufereien haben sie sich manchmal gegenseitig förmlich wie wilde

¹⁾ Madden sagt: „Ein richtiger Räuber wird er nicht; er würde sich lieber zehnmal hängen lassen, als daß er einen Menschen, den er ausgeplündert hat, ermordete.“

Thiere verbissen, und es bleibt nichts übrig, als sie mit Gewalt aus-einander zu bringen und einzusperren. Die Leidenschaftlichkeit des Negers ist aber auch nur ein schnelles Aufsladern. Ist erst eine Zeit verstrichen, so sind keine weiteren Ausbrüche in der betreffenden Sache zu befürchten. So sind sie auch, falls sie bestraft werden, im ersten Augenblick höchst aufgeregzt; aber schon nach einer halben Stunde sind sie wieder lustig, als wenn nichts passirt wäre. — Es mag hier noch angedeutet sein, daß sich mancherlei Fälle von Grausamkeit gegen Thiere, mit abscheulicher Lust an ihren Qualen, erwähnt finden. Auch eine freundliche Behandlung der Haustiere ist ihnen ganz fremd. Die Pferde pflegen zu scheuen, wo sie Schwarze sehn.

Es ist viel darüber gestritten, ob der Neger slave fleißig oder faul sei. Daß er fleißig sein kann, haben wir an den wohl gehaltenen Pflanzgründen gesehen, auf denen mancher nicht blos seine Bedürfnisse, sondern soviel überzählige Lebensmittel erzielt, daß er im Stande ist bedeutende Summen zurückzulegen. Wo er für den eignen Vortheil arbeitet, kann er viel leisten, und Madden versichert, daß er den egyp-tischen Fellah und den italienischen Bauern durch seine Leistungen weit übertrifft. — Dagegen in der Arbeit für den Herrn ist er fast nur unter dem Motiv der Furcht vor der Strafe thätig. Fast nur; denn ein gut Theil Arbeit wird gewohnheitsmäßig gethan. Der gute Neger im Durchschnitt arbeitet wie eine Maschine, wobei dann freilich die Arbeit keine sittliche That mehr ist. Es sind wohl nur wenige, von denen wir endlich zu erwähnen haben, daß sie in treuer Unabhängigkeit an den Massa, der sie mit Nahrung und Kleidung versorgt, ihre Arbeit thun. Erkenntlichkeit nach dieser Seite ist äußerst selten. Die Leistungen des Herrn sezen sie als etwas Selbstverständliches voraus, ohne irgend eine Verpflichtung zu Gegenleistungen zu fühlen. So war ihnen denn auch im Hinblick auf die Emanzipation es ganz unverständlich, daß diese Für-sorge nach derselben wegfallen würde. Massa König Wilhelm sollte das alles ihnen weiter gewähren wie bisher, nur die Arbeit sollte fortfallen. Das ist dem Neger der Begriff der Freiheit. Wir haben schon gehört, wie mißfällig das europäische Leben von denen, die es kennen lernten, beurtheilt wurde, weil hier die Leute so viel arbeiten. „Was ist das für Freiheit, wenn man arbeiten muß!“ Manche freuten sich: wenn sie erst frei wären, wollten sie immer bis 10 Uhr schlafen, und immer nur arbeiten, wenn sie Lust dazu hätten. In diesem Sinne hatten sich denn manche los-gelaufen. Der Erfolg aber, welcher zeigte, daß sie als freie Leute viel mehr als bisher arbeiten mußten, um die nötigsten Lebensbedürfnisse zu erlangen, schreckte viele andre zurück, so daß sie unter ihrem Herrn blieben, obgleich sie vielleicht mehr als die Summe des Kaufpreises zurückgelegt hatten. Sie mochten ein Gefühl von dem Zusammenhang der Arbeit mit dem Versorgthein erhalten haben. — In vielen Bezie-hungen ist auch die Vorliebe für Luxus und Schmuck ein Antrieb zur Arbeit geworden, und man hat mit auf diesen Umstand die Hoffnung für Weiterführung der Arbeit nach der Emanzipation zu gründen versucht. Indessen jenes Motiv konnte nicht eine gleichmäßige Thätigkeit hervor-rufen. Es war höchst mißlich, auf den selbständigen Fleiß der Neger

viel Erwartung, daß auch bei dem Unterschied hinf

In hohem Eitelkeit; er Madden, der mit unter, den C Nach bunten T allerlei Flittern blos mit dem b färbarten Stoff Edelstein. Es ist von den Slave arbeitenden Bev zurückstehen. D. B. zu Festli Namens in bun einen halben Do

Was die S dieselbe in den Z verwahrlosten Bi gesegneten Ehen Alter (das in den hatten, thaten sic ficht des Slave scheint in diesem war dies Zusam durch keinerlei fe jederzeit, sobald d war, wieder aufge sondern auf verfa Frauen an versch Dennoch soll zwis walstet haben. Mu schließen; sie wol schlechter behandel zu befürchten hätte einzelnstehender Eu

Wir wollen westindischen Neg hervorheben. Da herrn und seine sich doch bei manche rührende Beispiele geworden. Dem

¹⁾ Der Begriff S wie es die Schwelle b Burkhardt, Missions-Bib

viel Erwartungen zu bauen. — Uebrigens darf nicht übersehen werden, daß auch bei den Negern zwischen verschiedenen Individuen ein großer Unterschied hinsichtlich des Fleisches oder der Faulheit sich findet.

In hohem Maße gehört zur Eigenthümlichkeit des Negers seine Eitelkeit; er bettelt, borgt und stiehlt, um sie zu befriedigen, sagt Madan, der negerfreundliche Schriftsteller. Dabei läuft die Hoffahrt mit unter, den Europäern alles gleich zu thun, wo nicht sie zu überbieten. Nach bunten Tüchern und Bändern in den schredesten Farben nebst allerlei Glittern steht der Sinn der Frauen. Oft aber sind sie nicht blos mit dem bunten Schein zufrieden, sondern wollen die gebiegensten, kostbarsten Stoffe haben und theuern, echten Schmuck von Gold und Edelstein. Es ist kaum glaublich, welche Summen für dergleichen Dinge von den Slaven verausgabt werden, hinter denen die bei unsrer arbeitenden Bevölkerung zuweilen vorkommenden Extravaganzent weit zurückstehen. Oft zeigt sich in dem Busz rechte Geschmaclosigkeit, wie z. B. zu Feierlichkeiten sich die Frauen die Anfangsbuchstaben ihres Namens in-bunter Farbe auf das Kleid sticken ließen, was beiläufig einen halben Dollar kostete.

Was die Sittlichkeit im engern Sinne betrifft, so befand sich dieselbe in den Zeiten der Sklaverei bei den Negern in einem höchst verwahrlosten Zustande. Die Zahl der gesetzlichen resp. kirchlich eingegesegneten Ehen war sehr gering. Sobald junge Leute das nöthige Alter (das in den Tropenländern bekanntlich frühzeitiger eintritt¹⁾) erreicht hatten, thaten sie sich zusammen. Von einem Einfluß oder Oberaufsicht des Sklavenbesitzers bei der Wahl finde ich nichts erwähnt; es scheint in diesem Punkt volle Freiheit geherrscht zu haben. Eine Ehe war dies Zusammenleben nicht zu nennen, da es in den meisten Fällen durch keinerlei festes Band gehalten wurde. Die Verbindung konnte jederzeit, sobald der eine oder andre Theil ihrer überdrüssig geworden war, wieder aufgelöst werden. Vielfach wohnten sie gar nicht zusammen, sondern auf verschiedenen Plantagen. Nicht selten hatte ein Mann zwei Frauen an verschiedenen Orten, aber ebenso eine Frau zwei Männer. Dennoch soll zwischen den betreffenden Personen nicht viel Eifersucht gewaltet haben. Nur ungern ließ sich eine Frau herbei das Band fester zuschließen; sie wollten sich nicht so sehr binden, indem sie fürchteten, schlechter behandelt zu werden, wenn der Mann nicht mehr ihr Fortlaufen zu befürchten hätte. — Wie schädlich in diesem Punkte die Sittenlosigkeit einzeln stehender Europäer gewirkt hat, braucht nur ange deutet zu werden. Wir wollen aber nicht blos die Schattenseiten des Lebens der westindischen Neger zeichnen, sondern auch ihre guten Charakterzüge hervorheben. Dahin gehört besonders die Unabhängigkeit an den Herrn und seine Familie, die wenn sie auch keineswegs allgemein ist, sich doch bei manchen, namentlich den älteren Slaven, oft findet. Einzelne rührende Beispiele von Treue gegen den Massa sind bekannt genug geworden. Dem steht freilich auch bei vielen eine Gleichgültigkeit

¹⁾ Der Begriff Jungfrau fällt ganz hinweg, wo das weibliche Individuum, so wie es die Schwelle der Kindheit überschritten hat, Mutter wird.

gegenüber, die der fortgezogenen Herrschaft bald vergibt, was freilich nicht zu verwundern ist, wenn die letztere es versäumt hatte, immer ein Herz voll Liebe für die Schwarzen zu haben.

Eine gewisse Ehrenhaftigkeit untereinander lässt sich ihnen auch nicht absprechen. Es war eine Art von Gemeinschaftsbewusstsein, das sie und da ihre Handlungen beeinflusste. Bei den Aufständen auf Jamaica kam es kaum vor, daß ein Gefangener einen andern Mit-schuldigen verriet; sie starben lieber, als daß sie die Namen angegeben hätten.

Ein meist fröhlicher Sinn mit gutem Humor, ihre Vorliebe für Musik und Gesang¹⁾, ihre scharfe Beobachtungsgabe mag mit zu den guten Eigenschaften und Fähigkeiten gezählt werden, während das bedeutende Nachahmungstalent — sie sind geborene Schauspieler — und die Kunst etwas ins Lächerliche zu ziehen sowie sich zu verstellen einen zweifelhafteren Werth haben dürfte.

Schließlich mögen hier noch einige ergänzende Bemerkungen über die Behandlung der Slaven Platz finden. Sklaverei ist freilich immer ein großes Uebel, und ruht immer auf dem Fundamente schwerer Sünden. Dass Menschen nicht als Personen, sondern als Sachen und als Waaren betrachtet werden, die man kaufen und verkaufen kann, ist etwas Unmenschliches und vollends Unchristliches. Wie sich in der Zeit, von der wir reden, in Westindien dieses Kaufen und Verkaufen gestaltet hatte, darüber habe ich wenig Andeutungen gefunden. Es ist möglich, daß dabei öfter auf die Familienbande keine Rücksicht genommen wurde, und vielleicht möchte dies der dunkelste Punkt in der damaligen Behandlung der Slaven sein. Andererseits aber ist es doch wahrscheinlich, daß viele Besitzer von Slaven sich von solchen Rücksichten leiten ließen. Was im übrigen die Behandlung der Slaven seitens ihrer Herren betrifft, so ist schon ange deutet, daß dieselbe keineswegs eine so allgemein grausame war, wie dies im Eifer des Parteikampfes oft dargestellt worden ist²⁾ und in weiten Kreisen noch jetzt geglaubt wird. Unsre bisherige Überüber von dem Leben der Neger mußte schon manchem Vorurtheil entgegentreten. Ihre Lage war durchschnittlich durchaus nicht eine gedrückte; wenigstens auf allen den Plantagen, die sich in gutem Gange befanden. Dass auf andern, die in Verfall gerathen waren, auch die Slaven vernachlässigt und schlecht versorgt waren, möge hier ausdrücklich erwähnt werden. Auch der Verkehr der Herren mit den Schwarzen war im allgemeinen keineswegs lieblos und unfreundlich. Freilich traten diese jenen stets in einem strengen befehlerischen Tone entgegen, der gewiß auch vielfach hart zu nennen war. Es darf dies jedoch nicht allein den Herren als Schuld angerechnet werden. Manche hatten es versucht ihre Slaven in lieblicher und freundlicher Weise zu be-

¹⁾ Ihre Lieder haben meist einen melancholischen Charakter. Sie besitzen die Gabe, bei Gelegenheiten sofort aus dem Stegreif ein Lied zusammen zu reimen.

²⁾ Hiermit soll keineswegs der Vorwurf abschließlicher Läufschung ausgesprochen sein; das Generalstreiken nach einzelnen Fällen sowie Unterrüttung der Sachlage konnte nur zu leicht solche unrichtige Darstellung veranlassen.

handeln; die Gr und nachlässig v haben keinen G berichtet. Sie S Slaven fertig a Grausamkeit geg suchte ihm mit f ihn auf den hei Born und sein C „wie sehr ihnen wollten lieber au ließ sich aber nicht das moralische C zu stärken sucht, machen. Aber li Schwarzen wurde ihre Aufführung als eine Pest bekl geworben, die bei erhoben, wie sie es „so Gott will“ ei nern und Dieben eingeführt werden.

Die Züchtigung nur für solche Ve bestraft worden sei Verbrechen angew Lodesstrafe stand. „den Bloc“ gelegt Fünfzende mit zwei Bestrafenden einge einmal auf den bl und jedenfalls ein umgeben. Diese St Eindruck. Eine ju machte vor ihrer He Dank, Madam, da

Die schmerzen bestritten werden, d lung noch bis in d waren dies aber di Zeiten war dergleic

¹⁾ Domestic Mann

²⁾ Dieser gedanken Vincent infolge des Ein befehlt: „Bring mir e thun!“

handeln; die Erfahrung aber lehrte, daß sie dadurch höchst unverschämt und nachlässig wurden und häßlich in ihrem ganzen Vertragen. Wir haben keinen Grund anzusehen, was uns Mrs Carmichael¹⁾ darüber berichtet. Sie hatte sich vorgesehn, ohne körperliche Strafen mit ihren Sklaven fertig zu werden. Hatte einer gestohlen, gelogen oder eine Grausamkeit gegen einen andern verübt, so nahm sie ihn allein und suchte ihm mit freundlichen Worten seine Sünde vorzustellen, verwies ihn auf den heiligen Gott, dem die Sünde ein Greuel ist, auf seinen Herrn und sein Gericht u. s. w. „Es ist kaum zu beschreiben“, sagt sie, „wie sehr ihnen diese Behandlung zuwider war. Sie sagten mir, sie wollten lieber ausgepeitscht als auf diese Art gequält werden.“ Sie ließ sich aber nicht irre machen, sondern versuchte immer aufs neue an das moralische Gefühl zu appelliren, das sie durch Religionsunterricht zu stärken suchte, um auf diese Weise die Körperstrafe überflüssig zu machen. Aber leider hatte sie nicht den gewünschten Erfolg. Ihre Schwarzen wurden so frech, im Vertrauen auf ihre Straflosigkeit, und ihre Aufführung so unerträglich, daß sie in der ganzen Nachbarschaft als eine Pest bekannt waren. Etliche waren dabei vollendete Heuchler geworden, die bei jeder Gelegenheit feußen und ihre Augen fromm erhoben, wie sie es in der Kapelle gesehen und in jeden Satz womöglich „so Gott will“ einschalteten²⁾, dabei aber mit unter den ärgsten Vilgern und Dieben waren. Es half nichts; die Körperstrafe mußte wieder eingeführt werden.

Die Züchtigung mit der Nuthe oder mit der Peitsche trat aber doch nur für solche Vergehen ein, die in Europa damals viel härter würden bestraft worden sein. Da das höchste Strafmaß, 39 Hiebe, wurde für Verbrechen angewendet, auf die nach europäischen Gesetzen zum Theil Todesstrafe stand. Für geringere Vergehen wurden die Sträflinge in den „Block“ gelegt. Derselbe bestand in einer hölzernen Bettstelle, deren Fußende mit zwei Löchern versehen war, in welche die Beine des zu Bestrafenden eingeschlossen werden konnten. Oft brauchte derselbe nicht einmal auf den bloßen Brettern zu liegen, sondern hatte eine Matratze und jedesfalls ein Kopfkissen; ja zuweilen war er von einem Moskitoneck umgeben. Diese Strafe machte denn auch gewöhnlich wenig oder gar keinen Eindruck. Eine junge Haussklavin, die in den Block geschickt wurde, machte vor ihrer Herrin spöttisch lächelnd einen Knick und sagte: „Schönen Dank, Madam, daß Sie mich hübsch still sitzen lassen!“

Die schweren Strafen kamen nur selten vor. Trotzdem soll nicht bestritten werden, daß einzelne Fälle von harter, ja grausamer Behandlung noch bis in den letzten Zeiten der Sklaverei sich ereigneten. Es waren dies aber die Ausnahmen und nicht die Regel. In früheren Zeiten war dergleichen viel häufiger gewesen, besonders auf den Plan-

¹⁾ Domestic Manners I. pag. 227.

²⁾ Dieser gedankenlose Missbrauch des Namens Gottes war damals auf St. Vincent infolge des Einflusses der Methodisten allgemein geworden. Z. B. die Frau befiehlt: „Bring mir eine Tasse!“ „Ja Madam, so Gott will, ich will's gleich thun!“

tagen, die in Abwesenheit des Besitzers unter Leitung eines Verwalters standen. Diese Praxis der Plantagenbesitzer, in Europa den Extrakt ihrer Grundstücke zu verzehren, war überhaupt für die ganzen westindischen Zustände höchst nachtheilig. Wo die Herren selbst ihre Slaven unter sich hatten, waren die Neger meist besser versorgt und milder behandelt, und die Plantagen gediehen. Jene Verwalter aber waren in alter Zeit oft ungebildete, rohe Leute, von denen nicht zu erwarten war, daß sie mit der nöthigen Langmuth, Ruhe und Menschlichkeit ihr Regiment über die Schwarzen führen könnten. Da kamen denn wohl oft solche Grausamkeiten vor, wie sie in den meisten Schilderungen der Sklaverei (vielfach aber doch noch mit Ueberreibungen) dargestellt werden. Wir würden jedoch der Wahrheit zu nahe treten, wollten wir die Zustände Westindiens in unserm Jahrhunderte mit solchen Darstellungen charakterisiren. Nur zu oft ist der Blick des Missionsfreundes dadurch getrübt worden. Wir wollten hier aber so offen wie möglich den wirklichen Verhältnissen ins Auge sehen, unter denen die evangelische Mission ihre Hauptarbeit zu thun hatte. Fast jede Mission unter den Heiden ist erschwert durch die Hindernisse, die die Sünden gottloser Europäer unter dem betreffenden Volke angerichtet haben. Nirgends anderswo aber waren diese Hindernisse größer als in Westindien. Mögen dieselben in früheren Zeiten sich vorzugsweise als durch Begehungsfürden der Europäer verursacht charakterisiren, so finden wir doch später weit überwiegender die Unterlassungsfürden. Das war die große Unterlassungsfürde nicht blos der einzelnen Plantagenbesitzer, sondern des Mutterlandes der Kolonien, daß der nun einmal vorhandenen Slaven-Bevölkerung nicht durch allgemeinen Unterricht die Segnungen christlicher Bildung zugeführt wurden. Das war eine Vernachlässigung der Heimat an den Kolonien, die durch die angestrengteste Missionsthätigkeit nicht wieder gut gemacht werden konnte. Anstatt die Neger zu erziehen, hat man sie in ihrer geistigen und geistlichen Verkommenheit gelassen, die um so schlimmer war, je besser für das materielle Dasein derselben gesorgt wurde. Daher ward der Schwarze so leicht zur Karikatur. Wäre die Kirche der europäischen Länder damals nicht in den tiefen Schlaf des Nationalismus versunken gewesen, hätten in Westindien christliche Männer die Gewalt, die ihnen unter Gottes Zulassung über die Schwarzen zugestossen war, richtig angewendet und sie verschmolzen mit der Bucht des Evangeliums, so hätte dort allerdings die Mission Triumphe feiern können, wie in keinem andern Lande, und es hätte mit Rücksicht auf die Greuel des Sklavenhandels, unter denen der schwarze Mann nach jenen Inseln gebracht wurde, und die als unverlöschliches Brandmal der Geschichte der christlichen Völker aufgeprägt sind, schon jetzt zum Preise der wunderbaren Regierung des Herrn heißen können: „Ihr gedachtet es böse — zu machen; aber Gott gedachte es gut — zu machen, daß er thäte, wie es jetzt am Tage ist, zu erhalten viel Volks.“ (Gen. 50, 20.) Neben Westindien ist's jetzt noch nicht am Tage. Das Ziel liegt vielleicht noch fern; denn der Menschen Walten hält oft Gottes Gnadenziele auf, zuweilen selbst da, wo der Mensch seine alten Verschuldungen (doch mit

verlehrtem Gi
Westindien zu
Vorher betrach
der Sklaverei,
gemeinde bis i

Die vorstehen
zugänglichen Klei
jagen sein. Scho
schnöre Insel han
kolonial Leben bei
Zuckerfultur dreh
(engl. Gewürz) u
Rindviehzucht get
Guineagrass bewa
Breding-Pennis.

Auch die Beh
als auf dem ande
verbotten und mit
zipation hin doch
und bis zum 1. J
— doch jedenfalls
der Baptisten, in
Wirklichkeit hinaus
Bevölkerung über
auf andern Inseln.
Kämpfen vollzogen.

Noch müssen
ihren Herren entsp
führten. Auch die
den Entlohenen si
(M a r o o n ' s) gen
ein, da das Leben
Bei manchen schle
worden. Man du
sie sonst gar nicht

Neben die Bev
die Juden eine gr
sachen u. s. w.

Zur Schilder
auftretenden Dela
spiel diene die B
gegeben hat.

In der Nach
fürchterlichen Orts
mittags zuvor wa
aus Horben und
wurde es gefährlich
wie für nötig, un
nehmen; und siehe
getragen. Um 3
einer halben Stun

¹⁾ Leider trägt
geschöpft wurde, noch
verirrten ließen wo

Verwalters
den Ertrag
zien westin-
che Sklaven
und milder
r waren in
erwartet
chlichkeit ihr
denn wohl
erungen der
dargestellt
wollten wir
en Darstel-
lungsreundes
wie möglich
evangelische
n unter den
en gottloser
n. Nirgend
Westindien.
s durch Be-
finden wir
Das war die
tagenbesitzer,
vorhandenen
e Segnungen
nachläßigung
ste Missions-
tt die Neger
erkommenheit
xielle Dasein
so leicht zur
damals nicht
esen, hätten
unter Gottes
angewendet
so hätte dort
einem anderen
lavenhandels,
racht wurde,
er christlichen
en Regierung
— zu machen;
hätte, wie es
20.) Ueber
vielleicht noch
zielt auf, zu
gen (doch mit

verkehrtem Eiser) selber wieder gut zu machen gedachte. Wie dies auf Westindien zutrifft, wird uns ein weiteres Kapitel dieses Buches zeigen. Vorher betrachten wir indessen die evangelische Mission in den Zeiten der Sklaverei, und zunächst die Anfänge derselben durch die Brüdergemeinde bis zum Beginn unsers Jahrhunderts.

N a c h t r ä g e .

Die vorstehende Schildderung hat besonders die Zustände der der evangelischen Mission zugänglichen kleinen Antillen im Auge. Ueber Jamaica würde manches anderes zu liegen sein. Schon die Naturbeschaffenheit, die Landschaft, die Vegetation u. s. w. dieser schönen Insel hat manches Eigenheitliche aufzuweisen. So hat sich auch hier das koloniale Leben besonders gehalten. Während auf den andern Inseln sich alles um Zuckerkultur drehte, gab es auf Jamaica zahlreiche Kaffee-Plantagen; auch Piment (engl. Gewürz) und Ingwer wurde viel gebaut. In großer Menge wurde auch Sandwichhütze getrieben, besonders auf der nördlichen Seite in den weiten, mit Guineagrass bewachsenen Ebenen. Die betreffenden Grundstücke hießen Penns oder Breeding-Penns.

Auch die Behandlung der Sklaven gestaltete sich wie es scheint auf Jamaica härter als auf den andern Inseln. Den Sklavenkindern Schulunterricht zu ertheilen war verboten und mit harten Strafen bedroht. Die Peitsche scheint hier bis zur Emancipation hin doch eine andere Rolle gespielt zu haben als auf den kleinen Antillen, und bis zum 1. August 1834 sollen unmenschliche Grausamkeiten vorgekommen sein — doch jedenfalls nicht in der Ausdehnung, wie parteiische Darstellungen, besonders der Baptisten, in ihrer generalisierenden Weise angegeben; sie gehen weit über die Wirklichkeit hinaus¹⁾. Doch soll nicht gelugnet werden, daß auf Jamaica die weiße Bevölkerung überhaupt in einem schrofferen Gegenzug gegen die schwarze stand, als auf andern Inseln. Daher konnte hier die Emancipation auch nur unter den schwersten Kämpfen vollzogen werden, wie wir im Folgenden sehen werden.

Noch müssen wir bemerken, daß in den Zeiten der Sklaverei nicht selten Neger ihren Herren entpfangen und in schwer zugänglichen Gebirgsgegenden ein freies Leben führten. Auch dies kam auf Jamaica besonders vor, wo die ausgedehnten Gebirge den Einschlössen sich Ausenthaltsorte boten. Solche freien Neger wurden Maroon's (Maroon's) genannt. Andre liefen nur zeitweise weg und stellten sich später wieder ein, da das Leben auf den Plantagen doch bequemer war als in der Einöde der Wälder. Bei manchen schlechten Subjekten war das Weglaufen förmlich zur Gewohnheit geworden. Man durfte sie nicht einmal zu hart strafen, da man befürchtete, daß sie sonst gar nicht sich wieder einfestellen würden.

Ueber die Bevölkerung Westindiens überhaupt ist nachzutragen, daß in den Städten die Juden eine große Rolle spielen, besonders im Kleinhandel mit Zeug, Schmuck, Sachen u. s. w.

Zur Schildderung der Natur müssen wir noch nachträglich die dann und wann auftretenden Orkanen erwähnen, die zweimal von Erdbeben begleitet sind. Als Beispiel diene die Beschreibung eines solchen, wie sie Missionar Catts (Methodist) gegeben hat.

In der Nacht vom 21. September d. J. gefiel es Gott, uns mit einem furchtbaren Orkan heimsuchen, der beinahe die ganze Insel verheerte. Nachmittags zuvor war der Himmel mit schweren Wolken beladen, der Wind blies heftig aus Norden und wurde gegen die Nacht immer stürmischer. Mit jedem Augenblick wurde es gefährlicher, sich zur Thürze hinaus zu wagen. Um 12 Uhr Nachts fanden wir für nötig, unser Haus zu verlassen und in ein anderes unsere Zuflucht zu nehmen; und siehe, wenige Augenblicke nachher wurde das Haus vom Sturm weggetragen. Um 3 Uhr in der Mitternacht war die Wuth des Windes namenlos; in einer halben Stunde lagen $\frac{1}{2}$ der Häuser in der Stadt zu Boden. Eine Flut

¹⁾ Leider trägt eines unserer folgenden Kapitel nach den einseitigen Quellen, aus denen es geschöpft wurde, noch so manche Spuren einer derartigen Darstellungswweise an sich, die sich nicht veriothlichen ließen wosfern von dem ursprünglichen Werke noch etwas stehen bleiben sollte.

von Negen stürmte herab, es erhebte die Erde, und die feurigsten Blitze mit Schweißdampf umströmten uns von allen Seiten. Wir machten uns zum Tode gefaßt. Tausende, die ohne Gott und ohne Gebet dahingelegt hatten, warfen sich nun auf ihre Knie nieder und riefen zu dem, dem der Wind und das Meer gehorchen sind. Viele unter ihnen haben den Tod unter den Trümmern ihrer Häuser gesunden. Hunderttausend derselben sind manchmal tot, viele andre sind indeß an ihren Wunden gestorben und andere dem Tode nahe. — Ein einziges Hans ist uns kürzlich geblieden, in dem uns der Herr König finden ließ. — Alle unsre Kirchen, bis auf eine, wurden zu Böden gefürt, und viele unsrer armen Neger, die ihr zureichendes Auskommen hatten, sind Bettler geworden."

3. Die Missionen der Brüdergemeinde in Westindien.

A. Die Brüder in Dänisch-Westindien bis zum Ende des 18. Jahrhunderts.

Es ist bereits im ersten Hefte (S. 41) erwähnt worden, wie die Begegnung des Grafen Binzendorf mit einigen Grönländern zu Kopenhagen (1731) den ersten Anstoß zur Begründung der Brüdermission in Grönland gab. Noch ehe diese zur Ausführung kam, wurde die Mission nach Westindien unternommen, die ebenfalls bei jener Gelegenheit ihre Veranlassung erhalten hatte. Die Bedienten des Grafen und unter ihnen namentlich David Nitschmann, der nachmalige Bischof, lernten damals den Kammermohren des Oberstallmeisters Grafen von Laurvig kennen. Anton, so hieß er, war früher auf St. Thomas Sklave gewesen, nun aber im Christenthum unterwiesen und getauft. Er erzählte den Brüdern viel von dem Ende der Sklaverei, in dem eine Schwester von ihm noch schmachtete, und mußte gar rührend zu schildern, wie sie zu dem ihr unbekannten Gott um Hilfe und Erlösung flehe, wie er denn selbst als Sklave auch oftmals einsam am Meeresufer sitzend mit schmerzlichem Verlangen sich nach dem Lichte göttlicher Offenbarung gesehnt habe. Viele Neger auf St. Thomas, meinte er zuversichtlich, seien eben so gesinnt und würden der Predigt des Evangeliums sofort aufallen und sich bekehren.

Es kann wohl nicht befremden, daß die Brüder und auch der liebe Herr Graf, dem Anton gleichfalls viel erzählen mußte, diese Mittheilungen ohne viel Kritik aufnahmen. Bald war Binzendorf voller Freudigkeit, Boten des Friedens in dieses weiße Erntefeld zu senden. In dieser Stimmung theilte er der Gemeinde zu Heernhut nach seiner Rückkehr alles, was er über Westindien erfahren hatte, mit. Bald darauf kam Anton auf seine Veranlassung selber dahin und wiederholte vor versammelter Gemeinde seine Erzählungen. Es traten diesmal freilich die Schwierigkeiten der beabsichtigten Mission deutlicher zu Tage. Die Prediger des Evangeliums, so hieß es, würden selber Sklaven werden müssen¹⁾, um den Sklaven nur nahe zu kommen. Aber auch hierdurch konnte der Funke, der in das Herz etlicher Brüder gefallen war, nicht wieder ausgelöscht werden. Namentlich fühlte Leonhard Ober einen

¹⁾ Nach den bestehenden Gesetzen wäre dies freilich gar nicht zulässig gewesen, was Anton aber nicht erwähnte.

starken Drang im ganzen Unternehmen am 18. Aug. Auf der antraten, hatte die fromme G ihnen Mut es wohl wert lasse." Die wo ihnen die als bisher da inzwischen and mit einer dem jühlungen von Lügen und fu Als diese aber ihrem Vorhab Schwester Am glaubensfesten Königs währe war die Besör nicht zu erla Kapitän die und Nitschman Einige vornehm licher und zur rohen Schiffste beschwichtigen

Da lag s bewaldeten K Tausend Fuß blaue See hin später nach t damals noch e in dem die S den verschlie auf ihren übe

Einer der Lorenzen, sud ihm ohne ihr er nahm sie g Sorgenstein b denn Anton denen sie den sonderbaren E

¹⁾ St. Tho

mit Schwefel-Tode gefasst, sich nun auf-horsam sind. er gefunden. es an ihren ist uns würdig-chen, bis aufzureichendes

dien.

18. Jahr-

en, wie die zu Kopen-tmission in de die Mis-Gelegenheit rafen und ge Bischof, rafen von t. Thomas nd getauft. ei, in dem rührend zu d Erlösung im Meeres- e göttlicher meinte er des Evan-

h der liebe e Mitthei- voller Freu- enden. In nach seiner nit. Walb wiederholte n diesmal r zu Tage. pen werden h hierdurch war, nicht über einen ssig gewesen,

starken Drang, zu jenen schwarzen Heiden zu gehen. Die Gemeinde im ganzen hatte weniger Freudigkeit. Als aber das Los über das Unternehmen bejahendentschied, wurden Dober und David Nitschmann am 18. Aug. 1832 als Missionare für St. Thomas abgeordnet.

Auf der Reise, die sie jeder mit nur 6 Thalern in der Tasche antraten, hatten sie aller Drite Bedeutlichkeiten zu hören. Doch war die fromme Gräfin Stolberg in Wernigerode eine der wenigen, die ihnen Muth zusprachen, für den Heiland alles zu wagen, „als welcher es wohl werth sei, daß man sich allenfalls um seinetwillen todschlagen lasse.“ Die schwersten Prüfungen aber warteten ihrer in Kopenhagen, wo ihnen die Verhältnisse auf St. Thomas in ganz anderm Lichte als bisher dargestellt wurden. Da der verschmitzte Kammermohr, der inzwischen anderweitigen Einflüsterungen Raum gegeben hatte, erklärte mit einer dem Neger eigenen Unbefangenheit alle seine früheren Erzählungen von der Sehnsucht der Sklaven nach Gottes Wort für lauter Lügen und suchte die Brüder von ihrer ferneren Reise abzubringen. Als diese aber trotz dem standhaft blieben und sich durch nichts von ihrem Vorhaben abbringen ließen, gab er ihnen einen Brief an seine Schwester Anna mit. Trotz der Theilnahme, die die anspruchslosen, glaubensfesten Missionare selbst bei der Königin und der Schwester des Königs während ihres verlängerten Aufenthalts in Kopenhagen fanden, war die Beförderung auf einem Schiffe der Dänischen Handelsgesellschaft nicht zu erlangen. Endlich wurde ihnen von einem holländischen Kapitän die Mitreise gestattet, aber nur indem Dober als Töpfer und Nitschmann als Zimmermann sich nach der Kolonie begeben sollte. Einige vornehme Freunde sorgten für das Passagiergeld. — Nach beschwerlicher und zumeilen gefährvoller Seereise, zuerst oft dem Spott des rohen Schiffsvolkes ausgesetzt, den sie nach und nach durch ihr Vertragen beschwichtigten, kamen sie am 13. Dezember 1732 auf St. Thomas an.

Da lag sie vor ihnen, die Insel ihrer Sehnsucht mit den grünbewaldeten Kuppen ihrer Berge, deren einige sich gegen anderthalb Tausend Fuß erheben, mit den weiten Buchten und den vielen in die blaue See hinausragenden Vorgebirgen.¹⁾ Der Hauptort, Tappus, später nach des Königs Schwester Charlotte Amalie genannt, war damals noch ein unansehnliches Dorf, überragt von einem alten Thurm, in dem die Flibustier gehaust hatten. Die meisten Pflanzer, unter denen verschiedene Nationen, auch Deutsche, vertreten waren, wohnten auf ihnen über die Insel zerstreuten Plantagen.

Einer der letzteren (wohl in der Nähe von Tappus), mit Namen Lorenzen, suchte die beiden Herrnhuter alsbald auf, denn sie waren ihm ohne ihr Vorwissen von Kopenhagen aus empfohlen worden, und er nahm sie gastlich in sein Haus auf, womit er sie von einem schweren Sorgenstein befreite. Noch an dem Tage ihrer Ankunft suchten sie denn Antons Schwester Anna, so wie ihren Bruder Abraham auf, denen sie den mitgebrachten Brief vorlasen, indem sie zugleich in einem sonderbaren Sprachgemisch, wie es sich eben mache, den sich sammelnden

¹⁾ St. Thomas ist fast 4 deutsche Meilen lang, und etwas über eine Meile breit.

Negern die frohe Botschaft von Christo zu verkündigen begannen. Die sprangen und klatschten vor Freude in die Hände; denn es war ihnen ganz neu, daß solche guten Worte auch für sie gelten sollten, die sie bisher nur für die Weisen bestimmt meinten, von denen dieselben doch so wenig geachtet wurden.

Wie nun an suchten sie an jedem Sonntage eine Schaar von Zuhörern zu sammeln; in der Woche ließ es sich nicht ausführen. Sie lernten nach und nach den äußern und innern Zustand der Schwarzen kennen, und erweckten durch ihre Freundlichkeit bei vielen derselben Zutrauen. Da es sie indeß drückte, das Brod ihres gastlichen Wirthes umsonst zu essen, auch das Alleinwohnen ihrem Berufe dienlich zu sein schien, so wurden sie mit Lorenzen eins, nach Tappus zu ziehen, wo derselbe ein noch unvollendetes Haus besaß, und dasselbe auszubauen. So verdiensten sie ihren Unterhalt mit ihrer Hände Arbeit. Die Missionarbeit ging dabei ruhig weiter. Bald hatten sie sich das verdorbene Holländisch, das die meisten Neger auf St. Thomas sprachen, angeeignet. Auf Anna und Abraham machte das Evangelium schon einen sichtlichen Eindruck. Auch mit den Freinegern, die bereits dem Namen nach Christen waren, kamen sie in Berührung, bei denen sie aber einen sehr harten Boden fanden; während einer, der sich ihnen anfangs mit großem Heilsverlangen anschloß, bald darauf als Heuchler und grober Sündendienner entlarvt wurde.

Als der Hausbau vollendet war, erhielten die Brüder Aufträge zu weiteren Bauarbeiten. So namentlich auf einer Plantage an der Muskitobai, wo Dober auch wieder den Handlanger machte und mit ihm 4 Schwarze beschäftigt waren, denen im täglichen Verkehr die christliche Wahrheit nahe gebracht wurde. Bei dieser Gelegenheit konnte den Negern der oft gemachte Einwand, die Arbeit lasse ihnen nicht Zeit, auf Gottes Wort zu achten, widerlegt werden.

Doch Dober wollte nicht länger von Nitschmanns Verdienst mitleben. Dieser sollte ja auch nach dem Willen der Gemeinde zu Herrnhut mit der nächsten Schiffsglegenheit dorthin zurückkehren. So versuchte jener es zunächst mit seinem Handwerk, der Töpferei. Aber der Thon der Insel war für dieselbe nicht geeignet. Dann zog er wieder nach der Muskitobai, um sich von Fischerei zu ernähren; verfiel aber bald in ein schweres Fieber, in dem er von seinem Gefährten treulich versorgt wurde. Nach eingetretener Genesung reiste dieser ab (17. April 1733), während Dober mit ungebrochenem Glaubensmuthe zurückblieb und in Lorenzens Hause wieder ein Unterkommen fand. Einige Wochen später nahm ihn der Gouverneur der Insel (Gardelin) als Haushofmeister an. Da ging es ihm äußerlich ganz wohl, auch hatte er Zeit, sich mit den Negern zu beschäftigen — dennoch fühlte er sich nicht glücklich. „Ich schämte mich so sehr“ sagt er, „daß es meinem ersten Plan nicht gemäß war, nämlich ein Sklave auf St. Thomas zu sein; und die ganze Lebensart war mir so ungewohnt und unangemessen, daß ich manchmal ganz betrübt darüber war.“ Über er sah auch hier des Herrn Führung, „mit dem er einen festen Bund gemacht hatte, sich seiner Providenz kindlich und blindlings zu überlassen.“

Mit Ab
Gerd, sich d
nischen Lustb
in ihnen sich
seine ganzen
der er nur u
im Stiche u
nur sehr küm
mit seinen 3
num fleißiger
ihm das Am
lehnen wollte
Schwarzen ve
Die Gemeind
Aeltestenamt
ganze Kolonie
landeten.

Die etwo
(Santa Cruz
der Dänisch
sie mehrere
hatte auf der
nun nach Her
und leiten sol
Christentum
über diese Be
Vorschlag ang
bias Leupo
ihnen seine A
selben und ve
und Entbehru
opfernden T
anzusehen ist.

Seine E
eingenommen
den Tod abge
nisten nach S
unterbrochen

Die Un
traurigen Be
gelaufenen Ne
schwach, doch
unbekannt mi
säumten die

¹⁾ Es ist u
hört. Croix ist
²⁾ Die wäl
höchst ungesund

nen. Die
war ihnen
i, die sie
lben doch
von Zu-
en. Sie
d schwarzen
derselben
Wirthes
zu sein
ehen, wo
zubauen.
Die Mis-
serdorbene
geeignet.
ichtlichen
nen nach
inen sehr
t großem
Silinden-

Aufträge
e an der
und mit
die christ-
t konnte
en nicht

enst mit-
u Herrn-
So ver-
Aber der
t wieder
iel aber
treulich
7. April
rückblieb
Wochen
aushof-
er Zeit,
ch nicht
m ersten
zu sein;
emessen,
uch hier
t hatte,

Mit Abraham und Anna schloß nun auch der Mann der letzteren, Ger'd, sich dem Missionar näher an. Sie enthielten sich von den heidnischen Lustbarkeiten und legten schon manches schöne Zeugniß von dem in ihnen sich regenden geistlichen Leben ab. Dober hätte ihnen gerne seine ganzen Kräfte gewidmet. Darum gab er seine Stellung auf, aus der er nur ungern entlassen wurde, ließ Neberflüß und Bequemlichkeit im Stiche und nahm einen Wächterposten in Tappus an, bei dem er nur sehr kümmerlich seinen Lebensunterhalt verdiente, war aber erfreut, mit seinen 3 erwachsenen Negern, zu denen sich noch ein vierter gesellte, nun fleißiger verkehren zu können. — Nach einigen Monaten wurde ihm das Amt eines Plantagenvorstechers angeboten, das er nicht ablehnen wollte, da es die beste Gelegenheit zum Verkehr mit den Schwarzen versprach. Aber nicht lange blieb er in dieser Stellung. Die Gemeinde in Herrnhut rief ihn zurück; er war in das erledigte Amt gewählt worden. Diese Nachricht erhielt er durch eine ganze Kolonie von Brüdern, die im Sommer 1734 auf St. Thomas landeten.

Die etwa 8 deutsche Meilen südlicher gelegene Insel Ste. Croix¹⁾ (Santa Cruz) war im Jahre zuvor der französischen Regierung von der Dänisch-Westindischen Handelscompagnie abgekauft worden, nachdem sie mehrere Jahrzehnte wüste gelegen. Der Oberkammerherr von Plesz hatte auf derselben ausgedehnte Ländereien erworben und wandte sich nun nach Herrnhut um Kolonisten, die die Plantagen dort einrichten und leiten sollten und zu gleicher Zeit Gelegenheit zur Ausbreitung des Christenthums finden würden. Trotz einiger Bedenken Zinzendorfs über diese Vermengung der Mission mit äußeren Geschäften wurde der Vorschlag angenommen und 18 Personen unter der Leitung von Tobias Leupold reisten zunächst nach St. Thomas, woselbst Dober von ihnen seine Abberufung erfuhr. Mit schwerem Herzen gehorchte er derselben und verließ die ihm so lieb gewordenen Stätten seiner Arbeiten und Entbehrungen am 12. August 1734. Obgleich er mit seiner aufopfernden Thätigkeit als der Bahnbrecher der westindischen Mission anzusehen ist, dachte er selber von seinem Wirken nur sehr gering.

Seine Stelle sollte von einigen der neu angelkommenen Brüder eingenommen werden. Doch dieselben wurden zum Theil bald durch den Tod abgerufen, und die übrigen gingen zur Unterstützung der Kolonisten nach Ste. Croix, so daß die Mission auf St. Thomas gänzlich unterbrochen war.

Die Unternehmung auf jener Nachbarinsel hatte einen höchst traurigen Verlauf. Als die Brüder mit 12 für den Oberkammerherrn gekauften Negern dorthin übersegten, waren ihrer einige noch so schwach, daß sie ans Land getragen werden mußten. Die Gesunden, unbekannt mit den Gefahren des Klimas, überarbeiteten sich und ver säumten die nötige Vorsicht und Schonung.²⁾ So wurden in kurzer

¹⁾ Es ist unrichtig, die Insel „Saint Croix“ zu nennen, wie man gewöhnlich hört. Croix ist bekanntlich ein Femininum.

²⁾ Die während eines Zeitraums von 38 Jahren verwilderte Insel war hierdurch höchst ungesund geworden.

Zeit ihrer Behn dahingerafft. Dazu kam, daß Zwistigkeiten, die schon auf der Seereise ausgebrochen waren und die auch Dober nicht beizulegen vermocht hatte, immer stärker hervortraten, sowie unlautere und selbstsüchtige Absichten einiger von den Kolonisten die Missionsarbeit lähmten. Elf von Herrnhut nachgesandte Brüder¹⁾ stellten zwar die Einigkeit wieder her, stärkten auch den Missionseifer, aber immer wieder forderte das Klima seine Opfer und so mußte das ganze Unternehmen aufgegeben werden. Einige Brüder trennten sich ganz von der Gemeinde und von der Sache der Mission und richteten sich auf eigne Hand auf der Insel ein. Nur wenige kehrten, elend an Leib und Seele, nach Hause zurück (1736). Matthäus Freyndlich blieb auf St. Thomas.

Doch schon im August des Jahres zuvor war dorthin ein anderer Bruder gesandt, mit dessen Namen die ersten größeren Missionserfolge in Westindien verknüpft sind: Friedrich Martin. Er war begleitet von dem Br. J. A. Bönide, einem Schneider, der durch Ausübung seines Handwerks für den Unterhalt sorgen sollte, damit sich Martin völlig der Mission widmen könne. Dies that denn derselbe mit außerordentlichem Eifer. Zunächst nahm er sich der wenigen an, die sich bereits an Dober angegeschlossen hatten. Dann aber hielt er nicht blos auf der Kompagnie-Plantage Sonntagsgottesdienst, sondern wußte jede Gelegenheit wahrzunehmen, um den Negern nahe zu kommen. Hatte er bei einem derselben erst einen Eindruck des göttlichen Wortes bemerkt, so ließ er ihn nicht wieder aus den Augen, sondern ging ihm überall nach, bis er ihn völlig gewonnen hatte. Eine Negerin ritz er einmal mitten aus einem wilden Tanz heraus und stellte ihr die göttliche Gnade so ernstlich vor, daß sie sich entschloß, der Welt zu entsagen. Seine Vertraulichkeit und Freundlichkeit mit den Schwarzen, zu denen er sich in herzlichster Liebe herabließ, gewann ihm die Herzen; sein Leben, das die Kraft des Christenthums bezeugte, gab seiner Lehre einen mächtigen Nachdruck. Besonders ist seine Wohlthätigkeit zu rühmen, die er ohne Unterschied an Gläubigen und Ungläubigen übte. Jeden Abend versammelte sich, in dem Hause der Brüder eine Schaar von Negern, und da dasselbe bald zu klein ward, baute ein solcher Namens Glas ein eignes Versammlungshaus.

Vereits nach einigen Monaten dieser Wirksamkeit wurden die Brüder durch einen Visitationsbesuch A. G. Spangenberg's erfreut. Letzterer vollzog die heilige Taufe an drei Negern u. z. auf der Plantage Muskitobai. Martin war nämlich nicht ordiniert. Leider waren einige der schon durch Dober Erweckten wieder untreu geworden; so auch jene Anna, die wir nicht unter den Erstlingen von St. Thomas finden. Sehr ermunternde Erfahrungen aber boten sich bei einigen Personen dar, die freilich noch nicht die Taufe empfangen konnten.

¹⁾ Schon nach der Nachricht von 2 Todesfällen unter den Kolonisten waren dieselben abgeordnet. Als die weitere Trauertunde in Herrnhut eintraf, sang die Gemeinde: "Es wurden zehn dahingestellt als wären sie verloren; auf ihren Beeten aber steht: Das ist die Saat der Mohren."

So wird aus ihre mitgebrac zuweilen eine will
Von unter den sich einfacheilnahm des Heil eigentliche Gebet; d Einzelnen längerten Freuden lebte und wurde de
Nun besondres Besuche i durch Pei sie mitbr Zumuthu fungen w gingen vo und treu. Insel ver Streit des than und der Schn nehmnen."

Im eine von Christ. S wieder du über ein der bekeh Bevölkeru schon läng missionire Er wurde Balb lichen Neg 30 Perso Ordnunge

All ebeilt, die s Aufsicht übe

die schon
cht bezu-
itere und
nsarbeit
zwar die
er wieder
ernehmen
der Ge-
auf eigne
Zeit und
blieb auf

n anderer
nserfolge
begleitet
lussübung
Martin
it außer-
die sich
icht blos
suchte jede
t. Hattc
bemerkt,
überall
er einmal
göttliche
entfagen.
zu denen
zen; sein
er Lehre
igkeit zu
gen übte.
e Schaar
n solcher

urden die
erfreut.
er Plan-
er waren
orden; so
Thomas
einigen
konnten.

nen waren
, sang die

So wird namentlich von einer alten Freinegerin, Marotta, erzählt, die aus ihrem Vaterlande dunkle Begriffe von einem dreieinigen Gott mitgebracht hatte, dem sie in großer Frömmigkeit mit viel Beten sowie zuweilen mit Opfern von Lämmern diente. Das Evangelium war ihr eine willkommene Botschaft.

Von jener Zeit an wuchs der Hunger nach dem Wort Gottes unter den Negern, deren nun täglich fast 200 zu den Abendstunden sich einfanden, um Unterricht im Lesen und Schreiben mit Freunden theilnahmen und schon dabei oft ein Verlangen nach der Erkenntniß des Heilandes gewonnen. Nach den Leseübungen folgte dann der eigentliche Unterricht im Christenthum, bestehend in Gesang, Lehre und Gebet; daran schlossen sich noch vertrauliche Unterredungen mit den Einzelnen, wodurch die Zusammenkünfte oft bis Mitternacht sich verlängerten. Jeder, der zu diesen Abendstunden sich meldete, ward mit Freuden aufgenommen; nur wer in offensbaren Werken des Fleisches lebte und auf wiederholte Mahnungen nicht davon abstehen wollte, dem wurde der Zutritt bis zur Aenderung seines Sinnes untersagt.

Nun aber erhob sich auch Haß und Feindschaft gegen die Mission, besonders von Seiten der Weißen. Manche Herren ließen zwar die Besuche ihrer Sklaven bei den Brüdern zu; andre aber suchten sie durch Peitschenhiebe davon abzuhalten und verbrannten die Bücher, die sie mitbrachten. Besonders hatten die Negerinnen, die den wollüstigen Zumuthungen ihrer Herren widerstanden, viel zu leiden. Diese Prüfungen waren freilich manchen der bereits Angeregten zu schwer; sie gingen von dem guten Wege wieder ab. Andre aber blieben standhaft und treu. Als Spangenberg nach mehrwöchentlichem Aufenthalt die Insel verließ, konnte er nach Herrnhut berichten: „Hier ist ein großer Streit des Lichtes und der Finsterniß. Es ist eine offene Thür aufgethan und sind viele Widersprecher. Wie gern bliebe ich hier, um an der Schmach der Brüder sowohl als an ihrem Segen Theil zu nehmen.“

Im Jahre 1737 wurde Martin vom Bischof Nitschmann durch eine von London aus datirte Urkunde ordinirt und erhielt in Joh. Christi. Schönewek mit seiner Frau Mitarbeiter, die ihm aber bald wieder durch den Tod entrissen wurden. Freundlich, der ihm schon über ein Jahr lang zur Seite gestanden hatte, verheirathete sich mit der belehrten Mulattin Rebekka, die treulich unter der weiblichen Bevölkerung wirkte. Vonide aber hatte sich in hochmuthiger Weise schon längere Zeit von den Brüdern getrennt und auf eigene Hand zu missioniren angefangen, was auf Schwärmerei hinauszulaufen schien. Er wurde in jenem Jahre vom Blitz erschlagen.

Bald nach Martins Ordination begann die Bildung einer christlichen Negergemeinde, indem er nach und nach in Jahresfrist gegen 30 Personen tauften konnte. Für diese Gemeinde wurden folgende Ordnungen festgesetzt.

„Alle Getauften wurden in kleine Gesellschaften von 5, 6 oder 10 Personen gesellt, die sich über ihren Herzenzustand brüderlich mit einander besprachen. Die Aufsicht über diese kleinen Kreise vertrat Martin 5 Nationalschülern an, welche

er für die thätigsten zu diesem Berufe erkannt hatte. Mit der Taufe war er nicht allzu schwierig; bei wem er ein aufrichtiges Verlangen nach seinem ewigen Heile wahrnahm, mochte er auch in vielen Städten noch schwach und unbestigt sein, den nahm er durch die Taufe in die Gemeinde auf, und überließ es der Wirkung des heiligen Geistes, ihn durch das Bad der neuen Geburt selbst zu bestätigen und zu gesalzen. Nachher jedoch wurden nur diejenigen, die Festigkeit im Gange durch die göttliche Gnade erlangt hatten, nach einer kurzen Rede von der Wichtigkeit und dem Segen des heiligen Abendmahls, zu dem Genusse dieses Sakraments zugelassen. In allen Getauften, besonders den Abendmahlsgenossen, suchte Martin die ihnen anvertraute Gabe durch unablässige, treue Anwendung zu wecken; er ließ sie erwachsen, lernbegierigen Neger fleißig besuchen, und die Erfahrungen, welche sie an ihrem eignen Herzen gemacht hatten, ihnen mithielen. Einige ließ er auch kurze Briefe aufsetzen, nahm diese bei einem Besuch in S. e. Croix mit, und las sie den dortigen, früher von der Predigt der Brüder angeregten Negern vor, was auf diese einen tiefen Eindruck machte. Unter den gläubigen Negern wurde eine christliche Theorbung eingeführt; die in die Ehe tretenden wurden unter Gefang und Gebet der ganzen Gemeinde dazu eingeseignet. Nach Art der ersten Christen wurden zur Förderung innigerer Gemeinschaft und herzlicherer Theilnahme in allen Lebensverhältnissen öfters Liebesmahl mit den Negern gehalten, wozu bald dieser einen trocken fisch, den er gefangen hatte, bald jener ein anderes Gericht, das er sich sauer verdient hatte, hergab. Jede Verflindigung gegen äußere Pflichten, Ungehorsam gegen Vorgesetzte u. dgl. m. wurde, nach Verschiedenheit der Umstände, mit mehr oder weniger Schärfe geahndet. Der Lebhaft oder Getaufte, der sich hartnäckig oder trozig gegen seine Herrschaft aufführte, wurde von den Versammlungen so lange ausgeschlossen, bis er mit herzlicher Reue um Vergebung bat; dies wirkte meistens mehr, als alle Züchtigungen des Meisterknechtes; es wurde den Schuldigen bald untrüglich, dass gesegneten Unterrichts zu entbehren, und sie baten mit Thränen um Wiederannahme. Einige, die sich durch das Singen guineischer heidnischer Lieder zum Antro anderer verständigt hatten, wurden darüber in öffentlicher Gemeindeversammlung ernstlich erinnert, und ihnen die Ausschließung angelinct, der sie jedoch durch ernstliche Abbitte abwinkten. Überhaupt wurden alle, die noch in offenbaren Werken des Fleisches lebten, von der Gemeinschaft der Gläubigen ausgeschlossen. Auf Pflanzungen, wo viel gläubige Neger waren, wurden ihnen Aufseher bestellt, die besonders darüber zu wachen hatten, dass sie treu, fleißig und ehrenstichtig gegen ihre Vorgesetzten waren, und die Uebertreter sogleich anzeigen mussten; dies hatte zur Folge, dass manche Herren den Beweis selbst in die Hände befahlen, wie sehr die Predigt des Evangeliums zum Vortheil ihrer Sklaven und ihrer selbst gereichte. Aber alle diese Einrichtungen waren dem treuen Missionar noch nicht genug; er ging noch außerdem unter den Negern umher und unterredete sich mit jedem einzeln, und die großen Schwierigkeiten, welche der Dienst, die Entfernung der Pflanzungen und die äußere Lage der Sklaven diesem Geschäft in den Weg stellten, überwand er durch unermüdbaren Eifer und Geduld".

Da das Haus der Brüder zu Tappus für die Versammlungen zu klein wurde, so nahmen sie die Gelegenheit wahr eine kleine Plantage anzukaufen, wohin sie alsbald überstiebelten. Die Gebäudelichten lagen auf einem Berge, etwa eine Stunde östlich von jenem Orte, von dem aus die Christen durch den Schall der Posaune zusammengerufen wurden, daher er den Namen Posaunenberg erhielt (1738). Die Gemeinde war im besten Aufblühen. Nun aber begann ein bedrohlicher Sturm über das junge Werk herzufahren. Die Herren, welche nicht leiden wollten, dass ihre Sklaven frömmmer würden als sie selbst, warfen einen bittern Hass auf die Missionare. Selbst der holländisch-reformierte Prediger J. Worm verschmähte es nicht, mit den Feinden gemeinsame Sache zu machen. Er socht Martins Ordination an, da sie nicht vom Könige bestätigt sei, und bewirkte, dass demselben jede Amtshandlung bis zu der von Kopenhagen geforderten Entscheidung

untersagt und dessen nisten Fie knecht war leisten kon Strafe verfügniz g Mittäfelste Seelen inz und Heule gegen 400 sich Schw und ertrug paar Wor

Dem tigkeit sein Prozeß ge daler Str Frau sollt überwiesen noch nicht während befreundet treulich ve

Diese gemeinde i treu und Getauften von dem worteten e sie weit a blieben da genheit, in Eine zwe nicht dazu

Ganz Binzendor rigen Lag den ihm i Leute in e Gleich na Freilassun rührendes Christi m Aufnahme

¹⁾ Das die Karre g

unterfragt wurde. Dazu war um jene Zeit von Martin, Freindlich und dessen Ehefrau in einem Prozeß gegen den früheren Brüderkolo-nisten Fiedler, der jetzt auf einer Plantage in St. Thomas Meister-knecht war, ein Eid verlangt worden, den sie mit gutem Gewissen nicht leisten konnten. Infolge der Weigerung wurden sie zu einer Geld-strafe verurtheilt, die sie nicht zahlen konnten, und deshalb ins Ge-fängniß geworfen. Zu vor aber hatte Martin aus der Gemeinde 2 zu Mittäfesten und 8 zu Gemeindebienern gewählt, denen die Pflege der Seelen inzwischen übertragen wurde. Unter dem schmerzlichen Weinen und Heulen einer großen Schaar von Negern — (es hielten sich schon gegen 400 zu ihnen) wurden die Brüder abgeführt. Auch versammelten sich Schwarze dann und wann unter den Fenstern des Gefängnisses und ertrugen gern die Schläge und Stöße der Soldaten, um nur ein paar Worte von dem geliebten Lehrer hören zu können.

Dem Bruder Freindlich wurde übrigens nun auch, da die Gültigkeit seiner von Martin vollzogenen Trauung bestritten wurde, der Prozeß gemacht, weil er in wilder Ehe lebe. Er wurde zu 100 R.-daler Strafe und lebenslänglicher Karrenarbeit¹⁾ verurtheilt. Seine Frau sollte in die Sklaverei verkauft, und das Gelb einem Hospital überwiesen werden. Zur Vollstreckung des Urteils kam es freilich noch nicht, und beide wurden noch weiter in Gefangenschaft gehalten, während der schwer erkrankte Martin auf die Bürgschaft eines ihm befreundeten Pflanzers, Carstens, vorläufig losgegeben und von diesem treulich verpflegt wurde.

Diese Zeit der Anfechtung gereichte übrigens der jungen Neger-gemeinde recht zum Segen. Die Bekehrten blieben ihrem Bekentniß treu und wurden fester auf demselben gegründet. Die sämmtlichen Getauften wurden eines Tags in das Kastell nach Tappus citirt, um von dem reformirten Prediger Borm geprüft zu werden. Sie ant-worteten einfältig und klar, aber viele Fragen waren so gestellt, daß sie weit über die Fassungskraft der Schwarzen hinausgingen und blieben daher unbeantwortet. Es gelang aber nicht bei dieser Gele-genheit, irgend etwas Gravirendes gegen Martin herauszubekommen. Eine zweite Prüfung sollte nach 8 Tagen stattfinden, aber es kam nicht dazu.

Ganz unerwartet nämlich kam am 29. Januar 1739 der Graf Zinzendorf zu einer Visitation nach St. Thomas, ohne von der traurigen Lage der Brüder irgend wie Kenntniß zu haben. Er kam um den ihm öfter gemachten Vorwurf zu widerlegen, daß er nur immer Leute in ein ungesundes Land bringe, wo sie bald sterben müßten. — Gleich nach seiner Ankunft ersuchte er den Gouverneur der Insel um Freilassung der Gefangenen, die auch alsbald erfolgte. Es war ein rührendes Wiedersehen. Der Graf küßte den leibenden Bekennern Christi mit Ehrfurcht die Hand. Bei Carstens hatten sie zunächst Aufnahme gefunden, von wo sie am folgenden Tage nach dem Po-

¹⁾ Das Erkenntniß sagt: in Bremerholm (bei Kopenhagen) auf Lebenszeit an die Karre geschlossen zu werben.

faunenberg zogen. Von der dort stattfindenden Versammlung der Negerchristen erhielt Zinzendorf einen tiefen Eindruck, besonders als er in einer an sie gerichteten Ansprache Luthers Erklärung zum zweiten Artikel cirtte, und die sämmtlichen Neger in ihrer kreolischen Sprache mit in das Wissen einfielen. — Nach dreiwöchentlichem Aufenthalt, während dessen durch Verhandlungen mit dem Gouverneur die Verfolgung der Brüder gänzlich beigelegt wurde, verließ der Graf die Insel, auf die er übrigens zwei neue verheirathete Brüder, Weber und Löhans, mitgebracht hatte.

Doch erneuerten sich bald nachher die Feindseligkeiten gegen die christlichen Neger. Man brachte es zu einem Verbot, daß kein Neger nach Sonnenuntergang die Plantage verlassen sollte, und als die Versammlungen der Brüder trotzdem besucht wurden, kam es zu einem Ueberfall, bei dem mehrere Schwarze verwundet wurden. Eine Zeit lang versammelte man sich nun in einem Gehölz unter Aussichtung von Wachen. Die wachsende Sache des Evangeliums blieb durch diese Drangsal vor falschem Namenchristenthum bewahrt, und die Anhänger immer mehr auf dem guten Grunde bestigt. Bald aber verloren sich denn die Verfolgungen wieder, da eine strenge Kontrolle nicht durchzuführen war. Auch traf die königliche Entscheidung über die Ordination Martins ein, die anerinnend ausgefallen war. Dem reformirten Prediger wurde dabei bedeckt, daß er sich aller Neuerungen gegen die Brüder zu enthalten habe, „intemal er auch nur toleriret sei.“

Von nun an wuchsen die Scharen derer, die sich um das Evangelium sammelten, das nun auch in Tappus, Muskitobai und de Baarl, einer Plantage auf der Nordseite der Insel, regelmäßig verkündigt wurde. Schon waren Nationalgehölzen soweit ausgebildet, daß man ihnen die Predigt anvertrauen konnte. Ja Martin hatte sogar schon seine 16 „Fischer“, wie er sie nannte, die Sonnabends und Sonntags je 2 und 2 auf allen Plantagen der Insel umherzogen und missionirten. In kurzem gab es an 52 Orten der Insel Erweckte. 1741 konnte Martin schreiben: „Es ist fast kein Tag, da nicht Seelen kommen, die ihr Glück fühlen und um Gnade schreien. Geht man aus, so hört man hier einen im Zuckerfeld, dort einen im Busche, den dritten hinter seinem Hause beten und weinen u. s. w.“

Ein theologisch gebildeter Missionar, Feder, der von Herrnhut ausgesandt wurde, fand seinen Tod beim Schiffbruch nicht weit vom Ziele der Reise, während seine Gefährten Ch. G. Israel, ein schwächerer, verwachsener und Lahmer, aber von Eifer für die Sache des Herrn beseelter Mann, unter merkwürdigen Umständen aus demselben gerettet wurde¹⁾. Der letztere eignete sich schnell die kreolische Sprache an und stand bald in voller Thätigkeit. — Die Zahl der Täuflinge mehrte sich. 1741 konnten 90 Personen mit einemmale getauft werden, unter denen auch endlich Anna war, die nun Zeichen eines neuen Lebens gab. — Der Leseunterricht, der bisher als Hülfsmittel zur Kenntniß des Evangeliums getrieben war, von manchen aber in weltlichen Absichten benutzt

¹⁾ cf. Wullschlägel, Lebensbilder II, S. 16 ff.

wurde, blieb beschluß wurdigung des

Ein Ver
Weber und
die Sendboten
Israel aber
Auf Zinzen-
delphia. Do
nach einigen
Thomas zur
unter aller
Abscheiden en
von seinen lie

Friedrich
wandte aber
St. Jan. Wi
durch ein Ne
stellte das Mi
wurde eine J
Brüder dahin
kunft neuer M
und mehrere

Auf Ste
Fuh fassen kö
getaufter Nege
der Insel, war
Am 12. Juli
die rier ersten
garten aufblü
von National
wert, der vo

Als ich un
Hessland die Me
damit sie nicht
Herz durchbohrt
diesem großem
wir Gleicherseins
uns doch von i
barkeit so hing
den Herrn kenn
bigen Neger vi
lungen von Se
die Wälder, um
sammlungsplatz
Gottes walzte
in die Nacht zu

Auf der
von St. Tho
der mit den

wurde, blieb fortan den Negern unter sich überlassen. Durch Konferenzbeschluß wurde die Arbeit der Brüder ausschließlich auf die Verkündigung des Kreuzes beschränkt.

Ein Versuch auf Ste. Croix, der im genannten Jahre von Geschw. Weber und Israel ausgeführt wurde, blieb ohne Erfolg. Krank mußten die Sendboten heimkehren, ohne auch nur eine Seele gewonnen zu haben. Israel aber hatte dort den Grund zu seinen tödlichen Leiden gelegt. Auf Binzendorfs Einladung gingen die Missionare 1742 nach Philadelphia. Doch Israel hielt es nicht lange dort aus, sondern lehrte nach einigen Monaten mit einem neuen Gehilfen, Böhner, nach St. Thomas zurück. Als Martin 1743 verheirathet wieder kam, hatte sich unter aller Arbeit Israels Krankheit so verschlimmert, daß er seinem Abscheiden entgegensehah. Am 2. August entschlief er, herzlich beweint von seinen lieben Negern.

Friedrich Martin blieb zwar die Seele der Mission auf St. Thomas, wandte aber fortan seine Arbeit noch mehr auf die Inseln Ste. Croix und St. Jan. Wichtig war die Bestätigung der Kirchenfreiheit für die Brüder durch einen Nekeser Christian VI. Sein Nachfolger Friedrich V. aber stellte das Missionswerk sogar unter den Schutz der Regierung. Dasselbe wurde eine Zeitlang freilich gehemmt durch eine Epidemie, die mehrere Brüder dahintraffte, während die andern krank barniederlagen. Die Ankunft neuer Arbeiter von der nordamerikanischen Gemeinde (Bethlehem) und mehrere Besuchungen dienten in dieser Prüfungszeit zur Stärkung.

Auf Ste. Croix hatte Martin 1744 endlich mit der Mission festen Fuß fassen können, anknüpfend an eine Anzahl schon auf St. Thomas getaufter Neger. In der Nähe von Christiansstadt, an der Nordseite der Insel, war eine Plantage angelauft, wo Martin seinen Wohnsitz nahm. Am 12. Juli konntnen auf der nicht fernsten Kompagnieplantage, Prince, die vier ersten Personen getauft werden, „die ersten in dem Todengarten aufblühenden Pflanzen“. Die weitere Arbeit wurde auch hier von Nationalgehülfen unterstützt, unter denen Nathanael erwähnenswerth, der von der Zeit seiner Erweckung folgendes erzählt hat:

„Als ich unsre Brüder das große Wort verkündigen hörte, daß Gott unser Herrland die Menschen so gelebt hat, daß er ein Mensch wurde und für sie starb, damit sie nicht den ewigen Tod erleiden möchten, war es, als ob ein Pfeil mein Herz durchhöhrte. Ich folgte den Brüdern von Ort zu Ort, um noch mehr von diesem großen Worte zu hören. Und wenn keine Brüder bei uns waren, so lamen wir Gleichgesinnte zusammen, und wiewohl wir nicht viel wußten, unterredeten wir uns doch von dem Gott, welcher selbst die Neger liebt, und wurden oft von Dankbarkeit so hingezogen, daß wir alle weinten und ein brennendes Verlangen fühlten, den Herrn lernen zu lernen und Seine Gnade zu erfahren. Zu der Zeit mussten die gläubigen Neger viel Widerstand und Verfolgung erdulden. Um uns keinen Misshandlungen von Seiten der weißen Leute auszusetzen, nahmen wir einen Umweg durch die Wälder, um das Evangelium zu hören; doch je beschwerlicher es war, zum Versammlungsort zu gelangen, desto seltiger fühlten wir uns daselbst; denn der Friede Gottes waltete auf eine besondere Weise unter uns, und wir sprachen oft bis spät in die Nacht zusammen von dem Heil unserer Seele.“

Auf der Insel St. Jan, deren westlicher Punkt von dem östlichen von St. Thomas kaum dreiviertel Meilen entfernt ist, hatte schon 1741 der mit den Brüdern verbundene Plantagenaufseher Jens Rasmus

selber angefangen, mit seinen Negern erbauliche Versammlungen zu halten. Drei Jahre später sollte dort ein eigner Missionar stationirt werden (Tutweiler), der aber schon beim Beginn seiner Arbeit von einem feindseligen Weisen so mishandelt wurde, daß er nach St. Thomas zu schleichen mußte. Er erlag bald darauf dem Fieber, der fünfunddreißig von denen, die in einem Zeitraum von 11 Jahren in Verbindung mit der westindischen Brüdermission ihr Leben verloren. Auf St. Jan ak^r konnte Martin bei einem Besuche (1745) schon die Erslinge tauften.

Auf St. Thomas war inzwischen die Unzuverlässigkeit des Negercharakters zum Kummer der Brüder vielfach zu Tage getreten, und sie hatten derselben durch die strengste Kirchenzucht begegnen zu müssen gemeint. Dazu kam die einseitige Befolgung einer Ermahnung Zinzendorfs, nicht nach Beklehrung ganzer Haufen, sondern einzelner Seelen zu trachten. Die Ausgeschlossenen, theils erbittert, theils niedergeschlagen, blieben vielfach sich selbst überlassen, auch wollte man niemand tauften, der nicht das Ideal, das man sich von einem Beklehrten mache, erreicht hätte. So wurde 1741—44 keine Heidentaufe vollzogen. Die Brüder gerieten immer tiefer ins Verderben. Die wichtige Sache kam 1747 auf der Synode zu Herrnhut zur Verhandlung, zu der auch Martin nach Europa gekommen war. Hier wurden die Grundsätze einer mildern Praxis aufgestellt. Der Bischof Joh. v. Watteville ward beauftragt, die Mission in Westindien zu visitiren und diese Praxis dort einzuführen. Sein Erscheinen dort (1749) rief eine weitgehende Bewegung hervor. Die Ausgeschlossenen wurden wieder aufgefunden. 8 bis 900 Neger besuchten die Versammlungen. Viele begehrten die Taufe. 380 Lehrlinge meldeten sich nach einem Bettage, und während der neunwöchentlichen Visitation konnten 100 Personen getauft werden. Zur besseren Seelenpflege wurde die Gemeinde in 5 Klassen getheilt: Lehrlinge, Taufandidaten, Getaufte, Abendmahlssandidaten und Kommunitanten. Auch wurde bestimmt, daß von nun an die Kinder der Getauften gleich nach der Geburt getauft werden sollten.

Mochte nun auch bei diesen Maßregeln ein Zunehmen der Spreu unter dem Weizen unvermeidlich sein, so nahm doch die ganze Mission von jetzt an einen bedeutenden Aufschwung. Die Zahl der Getauften stieg bald auf 1222. Vor Martins Abreise war übrigens der ordinirte Bruder Meinig auf St. Thomas an die Spitze derselben getreten, der aber schon 1749 durch den Tod abgerufen wurde. Im folgenden Jahre (Febr. 1750) entschließt auch Martin auf Ste. Croix, nach vierzehnjähriger, apostolischer Thätigkeit. Dort wie auf St. Jan hatte er seine letzten Kräfte dem Evangelio geweiht, und an beiden Orten war durch ihn die Mission fest begründet. Auch auf der leichten Insel war eine Plantage, Bethania, angekauft, und dort ein Versammlungshaus errichtet. Auch zu Princeps auf Ste. Croix hatte Martin noch eine neue Stätte für den Gottesdienst einweihen können.

Das folgende Jahrzehnt wurde die westind. Mission von Georg Weber als dem Ordinarius geleitet. Auf Ste. Croix wirkte G. Ohneberg.

Er hatte gerade in vorzüglichem Maße die Gabe empfangen, welche den Missionaren vor der letzten Visitation so gefehlt hatte; durch sein liebreiches, zuvorkommend freundliches Vertragen gegen alle, durch sein Aussuchen der Spuren göttlicher Herzens-

bewegung bei der Willkürfreiheit, der getaufte Neger zu annahme. Er aus seinem Verstand und nur die nicht geburt, den nommen und m

Mit der Friedrichs dorfhin verleg zu Friedrichs Jahre wuchs die dänische. Der Königlich Christianstad und Beförder

St. Jan Missionars tet werden in die Gemeinde

Im Jah Mission gesei damals folgen

St. S. St. S.

dazu waren a Die Brüder h geliums und i ratischen Arbe eine Harmonie die Armuth

Die weiter Der Widerspr hie und da l viele Beispiele bezeugten. Re geliste, so wu wiederherzustell

Die Kirc war zu klein ge (später Risik) selben Jahre u gegründet und

¹⁾ Daneben Zuckerbau, wo zu Mühlenbau, doch erhöht wurden, n

Burkhardt, Mission

bewegung bei den Entfremdeten gewann er sich bald allgemeines Vertrauen. Seine Willkürfreiheit, alle Arten von Leuten anzunehmen, veranlaßte eine weiße Frau, ihre getaufte Negerin zu fragen, ob denn der Missionar ohne Unterschied Gute und Böse annehme. „Er macht keinen Unterschied“, antwortete die Negerin; „wer sich nur aus seinem Verderben will helfen lassen, ist ihm willkommen. Wenn er aussuchen und nur die Guten annehmen wollte, blühten wir wenige kommen; auch ich hätte nicht gedurft, denn ich war eine der Schlechtesten; aber der Heiland hat mich angenommen und mir Barmherzigkeit erzeigt“.

Mit der Errichtung einer neuen Kirche auf der Plantage der Brüder, Friedrichsthal (1755), wurde übrigens das Centrum der Mission dorther verlegt. Auch am Westende der Insel regte sich's. Dort wurde zu Friedrichstatt ein Predigtplatz angelegt. Bis zu dem genannten Jahre wuchs die Gemeinde bis auf 305 Getaufte. — Damals übernahm die dänische Regierung die 3 Inseln von der Westindischen Compagnie. Der Königliche Gouverneur nahm seinen Wohnsitz auf Ste. Croix in Christiansstadt. Er, wie auch seine Nachfolger, war ein treuer Freund und Förderer der Mission.

St. Jan hatte nach dem bald erfolgten Tode des ersten ständigen Missionars Schur (1749) 4 Jahre lang von St. Thomas aus verwaltet werden müssen. Darauf übernahm Joh. Brucker die Arbeit und die Gemeinde gelangte zu erfreulichem Wachsthum.

Im Jahre 1757 konnte das 25jährige Bestehen der westindischen Mission gefeiert werden. Die Zahl der Gemeindeglieder stellte sich damals folgendermaßen:

St. Thomas	936	Erwachsene,	216	Kinder,
Ste. Croix	374	"	92	"
St. Jan	113	"	6	"

dazu waren auf der letzten Insel 47 anderswo getaufte Personen. — Die Brüder hatten bisher fast nur in direkter Verkündigung des Evangeliums und in der Seelenpflege gewirkt.¹⁾ Erst jetzt wurde den literarischen Arbeiten mehr Fleiß zugewendet. Joh. Böhner übersetzte eine Harmonie der vier Evangelien in die kreolische Sprache, wobei die Armuth derselben an manchen Begriffen Schwierigkeiten machte.

Die weitere Entwicklung dieser Mission zeigt nun einen ruhigen Gang. Der Widerspruch der Weißen gegen dieselbe hatte fast aufgehört. Nur hier und da kamen grausame Behandlung der Sklaven vor, bei denen viele Beispiele christlichen Duldsens das christliche Leben der Schwarzen bezeugten. Negte sich aber unter denselben Widerstand und Empörungsgelüste, so mußten die Missionare immer die Ruhe und Unterwürfigkeit wiederherzustellen.

Die Kirche auf dem Posauenenberge, nun Neu-Herrnhut genannt, war zu klein geworden, so baute man eine zweite 1771 an der Krumbaï (später Ristky) für die Bevölkerung der westlichen Hälfte. In demselben Jahre wurde auf Ste. Croix Friedensberg (bei Friedrichstadt) gegründet und 1792 Emmaus auf St. Jan im Osten an der Coralbai.

¹⁾ Daneben arbeiteten sie soweit es die Zeit gestattete für ihren Unterhalt im Zudeckbau, wozu sie einige Neger hatten; besonders aber in dem einträglicheren Milchbau, doch konnten sie die Kosten der Mission, die durch die vielen Reisen erhöht wurden, nicht decken.

Von 1762 bis 1784 stand der zum Bischof geweihte Martin Mack an der Spitze der Mission. Er arbeitete unter dem sichtbaren Segen des Herrn, mit unermüdetem Sorgfalt, und genoß die Achtung und Liebe sowohl seiner Mitarbeiter und des Negervolkes als der Weißen jedes Standes". Außerdem waren damals, die Handwerker mitgerechnet, 23 Brüder und Schwestern im Dienste der Mission. Welche angestrengte Thätigkeit ihr Beruf mit sich führte, sehen wir aus Olendorp's Worten: "Der um seine Rettung verlegene Heide will Unterricht und Trost von seinem Lehrer haben; und da er am Tage keine Zeit hat, denselben zu besuchen, so wendet er die Nacht dazu an. Sein geistliches Bedürfniß ist sehr dringend. Ist er frank und gebrechlich, so verlangt er von seinem Lehrer besucht zu werden, wenn er gleich stundenweit von ihm entfernt wohnt. In allerlei andern Angelegenheiten begehren sowohl Getaufte als Lehrlinge den Rath ihres Lehrers. Sie legen ihre Streitigkeiten ihm zur Entscheidung und Vermittlung vor, bringen sich bei ihm wegen der Taufe und des Abendmahl's ins Andenken, und eröffnen ihm ihren Herzenszustand. Mar stelle sich vor, daß dieses von etlichen Hunderten und Tausenden geschieht, so wird man einigermaßen den weitausfütigen Umfang der beschwerlichen Arbeit eines Missionars einfühlen können." Eine große Hülfe bei derselben waren die Nationalhelfer, die nicht blos die Aufsicht in ihren besonderen Bezirken zu führen, sondern auch bei Begräbnissen und andern Gelegerheiten kurze Ansprachen zu halten hatten. Einer der bedeutendsten dieser Männer war Cornelius, der gegen 50 Jahre lang bis in sein hohes Alter treulich sein Amt versah. Er konnte fertig lesen und schreiben und sprach kreolisch, holländisch, deutsch, englisch und dänisch geläufig. Als geschickter Maurer stand er dem königlichen Bauwesen vor, und jedermann schätzte ihn, als einen tüchtigen, rechtschaffenen und ehrlichen Mann. Bis 1767 war er Sklave. Sein Fleiz aber ward so gesegnet, daß er von seinem Verdienst erst seine Frau, dann sich selbst loskaufen konnte. Seine ungeheuchelte Demuth gewann ihm alle Herzen. Seine Lehnsvorträge waren anziehend und erwecklich. Seiner Predigt aber entsprach sein Wandel. Wohlzuthun und mitzutheilen war ihm Wonne. Jeder Notleidende fand bei ihm Unterstützung und treuen Rath. Auch sein seliger Heimgang bezeugte sein gereiftestes inneres Leben.

Auch von andern Gemeindegliedern werden hervorragende Beispiele von Frömmigkeit angeführt. So war auf St. Thomas ein gewisser Petrus, der vor seinem Ende öfters sagte: "O wenn mich doch der Heiland bald holen wollte." Eines Tages sah man ihn während der Arbeit auf die Knie fallen und die Hände falten; und als man wieder nach ihm sah, war er verschieden.

Mehr und mehr wuchsen die Gemeinden. Als Johannes Lopez, Mitglied der Unitäts-Altesten-Konferenz, 1784 nach Dänisch-Westindien zur Visitation kam, fand er dort schon über 500 christliche Seelen. Bei dieser Zahl reichten die Kräfte der Missionare nicht aus zu einer so eingehenden Pflege der einzelnen Seelen, wie sie früher getrieben wurde. Immer mehr mußte von dieser Arbeit den Helfern und Helferinnen überlassen werden. Dieselben wurden zwar in Konferenzen alle 14

Lage von de
Laufe und
freuliche Vo
— immerhin
Gefühl, nicht
zu können.
der Regierun

Die Ch
haben von m
Inseln zu be
dieselben meh
anhaltende D
Es folgten h
Menge von
einen nachthei
so erwachte d
Fragen nach

Erlöse
Verbeek von
Die für Rechn
ein, daß sie oh
anderer Missio
i... März 180
Dänemark un
eingenommen,
allgemeinen R
Friedensberg
Truppen herge

Die fech
waren am S
nenberg (173
thal (1751) u
(1749) und E

B. Die Bri

Der erste
Britischen Inj
Martin von
Quäker sich er
einzuräumen.
einigen Brüde
waren; doch ka
Erfolgreicher n
auf Jamaica,

Tage von den Missionaren angeleitet, wobei denn auch über die zur Taufe und zum Abendmahl Zuzulassenden, über bedenkliche oder erfreuliche Vorgänge in der Gemeinde berichtet und berathen wurde — immerhin aber blieb es oft für die Missionare ein drückendes Gefühl, nicht selbst überall direkt auf die einzelnen Seelen einwirken zu können. Uebrigens erfreute sich die Mission fortwährend des Schutzes der Regierung und des besten Einvernehmens mit derselben.

Die Chroniken der letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts haben von mancher schweren Heimsuchung durch Landplagen auf jenen Inseln zu berichten. Namentlich waren es die furchtbaren Orkane, die dieselben mehrfach fast ganz verwüsteten. Einmal auch eine lange anhaltende Dürre, bei der alles Trinkwasser auf den Inseln zu Ende ging. Es folgten Hungersnoth und Epidemie, die namentlich 1789 eine große Menge von Negern dahin raffte. Hatten jene schweren Zeiten vielfach einen nachtheiligen Einfluss auf die Entwicklung der christlichen Gemeinde, so erwachte doch anderseits auch unter dem Ernst der Epidemie das Fragen nach dem Heil der Seelen.

Eilige Jahre nach diesen Unfällen, 1797, visitierte Joh. Menatus Verbeek von der Unitäts-Altesten-Konferenz die westindische Mission. Die für Rechnung derselben getriebenen Gewerbe brachten jetzt schon so viel ein, daß sie ohne fremde Beihilfe sich durchbringen und noch zum Bestehen anderer Missionen mit beitragen konnte. — Am Schlusse dieses Zeitraums, i. d. März 1801, wurden die drei Inseln, infolge der kurzen, zwischen Dänemark und England ausgebrochenen Fehde, von den Engländern eingenommen, und die Brüder hatten nicht nur ihren Anteil an der allgemeinen Not zu tragen, sondern mußten auch ihr Wohnhaus in Friedensberg auf einige Monate zu einem Lazareth für die englischen Truppen hergeben.

Die sechs Stationen der Brüdergemeinde in Dänisch-Westindien waren am Schlus des Jahrhunderts: Neu-Herrnhut, früher Posauenberg (1735), und Nistky (1771) auf St. Thomas; Friedenthal (1751) und Friedensberg (1771) auf Ste. Croix; Bethanien (1749) und Emmaus 1782 auf St. Jan.

B. Die Brüder in Britisch-Westindien bis Ende des 18. Jahrhunderts.

Der erste Versuch der Brüder, ihre westindische Mission auf die Britischen Inseln auszudehnen, ward im Jahre 1743 gemacht, wo Fr. Martin von St. Jan aus das nahe Tortola besuchte, und hier einige Quäker sich erbaten, den Brüdern ihr Haus zu einer Negerversammlung einzuräumen. Im Jahre 1759 wurde der Versuch dieser Insel von einigen Brüdern wiederholt, die ein Grundstück anzukaufen willens waren; doch kam die beabsichtigte Missionsniederlassung nicht zu Stande. Erfolgreicher waren die Brüder innerhalb des angegebenen Zeitraums auf Jamaica, Antigua, St. Kitts, Barbados und Tabago.

Jamaica.

Um das Jahr 1753 waren zwei begüterte Plantagenbesitzer aus Jamaica zu London erweckt worden. Barnham und Foster waren ihre Namen. Da sie in Beziehungen zur Brüdergemeinde kamen, und von den Erfolgen der Mission in Dänisch-Westindien hörten, wandten sie sich an Zinzendorf um einige Brüder, die auch ihren Sklaven auf Jamaica das Evangelium bringen möchten. So wurde denn im folgenden Jahre (10. Oct.) Bach. Georg Caries mit zwei anderen Brüdern dorthin gesandt. Der Anfang der Mission war vielversprechend. Die Förderer derselben schenkten ein Grundstück, das den Namen Carmel¹⁾ erhielt, bauten ein Wohnhaus und eine Negerkirche, und sorgten für den Unterhalt der Missionare. Es war denn auch noch nicht ein Jahr verstrichen, als schon 800 Neger regelmäßig den Gottesdiensten beiwohnten, unter denen sich bald 26 Getaufte befanden, von denen einzelne Beispiele ernster christlicher Gesinnung angeführt werden. — Nun baten auch andre Plantagenbesitzer um Unterricht für ihre Neger, und nach 2—3 Jahren waren 400 Käthechumenen vorhanden, während die Zahl der Getauften auf 77 stieg. Neben Carmel wird Emmaus als Missionsplantage genannt, nebst Außenplätzen wie Mesopotamia, la Voge u. s. w.

Im Jahre 1757 und 59 kamen mehr Missionare aus Deutschland und Nordamerika, unter denen einige auf Einführung einer strengeren Disziplin und Methode in der Behandlung der Taufkandidaten drangen. Viele von den letzteren aber verloren, da sie auf längeres Warten angewiesen wurden, das Vertrauen; sie erkalteten und fielen zurück, ohne daß man ihnen viel nachgegangen wäre. So kränkelte die Mission mehrere Jahre fort, indem auch die Arbeiter untereinander in Misshelligkeiten gerieten und zuletzt das Werk ganz liegen ließen. So verlor Nathanael Seidel bei seiner Visitation 1759 die Eintracht wieder herzustellen, übertrug dem Br. C. H. Mauch allein die Leitung und nahm Caries mit nach Europa zurück. Gleichwohl verschlossen noch mehrere Jahre, bis sich diese Mission von dem durch die Schuld ihrer Arbeiter erlittenen Schaden wieder erholen konnte. Erst von 1764 an, wo Friedrich Schegel von Bethlehem zur Leitung derselben ankam, begann hier eine neue Gnadenzeit. Friede, Liebe und Eintracht beselten wieder die Brüder, ihr Zeugniß von dem Erlöser wurde wieder kräftiger, und von neuem sammelten sich wieder größere Schaaren um ihre Predigt. Da hörte man Neußerungen, wie die einer getauften Negerin in Mesopotamia, 1766: „Ich hätte es nie geglaubt, daß einem beim Heiland so wohl werden könnte!“ — Da sagte ein Neger, Amos: „Ich habe oft schon gedacht, wenn mich mein Herr frei geben wollte, und noch Geld dazu, um wieder in mein Land zu gehen und nichts vom Heiland zu hören, so wollte ich nicht; ich will viel lieber ein Sklave bleiben und vom Heilande hören und vergnügt sein!“ — Als ein reiches Gnaden-

¹⁾ Im südwestlichen Theile der Insel; die genauere Lage finde ich nicht angegeben.

²⁾ Wulfschlägel, Lebensbilder II, S. 88. 98. 107. 112.

und Segensjahr regte sich unter ihm und nach der von dem Missfahnen nicht zu füßen getroffen. Die Besucher unter ihm an sechs Predigten die Freineger in den Bergen sie die Brüder erfuhren sie beim Abschied kommen möchte Tod des Missionärs Missionswerke verlor Orten aus Missionen Getaufte kam Gefallen an d. war, daß die und der Besuch und Verwalter und die Furcht falls nachtheil 1778 überhaupt Ehre machten vorschau fern Im Jahr über diese Missionsplantage, bereits vertrieben wieder verlassen Getauften sehr und ein Theil viel besser war eine neue Erwartet. Noch

Es ist nicht weichlippend, so wie Sieben, sondern während Lauten hier hören können Sünde; und doch haben. Nur ein Meister wenn

¹⁾ cf. Wulfschlägel

und Segensjahr²⁾) zeichnete besonders das Jahr 1767 sich aus. Mächtig regte sich unter den Negern das Verlangen nach christlichem Unterricht und nach der h. Taufe. Eine Negerin, die eine halbe Stunde weit von dem Missionsplatz Mesopotamia wohnte und wegen eines kranken Fusses nicht gehen konnte, kam durch Wasser und Roth auf Händen und Füßen gekrochen, um sich taufen zu lassen.

Die Besucher und Helfer waren fleißig und eifrig, und zum Segen unter ihrem Volk geschäftig. Neberall nahm die Zahl der Zuhörer zu, und an sechs Predigtplätzen wurden in diesem Jahre 131 getauft. — Auch die Freineger (Marons), welche in dem Aufstand 1760 einen Zufluchtsort in den Bergen gefunden, wurden mehrmals daselbst besucht, und obgleich sie die Brüder anfangs mit finstern und widrigen Mielen empfingen, erfuhren sie doch die Kraft des Evangeliums an ihren Herzen und rießen beim Abschied alle mit einer Stimme, daß die Brüder bald wieder kommen möchten. — Leider brachte der am 12. September 1770 erfolgte Tod des Missionar Schlegel eine Stockung in dem schönen Gange des Missionswerkes auf Jamaica hervor. Die Begierde nach dem Evangelium verlor sich wieder bei den Negern, so daß die Brüder an einigen Orten aus Mangel an Zuhörern nicht predigen konnten; selbst manche Getaufte kamen von der erlangten Gnade ab und fanden wieder Gefallen an dem alten heidnischen Wesen¹⁾. Ein besonderes Hinderniß war, daß die Brüder ganz auf gewisse Pflanzungen eingeschränkt waren, und der Besuch von Negern anderer Plantagen von den Eigenthümern und Verwaltern nicht gern geschehen ward. Eine drückende Hungernoth und die Furcht vor einem feindlichen Angriff der Insel wirkten gleichfalls nachtheilig auf den Gang der Mission. Dennoch zählte sie Ende 1778 überhaupt noch 425 Getaufte, die im ganzen dem Evangelio Ehre machten und von der gefährlichen Negerverchwörung 1776 sich durchaus fern hielten.

Im Jahre 1787 erhielt Bruder Samuel Church die Aufficht über diese Mission, deren Hauptplätze, außer der den Brüdern gehörigen Viehplantage, Carmel, Bogue und Mesopotamia waren, nachdem bereits verschiedene andre Stationen besetzt, aber bald darauf immer wieder verlassen waren. Auch an jenen beiden Orten zeigten sich die Getauften sehr gleichgültig gegen die Bekündigung des göttlichen Wortes, und ein Theil derselben war wieder ganz in die Irre gerathen. Nicht viel besser ward es unter Church's Nachfolger, Christian Lister, und eine neue Erweckungszeit unter den Negern auf Jamaica wurde sehnlich erwartet. Noch 1799 schreibt Bruder Nathanael Braun von Mesopotamia:

„Es ist nicht viel Erstrebliches von hier zu sagen; vielmehr ist es unbeschreiblich wehthuend, so wenig Begierde nach dem Evangelium zu finden, nicht nur unter den Hunden, sondern auch bei unsern Getauften, deren wir in Mesopotamia nur 46 haben, während Tausende von Negern ganz in unserer Nähe leben, die das Wort des Lebens hier hören könnten. Aber das wollen sie noch nicht, sondern sie lieben den Dienst der Sünde; und dabei herrscht ein Eigendinkle, wie wir es noch nirgends so gesehen haben. Nur ein Beispiel: Kürzlich begegnete ich einem Neger, der mich fragte: „Meister! wenn ihr Neger taust, nehmt ihr Geld von ihnen?“ Ich sagte: „Nein,

¹⁾ cf. Wulfschlägel II, S. 171 ff.

aber wir verlangen etwas anderes, nämlich daß die, welche wir taußen, sich dem Herrn Jesu mit Leib und Seele hingeben, und der Welt und Sünde entfagen". — "Wohlan", erwiderte er, "so will ich mich auch taußen lassen. Ich bin dessen würdig, denn ich habe eine gute Gemüthsart und bin jederzeit gut gewesen!" — So hat der Gott dieser Welt die Sinnen der armen Neger auf dieser Insel verbündet, und es gehört eine Gotteskraft dazu, ihre Augen zu erleuchten. Wir empfehlen sie alle mit uns dem Gebet der lieben Geschwister, und fühlen uns gedrungen auszurufen: Herr, wie lange hast du Geduld mit uns, die, anstatt dich zu erfreuen, dich so vielfach betrüben!"

Gegen das Ende des Jahrhunderts finden wir diese Mission immer noch ganz darniederliegend. Die Mitgliederzahl war sehr zurückgegangen; zu Voucure waren es 193, zu Mesopotamia nur noch 40. Beide Gemeinden fristeten ein kümmerliches Leben. Einen weit günstigeren und erfreulicherem Gang nahm dagegen das Missionswerk auf der Insel

A n t i g u a.

Dorthin kam im Jahre 1756 Bruder Samuel Isles (Eisels), der acht Jahre lang der Mission auf St. Thomas mit Segen gedient hatte. Der treue und eifrige Missionar hatte zwar keine großen Schwierigkeiten von außen, aber unter den Negern selbst zeigte sich fast gar keine Theilnahme. Doch hatte er am 14. Januar 1757 die Freude, die erste Negerin zu taußen, der bald mehrere folgten, und nachdem er aus England Gehülfen erhalten, wurde im Jahre 1761 in der Hauptstadt St. Johns ein Platz, Springgarden, zu einer ersten Niederlassung gekauft, und eine Kirche und ein Wohnhaus dasselbst errichtet. Leider aber entschließt Br. Isles schon drei Jahre darauf, nachdem er 36 Neger getauft, jedoch ohne noch ausgebreiteter Wirkungen seiner Arbeit gesehen zu haben, und im Jahre 1769 war die kleine Negergemeinde so weit herabgekommen, daß sie nur noch 14 Mitglieder zählte. Die Verkünder des Evangeliums konnten hier nicht, wie sie gehofft hatten, von ihrer Hände Arbeit leben und gerieten daher zuweilen in Schulden, erfuhren aber auch manche liebevolle Unterstützung aus Europa, Nordamerika, ja von den gläubigen Negern auf St. Thomas. Auf die bisherige Thränen Saat folgte indeß eine freudenreiche Ernte, seit Missionar Peter Braun aus Nordamerika 1769 angelommen, ein Mann, der von da an bis 1791 das Werk des Herrn auf Antigua mit unermüdetem Fleische trieb, und dessen treuen Eifer ein ausgezeichneter Segen begleitete. Obwohl von außen in den dürfstigsten Umständen¹⁾, von denen er freilich selbst urtheilte: "Für uns Missionare ist es am besten, wenn wir arm, klein und niedrig einhergehen, und nur so viel zu erwerben suchen, als wir zur höchsten Noth brauchen, damit der große Zweck nicht verabsäumt wird, darum wir da sind," — brachte er es doch schon im Jahre 1771 bis zu 139 Mitgliedern der Gemeinde, die vollends schnell sich mehrte, als im nächsten Jahre infolge eines verheerenden Orkans eine allgemeine Erweckung über die ganze Insel ging. Bald mußte die Kirche erweitert werden, und es ist rührend zu hören, wie ein jeder Neger an jedem

¹⁾ Wulfschlägel, a. a. D., II, S. 150 ff.

Bersammlung
Herbeischaffu
später beim
nöthigen Ki
Wunsch bew
gefunden ha
blinde, schlec
nach Gottes
Tagesarbeit
ohne den gan
Aussicht, von
uns oft die
haftig Gottes
tes vor. We
namentlich d
Klage, daß r
zu uns kom
wenige."

Doch in
gekommen. !
heilige Taufe
Im folgenden
angelegt werb
Doch wurde
der Insel ge
gebung an de
Opferwilligkeit
zwischen heilb
die verderbt,
denkt oft, ma
vor sich, aber
sich versieht,
machen uns
nicht von uns
die Hände."

Im Jah
heimgesucht.
Wenn ein Hu
so thilte er i
gesandten Erb
Dankbarkeit e
die letzteren
unserm Bayle
an, ein neues
Ermattung sti
wollten ihnen
find. Aber si
hetrug. Es i

Versammlungssabend einen Stein dazu mitbrachte, um die Kosten für Herbeischaffung des Materials zu ersparen. Eben so willig zeigten sie sich später beim Bau einer geräumigeren Kirche. Leider fehlte es an den nöthigen Kräften für die Missionsarbeit, die Br. Braun nicht nach Wunsch bewältigen konnte, obgleich er ein paar treue Nationalhelfer gefunden hatte. Auch hatte er vielfach seinen Kummer über „das blinde, schlechte Volk“, doch stärkte ihn in seinem Werke der Hunger nach Gottes Wort, der sich z. B. darin zeigte, daß sie nach der schweren Tagesarbeit 4, ja 8 und mehr engl. Meilen gelaufen kamen, öfters ohne den ganzen Tag etwas gegessen zu haben, und wohl sogar in der Aussicht, von feindseligen Herren ausgepeitscht zu werden. „Das macht uns oft die Augen übergehen“, so schrieb Braun. „Dies ist ja wahrhaftig Gottes Werk. Es kommt dabei allerdings doch noch viel Schlechtes vor. Weil der Menschen zu viele sind, so kennen wir sie leider, namentlich die neuen Leute, nicht zur Hälfte, und es ist ihre beständige Klage, daß wir nicht Notiz von ihnen nehmen, ob sie gleich schon lange zu uns kommen. Die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige.“

Noch im Jahre 1773 war die Zahl der Getauften auf 2000 gekommen. Alle acht Wochen wurden Bettage gehalten, an denen die heilige Taufe meist an je 30 bis 40 Personen vollzogen werden konnte. Im folgenden Jahre mußte im Süden der Insel eine zweite Station angelegt werden; es war Bayleyhill in der Nähe von Falmouth. Doch wurde von den Brüdern auch hin und her auf den Plantagen der Insel gepredigt. Viel erfreuliche Erfahrungen von völliger Hingabe an den Herrn, von tiefer Demuth, von festem Glauben, von Opferwilligkeit, von seligem Heimgehen konnten berichtet werden. Dazwischen heißt es allerdings auch: Wir lernen freilich mehr und mehr die verderbte, verführerische und betrügliche Negerart kennen. Man denkt oft, man habe einen gesetzten und soliden Bruder oder Schwester vor sich, aber man darf sich nicht darauf verlassen, denn ehe man es sich versieht, sind sie in etwas Schlechtes hinein gerathen. Solche Leute machen uns hernach die meiste Mühe. Dessenungeachtet können sie nicht von uns bleiben, und am Ende laufen sie doch dem Heiland in die Hände.“

Im Jahre 1778 ward die Insel mit einer schweren Hungersnoth heimgesucht. Die christlichen Neger beugten sich unter Gottes Hand. Wenn ein Hungriger etwas bekam und er sah einen andern neben sich, so thilte er die Bissen mit ihm. Mancher, der von den aus England gesandten Erbsen erhielt, kam später und brachte den Missionaren aus Dankbarkeit etwas von seinem selbstgezogenen Gemüse. — Auch erzählten die lechteren folgenden hübschen Zug: „Als kürzlich das Pferd von unserm Bayleyhill-Posten untauglich wurde, boten sich die Neger gleich an, ein neues zu kaufen; „denn“, sagten sie, „wenn unsre Lehrer durch Ernährung sterben, wären wir wieder wie Schafe ohne Hirten.“ Wir wollten ihnen die Kosten nicht zumuthen, da hier die Pferde sehr theuer sind. Aber sie veranstalteten selbst eine Kollekte, die über 150 Thaler betrug. Es war denn ein allgemeiner Jubel unter dem Volk, als

Bruder Watson auf dem neuen Pferde hergeritten kam, da sich eben die Leute zur Versammlung einfanden.

Im Jahre 1782 wurde die jetztgenannte Station wegen der ungesunden bisherigen Lage auf einen nicht weiten Berg verlegt und erhielt den Namen Gracehill, Gnadenberg. Der Name traf zu. Auch dort regte sich die Gnade immer mächtiger. Von der Weihnachtsfeier sagt Braun, der Segen des Herrn sei gar nicht zu beschreiben gewesen. Es kamen weiter hin soviel neue Leute, daß alle Hände voll zu thun waren und die Missionare oft kaum Zeit hatten einen Bissen zu essen. In einer Woche wurden über 1200 Personen gesprochen. Selbst Kinder wateten beim schlechtesten Wetter durch Roth und Morast, um die für sie angestellten Vortäge nicht zu veräumen, batzen auch um besondere Versammlungen außer der Zeit. Alle Neger waren so begierig, für ihr Herz etwas zu genießen, daß, wenn die Helfer im Besuch die Runde machten (was meist bei Nacht geschehen mußte), die Leute ihnen von einer Plantage zur andern nachzogen, wie die Schafe ihrem Hirten nachgehen, um noch mehr von ihrem Heiland zu hören. Große Schaaren von Heiden konnten innerhalb weniger Monate der Kirche Christi einverlebt werden. Die neue Kirche zu St. Johns wurde 1784 vollendet. Die Neger hatten schon viele Opfer für dieselbe gebracht und dreiviertel der Baarkosten bestritten. Nun legten sie freudig die lezte Hand an, und da sie in der Woche keine Zeit hatten, arbeiteten sie Sonntag mit Ausnahme der Stunden des Gottesdienstes u. z. mit solchem Eifer, daß die Kirche viel früher als man erwartete fertig wurde. Unter diesem fortgehenden Segen vom Herrn blieben denn freilich auch Verfolgungen aller Art von Seiten der Feinde des Evangeliums nicht aus.

So schreibt der ehrwürdige, im Dienste des Herrn ergraute Missionar Peter Braun 1787 von Antigua: „Ich getraute mich nicht, und vielleicht könnten's manche andre Geschwister auch nicht, so viel zu ertragen, als unsere armen Negergeschwister oft um des Heilandes willen erdulden müssen“, und weiter heißt's in jenem Berichte: „Manche Weise handeln im Einverständniß mit einander, um den Versammlungsbesuch zu unterdrücken. Ein gewisser Herr schlägt eine Negerschwester, so oft er sie sieht. Einmal sagte sie zu ihm: „Was thue ich denn Unrechtes, daß Ihr mich immer schlägt?“ Antwort: „Weil du es nicht lassen kannst, in die Versammlungen zu gehen.“ — „Ach, wenn es darum ist,“ erwiderte sie, „so segne euch Gott! Ihr kommt mir doch nicht so viel zu Leide thun, als der Heiland um meinetwillen gelitten hat.“ — Ein Helferbruder, Richard, war dem Verwalter verhaft, weil er allgemein als ein sehr frommer Mann bekannt war, der auch gut lesen konnte. Der Verwalter setzte ihn vom Zuckerleben ab und an die härteste Arbeit, legte ihn oft unschuldig in den Stock und ließ ihn peitschen. Bei einem solchen Anlaß (1790) sagte der Bruder: „Ich möchte doch wissen, warum ich gepeitscht werde?“ Antwort: „Du bist ein Taugenichts und weißt zu viel!“ Richard erwiderte: „Mein Heiland hat so viel unschuldig für mich gelitten, und um seinetwillen will ich gern leiden, thut mit meinem Körper, was ihr wollt; wenn ich tot bin, so kommt meine Seele zu Jesu!“ Diese Worte schlugen doch den Verwalter, und er ließ nach mit Schlägen.

Der gute Einfluß, den die Missionsarbeit der Brüder auf den sittlichen Charakter der Neger hatte, war übrigens in die Augen fallend. Selbst bei solchen Negern, die sich nicht zur Kirche hielten, hatte das Beispiel der Gläubigen die Wirkung, daß sie sich grober Ausschweifungen zu schämen anfingen, und nicht selten hörte man sie auf der Straße

einander
die Verm
körperlich
die sich v
menschlich
Pflanzer

Ein S
Missionar,
„Seines G
ganzen In
einem öfne
innere mich
Leute sich v
konnten.
der Brüder
die Herzen

Auch
die Befeh
Geheimen
in England
in Westin
mehrerer
auf die d
zwar alle
zu reizen,
die Verbes
gekommen
schränkt z
christlichen
ungünstige
Indes nah
davon wahr
neigkeit d

Brau
trat 1791
Leitung, n
himweggerä
Nachfolger
Schlußberic
beiden Neg
6530, in C
unsern Ge
unsre eigne
Negern im
vor. Wir
Wir sollten
vom Kreuz
und unser
erscheinen

da sich eben
egen der un-
rlegt und er-
raf zu. Auch
sehnachtseier
eben gewesen.
voll zu thun
issen zu essen.
chen. Selbst
Moraß, um
ten auch um
en so begierig.
Besuchen die
ie Leute ihnen
ihrem Hirten
roße Schaaren
kirche Christi
de 1784 voll-
gebracht und
dig die lezte
arbeiteten sie
tes u. z. mit
wartete fertig
blieben denn
nde des Evan-

Missionar Peter
Bunten's manche
Negergeschwister
in jenem Be-
um den Ver-
negerschwester, so
rechtes, daß Ihr
die Versammlung
euch Gott!
im meinewillen
erhaft, weil er
en komte. Der
it, legt ihn oft
Anfah (1790)
ede?" Antwort:
"Mein Helfand
ich gern leiden,
mit meine Seele
h mit Schlägen.
über auf den
lügen fallend.
en, hatte das
Auslöschung
is der Strafe

einander ermahnen, davon abzulassen. Weil bei den christlichen Negern die Verweise ihrer Lehrer weit wirksamer waren, als die härtesten körperlichen Züchtigungen, so schickten die Verwalter öfters solche Neger, die sich vergangen hatten, zu ihrem Lehrer, anstatt sie zu strafen. Unmenschlichkeiten gegen die Neger wurden immer seltener, und die meisten Pflanzer wußten den Werth ihrer christlichen Sklaven wohl zu schätzen.

Ein Herr, welcher einen solchen durch den Tod verloren hatte, ersuchte den Missionar, ihm eine Leichenrede zu halten, und sagte mit Thränen in den Augen: "Seines Gleichen an Treue und an jeder andern Tugend wird man kaum auf der ganzen Insel finden, und wenn der allmächtige Gott die Thore des Himmels irgend einem öffnet, so thut er es gewiß diesem alten, ehrwürdigen Neger." — "Ich erinnere mich noch wohl der Zeit," sagte ein anderer Herr, "da nicht nur die weißen Leute sich vor den Negern fürchteten, sondern auch lebhafte einander nicht trauen konnten. Denn Mordthaten waren damals sehr häufig. Aber als die Missionare der Brüder das Evangelium zu predigen anfingen, bewies es seine Kraft und änderte die Herzen der Sklaven."

Auch höhern Ortes wußte man die Bemühungen der Brüder um die Bekhrung der Neger gebührend zu würdigen. Dem Königlichen Geheimen Rathe wurde im Jahre 1788 auf Verlangen von den Brüdern in England ein Bericht von ihren Missionen auf den Britischen Inseln in Westindien übergeben, worauf sie veranlaßt wurden, Mittel zu mehrerer Beförderung dieser Missionen anzugeben. In ihrer Antwort auf die desfalls ergangene Anfrage wandten die Brüder auf Antigua zwar alle mögliche Behutsamkeit an, um nicht den Unwillen der Pflanzer zu reizen, die hier wie auf den andern Inseln es ungern sahen, daß die Verbesserung des Zustandes der Neger in England zur Sprache gekommen war, wodurch sie fürchteten, in ihrem Eigentumsrecht beschränkt zu werden. Gleichwohl erweckte die Vermuthung, daß den christlichen Sklaven besondere Vorzüge bewilligt werden möchten, eine ungünstige Stimmung gegen die Brüdermission unter den Pflanzern. Indes nahm man doch keine weiteren Folgen für die Mission im ganzen davon wahr, die sich vielmehr fortwährend des Schutzes und der Gnade der angesehensten Personen auf der Insel zu erfreuen hatte.

Braun hatte im Dienste der Mission seine Kräfte verzehrt und trat 1791 von derselben zurück. Sein Gehülfe Watson übernahm die Leitung, wurde aber schon im nächsten Jahre durch eine Krankheit hinweggerafft, an der fast alle Missionsgeschwister darniederlagen. Sein Nachfolger ward Christian Heinrich Tschirpe, der in seinem Schlusserbericht vom Jahre 1793 schreiben konnte: "Die Stärke unserer beiden Negergemeinden ist jetzt, ohne die neuen Leute, in St. Johns 6530, in Gracehill 2835 Personen. Wir sind jedoch nicht blind an unsrer Gemeinden, und wollen ihre Mängel und Gebrechen, so wie unsre eignen, nicht verschweigen. Die Sünden, die unter den heidnischen Negern im Schwange gehen, kommen leider auch bei manchen Getauften vor. Wir kommen aber hier auf uns selbst, und gestehen offenherzig: Wir sollten mit mehr Wärme und Angelegenheit des Herzens das Werk vom Kreuze predigen; unsere Herzen sollten mehr in Jesu Liebe brennen, und unser eignes Leben sollten wir mehr in den Tod geben. Daher erscheinen wir am Schlus des Jahres mit unsren lieben Neger-

gemeinden vor dem Gnadenstuhl und bitten: Gott sei uns armen Sündern gnädig!"

Ein merkwürdiges Zeugniß zur Ehre des Herrn und seines Werkes führen die Missionare auf Antigua in demselben Jahre 1793 an: Man hatte nämlich auf der Insel aus gewissen Kennzeichen bestimmt einen Orkan erwartet, und es wurde darüber viel gesprochen, warum wir doch damit verschont geblieben seien. So sagte kürzlich einer der ersten Beamten öffentlich im Rathause: "Ich denke, wir haben in dem Theil viel den armen Negern zu verdanken, die zur Brüderkirche gehören. Denn wenn ehemals ein Orkan die Insel bedrohte, ließen die Neger zusammen und tanzten und spielten, um ihre Götter zu verführen, jetzt aber schreien sie zu dem wahren Gott und Er erhört sie; daher sehen wir selbst Verwalter solche Neger auffordern, zu Gott um Abwendung des Uebels zu beten." Es wurde ihm von den übrigen Magistratspersonen völlig beige pflichtet und einer der Herren setzte hinzu: "Ehe die Neger von Jesu Christo hörten, konnte man am Montag nicht Stride genug kaufen, um diejenigen, die am Sonntag Böses gethan hatten, zu strafen; zwanzig, dreißig und mehr wurden in einem Jahre hängt. Wie hat sich nicht das alles geändert, seitdem die Brüder ihnen das Evangelium predigen!"

Das wichtigste Ereigniß der Brüdermission auf Antigua vor dem Schluß des Jahrhunderts war die Anlegung einer dritten Station Grace bay, etwa eine deutsche Meile südwestlich von Gracehill, der von den älteren Stationen sofort 1200 Mitglieder überwiesen werden konnten.

Unter die Verwaltung von Antigua gehört auch die kleinere, etwa 10 deutsche Meilen westlich gelegene Insel.

St. Kitts (St. Christoph).

Hier konnten die Brüder ihr Werk im Jahre 1777 beginnen, nachdem sie dazu schon vorher mehrfach aufgefordert worden waren. Die Missionare Birky und Gottwaldt, in ihren ersten Einrichtungen durch P. Braun unterstützt, ließen sich in der Nähe von Basseterre, der Hauptstadt der Insel, nieder, und begannen auf den umliegenden Plantagen zu predigen. Schon 1779 konnte die Taufe der Erstlinge, zweier Negerinnen, stattfinden und nach und nach zeigte sich unter den Schwarzen ein ausgedehntes Verlangen nach dem Evangelium. 1785 wurde ein eigenes Versammlungshaus in Basseterre errichtet und der Zudrang zu demselben war groß, obgleich auch der Stadtpfarrer Versammlungen für die Neger hielt und die Methodisten geschäftig waren, die Menge für sich zu gewinnen. Es gelang ihnen dies vielfach, da sie mit der Taufe nicht lange zögerten. Doch gingen die Brüder unbeirrt ihren Weg und hatten die Freude, ihre Gemeinde fortwährend wachsen zu sehen. 1789 war schon der Bau einer größeren Kirche nötig geworden, bei dem sich viel Opferwilligkeit zeigte. Über nach einigen Jahren wollte auch dieser Raum nicht mehr zureichen. Auch auf der Nordseite der Insel entstand eine Erweckung. Die Neger bauten dort auf eigne Kosten Versammlungshäuser, in denen die Missionare

bei ihren
sonen ge-
lamen au-
Tage: do-
bewies.
als 2500
Wen-
vor sich a-

Nach
später dur-
eitelt wur-
Zu Bunk-
tion gegrü-
werden ko-
Wort zeig-
wie auf a-
gierde ange-
Spuren gr-
durch Son-
gehindert.
Werk sich
den Tod a-
Pflege der
verwüstete
sionsstation
Negerherzen
derselben b-
1794 wurd-
näher an S-
Namen S-
die Mission-
belief sich i-
zehnten Jah-
auf

Diese
zu Frankrei-
Hamilton
ersten Ver-
erfolglos b-
und die Bri-
anlegen (17-
in demselbe-
zurückkehren
bei seinen
einigen Wo-

bei ihren Besuchen predigten. Es konnten im Jahre 1793 300 Personen getauft werden. Es fehlte nicht an erfreulichen Zeichen, freilich kamen auch manche Gebrechen an der gesammelten Negergemeinde zu Tage: doch war immer die Gnade zu preisen, die sich hier wirtsam bewies. Am Ende des Jahrhunderts zählte die Gemeinde bereits mehr als 2500 Seelen.

Weniger erfolgreich und unter vielen Prüfungen ging die Mission vor sich auf

Barbados.

Nach einem Versuche 1765, der durch den Tod des einen und später durch den Rücktritt des andern hierher gesandten Arbeiters verfeitelt wurde, fing Br. Bruckshaw die Mission 2 Jahre später an. Zu Bunkerhill in der Parochie St. Thomas wurde die erste Station gegründet, auf der in Jahresfrist die erste Taufhandlung vollzogen werden konnte. Aber ein allgemeiner wahrer Hunger nach Gottes Wort zeigte sich hier nicht, auch in späteren Zeiten nie in dem Grade wie auf andern Inseln. Viele Neger waren zuerst nur durch die Neugierde angezogen und blieben bald wieder weg. Es zeigten sich nur wenig Spuren gründlicher Erweckung. Auch die Arbeiten der Brüder waren durch Sorge für ihr äußeres Bestehen, durch Zwistigkeiten u. s. w. gehindert. Unter J. Angermann, einem eifrigen Missionar, schien das Werk sich heben zu wollen, allein er wurde schon bald (1775) durch den Tod abgerufen. Es blieben nur etwa 20 Neger noch unter der Pflege der Brüder, und auch diese litten an geistlicher Trägheit. 1780 verwüstete ein entsetzlicher Orkan die Insel und zerstörte auch die Missionsstation. Es folgte Not und Mangel. Auch dabei blieben die Negerherzen hart. Erst zehn Jahre später ließ sich ein leises Regen der selben bemerkten; auch die kleine Gemeinde schien innerlich zu erstarke. 1794 wurde der bisherige Missionsplatz aufgegeben und die Station näher an Bridgetown gelegt (4 engl. Meilen). Sie erhielt nun den Namen Saron. Obgleich es hier etwas besser voraus ging, kam die Mission doch zu keinen glänzenden Erfolgen. Die Zahl der Getauften belief sich im Jahre 1800 erst auf 160. — Noch während des achtzehnten Jahrhunderts waren von hier aus auch Missionsversuche gemacht auf

Tabago.

Diese etwa 30 d. Meilen südwestlich gelegene Insel gehörte noch zu Frankreich, als ein dort ansässiger englischer Plantagenbesitzer Namens Hamilton die Brüder dorthin rief. Br. Montgomery machte den ersten Versuch, der aber unter den Unruhen der französischen Revolution erfolglos blieb. — Später kam die Insel unter englische Herrschaft, und die Brüder Schirmer und Church konnten die Station Niceland anlegen (1799), auf der sich viel Zubrang zum Evangelium fand. Noch in demselben Jahre fand die erste Taufe statt. Der aus England zurückkehrende alte Herr Hamilton freute sich noch mit Thränen des bei seinen lieben Negern aufgehenden Lichtes, ging aber schon nach einigen Woche heim. Als aber 1802 Br. Church frank nach England zurückkehrte und weitere Schwierigkeiten entstanden, wurde diese Mission

nochmals abgebrochen und die Insel blieb für die nächsten Jahrzehnte unbefestigt.

Überblicken wir zum Schluß nochmals die gesammte westindische Mission der Brüdergemeinde beim Beginn unsers Jahrhunderts, so finden wir bereits 21,000 Seelen auf 8 Inseln in Negergemeinden gesammelt unter der Pflege von 67 Missionsgeschwistern¹⁾.

4. Die Mission der Methodisten.

„The world is my parish.“²⁾ mit diesem Wahlspruche John Wesley's war das Werk der Heidenmission von Anfang an mit auf die Fahne des Methodismus geschrieben. Aber obgleich der Stifter desselben selbst 2 Jahre lang unter den Negern in Georgia thätig gewesen war, so stand doch die gewaltige Aufgabe der Erweckung der schlafenden Christenheit so groß vor seinen und seiner Anhänger Augen, daß viele Jahrzehnte vergingen, ehe es zu einer organisierten Methodisten-Mission unter den Heiden kam. Die ersten Ansätze der Heidenmission von dieser Seite geschahen gelegentlich. Als einen der namhaftesten erwähnen wir den zu Antigua, wo 1758 zwei Jahre nach Beginn der Brüdermission der methodistisch angeregte Gutsbesitzer Nathaniel Gilbert, ein angesehener Mann, anfang in seinem Hause Negerversammlungen zu halten. Es gelang ihm eine Art methodistische Vereinigung zu Stande zu bringen. Allein mitten in seinen Bemühungen für das Heil der Schwarzen starb er, und die gesammelte Schaar blieb 26 Jahre verworfen und sich selbst überlassen. Zwei arme Negerinnen hielten in dieser Zeit, so gut sie konnten, Betstunden. Da kam John Baxter, ein frommer Schiffsbaumeister und seit 12 Jahren Methodist und selbst Kläffenvorsteher, nach Antigua, um daselbst zu English Harbour sein Handwerk zu treiben, er übernahm sogleich mit großer Hingabe die Leitung der schwarzen Gesellschaft, der er sich nicht blos an den Sonntagen vollständig widmete, sondern auch in der Woche nach beendetem Tagewerk bis in die Nacht hinein. Erbauungsstunden wurden bald von Schwarzen und Weißen derart besucht, daß er 1783 ein eigenes Versammlungshaus bauen mußte, wozu er durch Beiträge seiner Zuhörer in Stand gesetzt wurde. Unterstützung erhielt er an einigen Irlandern, die mit einem bei Antigua scheiternden Schiffe dorthin kamen und durch die Gemeinde von ihren Verpflichtungen, die sie zu Sklaven des Kapitäns gemacht hatten, los gekauft wurden. Dennoch wollten die Kräfte zur Pflege der bis auf 200 Personen angewachsenen Schaar nicht mehr ausreichen, als zu rechter Zeit wider seinen Willen ein Mann noch der Insel geführt wurde, der als der Begründer der westindischen Mission anzusehen ist: Thomas Coke.

Geboren 1749 (6. Sept.) zu Brecon (Brecknock) in Wales, von seiner wohlhabenden aber früh verwitweten Mutter christlich erzogen,

¹⁾ Basler Missionsmagazin 1825, IV. S. 624.

²⁾ Die Welt ist mein Kirchspiel.

war er als glauben ver der selbst ni Entrüstung da begann und ward ei fand er in Seines Amte einem Leben Wesley pers thodistenpred in ganz Eu reiste er ras zur andern, Opfer nicht finden wir i Vereinigten verkommenen an, als eischi Unfechtung er mit 3 Ge tigkeit in Seereise, auf durch sein B hätte, wurde 1786 landete Freude hatte Kapelle pred die angesehen Er aber dür Warrener nachdem er i thodistisches Zu Kingsto ein Waarenb auch hier für wurden. W eine solche B hammet do St. Gustack methodistische die Anlegung von den we Liebe durch Nach Aufenthalt i auf der Mei daß beschloß

Zahlrechte
westindische
ts, so finden
i gesammelt

rache John
an mit auf
der Stifter
orgia thätig
Erweckung
r Anhänger
organisierte
Insänge der
z einen der
zwei Jahre
Gutsbesitzer
g in seinem
n eine Art
mitten in
er, und die
selbst über-
so gut sie
her Schiffss-
en vorsteher,
k zu treiben,
t schwarzen
pig widmete,
i die Nacht
ind Weihen
aus bauen
tand gesetzt
mit einem
e Gemeinde
ns gemacht
zur Pflege
ausreichen,
nsel geführt
zusehen ist:
Vales, von
ch erzogen,

war er als Student der Rechte auf Irrwege gekommen und in Unglauben verfunken. Die Heuchelei eines gewandten Kanzelredners, der selbst nicht glaubte was er predigte, rief in ihm jedoch eine sittliche Entrüstung wach, die ihn in das Studium der Heil. Schrift trieb. Von da begann mit ihm eine völlige Veränderung. Er studirte Theologie und ward ein begeisterter feuriger Buskprediger. Doch nur einige Jahre fand er in der erstorbenen Staatskirche Raum für seine Wirksamkeit. Seines Amtes entsezt, widmete er sich in seiner Vaterstadt in aller Stille einem Leben in christlichen Liebeswerken. Damals wurde er mit J. Wesley persönlich bekannt, und bald darauf unter die Zahl der Methodistenprediger aufgenommen, begeistert von dem Beruf, die Christenheit in ganz Europa wie in den Kolonien wach zu rufen. Von 1780—84 reiste er ratslos in England und Irland von einer erweckten Gemeinde zur andern, um das heilige Feuer zu schüren. Überall brachte er Opfer nicht blos seiner Kraft, sondern auch seines Vermögens. Weiter finden wir ihn in Verbindung mit seinem Freunde Asbury in den Vereinigten Staaten unter den während des Krieges zerrütteten und verlommenen Gemeinden wirksam. Auch der Sklaven nahm er sich an, als eifriger Verfechter der Abschaffung der Sklaverei, wobei er viel Unfechtung zu erdulden hatte. Nach einem Besuche in England wollte er mit 3 Gehülfen nach Amerika zurückkehren, u. z. diesmal die Thätigkeit in Neuschottland aufnehmen. Nach einer höchst gefährlichen Seereise, auf der der abergläubische Kapitän den frommen Mann, der durch sein Beten das Unwetter herbeiziehe, fast über Bord geworfen hätte, wurde das Schiff nach Westindien verschlagen. Am Christfest 1786 landete Coke mit seinen Geführten auf Antigua, wo er die Freude hatte Barten zu finden und noch an demselben Tage in seiner Kapelle predigte. Seine Predigten riefen großes Aufsehen hervor, und die angesehensten Personen der Insel bemühten sich ihn dort festzuhalten. Er aber dürstete nach weiterer Thätigkeit und ließ nur seinen Gehülfen Warrener zurück. Den zweiten, Clarke, brachte er nach St. Vincent, nachdem er in Dominica, wo auch schon von Antigua aus ein methodistisches Negerhäuslein gesammelt war, einige Zeit gepredigt hatte. Zu Kingstown auf St. Vincent richtete ein frommer Engländer gleich ein Waarenhaus zum Versammlungsort für die Neger ein. Es war auch hier für Coke rührend, wie die letzteren von dem Evangelio ergriffen wurden. Weiter ging die Reise nach St. Kitts, wo sich ebenfalls eine solche Bewegung unter den Schwarzen zeigte, daß der dritte Gehülfen Hammel dort angestellt wurde. Auch auf der niederländischen Insel St. Gustaf (St. Eustatius, wie die Holländer sagen) fanden sich methodistische Anknüpfungspunkte. Die Behörden aber verweigerten die Auselegung einer Mission, und mit wehmüthigem Herzen mußte Coke von den weinenden erweckten Schwarzen Abziehen nehmen, die ihrer Liebe durch Spendung reichlicher Reisevorräthe Ausdruck gaben. —

Nach kurzem, durch die Feindschaft der Slavenhalter gefährdeten Aufenthalt in Amerika kehrte er 1787 nach England zurück, und vertrat auf der Methodisten-Konferenz zu Manchester die Sache Westindiens so, daß beschlossen wurde weitere Missionare dorthin zu senden. Coke selbst



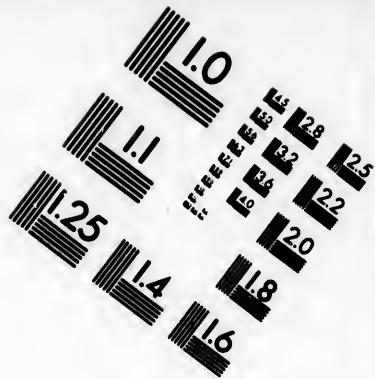
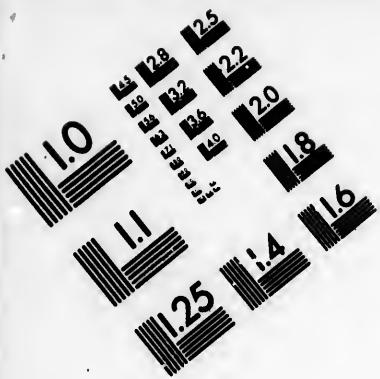
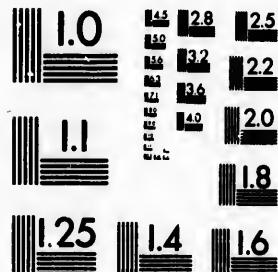
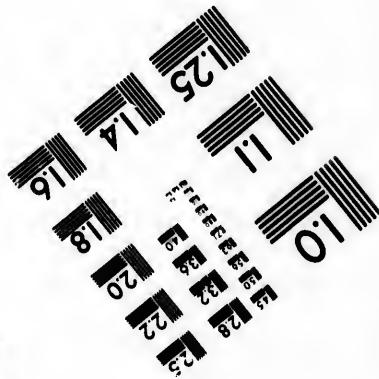


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)



6"



Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

O
10
9
8
7
6
5
4
3
2
1

ii
10
9
8
7
6
5
4
3
2
1

erbot sich, die erforderlichen Mittel aufzubringen, reiste durchs ganze Land und erweckte mit rührenden Schilderungen das Mitleid für die armen Schwarzen. Im folgenden Jahre konnte er 3 Missionare, Pearce (Bihrs) Lamb¹⁾ (Lamm) und Gamble (Gämmel) ihrem Berufsfelde zuführen. Während die beiden letzteren weiter nach St. Vincent reisten, stieg er mit dem ersten in Barbados ab. In dem hier stationirten Regiment befanden sich einige methodistische Soldaten, die bei einem frommen Kaufmann Button sich zu versammeln pflegten. An ihnen fand der junge Missionar einen geeigneten Antrüpfungspunkt. Coke aber eilte weiter nach St. Vincent, wo er sich auch an den übrigen Kariben versuchte, ohne jedoch etwas auszurichten. Viele mehr Hoffnungen erweckten die Schwarzen jener Insel, unter denen Clark bisher gearbeitet hatte, neben dem nun auch Gamble zurückblieb. Lamb ging mit seinem Führer nach Dominica, wo sie sehr günstig aufgenommen wurden und nach fünfjähriger Arbeit die Überzeugung gewannen, daß auch hier der Boden für die Saat des Evangeliums schon zubereitet sei. Auch Antigua und St. Kitts wurden von Coke wieder besucht. Auf beiden Inseln hatte das Werk erfreuliche Fortschritte gemacht. Um so betrübender sah es auf St. Gustach aus, wo die holländischen Behörden mit roher Hand jede geistliche Regung niederkielten. Das öffentliche Beten war verboten. Im Wiederholungsfalle konnte es an einem Weißen mit schimpflicher Verbannung bestraft werden, ein Schwarzer aber sollte für jedes Gebet 39 Rutenstriche erhalten u. s. w. Schon hatte Coke von der christlichen Schaar betribt Abschied genommen und sich eingeschiffst, da wurde er durch wunderbare Führung noch einmal zurückgebracht. Nun trat er mutig mit der Predigt des Evangeliums hervor, bis er von den Behörden verwiesen ward. Er ging nach Tortola und Ste. Croix und ließ für diese beiden Inseln einen seiner Begleiter Namens Brazier zurück. Endlich besuchte er noch Jamaica, wo er zwar auch ein weißes Erntefeld fand, aber er hatte keinen Arbeiter für dasselbe übrig. Über Amerika lehrte er nach England zurück.

Abermals schürte er nun das Feuer in der Heimat. Abermals kollektierte er, feurige Missionspredigten haltend, weit und breit im Lande. Trotz mancher schroben Abweisung, trotz Spott und Hohn hatte er nach Jahresfrist die Mittel zusammen, um auf einer dritten Missionsreise zwei neue Missionare, Lyons (Leijöns) und Werril, nach Westindien zu bringen (1790). Außer auf den schon früher besuchten Inseln landete er diesmal auch zu Grenada, wo er einen frommen Prediger Dent fand, der ein kleines Häuslein erweckter Neger um sich gesammelt. Auf den meisten andern Inseln zeigten sich bedeutende Fortschritte, obwohl hie und da auch von Anfechtungen zu berichten war. Selbst auf St. Gustach, wo ein neuer Gouverneur eingetreten, hatte die Negergemeinde, die von brauchbaren Gehilfen gepflegt wurde, Schutz und Ruhe erlangt. Doch erhielt Coke nicht die Erlaubnis zu

¹⁾ Die erste Ausgabe schreibt, wahrscheinlich infolge eines Druckschalters einer Quelle, Lumb.

predigen. Einrichtung landete er an unbekannt in Man wies i wesen, später jenem Zwecke zinnes ward Schaaren strö zu sehen gewo kischten, wie welchem Unf machen wußte 50 Stunden Missionar Ha großen Schaa an Körper un heftigste wider schaftlichen A Thüt der Kap angerichtet, So an einer gefähr Antunft beladen gehässigsten ihn öffentlich Diebstahl bega seine Zuflucht traf die kräftig aus 234 Mitg Erklärungen, d Wege für die Folge, daß M die Gestaltung verkündigen. C mit dem Einbr der Verfolgung Auch dies ihn jedoch die Fast anderthalb der Methodisten kommen drohten geordnet. Coke Biographie zu Schrift an, die wurde, und ve Wirren der Me verkündigen — Ende des Jahr

predigen. Sein wichtiges Werk auf dieser dritten Reise aber war die Einrichtung der Mission auf Jamaica. Mit seinem Gehilfen Werril landete er am 5. Januar 1791 in der Montego-Bay. Er war völlig unbekannt in der Stadt, suchte aber doch Gelegenheit zu predigen. Man wiss ihm das Schauspielhaus an, das früher eine Kirche gewesen, später aber an einen Privatmann verkauft war, der es zu jenem Zwecke und zu Bällen vermietete. Gegen Einrichtung eines Miethauses ward es Coke zu Versammlungen überlassen, und in großen Scharen strömte das Volk herbei, das sonst etwas ganz anderes hier zu sehen gewohnt war. Es unterließ auch nicht, durch lautes Beifallsklatschen, wie im Theater, seine Zufriedenheit zu erkennen zu geben, welchem Unfug indeß der bessere Theil der Zuhörer bald ein Ende zu machen wußte. Von Montego-Bay begab sich Coke auch nach der etwa 50 Stunden entfernten Hauptstadt Kingston, wo seit einem Jahre Missionar Hammet sich niedergelassen und in einer neu erbauten Kapelle großen Schaaren das Evangelium verkündigt hatte. Derselbe war aber an Körper und Geist gänzlich erschöpft, da der Verfolgungsgeist aufs bestigste wider ihn getötet hatte. Da nämlich die Obrigkeit den leidenschaftlichen Ausbrüchen des Böbels keinen Einhalt thut, wurde die Thür der Kapelle geprangt und ein Greuel der Verwüstung in derselben angerichtet, Hammet selbst aber so mishandelt, daß er geraume Zeit an einer gefährlichen Krankheit darnieder lag. Kaum war nun Coke's Ankunft bekannt geworden, so waren die öffentlichen Blätter voll von den gehässigsten Verleumdungen gegen ihn; ja sie scheuten sich nicht, ihn öffentlich zu beschuldigen, daß er im Vaterlande einen großen Diebstahl begangen und, um der Strafe zu entfliehen, nach Amerika seine Zuflucht genommen habe. Coke ließ sich nicht abschrecken, sondern traf die kraftigsten Vorkehrungen, die gesammelte Gemeinde, welche aus 234 Mitgliedern bestand, aufrecht zu erhalten, und seine lauten Erklärungen, daß er durch die englische Regierung auf gesetzlichem Wege für die Sicherstellung der Gemeinde sorgen werde, hatte zur Folge, daß Werril, den er statt Hammet's da zu lassen beschloß, die Gestattung erhielt, das Evangelium ohne Störung von außen zu verkündigen. So konnte Coke auch diesmal seine Reise nach Amerika mit dem Eindruck fortsetzen, daß das Reich Gottes in Westindien trotz der Verfolgung in fortgehendem Wachsthum begriffen sei.

Auch diesmal ging er zunächst wieder nach Nordamerika, von wo ihn jedoch die Nachricht vom Tode Wesley's bald nach England rief. Fast anderthalb Jahr wurde er durch die heimatlichen Angelegenheiten der Methodisten, die mit dem Tode des Führers aus dem Gleise zu kommen drohten, in Anspruch genommen. Doch es wurde alles wohl geordnet. Coke entledigte sich des ihm gewordenen Auftrages, Wesley's Biographie zu schreiben, fing eine praktische Auslegung der Heiligen Schrift an, die in 6 großen Quartbänden nach 15 Jahren vollendet wurde, und versuchte gelegentlich auch mitten unter den greulichen Wirren der Revolution in Paris das Evangelium des Friedens zu verkündigen — freilich ohne viel Zuhörer zu finden — und kam gegen Ende des Jahres 1792 wieder nach Westindien. Hier fand er die

kleinen Gemeinden zum Theil hart bedrängt. Namentlich auf der holländischen Insel St. Eustach waren die Anhänger der fremden Sekte verfolgt. Über auf St. Vincent lag Missionar Lamb in Fesseln, weil in dieser Kolonie eine gesetzliche Verordnung erlassen war, nach der niemand den Negern predigen dürfe, der nicht 12 Monate sich in derselben aufgehalten hätte, und auch dann nur mit besonderer Erlaubniß der Obrigkeit. Diese mit Androhung der härtesten Strafen eingeschärzte Verordnung hatte Lamb allerdings übertraten. Aber selbst unter den weißen Bewohnern der Insel billigte man nicht die harte Behandlung, die ihm zu Theil wurde. Verhandlungen, die mit der englischen Regierung über diesen Fall eingeleitet wurden, führten übrigens nicht blos zur Befreiung des Missionars, sondern zur öffentlichen Anerkennung der Leistungen der Methodisten-Mission zum Wohle der Kolonie. Auf Antigua, wo das Werk in erfreulicher Blüte stand, wurde damals eine Konferenz der sämtlichen westindischen Methodisten-Missionare gehalten, 13 an der Zahl, die auf 10 Inseln Negergemeinden mit einer Gesamtzahl von 6570 Seelen gesammelt hatten. Auf Jamaica war der Erfolg immer noch beschränkt; nur 200 Mitglieder waren von den Methodisten gewonnen, und diese vielfach das Ziel des Spottes und der Verachtung, wenn auch keine feindseligen Gesetze zu ihrer Verfolgung Veranlassung gaben.

In den folgenden Jahren war Cole in England besonders mit der Organisation der methodistischen Reisepredigt stark beschäftigt, sowie auch mit Nordamerika, wohin er noch drei weitere Reisen machte, so daß er persönlich nicht wieder nach Westindien kam. Dennoch blieb er die Seele und der Träger des ganzen Missionswerkes¹⁾, zu dem die Konferenz der Methodisten immer nur noch eine berathende Stellung einnahm. Er hattt die große Last auf sich, die erforderlichen Kosten aufzubringen, wozu er immer wieder Kollektorenreisen, wie die oben geschilderten, unternahm.²⁾

Das Werk der evangelischen Mission, das um diese Zeit anfing, immer mehr Freunde in England zu gewinnen, betrachtete Cole als die ihm vom Herrn gewordene eigentlichste Aufgabe seines Lebens. Sein ansehnliches Vermögen, sowie seine ganze Zeit und Kraft war diesem Werke hingegeben, und er lebte auf dem einschärfsten und sparsamsten Fuße, um für dasselbe desto mehr leisten zu können. Auch schämte er sich nicht, der „Missionsbettler“ genannt zu werden, und wanderte unermüdlich von Stadt zu Stadt, und pochte an alle Thüren, wo Christen wohnten, und ging selten leer aus. Auf einer solchen Wanderung kam er im Jahre 1805 auch nach Bristol und sammelte Missionsbeiträge ein. Ein Freund, welcher ihm die Leute aufzählte, die er um Gaben ansprechen blieb, nannte auch eine Miss R. Smith als eine ebenso fromme und wohltätige als verträgliche Freundin der evangelischen Wahrheit, die er ja nicht übergehen möchte. Cole kannte sie noch nicht, kam zu ihr und legte ihr seinen Wunsch und seine Liste vor. Sie zeichnete 100 Guineen

¹⁾ Daß er schon 1795 auch einen allerdings scheiternden Versuch mache, in Westafrika bei den Fulah-Negern eine Missionskolonie zu gründen, sowie die spätere erfolgreiche Einrichtung der ersten Methodistenmission in Westafrika durch ihn, sei hier nur im Vorübergehen erwähnt.

²⁾ Auch durch seine „Geschichte Westindiens“, die zu London 1802 erschien, suchte er das Interesse für die Mission zu wecken.

(700 Thlr.), den von ihrem Lande die Feuer in die 1400 Thr., erhielten innern Friede suchen. Ja, und ansehnliches Vermögen der Kolonie mit demselben trug seiner Berufsbereiche Sie vollendete sich

Im Jahr indischer Neger auch in Jama hervor getreten erlassen, daß als Dienstleistungen ausgeschweifter Strafgerichten. Hunderttagen die Kirchen aus: „Ma Weise Menschen Menschen wie jedem in die S aber hatte Cole den nachdrücklich London wandte. angezeigt, daß von Jamaica v Es wurde dies Sachen der Ab Menschenfreunde

Wie Th. C. dnung seiner letzt Indiens, insbesondere zudeuten. Zur Briefe, den er angeführt sein:

Wie sollt ich d. Richtigkeit nie so sinnfähig ich den Wert mit mehr Wahrscheinen Deus nobis hase dennoch kann ich die Dienste für die Gottes Güter, die ich für derselben sind eine auf das Sammelfest gehan. Aber wie wären? Daß es e

Burkhardt, Missions-

auf der fremden Fesseln, ar, nachte sich in Erlaubnis geschräfte unter den handlung, chen Re nicht blos erkennung tien. Auf nals eine gehalten, Gesamtmitar der Er den Me und der Berfolgung

nders mit tigt, sowie machte, so noch blieb u dem die e Stellung en Kosten die oben

immer mehr berren gewor sowie seine n einfachen auch schämte unermüdlich n, und ging 5 auch nach m die Leute 3 R. Smith evangeli schen ich, kam zu 00 Guineen

chte, in West e spätere er ihm, sei hier schien, suchte

(700 Thlr.), bemerkte aber dabei, sie habe das Geld nicht hier, er möchte es sich von ihrem Landgute zu Bradford abholen. Als er hinkam, nahm sie noch einmal die Feder in die Hand, und machte aus der 1 eine 2, so daß Cole das Doppelte, 1400 Thr., erhielt. Und das alles that sie mit einer solchen Demuth und solcher innern Freudigkeit, daß Cole nicht umhin konnte, ihre nähere Bekanntschaft zu suchen. Ja, noch im April 1805 warb sie seine Gattin. Sie brachte ihr ganzes ansehnliches Vermögen und ihre Kräfte freudig dar, um mit ihrem Manne gemeinschaftlich der Förderung des Reiches Gottes unter den Heiden zu dienen und errang mit demselben trotz ihres schwächlichen Körpers die mannigfaltigen Anstrengungen seiner Verfussreisen. Leider war ihm diese Freude nur 6 Jahre lang bestrieben. Sie vollendete schon am 25. Januar 1811 ihren Lauf in felsigem Heimgange.

Im Jahre 1808 mußte Cole noch einmal als Vertreter westindischer Negergemeinden vor die Öffentlichkeit treten. Damals war auch in Jamaika die Feindseligkeit von Seiten der Behörden offen hervor getreten. Die dortige Kolonial-Regierung hatte die Verordnung erlassen, daß alle Neger von der Theilnahme an den öffentlichen Gottesdiensten ausgeschlossen seien, und es auch den Methodisten-Predigern bei schwerer Strafe verboten sein sollte, dieselben im Worte Gottes zu unterrichten. Hunderte von armen Negersklaven umringten an den Sonntagen die Kirchenthüren, und riefen oft unter einem Strom von Thränen aus: „Massa, wir nun nicht mehr in den Himmel gehen darf! Weiße Menschen nicht will, daß die Schwarzen Gott dien. Jetzt schwarze Menschen wie ein Thier bleib, und nicht mehr lern!“ So lang es jedem in die Ohren, der auf Jamaica die Kirchen besuchte. Kaum aber hatte Cole in Europa davon Nachricht erhalten, als er sich mit den nachdrücklichsten Vorstellungen an den Königlichen Ministerrath in London wandte. Nach einer Wartezeit von 16 Monaten wurde ihm angezeigt, daß die betreffenden Verordnungen der Kolonial-Regierung von Jamaica vom Ministerrath als ungültig verworfen worden seien. Es wurde dies bei der noch hochgehenden Aufregung der Gemüther in Sachen der Abhaffung des Sklavenhandels als ein neuer Sieg der Menschenfreunde, die die letztere durchgesetzt hatten, angesehen.

Wie Th. Cole den Abend seines bewegten Lebens mit Aufwendung seiner letzten Kräfte im Dienst des Herrn unter den Heiden Indiens, insbesondere auf Ceylon beschließen wollte, ist hier nur anzudeuten. Zur Charakteristik des Mannes jedoch möge hier aus einem Briefe, den er auf seiner letzten Seereise dorthin schrieb, Folgendes angeführt sein:

„Wie süß ist doch das Wort Gottes! Mir ist's, ich habe seine unübertragliche Rödigkeit nie so sehr geschmeckt, als seitdem ich auf dem Schiffe bin. Mehr als je fühle ich den Werth stiller Zurückgezogenheit und heiliger Seelenruhe, und ich darf mit mehr Wahrheit von meinem Gott, als einst Virgil von seinem August sagen: Deus nobis haec otia fecit! Diese Minutenstunden hat mir Gott gegeben! – Und dennoch kann ich die tausend Stunden nicht bellagen, die ich im glorreichen Betteldienste für die Sache meines Gottes zugebracht habe. Die hundert Tausende von Gulden, die ich für die Missionen einlammeln durfte, und die herrlichen Wirkungen derselben sind eine mehr als reiche Entschädigung für alle Zeit und Mühe, die ich auf das Sammelergebniß verwendet habe. Das Ganze war in Gott und für Gott gethan. Aber wie hätte mein Herz es extragen können, wenn nach meiner Rückreise von England alle unsere bereits bestehenden Missionsplätze ohne Hilfe geblieben wären? Daß es ein Werk Gottes ist, habe ich auch am Ende noch deutlich

erkannt. Der Herr allein hat dasselbe angefangen, und Er allein hat es auch wachsen lassen, und wenn ich mit diesem Gefühl der Demuth es ansprechen darf, Er hatte mich an den seligen Dienst angeföhlt, sein Handlanger zu sein. Noch ehe ich absegelte, hat der Herr zum Norden gesprochen: Bringe deine Kinder her! und zum Süden: Verweigre sie nicht! Auch der Westen ist hervorgetreten, und die Christenwelt fängt an aus einem langen, langen Schlummer einmal aufzuwachen. Wie wohl und leicht ist mir's nun ums Herz geworden. Nach dem stillen Umgang mit Gott habe ich keine größere Freude auf dieser Welt. Und nun eile ich munter und vergnügt nach Afrika."

Er hat das Land seiner letzten Sehnsucht nicht erreicht. Noch auf dem Meere, im Norden von Madagaskar, hat ihn der Herr schnell und ohne Schmerzen abgerufen, am 3. Mai 1814, im siebenundsechzigsten Jahre seines Erdenlebens. Sein Leib wurde in der Tiefe des Meeres bestattet. — Wir müssen den Methodisten-Apostel Westindiens bewundern wegen jener seltenen Hingabe, mit der er seine ganze Kraft und alles, was er hatte, dem Dienst des Herrn weihte. Wir sehen in ihm zugleich eine Kühnheit wie eines Feldherrn, der seinem Könige die ganze Welt erobern möchte, verbunden mit Organisationstalent und außerordentlicher Energie und Arbeitskraft, alles geheiligt durch die Liebe zu dem Gekreuzigten. Und doch müssen wir sagen: wieviel größer würde der Segen für Westindien gewesen sein, wenn solche Kräfte sich auf ein gemessenes Feld in sillerem Walten konzentriert hätten!

Es will uns bedünnen, als hätte die Methodisten-Mission namentlich in Westindien etwas an sich von jener unruhigen Schnelle, mit der ihr Begründer bald hier bald dort auftrat, überall erregt und erregend,¹⁾ darum aber weniger intensiv in die Tiefe, als extensiv auf der Oberfläche wirkend. Grade aber der Negercharakter, der für Gefühlsbewegungen so besonders zugänglich ist, erfordert eine ruhige anhaltende Behandlung, die ungetäuscht von dem Strohfeuer plötzlicher Erregung, das alltägliche Leben zu ihrem Gegenstande nimmt und in den gewöhnlichsten Neuzeugungen desselben die Schäden der Lebenswurzeln erkennt, deren Heilung eine gründlichere Umänderung erfordert, als eine Umschaltung der Gefühle, die sich unter Umständen bei den Negern sehr leicht hervorrufen lässt. — Es ist kaum anzunehmen, daß Coke bei der kurzen Zeit, die er immer nur auf einer oder der andern Insel sich aufhielt, im Stande war den Charakter der Neger und ihre Verhältnisse gründlich kennen zu lernen, selbst wenn wir einen besonderen psychologischen Scharfsblick (der indessen, wie es scheint, nicht unter seine hervorragenden Eigenschaften gehörte) voraussehen dürften. Noch weniger ist derselbe der Mehrzahl der Methodisten-Missionare in jener Zeit zuzutrauen, denen die Überwachung und Erhaltung des so schnell angefachten Feuers überlassen wurde. Nur wenige theologisch gebildete waren unter ihnen. Die meisten überhaupt hatten vielleicht kaum eine andre Vorbildung für ihren Beruf erhalten als ihre aufrichtige Belehrung zu dem Herrn, die ja freilich das Hauptfordernis für jeden Missionar ist, aber keineswegs die anderweitige Bildung überflüssig machen soll. Dazu kam aber, daß diese Männer, gleichfalls von einer

¹⁾ „Er kam, sah und siegte“ ist von ihm gesagt worden.

feurigen Begegnung einem festen Verbündetum zu verschiedenen Orten bereits wieder darüber wurde des Evangelium leaders, denen waren oft unbekannt, wenn viele Freunde der Sache des verlässigen eingedeihen einer In den ersten Männer nicht in ihr gesammelt nach zu betrachtet.

Einige Inseln schon 1814 hatten. Diese sondern es war unterzogen unter zu entstehen“.

großen Schwierigkeiten also Abendmahl nicht angegeben.

Im Jahre

fast ausschließlich ganismation durch Society. Das wurde in besondere wir die Eintheilung beibehalten von Vincent, James nach der Reihe

1. Antigua

Sie war von allen Methodisten. Di-

¹⁾ Dazu will das Comité richten 6 Jahre zu beschäftigen.

feurigen Begeisterung für die Sache des Herrn erfüllt,¹⁾ die ihnen an einem festen Punkte nicht viel Ruhe ließ, sich die Grenzen ihrer Wirksamkeit zu weit stießen und vielfach hin- und herzogen, um an verschiedenen Orten das Feuer der Erweckung anzuzünden, aber, wo es bereits wieder dem Verlöschenden nahe war, es aufs neue aufzuschüren. Darüber wurde das stille, beharrliche und nachhaltige Pflegen der Saat des Evangeliums in großem Maße verfäumt. Die schwarzen Class leaders, denen man nach methodistischer Organisation dies Amt überließ, waren oft unsfähige Leute, und wir mühten nicht den Negercharakter kennen, wenn wir es nicht für wahrscheinlich hielten sollten, daß selbst viele Heuchler sich mit einiglichen, die nicht blos nichts nützen, sondern der Sache des Evangeliums den bedeutendsten Schaden bereiteten. Zuverlässige eingeborene Agenten sind das Hauptbedingniß für das Gediehen einer Mission überhaupt, einer methodistischen insonderheit. In den ersten Jahrzehnten scheint die Mission in Westindien solche Männer nicht gehabt zu haben. Daher kam es, daß die Zahlen der in ihr gesammelten Negerläden doch mit großer Vorsicht ihrem Werthe nach zu betrachten sind.

Einige Jahre vor Coke's Tode (1811) wurden auf einigen 20 Inseln schon 11,000 Neger gezählt, die sich den Methodisten angeschlossen hatten. Diese waren aber keineswegs alle Gemeindeglieder (members), sondern es waren „die Leute, die sich der Disziplin der Methodisten unterziehen und ein Verlangen zu Tage legen, dem zukünftigen Horne zu entschließen“. Diese Schaar war nichts weniger als beständig und großen Schwankungen unterworfen. Wieviel wirkliche Mitglieder, also Abendmahlsgenossen, die Methodisten damals zählten, finde ich nicht angegeben.

Im Jahre 1813 gewann die Mission der Methodisten, die bisher fast ausschließlich in Dr. Coke's Hand gewesen war, eine festere Organisation durch die Gründung der Wesleyan Methodist Missionary Society. Das ausgedehnte Missionsfeld auf den westindischen Inseln wurde in besondere Distrikte zerlegt. Schon im Jahre 1820 finden wir die Eintheilung, wie sie im wesentlichen bis auf die neueste Zeit beibehalten worden ist, nämlich in die vier Distrikte: Antigua, St. Vincent, Jamaica und Bahama-Inseln. Sehen wir dieselben nach der Reihe genauer an.

I. Der Antigua-Distrikt umfaßte folgende Kreise (circuits):

1. Antigua, die Insel, von der dieser Distrikt seinen Namen entlehnt. Sie war von allen westindischen der fruchtbarste Boden für die Mission der Methodisten. Die Brüdergemeinde hatte dem Evangelio die Fahne gebrochen.

¹⁾ Dazu will freilich die Vorstellung, die die westindischen Missionare 1815 an das Comité richteten, nicht recht stimmen. In dieser batte sie, ihre Dienstzeit auf 6 Jahre zu beschränken. (Horsford, a voice from the West-Indies, p. 133.)

Die Pflanzer waren fast sämmtlich der Mission wohl geneigt und dieselbe hatte wie ein Sauerzeug angefangen die Massen der Bevölkerung zu durchdringen. Seit dem ersten Jahrzehnte unsers Jahrhunderts hatte sie auch viel durch ihre Schulen gewirkt. Die Brüder hatten die Methodisten, wie es scheint, mit rechter Selbstopigkeit aufgenommen (wie sie ihnen anderwärts sogar ihre Gotteshäuser zur Mitbenutzung überließen). Dass die Eigenthümlichkeit der Methodisten die Neger besonders ansprach, ist leicht begreiflich. So waren denn unter der Zahl derer, die sich den neuen Missionaren anschlossen, gewiss viele, die bereits vorher die gute Saat des Evangeliums erhalten hatten. Dennoch vermehrte sich ihre Gemeinde in der Stadt St. Johns zuerst nur langsam, obgleich die Gottesdienste immer gebrängt besucht waren. Auch fehlte es nicht an Gegnern des Methodismus, der wahrscheinlich von manchen als Einbringling in ein fremdes Arbeitsgebiet betrachtet wurde. Dennoch fanden sich immer mehr Neger von den Plantagen ein. Aber die Zahl war doch noch mancherlei Schwankungen ausgesetzt. Der Tod raffte manche hinweg, andre fielen wieder ab oder mussten um grober Sünden willen ausgeschlossen werden. Im Jahre 1819 aber fand ein besonders starker Zuwachs von 300 Negern statt, durch welche die Gemeinde auf 3914 Seelen (hearers) stieg¹⁾. Die Schulen und Sonntagsschulen waren in gutem Gange. Bald darauf werden drei Stationen auf der Insel erwähnt: St. Johns (auf der Westseite), English Harbour (auf der Südseite) und Parham (auf der Nordostseite), auf denen fünf Missionare beschäftigt waren. Die Schulen zählten an 1000 Schülern. 1821 wurde eine Missionsgesellschaft zu St. Johns gegründet, bei deren erster Feier schon gegen 600 Thaler gesammelt wurden; auch mancher Goldschmuck lag mit in der Kollekte. Einige Befehrungsgefechten übergehen wir, und erwähnen nur die mehrfach nachzähle²⁾ eines muhammedanischen Negers vom Senegal, Namens Peregrine, der nach langem hartnäckigen Festhalten an Mohammed, sich doch endlich dem Herrn Christo ergab. — In Parham wurden in einem Vierteljahr 181 Neger aufgenommen, und als Missionar Hyde 1823 von dort schied, hatte er fast 1000 Personen der Gemeinde zufügen können. In regelmäßigen Missionsbesuchstunden ward hier besonders der armen schwarzen Brüder in Afrika gedacht. Ein alter Neger, der bisher seinen Erwerb durch Auffspielen zum Tanze gewonnen hatte, zerstieß seine Fidel, damit sie weder ihn, noch einen andern je wieder verführe, an jener Stunde sich zu betheiligen. In der Folge wird eine weitere Station zu Willoughby Bay³⁾ erwähnt, zu der 1828 eine Gemeinde von 733 Seelen gehörte, sowie Zionhill,⁴⁾ das damals in den Anfängen war. Leider liegen uns die Zahlen aus den ersten dreißiger Jahren nicht vor. Wir können nur die Zahl

¹⁾ Die Brüdergemeinde umfasste um jene Zeit dort gegen 15000 Seelen.

²⁾ Basler Missions-Magazin 1824. Calwer Monatsblatt, 1844 S. 153 ff.

³⁾ Im Südosten, mit der Stadt Bridgetown.

⁴⁾ Die Lage dieser Station ist mir nicht ganz sicher, die Angabe meines Atlas beruht wohl auf einer irrtümlichen Andeutung.

der Methodisten
u. s. 3066
also die oben
wachsen die
wir als ein
samkeit dieser

2. Dom
nare, der mei
sterten, aufgeh
sich immer wi
ziger Jahre d
auf der Westf
Die Bevölkeru
Doch fanden
ihre Predigten
sich erhalten
katholischen P
aber wurde n
geregt. Die
Charfreitag 1
von Trommel
Kirche ausgetr
läute der Glo
jenem Tage ge
mittel aufgeho

Manche r
Wandel und B
sion eine Plan
thun. Die M
rung funktioni
Einwohnern in
Methodisten sc
sowie auch ein
war. Auch La
wann von Mi
Platz eine Ha
Seelen auf den
Mädchen besuc
unter dem leit
White (1817?)

3. Größer
schwankend, wo
Christoph), wo
segneter Arbeit
der Obrigkeit,
getreten. Sch

⁵⁾ Am nörd

der Methodisten auf Antigua von 1826 angeben, wo sie 3575 betrug, u. z. 3066 Slaven, 481 freie Farbige, daneben 28 Weiße. Stimme also die oben angegebene Zahl von 1819, so hatte sich trotz alles Zuwachses die Seelenzahl in den sieben Jahren um 339 vermindert, was wir als ein bedeutsames Zeichen für die Art und Weise der Wirklichkeit dieser Mission doch nicht verschweigen dürfen.

2. Dominica, wo bisher das Werk durch Krankheit der Missionare, der mehrere erlagen, sowie durch Orkane, die die Bethäuser zerstörten, aufgehoben war und die ab und zu schon zahlreichen Gemeinden sich immer wieder bedeutend verminderten, hatte zu Anfang der zwanziger Jahre die beiden Stationen Roseau, die Hauptstadt der Insel, auf der Westseite gelegen, und St. Joseph, einige Meilen nördlicher. Die Bevölkerung gehörte größtentheils ($\frac{4}{5}$) der katholischen Kirche an. Doch fanden die Methodisten auch von dieser Seite Anhänger, wozu ihre Predigten in französischer Sprache, die hier aus früheren Zeiten sich erhalten hat, beitrugen. Darüber hatten sie natürlich von den katholischen Priestern viel Anfechtung zu erdulden, infolge derselben aber wurde nur um so mehr ein Interesse nach dem Worte Gottes angeregt. Die katholischen Neger waren in tiefer Unwissenheit. Am Charfreitag 1824 konnte man sehen, wie unter furchterlichem Lärm von Trommeln und Pfeifen Judas und der Teufel aus der katholischen Kirche ausgetrieben wurden. Darauf liefen die Neger unter dem Geläute der Glocken ins Meer, um ihre Sünden abzuwaschen. Eine an jenem Tage geweihte Flasche mit Wasser wurde als kräftiges Zaubermittel aufgehoben.

Manche von den bekehrten Negern zeichneten sich durch aufrichtigen Wandel und Beharrlichkeit aus. In St. Joseph aber, wo für die Mission eine Plantage angekauft war, gab es viel mit Neuerlichkeiten zu thun. Die Mission war übrigens ausdrücklich von der Kolonialregierung sanktionirt und stand bei den einflussreichsten und geachtetsten Einwohnern in gutem Ansehen. — Zu Prince Rupert's Bay,¹⁾ wo die Methodisten schon früher Eingang gefunden hatten, fehlte eine Kapelle, sowie auch ein ständiger Missionar, da die Umgebung sehr ungesiedelt war. Auch La Souye, noch weiter nördlich gelegen, konnte nur dann besucht werden, wenn von Missionaren besucht werden. Später (1832) wurde dieser Platz eine Hauptstation. Um 1825 zählten die Methodisten etwa 500 Seelen auf der Insel; die Schulen wurden von 69 Knaben und 78 Mädchen besucht. Auch hier war früher schon die Zahl größer gewesen: unter dem leider bald dem ungesunden Klima erliegenden Missionar White (1817?) war sie bereits auf 633 gekommen.

3. Größer dagegen, wenn auch nicht eben stetig, sondern vielfach schwankend, waren die Erfolge der Methodisten auf St. Kitts (St. Christoph), wo, wie wir sahen, die Brüdergemeinde seit 1775 in gesegneter Arbeit stand. Schwierigkeiten von Seiten der Pflanzer und der Obrigkeit, wie auf andern Inseln, waren ihnen hier nie entgegengetreten. Schon 1802 wird eine Gemeinde von 2587 Seelen erwähnt.

¹⁾ Am nördlichen Theil der Westküste.

In der Folge wurden dann und wann neue Scharen gewonnen, doch auch Rückfall muß öfters wieder die Zahl verringert haben, denn 1817 werden nur 2552 methodistische Neger unter 4 Missionaren erwähnt. Dabei aber lauten die Berichte sehr befriedigend, besonders auch hinsichtlich der Schulen, in denen auch viele erwachsene Schwarze unterrichtet wurden. 1820 finden wir die Negergemeinde nur mit 2361 Erwachsenen und 200 Schulkindern angegeben. Zu Basseterre, der Hauptstadt, zeigten sich wohl erfreuliche Fortschritte, während es auf den andern Stationen Old Road und Sandy Point¹⁾ wegen der Entfernung des Missionars rückwärts gegangen war. Um erst genannten Ort zeigte sich bei der neu geschafften Missionsgesellschaft große Opferfreudigkeit. Einzelne Fälle von besonders kräftiger Wirkung der göttlichen Gnade zeigten sich an Kindern und Erwachsenen.

Ein sterbender Schulknabe, den Missionar Peacock über seinen Herzengrund befragte, sagte ihm, er fühle sich glücklich, und wünsche nichts so sehr, als bei Jesu zu sein. Dann bat er den Lehrer, ihm einige Verse zu singen, die er in der Schule gelernt hatte, und bisweilen sang er mit; seinen Mitschülern aber sprach er zu, sie sollten nicht weinen, weil er zu Jesu gehe. — Eine fromme Negerin sagte: „Mich wohl weiß, mich der Herr zu sich bestellt hat. Mich früher eine große Sünderin; nichts nach Gott fragt, und mich glaubt, mich der Sonntag nichts angeht. Mich nur alles anders seh, mich ein böses Weib, ein böses Herz, ein böser Weg; aber der Herr hat meine Sünden weggenommen, und mich nun Ihn lieb hat und er mich.“ Und von einer kranken Negerin, die er besuchte, schreibt Peacock: „Habe ich in meinem Leben je unter den schwersten Leiden und an der Pforte der Ewigkeit einem wahrhaft gläubigen Menschen gesehen, so war sie es. Sie entlief uns mit den Worten: Wie unansprechlich sehe ich mich nach meinem Gott und nach dem himmlischen Vaterland! Aber nicht mein, sondern Dein Wille geschehe.“

Gegen Ende des Jahrzehnts scheint diese Mission, und namentlich ihre Schule einen rechten Aufschwung genommen zu haben, denn sie wurde von 1000 Kindern besucht. Außer den schon genannten Plätzen bestanden Methodistengemeinden zu Dieppe Bay,²⁾ Palmetto Point, Half-way-tree³⁾ und Canyon⁴⁾. Zu Basseterre war eine große neue Kirche mit einem Aufwande von 28,000 Thalern gebaut, der durch freiwillige Beiträge auf der Insel selbst gedeckt wurde. Die Schulen wurden damals von 1300 Kindern und 192 Erwachsenen besucht.

So konnte denn Missionar Wood im Mai 1828 von St. Kitts schreiben: „Das Werk Gottes ist seit einiger Zeit hier sehr hoffnungsvoll geworden. Die Gottesdienste zu Stadt und Land werden fleißig und mit Andacht besucht, auch fehlt es nicht an heilsbegierigen Seelen, die zu einem neuen Leben aufzuwachen. Auch unter den älteren Mitgliedern zeigt sich viel Ernst der Heiligung, und eine allgemeine Theilnahme, wenn es dem Bemühen gilt, Seelen aus dem Verderben zu retten.“

¹⁾ Alle diese Orte liegen an der Südwestseite der Insel.

²⁾ Im Norden der Insel.

³⁾ Zwischen Basseterre und Old Road resp. da und Sandy Point.

⁴⁾ Auf der Nordost-Küste.

4. Die b
Boden für die
Verfolgung vo
in spätere Zei
unter solchen S
Seelen stark, i

Bor kurzer
sehr angesehener
Gemeinde ist, im
verurtheilte sie, n
die Strafe an ih
der, und siehte s
Glauben schenken,
erklärte, daß Er
dieses Gebet so e
könne diese Stra
und sein ganzes
beten, wie diese 2

Vom Jah
Auf Nevi
die auch im S
Kraft Gottes
Negern besteh
Am 3. August
Versammlung
und achtbarsten
auch sämlich
bereits 170 L
lettenbuch eing

Aus dem
erwähnt. Di
Westseite der I
brachte manche
man wünschte
im folgenden J
auf der Insel
reichen Klagen,
zu urtheilen g
Methodistengen
sich namhafte
Kapelle.

5. Auf N
1821 finden n
sammelungen i
der Missionar
ward und das
Den 42 Geme
sie durch Bele
besondere Freu

nen, doch
nn 1817
erwähnt.
auch hin-
terrichtet
Erwach-
er Haupt-
auf den
der Ent-
genannten
se Opfer-
der gött-

Herzens-
nichts so
zu singen,
Mitschillern
ne fromme
Rid felher
es Sonntag
ßes Herr,
mich nun
te, schreibt
der Pforte
Sie entlich
Gott und
geschehe."

amentlich
denn sie
n Plätzen
Point,
große neue
der durch
Schulen
sucht.

St. Kitts
offnung-
er fleißig
n Seelen,
ren Mit-
ine Theil-
werben zu

4. Die benachbarte Insel Nevis war von früh auf ein günstiger Boden für die methodistische Mission, obgleich sie hier anfänglich harte Verfolgung von Seiten der Plantagen zu erdulden hatte, von denen bis in spätere Zeit hier und da noch Spuren vorliefen. Doch grade unter solchen Anfechtungen wuchs die Gemeinde und befand sich, 1183 Seelen stark, im Jahre 1817 in blühendem Zustande:

"Vor kurzer Zeit," schreibt Missionar Mortier im November 1816, "hatte ein sehr angesehener Planzer der Insel eine seiner Sklavinnen, die ein Mitglied unserer Gemeinde ist, im Verbör, da sie einer strafbaren Handlung beschuldigt wurde, und verurteilte sie, mit Peitschen gehauen zu werden. Sie war jedoch unschuldig. Als die Strafe an ihr vollzogen werden sollte, kniete sie in Gegenwart ihres Herrn nieder, und flehte sehr ernstlich zu Gott, er mögte sie stärken und ihr Geduld und Glauben schenken, diese unverdiente Strafe still zu ertragen; wobei sie ganz funflos erklärte, daß Er es selbst wisse, daß sie unschuldig sei. Ihr Eigentümer wurde durch dieses Gebet so erschüttert, daß er besah, man solle sie loslassen, und erklärte, er könne diese Strafe nicht an ihr vollziehen lassen; denn wenn er seine Bibel gelesen, und sein ganzes Leben hindurch die Kirche besucht hätte, so könnte er doch nie so beten, wie diese Negerin.

Vom Jahre 1820 lautet der Bericht folgendermaßen:

Auf Nevis gab es viele Krankheiten und manche wurden heimgeholt, die auch im Tode noch erfahren durften, daß das Evangelium eine Kraft Gottes ist, selig zu machen. Im ganzen wuchs die aus 920 Negern bestehende Gemeinde in der Gnade und Erelntniß Christi. Am 3. August 1820 wurde auf dieser Insel vor einer ansehnlichen Versammlung eine Missionsgesellschaft gegründet, und 9 der angesehensten und achtbarsten Gutsbesitzer wurden Mitglieder der Committee, zu welcher auch sämmtliche Geistliche der Insel gehörten. Kurz darauf waren bereits 170 Louis'dor zur Unterstützung der Missionsache in das Kollektensbuch eingezzeichnet.

Aus dem Jahre 1825 werden 100 schwarze Gemeindeglieder erwähnt. Die Kapelle in Charlestown, dem Hauptort an der Westseite der Insel, war zu klein geworden; Krankheit eines Missionars brachte manche Stockung in das Werk, das 1827 nicht so gedieh, wie man wünschte. Dennoch konnte bei einer öffentlichen Versammlung im folgenden Jahre von einem Regierungsbeamten dem Methodismus auf der Insel ein gutes Zeugnis ausgestellt werden. Unter den zahlreichen Klagen, über die derselbe in seiner 12jährigen Amtstätigkeit daselbst zu urtheilen gehabt hatte, war keine solche gegen ein Mitglied der Methodistengemeinde vorgekommen. Auch bei dieser Gelegenheit zeigte sich namhafte Opferwilligkeit bei den Beiträgen zum Bau einer neuen Kapelle.

5. Auf Montserrat begann die Methodistenmission erst 1820. Von 1821 finden wir über ihrem Fortgang folgenden Bericht: Die Versammlungen nahmen zu, eine würdevolle Stille herrschte darin, und der Missionar bemerkte, daß das Wort mit Freuden aufgenommen ward und das Werk Gottes an den Herzen der Neger vorwärts schritt. Den 42 Gemeindegliedern konnte er im folgenden Jahre bezeugen, daß sie durch Bekennnißtreue und rechtschaffnen Wandel sich auszeichneten; besondere Freude aber bereiteten ihm die Sonntagschulen in der Stadt

wie auf dem Lande. Schaarenweise strömten die Neger des Sonntags vom Lande herein, um in der dortigen Kapelle das Wort Gottes zu hören; immer mehr Pflanzungen öffneten sich den Missionaren, wobei der Gouverneur der Insel und die ersten Regierungsbeamten die trefflichsten Dienste leisteten und überall mit edlem Beispiel vorangingen. Am 6. Juni 1823 ward eine Hülfsgesellschaft für Leidende und Kranke gegründet, sowie eine Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Schriften unter den Negern. Doch schritt auf dieser Insel die Sache Christi nicht so schnell vorwärts, wie an andern Stellen; die Neger überlegten die Sache zuvor reiflich, und machten nur langsam einen so wichtigen Schritt. Im Jahre 1825 bestand die Methodistengemeinde dasselbst aus 8 Weißen, 72 farbigen Leuten und 67 Slaven.¹⁾ Die Schulen wurden von mehreren Hunderten, Kindern sowohl als Erwachsenen besucht. Im Laufe der Zeit wurde an fünf verschiedenen Plätzen des Sonntags Gottesdienst gehalten und siezig besucht, der Sonntags-Markt aber ward aufgehoben, auch schwanden die sonst an diesem Tage so gewöhnlichen Tänze und Schwelgereien. Die Hauptstation war Plymouth. Durch Arbeitsamkeit und Treue, besonders auch durch Reinlichkeit und Sauberkeit ihrer Wohnungen zeichneten die christlichen Neger vor den andern sich aus. Das Werk Gottes auf Monkserrat ging so seinen stillen und regelmäßigen Lauf; mit Vergnügen aber hörten die Missionare nicht selten den einfachen, ungeschmückten, aber herzlichen Zeugnissen zu, welche einzelne der belehrten Neger von der Gnade Gottes ablegten.

So äußerte einer derselben bei einem Liebesmahl (1827): Er habe lange Bedenken getragen, an den Sonntagen zur Kirche zu kommen, weil er befürchtete, seine Familie möchte Hunger leiden müssen, wenn er nicht am Sonntag sein Stückchen Feld bearbeiten; aber er habe zum Preise Gottes gerade das Gegenteil erfahren. Auf die Frage, ob er jetzt so viel habe, wie zuvor, als er noch oben Gott in dieser Welt lebte, antwortete er mit sichtbarem Vergnügen: „Ja, ich habe ebensoviel und noch ein wenig mehr!“ Marie, eine wackre Negerin, die 1827 starb, hatte eine fromme Mutter, die sie in ihrer Jugend von leichtsinniger Ausschweifung zurückhielt. Lange wollte sie sich in die Zucht nicht fügen, und war mit ihrer Mutter immer unzufrieden, die sie zur Nachfolge Christi hinleitete wollte. Erst eine schwere Tribüne brachte sie dazu, den Herrn ernstlich zu suchen, und als sie Ihn jetzt fand, so liebte sie Ihn nun auch von ganzem Herzen. Ein langwieriges Krankenlager zog sie endlich ganz in die Gemeinschaft seiner Leiden und in den seligen Umgang mit Ihm hinein, und sie genoss einen großen Frieden. Als sie die Augen schloß, rief sie ihrer Mutter, die sie in den Armen hielt, fröhlockend zu: „Meine liebe Mutter! ich bin selig! selig! selig!“ und damit gab sie den Geist auf. —

6. Auf St. Gustav hatte der Vater der Methodistenmission selbst, wie wir sahen, harten Widerstand gefunden. Das dort gesammelte Häuflein wurde verfolgt, und Theilnahme an den Gebetsversammlungen in einigen Fällen mit der Peitsche bestraft. Doch blieben die meisten standhaft. Verwendungen bei der holländischen Regierung blieben auch fruchtlos. Erst 1804 wurde durch die Vorstellungen eines Pflanzers, der auf andern Inseln die wohlthätige Wirksamkeit der Mission kennen gelernt hatte, der Gouverneur bewogen, von den Grundsäzen seiner

¹⁾ Vielleicht sind mit diesen Zahlen die „Members“ gemeint.

Vorgänger ab sich allmählich sonderen Missbenachbarten zählte sie 202 Predigtplätze. Die Größtmu-

Ein Skl
geworden, der a
Monate lang tr
zuge gefangen in
seine religiöse E
den. Darauf w
und dieser bot s
dass er sich dadu
in seinem Gefän
und vertrat in
ein Waarenlager
fortan seiner Fa
wollte, das Eva
der Gnade Christi
zufrieden. Er be
sellschaft zu wer
vor Freuden übe
lorpe ist gefunde

7. Nicht
St. Bartholo
lomew's oder
Methodisten-Missi
Behörden gefiel
freundlich. D
beeinflusst durch
Schwarzen und
Mitgliedern be
wird. Die Es
steckenden Kra
Sterbensfreude

8. Auf M
Evangelium d
Insel wurde es
pflanzt. Wir
schichte dieser E
112 Neger als
1826 lautete d
zu und die E
heftige Orkane
1827, suchten
Gemeinde nach
vielversprechend
und die erste h
der Hauptstatu

Sonntags hottes zu n, wobei die treff- angingen. id Kranke Schriften je Christi überlegten wichtigen daselbst Schulen besucht. Sonntags arkt aber gewöhn- ym mouth. ckleit und vor den so seinen die Mis- chen Zeug- oe Gottes ge Bedenken seine Fa- lichen Feld bren. Auf sieier Welt und noch ine fromme ielt. Lange er unzufrie- bs brachte bte sie Ihn ndlich ganz einein, und er Mutter, bin selig!

on selbst, sammelte mmlungen e meisten eben auch Bflanzers, on kennen en seiner

Vorgänger abzugehen und die Mission zu gestatten. Seitdem mehrte sich allmählich und unter Schwankungen die Gemeinde, die einen besonderen Missionar erhielt, obgleich man zunächst meinte es von dem benachbarten St. Kitts aus verwalten zu können, und im Jahre 1820 zählte sie 202 Seelen; 170 Kinder besuchten die Schule. Es bestanden vier Predigtplätze, auf denen wöchentlich das Evangelium verkündigt wurde. Die Eröffnung des letzten hatte eine besondere Veranlassung gehabt.

"Ein Sklave daselbst war seinem Herrn entlaufen und ein scharfbarer Räuber geworden, der als Hauptmann sich an die Spitze einer Räuberbande stellte. Vierzehn Monate lang trieb er sein Wesen in den Bergen, bis er endlich auf einem Räuberzuge gefangen ward. Im gerichtlichen Verhör gab er an, kein Mensch habe sich um seine religiöse Erziehung bemüht, und so sei er ein unwissender Bösewicht geworden. Darauf wandte sich der Eigentümer der Plantage an Missionar Frensch, und dieser bot sich freiwillig an, seine Sklaven zu unterrichten, mit der Versicherung, daß er sich dadurch manche Unruhe ersparen werde. Er besuchte nun den Räuber in seinem Gefängnis; dieser bezeugte die aufrichtigste Reue über sein Verbrechen, und versprach in Zukunft gründliche Besserung. Der Eigentümer ließ sich hierauf ein Waarenlager zum Unterricht seiner Sklaven zurecht machen, in welchem Frensch fortan seiner Familie, seinen Negern, und wer aus der Nachbarschaft dabei sein wollte, das Evangelium verkündigte. Der ehemalige Räuber wurde durch die Kraft der Gnade Christi ein ganz anderer Mensch, und sein Herr war gar wohl mit ihm zufrieden. Er besuchte die Schule und wünschte ein Mitglied der Methodisten-Gesellschaft zu werden. „Als er zu uns herentam,“ erzählt Frensch, „weinten alle vor Freuden über ihn; denn der einsi tott war, ist nun lebendig, und der Verlorene ist gefunden.“

7. Nicht weit von St. Eustach liegt die kleine schwedische Insel St. Bartholomeus (St. Bartholomew bei den Franzosen, St. Bartholomeus oder St. Barts bei den Engländern). Hier hatte die Methodisten-Mission schon 1788 Eingang gefunden und wurde von den Behörden gestattet und beschützt. Überhaupt zeigten sich die Einwohner freundlich. Die Verhältnisse der Gemeinde waren jedoch nachtheilig beeinflußt durch die hier häufige Auswanderung. 1817 bestand sie aus 308 Schwarzen und 12 Weißen. Neun Jahre später wird nur von 255 Mitgliedern berichtet, deren anhaltender Ernst im Christenberufe gerühmt wird. Die Schule zählte 152 Kinder. Während einer schweren anstehenden Krankheit ließen sich manche erbauliche Fälle von christlicher Sterbensfreudigkeit beobachten.

8. Auf Anguilla und St. Martin hatte auch schon lange das Evangelium durch Methodisten Eingang gefunden. Auf die letztere Insel wurde es durch einen bekehrten Neger von der ersten aus verpflanzt. Wir finden jedoch nicht viel Nachrichten über die älteste Geschichte dieser Stationen. Um 1819 werden auf jener 200, auf dieser 112 Neger als zur Methodistengemeinde gehörig erwähnt. Im Jahre 1826 lautete der Bericht folgendermaßen: Das Werk des Herrn nahm zu und die Gemeinde stieg auf 229 Seelen und 179 Schulkinder. Heftige Orkane und mehrere Erdbeben, das gewaltigste im November 1827, suchten die Insel heim, halfen aber zugleich das Gedeihen der Gemeinde nach innen befördern. Am 26. November 1827 wurde unter vielversprechenden Umständen ein Missions-Verein auf St. Martin errichtet, und die erste Kollekte trug 65 Thaler. Auf fünf Beflanzungen neben der Hauptstation wurde das Wort Gottes regelmäßig gepredigt, die

Versammlungen wurden fleißig besucht und auch von außen nicht gestört, die Zahl der Mitglieder mehrte sich. Im Jahre 1829, da ein Freund der Mission auf dieser Insel zur Erweiterung der Kirche in der Stadt, sowie zur Ausrichtung eines Bethauses zu Cole-Bai 2400 Gulden gegeben, konnte Missionar Cullingsford an die Committee schreiben: „Es freut mich, Ihnen berichten zu dürfen, daß der religiöse Zustand unserer kleinen Negergemeinde allhier erfreulich ist, und daß viel christliche Liebe unter den Mitgliedern herrscht. Ein neuer Eifer für das Heil der Seele hat da und dort begonnen; das Wort Gottes wird hochgeschätzt und von vielen mit Liebe aufgenommen. Auch die angehobenen Bürger der Stadt besuchen unsre Gottesdienste regelmäßig. Die Slaven auf den Pflanzungen scheinen besonders dieser Zeit des Heils sich zu freuen und strömen zum Worte Gottes herbei, so daß unsre kleine Kirche gemeinlich mit Menschen überfüllt ist.“

Auf Anguilla war das Werk Gottes besonders blühend, und bis zum Jahre 1828 sammelte sich hier um einen Missionar eine Negergemeinde von 381 Seelen. Besonders war es ein junger Freineger¹⁾, der, nachdem er selbst durch das Lesen des Neuen Testaments mächtig erweckt und dann gründlich zu Christo bekehrt war, dem Evangelium unter seinen schwarzen Brüdern Eingang verschaffte.

9. Auf Tortola und den anderen Virginischen Inseln, als deren größere noch Anegada und Virgin Gorda hervorzuheben sind, ging zwar nach der scheinbaren Bereitwilligung der Neger bei Coke's erstem Besuch 1788 der Anfang der Mission dennoch nur langsam und mühevoll vor sich, ward aber im weiteren Verlauf immer bereitwilliger und kräftiger von den weißen Einwohnern und selbst den Behörden gefördert und unterstützt. Im Jahre 1817 befanden sich auf der ganzen Inselgruppe verschiedene Negergemeinden von zusammen 1700 Seelen, die von 3 Methodistenpredigern geleitet wurden. „Unsere Versammlungen“, schreiben sie, „nehmen zu, und es scheint eine allgemeine Aufmerksamkeit auf das große Eine, das noth thut, rege geworden zu sein. Unsre Liebesmahl, unsre Klassenversammlungen, sowie die Feier der heiligen Sakramente sind Feste, bei denen wir das Nahsein unsers Gottes besonders wahrnehmen können. Möge unsere Dankbarkeit dafür durch den erneuerten Entschluß sich beurkunden, nur zu Seiner Ehre und Freude auf der Erde zu leben.“ Der Unterricht der Negerjugend ward auch hier sehr eifrig und mit Segen betrieben. Und da die von englischen Schiffen genommenen spanischen und portugiesischen Slavenhändlerschiffe meist auf diesen Inseln geleert wurden, da die befreiten Negerslaven ohne Gefahr, wieder verkauft zu werden, jetzt noch nicht in ihre Heimat zurückkehren konnten, so wurden auch diese von den Missionaren in Pflege genommen. „Ganze Scharen solcher unglücklichen Neger“, schreiben sie im Oktober 1817, „wurden von uns im Christenthum unterrichtet, manche derselben sind bereits getauft und als Mitglieder unsrer Gemeinde aufgenommen, und wir glauben nicht zu viel von ihnen zu sagen, wenn wir behaupten, sie sind im Genusse

¹⁾ Basler Missions-Magazin 1830, II. S. 299.

der Gnade, der bürgerlichen
Im Jahr von einem für wurden. Die wir 1822 folg Road Town auf letztere beide in Road Town nach sehr arreich in Gott die Stunde, Leider aber von denen, o losigkeit und Vielfach auf Jahren viele Gemeinde aus. Lehlich ergänzlichen Gemeinde etwas günstig 1232 Reger.

Die flach Missionsfeld t

1. St. 2 Anfang entgeg wuchs die Ge eingetretene U das Evangelie Zeit ist's gut lobe den Herr willen.“

Nach und die Miss tagsschulen m hielten, wurde

„Ehrlieb“, grade alle Kinder strecke eins die Freude: Massa

²⁾ Außer de störung der Kap

der Gnade, die sie unsers Vertrauens wertlich und zu nützlichen Gliedern der bürgerlichen Gesellschaft macht."

Im Jahre 1819 litten die Inseln und auch die Mission schwer von einem furchtbaren Orkan (cf. oben S. 37), bei dem alle Kapellen zerstört wurden. Diese Heimsuchung stärkte jedoch die Gemeinde. So finden wir 1822 folgende 6 Predigtplätze, auf denen 3 Missionare wirkten: Road Town, West End, East End auf Tortola, Spanish Town auf Virgin Gorda, Port of Spain und Peters Island; letztere beide besondere Inselchen. Es wurde damals von dem Missionar in Road Town berichtet: "Viele unserer Neger sind den äußeren Dingen nach sehr arm; nichts zu essen und kein Obdach; aber sie fühlen sich reich in Gott, und oft denken sie mit Dank- und Freudentränen an die Stunde, die sie hinüberführen soll in die Wohnungen der Seligkeit." Leider aber mußte derselbe Missionar über die weißen Bewohner klagen, von denen, obwohl sie einen trefflichen Seelsorger hatten, doch Gottlosigkeit und Laster sich über das ganze Land ergossen. Dies wirkte natürlich vielfach auf die Negergemeinde, und so mußten denn nach einigen Jahren viele Neger wegen ihres unregelmäßigen Wandels von der Gemeinde ausgeschlossen werden, obgleich andre sich treu bewährten. Ähnlich erging es in West End und Peters Island. Die sämtlichen Gemeinden dieser Inselgruppe, von denen 1827 die Berichte etwas günstiger lauteten, umfaßten 25 Weiße, 275 freie Farbige und 1232 Neger.

Die flache Korallen-Insel Barbuda wird nur vorübergehend als Missionsfeld der Methodisten erwähnt.

II. Der St. Vincent-Distrikt

mit folgenden Kreisen (circuits).

1. St. Vincent. Die Verfolgung, die der Mission hier gleich zu Anfang entgegentreten war,¹⁾ regte sich noch ziemlich lange. Trotzdem wuchs die Gemeinde, und umfaßte 1817 bereits 2760 Seelen. Die eingetretene Umwandlung beschrieb eine Negerin mit den Worten: "Als das Evangelium auf die Insel kam, da wurde alles ganz anders. Jetzt ist's gut hier sein. Sonst hieß es: je älter je ärger! Meine Seele lobt den Herrn! Er hilft es mir festzuhalten bis ans Ende um Christi willen."

Nach und nach verschwanden aber auch hier die alten Vorurtheile, und die Mission fand immer mehr Anerkennung. Schulen und Sonntagschulen machten Fortschritte; die Sklaven, welche sich zur Gemeinde hielten, wurden wegen ihres Fleisches und muntern Sinnes gern gesehen.

"Äußerlich," erzählt ein Missionar, "ritt ich durch ein Zuckerrohrfeld, in dem gerade alle Kinder beschäftigt waren. Sie sahen mich anfänglich nicht; auf einmal freute eins dieser schwarzen Kinder den Kopf aufwärts, erblickte mich, und rief voll Freude: Massa kommt! Massa kommt! Im Augenblick legten sie ihre Arbeitswerk-

¹⁾ Außer der schon erwähnten Einklärung des Missionars sei hier die Zerstörung der Kapelle durch einen Vollschlag (1797) erwähnt.

zeuge nieder, und rannten wie ein Vogelschwarm auf mein Pferd los, grüßten mich freundlich, und alle fragten auf einmal: „Wie befindet sich Massa?“ Ich sprach ein paar Augenblicke mit ihnen, und ermunterte sie, fleißig zu sein, mit einander Frieden zu haben, und Gott zu fürchten, unter dessen Augen sie wandeln. Ja, Massa, riefen alle, das wollen wir. So geht denn wieder an die Arbeit, sagte ich, und seid gute Kinder. Ja, Adieu, Massa, Adieu! und nun ging's frugs und fröhlich wieder zum Geschäft.

Vier Missionare arbeiteten in Segen, und das Evangelium schlug immer tiefere Wurzel. Auf einer Plantage baten sich die Neger statt eines Tanzvergnügens, daß der Herr ihnen gewähren wollte, eine erbauliche Versammlung unter Leitung eines Missionars aus. Beispiele von Ergebung im Leiden und seligem Heimgang stärkten die Arbeiter am Evangelio. Der Sonntagsgottesdienst war immer stark besucht. Über 3000 Seelen gehörten anfangs der zwanziger Jahre zu der Gemeinde, und 400 schwarze Kinder besuchten die Schulen.

2. Grenada. Hier hatte der anglikanische Pfarrer Dent dem Methodismus die Thür geöffnet. Über die weitere Ausbreitung der Mission finden wir wenig Nachrichten. Um 1820 lauteten die Berichte recht günstig und erzählen Zeichen von erfreulichem Zustande der Gemeinde. Doch hatten die Missionare mit 2 Kindernissen zu kämpfen: mit der Unbekanntschaft der englischen Sprache unter den Slaven¹⁾ und der Hinneigung zum Katholizismus. Doch zählte die Gemeinde 272 Seelen. Sechs Jahr später war sie angewachsen auf 367, darunter 168 freie Neger. Drei Missionare arbeiteten im südöstlichen (Georgetown) sowie im nordwestlichen Theile der Insel.

3. Barbados war anfangs ein wenig erfolgreiches Feld für die Methodistenmission. Der von Dr. Coke eingeführte Missionar Pearce war bei den Plantagen als ein Spion der Antislavereipartei angesehen. Es kam zu Volksaufläufen. Auch die Neger blieben unempfänglich. Es gelang nur hier und da ein paar Personen zusammen zu bringen. 1804 fristete die Gemeinde von 40 Seelen ein kümmerliches Dasein. Zeitweise war sogar kein eigner Missionar hier, sondern nur dann und wann berührte ein solcher auf der Reise die Insel. 1807 werden 36 Kommunikanten (members) erwähnt, 1817 nur 28. Doch machte die kleine Gemeinde Anstalt, eine neue Kapelle zu bauen.

„Die freien Schwarzen,“ heißt es in einem Bericht der beiden Missionare vom März 1820, „die in der Hauptstadt Bridgetown (wo sie sich niedergelassen hatten) wohnen, sind dem größten Theile nach äußerst zuglos, und fast jeden Odenzug geht ein Fluch aus ihrem Munde hervor. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß kleine Kinder, die kaum sprechen können, damit beginnen, daß sie dem Gott fluchen, der sie gemacht hat, ob sie gleich nicht wissen, was sie thun. Was die Neger-Slaven betrifft, so ist ihr ständiger Zustand gerade derselbe. Blutschänderei, Ehebruch, Unzucht, Gotteslästerung, Diebstahl, Algen, Zankucht und Trunkenheit: dies sind die Laster, denen bei weitem die meisten unter ihnen mehr oder weniger hingeben sind. Sie leben und sterben wie die Thiere auf der Erde, denn niemand kümmert sich um ihre unsichtbare Seele. In unser Frende dürfen wir doch hier und da eine lobenswerte

¹⁾ Hätte richtiger wohl heißen müssen: mit ihrer eignen Unbekanntschaft des Neger-Französischen.

Ausnahme sind keine Sklaven. „An andern E sämmerlich ver ein Wort Got gebacht zu hat eine Kirche er einen Sklaven niemand fordert gering geachtet nicht törmichet An den Sonn der Ehre, die fionsarbeiten b Zutritt gesattet

Im Ja Verfolgungen verzeichnen h stört, der die Insel zu tritt zur ge Witwe, Gill, Hause mit ei aber das En Verfolgten mi 1826 die Mi nach Zerstöru Thaler zum S neue Kapelle in feierlich eingewachsen. 18 Missions-Hüse die Missionare nun für das gen Jahren die Kirche niederg und wir dürfen werden wird.“

4. St. L ditionmission. gründet, aber der Katholizismus dort einen Pla

5. Auf sion begonnen liche Aufnahmen dort zwei Mi Jahren erst und auch von in Christo, die

Ausnahme finden.“ Auf einer Pflanzung hatte ein Gutsbesitzer eine Kapelle für seine Slaven erbaut und einen Geistlichen dabei angestellt, auch eine Schule errichtet. „An andern Stellen der Insel aber“, heißt es weiter, „sind die Slaven bis jetzt lämmertisch vernachlässigt worden. Hunderte derselben haben in ihrem Leben nie ein Wort Gottes gehört, und sie scheinen nie an Gott und die Rettung ihrer Seele gedacht zu haben. Sowar ist die Insel in 11 Kirchsprengel getheilt, und in jedem eine Kirche errichtet und ein Pfarrer angestellt. Aber es ist eine große Seltenheit, einen Slaven in der Kirche zu sehen. Nicht als wäre es ihnen verboten, — aber niemand fordert sie dazu auf und lässt sie freundlich ein. Sie sind vielmehr so gering geachtet, als ob sie keine unsterbliche Seele hätten. — Unsre Aussichten sind nicht schmeichelhaft; indem können wir doch sagen, daß sie sich nach und nach aufstellen. An den Sonntagen ist unsre Kapelle gedrängt voll, und Hunderte stehen noch vor der Thüre, die keinen Raum haben. Auch auf dem Lande haben wir unsre Missionsarbeiten begonnen, und mehrere Herren haben uns zu ihren Plantagen den Zutritt gestattet.“

Im Jahre 1823 hatte hier die Mission eine der bedeutendsten Verfolgungen zu erdulden, die die Missionsgeschichte Westindiens zu verzeichnen hat. Die Kapelle zu Bridgetown wurde vom Pöbel zerstört, der Missionar Shrewsbury mishandelt und selbst genötigt, die Insel zu verlassen, der kleinen Negergemeinde jeder Zusammentritt zur gemeinschaftlichen Erbauung verboten, und eine fromme Witwe, Gill, in harter Gefangenschaft gehalten, weil sie in ihrem Hause mit einigen Negern das Wort Gottes gelesen hatte. — Nachdem aber das Englische Ministerium und selbst das Parlament sich der Verfolgten mit dem größten Nachdruck angenommen, wurde im Jahre 1826 die Mission auf Barbados wieder erneuert, und nachdem bereits nach Zerstörung der früheren Kapelle Freunde in England gegen 14000 Thaler zum Aufbau beigesteuert hatten, wurde am 24. Mai 1829 die neue Kapelle in Gegenwart einer zahlreichen und andächtigen Versammlung feierlich eingeweiht. Inzwischen war die Gemeinde beträchtlich gewachsen. 1828 konnte auch ein gesegnetes Jahresfest des dortigen Missions-Hilfsvereins unter großer Theilnahme gefeiert werden, und die Missionare durften freudig berichten: „Wie ganz anders sieht es nun für das Werk des Herrn auf dieser Insel aus, als dies vor einigen Jahren der Fall war, da von der Wuth der Widersacher unsre Kirche niedergeissen wurde. Der Herr hat bisher gnädiglich geholfen, und wir dürfen hoffen, daß auch Barbados noch sein Lob auf Erden werden wird.“ —

4. St. Lucia war nur vorübergehend die Stätte einer Methodistenmission. Ich finde nur die kurze Notiz, daß dieselbe 1822 gegründet, aber bald wieder aufgegeben wurde. Wahrscheinlich hatte der Katholizismus zu festen Halt, als daß die evangelische Mission dort einen Platz hätte finden können.

5. Auf Tobago wurde erst ziemlich spät (1817) die Mission begonnen. Trotzdem, daß sie bei einigen Pflanzern freundliche Aufnahme fand, machte sie nur geringe Fortschritte; und obwohl dort zwei Missionare arbeiteten, zählte die Gemeinde nach einigen Jahren erst 46 Seelen aus den Negern. 1826 waren es 83, und auch von diesen waren die meisten nur noch neugeborene Kindlein in Christo, die mit Geduld gepflegt werden mußten, und nur wenige

waren zur Reife und Festigkeit im Christenglauben gelangt. Die Schule zählte 75 Schüler.

6. Trinidad konnte auch erst 1820 in den Kreis der Mission gezogen werden und fand nur langsam Eingang, weil der Katholizismus schon die Herrschaft über die Neger besaß. Noch sechs Jahre später schrieb einer der beiden Missionare: Hier leben wir noch in den Tagen geringer Dinge und säen auf Hoffnung.

Zum St. Vincent-Distrikte gehört auch die Mission in Britisch Guiana, die wir aber in einem folgenden Abschnitte zu betrachten haben.

III. Der Jamaica-Distrik.

Es ist schon erwähnt worden, wie auf Jamaica, wo auch die Mission der Brüdergemeinde nur sehr spärlichen Fortgang fand, die Methodisten auf viel Hinderisse stießen und Feindseligkeiten und Verfolgungen ausgesetzt waren. Seit 1809 aber gewannen sie dort mehr und mehr Boden infolge der für sie günstigen Entscheidung der engl. Regierung, die bereits oben (S. 63) angeführt wurde. So waren schon 1817 auf 6 Stationen: Kingston, Spanish Town, Morant Bay, Grateful Hill und Falmouth unter sieben Missionaren 4122 Seelen gesammelt.

„Vielleicht auf keinem Fled der großen Welt,“ schreibt Missionar Ratcliffe von Kingston im Juni 1817, „war das Evangelium so sehr Bedürfnis, als auf Jamaica, als unser unvergesslicher Doctor Cole auf dieser Insel landete; und ich darf wohl mit dem gleichen Rechte der Wahrheit sagen, daß in keinem Theile von Westindien der Finger Gottes bei der Einführung und Ausweisen Begründung der evangelischen Missionsache so sichtbar war, wie auf dieser Insel. — Hier bin ich nun von einem friedlichen, frömmen, liebenden und eifriger Völker umgeben, das sich auf 2080 Seelen beläuft. So groß auch unsere Kapelle ist, die erst kürzlich noch mehr erweitert wurde, so wenig vermag sie die großen Scharren zu fassen, die das Wort des Heils hören wollen. Sehe ich sie an den Sonntagen so von den Bergen herabströmen und der Kirche entgegenkommen, so kommt mir immer das Wort des Propheten zu Sinne: Wer sind diese, die da fliegen wie eine Wolke, und wie eine Taube zu ihren Fenstern? Sie geben nicht, sondern sie eilen nach Zion, um dem Herrn anzubeten und seinen Segen zu empfangen. Die Gemeinde, die sich in unserer Kapelle versammelt, ist sehr zahlreich, und durch mit heiliger Andacht auf jedes Wort, das gesprochen wird. Manche derselben werden durch das Wort vom Kreuze Christi so tief gerührt, daß sie vor dem Herrn niedersinken und laut um Gnade rufen. Dessenungeachtet herrscht die nüchternste Ordnung und der würdigste Anstand in unseren Versammlungen. Viele unsrer freien Leute, Neger und Farbige, sind Leute von ausgezeichnetem Verstande, und mit den Erfahrungen und Lebungen des Christenlebens vertraut; und ihr ganzes Verhalten spricht für die Würde ihres Bekennnisses. Auch unsrer Gesellschaften auf dem Lande wachsen nicht bloß an Anzahl, sondern auch an schriftmäßiger Frömmigkeit. — Die erwarteten Neger verlangen so sehr nach dem Genuss der Gnadenmittel, daß sie vor Anbruch des Sonntags 10 bis 16 (engl.) Meilen weit herbeileiten, um, wie sie sich ausdrücken, zu dem großen Massa zu beten. — Die erfreulichsten Einwohner der Insel sind darin einverstanden, daß das Evangelium viel Gutes gestiftet hat, und daß der Zustand unsrer Societät um vieles besser ist, als er vor wenigen Jahren war. Dies liegt sichtbar am Tage, und ebenso gewiß ist es, daß der Herr den Missionsgeist als Mittel gebraucht, um diese Veränderung zu bewirken, und unter allen Ständen die Sittlichkeit höher zu stimmen.“

In einem der nächstfolgenden Jahre betrug der Zuwachs 1066 Seelen. Von allen Gemeinden konnte Erfreuliches berichtet werden

über den Besuch christlichen Ge-

Bzw. fe
viel zu schaffe
blieb doch noch
größern Theile
versunkenen
manchen Sch
Freuden wah
1819, Slaven
Christi sind.

In einer E
1819 besuchte, in
welchem sie den
Afrikanerin für
Versammlung b
Deinen Geist au
Junge wie ein j
treffen, um sie an
hinzuführen durch
eine alte Negerin
Zeugnis geben b
am Körper und
der Hoffnung spre
gelangen.“ Da er
getommen sei, er
mich ein kleines
lieb, sehr viel, w
mich noch jung, i
Mama, was Wo
Mich sag zu ihr:
Gottes? Sie sag
das Verte aus d
rothen Meer. A
von Jesus, und d
Erlönniss ihrer
ist seither eine
hat durch Wort
Einsammlung ein
mit Missionar I
wahre Freude an
empfangen wurden.
Einmal gingen si
schwarze Hausvater
andacht hielt. „D
mich's, als ich li
beten hörte, der
ihnen Prediger ge

Im Jahr
in 10 Kreise
In der Haupt
besucht und
der Gemeindege
an Neubekehrte

ngt. Die
r Mission
polizismus
hre später
en Tagen
Britisch
betrachten

auch die
fand, die
und Ver-
dort mehr
der engl.
schon 1817
Grateful,
gesammelt.

Ratcliffe von
als auf Ja-
und ich darf
le von West-
indlung der
— Hier bin
en umgehen,
erst kürzlich
n zu lassen,
so von den
er das Wort
ste, und wie
ion, um den
sich in unsfer
st auf jedes
vom Kreuze
um Gnade
gste Anstand
arbigie, sind
ebungen des
e ihres Be-
an Anzahl,
erslangen so
sonntags 10
dem großen
verstanden,
er Societät
ar am Tage,
I gebrauchte,
lichkeit höher
ichs 1066
et werden

über den Besuch der Versammlungen, die Fortschritte der Neger in der christlichen Erkenntniß und über ihren frommen Sinn und Wandel.

Zwar fehlte es auch nicht an Abweichungen, die den Missionaren viel zu schaffen machten, und so viel Gutes in Jamaica bereits geschehen, blieb doch noch gar viel zu thun übrig, da der fittliche Zustand des größern Theils der Einwohner, namentlich der in heidnischen Übergläubiken verunkenen Freineger in hohem Grade niederschlagend war. Aber an manchen Schwarzen war doch die göttliche Kraft des Evangeliums mit Freuden wahrzunehmen, und ich habe, schreibt Missionar Binning 1819, Sklaven kennen gelernt, die eine Zierde der Gemeinde Jesu Christi sind.

In einer Erbauungsstunde der Negerinnen, welche Missionar Ratcliffe im März 1819 besuchte, war er ganz hingenommen von der Einsamkeit und dem Ernst, mit welchem sie den Segen Gottes ersuchten. Mit dieser Führung hörte er eine arme Africanderin für sich und alle Diener Christi in ihrer gebrochenen Sprache in der Versammlung beten: „O Vater im Himmel, höre mich beten, und sende herab Deinen Geist auf unsre lieben Lehrer, daß sie reines Herzens seien. Mache ihre Jungen wie ein zweischneidig Schwert, daß sie zur Rechten und zur Linken die Sünden treffen, um sie aus der Finsternis dieser Welt zu Deinem Licht und Deiner Erkenntniß hinzuführen durch Jesum Christum, unsern Herrn.“ — Ein andermal besuchte er eine alte Negerin, die als Kind aus Afrika hergebracht war, und der er selbst das Zeugnis geben konnte: „Sie besteht in hohem Grade die Liebe Gottes, ist aber schwach am Körper und zittert vor Alter. Ihr Auge flammt und glänzt, wenn sie von der Hoffnung spricht, aus dem Sturm des Lebens bald zum Hafen der Ruhe zu gelangen.“ Da er zu erfahren wünschte, auf welchem Wege sie zur Erkenntniß Gottes gekommen sei, erzählte sie ihm folgendes: „Mama, wenn mich erst kommt von Afrika, mich ein kleines Ding, und mich verkauft an reiche Judenfrau. Sie mich lieb, sehr viel, wie ihr Kind, und immer Freund, wenn mich Mama sag. Wenn mich noch jung, das Ding kommt in mein Herz, wie eine Stimme: Geh und frag Mama, was Wort Gottes ist? Mich geh und sag: Mama! Sie sag: Mein Kind! Mich sag zu ihr: Ihr sagt, Eure Rego lieb, aber warum mich nicht lern das Wort Gottes? Sie sag: Geh, bring mir das Buch (die Bibel)! Mich es bring, und sie las Verse aus dem ersten Buch Moses, wie die Söhne in die Welt kam, und vom rothen Meer. Aber mich nicht fühl in mein Herz. Sie nun aufmacht das Buch von Jesus, und mich hör das Wort, gleich mein Herz offen.“ Bald nachher starb die Ildin, und das Negermädchen wurde frei. Sie kam bald darauf zur lebendigen Erkenntniß ihrer Sünden, lernte an den Händen Jesum Christum von Herzen glauben, ist seither eine standhafte und treue Nachfolgerin des Heilandes geblieben, und hat durch Wort und Wandel viele Neger für die Sache Christi gewonnen. — Bei Einführung einer Kollekte zum Bau einer neuen Kirche, der sich derselbe Missionar mit Missionar Johnston unterzog, hatten sie, obgleich die Seiten schwer waren, eine wahre Freude an der herzlichen Liebe, mit der sie von den Negern in ihren Hütten empfangen wurden, und an deren herzlicher Bereitwilligkeit, nach Christen beizusteuern. Einmal gingen sie an einem späten Abend an einer Hütte vorbei, in welcher der schwarze Hausvater mit seiner um ihn verarmten Familie gerade die Abendandacht hielt. „Ich stahl mich unheimlich hinein,“ erzählt Ratcliffe, „und wie rührte mich's, als ich ihm mit diesem Gefühl für unsern alten ehwürdigen Monarchen beten hörte, der von allen Negern so hoch geachtet wird, weil er, wie sie sagen, ihnen Prediger gesandt habe, um sie zu unterrichten, wie sie Gott dienen sollen.“

Im Jahre 1826 war die Methodistenmission auf Jamaica schon in 10 Kreise (circuits) getheilt, in denen 13 Missionare arbeiteten. In der Hauptstadt Kingston waren die Versammlungen zahlreich besucht und die aus mehrfachen Gründen sich öfters ändernde Zahl der Gemeindeglieder betrug im ganzen 4064; wegen des Zuwachses an Neubefehrten aber mußten die Gottesdienste und Unterrichtsgelegen-

heiten vermehrt werden. Ein kleines, 435 Glieder zählendes Gemeinlein zu Port Royal gab erfreuliche Hoffnung, hatte aber noch kein eignes Bethaus. — Ein anderer Kreis war Spanish Town mit verschiedenen Verzweigungen. In der Stadt selbst wurde der Besuch der Gottesdienste durch große Noth vielfach unterbrochen, die manche kalt und gefühllos mache, bei andern eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit hervorbrachte. Ein kleines Gemeinlein zu Old-Harbour befand sich im blühenden Zustande; zu Clarendon, wo das Werk des Herrn noch mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, wurden die Gottesdienste fleißig besucht. — Der Kreis Morant-Bay und Hallahs war in beständigem Zunehmen. Besonders die Freineger zeigten sich eifrig und brauchbar, und die meisten Neger-Ausseher wurden durch den frommen Wandel ihrer Sklaven bewogen, auch Mitglieder der Gemeinde zu werden. Diese zählte auf beiden Stellen 1740 Seelen. — Im Kreise Bath und Manchioneal fanden sich 2025 gläubige Neger, zu denen man meist eine gute Zuversicht haben konnte. — In Grateful Hill, wo das Werk des Herrn mächtig zugenommen, lebten viele arme Negersklaven, die mit Eifer nicht nur selbst in der Gnade Christi zu wachsen, sondern auch ihren Brüdern um sich her zur Rettung der Seele behülflich zu sein trachteten. Die Gemeinde bestand aus 740 Negern. — In den Kreisen Stoney Hill und Montego Bay war das Wachsthum der armen Neger in der heilsamen Erkenntniß besonders erfreulich; die Abendschulen für Erwachsene wurden fleißig besucht: die Gemeinde an beiden Stellen zählte 976 Mitglieder. In Falmouth war großer Hunger nach dem Wort des Lebens, und die 100 Gemeindeglieder wandelten als Kinder des Lichts. — Im Kreise St. Ann's Bay waren die Fortschritte des Evangeliums unter dem in großer Unwissenheit befindlichen und gegen die Mittel der Gnade gleichgültigen Volke nur langsam; besser gedieh das Werk in Belmont, wo die Neger viel Verlangen nach dem Worte Gottes zeigten, auch eine neue Kirche bauten und fleißig besuchten. Die Gemeinde daselbst umfasste 219 Seelen. — In den folgenden Jahren erlitt die Mission auf Jamaica durch den Tod einiger trefflichen Missionare schwere Verluste; auch begann hie und da der alte Verfolgungsgeist sich wieder zu regen, von dessen Wuthausbrüchen im Anfang der dreißiger Jahre wir weiter unten ausführlicher werden zu berichten haben.

IV. Der Bahama-Distrikt.

Auf den Bahama-Inseln begann 1811 die Wirksamkeit der Methodisten-Mission, die sich in den nächsten Jahren über die bedeutenderen Inseln der Gruppe ausbreitete. Auf New-Providence Harbour Island, Eleuthera und Abaco bestanden 1817 Stationen, auf denen 5 Missionare unter 584 Schwarzen arbeiteten. Fast eine gleiche Summe Weiber aber hatten sie auch mit in ihre Gemeinden gezogen. Diese Zahlen waren jedoch (wie gewöhnlich in den Methodistenmissionen) bedeutenden Schwankungen unterworfen. So zählt denn der Bericht von 1820 nur noch 703 Gemeindeglieder überhaupt, wobei von 2 Stationen nicht

gesagt ist wie neben 32 Weit-Nachrichten erscheinen (freilich mit S. 1 erwähnt werden gekommen). Tungen über der Zeit vor früher auch die

Dass in d
ein Anfang der
damaligen Rep
Nordwesten de
dessen baldige
wursten, ist hier
Zur Chard
Darlegung ihre
wurde, folgen,
sich in der Aus
auf dem Papie

Kein Mission
streng und anhal
durchgemacht hat.
belebt haben. S
Institution mitget
sicht vorzeichnet,
haft seien und b
mehr Arbeiter ange
Der älteste Missio
nen derselben zu l
Auch hat er von a
Die westindischen
zahl von Missions
sich jedes Jahr ei
Lebenswandel und
der Committee Be
fionsgemeinde und
Uebels und der B

¹⁾ Die schöne
hatten, sehr vernac
Cap-Haitien (Cap
westlichen Theil de
1795 abtreten, na
worden waren, in d
wanderung retteten
die oben genannten
Hälfte (San Domingo
vereinigte, entrich
hältnisse geordnete
traumatische Soulou
Weiße finden sich i
Der Katholizismus

Burkhardt, Missions-

Gemeinde noch kein mit verbesuch der anche kalt rechtfertigkeit befand sich es Herrn die Gottes-
Vallaahs eigneten sich durch den Gemeinde. — Im Neger, zu Grateful viele arme Christi zu stitung der aus 740
Bai war besonders besucht; die al mouth Gemeinde-
Anns- roker Un- schigüttigen t, wo die eine neue umfasste auf Za- Verluste; zu regen, wir weiter

gesagt ist wiewiel Schwarze darunter waren. Auf Abaco waren neben 32 Weißen nur 8 Schwarze vorhanden. Dennoch lauten die Nachrichten erfreulich und hoffnungsvoll, wenn auch die vielen Rückfälle (freilich mit Hinweisung auf gewöhnliche baldige Umkehr der abgefallenen) erwähnt werden. Auf Turk Island war eine neue Station hinzugekommen. Weitere Angaben mit Ausnahme einiger flüchtigen Andeutungen über das Wachsthum der Sache des Evangeliums finde ich aus der Zeit vor der Emanzipation nicht. Zu diesem Distrikte wurden früher auch die Bermuda-Inseln gerechnet.

Doch in dieser Periode (1817) auch auf Haïti von den Methodisten ein Anfang der Mission gemacht wurde, dem sowohl der Präsident der damaligen Republik im Südwesten der Insel, Pétion, wie auch der im Nordosten der Insel regierende König Henri Christoph geneigt war, dessen baldige Abbrechung aber die katholischen Priester herbei zu führen wußten, ist hier nur im Vorübergehen zu erwähnen.¹⁾

Zur Charakterisirung dieser Mission lassen wir hier eine ausführliche Darlegung ihres Betriebes, wie sie von der Committee 1820 gegeben wurde, folgen, wobei wohl kaum angedeutet werden braucht, daß derselbe sich in der Ausführung nicht immer so glatt gestaltete, wie es hier auf dem Papier erscheint.

Kein Missionar wird von unserer Gesellschaft ausgesendet, der nicht zuvor eine strenge und anhaltende Prüfung über seine christliche Denkart und seine Tauglichkeit durchgemacht hat. Jeder derselben muß zuvor einen Predigerberuf in ihrer Mitte bekleidet haben. Jedem Missionar wird von Seiten der Committee eine besondere Instruktion mitgetheilt, und die willige Leistung dessen, was ihm diese als Berufspflicht vorzeichnet, ist die Bedingung, unter der er allein in den Diensten der Gesellschaft stehen und bleiben kann. Auf den meisten Missionsstationen sind zwei oder mehr Arbeiter angestellt, und so lange es vermieden werden kann, seines allein gelassen. Der älteste Missionar ist der Führer der übrigen, und hat den Auftrag, die Arbeiter derselben zu leiten und darauf zu achten, daß die Instruktionen befolgt werden. Auch hat er von allem, was geschieht, der Committee regelmäßig Bericht zu geben. Die westindischen Kolonien sind in Distrikte eingeteilt, von denen jeder eine Anzahl von Missionsstationen in sich fasst. Die Missionare des Distrikts versammeln sich jedes Jahr einmal, und in dieser Versammlung wird offen und brüderlich der Lebenswandel und die Berufstreue jedes Missionars gemeinschaftlich untersucht, und der Committee Bericht hierüber erstattet. Nicht minder ist der Zustand jeder Missionsgemeinde und die Vertheilung der zweckmäßigen Mittel zur Abstellung des Nebels und der Förderung des Guten in denselben Gegenstand ihrer vertraulichen

¹⁾ Die schöne Insel war von den Spaniern, nachdem sie dieselbe entvölkert hatten, sehr vernachlässigt worden. Eine kleine Kolonie französischer Abenteurer zu Cap Haitien (Cap Français) wurde Beratlassung, daß später (1697) Frankreich den westlichen Theil der Insel erhielt. Auch den östlichen musste Spanien im Jahre 1795 abtreten, nachdem schon politische Stürme durch die Revolution angeregt worden waren, in denen viele Weiße getötet wurden, während andere sich durch Auswanderung retteten, und aus denen 1804 ein Kaiserthum, und zwei Jahre später die oben genannten Staaten entstanden. 1808 eroberten die Spanier die östliche Hälfte (San Domingo) wieder. Präsident Boyer, der 1820 jene beiden Staaten vereinigte, entzog ihnen dies Gebiet alsbald. Unter ihm gestalteten sich die Verhältnisse geordneter. Doch folgten 1843 wieder blutige Kürchen, in denen der tyrannische Soulouque die Kaiserwürde erlangte. Seit 1858 ist Haïti wieder Republik. Weiße finden sich nur in den Seefäldten und sind vom Grundbesitz ausgeschlossen. Der Katholizismus ist Staatsreligion.

Mittheilungen. Sind Verschegungen der Missionare auf andere Stellen zweitmäig, so werden sie hier berathen und in Vorschlag gebracht. — Der Jahresgehalt jedes Missionars wird von der Committee bestimmt; ist besondere Unterstüzung wegen erlittener Unglücksfälle oder häuslicher Leidern nöthig, so kann selbige ohne vorherige Untersuchung der Distriktsversammlung nicht zugestanden werden. Da jeder Missionar so viel erhält, als sein einfaches Lebensbedürfnis erfordert, so sind keine Kolletten zu seiner Unterstüzung gestattet. Manche Negergemeinden leisten durch ihre jährlichen Missions-Subskriptionen einen mehr oder weniger zureichenden Beitrag für die Erhaltung ihrer Prediger. Das Fehlende wird aus der Kasse angelegt, sowie der Überschuss ihrer Beiträge in diese Kasse zurückfließt. — Der ausschließliche Gegenstand der Arbeiten unserer Missionare ist die Bekämpfung der Neger durch die seligmachende Erkenntniß unsers Herrn Jesu Christi. Unsere Brüder haben es bei diesem Geschäft mit einer Menschenklasse zu thun, unter welcher der heidnische Aberglaube des verfinsterten Afrika vom Vater auf den Sohn überging, und unter denen diejenigen, welche in Westindien schon lange Zeit Sklavendienste thun, eben so unwissend und verbündet sind wie die, welche eben erst vom afrikaniischen Boden weggerafft wurden. Die schmücksten Laster aller Art, Unreinigkeit, Bielweiberei, Böllerai und barbarische Bligellosigkeit sind herrschend unter ihnen. Auf christlichem Boden und unter christlichen Herrschäften ist der Neger mit unserm Gott und Heslande, mit den Eugenden des Christenthums, sowie mit den Hoffnungen und Tröstungen derselben völlig unbekannt geblieben. Dessen ungeachtet liegt im Negercharakter viel Gelehrteit, und er ist von Herzen bereit, von jedem weisen Mann, der sich ihm mit Liebe nähert, sich unterrichten zu lassen. Je unentzündlicher dieser Umstand den gerechten Vorwurf macht, daß für ihre stützliche Wiedergeburt bis jetzt so wenig von uns geleistet wurde, um so lieblicher sind die Hoffnungen, die sich für die Zukunft auf denselben gründen. Raum ist eine Stelle zu finden, wo unsre Missionare die Ausbreitung des Reiches Gottes versuchen, auf der es ihnen der Herr, trotz alles anfänglichen Widerstandes, nicht hätte gelingen lassen. — Die Art und Weise, wie die Missionare verfahren, ist folgende: Vor allem ist ihr Anzettmert dahin gerichtet, die erwachsenen Neger, die in der größten Unwissenheit ihres Lebens, nach einer einfachen Anleitung im Christenthum zu unterrichten. Dies ist das wichtigste, obgleich sehr beschwerdevolle Geschäft des Missionars. Hat der christliche Unterricht da und dort einen tiefen Eindruck auf die Gemüther einzelner Neger gemacht, so werden diese in Klassen abgetheilt, denen der Missionar selbst, oder ein verständiger und gelübter Christ vorsteht. In diesen wird der Unterricht fortgesetzt und nach ihren besondern Bedürfnissen eingereicht. Schreiten sie in christlicher Herzensbildung vorwärts, so werden sie nach vorheriger Prüfung auf ihr Verlangen getauft und in die Gemeinde aufgenommen. Indess der christliche Religionsunterricht nun ununterbrochen fortgesetzt wird, wird ihr Lebenswandel sorgfältig bewacht. Für jeden Fehltritt wird der christliche Neger ernst und liebreich zur Rede gestellt; beharrt er darauf, so wird er von der Gemeinde ausgeschlossen, was die meisten Neger mehr als Körperliche Strafe fürchten; daher es ein sehr wichtiges moralisches Erziehungsmittel für sie ist. Bei dieser Disziplin hört die Bielweiberei mit dem großen Gefolge ihrer Uebel und Verbrennen von selbst auf, und an ihre Stelle tritt der geordnete Thestand, Müßiggang, Arbeitsamkeit und Rechtsgassenheit, welche bei zehn Tausenden unsrer Neger der rohen Thierheit, dem Schmutz und der Schlechtigkeit ein Ende gemacht haben. — Die Sonntagsgottesdienste unsrer Missionare, die mit Negern gewöhnlich ganz angefüllt sind, sangen mit Sonnenaufgang an. In dieser Frühstunde wird ein Abschnitt aus der Heiligen Schrift vorgelesen und erklärt. Der Vormittagsgottesdienst besteht aus einer Predigt und der Liturgie. Nachmittags werden die verschleierten Klassen Erbauung suchender Neger gehalten, und Abends ist wieder öffentlicher Gottesdienst. — Die Woche hindurch werden mehrere Versammlungen zur Erklärung des Wortes Gottes gehalten, denen beimwohnt, wer nur immer kann und darf. Die Hauptbeschäftigung die Woche hindurch ist der Unterricht der Negerjugend. An den Abenden werden die Neger auf ihren Arbeitsplätzen besucht und gesprochen. — Meist ist der Einfluß, den unsre Missionare auf die Neger haben, sehr groß, und dieser Umstand ist um so erfreulicher, da ihn nur freundliche Sorgfalt auf der einen, und das Gefühl der Dankbarkeit auf der andern Seite erzeugt hat. Dieser Einfluß ist zugleich das wichtigste Mittel

ihrer segensvollen Missionare verfahren, gehoben, dem sielichkeit der Neger thätige Freunde g höhere Grade will Bedürfnis nach A verslosten Jahre für die Slaven Unterstützungen angebrochen und Män sich ein reicher Se die Befreiung um unangebauten weit die niedrigste Hütte

Nur wenige ist hier nichts e diesjenigen, welche verstand sich der erscheinen, daß d immer wieder au Verhältnisse aufs ehe dies nur gen thode aber verla heb, um eine nachgelassen und fängt das Feuer eintreten, die ein denen Glieder w es entsteht wieder Dürre folgt. D mehrfach Beispiele bei ihren Gemei-Distrik-Meeting nur ein Prediger auf einmal bleibt Versammlung zu sie zwei Jahre, (Horsford, a voice bemerk't an einer Gemeinden „so a

Wie wenig dabei kennen konn' wie die Berichte, zutreffendes Bild Wünschen beseelten melbeten es alsbald gestattet und nur verkehrend, waren z. B. ist das, was

ihret segensvollen Wirkamkeit. Die unbefangene Offenlichkeit, womit unsre Missionare verfahren, hat unter dem Beistande Gottes den manigfachen lieblosen Verdacht gehoben, dem sie sich stöhrer von Seiten der Sklaveneigentümmer bei der Anhänglichkeit der Reger an sie ausgefeilt gesehen hatten, und der Missionsfache neue und trügtige Freunde gewonnen. Nun sangen sie an, den Unterricht ihrer Sklaven in hohem Grade wünschenswerth zu finden und um denselben zu bitten, was das Bedürfniss nach Arbeitern am Evangelio vergrößert. Auf diese Weise haben im verflossnen Jahre die angesehensten Planzer in Westindien unsre Committee ersucht, für die Sklaven ihrer Plantagen eigne Missionare zu senden, und ansehnliche Unterstützungen angeboten. Gesuchtes dieser Art wurde immer so gut wie möglich entsprochen und Männer gesendet, von deren Arbeit unter dem Beistande des Herrn sich ein reicher Segen auf diesen neuen Plätzen hoffen lässt. Auf diese Weise öffnet die Borsehung unsres Gottes selbst immer mehr Pforten und Wege zu dem noch ungebauten weiten Negerfelde, und immer schneller dringt Licht und Heil bis in die niedrigste Hütte hinab. —

Nur wenige Punkte mögen dieser Darlegung hinzugefügt werden. Es ist hier nichts erwähnt von dem häufigen Wechsel der Missionare. Für diejenigen, welche die Praxis der Methodisten in diesem Stütze kennen, verstand sich derselbe von selbst. Andern wird es höchst bestreitlich erscheinen, daß die Hirten ihre gesammelten Heerde so bald verließen und immer wieder auf andere Arbeitsfelde gingen, wo sie doch erst Leute und Verhältnisse aufs neue wieder kennen lernen mußten, und vielleicht ehe dies nur genügend geschehen, schon wieder weiter zogen. Die Methode aber verlangt es also. Der Reiz der Neuheit ist ein mächtiger Hebel, um eine methodistische Bewegung hervorzurufen. Hat derselbe nachgelassen und ist er dem alltäglichen Gewohntheit gewichen, so fängt das Feuer an zu erkalten. Deshalb muß eine neue Persönlichkeit eintreten, die einen neuen Anstoß gibt. Dann werden die mattgewordenen Glieder wieder belebt, abgefallene wieder zur Ruhe geführt und es entsteht wieder eine Frühlingszeit, der aber leider auch wieder die Dürre folgt. Daher die bedeutenden Schwankungen, von denen wir mehrfach Beispiele anführen könnten. Wie lange die Prediger später bei ihren Gemeinden blieben, ist uns nicht bekannt geworden. Das Distrikt-Meeting von 1809 erklärte sich dahin: Wenn auf einer Insel nur ein Prediger ist, meinen wir, sollte er nicht länger als ein Jahr auf einmal bleiben, weil er vier- oder fünffmal wöchentlich vor derselben Versammlung zu predigen hat. Sind zwei auf einer Insel, so mögen sie zwei Jahre, wenn drei, drei Jahre bleiben, aber nicht länger (Horsford, a voice from the West Indies p. 129). Derselbe Verfasser bemerkte an einer andern Stelle, daß der Wechsel der Prediger für die Gemeinden „so angenehm“ sei.

Wie wenig die Missionare die wirklichen Zustände ihrer Gemeinden dabei kennen könnten, liegt auf der Hand, und damit ist auch gesagt, wie die Berichte, die sie nach Hause sandten, nicht geschickt waren, ein zutreffendes Bild der Verhältnisse zu geben. Die von den besten Wünschen besetzten Männer waren über jedes gute Zeichen erfreut und meldeten es alsbald. Oft nur mit geringem psychologischen Blick ausgestattet und nur in geistlichen Dingen mit ihren Gemeindegliedern verkehrend, waren sie vielfach groben Täuschungen ausgesetzt. So z. B. ist das, was über das Aufhören der Bielweiberei und über den

geordneten Gegenstand gesagt ist, keineswegs zutreffend. Mrs. Carmichael,¹⁾ die das Leben der Neger gründlich studirte, erwähnt, wie sich Männer mit einem ihrer bisherigen Weiber trauen ließen, und trotzdem mit den andern das alte Verhältniß fortführten, ohne daß die Missionare eine Ahnung davon hatten; und die Antwort, die einer derselben in einer Unterhaltung über diesen Gegenstand fallen ließ, zeigt, wie dies in großer Ausdehnung der Fall sein konnte. Es sind das nur einige Züge, die ich ansführen zu müssen glaube, damit der Leser aus den obigen Angaben sich keine unrichtige Vorstellung über die Mission der Methodisten in Westindien machen möge.

Im Jahre 1830 umfaßte dieselbe übrigens 38 Hauptstationen mit 59 Missionaren, die 22,590 Sklaven, 6470 Freineger und 938 Weiße unter ihrer Pflege hatten.

Die letzten Jahre vor der Emanzipation waren auf Jamaica von Unruhen begleitet, die auch die Methodistenmission tief erschütterten. Eine ausführlichere Schilderung des Aufstandes, durch welchen dieselben veranlaßt wurden, geben wir in einem der nächsten Abschnitte und bemerken hier nur, daß auch die Methodistenmissionare zum Theil offner Verfolgung ausgesetzt waren. Auch nachdem die Ruhe hergestellt war, dauerte die Aufrugung gegen dieselben wie gegen die Baptisten fort. Es bildeten sich Vereine zur völligen Vertreibung der Sektirer von der Insel. In St. Ann's Bay zerstörte ein Volkshaus die Kapelle und hängte die Missionare in effigie an den Galgen. Unter diesen Verhältnissen war die Arbeit dieser Mission geraume Zeit erschwert oder zum Theil abgebrochen. Erst mit den Ereignissen des neuen Gouverneurs, Mulgrave, der eine Proklamation zum Schutze der Religionsfreiheit erließ, konnten die Missionare ihre Wirtksamkeit ohne Belästigung wieder aufnehmen, die nun um so erfolgreicher war, als sie als Märtyrer der Sache der Schwarzen auf diese einen mächtigen Einfluß gewonnen hatten.

5. Die Mission der Brüdergemeinde im 19. Jahrhundert bis zur Emanzipation.

I. Die dänischen Inseln.

Während die Methodisten sich überall auf den britischen Inseln ausbreiteten, aber auf den dänischen keinen Halt gewinnen konnten, hatte sich die Brüdermission fortgehend der Gewogenheit der Regierungsbehörden so wie eines großen Theiles der Plantagen und der andern Weißen zu erfreuen. Trotz mancher äußerer Not durch Orlane (1819 und 1827), durch mehrere Feuersbrünste in Tappus²⁾, sowie durch das frühe Dahinscheiden so vieler Brüder und Schwestern u. s. w., ging sie ihren stillen Gang ungestört weiter. Dies war selbst in den Jahren der Fall, während deren die Inseln infolge des Krieges

¹⁾ Domestic manners, II. p. 238 ff.

²⁾ Nachträglich sei bemerkt, daß dieser Name ursprünglich Taphus (Bapt-Haus = Wirthaus) lautete.

von England
manchen Bezi
mat sehr ers
verheuert wo
welche die Ne
damals das S
Hierdurch ent
immer noch r
machen.

Es fehlte
fahrungen mit
und Geduld i
der Gemeinde
suchender Lieb
doch zeigte sich
geschlossenen je
tamen sogar re
llagen mußten
meinden. Da
und auferordent
Evangeliums, d
Bon manchen d
liches Leben be

Eine 70jährige
mahl folgenderma
aber auch alles G
das habe ich zu n
Da von der Obri
Stadt-Einwohner
drei bauen zu mü
wüßte mir keines
Gebet zum Heilan
leise bereitet, um
wolltest und das
und ich habe Dich
und mir meine S
Kummer in Dein
gehoffen; hilf mir
Dir!“ Am nächst
söldig war, aber
sagte: „Mutter,
Euch bauen lassen
daß der Heiland i
erbeten habe.“ —
die kleinen Kinder
Als sie vor einige
gebroht und spött
sie geantwortet:
Schläge zu empfan
kommt mein Leib
kunft, zum Gemü
füllschwengend fort

Auf einer zu
einen andern Platz

von England in Besitz genommen wurden. Es war dies freilich in manchen Beziehungen eine schwere Zeit, da der Verkehr mit der Heimat sehr erschwert, und alle von auswärts bezogenen Waren sehr vertheuerzt waren. Damals kamen viele Engländer nach den Inseln, welche die Neger an die englische Sprache gewöhnten, so daß schon damals das Neger-Kreolisch von derselben verdrängt zu werden begann. Hierdurch entstand mancherlei Verwirrung, doch wußten sich die Brüder immer noch mit der Verkündigung des Evangeliums verständlich zu machen.

Es fehlte auch in dieser Mission nicht an mancherlei trüben Erfahrungen mit den Schwarzen. Man mußte an ihnen viel Langmuth und Geduld üben. Viele mußten um offensichtlicher Sünden willen von der Gemeinde ausgeschlossen werden, wurden aber immer in der Zucht süßender Liebe gehalten und pflegten bussfertig wieder umzulehren; doch zeigte sich auch hier in den oft beträchtlichen Zahlen der Ausgeschlossenen jener Mangel an Beständigkeit im Negercharakter. Ja zuweilen kamen sogar rechte Zeiten geistlicher Dürre, in denen die Brüder schmerzlich klagen mußten über einreichende Langeweile und Trägheit in ihren Gemeinden. Dann und wann gab es wohl bei der Feier der Festtage und außerordentlichen Gelegenheiten felige Eindrücke von der Kraft des Evangeliums, die indessen gewöhnlich nur zu bald wieder verslogen waren. Von manchen aber werden uns Zeuge mitgetheilt, die ein gereiftes christliches Leben bezeugen, meist vereint mit einer rechten kindlichen Einsamkeit.

Eine 70jährige Nationalgehilfin erklärte sich bei dem Sprechen vor dem Abendmahl folgendermaßen: „Wenn man doch stets dem Heiland alles Schwerreлагte, aber auch alles Gute zutraute! Denn er beschämte seine armen Kinder hierin nie; das habe ich zu meiner großen Beugung in diesen Tagen ganz aufs neue erfahren. Da von der Obrigkeit mit Androhung von Strafen befohlen worden ist, daß alle Stadt-Einwohner Kamine zum Kochen anlegen sollen, so kam ich in den Fall, deren drei bauen zu müssen. Es fehlte mir aber an Geld und Baumaterialien, und ich wußte mir keines von beiden zu verschaffen. In dieser Not wandte ich mich im Gebet zum Heiland, und sagte zu Ihm: „Lieber Heiland, Du hast mich im Mutterleide bereitet, und, noch ehe ich auf der Welt war, beschlossen, daß Du mein sein wolltest und daß ich auf ewig Dein sein sollte; Du hast mich auch zu Dir gezogen und ich habe Dich kennen gelernt; Du hast Dich meiner so herzlich angenommen und mir meine Sünden vergeben; seitdem habe ich mich gewöhnt, allem meinen Kummer in Dein Herz auszuflüchten, und Du hast mir schon aus so mancher Not geholfen; hilf mir doch auch jetzt wieder, ich weiß nirgend Hilfe zu suchen, als bei Dir!“ Am nächsten Morgen kam ein Mann, der mir wohl einige Verbindlichkeit schuldig war, aber mir noch nie die geringste Gefälligkeit erzeigt hatte, zu mir und sagte: „Mutter, kümmert Euch wegen des Baues der Kamine nicht, ich will sie für Euch bauen lassen.“ Er hielt auch Wort. Da sah ich abermals einen Beweis, daß der Heiland mein armes Gebet erhört, und mehr gehabt hat, als ich von Ihm erbeten habe.“ — Ein andermal erzählte eine bekannte Abendmahlsschwester, welche die kleinen Kinder zu warten pflegte, während die Mütter ihre Arbeiten verrichteten: Als sie vor einiger Zeit frank gewesen sei, habe der Verwalter ihr mit Schlägen gedroht und höflich hinzugefügt, dann werde es schon besser werden. Hierauf habe sie geantwortet: „Meister, der Erdboden, auf den ich mich hinstrecken muß, um die Schläge zu empfangen, ist des Herrn: und wenn Ihr mich todschlagen lasset, so kommt mein Leib um so fröhlicher zur Ruhe; und meine Seele, die Ihr nicht tödtet könnt, zum Genuss der seligen Freude bei meinem Herrn Jesu!“ Da sei der Verwalter stillschweigend fortgegangen.

Auf einer zu Friedensberg gehörigen Plantage sollten die Neger-Häuser auf einen andern Platz verlegt werden. Als nun der Verwalter einen Negerbruder, der

ein gutes Haus und verschiedene schöne Fruchtbäume dabeit stehen hatte, fragte, was er dazu sage, antwortete dieser: „Herr, ich habe nichts dazu zu sagen; denn ich habe kein Haus und keine Fruchtbäume mit mir in die Welt gebracht, und werde auch keine mit mir hinausnehmen.“

Ein alter, wohldiger Nationalgekili, Paulus, aus St. Thomas pflegte sich oft-mals über seine Erwerbung folgenderart auszusprechen: „Dass die Gnade Gottes unseres Heilandes zu der Zeit (wo er belehrt wurde) sehr kräftig unter den Negern walzte, davon bin ich ein besonderer Beweis. Als ein Jüngling wandelte ich auf dem breiten Weg der Sünde rubig fort, ergösste mich mit der Welt und ging gleichgültig da vorüber, wo das Wort Gottes von einem hohen Felsen herab verlunkt oder unten im Bach (Wache?) getauft wurde, ja ich spottete sogar darüber. Einmal aber blies ich stehen, um zu sehen und zu hören, was da geschehe. Hier ergriß mich der Herr und ich hatte nicht Gnade im Herzen, als bis ich auch zu den Lebfern gegangen war, und ihnen meine Sünden bekannt hatte. Dass war das für eine selige Zeit! wie hungrig waren wir nach dem Worte Gottes! Sehr oft kam die ganze Nacht hindurch kein Schlaf in unsere Augen, und dennoch gingen wir des Morgens wieder mit Freuden an unsere Arbeit. Ja, viel hat der Herr damals an uns armen Negern gethan! — Nach solcher Erzählung setzte er gewöhnlich mit großem Nachdruck hinzu: „Ich ich bin dieser Gnade nicht wert, ich großer Sünder, und ich bin dem Heiland noch lange nicht dankbar genug für die große Barmherzigkeit, die Er mir damals und bis jetzt erwiesen hat.“ — Von dem Charakter seiner Landsleute machte er folgende Schilderung: „Die Neger sind ein unliegssames, halbstarriges Volk, das immer gegen das Evangelium trozig angeht, und nur seinem eigenen Geiste folgen will.“ Er fügte aber auch bei: „Dass ich in mir selbst nicht besser bin, ist mir wohl bekannt.“ — Nachdem er sich gründlich belehrt hatte, wandelte er der Gnade würdig, und war zugleich darauf bedacht, seinen Nebenmenschen das Hell in Christo anzupreisen. Dazu hatte er in den 37 Jahren seiner Anstellung als National-Gekili vielfältige Gelegenheit, und er that es mit Wärme des Herzens und wie im Geiste des Apostels, dessen Namen er führte. Auch in seinen letzten Lebensjahren, als er wenig mehr sehen konnte, weigerte er sich nie, auf nahe und entfernte Plantagen zu gehen, wenn er einem oder einigen seiner Mitbrüder mit Lehre, Trost oder Ermahnung aus dem Worte Gottes dienen und Kranke besuchen konnte. Da er sich durch seinen rechtschaffenen Wandel die Achtung seines Herrn erworben hatte, so wurde ihm neben seinem Amt als Treiber die Aufsicht über die ganze Plantage übergeben, und er besorgte diesen Auftrag viele Jahre mit Treue, obgleich er mit einem schweren Leibes-schaden behaftet war. Nachdem er so alt und schwach geworden, daß er nicht thätig sein konnte und überdies die Plantage in andere Hände kam, lebte er nur von den milden Gaben anderer, da sein neuer Eigentümer ihm nichts gab. Dadurch geriet er zwar in die drückendste Armut, aber der große Verfolger im Himmel erweckte immer jemand, der ihn unterstützte. Wie hörte man ihn klagen, sondern er war immer fröhlig und dankbar gegen seinen Schöpfer und Heiland, der ihm mehr Güte erweise, als er es würdig sei. So war er in manchen Stellen ein Muster und Vorbild für viele.

Im Dezember 1827 (2) vollendete die zur Gemeinde Friedenthal gehörende Freinegerin Katharina Maria ihren Lauf. Sie war im Jahre 1784 als Erwachsene getauft, und 1788 Abendmahlsgenosin geworden. Als eine wahre Witwe segte sie ihre Hoffnung allein auf den Herrn, und gern und freudig übte sie an andern, was ihr Erbarmen an ihr gethan hatte. Nicht nur speiste und tränkte sie viele Arme und Bedürftige mit selbstloser Unzäglichigkeit, sondern sie ermunterte dieselben auch zum gläubigen Vertrauen auf den Herrn Jesum, worin sie ihnen durch ihr musterhaftes Beispiel erbaulich voranleitete. Auch erzog sie mehrere Waisenkinder unentgeltlich, wobei sie eifrig bemüht war, sie für den Heiland zu gewinnen. Von Weissen und Schwarzen genoss sie durchgängig Liebe und Hochachtung, wovon auch ihr zahlreiches Leichengesöl noch ein sprechender Beweis war.

Auf St. Thomas sind die beiden alten Stationen Neuherrnhut und Nisky zu erwähnen, auf denen im Jahre 1817 zusammen 1731 Seelen waren, die Taufkandidaten und Ausgeschlossenen mitgerechnet.

Die Mission

1824 werden
finden wir die

Auf St.

Bethanien

hatten. Ohne

geben, während

Auf St.

(1817). Zu

den Sthal wa-

Insel, hinzuge-

auch durch die

Im ganz

Gottlieb Hüff-

ausführte, im

bis 1832 ver-

Jahre 1812 a-

so hat dies,

auch den Gr-

Ein wichti-

1832, der hun-

hung der Feie-

obrigkeit den

weißen Einwo-

und so wurde

Westindien. E

Gouverneurs

sondern auch die

freigegeben. Z

genthümer der s

thieren oder in

Theil an der F

öffentlichen G

Zur Predigt i

dazu eingericht

Klingenbergs

17—19 ein fr

Gottes, die in

100 Jahre hin

Neger-Slaven v

Anordnung die

veranstaltet wo

Begleitung hier

schüsse aus 2

Chore begleitet

die theilnehme

1) Nachrichten

atte, fragte,
en; denn ich
, und werde
egte sich oft-
nade Gottes
den Negern
anderte ich
st und ging
felsen herab
gar darüber.
schehe. Hier
ich auch zu
O was war
re Gottes!
und dennoch
viel hat der
ung sekte er
zt werth, ich
mag für die
— Von dem
ger sind ein
igig angeht,
„Das ich in
gründlich be-
bacht, seinen
37 Jahren
that es mit
führte. Auch
e er sich nie,
nigen seiner
dienen und
die Achtung
Treiber die
ustrag viele
war. Nach-
te und über-
Gaben an-
war in die
ner jemand,
freudig und
e, als er es
für viele.
al gebrende
84 als Er-
ahre Witwe
e sie an an-
tränkte sie
ermunterte
ihnen durch
ere Waisen-
u gewinnen.
ung, wovon

her rnhut
men 1731
tgerechnet.

1824 werden ohne die letzteren 1623 angegeben, und drei Jahre später
finden wir die Zahl 1919.

Auf St. Jan bestanden die beiden Stationen Emmaus und
Bethanien mit 4 Missionaren, die um 1817 1200 Seelen in Pflege
hatten. Ohne die Ausgeschlossenen wird die Zahl 1824 auf 954 ange-
geben, während sie sich 1827 auf 1427 belief.

Auf Ste. Croix waren Gemeinden mit über 7000 Seelen
(1817). Zu den beiden älteren Stationen Friedensfeld und Friedensthal war schon 1805 eine dritte, Friedensberg, mitten auf der
Insel, hinzu gekommen. Gegen das Ende des Jahrzehnts erscheint
hier die Seelenzahl der Gemeinden auf 6300 vermindert, vermutlich
auch durch die oben angegebene Verschiedenheit in der Zählung.

Im ganzen fanden sich bei der Visitation, die der Bischof Chr.
Gottlieb Hüffel im Auftrage der Unitäts-Weltkonsferenz 1827
ausführte, im dänischen Westindien 9646 Mitglieder der Brüdergemeinde;
bis 1832 vermehrte sich diese Zahl auf fast 10,000. Wenn schon im
Jahre 1812 auf diesem Gebiete über 12000 Seelen gezählt wurden,
so hat dies, abgesehen von der Unbeständigkeit der Neger, vielleicht
auch seinen Grund in einer damals gehandhabten weniger strengen Praxis.

Ein wichtiger Tag für dieses Missionsfeld war der 21. August
1832, der hundertjährige Stiftungstag dieser Mission. Zur Verherrli-
chung der Feier dieses festlichen Tages kam nicht blos die hohe Landes-
obrigkeit den Missionaren der Brüder aufs willfährigste entgegen; die
weisen Einwohner überhaupt wetteiferten, ihre Theilnahme zu bezeigen,
und so wurde dieser Tag zu einem allgemeinen Feste für ganz Dänisch-
Westindien. Ein Bericht¹⁾ sagt: „Auf Veranstaltung des General-
Gouverneurs v. Scholten war den Negern nicht nur der Festtag selbst,
sondern auch der vorhergehende halbe Tag zur Zurüstung auf dasselbe
freigegeben. Viele Alte und Krüppel ließen die menschenfreundlichen Ei-
gentümern derselben theils zu Wasser, theils zu Lande, theils auf Maul-
thieren oder in Säntften nach den Missionsplätzen bringen, damit auch sie
Theil an der Feier nähmen. Eine zahlreiche Menschenmenge strömte zu den
öffentlichen Gottesdiensten und wohnte ihnen mit stiller Andacht bei.
Zur Predigt in Friedensfeld versammelten sich auf dem besonders
dazu eingerichteten freien Platze 10,000 Menschen, vor welchen Bruder
Klingenberg mit angethanem Herzen nach Anleitung von Ps. 72,
17–19 ein freudiges Zeugniß davon ablegte, wie die heilsame Gnade
Gottes, die in Christo Jesu allen Menschen erschienen ist, sich nun
100 Jahre hindurch an dieser Mission unter den armen und unwissenden
Negersslaven verherrlicht habe. Der General-Gouverneur, auf dessen
Anordnung diese gemeinschaftliche Feier der 3 Gemeinden auf Ste. Croix
veranstaltet worden, fand sich selbst mit seinem Gefolge und militärischer
Begleitung hier ein; vor und nach dem Gottesdienst wurden 19 Ehren-
schüsse aus 2 Feldstücken abgefeuert, und der Gesang von seinem Musi-
chore begleitet. — Von Seiten der Unitäts-Weltkonsferenz wurden
die teilnehmenden Gefühle und Wünsche aller Brüdergemeinden zu

¹⁾ Nachrichten aus der Brüdergemeinde 1833, S. 1.

diesem wichtigen Tage in einem Sendschreiben an die Negergemeinde ausgesprochen. In mancherlei Liebesgaben fehlte es auch nicht. Wie bei allen öffentlichen und besonderen Versammlungen und feierlichen Handlungen walzte auch hier ein mächtiges Gefühl der Gegenwart des Heiden-Heilands, so daß alle Anwesenden davon hingenommen waren und in dankbarer Erinnerung an die Wunder seiner Barmherzigkeit und Treue der Zukunft mit den trostvollsten Hoffnungen entgegen sahen."

II. Die britischen Inseln.

Die Missionen der Brüdergemeinde in Britisch-Westindien waren seit Anfang des 19. Jahrhunderts in durchgängigem Wachsthum begriffen. Auf den Inseln Antigua, St. Kitts, Barbados und Jamaica wurden neue Missionsplätze errichtet, auf Tobago die im Jahre 1803 aufgegebene Mission 1826 erneuert. Zu dem allen trug der zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Großbritannien erwachte Eifer für die Ausbreitung des Christenthums und die Bemühungen des ehrlichen Wilberforce und seiner Freunde und Gefinnungsgenossen um die Abschaffung des Sklavenhandels nicht wenig bei. Missionare der Methodisten und Baptisten traten neben denen der Brüder auf und sammelten bald ansehnliche Gemeinden. Seit 1823 begann auch die englisch bischöfliche Kirche den Negersklaven ihre Sorge zuzuwenden. Mit sämmtlichen neuen Mitarbeitern aber auf dem Missionsfelde der Negerbevölkerung kamen die Brüder in mancherlei Berührung, die im allgemeinen freundhaftlicher Art war, obgleich es hie und da auch an Neubungen nicht fehlte. Die Brüdermissionare freuten sich indeß um so mehr der vielen neuen Mitarbeiter und Gehilfen, die ihnen das Netz ziehen halfen, da sie bei weitem nicht allen an sie gemachten Anforderungen genüge leisten konnten. Wiederholte Einladungen, auch auf den Inseln St. Vincent, Dominica, Nevis, Tortola und Trinidad Missionen anzulegen, mußten von der Unitäts-Direktion abgelehnt werden, da man schon in Verlegenheit kam, für die bereits unternommene und in der Erweiterung begriffenen die erforderlichen Personen und Mittel herbeizuschaffen. Christlich gesinnte Pflanzer, ja selbst Kolonialversammlungen boten zu den letzteren freigiebig die Hand, und auch im Mutterlande wurden Fonds gesammelt, um die Aulegung neuer Missionsplätze und die Errichtung von Schulhäusern für die Neger möglich zu machen. — Durchwandern wir nun die einzelnen Inseln.

Antigua.

Auf Antigua, wo die Mission vom Anfang an mit wenig äußerem Hindernissen und Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, wurden von 1773 an bis in den April 1805 von den Brüdern im ganzen 13,796 Neger, Erwachsene und Kinder, getauft, und im Jahre 1809 belief sich die Gesamtzahl aller drei Stationen, St. Johns, Gracehill und Gracebay, mit Ausschluß der neuen Leute in Gracehill auf 10,814 Seelen. Im Jahre 1810 eröffneten die Missionare auf einer ihrer Niederlassungen eine Schule für den Unterricht der Negerkinder. Sie fingen

mit 80 an, Zahl auf 60 werden, und nach einem geachtet des doch seit dem in 47 Jahre angefeuert; ein stionsposten

Im Jah regierung no weit vom N 1000 Pfund Thaler(?) un nars bewilligt field erhielt geweiht, wob bart. — Ba (1821) ein D südlich von d Anhöhe erric

Auf den den Brüdern Geschwister d Sonntags un es auch war, geliums herbe an einen O gung 7900 P vielfach hind gezeigten un lindern in pe derselben es o Sie theilten s auch ferner d Die Gemeind Seelen. Sie zu den Quäle ihre Negerschi andern Missio gehalten, und eingefämmelt. zur Gemeinde keine Taufha Brüder, seit nicht der Fal da die Zahl t hiesige Gemein

mit 80 an, aber schon nach Ablauf des ersten Monats hatte sich diese Zahl auf 600 vermehrt. Die Schule konnte nur Sonntags gehalten werden, und in ihr wurden die älteren Kinder als Lehrer der jüngeren, nach einem dem Lancastertischen System ähnlichen Plane, gebraucht. Ungeachtet des bedeutenden Umfangs ihrer dortigen Gemeinden wurden doch seit dem Anfang der Mission (1756) bis zum Jahre 1803, also in 47 Jahren, nur 37 arbeitende Brüder und Schwestern auf der Insel angestellt; eine kleine Zahl in Vergleichung mit der, welche andere Missionärsposten erforderten.

Im Jahre 1817 wurde auf ausdrückliches Verlangen der Kolonialregierung noch eine vierte Station im östlichen Theile der Insel nicht weit vom Nonesuge-Hafen angelegt, wozu nicht nur Land, sondern auch 1000 Pfund [nach dem Werth der damaligen Currency ca. 4—5000 Thaler(?)] und sogar jährlich 300 Pfund zum Unterhalt des Missionärs bewilligt wurde. Auf der neuen Station, die den Namen Newfield erhielt, wurde die Kirche am 6. Dezember 1818 feierlich eingeweiht, wobei sich ein deutlicher Hunger nach dem Worte Gottes offenbarte. — Von der Gemeinde zu St. Johns wurde einige Jahre später (1821) ein Theil zu einer andern neuen Station abgezweigt, die etwas südlich von der Hauptstadt auf einer mit weißen Cedern bewachsenen Anhöhe errichtet und Cedar Hall genannt ward.

Auf den fünf Missionsplätzen wurden bald an 15,000 Neger von den Brüdern bedient, und die Arbeit der 24 auf denselben angestellten Geschwister durch den Schulunterricht der Neger und ihrer Kinder des Sonntags und in der Woche noch bedeutend vermehrt. So erfreulich es auch war, zahlreiche Scharen von Heiden zur Anhörung des Evangeliums herbeieilen zu sehen, so wurde doch der stark Andrang derselben an einen Ort, z. B. in St. Johns, wo vor der erwähnten Abweitung 7900 Neger zur Gemeinde gehörten, der Seelenpflege der einzelnen vielfach hinderlich. Gleichwohl suchten die Brüder über der mannigfach geeigneten und bewährten Methode fest zu halten, mit ihren Kirchkindern in persönliche Bekanntschaft zu kommen, und bei einem jeden derselben es auf die ganze Hingabe des Herzens an Jesum anzulegen. Sie theilten sich daher in die Besuche der Pflanzungen, und ließen es auch ferner den Kranken und Sterbenden nicht an Besuch fehlen. — Die Gemeinde zu St. Johns zählte Ende 1824 im ganzen 6311 Seelen. Sie wurde im Februar d. J. von Freunden der Mission, die zu den Quäkern in London gehörten, mit einer Kiste voll Bücher für ihre Negerkinder erfreut, und am 31. Oktober wurde hier, wie auf andern Missionsplätzen, eine Predigt in Bezug auf die Bibelgesellschaft gehalten, und danach die freudigen Gaben der armen Negergeschwister eingefasst. In Grace Bay gehörten um dieselbe Zeit 1387 Personen zur Gemeinde; der Bettag am 14. Februar war der erste, an welchem keine Taufhandlung stattfand. „Dies ist vielleicht“ bemerkten die Brüder, „seit dem Anfang der hiesigen Gemeinde im Jahre 1797 noch nicht der Fall gewesen; in Zukunft aber wird es wohl öfter geschehen, da die Zahl der Ungetauften sehr klein ist, und der Zuwachs, den die hiesige Gemeinde zu erwarten hat, hauptsächlich in Kindern besteht, die

schon getauft sind." — Die Gemeinde zu Gracehill zählte Ende 1824 mit Einschluß von 302 Taufkandidaten, 308 neuen Leuten und 300 Ausgeschlossenen im ganzen 3015 Seelen. Am 31. Januar d. J. wurde auf der Plantage La Roche die wohl über 90 Jahre alte Nationalgebülfin Benig na,¹⁾ eine wahre Hierde der Gemeinde, beerdigt. Die Gemeinde zu Gedehall bestand um dieselbe Zeit bereits aus 1082 getauften Erwachsenen und 450 getauften Kindern.

Im Jahre 1827 traf Bischof Hüssel²⁾ auf einer Visitationsreise auch in Antigua ein, wo er von dem Gouverneur Ross mit großer Freundlichkeit empfangen wurde, und die verschiedenen Stationen von St. Johns aus besuchte, wo er schließlich eine Konferenz mit sämtlichen Missionaren der Insel hielt und mehrere Brüder zu Diakonen der Brüderkirche ordinierte. — Auf allen Stationen ging die Arbeit fast über die vorhandenen Kräfte. Um das ausgedehnte Missionswerk auf der Insel besser zu übersehen und zu berathen, wurde bereits am 24. Februar 1829 nach Anweisung der Unitäts-Altesten-Konferenz eine Helferkonferenz auf Antigua eingeführt.

Die äußere Ruhe, welche die Brüdermission auf dieser Insel unter dem Schutze einer wohlwollenden Regierung genoß, wurde im März 1831 durch einen Negeraufstand unterbrochen. Auf Betrieb der englischen Geistlichkeit und eifriger Fronten wurde nämlich durch eine Verordnung der Regierungsbehörden vom 20. März an der zu vielen Missbräuchen führende Sonntagsmarkt gänzlich abgeschafft. Da indessen hierbei auf einen anderweitigen Ersatz für diesen den Negern zum Verlauf ihrer selbsterbauten Produkte unentbehrlichen Markt keine Rücksicht genommen wurde, so erregte diese Maßregel unter ihnen Unwillen und Widerseiglichkeit. Es fanden sich am genannten Tage viele Neger in der Stadt wie gewöhnlich ein, und es war den Anstrengungen der Polizei nicht möglich, dem Gesetz Achtung zu verschaffen. Tags darauf stieckten die Neger mehrere Zuckerstangen in der Nähe von Newfield in Brand, und am 22. März brannte ein Feld dicht hinter den Missionsgebäuden von St. Johns, welche in die größte Gefahr kamen, da der Wind die hoch auflodernde Flamme auf sie zutrieb. Die zur Gemeinde gehörigen Neger legten dabei rührende Beweise von Liebe und Unabhängigkeit an den Tag, doch wären alle ihre Anstrengungen umsonst gewesen, wenn der Herr nicht zur rechten Stunde dem Wind geboten und die Gefahr abgewandt hätte. Die ganze Insel wurde unter Kriegsgefeß erklärt, und von der Miliz die Ruhe bald wieder hergestellt. Doch hatten die Brüder den Schmerz, daß ein Neger, der zur Gemeinde in Newfield gehört hatte, als Brandstifter hingerichtet wurde, ohne die That zu gestehen.

S. t. R i t t s.

In der ersten Hälfte des Jahres 1819 bestand die Gemeinde aus 101 erwachsenen Getauften, 60 getauften Kindern und 103 Taufkan-

¹⁾ Basler Missions-Magazin 1828, II. S. 309.

²⁾ Ebendaselbst 1830, II. S. 277 ff.

didaten. Bald hervor. Gantember 1819 müstungen au Gouverneur über, und ver als 2000 Se der Kirche der Negergemeinde unter 562 Taufkandidaten eines zweiten Capon wurde Errichtung der die neue Kirches, als zu V sonen Antheil sich wieder ein Dauer, wohl anrichtete. — den Begräbnisgelnhan werden finden ließen, der Sitte des nachtsfeiertage ein, und der manche lieblid sagte eine mu nem Vermügen wären wir do Nachrichten ge und Grönland solche Nachricht die Gesamtig So ging das konnte Mission

Noch immer hiesigen Missionen genen Wochen h Kommunitanten, und Ausgeschlos eine Anzahl Alte ihre Namen in unsere Gemeinde in rungen nicht fehl und wie leicht sie

¹⁾ Basler M

²⁾ Ebendaselbst

bidaten. Bald aber trat ein neues Leben unter diesem armen Volle hervor. Ganze Schaaren verlangten nach Unterricht. Am 21. September 1819 nämlich richtete ein furchtbarer Orkan¹⁾ schreckliche Verwüstungen auf dieser und den benachbarten Inseln an. Der treffliche Gouverneur Maxwell kam erst 8 Tage nachher von Dominica herüber, und verordnete den 6. Oktober als einen Bet- und Bußtag. Mehr als 2000 Seelen, Schwarze und Weiße, hatten sich an demselben in der Kirche der Brüder eingefunden. Beim Jahresschluß bestand die Negergemeinde zu Basseterre aus 1310 getauften Erwachsenen, darunter 562 Kommunikanten, und 563 getauften Kindern nebst 690 Taufkandidaten. Bei dieser starken Vermehrung mußte auf Anlegung eines zweiten Missionsplatzes angetragen werden. Ein Stück Land am Canyon wurde dazu geschenkt, durch Unterzeichnung gingen Beiträge zur Errichtung der nötigen Gebäude ein, und am 25. Februar 1821 wurde die neue Kirche in Bethesda eingeweiht. Am 9. September des Jahres, als zu Basseterre gerade das Chorhörfest, woran über 200 Personen Anteil nahmen, mit Loben und Danken beschlossen war, erhob sich wieder ein gewaltiger Orkan,²⁾ der den von 1819 zwar nicht an Dauer, wohl aber an Fertigkeit übertraf, und wieder vielen Schaden anrichtete. — Später hatten die Missionare ernstlich zu rügen, daß bei den Begräbnissen armer Geschwister, wo den Trägern nichts zu gute gethan werden konnte, nur wenige zu diesem Liebesdienst sich willig finden ließen, wogegen eine große Zahl dazu sich einsand, wenn nach der Sitte des Landes etwas zu trinken gereicht wurde. In den Weihnachtsfeiertagen fanden sich viele Zuhörer zu den Festversammlungen ein, und der Herr war nahe mit dem Segen seiner Gnade, wovon auch manche liebliche Neuherung von Negergeschwistern Zeugniß gab. So sagte eine mulattische Helfer-Schwester u. a.: „Stünde es doch in meinem Vermögen, die Liebe Jesu recht tief den Herzen einzuprägen! Ach wären wir doch auch so ein Volk, wie wir in den heute verlesenen Nachrichten gehört haben, wie es sich der Herr unter den Hottentotten und Grönländern gesammelt hat! Den ganzen Tag hätte ich sitzen und solche Nachrichten hören können!“ — Beim Jahresschluß 1821 bestand die Gesamtgemeinde zu Basseterre aus ungefähr 2500 Personen. So ging das Werk auf St. Kitts fort, und im Februar 1826 konnte Missionar Scholefield von Basseterre schreiben:

„Noch immer begleitet unser lieber Herr die Predigt seines Wortes auf dem hiesigen Missionsplatz mit seinem augenherrlichen Segen. In den drei letztervergangenen Wochen haben wir mit 2003 Personen einzeln gesprochen; nämlich mit 461 Kommunikanten, 476 getauften Erwachsenen und 1066 neuen Leuten, Taufkandidaten und Ausgeholzten. Über 20 Erwachsene kamen zum erstenmal, so wie auch eine Anzahl Kinder und junge Leute. Einige von ihnen baten mit Thränen, daß ihre Namen in unser Verzeichniß möchten eingeschrieben werden. Ueberhaupt ist unsere Gemeinde in einem sehr erfreulichen Gang, ob es gleich auch an solchen Erfahrungen nicht fehlt, die uns daran erinnern, wie listig und feindelig der Satan ist, und wie leicht sich das menschliche Herz hintergehn läßt. — Unsere Sonntags- und

¹⁾ Basler Missions-Magazin 1824, I. S. 73 ff.

²⁾ Ebenfalls 1828, II. S. 579.

Abendschulen werden in Segen fortgesetzt und gewähren uns viel Ermunterung. Im Mai 1825 hatten wir 303 Kinder, welche letztere besuchen, aufgezeichnet; seitdem hat ihre Zahl bedeutend zugenommen, und jetzt ist sie nahe an 700. Viele von ihnen haben bereits gute Fortschritte im Lesen gemacht, und eine schöne Anzahl Liederverse, Bibelsprüche und Stellen aus dem Katechismus auswendig gelernt. Auf 17 um die Stadt herumliegenden Plantagen haben wir Leute gefunden, welche willig sind, die Kinder nach vollenbeter Tagesarbeit zusammen zu nehmen und ihnen Unterricht zu erteilen. Dies geschieht in dem Hause eines unserer Nationalgebüllten, oder sonst eines Chepaars aus der Klasse der Kommunitanten. In der Stadt haben einige Geschwister ihr Haus ganz zum Gebrauch für die Kinder hergegeben, nicht allein an den Abenden, sondern auch den Tag über. Man wünscht, daß alle Kinder, welche unsere Abendschulen besuchen, auch an den Sonntagen kommen möchten; aber viele werden durch allerlei Umstände davon abgehalten. Die Zahl unserer Sonntagschüler ist 3—400. Als letzte Weihnachten ein Liebesmahl mit ihnen gehalten wurde, waren ihrer 460 zugegen. — Seit dem Anfang der Schule im Jahre 1825 haben wir uns in der Regel wöchentlich einmal mit den Lehrern versammelt, um ihnen die neue Lehr- und Erziehungsweise geläufiger zu machen. Einige unserer jungen farbigen Schwestern geben sich saß den ganzen Tag her, junge Mädchen zu unterrichten. Bei einigen dieser letzten ist eine ernste Sorge für das Heil ihrer Seele erwacht und hat sie veranlaßt, um Annahme in unsere Gemeinschaft zu bitten, welches ihnen auch zum Theil gewährt wurde. — Von Seiten der Schullehrer und Lehrerinnen geschieht alles ohne irgend einen Lohn, vielmehr haben sie unter sich selbst eine freiwillige Unterzeichnung zu Beiträgen eröffnet, wodurch gewisse Ausgaben, z. B. für Lichter in den Abendschulen, betrifft werden. Solche Beispiele einer uneigennützigen Dienstbegierde sind uns um so erfreulicher, da man glauben kann, daß sie aus Liebe zu unserm Heiland herstießen.“

Ende 1826 betrug die Gesamtzahl der Gemeindeglieder zu Basseterre 3048, zu Bethesda 2188. —

Aus dem Jahre 1827 ist die Visitation durch Bischof Hüffel zu erwähnen. Auf der jüngsten Station fanden sich die Zustände weniger erfreulich. Die beiden Gemeinden zusammen zählten 5018 Seelen. Erfreulich war das rege Leben in den Sonntags- und Abendschulen.

Auf wiederholten Wunsch mehrerer Planzer wurde im nördlichen Theile der Insel die dritte Station am Fuße des Mount Misery angelegt (1832). Sie erhielt den Namen Bethel.

Barbados.

Auf der Insel Barbados machte im Anfange des 19. Jahrhunderts die Ausbreitung des Reiches Gottes nur geringe Fortschritte, und die Gemeinde zu Saron zählte am Schluss des Jahres 1816 blos 118 getaufte Erwachsene. Eine Negerempörung hatte im April desselben Jahres Furcht und Schrecken verbreitet und in dem östlichen Bezirk der Insel große Verheerungen angerichtet. Glaubensvoll flehten die Missionsgeschwister zum Herrn um Trost und Hilfe, als die Flamme der nur eine Viertelstunde von ihrer Wohnung auflobernden Zuckerfelder am Abend des Ostermontags den Himmel schauerlich röthete. Tägliche und nächtliche Streifwachen der Soldaten durchzogen die Insel, welche 3 Monate unter dem Kriegsgesetz blieb. Während dieser Zeit der Unruhe und Angst wurden die Versammlungen natürlich nur sparsam besucht, als aber im Juni den Kommunitanten das Aussiezen des heiligen Abendmahls angezeigt wurde, fügte der Missionar die dringende Ermahnung an sie hinzu, daß keiner von ihnen sich je vom Geiste des Ungehorsams und der Empörung hinreissen lasse; dagegen möchten sie

sich auch un Nachfolger kein einzige Weise verw den Regen hängigkeit, walter, die genährt wu stärt durch ander in de erhielten un vor dem Blü licher Glaub enigen Pfla Besuch der

Am So sonen angem denkliche A die Brüder Ein gewisser Haus und L Mount Ta in einen bli nur sparsam der Stadt B Gesetz abgeseg Regierung a Da indeß de sie sich genö legenen Orte ihre Zuflucht als wenn ju können. Es dem Worte Mission der in Saron melchem Ja 581 Glieder gehörten.

1831 n der beide S gern mehr f wieder herge 186 Seelen.

Wir sa unternommen

ermunterung.
hnet; seitdem
Viele von
höhe Anzahl
gelernt. Auf
nben, welche
en und ihnen
er National-
ten. In der
Kinder her-
Ran wünscht,
Sommer-
ehalten. Die
Liebesmahl
Anfang der
nal mit den
geläufiger zu
ganzen Tag
ernste Sorge
ne in unsere
de. — Von
einen Lohn,
Beitragen er-
en, bestritten
s um so er-
erschließen." —
zu Bass-

Hüffel zu
ide weniger
18 Seelen.
abshulen.
nördlichen
Misery an-

19. Jahr-
forschritte,
1816 blos
il desselben
Bezirk der
Missions-
amme der
erfelder am
tigliche und
welche 3
er Unruhe
im besucht,
s heiligen
gende Er-
Geiste des
nächsten sic

sich auch unter diesen Umständen als wahre Kinder Gottes und treue Nachfolger Jesu beweisen. Die Brüder hatten auch die Freude, daß kein einziger ihrer Kirchgenossen in die Empörung auf irgend eine Weise verwickelt war. Auch in den folgenden Jahren regte sich unter den Negern von Zeit zu Zeit ein Geist des Emporstrebens nach Unabhängigkeit, der durch die ungleiche Behandlung ihrer Herren und Verwalter, die ihnen theils zu viel, theils zu wenig Freiheit gestatteten, genährt wurde. Ihr Hang zu roher Ungebundenheit wurde noch verstärkt durch den lebhaften Streit, welchen die Weißen selbst gegen einander in der öffentlichen Zeitung führten, wovon die Neger Kenntniß erhielten und woran sie gewissermaßen auch Anteil nahmen. Daß vor dem Ausbrüchen solcher gefährlichen Leidenschaften nur ein herzlicher Glaube an das Evangelium schützen könne, lernten bald selbst dieseljenigen Pflanzer und Verwalter einsehen, welche bisher die Neger vom Besuch der Kirche abgehalten hatten.

Am Schlusse des Jahres 1820 war die Gemeinde auf 249 Personen angewachsen. In den folgenden Jahren veranlaßten manche bedenkliche Anzeichen weiter bevorstehender Unruhen mehrere Pflanzer, die Brüder zu ersuchen, wöchentlich auf ihren Plantagen zu predigen. Ein gewisser Herr Haynes übergab ihnen sogar auf der seinigen ein Haus und Land zur Errichtung einer Station, die 1826 bezogen und Mount Tabor genannt wurde. Besonders die Schule kam hier bald in einen blühenden Zustand, während die Sonntagspredigten anfangs nur sparsam besucht wurden, besonders wegen des Sonntagsmarktes in der Stadt Bridgetown. Dieser wurde im Dezember 1827 durch ein Gesetz abgeschafft und zugleich die Eigenthümer der Slaven von der Regierung aufgefordert, dieselben im Christenthum unterrichten zu lassen. Da indes den Negern keine andere Marktgelegenheit gegeben ward, sahen sie sich genöthigt, dennoch des Sonntags an den Strafen und an abgelegenen Orten ihre Erzeugnisse feilzubieten, auch wohl zum Haustiren ihre Zuflucht zu nehmen, wozu dann noch mehr Zeit erforderlich war, als wenn sie ihre Geschäfte auf dem öffentlichen Markte hätten abthun können. Es zeigte sich aber um diese Zeit ein größerer Hunger nach dem Worte Gottes unter den Negern, als dies seit Entstehung der Mission der Fall gewesen war, und so kam es, daß auch die Gemeinde in Saron sich eines schönen Zuwachses erfreute, und Ende 1827, in welchem Jahre der Bischof Hüffel auch Barbados besuchte, im ganzen 581 Glieder zählte, während zur Station Mount Tabor deren 106 gehörten.

1831 wurde die Insel von einem furchtbaren Orkan heimgesucht, der beide Stationen zerstörte. Infolge desselben zeigte sich bei den Negern mehr Heilsverlangen. Im folgenden Jahre, als die beiden Kirchen wieder hergestellt waren, zählte Saron 1035 und Mount Tabor 186 Seelen.

T o b a g o.

Wir sahen schon, wie hier die auf Bitten des Herrn Hamilton unternommene Mission nach dessen Tode im Jahre 1803 wieder auf-

gegeben wurde. Später trat der Sohn des Genannten in die Fußstapfen seines Vaters und wußte durch wiederholte Bitten die Unitäts-Altesten-Konferenz zur Erneuerung der Mission zu bewegen. Im Jahre 1826 wurden die Geschwister Nickelder aus Pennsylvanien zu diesem Zwecke abgeordnet, und im folgenden Jahre eine Station in der Nähe der Pflanzung Hamiltons im südwestlichen Theile der Insel errichtet. Man nannte sie zum Andenken an den ersten Missionar dieses Feldes: Montgomery. Die Arbeiter wechselten hier in der ersten Zeit ziemlich häufig. 1830 wurde berichtet: „Das Missionswerk geht in großem Segen fort und breitet sich immer mehr aus. Wenn sonst nur 30 bis 40 Neger sich zur Versammlung einfanden, kommen jetzt weit über 100, und immer finden sich neue, die ihre Namen einschreiben lassen. Durch Mittheilungen aus der biblischen Geschichte ist der Versammlungsbesuch sehr gefördert worden. In Indianwall taufte ich vor kurzem 4 Personen. So fängt auch in dieser Gegend eine Gemeinde für den Heiland aufzublühen an. Mit Taufkandidaten und neuen Leuten sind 548 Seelen in unserer Pflege, 150 Kinder besuchen die Schule. Oft muß ich vor Freuden und Dank weinen, wenn ich sehe, daß sich die Segen so mächtig regen.“ —

Jamaica.

Die Mission auf Jamaica befand sich zu Anfang dieses Jahrhunderts noch in einem schmachtenden Zustande. Im Jahre 1804 belief sich die Gesamtzahl der von den Brüdern in den verlorenen 50 Jahren seit dem Anfang der Mission auf der Insel getauften Neger auf nicht mehr als 938 Seelen und die Gemeinden umfaßten damals nur 193 Mitglieder. Erst zehn Jahre später, im Jahre 1814, gewann es mehr und mehr das Ansehen, als ob, nach vieljährigem Arbeiten auf Hoffnung, endlich die erwünschte Erntezzeit angebrochen sei, da auf mehreren Pflanzungen eine ganz neue Gnadenregung unter den Negern und ein lebhaftes Verlangen nach dem Evangelium zu spüren war, so daß sie selbst durch Misshandlungen sich nicht vom Besuche der Versammlungen abhalten ließen. Zu den 3 älteren Missionsposten Carmel, Bogue und Mesopotamia, deren letzter wenigstens, wie es scheint, ziemlich in Vergessenheit gerathen war, kamen auf Betrieb Christlichgesinnter Plantagenbesitzer in England 1815 zwei neue hinzu. Die Herren Hall wiesen dem Missionar Light auf der Nordseite der Insel in der Nähe von Montegobai in Irwin seinen Wohnplatz an, um von hier aus auch ihre übrigen Pflanzungen mit dem Evangelium zu bedienen. Nachdem in der Folge ein eigenes Missionshaus und eine Kirche daselbst erbaut worden, bekam diese Niederlassung den Namen Irwinhill. Auf der Plantage Williamsfield ward eine Kapelle errichtet, und überhaupt von den Eigentümern der Missionsarbeit aller Vorstufen gezeigt, während ihre Beamten dieselbe mehr zu hindern als zu fördern suchten. Bei den Negern und ihren Kindern fand Bruder Light Eingang, und seine unermüdeten Bemühungen, sie in Erbauungsstunden und Schulen mit dem Heil in Christo bekannt zu machen, waren von dem göttlichen Segen begleitet. „Können wir gleich,“ schreibt er selbst im Jahre

1825¹⁾), „die gläubig werden über die Hun dabei trösten beschieden ist. Leute, die anwachsen. — Das war sie auf

Die zweiter Familie 1816. Letzte neuen Stationen waren noch v Kirche konnte

Wir verma her in unsere S find gesichtigt w teilen sie: Morgen wir, aber wir fo dieser Auflösung aber hierbei nich pfehlen. Einer d so wollen sie auch jeder für seine eig der Plantage ge vorigen Montag der Kirche, erwir geht. Das war ber, der rechtsha

Grade in Manche Weise die Neger zu Andre suchten sie dieselben ni zu lassen. Da verfassung der andre für die Die Missionare an solchen Str durch ihren der Besuch ihrer selten erklärten

¹⁾ Basler M

²⁾ Den Meth su hen auch unser Zuhörer finden sic sicher ein. Wir fürt uns alle Rau den und Elender,

1825¹⁾), „diesenigen, welche das Wort des Lebens hören und daran gläubig werden, nicht nach Tausenden zählen, so dürfen wir uns doch über die Hunderte freuen, denen diese Wohlthat zu Theil wird, und dabei trösten wir uns des Segens, der andern Knechten des Herrn²⁾ beschieden ist. Es sind doch auch unter denen, die zu uns gehören, Leute, die auf sektet Grunde stehen und in der Gnade Gottes erwachsen. — Die Gemeinde besteht aus 150 Personen.“ — Ende 1827 war sie auf 369 gestiegen.

Die zweite der neuen Stationen, New-Eden, wurde auf einem von der Familie Foster geschenkten Grundstück nicht weit von Bogue angelegt 1816. Letzterer Platz wurde verlassen; auf der günstiger gelegenen neuen Station aber zeigte sich bald Zudrang und schon nach zwei Jahren war daselbst eine Gemeinde von 312 Negern gesammelt. Doch kamen noch viele andre zu den Gottesdiensten, und die 1820 erbaute Kirche konnte zuweilen die Versammlungen nicht fassen.

Wir vernahmen mit Schmerz, daß alle Neger, welche von den Bergen die Zeit her in unsere Kirche gekommen sind, von ihren Vorgesetzten deshalb mit Schlägen und geächtigt worden. Als wir sie fragten, wie es ihnen nun gehen würde, antworteten sie: Morgen früh werden wir alle wegen unsres Besuches bestraft; das wissen wir, aber wir kommen doch und wenn uns der Aufseher auch todschlagen ließe. Bei dieser Neuherbergung wurde mein Herz mit dem ummigsten Mitleid erfüllt; ich wußte aber hierbei nichts Besseres zu thun, als die Sache dem Herrn im Gebete zu empfehlen. Einer äußerte sich: Weil die weißen Leute selbst nicht in die Kirche gehen, so wollen sie auch nicht haben, daß die Neger dieselbe besuchen. Hat nicht aber ein jeder für seine eigene Seele zu sorgen? — Ich bin, fuhr er fort, bisher Treiber auf der Plantage gewesen, bin es aber nicht mehr. Als mich nämlich der Aufseher am vorigen Montag fragte, wo ich gestern gewesen sei, und ich darauf antwortete: in der Kirche, erwiderte er: so gab deine Weltliche einem Neger, der nicht in die Kirche geht. Das war mir sehr lieb, und ich dankte dem Aufseher dafür; denn ein Treiber, der rechtschaffen handeln will, ist ein sehr geplagter Mann.“

Grade in Jamaica hatte die Mission viel Feindseligkeit zu erdenken. Manche Weiße hatten ihre Lust daran und gingen förmlich darauf aus die Neger zu den von derselben verbotenen Lustbarkeiten zu versöhnen. Andre suchten sie dadurch von der Brüdergemeinde zurückzuhalten, daß sie dieselben nötigten, sich von einem anglikanischen Prediger taufen zu lassen. Das veranlaßte viel Zank unter den Negern, welche Kirchenverfassung der andern vorzuziehen sei; einige sprachen für die englische, andre für die der Baptisten, und wieder andere für die der Brüder. Die Missionare der letzteren ermahnten die Jhrigen, sich alles Anttheils an solchen Streitigkeiten zu enthalten und nur darauf zu jehen, wie sie durch ihren dem Evangelio würdigen Wandel beweisen, daß ihnen der Besuch ihrer Kirche zum Segen und zur Besserung gereiche. Nicht selten erklärten in der englischen Kirche Getaufte, sie könnten dort die

¹⁾ Basler Missions-Magazin 1828, II. S. 261.

²⁾ Den Methodisten, von denen er anderwärts schreibt: „Die Methodisten befinden auch unsere Gegenden. Die Regierung ermuntert sie. Unter der Zahl ihrer Häuber finden sich außer den Negern auch Offiziere, Kaufleute und Plantagen-Aufseher ein. Wir freuen uns darüber, und bitten Gott, daß Er sie segne. Es ist für uns alle Raum da. Noch sind die Landstrassen und Bäume mit Lämmen, Oslinden und Gländer, die verloren gehen, angefüllt.“

Predigten nicht verstanden, daher sie sich zu den Brüdern wendeten. Ende 1827 bestand die Gesamtgemeinde von New-Eden aus 1210, Ende 1829 aber nur aus 1141 Personen.

Auch auf Carmel schien ums Jahr 1816 ein neues Leben zu beginnen. In einem Jahre mehrte sich die Gemeinde um 124 Seelen, so daß sie deren 272 zählte. Manche Neger kamen oft 8—10 Stunden weit her, um das Wort Gottes zu hören. Schon längere Zeit aber war dieser Ort als untauglich zu einem Missionsposten befunden worden. Nicht nur kam der Besitz einer Plantage mit dem Missionsberuf öfters in Widerspruch, sondern die Niederlassung dasselbe wurde auch durch Verordnung des Black River immer morastiger und ungesunder. Dazu wurde es bald klar, daß für die zahlreichen Neger, welche seit der Erweckung in den Mayday-Bergen im Kirchspiel Manchester fast die ganze zu Carmel gehörige Gemeinde ausmachten, dieser Platz zu einem regelmäßigen Kirchenbesuch allzuweit entfernt war¹⁾. Es wurde daher auf den Verkauf von Carmel und den Ankauf eines zweitmäßigen Platzes in den genannten Bergen angetragen. Beides kam im Jahre 1823 zu Stande. Der neue Platz, dritthalb Stunden im Südosten von dem bisherigen, in gesunder Lage auf den genannten Bergen mit fast europäischem Klima, wurde Fairfield genannt. Die Gemeinde, deren meiste Mitglieder zu den Kaffee-Plantagen jener Gegend gehörten, zählte 1824 mit Einschluß von 425 Taufkandidaten und neuen Leuten, 1047 Neger, von denen die Brüder damals schrieben:

„Was die zur hiesigen Gemeinde gehörigen Neger betrifft, so ist deutlich wahrzunehmen, daß der größte Theil derselben noch sehr unwohrend, und in der Erkenntniß ihrer selbst und des Herrn Jesu nicht so gefördert sind, als manche von den Alten, die schon zur Gemeinde in Carmel gehörten. Doch ist es erfreulich, zu sehen, mit welch gespannter Aufmerksamkeit sie den Versammlungen beiwohnen; und wiewohl sie beim Sprechen wenig Ausdrücke zu finden wissen, welche die Gefinnung ihrer Herzen deutlich zu Tage legen: so ist doch ihr Blick und das Gefühl, von welchem man bei solchen Gelegenheiten durchdrungen wird, ein sprechender Beweis, daß sie ein aufrichtiges Verlangen in sich tragen, nicht länger der Welt und ihren schändlichen Lusten, sondern dem Willen Gottes gemäß zu leben. Der eine Wunsch bleibt uns immer noch übrig, daß doch alle zu uns kommenden Neger den nämlichen Eifer zur Anhörung des Wortes Gottes zeigen möchten, der in Bezug auf das Sprechen bei ihnen zu bemerken ist. Auf letzteres scheinen sie einen besonders hohen Werth zu legen, wahrscheinlich, weil dabei ihre Namen aufgeschrieben werden. Leider begnügen sich viele mit dem hierbei empfangenen Segen, verfallen in eine Art falscher Sicherheit, in den Wahns, als seien sie hierdurch hinlänglich gewarnnet gegen die Angriffe des Feindes der Seele, und begehen in diesem traurigen Zustande, ehe sie sich's versiehen, ein: oder die andere ihrer heidnischen Sünden. Dies hat die Ausschließung aus der Gemeinde zur Folge, und versetzt sie in die Klasse der neuen Leute zurück. Gewöhnlich legen sie bald Scham und Neue über die Vergehungen an den Tag, verlämmen wo möglich kein Sprechen, und halten an mit Bitten und Weinen, um wieder angenommen zu werden. So haben wir in unsern Kirchenbüchern verschiedene Beispiele gefunden von Personen, die mehrmals ausgeschlossen, und auf Hoffnung, daß ihre Neue von Bestand sein werde, wieder angenommen worden waren. Die ernstlichen Ermahnungen des Wortes Gottes: Wachet und betet, daß ihr nicht in Ansehung fallest; und: Wer da steht, der sehe zu, daß er nicht falle, werden daher jedesmal den Neuen, die in unsern Bund eintreten, und solchen, die wieder angenommen werden sollen, dringend ans Herz gelegt.“ —

¹⁾ cf. Basler Missions-Magazin 1824, IV. S. 605 ff.

Ende 18

Von Fairfield
Bevölkerung
nehmen, die s
Verdorbenheit
angehört und

So ware
lebensfrische,
einem Grund-
besitzers, wür-
New-Eden, g
New-Carmel i
aber nur für
rere neue Pre-
lehem) und B
Planzer muß
Schluß des Je-
lichen Neger c
sionaren und
auf Jamaica i
Fortschritte des
Seelenernte“,
sehr ist es zu b
die Hände geb-
Jahre ihre letz-
stärkten sich du
aber doch selig-
schon so manc
die durch Krank-
nachtsfest wurd
neuen Jahre d

Da brach
das ganze Mis-
gerer Zeit hatt
verbreitet und i
sich selbst zu be-
schränklichkeiten, die
damals Br. B
standes in den
Beginnen ernsth
Sie erklärten si
Negern nichts z
nicht hören und
zufrieden und r
im Diarium vo
gegen den Heila
gemeinden auf
widrigem Trac

Burkhardt, Missions

wendeten.
us 1210,
Leben zu
4 Seelen,
5 Stunden
Zeit aber
n worden.
eruf öfters
uch durch
er. Dagu
it der Er-
die ganze
nem regel-
daher auf
en Plazes
re 1823 zu
von dem
fast euro-
nde, deren
gehörten,
en Leuten,

lich wahrzu-
Erkenntnis
che von den
erfreulich, zu
phonen; und
e Gesinnung
hl, von wel-
Beweis, daß
und ihren
eine Wunsä
en nämlichen
zug auf das
nders hohen
werden. Leit
in eine Art
h gewoschnet
en Zustände,
Dies hat die
se der neuen
Vergehungens
Bitten und
ern Kirchen-
usgeschlossen,
angenommen
het und be-
e zu, daß er
treten, und
gt."

Ende 1827 zählte die Gemeinde daselbst im ganzen 1743 Seelen. Von Fairfield aus suchten sich die Missionare auch der freien braunen Bevölkerung in der s. g. verbrannten Savanna (Grasbene) anzunehmen, die sich in dem erbärmlichsten Zustande von Unwissenheit und Verborbenheit befand. Das Wort Gottes wurde mit Aufmerksamkeit angehört und sie boten die Hand zur Einrichtung einer Schule.

So waren an die Stelle der drei kränkelnden alten Stationen drei lebensfrische, besser gelegene getreten, denen bald andere folgten. Auf einem Grundstück des Herrn Scott, eines christlich gesinnten Plantagenbesitzers, wurde 1827 New-Carmel, mehrere Meilen westlich von New-Eden, gegründet, und 3 Jahre später New-Zulneck, zwischen New-Carmel und Mesopotamia, welch letzterer Platz auch noch einmal, aber nur für kurze Zeit besetzt wurde. Außerdem entstanden noch mehrere neue Predigtplätze und Schulhäuser, wie in Malvern (New-Bethlehem) und Beauforts; manche andere Anforderungen wohlgesinnter Pflanzer mussten von der Hand gewiesen werden. So bestand denn am Schluss des Jahres 1831 die Zahl der in der Pflege der Brüder befindlichen Neger aus 5121 Personen, welche auf 6 Plätze von 8 Missionaren und deren Frauen bedient wurden. Die Briefe der Brüder auf Jamaica in dieser Zeit sind voll dankbarer Freude über die schnellen Fortschritte des Reiches Gottes um sie her. „Hier ist eine herrliche Seelenernte“, schreiben sie, „die nur auf das Einsammeln wartet. Wie sehr ist es zu beklagen, daß uns durch Mangel an Arbeitern und Mitteln die Hände gebunden sind.“ Am 30. November hielten sie in diesem Jahre ihre letzte gemeinschaftliche Missions-Konferenz in Fairfield, und stärkten sich durch den Genuss der brüderlichen Liebe zu ihrem heissen, aber doch seligen Tagewerke, von welchem der Herr im Laufe der Zeit schon so manchen ihrer Brüder abgerufen, und zu dem ihnen öfters die durch Krankheit geschwächten Kräfte versagen wollten. Das Weihnachtsfest wurde in Segen begangen, und hoffnungsvoll fuhren sie einem neuen Jahre der Gnade entgegen.

Da brach am Nordwestende der Insel eine Negerempörung aus, die das ganze Missionswerk in die größte Gefahr brachte. Schon seit längerer Zeit hatte sich eine große Gährung der Gemüther über Jamaica verbreitet und die Besorgniß erwacht, die Neger möchten Versuche machen, sich selbst zu befreien. Auch kam es bereits im Jahre 1824 zu Widerseigkeiten, die das Einschreiten der Landmilitz nötig machten. Als damals Br. Becker die Neger zu New-Eden bei Gelegenheit eines Aufstandes in den Kirchspielen von St. James und Hannover vor solchem Beginnen ernstlich warnte, fand er bei ihnen offene Herzen und Ohren. Sie erklärten sich laut dahin: „Wir wollen mit den aufrührerischen Negern nichts zu schaffen haben; es sind Leute, die das Wort Gottes nicht hören und nicht hören wollen; wir aber sind mit unserm Zustande zufrieden und verlangen keine unrechtmäßige Aenderung desselben.“ Und im Diarium von Fairfield heißt es um dieselbe Zeit: „Mit innigem Dank gegen den Heiland müssen wir bezeugen, daß wir in allen unsern Negergemeinden auf dieser Insel auch nicht die geringste Spur von gefetzwidrigem Trachten nach Freiheit gewahr worden sind, welches sich

bei so manchen Negern hier zu Lande zeigt, und worüber schon mehrere das Leben eingebüßt haben.“ — Die Veranlassung jener gefährlichen Stimmung unter den Negern war hauptsächlich in dem Umstand zu suchen, daß ihnen einerseits die Verhandlungen über die Freilassung der Neger-Slaven in dem britischen Parlamente, anderseits die entgegengesetzten Ansichten und Beschlüsse der Sklavenbesitzer auf Jamaica zu Ohren kamen. Im August 1831, als von einer großen Anzahl Pflanzer die nachdrücklichsten Beschlüsse zum Widerstande gegen das britische Kabinet gesetzt worden waren, verbreitete sich unter den Negern von Montego-Bay aus das Gerücht, der König habe auf nächste Weihnacht ihnen die Freiheit zugesichert, und infolge von mancherlei Aufwiegelung verbanden sich nun viele Neger eidlich, nach Weihnachten nur noch für Lohn zu arbeiten. Nach Ablauf des Festes wurde dieser Entschluß wirklich vielfach ausgeführt. Auf vielen Pflanzungen weigerten sich die Neger der Arbeit, griffen zu den Waffen und stellten die Gebäude ihrer Herren in Brand. Mehr als 100 derselben wurden ausgeplündert und zerstört. Dr. Light und seine Frau, die sich zu Irwinhill in der Mitte der auflobernden Brände befanden, mußten am 2. Januar 1832 nach Montego-Bay in dem Haus eines befreundeten Methodisten-Missionärs ihre Zuflucht nehmen und konnten erst nach etlichen Wochen in ihre Wohnung zurückkehren. Die Neger in Irwin hatten aber das Eigenthum ihres Herrn beschützt. Auch in der Voue und auf einigen Pflanzungen bei New-Eden waren die Neger auf Dr. Pfeiffers Ermahnung bald wieder in die kaum verlassene Arbeit gegangen. Zum großen Leidwesen der Brüder hatten sich indeß mehrere Mitglieder der Gemeinden von Irwinhill, New-Eden und Fairfield durch die Aufrüttelungen und Drohungen der Anführer zur Verzweiflung der Arbeit verleiten lassen. Von den Mitgliedern der 3 Gemeinden, New-Carmel, New-Zulneck und Mesopotamia, ließ sich keines in die Empörung ein, obwohl dieselbe in die Nähe dieser Orte vordrang, und alle Weißen die Pflanzungen verlassen hatten, um zum Landsturm zu stoßen, der dem Aufstand ein blutiges Ende mache.

Nun entbrannte aber der Zorn der Weißen gegen die Missionare der Sektirer, wie sie die Baptisten, Methodisten und die Brüder nannten, indem sie ihnen und ihrem christlichen Unterricht die Aufregung der Neger zur Empörung beimachten. Die Mission der Brüdergemeinde kam jedoch hierbei besser weg, als andere Missionare; es wurde ihr keine Kirche, kein Gebäude vernichtet, nur etliche Missionare verhaftet, aber sofort wieder als unschuldig freigegeben. Zugleich erfuhren sie die Genugthuung, daß viele wohlgesinnte Pflanzer, angesehene Magistratspersonen und selbst der Bischof von Jamaica als Freunde in der Noth sich erwiesen und Zeugniß davon ablegten, wie die Brüder-Missionare jeder Zeit ihren Zuhörern den pünktlichen Gehorsam der Slaven gegen ihre Herren als christliche Gewissenspflicht einschärften.

Ein damals erlassenes Sendschreiben des genannten Bischofs an Dr. Ellis schließt mit den Worten: „Die Missionsarbeiten der Brüder, welche so lange und so erfolgreich das Evangelium in Einfalt und aufrichtiger Gottseligkeit gepredigt haben, sind zu wohl bekannt und zu gerecht gewolldigt von christlichen Parteien aller Art,

als daß sie noch
solche Vorstellungen
wären, welche
Wohlgesellen
solchen Geiste
Zubringlichkeit
und aufrichtige

Auch die
Nähe der Brüder
derselben gegen
die höchsten
Gefahr schwiegen
die Ursachen
ihrem Bericht
der Religions
die Wirkung,
bringen, daß
dienen können
Ansehen ihrer
daß sie sich
und andere fo
nare der Brüder
würdigsten Ze
der Heiligen
als Diener
geneinden wa
In New-Eden
sammelungen zu
schuld waren,
selbst auf den
vielfach bewegt
zu einiger Ver
irre geführt w

Der Feind
das Wort Gottes
gefommen ist; un
zurückgezogen, un
wirlich, als wen
Kälte und Gleichheit
ist gegenwärtig ei
unter Heiland we
wir Ihm in diese
wird, getrost vertr
ihnen überall durch
unsren fernern An
schon zu vereiteln
in Hinsicht unser
rechten Stunde w

Erst mit
Jamaica zurü

als daß sie noch meiner Empfehlung bedürften, und ich bedaure zu hören, daß irgend falsche Vorstellungen von der Verfaßung und der Lehre einer Kirche aufgelommen wären, welche die Achtung aller verdient, die den Frieden auf Erden und Gottes Wohlgefallen an den Menschen zu schäzen wissen. Möchte das Evangelium in einem solchen Geiste gepredigt werden, und jeder Erfolg Ihre eifrigsten und doch von aller Hubrigkeit entfernten Arbeiten begleiten! Das ist das heilige Gebet Ihres treuen und aufrichtigen Mitarbeiters Christoph (Bischof von) Jamaica."

Auch der Gouverneur Lord Belmore suchte der gewaltsamen Naché der Pflanzer an den Unschuldigen zu steuern, aber die Erbitterung derselben gegen die Missionare hörte sobald nicht auf und wurde durch die hrg. Artikel in den Zeitungen genährt, so daß ihr Leben in Gefahr schwante. Ja die Committee der Kolonial-Versammlung, welche die Ursachen des Aufruhrs zu untersuchen hatte, scheute sich nicht, in ihrem Bericht die Behauptung aufzuhellen: "Das Predigen und Lehren der Religions-Selten der Baptisten, Wesleyaner und Brüdergemeinde hat die Wirkung, daß sie in den Gemüthern der Slaven den Glauben hervorbringen, daß sie nicht zugleich ihren Geistlichen und zeitlichen Herren dienen können; dadurch veranlassen sie dieselben, dem gesetzähnigen Ansehen ihrer zeitlichen Herren sich zu widersezen, in der Verblendung, daß sie sich dem geistlichen Herrn desto angenehmer machen." Um diese und andere falsche Beschuldigungen zu entkräften, reichten die Missionare der Brüdergemeinde im April des Jahres eine mit den achtungswürdigsten Zeugnissen versehene Gegenvorstellung ein, in welcher sie die der Heiligen Schrift gemäßen Grundsätze darlegten, welche sie jeder Zeit als Diener Christi vor Augen gehabt. — Der Gang der Negergemeinden war durch diese traurigen Ereignisse natürlich sehr geführt. In New-Eden und Fairfield blieben fürs erste viele von den Versammlungen zurück, woran zum Theil die Herren oder deren Beamte schuld waren, welche sie davon abhielten, die Arbeit vermehrten und selbst auf den Sonntag ausdehnten. Auch gehörte Zeit dazu, bis die vielfach bewegten und erschütterten Gemüther der armen Neger wieder zu einiger Beruhigung gelangten, und, nachdem sie durch Täuschung irre geführt worden, sich auf den rechten Weg zurückfanden.

"Der Feind hat es anzustellen gewußt", schrieb Br. Born, "daß der Glaube, das Wort Gottes habe dieses Unglück über das Land gebracht, auch unter die Neger gekommen ist; und mancher, der nur ein halbes Herz zum Heiland hatte, hat sich zurückgezogen, und sie und da hat sich auch einer zu den Spöttern gefellt. Es scheint wirklich, als wenn es dem Feind recht gelungen wäre, Seelen zu fällen und eine Läde und Gleichgültigkeit gegen ihr Seelenheil ihnen einzuflößen. Ohne Zweifel ist gegenwärtig eine große Sichtungszeit; wir können aber gläubig hoffen, der Herr unser Heiland werde alles zum Besten seiner Kirche wenden; und daher wollen wir Ihm in diesen trüben Zeiten, wo man von Weisen und Schwarzen verläunt wird, getrost vertrauen. Er wird die Seinen nicht zu Schanden werden lassen und ihnen überall durchhelfen. Die ausgestossenen Drohungen gegen unser Leben oder unsern fernern Aufenthalt in Jamaica wird unser allmächtiger Helfer in allen Noth schon zu vereiteln wissen, und wenn wir gegenwärtig manches Niederschlagende in Hinsicht unserer Gemeinden durchzumachen haben, so sind wir überzeugt, zur rechten Stunde wird des Herrn Werk schon wieder blühen." —

Erst mit der Freilassung der Neger kehrten ruhigere Zustände auf Jamaica zurück, unter denen die Mission wieder freie Hand erhielt.

in mehrere
fehlrlichen
mstand zu
Freilassung
s die ent-
f Jamaica
en Anzahl
gegen das
nen Negern
Weihnacht
zweigelung
r noch für
Entschluß
ten sich die
e Gebäude
sgeplündert
ihil. in der
nuar 1832
ster Missio-
Wochen in
aber das
auf einigen
ers Ermah-
gen. Zum
glieder der
d die Auf-
der Arbeit
em-Carmel,
örung ein,
Weisen die
i, der dem

Missionare
er nannten,
ung der Ne-
meinde kam
e ihr keine
haftet, aber
ren sie die
Magistrats-
er Noth sich
onare jeder
gegen ihre

Ellis schließt
e und so er-
ebigt haben,
en aller Art,

6. Die Mission der Baptisten.

Es war ein origineller Mann, der auf Jamaica die erste Baptisten-gemeinde gründete, George Liele¹⁾ (oder Lisle), ein Schwarzer aus Virginien, der von seiner dortigen Gemeinde zum Prediger ernannt worden war und dies Amt, um dessentwillen ihm sein Herr die Freiheit schenkte, eine Zeitlang bekleidete, bis er infolge des Unabhängigkeits-krieges als Royalist das Land verließ und in Begleitung eines Herrn, an den er sich vermietet hatte, nach Jamaica kam. 1783 fing er dort zu Kingston in einem kleinen Hause an zu predigen und bildete mit 4 gleichfalls aus Amerika geflohenen Negern eine Gemeinde, an die sich nach und nach mehr Personen anschlossen, und die auch von dem Parlament der Kolonie anerkannt wurde. 1791 war sie auf 350 Mit-glieder angewachsen. Viele selbst erworb seinen Unterhalt als Farmer und als Lohnfuhrmann. Er besaß einige gute alte Predigt- und Erbauungsbücher, die ihm vermutlich den Stoff zu seinen Predigten, die er sonntäglich weimal und ebenso oft in der Woche hielt, lieferten. Seine Gemeindeglieder waren meist Sklaven, die nur auf ein Zeugnis ihres Herrn über gute Führung angenommen wurden. Die dazugehörigen freien Schwarzen waren arme Leute, dennoch kauften sie Grund und Boden und bauten eine massive Kirche.

Diese Gemeinde gab sich eine feste Ordnung durch einen Bund,²⁾ dessen Bestimmungen in einem Traktat „The Covenant of the Anabaptist Church“ niedergelegt sind. Sie scheinen nicht gewußt zu haben, daß Anabaptist nur als Spottname gebraucht wird. Jene Bestimmungen, denen die Heilige Schrift zu Grunde gelegt ist, beziehen sich mehr auf äußere Formen (wie auch die Oelung der Kranten, Fußwaschung u. s. w. aufgenommen sind), zeigen aber doch im Grunde ein aufrichtiges schrift-gemäßes Christenthum. Aus andern Quellen ist freilich ersichtlich, daß manche Sonderbarkeiten und alberne Gebräuche sich in die Gemeinde einschlichen. Diese Gemeindeordnung wurde alle Monat bei der Feier des heiligen Abendmahls vorgelesen. Als die Kirche 1793 vollendet wurde, waren schon 500 Personen getauft. Es bildete sich eine Filialgemeinde in Spanish Town. Dieses Wachsthum aber erweckte bei den Weißen, die bisher die Bewegung nicht mißliebig angesehen zu haben scheinen, Misstrauen. Infolge einer seiner Predigten wurde Liele als Aufrührer ins Gefängniß gelegt, hernach jedoch freigesprochen. Später war er längere Zeit in Haft wegen der Schulden, die noch auf der Kirche ruhten. Alles dies machte ihn aber nicht irre. Er fuhr fort in seiner Weise das Evangelium zu verkündigen. — Sein Nachfolger wurde 1828 ein gewisser Killick, der sich lange Zeit einer ausgedehnten Achtung auf der Insel zu erfreuen hatte.³⁾ Als er die

¹⁾ Underhill, the West Indies, pag. 195 ff.

²⁾ Vergl. oben II. S. 59.

³⁾ Madden sagt von ihm: Ein frommer, wohlgesitteter ehrbarer Mann, der im Punkte der Intelligenz und Anwendung von Schriftenkenntniß auf die gewöhnlichen Pflichten seines Berufes und die Geschäfte des Lebens mit vielen, die durch ihre

Gemeinde üb
noch 39 Mi
ihrer Blüte
erhalten. Di
balb ihr End
gemeinden zu
St. James.
Häuslein Sd
Männern, die
waren. Diese
von Schriftw
Manche dieser
über.

Die im
hatte schon zu
sion auf Jan
Rev. Nowe
in St. Jame
Herr schon di
weiter unter
den Gemeinde
lavery) geleg
Herren wurd
pflichtungen
die folgenden

Der Na
der zu Kings
Mr. Coultr
und die Gem
gründete in
der Aufnahm
aber er sagt t
leiner geträuf
Sinn und W

Unfere m
obgleich wir, u
uns versammeln
gewiß, daß vien
Gnade bringen,
bete in der leg
rette uns arme
ist, und rette di

soziale Stellung
finden, wohl ei
ragenden Beispie
sphon 1801 in j
haben scheint.

¹⁾ Jamaica
getheilt, die auc

Gemeinde übernahm, war sie sehr in Verfall gerathen und hatte nur noch 39 Mitglieder, hob sich aber unter seiner Leitung so, daß sie in ihrer Blüte deren 3700 zählte. Sie hat sich bis auf die Gegenwart erhalten. Die von ihr ausgegangene Gemeinde in Spanish Town scheint bald ihr Ende gefunden zu haben; dagegen entstanden andre Zweiggemeinden zu Morant Bay und zu Bethany in der Parochie von St. James.¹⁾ Neben diesen ordentlichen Gemeinden gab es viele Häuflein Schwarzer, die vor dem Eintritt der Baptistenmission von Männern, die sich Native oder Independent Baptists nannten, gesammelt waren. Diese verbanden oft den größten Fanatismus mit einigen Stücken von Schriftwahrheit und lebten von dem Überglauen ihrer Volksgenossen. Manche dieser Häuflein gingen später zu andern kirchlichen Gemeinschaften über.

Die im Jahre 1792 gestiftete englische Baptisten-Missionsgesellschaft hatte schon zu Anfang des Jahrhunderts allerlei Schritte zu einer Mission auf Jamaica gethan, doch erst 1813 konnte ihr erster Arbeiter Rev. Rowe dort hingehen. Er ließ sich auf einer Plantage in St. James nieder unter einer Anzahl baptistischer Sklaven, die ihr Herr schon durch einen freien Schwarzen Namens Moses Baker hatte weiter unterrichten lassen. Durch seine Arbeiten wurde der Grund zu den Gemeinden dort im Nordwesten der Insel (St. James und Trelawny) gelegt. In Bezug auf das Verhältniß der Sklaven zu ihren Herren wurde übrigens die größte Vorsicht geübt und jenen ihre Verpflichtungen gegen diese nach der Schrift eingeschränkt. Ebenso verfuhr die folgenden Missionare.

Der Nachfolger des bald verstorbenen Rowe war Mr. Compere, der zu Kingston doch auch nur kurze Zeit arbeitete, und 1817 von Mr. Coultaart abgelöst wurde, der in reichem Segen wirkte und die Gemeinde in 5 Jahren auf 1000 Mitglieder brachte. Er gründete in derselben Stadt 1822 noch eine zweite Gemeinde. Bei der Aufnahme derer, die die Taufe begehrten, war er sehr vorsichtig; aber er sagt selbst: Es wäre zu viel, wenn wir behaupteten, daß uns keiner getäuscht hätte; doch fanden sich viele, die sich durch christlichen Sinn und Wandel auszeichneten.

„Unsere monatlichen Beslutungen“ schrieb Coultaart „sind sehr fleißig besucht, obgleich wir, um die polizeiliche Vorsicht zu beobachten, vor Sonnenuntergang uns versammeln, was den Negern ~~der~~ ihrer Arbeit sehr schwer fällt. Doch bin ich gewiß, daß bisweilen die Gebete, welche diese Söhne Afrika's vor den Thron der Gnade bringen, Ihre Herzen tief rühren würden, wenn Sie dieselben hörten. So betete in der letzten Versammlung einer unserer Neger mit großer Zärtlichkeit: „Herr, rette uns arme schwarze Sündler! Berückt alles Teufelswerk, das in meinem Herzen ist, und rette die armen Afrikaner, und auch mich armen Guinea-Neger, und bring

soziale Stellung und höhere Ausbildung in einer ungleich günstigeren Lage sich befinden, wohl einen Vergleich aushalten möchte.“ Es ist dies eines von den hervorragenden Beispielen der Bildungsfähigkeit des Neger, um so mehr, da Kilius, der schon 1801 in jene Gemeinde aufgenommen wurde, keine Schulbildung erhalten zu haben scheint.

¹⁾ Jamaica ist durch Einführung der anglikanischen Staatskirche in 21 Parochien getheilt, die auch als politische Eintheilung festgehalten worden sind.

uns bald an den Ort, wo keine Thräne mehr fließt." — "Ah, Massa," sagte eine getaufte Negerin, „meine Zunge so schuldig, alles schlechte Wort; mich nicht geschickt, mit demselben Mund Gutes zu sprech. Mich nie Gutes denkt, bis mich der Massa lesen hört: Es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde, so kann er das Reich Gottes nicht sehen. Mich nicht weiß, was das heißt, von neuem geboren werden. Mich so voll Kummer, daß kein Schlaf in mein Aug viele Nacht. Mich wieder kommt und lesen hört das Wort Gottes. Nur mich in der Angst nach dem Bruder schick mit dem Buch. Er kommt und mir alles liest; mir nun Jesus sagt, Er sei gekommen, große Sünden zu retten; mir alles gelt, mir alles vergeben. Mich nun viel wein für Seine Gnade, und jetzt mich ewig Ihm leben will." — Ein sterbender Neger lag mit auf der Brust gesetzten Händen und geschlossenen Augen auf einer Matte am Boden. Als der Missionar kam, blickte er ihn an, streckte die Hände aus und sagte: „Ah, Massa, Sie kennen den Adam! Da liegt er jetzt. Wie oft habe ich Ihre Stimme betend und Gott lobpreisend gehört! Nur noch einmal, Massa, lassen Sie mich Ihre Stimme hören. O singen Sie mir nur noch einmal das Lob meines Jesus vor, und dann will ich, während Sie singen, mich zu meinem Heiland hinwegsetzen!" Aehnlich sagte ein anderer beim Weggehen des Missionars: „Adieu, Massa, Morgen früh, ehe die Sonne aufgeht, will ich bei meinem Jesus sein; ich will singend von diesem Jammerthal scheiden." — „Aufritte dieser Art zu seien," schreibt Coulart, „ist mehr wert, als alles, was die Welt nennen kann. Sie kommen zwar nicht oft vor; aber auch nur einige derselben sind ein mehr als reichlicher Ertrag für jede Fas, die wir im Missionsberthe zu tragen haben." —

Im Jahre 1822 ward Missionar Tinson dem Missionar Coulart zu Hilfe gefandt; Missionar Tripp, der schon etliche Jahre in Kingston gewohnt, ließ sich zu Crooked Spring nieder. Im Jan. 1823 kam der für die heilsbegierigen Neger in Manchioneal bestimmte Thomas Knibb auf Jamaica an, mußte aber wegen Coularts und Tinsons Kränklichkeit in Kingston bleiben, während die Committee für Manchioneal einen vierten Missionar auszusenden beschloß. Die Gemeinden nahmen fortwährend zu, obwohl noch immer große Sterblichkeit unter den Negern herrschte, und Thomas Knibb schrieb bereits im Mai 1823: „Es sind mehrere Stationen auf Jamaica, welche ernstlich nach Hilfe verlangen. Tausende dieser armen Neger sterben jedes Jahr hinweg und haben keinen Christen um sich, der sie hinweist zu dem Lamm Gottes, das der Welt Sünden hinwegnimmt. Ein paar tausend Pfund mehr wären hier ein höchst gesegnetes Mittel, Tausende vom Verderben zu erretten." —

Die ersehnte Hilfe wurde in hohem Maße geleistet durch die beiden Männer, deren Namen in der Geschichte Jamaica's von besonders hoher Bedeutung geworden sind: Burchell und Knibb.

Thomas Burchell, geb. am letzten Weihnachtstage des vorigen Jahrhunderts, in dem Städtchen Tetbury nicht weit von Bristol, erhielt von seinen Eltern, frommen Baptisten des Mittelstandes, namentlich von seiner Mutter Hannah von früh auf eine ernste christliche Erziehung. Als Knabe war er heiter und bei jedem Spielen und Leibesübungen immer voran. Erlangte er auch nicht eine höhere Ausbildung, so lernte der doch etwas Lüchtiges in der Schule und später bei einem Baptistenprediger, von dem aus er zu einem Buchmacher in die Lehre kam. Hier erwarb er sich bald die Liebe seines Meisters und übte durch sein christliches Benehmen einen guten Einfluß auf seine Mitarbeiter in der Fabrik aus. In der Morgenstille pflegte er mit der Bibel in einen Wald zu gehen, wo es ihm gelang, einen Wildhüter, den er traf, und

der ihn das er
Die zweite Se
war eine To
gegen ihre M
anwesenden S
auf den Knie
abzubitten, ve
28, 14), du
Bekehrung ge

Im Jah
Einwirkung
einer Schmug
so ernstlich in
ernordnen abste
sondern auch,

Auch ein
ertappten Pe
ähnliche Büge
Papiere, in d

Nach die
Prediger seine
erstenmal. E
den Heiden zu
Missionärgefell
und James i
seiner Ordinat
seinen Knecht
10000 Heiden
sionar Tripp
seine Station
Leben gefährli
Gattin.

Um 15.
der Montego-
Thüren zum S
war, wurde
Plantage gesta
und wann die
Sonntag vor
und ihr geistl
Auch in Mont
wo sich Burch

¹⁾ Ich erga
die erste Ausgab
²⁾ Wahrsche
angegeben.

“ sagte eine
nicht geschildert,
den Massa
lann er das
em geboren
sicht. Mich
ist nach dem
Jesus sagt,
ergab. Mich
— Ein ster-
enen Augen
s, streckte die
er jetzt. Wie
noch einmal,
noch einmal
h zu meinem
Missionars:
einem Jesus
dieser Art zu
nehmen kann.
in mehr als
en.”

nar Coul-
Jahre in
Im Jan.
bestimmte
Courtarts
die Com-
i beschloß.
mer große
ibb schrieb
Jamaica,
nen Neger
ich, der sie
vegnimmt.
es Mittel,

die beiden
ders hoher
es vorigen
tol, erhielt
namentlich
Erziehung.
esübungen
, so lernte
Baptisten-
ehre kam.
durch sein
ter in der
in einen
traf, und

der ihn das erstmal als Wielddieb hatte erschrecken wollen, zu belehren.¹⁾ Die zweite Seele, die er, wie sein Biograph sagt, „zur Besinnung brachte“, war eine Tochter seines Lehrherrn, die er, nachdem sie einmal heftig gegen ihre Mutter gewesen war, mit seiner jüngsten grade zum Besuch anwesenden Schwester in eine Laube nahm und nach milder Ermahnung auf den Knien für sie betete. Als sie sich noch weigerte, ihrer Mutter abzubitten, verwies er sie auf das Wort von den Halsstarrigen (Spr. 28, 14), durch welches das Mädchen, wie es später gestand, zur Bekehrung gekommen ist.

Im Jahre 1817 ward Burchell öffentlich getauft, nicht ohne tiefe Einwirkung auf sein Gemüth. Bald darauf (wie es scheint) rebete er einer Schmugglerbande, in deren Gewalt er auf einer Reise gerathen, so ernstlich ins Gewissen, daß sie nicht nur von ihrem Vorsatz ihn zu ermorden abstanden (sie hielten ihn zuerst für einen Spion des Zollamtes), sondern auch, wie er später erfuhr, sich alle bekehrten.

Auch einen Mann, der ihn betrogen hatte und den er später als extappten Pferdedieb im Kerker fand, brachte er zur Besinnung. Viele ähnliche Züge aus seinem Leben sind uns verloren gegangen, weil er die Papiere, in denen sie aufgezeichnet waren, in Jamaica vernichtete.

Nach diesen Leistungen konnte es nicht ausbleiben, daß er zu einem Prediger seiner Denomination berufen wurde. 1818 predigte er zum erstenmal. Er fühlte jedoch noch einen weitergehenden Beruf, nämlich den Heide zu predigen, und ward von der Committee der Baptisten-Missionsgesellschaft angenommen, um sich unter Dr. Ryland, Prof. Crisp und James weiter vorzubereiten. Daraüber vergingen 4 Jahre. Bei seiner Ordination 1823 wurde u. a. gebetet, der Herr möge diesen seinen Knecht nicht vom Felde abtreten lassen, ehe durch ihn wenigstens 10000 Heiden gewonnen und gerettet worden seien. Damals war Missionar Tripp frank aus Jamaica zurückgekehrt und Burchell wurde für seine Station Crooked Spring²⁾ bestimmt. Vorher aber mußte er eine Lebensgefährtin nehmen; Jungfrau Lusty aus Kingstanley ward seine Gattin.

Um 15. Januar 1824 landeten beide nach gefahrloser Fahrt in der Montego-Bay. Bei seinem Eintritt in des Arbeitsfeld fand er die Thüren zum Theil verschlossen. Auf der Station, für die er bestimmt war, wurde er gar nicht zugelassen. Die Besitzer der betreffenden Plantage gestatteten ihm nur auf einer ihrer andern, Flamstead, dann und wann die Neger von außen zu besuchen, aber nicht einmal jeden Sonntag vor ihnen zu predigen. Zur Predigt fanden sich kaum 300 ein, und ihr geistlicher Zustand blieb weit hinter der Erwartung zurück. Auch in Montego, einer reizend gelegenen Stadt von 6000 Einwohnern, wo sich Burchell nun niederließ, erlangte er nur mit Mühe Gelegenheit

¹⁾ Ich erzählte kurz nach der in seinem Sinne geschriebenen Biographie, die die erste Ausgabe ausführlicher enthält.

²⁾ Wahrscheinlich in St. James. Die Lage derselben finde ich nicht genauer angegeben.

zum Predigen. Den westlich gelegenen Ort Lucea sah er gleichfalls als Arbeitsfeld ins Auge.

Anfangs fanden seine Predigten nicht viel Anklang. Sie widersprachen zu sehr den herrschenden Sitten und Vorurtheilen aller Volksklassen. Aber es wurde bald anders. Mit jeder Woche mehrte sich die Zahl der Hörer. Viele fragten: Was muß ich thun, daß ich selig werde? und bald folgten auffallende Bekehrungen.

Bald ward ein größerer Raum für die Gottesdienste nöthig, und fand sich in einem ehemaligen Gerichtsgebäude, das nachher als Theater gebraucht worden war. Hier konnte Burchell vor grohen Schaaren predigen. In der Nacht, ehe er es das erstmal that, hielten die Neger eine Gebetsstunde in der neuen Kirche ohne sein Wissen; denn er hatte sie nur aufgestellt, um dort befindliche Vorräthe zu bewachen. Über 100 Personen standen jetzt im regelmäßigen Unterricht. Viele begehrten die Taufe, und am Sonntag waren schon um 6 Uhr Morgens 200 Neger, zum Theil 4—5 Wegstunden weit hergekommen, zum Morgengebet versammelt. Im Juni seines ersten Arbeitsjahres durfte er 33 Heiden tauften, was er nach der Weise der Baptisten in einem Flusse that, und zwar Morgens um 4 Uhr, um jedes Aufsehen zu vermeiden. Denn die Feindschaft der Planzer, welche die Befreiung der Neger fürchteten, worüber eben damals in England viel verhandelt wurde, und die Eifersucht der anglikanischen Kirche waren schon weit gediehen. Burchell ward wirklich wegen jener Taufe zur Rechenschaft gezogen, und gar zu gern hatte man etwas Ungezügliches gegen ihn herausgefunden. Er wußte sich aber zu verteidigen, und als man ihm verbieten wollte, Neger ohne Erlaubniß der Slavenbesitzer zu taufen, erklärte er dies Verbot für gesetzwidrig, und die Gerichte könnten nichts gegen ihn ausrichten. Um so mehr fielen die Zeitungen über den Missionar und alle seine Brüder her, und gingen sogar so weit, seine gefüllte Kirche damit zu erklären, daß er den Lastern der Neger schmeichele und sie zum Aufruhr anreize. Infolge dieser Angriffe nahm die Zahl seiner Zuhörer wieder ab, und Burchell stand damals in einer um so schwereren Lage, da zugleich die Gesundheit seiner Frau immer sichtlicher hinsamt. „Der Herr weiß“, schrieb er damals, „was gut für uns ist; aber es ist manchmal, wenn alles sich gegen einen wendet, sehr schwer, zu fühlen und nicht blos zu sagen: dein Wille geschehe!“ —

Dagegen hatte er die Freude, daß inzwischen in Falmouth eine bedeutende Vermehrung der Zuhörerzahl eingetreten war, deren viele die Taufe begehrten. Um für die Entscheidung, wer dazu reif sei oder nicht, einen sichern Anhalt zu gewinnen, machte er zugleich auch in der Absicht, die Meinung des obersten Rechtsgelehrten der Insel über das ihm auferlegte Taufverbot zu hören, eine Reise nach Kingston, wo er mit Missionar Coultaart und Tinson, so wie Missionar Philipp von Spanish Town und Philipp von Annota Bay sich besprach und die Abhaltung einer alljährlichen Konferenz von ihnen beschlossen wurde. Nach seiner Rückkehr war er unter den etwas gebildeteren braunen Leuten in Montego auch durch Vorlesungen über das Christenthum thätig; in seinem häuslichen Leben aber brach durch die lange

Krankheit seine dünne Zeit d^r
mußte er Neu weiß kaum, r^u
soll; je weiter sonderheit der sionare andere gegen sie, die selben aber w^o
keit auf jede Burchells Pr^o
Gewöhnlich li^e
einen Geistlich halten, oder
dam, weil Folge hatte,
39 Streiche m^u
geben wü...en
mehr fürchtete
Predigt in D^o
Kirche zu leer
von anderu P^o
den Sonntag
der dann das
immer nur a^u

Um diese
bare Frucht z^u
und es gelang
Schwarzen doⁿ
Falmouth u^o
obwohl er na^o
wohnen, und
einen Mitarbeiter
allein mit An^o

Die Sad^o
digten drangen
Das Gedräng^o
Ballen des S^o
nur das schnel^o
hinderte. Me^o
130 Heiden k^o
lich verfuhr, e^o
mir melden, s^o
Gemeindeglied^o
sprechen. Nach
noch die Zeug^o
und gebe mir^o
zu berichtig^o.

Krankheit seiner Gattin nach der Geburt seines einzigen Sohnes eine dunkle Zeit der Sorge herein, und in Beziehung auf sein Amtsalben mußte er Neujahr 1825 schreiben: „Ich trete in ein neues Jahr und weiß kaum, welche Schritte ich thun, in welcher Richtung ich steuern soll; je weiter ich hinausblicke, desto trüber sieht es aus.“ — Die Besonderheit der Baptisten war vielen kaum erträglich, und selbst Missionare anderer Gemeinschaften glaubten und verbreiteten alte Gerüchte gegen sie, die auch unter die Neger drangen. Die Hauptgegner derselben aber waren und blieben manche Pflanzer, die ihre Feindseligkeit auf jede Weise ausübten. Sie sorgten dafür, daß die Neger, welche Burchells Predigten besuchten, roher Verfolgung ausgesetzt wurden. Gewöhnlich ließen sie auch zu derselben Zeit, da der Baptist predigte, einen Geistlichen der Kirche oder einen rohen Sklavenaußehner Gottesdienst halten, oder sie schickten die Stadtsklaven aufs Land zur Arbeit, was dann, weil sie an die Feldgeschäfte nicht gewöhnt waren, meist die Folge hatte, daß sie gepeitscht wurden. Manchen wurden auch kurzweg 39 Streiche mit der Peitsche gedroht, wenn sie die Kapelle nicht aufgeben würden; oder sie wurden ins Arbeitshaus gesendet, das man noch mehr fürchtete, als die Geisel. Endlich wurde gegen das Besuchen der Predigt in Plumstead ein Mittel angewandt, das seinen Zweck, die Kirche zu leeren, nicht verfehlten konnte. Man fing die Sklaven, die von andern Pflanzungen kamen, als Entlaufene auf, behielt sie über den Sonntag im Kerker und schickte sie darnach ihrem Eigentümer zu, der dann das Recht hatte, sie noch zu strafen. Und dabei blieb man immer nur auf gesetzlichem Wege. —

Um diese Zeit fing endlich Burchells Arbeit und Mühe an, sichtbare Frucht zu tragen. Der alte Moses Baker in Plumstead starb, und es gelang Burchell, aus dem verworrenen Haufen der christlichen Schwarzen dort eine wirklich geordnete Gemeinde zu machen. Von Falmouth und Lucea ging man ihn dringend um Hilfe an, aber obwohl er nach Europa schrieb: „Ich wollte gern in einem Schuppen wohnen, und blos von Yams und Brod leben, wenn ich dadurch mir einen Mitarbeiter verschaffen könnte,“ bekam er doch keinen und mußte allein mit Aufbietung aller Kräfte aushalten.

Die Sache des Herrn aber nahm fortwährend zu; Burchells Predigten drangen in die Herzen; Neger und Weiße wurden davon ergriffen. Das Gedränge der Hörer war so groß, daß an einem Sonntage die Balken des Saales, worin er das Wort verkündigte, ertrachten, und nur das schnelle Weggehen vieler das Zerbrechen des Fußbodens verhinderte. Mehr als 1000 regelmäßige Zuhörer fanden sich ein, und 130 Heiden konnte er auf einmal tauften. Daz er dabei nicht oberflächlich verfuhr, erhellt aus seinen eigenen Worten: „Wenn sich welche bei mir melden, so sende ich sie zuerst zu vieren oder fünfen zu solchen Gemeindegliedern, in die ich Vertrauen setzen darf, um mit ihnen zu sprechen. Nach dieser Vorprüfung spreche ich selbst mit ihnen, und sammle noch die Zeugnisse der mit ihnen an demselben Orte lebenden Christen, und gebe mir alle Mühe, ihre etwaigen falschen Vorstellungen gründlich zu berichtig.“ Die Bekehrten waren ihm außer: zugethan, was sich

besonders bei einer Krankheit zeigte, die er sich durch Erkältungen auf seinen Predigtreisen zugezogen. An Dutzenden von Orten traten die Schwarzen freiwillig zu Gebetsvereinen zusammen; Tausende flehten um sein Leben, und wurden erhört. Burchell genas, bestieg aber zu früh die Kanzel wieder und erkrankte aufs neue, so daß die Aerzte ihm erklärten er müsse fort von Jamaica. Dazu konnte er sich nicht entschließen und ging nur etliche Wochen an Bord eines Schiffes, um sich die kräftige Seeluft anwehen zu lassen. Von allen Seiten kamen die Neger und flehten ihn selbst auf den Knien an, zu ihnen zu kommen mit der Predigt des Evangeliums. Ein freier Neger wollte sein Haus, welches 3—400 Pfund werth war und das er sich im Schweiße seines Angeichts erworben hatte, verkaufen, um die Mission zu unterstützen. Burchell konnte sich der Arbeit nicht entzüglich, und mit der Arbeit kam wieder das Fieber. Nun mußte er fort, wenn er nicht des Todes sein wollte, und mit schwerem Herzen nahm er Abschied von seinen jungen Gemeinden. Doch konnte er den Trost haben, daß unter ihnen das Evangelium nicht sobald aussterben werde. Sem, ein belehrter Neger, der wegen seines Kirchengehengs unter die Feldneger gestellt worden war, aber nun unter diesen eifrig das Evangelium verkündigte, sagt: „Massa Prediger muß fort; Massa Christus muß nicht fort. Arme Neger alle schwach, Massa Christus alle stark.“

In England kam Burchell so gestärkt an, daß er kräftig für die Mission wirken konnte. Es waren bisher wenig oder keine Berichte von ihm in das Publikum gedrungen, da von Seiten der Pflanzer die übelsten Gerüchte über ihn in der Heimat ausgesprengt waren. So hatte sich die Missions-Committee nicht getraut von ihm etwas zu veröffentlichen. Sein persönliches Auftreten widerlegte die Verleumdungen und erwachte überall Theilnahme für Jamaica.

Im Januar 1827 kehrte er dahin zurück und wurde von seinen Negern mit herzlicher Liebe und viel Freudentränen empfangen. Ueber sein Werk aber zogen bald düstere Wolken heraus. Die gesetzgebende Versammlung der Insel hatte im Dezember ein Gesetz erlassen, nach welchem Sklaven, die als Prediger oder Lehrer austraten, ohne von ihren Besitzern oder den Behörden dazu ermächtigt zu sein, Beischenschiebe oder Arbeitshausstrafe zu erwarten hatten, und daß zwischen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang kein Bethaus und keine Kirche geöffnet werden dürfe; auch dürfe kein Sklave an Religionslehrer etwas bezahlen. Dies Gesetz sollte vom 1. Mai an gelten, ohne die Genehmigung der englischen Regierung abzuwarten. Damit war Burchells Hoffnung, die Hälfte der für eine neue Kirche erforderlichen Summe in Jamaica selbst aufzubringen, vernichtet, da ja kein Neger nun dazu beisteuern durfte. Im Ausblick auf die drohenden Stürme tröstete er sich inzwischen mit dem Segen der Gegenwart, indem er bald nach seiner Rückkehr 75 Neger taufen durfte. Ebenso war es für ihn eine Freude, daß von den 600 Mitgliedern der Gemeinde während seiner neunmonatlichen Abwesenheit nur ein einziges wegen unordentlichen Wandels ausgeschlossen werden durfte, und auch dieses in aufrichtiger Buße

stand,¹⁾ som
stadt Falm
Parochie T
Arbeit hatte
was um so
wie seine G
gingen in zw

Zwei Neg
Stadt geschlage
sie — zum G
unverbesserlich,
nichts zu thun
Kerkermeister g
ihm quälte, de
wieder vor Ge
jeden Preis sei
deten; halte i
will ich beten.
um diesen „Be
und die Richter
derswo bete.“

Burchell
diener erwart
noch der lös
für den Bau
Seine Feinde,
Mitte den A
nehmen zu la
Christo äußer
vertheidigte si
anzutasten wo
fort genau ar
sicht gegen ih

Die engl
wodurch die C
wurde von d
dungen gegen
expressum vo
kländigung gle
armung u. f.
jedoch so auf
Auch ließ man
fionare, die in

Die Gem
143 Personen
zu Kingston
In einem Os

ngen auf
raten die
e flehten
aber zu
ie Aerzte
sich nicht
iffes, um
ten kamen
u kommen
ein Haus,
eise seines
terstützen.
er Arbeit
des Todes
von seinen
nter ihnen
bekehrter
edt worden
igte, sagte:
rt. Arme

ig für die
e Berichte
flanzer die
aren. So
pas zu ver-
eumdingen

von seinen
gen. Ueber
eleggebende
ossen, nach
ohne von
itschenhiebe
n Sonnen-
che gedöfnet
s bezahlen.
rigung der
Hoffnung,
n Jamaica
beitsteuern
er sich in-
nach seiner
ine Freude,
neunmonat-
n Wandels
tiger Buße

stand,¹⁾ sowie daß er endlich in der etwa 9 Stunden entfernten Hafenstadt Falmouth, dem Hauptort der von 26,000 Sklaven bewohnten Parochie Trelawney, eine Station gründen durste. Für die erweiterte Arbeit hatte er jetzt übrigens einen Gehülfen Namens Mann zur Seite, was um so nöthiger war, da er nach seiner Rückkehr erst recht fühlte, wie seine Gesundheit untergraben war. Die Verfolgung der Bekehrten gingen inzwischen auf manchen Stationen immer fort.

Zwei Negern wurden ihre armen Hütten niedergeissen, sie selbst erst in den Stock geschlagen und dann mit Ketten belastet in das Arbeitshaus gesendet, weil sie — zum Gott des Himmels gebeten hatten. Einer davon zeigte sich indeß so unverbeßlich, daß seine Verfolger an ihm verzweifelten. Weil er im Kerker sonst nichts zu thun hatte, brachte er seine ganze Zeit mit Singen und Beten zu. Der Kerlermeister ging mehrmals zu ihm und peitschte ihn dafür. Aber je mehr man ihn quälte, desto ernstlicher wurde er im Gebet, bis der Kerlermeister ihn deshalb wieder vor Gericht führte. Aber der arme Mann erklärte rückwärts heraus, daß er um jeden Preis sein Leben fortfegen werde. „Läßt ihr mich gehen“, sagte er, „so will ich beten; haltert ihr mich im Gefängniß, so will ich beten; läßt ihr mich peitschen, so will ich beten. Beten muß ich und beten will ich.“ Der Kerlermeister wollte zuletzt, um diesen „Petterl“ los zu werden, lieber einen Theil seiner Gebäkken daran geben, und die Richter erließen einen Theil der Strafe und jagten ihn fort, daß er anderswo bete.

Burchell selbst aber mußte jetzt schon jede Stunde den Gerichtsdienner erwarten; denn er hatte gegen das oben angeführte, allerdings noch der königlichen Genehmigung ermangelnde Gesetz Sammlungen für den Bau der neuen Kirche veranlaßt, und dies nicht verhehl. Seine Feinde, dadurch ausgebracht, ertheilten den erbittertesten aus ihrer Mitte den Auftrag, klagend gegen ihn aufzutreten und jeden Neger festnehmen zu lassen, der gegen einen andern auch nur ein Wort von Christo äußere. Burchell mußte endlich vor dem Ausschus erscheinen, vertheidigte sich aber so standhaft und unerschrocken, daß sie ihn nicht anzutasten wagten, sondern nur mit der Warnung entließen, sich hinfest genau an das neue Gesetz zu halten, weil man sonst ohne Nachsicht gegen ihn einschreiten würde.

Die englische Regierung verwarf jedoch das ungerechte Gesetz, wodurch die Erbitterung der Pflanzer nur noch gesteigert wurde. Es wurde von dieser Seite ein Bericht voll der offenbarsten Verleumdungen gegen die Baptistenmissionare aufgesetzt, worin ihnen Geldexpresssion von den Negern, Aufstiftung von Aufruhr durch die Verkündigung gleicher Menschenrechte, Veranlassung von Elend und Verarmung u. s. w. vorgeworfen wurde. Die Unwahrheit derselben lag jedoch so auf der Hand, daß man sich schämte ihn drücken zu lassen. Auch ließ man vor der Hand die gerichtliche Anklage gegen die Missionare, die im Werke war, wieder fallen.

Die Gemeinde war inzwischen beständig gewachsen. 1827 waren 143 Personen getauft, im folgenden Jahre 100. Auch die Gemeinde zu Kingston unter Missionar Coulta rt machte erfreuliche Fortschritte. An einem Osterfeste wurden auch dort 70 auf einmal getauft, und

¹⁾ Basler Missions-Magazin 1828, II. S. 247 ff.

2000 Zuhörer drängten sich in die Kirche. Außerdem waren bereits eine Anzahl anderer Stationen entstanden, die wie ein Kranz die vor wenigen Jahren noch geistlich so dürre Insel umgaben. Die sämmtlichen Baptistenmissionare versammelten sich zu Burchells großer Freude im April 1829 in Montego. Bald darauf konnte er zu Savanna la mar auf der Südküste in der Parochie Westermoreland eine neue Gemeinde gründen. Ein paar andere Stationen, die bisher den General-Baptist gehört hatten, St. Ann's Bay und Ocho Rios, übernahm er nach dem Tode des Missionars auf eigene Kosten, und legte ebenso für die in Besitz genommenen Gebäude zu Crooked Spring die Station Salter's Hill an. Für die letztere traf alsbald ein neuer Missionar, Cantlow, ein und wurde von 600 Gemeindegliedern und 1200, die Unterricht begehrten, mit Jubel begrüßt.

Diese Hülfe hat noth; denn im Februar 1830 starb auch der unermüdliche, rüstige Mitarbeiter J. Mann in Falmouth, der Burchell treueste Stütze gewesen war. Burchell war an das Sterbelager dieses trefflichen Streiters geeilt, der starb wie er gelebt hatte, ganz in dem Herrn und Seinem Werke. Nun sollte dessen Stelle ersetzt werden, und aller Augen richteten sich auf William Knibb, der neben Burchell der berühmteste Name in dieser Mission geworden ist. Es war ein feierlicher Anblick, als die Gemeinde, der man die Wahl überließ, von Burchell ermahnt worden war, nur Gott wohlgefällige Gründe ihrer Wahl gelten zu lassen, und nun dieselbe wie ein Mann sich erhob, beide Hände für Knibb ausstreckend und in Thränen ausbrechend. Burchell weinte mit, und Knibb konnte dem Rufe nicht widerstehen. — Jetzt hatte Burchell wieder freie Hand, und die erste Wirkung davon war die Errichtung einer Predigtstelle zu Gurney's Mount (früher Shepherds Hall), 7 Stunden von der Stadt in den Bergen gelegen. Von seiner Thätigkeit und Seelenstimmung heißt es in einem seiner Briefe aus jener Zeit:

"Kaum bin ich jetzt 24 Stunden zu Hause. In den letzten 10 Monaten reiste ich wohl über 1200 Stunden Wegs, in mancher Woche nicht unter 40 Stunden. Müden Leibes, geängsteten Geistes, selten im Familientreue, selten bei meiner Gemeinde, und unablässig der Verfolgung in irgend einer Gestalt preisgegeben! — das ist eine Last, stärker als ich tragen kann. Das letzte Postschiff brachte mir einen Rufe an eine Baptistengemeinde in Nordamerika. Weilte ich nicht den Schein vermeiden, als stöhe ich in der Zeit der Gefahr, und hebe zurück, wenn die Auseinandersetzung kommt, so weiß ich nicht, ob ich nicht dem Ruf folgte. Umsonst fragt man mich: Warum thust du so viel? Es verlangt es ja niemand. — Hier sind Seelen, die nach dem Lebensbrod hungern. Ich darf mich nicht beschränken." — Wie sehr er arbeitete, bezeichnet die Mittheilung eines ihn näher kennenden Herrn, der in England zufällig erzählte: „Dieser Burchell hält 6 Pferde, weil er fast immer auf dem Wege ist; und nie habe ich so durch Anstrengung abgemagerte Thiere gesehen. Ich begreife nicht, wie der Teiler es aushält.“ —

Und die Arbeit wäre noch nicht das Aufreibendste für ihn gewesen. Aber die Feinde thaten alles, ihm das Leben zu verbittern. Von den ärgsten Angriffen in den Zeitungen bis zu den kleinlichsten Dualereien liehen sie nichts unver sucht. Jetzt sollte sogar nach Abends 6 Uhr (statt wie vorher 8 Uhr) jede religiöse Versammlung den Negern verboten werden. Damit war in der That eigentlich jeder Unterricht für sie ab-

geschnitten. Da auf die Kapelle, ward, nahm man nicht nur Taufen des Jahres 1830 wurden, sondern Sache Gottes v. leichterem Muth Sorgen so gesetzt, ihn dem gewisse an dem heimlich. In England Anstrengung sehr persönlich thätige Mission zu befürmaica aus die worden waren, entgegenrat. Finden, und schen geistliche Übervon zu einer öffentlichere Einsicht in

"Zur Gemeinde Seelen daneben zu davor wohnen zu Entfernung. In d aber bin ich von e schäftigt. In der Gebet oder Unterr. Abende sind der B selbst sind, und jed Tauschwerben, Be befuße ich die Gemeinde freien Sonntags wo ood oder sonst 6 Stunden weit, so ich verschere, daß und in 10 Monate Klima und die Anstrengung nicht unentfernung der Gemeinde möglich zu machen, meindeglied als d Bierteljahr ermene. Diese Scheine müßten werden. Die Dia nne wirkliche Gemeinde entdeckt. Diejenigen und ihre Namen r oft als möglich bei Er berichtet mir w. Betreffenden ins L über die er Melbu

waren
in Kränz
en. Die
als großer
zu Sa-
moreland
ie bisher
o Rios,
sten, und
Crooked
f alsbald
gemeinde-
ist.
auch der
der Bur-
terbelager
, ganz in
t werden,
er neben
ist. Es
die Wahl
wohlge-
e wie ein
Thränen
lufe nicht
die erste
burn eys
t in den
heißt es

naten reiste
Stunden.
meiner Ge-
ßen! — das
mit einem
Schein ver-
fragt man
und Seelen,
— Wie sehr
en, der in
immer auf
re gesehen.
gewesen.
Von den
Düälereien
Uhr (statt
verboten
für sie ab-

geschnitten. In Montego-Bay selbst legte man eine hohe Steuer auf die Kapelle, und da diese, als widerrechtlich gefordert, verweigert ward, nahm man die Lampen daraus mit Gewalt weg. Da aber nicht nur Taufe auf Taufe folgte, und auf der ganzen Insel im Laufe des Jahres 1830 wieder über 2000 Seelen der Gemeinde hinzugethan wurden, sondern auch sonst viel Erfreuliches für die Förderung der Sache Gottes vorging, so ertrug Burchell alle Unannehmlichkeiten mit leichterem Muthe. Seine Gesundheit aber war durch Arbeiten und Sorgen so geschwächt, daß nur eine schnelle Rückkehr nach England ihn dem sterblichen Ende entziehen konnte. Im Juli 1831 landete er an dem heimischen Gestade.

In England wollte sich Burchell, dessen Kräfte von übermäßiger Anstrengung sehr erschöpft waren, zunächst erholen, dann aber auch persönlich thätig sein, eine größere Anzahl von Arbeitern für seine Mission zu bekommen. Dies erschien freilich nicht leicht, da von Jamaica aus die gottlosesten Lügen und Lästerungen über ihn verbreitet worden waren, infolge deren Argwohn und Vorurtheil ihm jetzt überall entgegentrat. In allem, was er gethan, wollte man etwas Bedenkliches finden, und schon das rasche Anwachsen der Gemeinden, sowie deren geistliche Ueberwachung wurde ungünstig beurtheilt. Er sah sich daher zu einer öffentlichen Rechtfertigung genöthigt, aus der wir für die nähere Einsicht in das Wesen der Baptisten-Mission Folgendes entnehmen:

"Zur Gemeinde der Montego-Bay gehörten, als ich Jamaica verließ, 1600 Seelen; daneben zählt sie etwa 3000 solche, die regelmäßig das Wort hören. Viele davon wohnen in der Stadt, aber weit mehrere auf dem Lande bis auf 9 Stunden Entfernung. In der Stadt halte ich jeden andern Sonntag Gottesdienste; dann aber bin ich von 6 Uhr Morgens bis an den späten Abend mit den Negern beschäftigt. In der Woche versammle ich noch einmal die Gemeinde um mich, zu Gebet oder Unterredung, und einmal zu förmlichem Gottesdienste. Zwei weitere Abende sind der Besprechung mit denen gewidmet, die noch nicht in der Gemeinde selbst sind, und jeden Tag bin ich etliche Stunden mit einzelnen Gemeindegliedern, Laienbewerbern, Zuhörern, oder mit Aeltesten und Diaconen beschäftigt. Endlich besuche ich die Gemeindeglieder, Gesunde und Kranke, in ihren Wohnungen. An dem freien Sonntag predige und arbeite ich zu Gurney Mount oder Shortwood oder sonst einem (Predigt-) Platze. Oft reite ich noch ins Land hinein, 8—10 Stunden weit, ja zweilen 12—15 Stunden, um da oder dort zu predigen. Wenn ich versichere, daß ich 13 Wochen lang jede Woche im Durchschnitt 45 Wegstunden, und in 10 Monaten 1370 Wegstunden zurückgelegt habe, so wird, wenn man das Klima und die mangelhaften Reisemittel in Ansatz bringt, meine Mühe und Anstrengung nicht unbedeutend erscheinen. — Um nun bei der großen Zahl und Verstreitung der Gemeinde die Uebersicht nicht zu verlieren und eine Pflege der Einzelnen möglich zu machen, teilte ich sie in Klassen und setzte jeder ein erprobtes Gemeindeglied als Führer vor. Die Gemeindeglieder erhalten Scheine, die jedes Vierteljahr erneuert werden, so lange das Evangeliums würdiglich handeln. Diese Scheine müssen an den Abendmahl-Sonntagen in der Kirche vorgewiesen werden. Die Diaconen und ich gehen dann herum, um uns zu überzeugen, daß nur wirkliche Gemeindeglieder da sind. Ich habe mehr als einmal Eindringlinge entdeckt. Diejenigen, welche erst in der Vorbereitung stehen, erhalten andre Zettel, und ihre Namen werden in ein Buch eingetragen. Sie soll der Klassensührer so oft als möglich besuchen, sich mit ihnen besprechen und sich nach ihnen erkundigen. Er berichtet mir wieder, was er gefunden hat, und alles kommt zum Namen des Betreffenden ins Buch. Dabei bringt jedesmal der Führer den Zettel derer mit, über die er Meldung thut, und dies gibt mir Anlaß, mit ihnen zu reden, weil sie

dieselben bei mir wieder abholen. Ich gebe sie dann oder behalte sie, nach Besuch der Umfände. Dieses Verfahren gibt mir eine sichere und richtige Erkenntniß der Einzelnen, die ich ohne etwas der Art nicht erreichen würde. Ich bin überzeugt, daß ich demselben eine genauere Kenntniß meiner mehr als 4000 geistlichen Pfleglinge verdenke, als ein Geistlicher in der Heimat von einer nur ein viertheil so großen Gemeinde hat. Die Einrichtung mit den Zetteln scheint mir wichtig, um Betrug zu vermeiden. Versuche dieser Art sind gemacht, aber auch fast immer vereitelt worden. Diese Zettel dienen den Angehörigen der Gemeinde auf der Reise, um sich einander, oder unsern Missionaren, oder irgend welchen Christen unserer Gemeinschaft auf der Insel kennlich zu machen." — Die Verleumdung, daß diese Scheine an die Neger verlaufen werden, weist Burchell entschieden zurück, und in Ansehung der Geldbeiträge der Schwarzen, gegen welche überhaupt in England viel gesprochen worden, erklärt er: "Schrift man etwa von der Größe dieser Gaben, so bemerke ich, daß ich die Gaben für die Gemeinde allerdings als eine Christenpflicht angesehen, sie deshalb empfohlen und als durchschnittliche Summe 6 Pence ($\frac{1}{4}$ Mark) vierteljährlich angerathen habe, weil ich glaubte, so viel könne jeder leicht aufzutragen. Sie sind aber rein freiwillig, und wer nichts gibt, wird nicht unfreundlicher angesehen, als wer etwas gibt. Viele geben nichts. Viele empfangen dagegen vierteljährlich eine kleine Unterstützung. Das dieses Empfangen und Geben mit der regelmäßigen Erneuerung der Scheine, der Zeitersparnis wegen, zusammenfällt, mag wohl zu dem Frethum über das Verlaufen der letzteren Anlaß gegeben haben. Allein man bedenke, daß es sich um 2000 Menschen handelt, die 3 Stunden im Umkreis zerstreut wohnen, und denen nur der Sonntag für diese Dinge frei bleibt. — Man hat mit den Waffen der Entfesselung seit langer Zeit gegen uns geschritten, und selten hat jemand sich die Milie genommen, die Thatsachen selbst zu untersuchen. So oft man dies that, war das Ergebniß vollkommen zu unseren Gunsten. — Als ich hörte, daß man von Uebelständen und Missbräuchen unter unsern Negerchristen sprach, suchte ich diesen auf die Spur zu kommen. Troch der genauesten Nachsuchung fand ich in der Stadt und Umgegend von Montego-Bay nichts der A. Ich dachte, die Vorwürfe beziehen sich wohl auf abgelegene Gemeindethalle, und ließ mich dadurch bewegen, im inneren Lande mehr regelmäßige Stationen zu gründen, um bessere Aussicht über die Leute zu halten. So entstand Gurney's Mount, etwa 7 Stunden von der Stadt, wo ich 600 Zuhörer habe; so Shortwood, 8 Stunden entfernt; und andere Ortschaften machten es in ihrer Gegend auch so. Mehr konnten wir nicht thun. Ich behauptete nicht, daß wir damit allem begegnen. Manches Böse mag im Finstern schleichen; aber ich erklärte feierlich, daß ich nichts davon weiß. Die genaueste, schärfste Untersuchung des strengsten Mannes wäre mir jederzeit willkommen. Wenn solches Böse da ist, so erhält es nicht von Gleichgültigkeit oder Nachlässigkeit der Missionare, sondern von ihrer kleinen Zahl her. — Wenn die große Zahl der jährlichen neuen Taufen die Bevölkerung weit, wir möchten es damit zu leicht nehmen, so glaube ich am besten zu thun, wenn ich einfach erzähle, wie wir mit der Aufnahme von Bewerbern in der Gemeinde es halten. Ich habe schon bemerkt, wie ich mir von denen Kenntniß verschaffe und erhalte, die regelmäßig zur Predigt sich einfinden. Ich spreche so oft als möglich mit ihnen unter vier Augen und in der Klassenversammlung; die Führer machen mir beständig Meldung über sie, so daß ich sie ziemlich genau kenne, ehe sie sich zur Taufe melden. Bei diesem Anlaß spreche ich dann den Führer noch besonders; ist er ein Plantagen-Sklave, so erludige ich mich bei den dortigen Gemeindemitgliedern. Dann wird er erst wieder von Diakonen, unter Buziehung anderer Mitglieder, und zuletzt noch von mir selbst geprüft. Fällt die Prüfung zu seinen Gunsten aus, so wird sein Name in das Buch der Taufbewerber eingetragen. Jetzt erst werden die Gemeindeglieder aufgefordert, ihn auf genauesten zu prüfen. Bei solchen Prüfungen¹⁾ fragt man den Taufbewerber, was ihn zuerst zum ersten Nachdenken über religiöse Dinge gebracht habe; was er von der Sünde, von sich selbst als Sünder und von seiner Gefahr für die Zukunft dente; was er als Sünder verdiene; was Gott sei; wie ihm die Heiligkeit, die Gerechtigkeit Gottes, die Liebe Gottes in der Sendung seines Sohnes erscheine; ob und warum er sich für un-

würdig und unschäbig fühlt; über den woher er wisse, daß man auf die Frömmigkeit noch mit ihm über Laufe, Abendmahl und Erscheinung abgelenkt; als man mit freudiger Zuversicht ihre letzten Worte erachtet; beim Andlichschau. Bei andern war ich bestimmt, und Leiden. Ich bin gewiß, Gottes finden, während Kirchenmaut geben kann. Klassenführern, die die trok der vielen und wo die Missionarinnen genauer angegeben. Es gälte es, ihn zur Tafel in der Gemeinde thun aus Europa, Baptisten und Geist unserer B. Baptisten sechs Monate in Montego-Bay besorhaben. — Davon kehrt auch durch seine Erfahrung, um nicht so besser für die Sache der Erkenntniß und Liebe.

Durch die für die Mission verhandelte Sach war zu einer bransangs verfocht, die Entscheidung Stand der Ding Aufregung. Die Sklaven aber wurden verbreitet und sehr gefandt und um diesem Feste folgten zur Arbeit angeladen. — Ohne Januar 1832 erreichte, als Kirche

Auf der Insel hatten ihren Einfluß, aber die Bewegung war mächtig, als daß sie sich bannen können. Die neue Kirche

¹⁾ cf. Basler Missions-Magazin 1850, III. S. 127 ff.

würdig und unsäglich halte, sich selbst selig zu machen. Dann fragt man ihn ausführlicher über den Heilsweg, die Person Christi, die Veröhnung, die Liebe Christi; woher er wisse, daß er Christum liebe? daß er eine neue Kreatur sei? Endlich geht man auf die Frömmigkeit, die Pflichten, die Vollkommenheit des Wandels über, und spricht noch mit ihm über die Wirkungen Christi im eigenen Leben des Begnadigten, über Taufe, Abendmahl u. s. w. — Wenn diesen armen Leuten die in England häufige Erkenntnis abgeht, so geben sie dafür oft viel schlagendere Beweise aufrichtiger Lehre, als manche, die ihnen im Wissen weit überlegen sind. Darüber kann ich mit freudiger Übersicht reden. Ich habe ihrer vielf an ihren Sterbehetten besucht, ihre letzten Worte gehört, habe ihre Seelen scheiden gesehen und habe innerlich gejagt beim Anblick des Wesens, der Einfalt, Kraft und Reinheit der Jesu Religion. Bei andern war ich Jahre lang Zeuge eines heiligen Wandels unter Not, Verfolgung und Leid. Ich hörte das glühende Gebet vieler und dankte Gott mit Tränen. Ich bin gewiß, wir werden viele dieser verachteten Leute vor dem Throne Gottes finden, während manche viel besser Unterrichte sehn m̄gen. — Um Kirchenmaut geben wir uns alle mögliche Mühe. Noch neben der Einrichtung u. t den Klassenshütern, die fast alles ans Licht bringt, gibt es eine jährliche Untersuchung, die trotz der vielen damit beschäftigten Personen fast 4 Monate in Anspruch nimmt, und wo die Missionare wohl 100 Wegstunden machen, um den Zustand ihrer Gemeinden genauer zu erforschen. Jeder Einzelne wird da so genau vorgenommen, als gäte es, ihn zur Taufe vorzubereiten; und die begabtesten und erprobtesten Christen in der Gemeinde ihm dasselbe und legen ihren Erkund bei uns nieder. Christen aus Europa, Baptisten und andere, erklären sich hocherfreut über den lauteren Sinn und Geist unserer Leute, und unser verehrter Bruder Mann, der als schottischer Baptist sechs Monate während meines ersten Besuchs in der Heimat die Station Montego-Bai besorgte und den ich erst bei meiner Rückkehr persönlich kennen lernte, gab mir damals die Versicherung, nie eine so wohlgeordnete Gemeinde gesehen zu haben. — Davon bin ich gewiß, daß jeder aus unserer Einrichtung erwachsende Fehler auch durch sie beseitigt werden kann. Uebrigens sind wir gar nicht so eigenfinnig, um nicht sogar unser ganzes System mit einem andern zu vertauschen, das besser für die Sache wirkt, die uns allein am Herzen liegt, für die Verbreitung der Erkenntnis und Liebe unsers Erlösers."

Durch die Verbreitung dieses Altenstüdes wurde viel Interesse für die Mission geweckt, und zugleich die damals schon im Parlament verhandelte Sache der Abschaffung der Sklaverei sehr gefördert. Sie war zu einer brennenden Frage geworden. Die kleine Schaar, die sie anfangs versucht, war schon zu einer mächtigen Partei angewachsen, und die Entscheidung begann schon sich auf ihre Seite zu neigen. Dieser Stand der Dinge brachte die Gemüther in Jamaica aufs neue in Aufregung. Die Pflanzer rüsteten sich zum äußersten Widerstande, den Sklaven aber wuchs die Freiheitshoffnung. Falsche Gerüchte wurden verbreitet und fest geglaubt, der König habe schon die Freiheitspapiere gesandt und um Weihnachten würde alle Sklavenarbeit aufhören. Nach diesem Feste folgte bittere Enttäuschung, da alle Schwarzen nach wie vor zur Arbeit angehalten wurden. Damit aber brach auch der Aufstand aus. — Ohne Ahnung von dieser Sachlage landete Dorchell am 7. Januar 1832 in der Montego-Bai, ward aber, noch ehe er das Ufer erreichte, als Kriegsgefangener auf eine dort ankernde Fregatte geführt.

Auf der Insel herrschte furchtbare Verwirrung. Die Missionare hatten ihren Einfluß geltend gemacht, um die Ruhe aufrecht zu erhalten; aber die Bewegung, die durch die schwarze Bevölkerung ging, war zu mächtig, als daß sie sie selbst im Kreise ihrer Gemeinden hätten gänzlich bannen können. Allmählich gingen Plantagen in Flammen auf. Die neue Kirche zu Saltershill wurde sogleich nach ihrer Einweihung

aus Mache verbrannt. Die Neger mordeten mit thierischer Wuth und wurden bei verzweifeltem Widerstande ebenso von dem Militär niedergemacht. — Der Hass der Pflanzer hatte sich auf die Missionare geworfen, die man als Anstifter des Aufruhrs betrachtete. Sie wurden alle in Montego gefangen gehalten, wo sie Zeugen der schauerlichsten Scenen sein mußten. Ihre Feinde jubelten, daß ihr Tod sicher sei, wenn sie auch bald gegen Bürgschaft eines christlich gesinnten Mannes und auf ihr Versprechen, sich nicht aus der Stadt zu entfernen, aus dem Gefängniß entlassen würden.

Besonders erbittert war man gegen Burchell. Als er vom Schiff aus zum Gerichtshause gebracht wurde, war sein Leben von einem wütenden Volkshaufen bedroht. Ein Dolchstich durchschnitt ihm den Rock, ohne ihn zu verlezen. „Sein Blut her! hängt ihn!“ hörte man von allen Seiten rufen. Doch das Militär brachte ihn sicher vors Gericht. Man hatte alles versucht, einen Zeugen dafür aufzutreiben, daß Burchell die Neger irgend wie zum Aufstande gereizt habe. Man hatte endlich einen Schwarzen gefunden, der so etwas aussagte, aber seine Aussage wurde widerlegt, und der Angeklagte wie der Zeuge wurden weiter in Haft gehalten. Der lebhafte bekannte nicht lange darauf unter großen Gewissensqualen, daß er zu einem Meineide gegen den Missionar bestochen gewesen sei. Dennoch blieb der lebhafte im Gefängniß.

Der Aufstand war niedergeschlagen. Viele gefangene Neger wurden nach kurzem Prozeß hingerichtet und man versuchte von einem und dem andern noch vorher Aussagen gegen die Missionare herauszupressen. Viele sollen wegen ihrer bloßen Verbindung mit den Baptisten verurtheilt, und einige ausgezeichnete Christen unschuldig als Märtyrer ihres Glaubens gestorben sein.

Als sich kein Belastungszeugniß gegen Burchell aufstreiben ließ, wurde er entlassen, konnte sich aber aus seinem Hause, das von der Volksmenge demolirt wurde, kaum auf ein Schiff retten. Hierauf verließ der schwergeprüfte Mann das Land seiner hingebungsvollen Arbeit. Manche seiner Feinde aber starben eines unnatürlichen und gewaltsamen Todes, wovon auffallende Beispiele berichtet werden.

Nach einer gefährlichen Reise kam Burchell nach Baltimore, und von da auf einem Schiffe, wo er bei ausbrechender Cholera als Geistlicher und als Arzt unerschrocken wirkte, nach England. Auch sein Freund Knibb war von Jamaica dort eingetroffen. Beide seckten nun alles daran mit gewaltigen Reden das Feuer für die Befreiung der Sklaven zu schüren. Ihre Schilderungen von der Unterdrückung der Sklaven, von den Früchten, die das Christenthum schon gebracht, wie die christlichen Neger selbst für ihre Peiniger und Verfolger beteten, wie sie sich im Aufstande benommenen u. s. w. verfehlten nicht tiefen Eindruck zu machen und Begeisterung hervorzurufen. Sie trugen viel dazu bei, daß die Sache der Emmanzipation auch im Parlament 1833 zum Siege kam. Außerdem aber war auch für die Baptistenmission viel Theilnahme erweckt. Reichlich wurde zum Wiederaufbau der zerstörten Stationen

und Kapellen im folgenden Fesseln der Hiermit maica in der ihrer ersten bedeutenden:

Er ist 182 William von Thomas, der nach Jamaica, jüngere Brude digung des Et Nachrichten vo der Mission gaben zutraute erhielt er die obwohl tief er und seinen Pla

Berehelic November 182 Februar an de Prediger“ begr Königst o als Arbeitsfel Worten wieder

Ich habe in wo Satan mit fu Gefangene hinschl werden verböhnt i möchten den Sch Augenblick kein off wenn alle Diener drückten, verfinster gegen die läppige, wird das Evangel wußte, erstaunt u ergriffen ist (und

1) Die meiste hausen verwandelt
2) Derselbe h alle mit Freuden

Burkhardt, Missions-

und Kapellen¹⁾) beigesteuert und mit etwa 70000 Thalern zog Burchell im folgenden Jahre nach Jamaica zurück, wo noch ehe er eintraf die Fesseln der Sklaverei gefallen waren.

Hiermit haben wir die Geschichte der Baptistenmission auf Jamaica in der Biographie des einen ihrer Hauptträger bis ans Ende ihrer ersten Periode geführt. Betrachten wir den anderen nicht minder bedeutenden: William Knibb.

Er ist 1803 zu Kettering in Northampton geboren, wo 1792 die Baptisten-Missionsgesellschaft gegründet wurde, und Andrew Fuller, die Seele derselben, als Prediger wirkte. Sein Vater war ein kleiner Kaufmann, ein Weltmensch, seine Mutter aber eine gläubige Christin, die ihre 8 Kinder früh zum Herrn wies. William erlernte die Buchdruckerei in einem Geschäft, in dem sein älterer Bruder thätig war, der ihm als gutes Vorbild voran leuchtete. Dies Geschäft wurde nach Bristol verlegt, wo beide Brüder Lehrer an einer Sonntagschule wurden. 1820 ließ sich der ältere Bruder Thomas und 1822 auch William von Dr. Myland taufen. Im letzteren Jahre reiste Thomas, der sich inzwischen zum Missionsdienst gemeldet hatte, schon nach Jamaica, um dort eine Freischule zu übernehmen, während der jüngere Bruder zu Bristol in einer Sonntagschule und mit Bekundigung des Evangeliums in einem verwahrlosten Stadtheil wirkte. Die Nachrichten von Jamaica aber weckten auch in ihm Verlangen, dort in der Mission zu dienen; obwohl er sich nicht genügend Prebigt-gaben zutraute, sondern nur an ein Lehramt dachte. Schon 1823 erhielt er die Nachricht vom plötzlichen Tode seines Bruders,²⁾ und obwohl tief erschüttert war er nun entschlossen: „So will ich gehen und seinen Platz ausfüllen.“

Berehnet mit Jungfrau Mary Watkins verließ Knibb am 5. November 1824 seine Heimat und landete nach langer Fahrt am 16. Februar an dem ersehnten Ziel, wo die Neger mit Freuden den „Massa Prediger“ begrüßten.

Kingston, damals eine Stadt von 33000 Einwohnern, war ihm als Arbeitsfeld bestimmt. Seine ersten Eindrücke gibt er in folgenden Worten wieder:

„Ich habe nun das Land der Sünde, der Krankheit und des Todes erreicht, wo Satan mit furchtbarer Macht herrscht und Schaaren nach seinem Gefallen als Gefangene hinschleppt. Neber wahres Leben aus Gott wird gelottet, die Gläubigen werben verhöhnt und beleidigt, der Sabbath wird geschändet, und viele der Einwohner mitten den Schöpfen aus der Welt werfen, die er gemacht hat. Es findet im Augenblick kein starker Widerstand gegen die Religion statt, aber viele würden sauzen, wenn alle Diener Gottes aus dem Lande verbannt wolden. Die armen, unterdrückten, verfinsterten und verachteten Söhne Afrika's bilden ein schönes Widerpiel gegen die läppige, weiße Bevölkerung. Sie hören mit Freuden das Wort, und Ihnen wird das Evangelium gepredigt. Ich bin ungeachtet dessen, was ich durch Thomas wusste, erstaunt über ihre Begierde nach dem Worte des Lebens. Wie der Prediger ergriffen ist (und wer sollte es da nicht sein?), so zerstremmen sie in Thränen, und

¹⁾ Die meisten derselben waren von den Behörden abgebrochen und in Schutzhäuser verwandelt.

²⁾ Derselbe hatte sterbend gesagt: Und wenn ich 100 Leben hätte, ich wollte sie alle mit Freuden dem Dienste Gottes in Jamaica opfern.

Schluchzen geht durch die Kirche. So stumpf sie sonst sind, sie verstehen doch das Evangelium von Jesu in seiner herrlichen Einfalt. Aber noch sehen sie erst Menschen wandeln als während es Bäume (Mark. 8, 24). Sie brechen durch die dicke Nacht, die sie umlagerte, und es wird lange dauern, bis man sie mehr als Kindlein in Christo nennen kann. — Der Fluch der Sklaverei hat hier wie eine Pestilenz jede sittliche Blüte getötet. Ich begreife nicht, wie man mit diesem Ungeheuer, dieser Ausgeburt der Hölle in Frieden sein kann. Ich habe einen glühenden Hass gegen sie. Für die Sklaven ist leiblich gefosert, aber geistig sind sie unter das Thier herabgedrückt, und die eiserne Hand der Unterdrückung sucht sie täglich in der Unwissenheit zu erhalten, in welche sie versetzt sind. Der Jammeranblick vor meinen Augen macht mir das Herz krank, und ich schäme mich, einem Geschlechte anzugehören, das solche Greuel verüben kann. Das System ist verwerthlich, weil es durch und durch unchristlich ist. Deshalb sollte kein Christ anders als wünschen, daß es für immer von den Wohnplätzen der Menschen verschwinde. — Der geistige Zustand der Sklaven ist eine dürre Einöde. Und diese moralische Erniedrigung wird als Grund vorgeschult, warum sie nicht befreit werden können. Als ob nicht ihre Unterdrücker sie erst in dieselbe hinabgedrückt hätten. Sie sollen also unterdrückt bleiben, blos weil sie es sind. Das allgemein herrschende Laster unter den Weißen ist die Unkeuschheit, und hier liegt der faule Fleck."

Die Neger der bereits gesammelten Gemeinde, 3—4000, lernte er bald beim Austheilen der schon erwähnten Zettel kennen. Sie waren voll rührenden Andenkens an seinen Bruder. Seine Hauptthätigkeit aber war in der Schule, deren Schülerzahl bald von 50 auf 200 stieg. Ein neues Schulhaus mußte gebaut werden, und nicht lange darauf auch ein besonderes für Mädchen. Täglich gab er 6 Stunden Unterricht. Später jedoch wirkte er auch durch seine Predigt, nachdem er damit in Port Royal bei einem Besuch begonnen hatte. Dort taufte er auch seine ersten Bekhrten. Unter seiner Mitwirkung geschah es, daß sich die Baptistenmissionare der verschiedenen Stationen (außer Montego-Bay war damals auch Spanish Town und Anotta Bay besetzt) durch Burchell zu einer Konferenz vereinigt wurden.

Schon in Kingston zog sich Knibb den Hass der Pflanzer zu. Man verbot ihm das Predigen. Endlich mußte er weichen auf ein andres Arbeitsfeld, das sich ihm in Savanna la Mar und Ridgeland darbot. Immer mehr aber wurde er hineingebrängt in den großen Kampf wider die Sklaverei, der auch von der andern Seite immer mehr mit Erbitterung geführt wurde. Bis dahin hatten noch die Baptisten Sklaven gekauft, namentlich um verschiedene Glieder einer Familie, die durch Verkauf getrennt werden sollten, zusammenzuhalten, und sobald sie die Kosten abgearbeitet hätten frei zu geben. Diese Praxis wurde von nun an aufgegeben, um den Feinden keinen Anhaltpunkt zu Vorwürfen zu bieten; und die Missionare konnten um so freier gegen die Sklaverei ihre Stimme erheben.

Trotz der Verfolgungen, die die Bekhrten zu erdenken hatten, mehrte sich die Gemeinde auf der neuen Station. Doch Knibb sollte auch hier nicht bleiben. Nach dem Tode des Missionar Mann berief ihn die Gemeinde zu Falmouth zu ihrem Prediger. — Sein erstes Geschäft dort (1830) war Anlauf und Erweiterung der Kirche, wozu er, wie gewöhnlich, das Geld entlehnte, um es dann aus Beiträgen der Gemeinde allmählich zurückzuzahlen. Das Werk war im Wachsen, seine Thätigkeit groß, sein Glaube gewiß. In einem Jahre reiste er 4000 englische Meilen, in 2 Monaten taufte er 250 Seelen.

Jeden Dienstag. Am 6 Stunden um Abends Town oben und die See, eine Sonntags bis 3 Uhr schreibt er: heiligen Geist Jesu um Hilfe sind wenige, kommen, aber Sünder siehe mit mir, welche ohne Graben gehen eine wohlgegründet ich rufe mit i-

Während und mehr als reits beschritten Ruhe zu erlangen. Freibriefe und Umgegend und von der Vergangenheit und eingekerkert wurde er mir zuletzt zurückließen. Maß fast das Opfer. Er wollte lieber Jesu entehren, zuliehren, wo fand. Drei Bände Blüthhaar getragen stellte sich so in Anklage zurück, die Liebe ihrer Freunde gesintnet. Doch nicht von seinen Freunden die Sklaverei begab sich nach das Feuer n-

¹⁾ Ich geb nicht, sie in die

„Jeden Sonntag,“ schrieb er an seine Committee, „habe ich 3 vollständige Gottesdienste. Am Dienstag 4 Stunden weit nach Oxford oder Cambridge, am Mittwoch 6 Stunden nach Rio Bueno oder Arcadia, am Donnerstag die 6 Stunden zurück, um Abends in Falmouth zu predigen; am Samstag 8 Stunden weit nach Stewart Town oder sonst an einem freien Platz. Dazwischen fallen die Läufen, der Unterricht und die Seelsorge. Mehr als 5000 Personen gehören zur Station. Ich sehe mich, eine Sonntagsschule zu eröffnen, aber ich kann nicht; denn von 6 Uhr Morgens bis 3 Uhr Nachmittags habe ich nicht einen Augenblick Ruhe.“ — An seine Mutter schreibt er: „Der große Herr der Ernte sammelt sich Seelen ein und giebt seinen heiligen Geist aus. Oft sinkt ich in der glühenden Sonne ermattet nieder und seufzt um Hilfe mit den Worten: Die Ernte ist wahrlich groß, aber der Arbeiter sind wenige. Wie viele sind gestorben, seit ich landete. Bald wird es an mich kommen, aber hier ist Sterben Gewinn. Als ein armer, die Hölle verdienernder Sünder stehe ich da, bereit zu leben oder zu sterben. Ja, Herr, nimm mich und thue mit mir, wie es Dir wohlfällt.“ — Und in Hinblick auf die 20,000 Slaven, welche ohne Unterricht um ihn her wohnen, schreibt er der Committee: „Ich mag zu Grabe gehen unter dem Gewicht der Arbeit, aber das schadet nichts. Ich habe ja eine wohlgegrundete Hoffnung im Blute Jesu. Mein sterbender Bruder rief aus und ich rufe mit ihm: da, du bist fester Hellsgrund, sonst alles ist Meer.“

Während Knibb so in und um Falmouth arbeitete, gäherte es mehr und mehr auf Jamaica. Nach etwa anderthalb Jahren brach der bereits beschriebene Aufstand aus. Der Missionar bot alles auf, um die Ruhe zu erhalten. Er widersprach dem grundlosen Gerichte von dem Freibriefe ernstlich und nannte es eine höllische Lüge. Er eilte in der Umgegend umher, und es gelang ihm, manche Negerhaufen fern zu halten von der Bewegung und zum Schutz des Eigentums ihrer Herren zu vermögen. Dennoch ward auch er festgenommen, nach Montego gefchleppt und eingekerkert. Auf Bürgschaft eines christlich gesinnten Kaufmannes wurde er mit den andern Missionaren losgegeben. Die Anklage mußte zuletzt zurückgezogen werden, da sich keine Beweise der Schuld angeben ließen. Man drang in sie, Jamaica zu verlassen. Aber obgleich Knibb fast das Opfer der Wuth des weißen Böbels geworden wäre, blieb er. Er wollte lieber sterben, sagte er im Gefühl seiner Unschuld, als die Sache Jesu entehren. Endlich erhielt Knibb Erlaubnis nach Falmouth zurückzukehren, wo er sein Haus geplündert und seine Kirche in Trümmern stand. Drei Nächte nach einander vermochte er sich kaum vor einer Bande Wühender zu retten, doch ward ihm durch Gottes Fürsorge kein Haar gekrümmt. Noch einmal ward er als Aufrührer angeklagt und stellte sich sogleich selbst zur Verantwortung; da zog der Kläger seine Anklage zurück. — Die Rebellion war im Keime erstickt, die Insel wieder ruhig, die Missionare nicht vertrieben, vielmehr fester verwurzelt in der Liebe ihrer Neger und in der Achtung und dem Vertrauen aller Wohlgesinnten. Von Knibbs Heerde war kein Einziger unter den Empörern.¹⁾

Doch noch in demselben Jahre 1832 sah Knibb ein, gedrängt von seinen Freunden, daß er auf einem andern Felde wirkamer gegen die Sklaverei, die er mit verzehrender Glut haßte, kämpfen könne. Er begab sich nach England, wo wir ihn bereits mit seinem Freunde Burchell das Feuer wider dieselbe schürend fanden.

¹⁾ Ich gebe die letzte Notiz aus der ersten Aussage wieder, getraue mich aber nicht, sie in dieser Allgemeinheit zu vertreten.

Über die Entwicklung der Baptistenmission auf den andern Stationen auf Jamaica bis zur Emmanzipation liegen uns wenig Nachrichten vor. Wir finden nur eine Uebersicht über den Stand des ganzen Werkes im Jahre 1831¹⁾, die 24 Gemeinden mit 10,838 Mitgliedern, von denen 1931 im Laufe des letzten Jahres getauft waren, aufweist. Es werden 14 Pastoren angegeben; leider ist nicht bemerkt, ob diese sämtlich europäische Missionare waren, oder ob damals schon die Leitung von Gemeinden schwarzen Predigern anvertraut war. In Kingston befanden sich zwei Gemeinden, eine mit 2937, die andre mit 769 Mitgliedern. Dallahs gehörte wohl als Filial zu dieser Station. Ferner sind zu nennen: Spanish Town, Port Royal, Old Harbour, sämmtlich im südöstlichen Theile der Insel. Auf der Nordseite finden wir von Osten beginnend: Anotta Bay, Port Maria mit Ora Cabessa; Ocho Rios, St. Anns Bay, Rio Bueno mit Stewarts Town; Falmouth mit mehreren Außenstationen, und ebenso Montego Bay mit Gurney's Mount; Crooked Spring, Lucea und endlich im Südwesten Savanna la Mar. Nur zu Kingston, Spanish Town und Montego Bay zählten die Gemeinden je über tausend Mitglieder, die andern variirten von 22 bis 800.

7. Die Arbeiten der übrigen Missionsgesellschaften in Westindien.²⁾

a. Die English-kirchliche Missionsgesellschaft.

Die Nachrichten über die Arbeiten dieser Gesellschaft in Westindien, die nur von beschränkter Dauer waren, sind (soweit sie dem Verfasser zugänglich) sehr dürftig und unbestimmt, und einander widersprechend. Der Anfang dieser Mission wird hier auf das Jahr 1815,³⁾ dort auf 1819⁴⁾ angegeben. Jedenfalls wird derselbe durch eine Wirksamkeit in Neger-Schulen auf Antigua bezeichnet, deren Vorsteher W. Dawes mit der genannten Gesellschaft schon in dem ersten genannten Jahre in Verbindung stand. Es bleibt jedoch unklar, ob oder in wie weit diese Schulen eine Stiftung derselben waren, oder aus der Verwaltung eines Legates hervorgingen, das von dem 1691 verstorbenen Gelehrten Robert Boyle zur Verbreitung der christlichen Religion unter den Heiden gemacht worden war, und bis zum amerikanischen Unabhängigkeitskriege auf eine Schule in Virginien verwendet wurde. Seit jener Zeit wurden die Eintümme aus jener Stiftung für Schulen in Westindien verwendet, wobei eine Gesellschaft zur Bekehrung und zum religiösen Unterricht in British-Westindien erwähnt wird. Diese Schulen, von denen im Basler Magazin mehrfach Berichte mitgetheilt worden sind, zählten um 1820 etwa 1400 Schüler und standen zu den verschiedenen Mis-

¹⁾ Newcomb, Encyclopedia of Missions p. 773.

²⁾ Außer den andern angeführten Quellen finden sich die betreffenden Angaben im Basler Magazin 1819 III, 1822 I, 1824 IV, 1828 II und 1830 II.

³⁾ Newcomb, 775, und Sondermann, Tabellarische Uebersicht, 79.

⁴⁾ Ostertag, Uebersichtliche Geschichte ss. 143.

sionen auf
Thwaites erwähnt,
Gesellscha
15 Schul
arbeiteten erbauliche
Auch Schulen, befehligt
Die 1823, na
veranlaßt in den Ro
war, durc
bados gew
Ja maica der Basler
Chi che ste
der selben 696 betrug
vermuthlic
Endli
Stationen Blumhard
die ich son
merlung, i
Die C
neter chris
sellschaft b
Parochien

hatte schon
Adam. S
wahrschein
berichtet. S
Emmanzipat

hatten, wie
der nördli

¹⁾ Vor
letzteren lebe
von London

²⁾ Da r
Gesellschaft r
Abschnitt klein

Stationen
gten vor.
Werkes im
von denen
werden 14
europäischen
Gemeinden
n sich zwei
Hallahs
t nennen:
h im Süd-
von Osten
sa; Ocho
von; Fal-
Bay mit
h im Süd-
Town und
lieber, die

Westindien.)

Westindien,
Verfasser
versprechend.
Dort auf
Birkhamkeit
B. Dawes
Jahre in
weite
lung eines
ten Robert
en gemacht
ge auf eine
Einkünfte
wobei eine
nterricht
von denen
d, zählten
enen Mis-

en Angaben

tionen auf der Insel in freundlichem Verhältnisse. Später werden M. Thwaites und ein gewisser Anderson als an denselben thätige Missionare erwähnt, und es scheint, daß diese im Dienste der Engl.-kirchlichen Gesellschaft standen. In den späteren Jahren des Jahrzehnts werden 15 Schulen mit 1500 Kindern angegeben, an denen 9 Nationalgehülfen arbeiteten. Die Tagebücher der genannten Missionare enthalten viel erbauliche Geschichten von jenen Schulkindern.

Auch auf Barbados, Dominica und St. Vincent bestanden ähnliche Schulen, bei denen aber die genannte Gesellschaft, wie es scheint, nicht betheiligt war.

Die Mission der letzteren auf Jamaica soll nach einigen Angaben 1823, nach andern 1826 begonnen worden sein. Jedenfalls wurde sie veranlaßt durch die festere Gestalt, welche die anglikanische Kirche, die bisher in den Kolonien nur durch die hier und da angestellten Kaplane vertreten war, durch die Gründung der beiden Bisthümer Jamaica und Barbados gewann.¹⁾ Als Gründungsjahr derselben wird 1824 genannt. Auf Jamaica arbeiteten im Dienste der kirchlichen Mission mehrere Böglinge der Basler Anstalt. Als Hauptstationen finde ich: Siloah, Prattville, Chichester, Rural Hill und Church Hill genannt. Nur von dreien derselben sind die Zahlen der Kommunikanten angegeben, die zusammen 696 betragen. In andern Nachrichten aber ist von 22 Stationen die Rede, vermutlich mit Hinzurechnung aller Außenstationen und Predigtplätze.

Endlich hatte dieselbe Gesellschaft auch auf Trinidad ein paar Stationen (nach Sondermann seit 1816, nach Newcomb seit 1836, nach Blumhardt, Handbuch der Missionsgeschichte [1863] von 1823—43), über die ich sonst keinerlei Mittheilungen zur Hand habe als die kurze Bemerkung, daß auch dort Basler Böglinge thätig waren.

Die Stationen dieser Mission nahmen bald den Charakter geordneter christlicher Gemeinden an. So wurde 1839 schon von der Gesellschaft beschlossen, sich zurückzuziehen. Die Stationen wurden in Parochien der anglikanischen Kirche umgewandelt.²⁾

b. Die Londoner Missionsgesellschaft

hatte schon um 1816 auf Trinidad einen Missionar Namens Thomas Adam. Außer dieser Notiz wird uns über die dortigen Arbeiten, die wahrscheinlich in den zwanziger Jahren schon abgebrochen waren, nichts berichtet. Auf Jamaica trat diese Gesellschaft erst 1834 infolge der Emanzipation ein, und wir haben davon also weiter unter zu handeln.

c. Die General-Baptists

hatten, wie bereits erwähnt, bis zum Jahre 1829 zwei Stationen auf der nördlichen Küste von Jamaica, zu St. Ann's-Bay und Ocho

¹⁾ Vor der Gründung besonderer Bisthümer in den Kolonien waren die in den letzteren lebenden Mitglieder der anglikanischen Kirche der Jurisdiktion des Bischofs von London unterstellt.

²⁾ Da mir die älteren Jahrgänge der Zeitschriften und Jahresberichte dieser Gesellschaft nicht zu Gebote stehen, so konnte ich zu meinem Bedauern in diesem Abschnitt keine genaueren Mittheilungen machen.

Rios. Nach dem Tode des Missionars Alsopp gingen diese an die Mission der Englischen Baptisten über. Seit wann die Stationen bestanden hatten, finde ich nicht.

d. Die Schottische Missionsgesellschaft

hatte bald nach ihrer Gründung (1824) ihre Arbeit auf Jamaica begonnen. 1827 aber wird ein Missionar, Mr. Blyth zu Montego-Bay erwähnt. Mit dieser Station waren mehrere Predigtplätze auf den benachbarten Plantagen Hampden, Dunti (?) und Endeavour verbunden. Die gesammelte Gemeinde bestand aus 43 Kommunikanten und 198 Katechumenen. In jenem Jahre wurden 2 weitere ordinirte Missionare ausgesandt. Weitere Ausdehnung ergiebt diese Mission nach der Freilassung der Sklaven.

e. Die Ausbreitungs-Gesellschaft

(Society for the Propagation of the Gospel) hatte schon seit längerer Zeit auch nach Westindien manche Unterstützungen zum Bau von anglikanischen Kirchen, Schulen u. s. w. gesandt, ohne jedoch förmliche Missionsstationen dort zu errichten. Hauptfächlich aber wirkte sie durch eine Schule auf Barbados, die aus dem Legat eines Generals Codrington schon 1743 gegründet wurde. 1829 wurde dieselbe zu einem theologischen Seminar zur Ausbildung eingeborner Prediger für Westindien erhoben (Codrington College). Erst später hat die Gesellschaft auch auf diesem Missionsgebiet besondere Stationen eingerichtet.

8. Die Emanzipation.

Mit dem Siege, den die Menschlichkeit im Jahre 1807 im Parlemente über die Unmenschlichkeit des Sklavenhandels erlangt hatte, war doch nur erst ein Theil der Aufgabe gelöst, die die edlen Vorkämpfer für Freiheit der Schwarzen sich gestellt hatten. Sollte der Schändsel, den christliche Nationen durch den Sklavenhandel auf sich gebracht hatten, gründlich weggewaschen werden, so mußte die Abschaffung der Sklaverei selbst das Ziel sein. Jene Männer, an ihrer Spitze der edle William Wilberforce,¹⁾ ruhten daher nicht, und bei dem immer kräftiger erwachenden christlichen Leben fanden ihre Bestrebungen immer mehr Anklang. Immer weiter griff die Überzeugung Platz, daß die Tage der Sklaverei gezählt sein müßten.

Wir dürfen jedoch nicht übersehen, daß die Befreiung der Sklaven in den britischen Kolonien nicht blos aus christlichen Beweggründen angestrebt wurde. Es war vielmehr die lange niedergehaltene politische Partei der Whigs, die diese, vermöge der ihr innewohnenden Kraft, so gewichtige Sache als einen Hebel ergriff, um dadurch an das Staatsruder kommen zu können. So wurde denn die Emanzipation der Sklaven vielfach zu einer politischen Parteisache. Daß die Frage

¹⁾ Seit 1821 war Sir Thomas Fowell Buxton der parlamentarische Führer der Emanzipationsbestrebungen.

zur Lösung und Weise fürzung an findet, beson christliche S auf dieser S funden hätte nicht zu sehe Das d denken. Ni ihren durch zu einem b Augen, aller auch die Klo Arbeit eben an den Bett Generationen wir uns un lauter so g sie kannten, ihnen, daß d mit niedrig denn andrer besonnene Hizte ließen Seite der Fanatismus Jamaica ka freilich auch nismäßig me in der Beha besonders do hältnisse eine regel einzug dem großen Jamaica na hängigkeit zu den andringen an Verzweif obwohl er in Harte Beha geübt; ja en die Agitation

¹⁾ Ich ver gerathe mit de sich auch in ei eben nicht ein

zur Löfung gebracht wurde, mußte einen jeden Christen freuen. Die Art und Weise aber, wie sie gelöst wurde, trägt das Gepräge jener Überflützung an sich, wie sie sich oft bei den Maßregeln liberaler Parteien findet, besonders da, wo sie eben erst zur Herrschaft gelangt sind. Auch die christliche Begeisterung war in dieser Angelegenheit zu erregt, als daß sich auf dieser Seite für ruhige und nüchterne Erwägungen der rechte Boden gefunden hätte. Die beiden Momente gingen ja auch so durcheinander, daß nicht zu sehen war, wo das christliche aufhörte und das politische anfing.

Daß der Widerstand der Gegenpartei ein harter war, läßt sich denken. Nicht blos eine ganze Klasse reicher Leute in England, die von ihren durch Vertreter verwalteten westindischen Plantagen die Mittel zu einem luxuriösen Leben erhielten, sahen die drohende Gefahr vor Augen, aller dieser Herrlichkeit plötzlich verlustig zu werden, sondern auch die Klasse der Pflanzer, die auf den Inseln selbst oft bei fleißiger Arbeit eben nur ihr gutes oder geringeres Auskommen hatten, fürchteten an den Bettelstab zu kommen, ein Gedanke, der besonders für die seit Generationen in Westindien heimischen Familien schwer war. Obgleich wir uns unter den Pflanzern jener Zeit, wie oben gezeigt, keineswegs lauter so grausame Unmenschen vorstellen dürfen, wie frühere Zeiten sie kannten, gab es doch auch damals noch so unlautere Elemente unter ihnen, daß der Kampf gegen die Freunde der Emmanipation hie und da mit niedrigen und gottlosen Mitteln geführt wurde. Das erbitterte denn anderseits die letzteren immer mehr, so daß ein ruhiges und besonnenes Handeln derselben vollends erschwert wurde. In des Kampfes Hitze ließen sich auch Leute, die vornehmlich Vertreter der christlichen Seite der Emmanipationsbestrebungen waren, zu einem förmlichen Fanatismus hinreißen, wie dies z. B. von manchen der Baptisten auf Jamaica kaum wird bestritten werden können.¹⁾ Grade dort wütete freilich auch der Kampf am heftigsten, wie wir sahen, daß dort verhältnismäßig mehr als auf andern Inseln noch Härte und Grausamkeit in der Behandlung der Sklaven übrig geblieben war. Dazu sah man besonders dort das Mutterland für gar nicht befugt an, in die inneren Verhältnisse einer konstitutionell regierten Kolonie mit einer solchen Maßregel einzutreten. Hätte nicht die Ohnmacht des kleinen Ländchens dem großen England gegenüber zu sehr auf der Hand gelegen, so möchte Jamaica nach dem Vorbilde der amerikanischen Kolonien seine Unabhängigkeit zu erlämpfen versucht haben. Das Gefühl aber, nichts gegen den andringenden Zwang zu vermögen, erzeugte einen Ingriimm, der, an Verzweiflung grenzend, sich an den armen Sklaven selber aussieß, obwohl er im Grunde den Freunden und Vertretern ihrer Sache galt. Harte Behandlung wurde öfter als in den jüngst vergangenen Zeiten geübt; ja empörende Beispiele von Grausamkeit kamen vor. Dazu goß die Agitation der Gegenpartei unter den Schwarzen nur Öl ins Feuer.

¹⁾ Ich bedaure, daß ich hier mit meiner wohlterwogenen Ansicht in Widerspruch gerate mit der Darstellung, wie sie die erste Auslage dieses Werkes gab, und wie sie sich auch in einigen Abschnitten der vorliegenden Auslage nicht verwischen ließ, sofern eben nicht ein völlig neues Werk geschaffen werden sollte.

Wir haben schon gesehen, wie in dem blutigen Aufstande von 1831 und seiner blutigen Unterdrückung alle Sünde und alles Elend, das mit der Sklaverei verbunden gewesen war, noch einmal aufflammte. Die Schuld an diesen traurigen Ereignissen schob eine jede der beiden Parteien auf die andere. Aber es war nun der Würfel gefallen. Die Abolitionspartei hatte im Mutterlande weit und breit die Herzen gewonnen. Ihr Sieg stand fest, und der unermüdliche William Wilberforce konnte mit dem freudigen Bewußtsein aus diesem Leben scheiden, daß die Regierung entschlossen sei die Sklaverei zu brechen, es koste was es wolle. Er sah noch am Schlusse seines langen Lebens die ratselosen Bemühungen derselben für eine große Sache gekrönt. Bald darauf ging das Gesetz im Parlamente durch, nach welchem mit dem großen Opfer der englischen Nation von 20 Millionen Pfund Sterling alle Slaven in den Kolonien losgelauft werden sollten, das am 28. August die königliche Sanction erhielt.

Dass die brennende Frage gelöst ward, mußte jeden wohlgesinnten Menschen und jeden Christen insonderheit mit Freude erfüllen. Wie sie aber gelöst ward, das konnte wohl bei ruhiger Überlegung ernste Bedenken hervorrufen. Einem Vogel, der in der Gefangenenschaft geboren sein halbes Leben im Käfig zugebracht hat, wird kein Dienst erwiesen, wenn man ihn plötzlich ins Freie fliegen läßt. Als die Bastille in Paris gestürmt war, sah man manche der bisher Gefangenen, denen die Gefangenschaft zur Lebensatmosphäre geworden war, weinend und klagend auf den Trümmern sitzen: die Freiheit war ihnen kein Glück, denn sie hatten verlernt als freie Menschen zu leben. Wie sollte eine Nation von Slaven, die nie ein freies selbständiges Leben gekannt, mit einemmale die ihr geschenkte Freiheit gebrauchen können? Wohl waren eine Anzahl älterer Leute vorhanden, die sich noch ihrer freien Jugend in Afrika zu erinnern wußten. Aber es war die Freiheit eines barbarischen Volkes gewesen, die sie damals besaßen; und eine solche durfte doch nicht in den Kolonien eines christlichen Landes um sich greifen. Zu der rechten Freiheit — selbst abgesehen von der christlich-kirchlichen, so doch wenigstens zur Freiheit des Kulturlebens — mußten die Neger jedenfalls erst erzogen werden, wenn sie hätten einen gesegneten Gebrauch von ihrer Freiheit machen sollen. Wie wenig aber bis dahin für die Erziehung und Bildung der Slaven (trotz aller dankenswerthen Bemühungen seitens der Mission) geschehen war, ist oben bereits ange deutet worden. Nicht die Form der Sklaverei war es, die der damaligen Generation der Slavenbesitzer zum Vorwurf gemacht werden mußte, sondern daß sie innerhalb dieser Form nicht als Christen ihre Pflichten geübt hatten an den ihrer Gewalt anvertrauten Menschenseelen, daß sie die geistige und geistliche Förderung der Slaven gröblich versäumt hatten, obwohl in manchen Stücken für das äußere Wohlbefinden verhältnismäßig gut gesorgt wurde. Bei dieser Vernachlässigung mußte die Gesetzgebung zu Gunsten der Neger beginnen, und in einer angemessenen Periode ihre innere Beschäftigung für den Gebrauch der Freiheit herbeiführen, wobei auch in ihren äußeren Verhältnissen in möglichst hohem Maße allen Rücksichten christlicher Humanität Rechnung getragen

werben kann
Abfassung
Stufen der
Christenhum
der Apostel
Ja das Verh
licher Sünde
zu jenen Au
Luthers Erkl
eines Slaven
so ein Amt
sagt, „mit ein
ist“. So wo
vereinzelten
Standen gewe
Und doch hä
durch welche
die Neger ni
auszubeuten,
zu ihrem wa
Beschäftigung
und Selbstän
Das fin
liegen. Die
freund. Sein
Verüchtigk
auch bei der
durfte, lag fr
aber, die man
wurde von al
daß vom 1.
heren Slaven
bei ihren bis
arbeiten sollte
und nach 6 J
Verhältnis a
die Neger sel
nun freie Le
standen.

Jetzt fin
Befähigk
digende Erklä
in der zweite
Freiheit an d
würden diese
der Generatio
es für eine C
rechten Gebra

von 1831
zündend, das
aufflammte.
der beiden
allen. Die
die Herzen
im Wilber-
n scheiden,
, es koste
lebens die
önt. Bald
mit dem
o Sterling
s am 28.

hlgesinnten
en. Wie
ung ernste
ist geboren
erwiesen,
Bastille in
en, denen
inend und
ein Glück,
sollte eine
i gekannt,
en? Wohl
rer freien
heit eines
ine solche
ndes um
r christlich
— mussten
gesegneten
dahin für
iswerthen
eits ange-
pomaligen
n müsste,
Pflichten
elen, daß
versäumt
den ver-
ng musste
er ange-
Freiheit
möglichst
getragen

werben konnte. — Obwohl nach dem Wesen des Christenthums die Abschaffung der Sklaverei als Ziel zu erstreben ist, ist doch auf gewissen Stufen der Entwicklung die Form der Sklaverei keineswegs mit dem Christenthum unvereinbar, wie mehrere unzweideutige Ermahnungen der Apostel an die Sklaven ihrer Zeit, so wie an ihre Herren beweisen. Da das Verhältniß der Herren und Sklaven, mag es auch aus menschlicher Sünde veranlaßt sein, kann und soll unter Gottes Leitung mit zu jenen Autoritätsverhältnissen gehören, von denen nach Dr. Martin Luthers Erklärung unter dem 4. Gebote zu handeln ist. Die Stellung eines Sklavenbesitzers, in christlichem Sinne aufgefaßt, sollte allerdings so ein Amt sein, das, wie eine weitere Auslegung des Katechismus sagt, „mit einem Abglanz göttlicher Majestät den Menschen zugut bekleidet ist“. So war die Stellung, bis dahin freilich vielleicht nur in sehr vereinzelten Fällen aufgefaßt worden, und keine Gesetzgebung wäre im Stande gewesen, eine derartige allgemeine Auffassung herbeizuführen. Und doch hätte sich wohl eine Ordnung der Dinge herbeiführen lassen, durch welche die Besitzer angehalten worden wären, ihre Autorität über die Neger nicht blos wie gewöhnlich bisher in selbstsüchtigem Eigenuß auszubeuten, sondern vielmehr zur Erziehung und Förderung derselben zu ihrem wahren Berufe als Menschen anzuwenden, und damit die Befähigung der Schwarzen für einen rechten Gebrauch der Freiheit und Selbständigkeit anzubauen.

Das sind freilich Gedanken, die dem einseitigen Liberalismus fern liegen. Die Begriffe „Autorität von oben“ und „Zucht“ sind ihm fremd. Seine Freiheit ist ein ganz abstrakter Begriff, der ohne viel Berücksichtigung der Verhältnisse angewandt wird. So geschah es denn auch bei der Emmanzipation. Daß die Sklaverei nicht plötzlich aufhören durfte, lag freilich zu sehr auf der Hand. Die kurze Übergangszeit aber, die man annahm, war wie sich bald herausstellte, ungünstig und wurde von allen als ein Mißgriff erkannt. Das Gesetz bestimmte nämlich, daß vom 1. August 1834 an die Sklaverei aufhöre, doch daß die früheren Sklaven von da an als sogenannte „Lehrlinge“ (apprentices) bei ihren bisherigen Herren bleiben und unter festgesetzten Bedingungen arbeiten sollten. Nach 4 Jahren sollten die Hausneger (non predials) und nach 6 Jahren die Feldneger (predials) entlassen werden. Dieses Verhältniß aber gab zu vielen Unglücksfällen Veranlassung, zumal die Neger selbst bereits hinreichend darüber belehrt waren, daß sie nun freie Leute seien, wobei sie freilich die Freiheit auf ihre Art verstanden.

Jetzt findet man freilich oft bei Schildderungen der beklagenswerthen Zustände, wie sie auf den westindischen Inseln herrschen, als entchuldigende Erklärung die Bemerkung, daß man füglicher Weise doch erst in der zweiten oder dritten Generation werde die rechten Früchte der Freiheit an den Schwarzen erwarten können. Wie viel schneller aber würden diese gezeitigt sein, wenn man dieses kostbare Geschenk nicht der Generation anvertraute, die es nicht zu würdigen verstand, sondern es für eine Generation aufgehoben, die man mit allem Ernst für den rechten Gebrauch desselben herangebildet hätte! Unter solchen Maßnahmen

hätte allerdings der erste August 1894 ein größerer Segen für Westindien werden können, als dieser Tag im Jahre 1838 geworden ist.

Zunächst freilich schien alles gut zu gehen. Der „erste August“ wurde von der einen Seite mit Freuden, von der andern mit mancher Besorgniß erwartet. Die Schwarzen sprangen und jubelten bei dem Gedanken an den „Fus of Augus“ wie sie sagen. Die Pflanzer, wenigstens auf Jamaica, fürchteten, die Freiheit möchte tumultuarisch begrüßt, und dabei an ihnen selbst Rache genommen werden. Aber der Tag verlief ruhig und ordentlich. Die Missionskirchen waren gedrängt voll bei den Dankgottesdiensten, die überall veranstaltet wurden. Nur die anglikanischen Kirchen einiger Orte auf Jamaica (namentlich in Kingston) blieben geschlossen — jebenfalls kein schöner Zug! — Einer Schilderung der Feier auf Antigua¹⁾ entnehmen wir Folgendes: „Die Nacht vom 31. Juli auf den 1. August wird nimmer vergessen werden. In den nonconformistischen Kirchen wurde spät Abends der Gottesdienst begonnen, und früh am ersten August geschlossen. Sie waren von ungeheuren und andächtigen Versammlungen besucht. Wenige Minuten bevor der Glöckenschlag die denkwürdige Stunde der Freiheit anzog, wurden die Zuhörer aufgefordert, sich in tiefer Dankbarkeit zum Gebete zu beugen. Als der feierliche Klang ertönte, dröhnte ein plötzlicher Donner über die Insel hin, — als ob die Artillerie des Himmels Zeugnis gäbe, daß Afrika's Söhne frei seien, — als ob Gott selbst die höchste Sanktion zu dem Beschuß gäbe, den ein irdischer König sanktionirt hatte.“ Die Kapellen waren festlich mit Kokoszweigen geschmückt. Jede Stadt und jedes Dorf trug ein festliches Gepräge. In den Schulen wurden Kinder und ältere Leute mit Kuchen und Limonade bewirthet. Am Abend waren dieseljenigen, „welche gewohnt waren den unwiderstehlichen Erregungen, welche die Musik auf flüchtige Gemüther ausübt“, zu folgen, fröhlich beim Tanze; aber christlich gesinnte Leute waren wieder in den Kapellen versammelt. Keine Ruhestörung fand statt, es ging alles ruhig und ordentlich zu. Nachdem die Erregung sich gelegt hatte, ging ein Theil der Arbeiter für angemessenen Lohn an ihr Werk, und die Zuckerfultur wurde wie bisher fortgesetzt. Einige der Sklaven hatten sich vorgenommen, eine ganze Woche zu schlafen, wenn sie frei würden. Andre waren zuerst abgeneigt, wieder in die Arbeit einzutreten, bis ihr Verstand und Herz völlig davon überzeugt waren, daß sie wirklich frei seien. Für manche Plantagen entstanden daraus Schwierigkeiten — doch scheinen sich die Verhältnisse auf Antigua in der ersten Zeit recht günstig gestaltet zu haben. Hier war auch durch die Mission und den Schulunterricht mehr als auf andern Inseln vorgearbeitet. Die Landleute von Antigua zeichneten sich bald durch einen guten Ruf aus.“ Horsford knüpft hieran auch die Bemerkung, wie nötig es gewesen wäre, vor der Abolition der Sklaverei einen gesetzlich geregelten Schulunterricht auf allen Kolonien einzuführen.

Nicht überall ging es so gut, wie auf Antigua. Der erste August verlief freilich auch in Jamaica ruhig. In Kingston bemerkte man

¹⁾ Horsford, a voice from the West Indies, p. 125.

nur einen Haufen troßen mit Stein kann nicht fang' ganze Nacht du und die letzte S waren jedoch die Gang hätte weit ihren Ingrimm sie alle die Liebe Slaven geleistet waren. Manch Rottgründe und auf denselben st Gewalt unterdrückt Richter auf ihre üben, ohne daß fachen Reiberei pation auch der vielen Plantagen. Viele Grundstücke Neger verschaffte und kleinere Leute sich mit dem Boden erst urbar zu machen, aber, in derung der Regierung alle Weise das Regeln blieben unerlangten. Doch

Doch der Schaden vom Mutterland Kolonialwaren zugunsten fremder liberalen Politik mit Sklavenarbeitsfähigen Kolonien, daß zahlreiche Plantagen günstigen Verhältnissen wo die Neger bis dienst einblühten übersah, daß die

¹⁾ Das sogenannte siederten Laube.

²⁾ Es ist ein Schwarzen, in dem stehen.

³⁾ Vergl. Hor-

für West-
erden ist.
August“
it mancher
bei dem
er, wenig-
begrüßt,
der Tag
rängt voll
Nur die
Kingston)
derung der
vom 31.
n noncon-
nen, und
uren und
bevor der
urden die
u. beugen.
mer über
nß gäbe,
Sanktion
te.“ Die
Stadt und
en Kinder
m Abend
jenen Ere-
zu folgen,
wieder in
ging alles
atte, ging
und die
en hatten
i würden.
n, bis ihr
irlich frei
keiten —
Zeit recht
sion und
tet. Die
stuf aus.“
gewesen
en Schul-
ste August
erkte man

nur einen Haufen Schwarzer, die nach einem betrunkenen weißen Matrosen mit Steinen warfen und jubelnd riefen: Wir frei sein! Vattra kann nicht fang' uns; Hurrah fuss of Augus! Anderwärts wurde die ganze Nacht durch getanzt, bis das Fell der Kesselpauke zerschlagen und die lezte Seite der Fidel zertrügt war (Madden). Auf Jamaica waren jedoch die Gegenseite zu gespannt, als daß alles seinen ruhigen Gang hätte weiter gehen können. Die Pflanzer suchten jede Gelegenheit, ihren Ingrimm an den befreiten Negern auszulassen. Zunächst zogen sie alle die Lieferungen von Nahrungsmitteln zurück, die sie bisher den Sklaven geleistet hatten, wozu sie aber nun nicht gesetzlich verpflichtet waren. Manche vertrieben sie aus ihren Häusern, nahmen ihnen die Kostenreunde und ließen — schändlicherweise — die Fruchtbäume, die auf denselben standen, umhauen. Daraus entstanden Unruhen, die mit Gewalt unterdrückt werden mußten. Auch wußten die Pflanzer, die die Richter auf ihrer Seite hatten, noch manche harte Behandlung zu verüben, ohne daß diese ihren Rechtsschutz gefunden hätten. Die mannigfachen Neiberereien führten dahin, daß schon 1838 die völlige Emancipation auch der Feldneger eintrat. Nun aber war es vollends mit vielen Plantagen, auf denen keine Arbeiter zu haben waren, vorbei. Viele Grundstücke blieben unbebaut liegen, die Gebäude verfielen. Die Neger verschafften sich Grund und Boden, auf dem sie ihre Hütte bauten und kleinere Kulturen selbstständig unternahmen. Besonders gaben sie sich mit dem Piment¹⁾-Bau ab. Auf Jamaica, wo noch genug Boden erst urbar zu machen ist, gab es Platz für sie. Die koloniale Gesetzgebung aber, in der die alte Erbitterung der Pflanzer bis zur Aenderung der Regierung fortging, suchte diesen selbständigen Leuten auf alle Weise das Leben zu erschweren²⁾. Viele der beabsichtigten Maßregeln blieben unausgeführt, weil sie die Sanktion der Krone nicht erlangten. Doch waren die kleinen Leute mit harten Steuern überbürdet.

Doch der schwerste Schlag gegen die westindischen Kolonien sollte nun vom Mutterlande aus kommen. Bis dahin hatten Schutzzölle für die Kolonialwaren in England bestanden, welche die Konkurrenz der Erzeugnisse fremder Kolonien ausschlossen. Mit der zur Herrschaft gelangten liberalen Politik mußten diese Schutzzölle fallen (1846). Der auf Cuba mit Sklavenarbeit erbaute Zucker füllte die englischen Märkte. Die englischen Kolonien konnten dagegen nicht aufkommen. Die Folge davon war, daß zahlreiche Plantagen, namentlich solche, die schon bisher unter den ungünstigen Verhältnissen verschuldet waren, eingingen, womit aber auch dort, wo die Neger bisher noch hatten arbeiten wollen, viele derselben den Verdienst einbüßten. Man hat jene Maßregel hart getadelt³⁾, aber man übernahm, daß die politische Richtung, welche dieses Elend über West-

¹⁾ Das sogenannte englische Gewürz, die Frucht eines hohen Baumes mit gefiedertem Laube.

²⁾ Es ist ein Kampf der Rasse zwischen den 13,000 Weißen und den 350000 Schwarzen, in dem die etwa 80000 Braunen keineswegs ganz auf Seiten der letzteren stehen.

³⁾ Vergl. Horrocks, o. a. O. 231.

indien brachte, aus derselben lieberalen Strömung hervorgegangen ist, der die Emanzipation, so wie sie zu Stande kam, ihre Verwirklichung verdankt. — Um noch möglichst konkurrenzen zu können, mussten die Söhne auf den Plantagen, die sich noch gehalten hatten, herunter gesetzt werden. Die ausländische Bedürfnisse in hohem Maße gewöhnete Bevölkerung wurde durch die Schmälerung des Verdienstes hart gedrückt. Noth und Armut griff um sich, und die Schwarzen zogen sich immer mehr zurück. Namentlich auf Jamaica und Trinidad scheint dies der Fall gewesen zu sein. Auf letzterer Insel soll es nahe daran gewesen sein, daß die Plantagenkultur gänzlich aufhörte. Die Neger hatten sich nach dem Innern zurückgezogen, bauten ihre Lebensmittel und trieben Gemüsebau, Geflügelzucht u. dgl. für den Markt der Städte. Handwerker waren wohl vorhanden, aber oft auf keine Weise zu regelmäßiger Arbeit zu bewegen. Wenn sie ein paar Tage gearbeitet und ein Slimmchen verdient hatten, blieben sie fort und ließen sich nicht durch gutes Zubruden und Bitten bewegen weiter zu arbeiten, oder forderten einen unverschämten hohen Lohn.

Zur Abhülfe dieser Zustände suchte man auswärtige Arbeitskräfte einzuführen. Die Ansiedlung schottischer und deutscher Familien auf Jamaica verfehlte vollständig ihren Zweck; besser gelang die Einführung portugiesischer Arbeiter von Madeira. Schließlich aber griff man zu den Kuli's aus Ostindien und China, freie Arbeiter, aber durch einen Kontrakt für eine Reihe von Jahren gebunden. So kam nach Westindien ein ganz neues Element der Bevölkerung. Auf Trinidad belief sich die Zahl derselben auf mehr als 20,000, vorzugsweise Hindus¹⁾. Auf Jamaica waren bis 1856 schon 18000 Kuli's eingeführt. Auch diese Arbeiter haben jedoch nicht ganz den Erwartungen entsprochen. Besonders die Chinesen sind vielfach für die Kolonien recht unbedeckt geworden, namentlich da, wo sie nach Ablauf ihres Kontraktes sich als selbständige Arbeiter für eigene Rechnung angesiedelt haben. In vielen Beziehungen genz das Gegenteil vom Neger, mit unsäglich geringen Bedürfnissen, in hohem Grade fleißig und geschickt, dabei schlau auf jeden Vortheil bedacht, besiegen sie bald die Konkurrenz jedes anderen Arbeiters. Manche aber sind auch zu Raub- und Diebsgesindel geworden. Für die schwarze Bevölkerung war die Einführung jedenfalls sehr nachtheilig. Man hätte erwarten sollen, daß die Mission sich dieser neuen heidnischen Bevölkerung mit Sorgfalt annehmen würde. Mit Ausnahme der unten zu erwähnenden anglikanischen Schulen für Hindukinder finde ich jedoch auf dem in Rede stehenden Gebiete nichts anzuführen.

Zu dem Ruin der Zuckerkultur kam aber als eine schwere Noth das gänzliche Darunterliegen des Importhandels aus den Vereinigten Staaten infolge des Krieges. Auch die Neger sind an importierte Waaren im weitesten Maße gewöhnt. Nicht das geringste Stück ihrer Kleidung können sie selber produzieren; was Wunder, wenn bei den theuren Baumwollpreisen jener Periode viele oft kaum ein paar Lumpen hatten, ihre Blöße zu decken. Aber auch selbst an eingeführte Nahrungsmittel oder Genussmittel hatten sie sich vielfach ge-

wöhnt, und in Regeregesellschaften und Salzfleisch den ungünstigeren einen großen Tham die bitterstebare Dürre aufführte. Hunger und auf manchen Genug die schön in neuerer Zeit Auch die Plantagengroßen und ganz bis die Wunden begangenen Fehlverhältnissen die Abschnitte zeigen

Von der Abschnitt die Nr. 1. Januar 1861 der britischen Es vermeindeten von Rousseau²⁾ von tholischen Gewöhnungen die britischen A findet. Ueber i der Verhältnisse

Es sind nun und statt einer lichen Fortschritts sich selbst überlädt in die Erde ein die Mühle zu m fahren in Afrika so viel an, als

¹⁾ Für Jamaika blutigen Unterblätter einander gerathen, dem wurde die Kolonie unterleider in der ganzen Menge aus dem Lande ausgetrieben und sind umfassend unterricht zu haben.

²⁾ Jahrbücher

gangen ist, wirklichlich
n die Söhne
geht werden.
Bevölkerung
Noth und
nehr zurück.
all gewesen
in, daß die
nach dem
n. Gemüse-
handwerker
ächiger Ar-
Sämmchen
gutes Zu-
einen un-

Arbeitskräfte
milien auf
Einführung

iff man zu
aber durch
lam nach
f Trinidad
weise Hin-
eingeführt.
ungen ent-
hres Kon-
angesiedelt
Neger, mit
d geschickt,
Konturrenz
und Diebs-
einführung
z die Mis-
annehmen
litischen
stehenden

were Noth
aus den
nd an im-
geringste
der, wenn
kaum ein
st an ein-
ielfach ge-

wöhnt, und in den Zeiten des Ueberflusses war selbst Champagner bei Reger gesellschaften nichts Unerhörtes gewesen; während Reis, Salzfisch und Salzfleisch einer Artikel für das tägliche Leben bildeten. Unter den ungünstigen Handelsverhältnissen wurden diese Gegenstände für einen großen Theil der Bevölkerung unerschwinglich. — Vollends aber kam die bitterste Noth über Westindien, als mehrere Jahre lang furchtbare Dürre auf den Inseln herrschte, die vollständige Missernten herbeiführte. Hungersnoth walzte weit und breit; dazu kamen Epidemien, und auf manchen Inseln Verwüstungen durch Orkane und Erdbeben. Genug die schönen Inseln befanden sich in der schäglichensten Lage. Erst in neuerer Zeit scheinen sich die Verhältnisse wieder gehoben zu haben¹⁾. Auch die Plantagen nehmen hie und da wieder einen Aufschwung. Im großen und ganzen wird aber Westindien noch lange zu laboriren haben, bis die Wunden ausgeheilt sein werden, welche die in der Emanzipation begangenen Fehlgriffe veranlaßt haben. Wie sich aber unter diesen Verhältnissen die Mission weiter gestaltet hat, mögen uns die folgenden Abschnitte zeigen.

Anhang.

Von der Emanzipation auf den dänischen Inseln wird im nächsten Abschnitt die Rede sein; auf den niederländischen erfolgte sie erst am 1. Januar 1860. Um zu zeigen, wie man auf den erstenen die bei der britischen Emanzipation vorgetommenen Fehlgriffe mit Erfolg zu vermeiden suchte, führe ich Folgendes aus einem Berichte des Bischofs von Roseau²⁾ vom Jahre 1866 an. Ich fürchte mich nicht, einen katholischen Gewährsmann zu citiren, zumal sich das, was er über die britischen Kolonien sagt, vielfach auch in evangelischen Berichten findet. Ueber die dänischen Kolonien war mir eine nähere Darlegung der Verhältnisse nicht vorgekommen. Der Bischof schreibt:

"Es sind nun 27 Jahre, daß ich auf den englischen Kolonien wohne, und statt einer wirklichen Verbesserung, statt eines materiellen und sittlichen Fortschrittes muß ich vielmehr einen Rückschritt nachweisen. Die sich selbst überlassenen Neger vereinzeln sich, sie bauen sich aus einigen in die Erde eingerammten Pfählen elende Hütten, ohne sich auch nur die Mühe zu nehmen, den Boden auszuebnen, ganz so wie ihre Vorfahren in Afrika. Von dem Lande, das sie erworben, bauen sie gerade so viel an, als sie für ihre Bedürfnisse hinreichend erachten, woher es

¹⁾ Für Jamaica datirt eine neue Zeit von 1866. In dem Aufstande und der blutigen Unterdrückung derselben waren die politischen Gegenfärze nochmals hart aneinander gerathen, worüber weiter unten ausführlichere Mittheilungen folgen. Seitdem wurde die Form der Regierung geändert; die Selbstverwaltung aufgehoben und die Kolonie unter Verwaltung der Regierung des Mutterlandes gestellt. [Ich finde leider in der ganzen mir zugänglichen Literatur keinerlei genaue Angaben und mußte aus dem Gedächtniß citiren, was ich darüber mündlich gehört habe.] Seitdem sind umfassende Maßregeln getroffen, das heranwachsende Geschlecht durch Schulunterricht zu heben.

²⁾ Jahrbücher zur Verbreitung des Glaubens, 1867, IV S. 39.

denn kommt, daß sie selten etwas zu essen haben und sich dann über die Wurzeln und wildwachsenden Früchte hermachen, wenn sie nicht gar die benachbarten Pflanzungen plündern. Diese ungenützte Nahrung, die feuchte Wohnung, die schmutzigen Kleider, mit denen sie sich kaum bedecken, erzeugen Hautkrankheiten, unheilbare Geschwüre, endlich Ausatz und Kräfte, welche unter dieser Bevölkerung aufräumen und schließlich sie aufzehrten werden. Das Verlassen der Sklavenwohnungen seitens der Neger hat die Ansiedler gezwungen, Verträge mit Gesellschaften zu schließen, um indische und chinesische Arbeiter, verkommen und lasterhafte Landstreicher kommen zu lassen, welche in der Umgebung der von den Europäern besuchten Häfen zusammengerafft werden. Besser und auch leichter wäre es gewesen, aus der schwarzen Bevölkerung, die doch schon christliche Anschauungen in sich aufgenommen hatte, Vortheil zu ziehen, indem man sie nach und nach durch gehörige Leitung zu einem geregelten Leben und zu den Wohlthaten der christlichen Bildung hingeführt hätte. Das hat man in den dänischen Kolonien begriffen; die freigewordenen Neger mußten in den Wohnungen, deren jede ein Dorf bildet, verbleiben. Hier sind sie, nach einer Verordnung vom Januar 1849, in lustigen und sauberen Steinlütten, die in zwei Zimmer abgetheilt und mit Ziegeln oder Brettern gedeckt sind, untergebracht. Jede Familie hat einen Garten von mindestens fünfzig Quadratfuß und einen Hof für Geflügel und Schweine. Am Samstag wird in allen Lütten die Nahrung für die Woche ausgetheilt: Mehl, eingefaselzte Fische, Zucker, Syrup; dazu können die Arbeiter noch die Erzeugnisse ihres Gartens fügen. In jeder Sklavenbehausung sind die Arbeiter nach dem Alter und der Kraft in drei Abtheilungen geschieden. Alle werden am Ende der Woche ausbezahlt, außer daß von der Wochenlöhnnung der Erwachsenen fünfzehn Centimes für Arzt und Arzneien abgerechnet werden. Bis zum zwölften Jahre werden die jungen Arbeiter auf Kosten des Sklavenhauses versorgt. Der Verwalter ist verpflichtet, dem Arzt und dem Geistlichen zu schreiben, sobald ein Arbeiter leiblichen oder geistigen Beifand nötig hat. Das Morgen- und Abendgebet wird gemeinsam verrichtet; die jungen Leute sind gehalten, am Samstag in die Kirche ihres Bekenntnisses zu gehen, um den Religionsunterricht zu empfangen. An diesem, wie auch am Sonntage, haben die Arbeiter alle Freiheit, in die Stadt und in die Kirche zu gehen. Es ist ein interessantes Schauspiel, wenn man sie da auf ihren kleinen zweirädrigen, schön bemalten, mit einem kleinen Pferde oder Maulesel bespannten Wägelchen herkommen sieht. Alle sind sauber gekleidet und scheinen eine gute Gesundheit zu genießen; auch ihre Höflichkeit und gute Haltung sind bemerkenswerth. Im ganzen ist der Anblick, den die dänischen Inseln darbieten, ein sehr trößlicher."

9. Die Missionsarbeiten

War auf den Arbeitsschichten immer größerer Tiere der harte Betrieb auf allen 6 Stationen, so daß man nicht konnte, die Kirche Personen fassen, heran, so daß man mussten. War dürfen wir doch „Ein solcher Arbeit fast unverwandtbar jeden Missionär der Jünger wieder erblickt im silberweissem Haar und eine weißes Tuch wird geübt, teilweise zerstreut von den Missionaren zum Sonntag empfangen sollen, länger, jeden Sonntag zur Konfirmation an einem folgende Sonntagsnahme in die Kirche der Erwachsenen und Sonntag ist Verlobung und Limonade mit grünem Vanille-Likör eine Helferin, mit kantigen angestellten Füßen, sie zu sehen haben. Sammlungen werden besprochen wird. Die Missions-Inseln gehören, bestimmten Missionären

¹⁾ cf. Bauer.

9. Die Mission der Brüdergemeinde bis auf die neuste Zeit.

a. Britisch Westindien.

Jamaica.

War auf dieser Insel, wo die Brüder früher so vergeblich zu arbeiten schienen, schon im letzten Jahrzehnt vor der Emmanzipation immer größerer Erfolg zu Tage getreten, so erwies sich durch die letztere der harte Boden vollends für die Aussaat des Evangeliums gelodert. Auf allen 6 Stationen waren, wie aus dem Jahre 1834 berichtet werden konnte, die Kirchen überfüllt. Die zu Fairfield konnte nur etwa 800 Personen fassen, doch drängten sich 2000 Zuhörer zu den Gottesdiensten heran, so daß meist zwei Versammlungen hintereinander gehalten werden mußten. War die Bewegung auch weit mehr extensiv als intensiv, so dürfen wir doch anführen, was eine Schilderung aus dieser Zeit sagt¹⁾:

„Ein solcher Anblick von langen Reihen schwarzer Gesichter, die mit fast unverwandtem Auge auf den Redenden gerichtet sind, würde unfehlbar jeden Missionsfreund zu Lob und Dank gegen Gott stimmen. Viele der Jüngsten bringen ihre Gesangbücher und Bibeln mit, und hin und wieder erblickt man dieselben auch bei einem hochbejahrten Neger mit silberweißem Haupthaar, der noch in seinen alten Tagen lesen gelernt hat und eine wahre Zierde der Kirche ist. — Die besondere Seelsorge wird geübt, theils indem die Missionare ihre Gemeindeglieder, namentlich die zerstreut wohnenden, besuchen, theils indem diese selbst zu den Missionaren zum Sprechen kommen. — Diejenigen Neger, welche die Taufe empfangen sollen, haben sich ein Vierteljahr lang, nach Umständen noch länger, jeden Sonnabend zum Unterricht einzustellen; ebenso diejenigen, welche zur Konfirmation vorbereitet werden sollen. Alle 8 Wochen wird an einem Sonntage das heilige Abendmahl gehalten; der darauf folgende Sonntag ist Betttag für die Erwachsenen, an welchem die Aufnahme in die verschiedenen Gemeindegrade, also auch die Taufe der Erwachsenen und die Konfirmation stattfindet. Der dann folgende Sonntag ist Betttag und Tauftag für Kinder. Jährlich einmal haben die Verheiratheten und die Kinder ein Liebesmahl, bei welchem Weißbrot und Limonade ausgeheitelt wird. Zu Weihnachten werden alle Kirchen mit grünem Laube, besonders mit der großen und wohlriechenden Pimento-Blüte geschmückt. — Auf jeder Pflanzung werden ein Helfer und eine Helferin, mitunter auch deren zwei, aus der Zahl der Kommunitanten angestellt, die die Aufsicht über die übrigen Gemeindeglieder zu führen, sie zu erinnern, und die Missionare von allem in Kenntniß zu setzen haben. Mit diesen Helfern werden zu bestimmten Zeiten Versammlungen gehalten, in welchen das Wohl einzelner sowohl als aller besprochen wird, und jährlich findet mit ihnen ein Liebesmahl statt. — Die Missions-Konferenzen, zu welchen sämtliche Missionare auf der Insel gehören, werden alle acht Wochen an einem vorher dazu bestimmten Missionenplatz gehalten.“ —

¹⁾ cf. Bauer, das Missionswesen der evangelischen Kirche. I, S. 168 f.

Die Zahl der Stationen hatte sich schnell gemehrt. Schon 1834 musste Beaufort angelegt werden, einige Stunden nördlich von New-Carmel, dann im folgenden Jahre Bethany, östlich von New-Eden, tief im Innern, auf der Kette der Miln Gully-Berge. 1838 kamen Nazareth und New-Hope, jenes zwischen New-Eden und Fairfield, auf der Höhe der Mayday Hills, dieses nicht weit von New-Carmel, am Strand von Parkers Bay. Ferner entstand ein Jahr später Liti, südöstlich von New-Bethlehem, nicht weit von der Savanna auf den Manchester Bergen, und 1840 Bethabara, südöstlich von Fairfield. Erst 7 Jahre später wurde die dreizehnte Station, Springfield, östlich von New-Carmel, errichtet, und endlich 1866 entstand die neuße, Mizpah, mit dem Außenplatz Broadleaf.

Alle diese Plätze liegen im westlichen Theile der Insel, mit Ausnahme von Irwinhill, ziemlich konzentriert im Gebiete der Parochien St. Elizabeth und Manchester. Die meisten sind auf Bergen und Hügeln in verhältnismäßig gesunder Lage erbaut; nur New-Eden und Irwinhill liegen niedrig und daher ungünstiger, während New-Hope 1870 höher hinaus verlegt wurde, und seitdem Salem heißt. Jede Station besteht aus einem Wohnhause, einer Kirche, einem Küchen- und Vorrathraum und Stallgebäuden. Zu jeder gehört ein größeres oder kleineres Stück Land, das zur Weide für einige Pferde und Kühe benutzt wird. Wo es sein kann, ist auch ein Garten angelegt, um Gemüse zu erzielen. Die Häuser sind nett und einfach gebaut. Die Kirchen meistens von Stein, einige von Holz. In jeder ist eine Kanzel angebracht¹⁾, einige sind auch mit Chören versehen. Wo zwei Missionare an einem Platze wohnen, wird auch das Schulzimmer als zweite Kirche benutzt.

Auch das Schulwesen nahm einen erfreulichen Aufschwung. Nachdem bereits seit 1826 auf allen Missionsplätzen der Brüdergemeinde Sonntagschulen für Negerkinder, seit 1828 an vielen Orten Wochentagschulen und auf manchen Pflanzungen Abendschulen, in denen die Neger sich, so weit es ging, gegenseitig unterrichteten, angelegt worden, wurde 1836 auch ein Anfang mit Kleinkinder-Schulen gemacht. In den Wochentagschulen wird Lesen, Rechnen, Schreiben, Rechtschreibung und Religion getrieben; die Mädchen bekommen auch Unterricht im Nähen. Die angestellten Lehrer oder Lehrerinnen nehmen die verschiedenen Klassen der Reihe nach vor. Der Unterricht wird täglich 5 Stunden mit Anwendung der Lancaster'schen Methode ertheilt; Freitags und Sonnabends, wo die Kinder mit ihren Eltern in den Gärten arbeiten, ist keine Schule. Seit der Freilassung bezahlen die Kinder auch Schulgeld, doch geht eine gute Anzahl aus Armut oder andern Ursachen frei aus, und die Kosten für die Lehrer und die Erhaltung der Gebäude werden durch das eingehende Schulgeld nicht überall aufgewogen. Zur Ausbildung der Lehrer besteht ein Seminar in Fairfield, sowie ein Institut für Lehrerinnen in Bethabara. Ende

¹⁾ Also abweichend von den sonstigen Sälen der Brüdergemeinde, die nur den Liturgustisch haben.

1852 waren in 48 Kinder, zusammen 29 während die der Sd aber 21 auf den Sd

Das Wachsthum
folgende Zahlen darf

Im Jahre:

1831
1834
1845
1848
1855
1869
1870
1871
1872
1873
1874

Wir sehen also erreicht war. Von Gang in der Seelenz der Abendmahlsgeno

Werfen wir nu
tionen.²⁾ Die Entstel
wichtige Erscheinung
das als Mittelpunkt
ein solches Dorf, d
1842 wurde auf die
Negerknaben zwischen
die zu Missionsgehüll
und Vorbereitungssch
äftigten. Einer r
Riis nach Akropo
wurde in New-Bet
Anstalt zwölf Knab
wohnten, mit Buch
Lesen, Schreiben, S
zur Bestreitung ihre
sicht der Missionare
School (Seminar) l
wieder angestellt wo

¹⁾ Basler Mission

²⁾ Dabei folgen w
Beschreibung der neuen

³⁾ Basler Mission

Burkhardt, Missions-Bibli

1834
Nem-
Eden,
amen
field,
rmel,
päter
anna
von
i ng-
d die

Aus-
ochien
d Hül-
und
Hope
Jede
und
oder
e be-
Ge-
Die
anzel
Mif-
weite

Nach-
einde
Orten
ulen,
, an-
julen
iben,
auch
hmen
täg-
heit;
den
i die
oder
Er-
nicht
inar
Ende

c den

1852 waren in 48 Landschulen 1341, in 13 Stationsschulen 1633 Kinder, zusammen 2974.¹⁾ Bis 1873 wuchs die Schülerzahl auf 3780, während die der Schulen geringer wurde: zusammen 54, von denen aber 21 auf den Stationen.

Das Wachsthum der Gemeinden läßt sich am anschaulichsten durch folgende Zahlen darstellen:

Im Jahre:	Bahl der sämmlichen in Pflege befindlichen Personen.	Bahl der Abendmahlsgenossen.
1831	5121	?
1834	8000	?
1845	13789	?
1848	13376	?
1855	12952	4127
1869	12357	4309
1870	12323	4200
1871	12587	4289
1872	12911	4296
1873	12971	4400
1874	13414	4499

Wir sehen also, daß extensiv der Gipfel schon im Jahre 1845 erreicht war. Von da an tritt für ein Viertel Jahrhundert ein Rückgang in der Seelenzahl ein, während die ziemlich heftig steigende Zahl der Abendmahlsgenossen auf ein gefundes inneres Wachsthum deutet.

Werfen wir nun noch einen kurzen Blick auf die einzelnen Stationen.²⁾ Die Entstehung von Negerdörfern bei denselben war eine neue, wichtige Erscheinung. So bildete sich seit 1840 um Fairfield her, das als Mittelpunkt der Brüdermission auf Jamaica zu betrachten ist, ein solches Dorf, das bald 4—500 Einwohner hatte. Ende April 1842 wurde auf dieser Station eine Art Missionsschule eröffnet mit 6 Negerknaben zwischen 14 und 17 Jahren und 2 älteren Jünglingen, die zu Missionsgehilfen herangebildet wurden und außer den Schul- und Vorbereitungskunden sich zu ihrem Unterhalt mit Handarbeit beschäftigten. Einer von diesen Erstlingen folgte hernach dem Missionar Riis nach Akropong in Westafrika als Schullehrer, ein anderer wurde in New-Bethlehem angestellt. Im Februar 1845 zählte die Anstalt zwölf Böblinge, welche in einem bequemen Hause zusammen wohnten mit Büchern und Schreibmaterial versehen wurden, und Lesen, Schreiben, Rechnen, Sprachlehre und Erdbeschreibung lernten, zur Verteilung ihres Unterhalts aber täglich drei Stunden unter Aufsicht der Missionare im Garten arbeiteten. Nachdem aus dieser Normal-School (Seminat) bereits 16 Schullehrer ausgegangen und hin und wieder angestellt worden,³⁾ fand am 17. März 1853 die feierliche Ein-

¹⁾ Basler Missions-Magazin, 1853, IV, S. 64.

²⁾ Dabei folgen wir zunächst der ersten Ausgabe dieses Werkes, und lassen die Beschreibung der neusten Entwicklung besonders folgen.

³⁾ Basler Missions-Magazin 1852, IV, S. 323.

weihung des neuen Hauses zur Bildung von eingeborenen Gehülfen und Schullehrern statt. Die Böblinge, welche 20 an der Zahl, sind in 2 Klassen eingeteilt.¹⁾ Außerdem besteht in Fairfield, das auch seinen eigenen Missionsverein hat, ein Waisenhaus²⁾ für Negerkinder, gewöhnlich „Refuge-Schule“ genannt, darin sich meistens 20 bis 30 Böblinge befinden. Zwei Lehrerinnen haben die Leitung, die Kosten aber werben von einem Frauenverein in Jamaica und England bestritten.

Zu New-Eden, dem zwischen Fairfield und New-Carmel am lieblichsten gelegenen, aber auch heißesten und ungesündhesten Platze, hat seit der völligen Freilassung der Neger die Gemeinde eher ab- als zugenommen, und auf eine Vermehrung durch neue Leute ist wenig Aussicht. Zum Bau einer neuen Kirche 1841 gab die Regierung von Jamaica 300 Pfund Sterling (3600 Fl.). Ende 1845 zählte die hiesige Gemeinde 1299 Mitglieder.

Irwinhill mit seinem Nebenplatze Williamsfield wurde im Anfang der vierziger Jahre von dem alten heidnischen Teufelsgeist des Obiah und Myal, der als christliche Schwärmerie wieder austrauchte, bedroht. Die Myalisten behaupteten, daß Gott sie auf die Welt geschickt habe, alle jene Zaubererei und alle schlechten Menschen auszufinden und zu bezeichnen, daß er sie daher mit seinem Geiste begabt habe, die Geister zu unterscheiden, zu weissagen und alles Verborgene aufzufinden. Sie versammelten sich in der Nacht, gehördeten sich wie wahnhaftig mit Tänzen, Schreien und Singen, und gerieten endlich in einen so aufgereizten und erschöpfsten Zustand, daß sie zu Boden fielen und sich in einer Art Entzückung befanden. Das nannten sie „den Geist haben“ oder „das Haupt im Feuer haben“, und in solchem Zustande wollten sie Geister sehen, weissagen, alle Zaubererei deuten usw. Gestern nahmen sie auch mit Gewalt Besitz von christlichen Kapellen, um da ihr Dämonenwesen zu treiben. War jemand bei einem von ihnen als ein Zauberer oder schlechter Mensch angegeben, so suchten sie ihn auf, legten Hand an ihn, fingen an, ihn zu schlagen, ihm Wasser ins Gesicht zu gießen, kurz, ihn so lange zu quälen, bis er alles ein- und zugestand, was sie wissen wollten, u. dgl. - m. Im September 1842 brach dieses Unwesen aus; Ende 1842 wurden die Tänze auf mehr als 20 Zuckerplantungen in der näheren Umgebung von Irwinhill alle Nächte bis gegen Morgen gehalten; 1843 wagten sie es sogar, gegen Hausgenossen der Missionare, deren Warnungen ihnen im Wege waren, Gewaltthärtigkeiten zu üben, und Sicherheitsmaßregeln mutigten ergriffen werden. Es gelang der Polizei, sich einer Bande von etwa 40 zu bemächtigen, an welche sich auf dem Wege zur Stadt, wohin sie zum Verhör abgeführt wurden, noch ganze Scharen anschlossen. Sie bestanden aus Männern und Weibern und betrügen sich im Verhör wie Besessene, sprachen auch allerlei tolles, unzutreffendes Zeug, wie z. B. „es ist der Herr Jesus;“ — „wir nicht toll;“ — „wer sagen, wir toll? ussch! ussch! ussch!“ u. dgl. Das Abzeichen

¹⁾ Basler Missions-Magazin 1854, III, S. 99.
²⁾ cf. Ebenfalls 1845, III, S. 148.

der Myalisten
Weise um den Leib so
Getreibe w
Missionare
greissen dessen
die Gemeinde
Wslanzungen
stand, durfte
zeln aber,
ruhig und b
Lichtenhälter
Jahres 185
oder 8 wied
herzugelom
ausmacht, d
beigesfügt wo
daher ich sag
dienstes an d

Zu Ne
1845, worin
Grönland ga
und Schwest
d. J. stattha
monatlichen V
die Brüder un

Mit Ne
dem Platz se
am Fuße des
Mitte 1844
gleichfalls ihr
Missionar R

Zu Ne
Abnahme der
vermögens, da
tigkeit der Elte

Die Gen
Entfernung n
in schwer zug

²⁾ Es schien
Westafrika zu se
Leben einschließe.
Personen gemacht
vielmehr manche
Christen finde id
immerhin noch i
Heidentum ihre
Kraft.

hülfen und sind in 2
auch seinen
Kinder, ge-
is 30 Bög-
osten aber
beschriften.
armel am
Platz, hat
b- als zu-
wenig Aus-
erung von
ste die hie-
ld wurde
Teufels-
rei wieder
ott sie auf
hren Men-
nem Geiste
alles Ver-
geberdeten
d gerietben
dass sie zu
as nannten
", und in
Bauberei
christlichen
bei einem
so suchten
agen, ihm
bis er alles
Im Sep-
ebung von
gten sie es
ihnen im
maßregeln
Band von
adt, wohin
anschlossen.
im Ver-
hängendes
toll;" —
Abeichen

der Myalisten, meist junger Leute, war ein Tuch, das sie in auffallender Weise um den Kopf wickelten, und ein anderes, mit welchem sie sich den Leib so viel als möglich einschnürten. Ihr ganzes Wesen und Getreibe war ein Gemisch des Heidnischen und Christlichen. Die Missionare thaten das Ihre, dem Unwesen zu steuern und dem Umschreiten desselben träftig entgegenzutreten, und die gute Haltung, welche die Gemeinde behauptete, setzte dem Unwesen einen Damm. Auf den Pflanzungen, wo die Mehrzahl der Bewohner aus Gemeindegliedern bestand, durften die Myalisten sich gar nicht sehen lassen. Von den Einzelnen aber, welche ausgestoßen werden mußten, wurden mehrere bald ruhig und baten um Wiederaufnahme. — Im Juli 1852 schrieb Miss. Lichtenhäler von Irwinhill: "Von 70 Personen, die wir im Laufe des Jahres 1851 in unsere Gemeinschaft aufgenommen haben, sind nur 7 oder 8 wieder zurückgetreten. Seit dem 1. Januar d. J. sind noch 27 herzugekommen, was mit den 70 vom v. J. im ganzen 97 Personen ausmacht, die seit dem Erlöschen der Cholera unserer Gemeinschaft beigefügt worden sind. Dies ist eine Folge jener schrecklichen Plage, daher ich sagen darf, sie habe Gutes gewirkt. Der Besuch des Gottesdienstes an den Sonntagen ist auch besser als früher."

Zu New-Carmel wurde auf Anlaß einer Rede am 19. Januar 1845, worin Dr. Robbins einen kurzen Bericht von der Mission in Grönland gab, ein Missionsverein von Seiten der schwarzen Brüder und Schwestern gestiftet, dessen erste Zusammenkunft am 11. April d. J. statt hatte. Bald waren nahe an 200 Unterschriften zu einem monatlichen Beitrag von $1\frac{1}{2}$ Penny (= 15 Pf. neu) beisammen, und die Brüder und Schwestern in New-Bethlehem folgten diesem Beispiel nach.

Mit New-Bethlehem sind 2 Schulen verbunden, die eine an dem Platze selbst, die andere zu Schoolfield, etwa 2 Stunden entfernt am Fuße des Berges, auf dem New-Bethlehem liegt, seit 1842 eröffnet, Mitte 1844 von 35 Schülern besucht. Aus dieser Gemeinde, die gleichfalls ihren Missionsverein hat, sind 7 Glieder mit dem Basler Missionar Pitts¹⁾ nach Westafrika gegangen.

Zu New-Juline²⁾ hatte Missionar Pfeifer 1844 über beträchtliche Abnahme der Schulen seit der Negerbefreiung zu klagen, theils infolge Unvermögens, das Schulgeld zu entrichten, hauptsächlich aber aus Gleichgültigkeit der Eltern, welche die Vortheile der Erziehung nicht zu schätzen wußten.

Die Gemeinde von Nazareth wohnt zerstreut bis auf eine Stunde Entfernung nach allen Richtungen, theils auf den Pflanzungen, theils in schwer zugänglichen Klüften und Schluchten mitten im Walde. Mis-

¹⁾ Es schien die einfachste Art der Mission in dem für Europäer so tödlichen Westafrika zu sein, wenn man durch belehrte Neger aus Westindien dort christliches Leben einführte. Der Versuch jedoch, der durch den genannten Missionar mit 24 Personen gemacht wurde, läßt sich keineswegs als gelungen bezeichnen, veranlaßte vielmehr manche Enttäuschung. Von den zu Atropong angefeindeten westindischen Christen finde ich aus späterer Zeit nur die Bemerkung, daß sie bei allen Schweden immerhin noch das Bild einer christlichen Gemeinde darstellten. Allein gegen das Heidenthum ihrer Brüder etwas auszurichten fehlte ihnen doch, wie es scheint, die Kraft.

sionar Feurig daselbst mußte im Juli 1844 klagen: "In der kurzen Zeit seit unserer Herkunft fand ich mich veranlaßt, 14 Mitglieder auszuschließen, meistens wegen fleischlicher Vergehungen. Ueberdies werden Klagen und Streitigkeiten unter ihnen häufiger, welches deutlich zeigt, wie viel noch zu thun übrig ist, bevor sie geschickt sind, Wohnungen Gottes durch Seinen Geist darzustellen. Die hiesige Schule ist gegenwärtig in einem kümmerlichen Zustande; kaum ein Kind wird von den Eltern zur Schule geschickt, und an einem Vorwände, diese Versäumniss zu entschuldigen, fehlt es nie. Da sie eben selbst in Unwissenheit aufgewachsen sind, so verlangen sie auch für ihre Kinder nichts Besseres."

Bethany, 2000 Fuß über der Meeresfläche, unter mancherlei Schwierigkeiten und mit Hülfe der zur Gemeinde gehörigen Neger, von denen alle 14 Tage einige Hunderte beim Sprengen der Felsen, dem Ebnen des Bodens und dem Bau der Häuser unentgeltlich mit Hand anlegten, gegründet, ist einer der schönsten Missionsplätze der Brüdergemeinde. Sämmliche Gebäude sind von Stein aufgeführt. Die Kirche, auf der Vorderseite zwei Stockwerk hoch, da sie an den Felsen sich anlehnt, enthält im unteren Stock einige Stuben und ein geräumiges Schulzimmer, ist 175 Fuß lang, 50 Fuß breit, und fasst 8—900 Menschen. Die Kanzel, nebst der auf dieselbe führenden Treppe ist vom schönsten Mahagoni- und Cedernholz gearbeitet. Das sehr geräumige Wohnhaus ist vorn ebenfalls zweistöckig; über demselben befindet sich der Küchengarten. Zu den ursprünglichen 6 Acres sind 1842 noch 20 Acres hinzugekauft worden, auf denen das nötige Futter für das Vieh gebaut wird; auch werden von den daselbst angepflanzten Kaffee-Bäumen jährlich einige Centner Kaffee geerntet. Als im Jahre 1833 der Bau der Kirche begonnen ward, waren mehrere größere Pflanzungen im blühenden Zustande, und die Bevölkerung belief sich in einem Umkreis von fünf Viertelstunden auf mehr als 1000 Neger. Seit 1838 aber haben die meisten derselben die Pflanzungen verlassen und sich noch tiefer im Gebirge in Dörfern von 4—500 Seelen, 2, 3—3½ Stunden weit, angesiedelt. Einzelne Mitglieder der Gemeinde leben in noch größerer Entfernung, aber obschon der Durchmesser des von der Gemeinde bewohnten Umkreises 8 Stunden beträgt, werden die Gottesdienste ganz regelmäßig besucht, wenn nicht der Negen ein Hinderniß in den Weg legt.

Beaufort, mit einem weitläufigen, in 3 Abtheilungen gebrachten Gemeindegebiet und 2 zu dem Platze gehörigen Schulen, bei deren einer die vier ersten Brodfruchtbäume stehen, welche von den Südsee-Inseln nach Jamaica verpflanzt wurden, zählte Anfang 1845 etwa 653 Gemeindeglieder, die meist sehr zerstreut auf der benachbarten Bergkette wohnen.

New-Hope, an der Seeküste, ein noch junger Platz, zählte 1845 etwa 614 Gemeindeglieder.

Litz war früher blos von lauter braunen Leuten bewohnt, deren sich die Brüder seit 1829 annahmen. Nach der Freilassung zogen auch Neger hierher. Vom Januar bis Mai 1842 schlossen sich über 100 Seelen, meist braune Leute, der Gemeinde an, die Ende 1845 bereits 1178 Glieder zählte.

Betha
gelegt wurde
Strl. Ende
Schüler. U
daselbst: "U
Anzahl Sch
Kinder, so d
nur für 150

In neu
maica wohl
1860 gewe
haben, die s
in der Gehü
Es wurden
die Gemeind
Zu Anfang
evangelischen
durch die Ve
nach ähnliche
Endlich im C

Buer¹⁾) i
em Morgen ge
herzdrängte, u
ste Gemüse z
wohnen, wurde
von dem Einem
Erweckung auch
Junge lagen n
war nun keine
und gewaltigen
überall fand m
rigen Lebens, r
um Gnade ran
und Gnade üb
und da sehr si
Es fehlte nich
u. s. w. Der

¹⁾ Ueberbl
²⁾ Archiv
vor mehr als 4
meiner Geschle
originelle Man
fremdlichen G
und seinem Br
und ist bei jed
Spruch aus de
gleichungen zu
schildlichkeit Ge
verbindet er vi
teren und Höh
Achtung auf le

er kurzen
ieder aus-
es werben
lich zeigt,
ohnungen
ist gegen-
d von den
ersäumnis-
heit auf-
Besserer.“
mancherlei
Neger, von
lsen, dem
mit Hand
r Brüder-
Die Kirche,
felsen sich
eräumiges
900 Men-
e ist vom
geräumige
findet sich
2 noch 20
das Bieh
x-Bäumen
der Bau-
zungen im
n Umkreis
1838 aber
sich noch
Stunden
noch grös-
Gemeinde
enste ganz
Weg legt.
gebrachten
peren einer
see-Inseln
etwa 653
rten Berg-
ihlte 1845
hnt, deren
zogen auch
über 100
45 bereits

Bethabara. Zu der Kirche, deren Grundstein am 16. Jan. 1840 gelegt wurde, gab die Regierung von Jamaica gleichfalls 300 Pfund Strl. Ende 1845 zählte die Gemeinde 1017 Seelen, die Schule 46 Schüler. Unterm 15. April 1855 aber schreibt Missionar Seiler derselbst: „Unsere Tageschule hat gegenwärtig eine noch nie erreichte Anzahl Schüler. An manchen Tagen beläuft sich dieselbe auf 180 Kinder, so daß wir uns mit ihnen in unserm Schulhaus, dessen Raum nur für 150 hinreicht, kaum Rath wissen.“

In neuerer Zeit ist in der Mission der Brüdergemeinde auf Jamaica wohl das bemerkenswertheste Ereigniß die Erweckung von 1860 gewesen, obgleich sich bei weitem nicht die Hoffnungen verwirklicht haben, die sich an dasselbe knüpften. Schon im Jahre zuvor zeigte sich in der Gehilfenschule zu Fairfield eine auffallende geistliche Bewegung. Es wurden Gebetsstunden eingerichtet, da ein neuer Gebetsgeist durch die Gemeinde wehte. Dem Beispiel folgten bald die andern Stationen. Zu Anfang des genannten Jahres aber hielt man nicht nur die vom evangelischen Bunde angeregte Gebetswoche, sondern feierte, ermuntert durch die Berichte von den großen Erweckungen in Amerika und darüber hinaus, nach ähnlichen Erfahrungen, die Gebetsversammlungen noch weiter fort. Endlich im September fing es mächtig an, sich zu regen.

Zuerst¹⁾ in der New-Carmeler Gemeinde am 20. September, wo sich nach der am Morgen gehaltenen Gebetsversammlung eine große Schaar zu Brüderentzäler herandrängte, um Sündenbekennnisse abzulegen und Rath und Trost für das geängstigte Gewissen zu suchen. Fast alle Orte, wo die Mitglieder dieser großen Gemeinde wohnten, wurden von der Bewegung ergripen, man ließ alles stehen und liegen, um von dem Einem, das noth ist, zu hören und zu reden. Am 28. zeigte sich dieselbe Erweckung auch in den Nachbargemeinden New-Hulmeck und Springfield. Alte und Jüngste lagen mit einander auf den Knien und schrien zum Herrn um Gnade. Bald war nur keine der 13 dortigen Gemeinden mehr übrig, welche an dieser allgemeinen und gewaltigen, alle Herzen erschütternden Regung nicht Anteil genommen hätte, überall fand man Scharen von solchen, die in Stein und Busch wegen ihres bisherigen Lebens, nicht selten mit offenem Geständniß auch der vorborgensten Sünden, um Gnade rangen, oder deren Mund von Lob und Dank für erhaltenen Vergeltung und Gnade überfloss. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Bewegung anfangs hier und da sehr stürmisch, mit großem Geräusch und vielen äußerlichen Gebrüden auftrat. Es fehlte nicht an körperlicher Aufregung, krampfhaften Zuckungen, Ohnmachten u. s. w. Der berühmteste der Helfer in New-Carmel, der alte Archy²⁾ Monteith,

¹⁾ Ueberblick über das Missionswerk der Brüdergemeinde 1869, S. 24 ff.

²⁾ Archibald Monteith zu New-Carmel, ein geborner Afrikaner, schon vor mehr als 45 Jahren erwacht, der wegen seiner ausgezeichneten Gaben als allgemeiner Gehilfe angestellt ist und als solcher auf Jamaica umherreist. Dieser originelle Mann ist von ansehnlicher Gestalt, stark und kraftvoll; aus seinen offenen, freundlichen Gesichtszügen und seinen geistvollen Augen leuchtet die Liebe zu Jesu und seinen Brüdern hervor. Ohne fremde Anleitung hat er fertig lesen gelernt, und ist bei jeder Gelegenheit im Stande, ein passendes Beispiel oder einen treffenden Spruch aus der Schrift anzuführen. Dabei besitzt er ein ungemeines Talent, Vergleichungen zu machen, schlagnadig zu antworten, und mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit Gegenfragen zu stellen, so daß wenige ihm widerstehen können. Damit verbindet er viel Klugheit und Anstand, und versteht es, im Umgang mit Geduldigeren und Höhergestellten sich so weislich zu benehmen, daß die ihnen gebührende Achtung auf seine Weise verlegt wird.

war deshalb fast misstrauisch gegen die ganze Sache. Dass sich aber bei der oberflächlichen, leicht erregbaren und zum Hochmuth geneigten Gemüthsart der Neger auch manches mit eindrängte, was die Realität der Erweckung verdächtig machen konnte, ist wohl kein Wunder. Die Missionare nahmen sich jedoch mit Anstrengung aller ihrer Kräfte der Gemeinden an, um die Bewegung in der rechten Weise zu leiten und allen drohenden Ausschreitungen und Schwermereien vorzubeugen, was auch mit des Herrn Hilfe allmählich auf das Beste gelang. Allmählich wurde die Bewegung der Gemüther eine stillere, mehr nach innen gerichtete, und es ließ sich um so g'sicher eine nachhaltige Segensfrucht erwarten. Es sind zwar nicht alle Hoffnungen, die man wohl damals begte, z. B. in Betreff der Zunahme unserer Gemeinden, in Erfüllung gegangen, denn die Menge derer, welche von auswärts kommend an der Erweckung sich betheiligt und dem Drang der gewaltigen Anrengung für eine Weile Folge leisteten, ist später meistens wieder zu den vorigen flüchtlichen Wegen zurückgekehrt; nichtsdestoweniger aber ist es unbefreibar, dass diese Erweckung eine ganz besondere und außerordentliche Gnadenewirkung von unserm lieben Herrn war, eine kräftige Heimsuchung, welche auch eine reiche und bleibende Frucht des Segens für die dortigen Gemeinden hinterlassen hat, eine Zeit, von der man sagen könnte, dass Er „der Priester Herz“ voll Freude gemacht und seinem Volk der Gaben Fülle gegeben habe¹⁾, eine Zeit, deren in der Geschichte der Jamaicanischen Mission nicht vergessen werden wird.“

Nach solchen Erfahrungen glaubte man, eine neue Periode der westindischen Mission sei hereingebrochen, die freie farbige Bevölkerung sei soweit erstaunt, die Selbsterhaltung und Bedienung der Gemeinde durch Missionare aus ihrer Mitte zu übernehmen. Zur Abohnung einer solchen durchgreifenden Veränderung wurde 1862 eine genaue Visitation durch Br. Tunon aus Berthelsdorf und Br. Badham aus London vorgenommen, die bis Mitte des nächsten Jahres dauerte und mit einer allgemeinen Konferenz der westindischen Brüdermissionare auf St. Thomas schloß. Die Ergebnisse ihrer Untersuchungen aber blieben sehr weit hinter den Erwartungen zurück. Obgleich sich auf Jamaica weit mehr Leben zeigt als in den Gemeinden mancher andern Inseln, gilt doch auch dort, was im allgemeinen von der westindischen Mission der Brüder noch 1869 gesagt wurde¹⁾: „Farbige Missionare und Missionsgehilfen sind auf verschiedenen Stationen angestellt, doch noch nicht in solcher Zahl, dass man sich dem Ziele des Entbehrliebwerdens der europäischen Arbeiter bereits nahe sähe. Es scheint die Erreichung derselben vielmehr noch in weiter Ferne vor uns zu liegen. In den letzten Jahren sind in dieser Hinsicht nur unbedeutende Fortschritte gemacht worden.“ Dabei war die Bereitwilligkeit, mit der die Gemeinden zu den Kosten für kirchliche Bedürfnisse beitrugen, immerhin anzuerkennen.

Sehr erfreulich aber war es für diese Mission, dass in den schweren Verwirrungen des Aufstandes von 1865, von dem unten ausführlicher zu reden sein wird, die Gemeinden in christlicher Unterthanentreue eine befriedigende Haltung bewahrten. Fehlt es auch bis jetzt nicht an mancherlei Hemmnissen, wie z. B. die auch hier vielfach zu Tage tretende Verarmung der Bevölkerung, so sind dieselben auf der fruchtbaren waldbreichen Insel bei weitem nicht so schlimm, wie auf andern Inseln, die durch die Dürre mehrerer Jahre sehr schwerer Heimsuchung aus-

¹⁾ Ueberblick ff. S. 31.

gesetzt sind, neuerer Zeitmaica ist i
Schwachheit
reichliche Fr

Hier h
Jahrhund
Insel war b
dass bei der
von den Ue
Schon dama
Arbeit des P
ehe neugewo
wie die seit
Die Statisti
von dem eige
dort:

Im Ja
1809
1821
1827
1840
1846
1849
1856
1869
1870
1871
1872
1873
1874

Aho zu
da ab äußer
dem Annad
diese haben
fall der Br
selbst die kate
mir keinerlei
dadurch ver
Moniente mi
Rückgang de
findet sich n
als früher c
mögen, obgl
angenommen

gesetzt sind, abgesehen vor den Verwüstungen der Orlane, die auch in neuerer Zeit bedeutend waren. Das Gebiet der Brüdermission auf Jamaica ist immer noch eines, auf dem trotz mancherlei Mängel und Schwachheiten der Gemeinden denen, die mit Geduld arbeiten, eine reichliche Freubenernte wirkt.

Antigua.

Hier hatte die Mission bereits in den ersten Jahrzehnten unsres Jahrhunderts viel Frucht getragen. Die ganze Negerbevölkerung der Insel war bereits so mit dem Sauertheite des Christenthums durchdrungen, daß bei der bevorstehenden Emanzipation auf derselben ausnahmsweise von den Übergangsjahren der Lehrlingszeit abgesehen werden konnte. Schon damals schien der Dienst des Missionars immer mehr in die Arbeit des Pfarrers überzugehen. Und doch gehört noch lange Zeit dazu, ehe neugewonnene Gemeinden erstarken und einen solchen Halt gewinnen, wie die seit Jahrhunderten bestehenden Gemeinden christlicher Länder. Die Statistik der Brüdergemeinden auf Antigua gibt uns ein Bild von dem eigenthümlichen Entwicklungsgange, den sie nahmen. Es waren dort:

Im Jahre:	In Pflege überhaupt	Kommunisanten
1809	10814	—
1821	15000	—
1827	ca. 12000	—
1840	12292	—
1846	—	4729
1849	8806	—
1856	8200	—
1869	6234	2879
1870	6034	2756
1871	6206	2752
1872	6475	2866
1873	6231	2757
1874	6163	2825

Also zu Anfang des zweiten Jahrzehnts war der Gipfelpunkt; von da ab äußerlich Rückgang. Man möchte geneigt sein, die Abnahme aus dem Anwachsen der Methodistengemeinden zu erklären. Allein auch diese haben hier nie so große Zahlen erreicht, daß dieselben den Aussfall der Brüdergemeinde aufzuwägen. Wieviel die anglikanische und selbst die katholische Kirche an sich gezogen haben mögen, darüber finden wir keinerlei Anhaltpunkte. Epidemien, Hungersnoth, Orlane und die dadurch verursachte Verminderung der Bevölkerung mögen als wichtige Momente mit in Rechnung gezogen werden, immer jedoch muß uns dieser Rückgang der Gemeinden auffallend bleiben. Die genügende Erklärung findet sich nur in dem Zustande der Neger, die den jetzt jedenfalls höher als früher gestellten Forderungen des Gemeindelebens nicht entsprechen mögen, obgleich äußerlich die ganze Bevölkerung das Christenthum angenommen hat.

Nach der Emanzipation wurden hier übrigens noch 2 neue Stationen gegründet: Lebanon in der Mitte der Insel 1838, und Gracefield an der Nordküste 1840. Endlich ist 1859 der Predigtplatz Greenbay jenseits des Hafens von St. Johns auch zur Station erhoben, so daß die Zahl der Stationen auf 8 gekommen ist. 1847 wurde zu Cedarhall eine Centralschule gegründet, in dem fähige Negerkinder zur Aufnahme in das Schullehrerseminar der *Mico Charity-Stiftung*¹⁾ in St. Johns vorbereitet werden sollten. Die Gebäude dieser Anstalt wurden zwar schon im nächsten Jahr durch einen Sturm zerstört, aber wieder errichtet und seither mehrmals vergrößert.²⁾ Auch ein Lehrerinneninstitut wurde auf der Insel gegründet.

Hatte die Insel schon immer an Wassermangel gelitten, so steigerte sich zuweilen derselbe zu außerordentlicher Noth, wie 1837, wo das meiste Vieh starb. Auch in neuster Zeit trat wieder Dürre und Trockenheit mit den traurigsten Folgen ein. Überall in Westindien war der Plantagenbau seit der Emanzipation zurückgegangen; aber auf den wasserarmen Inseln konnte er vollends nicht gegen die Schwierigkeiten ankämpfen. Die Bevölkerung war ohne Verdienst. Nicht einmal die Lebensmittel, die der Neger bei seinen geringen Bedürfnissen nötig hat, gab der Boden her. Hungersnoth und Verarmung stellten sich ein. Der Kirchenbesuch wurde vernachlässigt. „Manche Gemeindeglieder entschuldigten sich damit, daß sie für sich und ihre Kinder keine anständige Kleidung mehr beschaffen könnten; andre überließen sich überhaupt der Mußlosigkeit und dem Stumpf Finn. Solche waren denn auch um so mehr dem schädlichen Einflusse der bei der Noth schnell zunehmenden Einsittlichkeit der Masse des Volkes ausgesetzt.“ Daran knüpften sich viel traurige Erfahrungen. Diese Zustände sind es, die sich auch in den schwankenden Zahlen, wie wir sie für die letzten Jahre gegeben haben, widerspiegeln.

S t. Kitts.

Zu den drei bereits vorhandenen Stationen dieser Insel kam 1845 Erfürdge an der Nordküste als die vierte hinzu, nachdem an dem Orte schon ein paar Jahre früher ein Schul- und Versammlungshaus gebaut worden war. Die Gemeinde zu Bethel schmolz zusammen, da die Negerbevölkerung der Umgegend seit der Emanzipation sehr abnahm. Andre Missionen breiteten sich mehr und mehr aus (wahrscheinlich sind die Methodisten gemeint) und viele von den Gliedern der Brüdergemeinde gingen zu ihnen über, besonders wo die neuen Stationen ihnen bequemer lagen. So finden wir auch hier eine beträchtliche Abnahme, wie folgende Zahlen zeigen: 1826: 5236, 1849: 3905, 1869: 3225. Seitdem schwankt die Zahl der Pflegebefohlenen zwischen 3371 und 3155. Die Zahl der Kommunilanten aber hat sich in den letzten 5 Jahren ziemlich fest auf 1250 gehalten. Auch ist hier durch Orlane, Erdbeben, Epi-

demien u. s.
der Mission

Hier no
zipation einer
1200 auf 3
Höhe nicht g
1000 Komm
town eine C
den beiden ä
errichtet wer
„Wir haben
noch ferne ist,
sowohl in g
können. Den
hatte, bezeug
mehr Verlan

Hier hat
Nach geringe
auf. Hier m
der Fünfziger
als auf den
nur die eine C
digtplätze ve
wurde im ge
Das Land u
auch hier wi
ordentliches S
sonders stark.
die Gemeinde
Dürre mit ih
armung sind
gewandert.
viel Gleichgi

Währen
Freiheit erha
die alte L
mark, zu de
sein scheint),
die den schä
die frühesten

¹⁾ Bergl. unten, unter Nummer 2.

²⁾ 1871 ist sie aufgehoben worden, da sich die Ausbildung in dem erstgenannten Institut in gleicher Weise erzielen läßt.

Stationen
acefield
reenbay
so daß die
Cedarhall
Aufnahme
in St.
lt wurden
er wieder
ieninstitut

o steigerte
wo das
Drocken-
war der
auf den
terigkeiten
inmal die
en nöthig
en schein.
sieder ent-
ansändige
haupt der
ich um so
en Enstitt-
sich viel
g in den
en haben,

am 1845
dem Orte
is gebaut
da die
abnahm.
nlich sind
gemeinde
n beque-
hne, wie
Seitdem
5. Die
ziemlich
en, Epi-

genannten

demien u. s. w. viel Schaden geschehen, unter dem auch die Entwicklung der Mission zu leiden hatte.

Barbados.

Hier nahm die Brüdermission im ersten Jahrzehnt nach der Emancipation einen wesentlichen Aufschwung. Die Seelenzahl stieg von etwa 1200 auf 3188 (im Jahre 1848), hat sich indessen doch auf dieser Höhe nicht gehalten. In neurer Zeit beträgt sie 2500, wovon gegen 1000 Kommunikanten. Schon 1834 hatte in der Hauptstadt Bridgetown eine Gemeinde gebildet werden können, und 1841 mußte zwischen den beiden älteren Saron und Mount Tabor eine neue, Cliftonhill, errichtet werden. 1847 wurde gelegentlich einer Visitation berichtet: „Wir haben uns überzeugt, daß die Zeit noch nicht da, ja vielleicht noch ferne ist, wo die Gemeinden (hier wie auf den früher besuchten Inseln) sowohl in geistlichen als in leiblichen Dingen auf sich selbst stehen können. Dennoch konnte 1855, nachdem die Cholera verheerend gehaust hatte, bezeugt werden, daß sich mehr Gefühl und Empfänglichkeit und mehr Verlangen nach dem Worte des Lebens fand gab.“

Tobago.

Hier hatte die Mission einen ähnlichen Verlauf, wie auf Barbados. Nach geringen Erfolgen blühte sie bald nach der Emancipation lieblich auf. Hier wurde die höchste Seelenzahl der Gemeinden zu Anfang der Fünfziger Jahre erreicht, hat sich seitdem aber auch bisher mehr als auf den andern Inseln in dieser Höhe gehalten. Bis 1842 war nur die eine Station Montgomery vorhanden, mit der mehrere Predigtplätze verbunden waren. Einer der letzteren, Indian Walk, wurde im genannten Jahre zur Station erhoben und Moriah genannt. Das Land umher ward an Neger verkauft, und so bildete sich bald auch hier wie um manche andere Missionsstation in Westindien ein ordentliches Dorf. 1845 war der Zudrang zur Kirche und Schule besonders stark. Nach den Verheerungen durch einen Orkan 1848 waren die Gemeinden in steter Zunahme begriffen. Später trat auch hier die Dürre mit ihren traurigen Folgen auf. Unter der zunehmenden Verarmung sind auch hier bereits viel Neger nach günstigeren Inseln ausgewandert. Bei den bleibenden zeigt sich namentlich unter der Jugend viel Gleichgültigkeit und leichtfertiges Wesen.

b. Dänisch-Westindien.¹⁾

Während in Britisch-Westindien schon lange die Schwarzen ihre Freiheit erhalten hatten, bestand auf den dänischen Inseln immer noch die alte Ordnung der Dinge. Es liegt darin kein Vorwurf für Dänemark, zu dessen Ehre es gesagt werden muß (was wenig bekannt zu sein scheint), daß die Dänen, und nicht die Engländer, die ersten waren, die den schändlichen Sklavenhandel abgeschafft haben; und zwar datiren die frühesten Bestimmungen darüber bereits von 1792, konnten jedoch

¹⁾ I. P. Knox, a historical account of St. Thomas. New-York 1852.

erst 1803 zur vollen Ausführung gebracht werden. Auch war die Lage der Neger seit Jahrzehnten in diesen Kolonien eine so wenig drückende, daß, als im Jahre 1847 Maßregeln für die beabsichtigte Emanzipation getroffen wurden, darüber unter der schwarzen Bevölkerung sich wenig Freude fand gab, ja sogar über einige nothwendige Folgen dieser Neuordnung, und die Art, in der sie eingeführt werden sollte, viel Unwillen entstand. Das betreffende Gesetz verordnete nämlich, daß alle vom 28. Juli 1847 ab geborenen Kinder frei sein sollten, und daß erst nach einer Übergangszeit von 12 Jahren die Sklaverei gänzlich aufhören solle.

Der Bündstock politischer Unzufriedenheit, der sich damals überall in Europa angehämmelt hatte, fand seinen Weg auch nach Westindien und verbreitete sich unter die Schwarzen. In der geheimnisvollsten Weise wurde auf St. Croix ein Aufstand geplant, der am 2. Juli 1848 ohne entdeckt zu werden zum Ausbruch kam. Eine große Menge Neger drang in Frederiksstadt ein und demolierte mehrere öffentliche Gebäude, ohne daß die geringe Besatzung des Forts, obgleich von den Schwarzen als feige verhöhnt, ihnen Widerstand leistete. Sie forderten die sofortige Erklärung ihrer vollständigen Freiheit. Die Bewohner waren in den größten Schrecken versetzt, obgleich die Neger kein Blut vergossen, sich auch nicht am Privateigenthum vergriffen. Man flüchtete auf die Schiffe; man sandte Boten um Hilfe. Endlich erschien der Generalgouverneur, der ebenfalls den Kopf verloren hatte, und ohne weiteres das vollständige Aufhören der Sklaverei erklärte. Die meisten zogen sich hierauf zu ihren Plantagen zurück, von denen die Besitzer meist geflüchtet waren. Auch auf Christiansted war ein Haufe eingedrungen, auf den aber nach einem nichts wirkenden Schreckschuß ein zweiter scharfer Schuß (eigenmächtig von einem Officier) abgefeuert wurde, der einige tötete und mehrere verwundete, worauf der Haufen in der größten Hast auseinander stob, ohne einen weiteren Versuch, in die Stadt einzudringen. Einige Tage war die Insel noch sehr unruhig. Abends sah man den Widerschein von zahlreichen Feuern selbst von St. Thomas aus, wo viele Flüchtlinge inzwischen in Verzweiflung angelommen waren und man nichts anders erwartete, als daß sämtliche Plantagen von St. Croix in Flammen ständen. Es waren jedoch nur Megahäuser, die brannten, obwohl in manchen Häusern geplündert und die Möbel zerschlagen waren. Chwaren, Rum und Zucker hatten die Aufrührer am meisten angezogen. — Nach einigen Tagen kamen 500 Mann spanische Infanterie, die man von Portorico zur Hilfe erbeten hatte. Die Ruhe war bald wieder hergestellt. Es fand sich, daß auf vielen Plantagen die Slaven ruhig geblieben waren, und sogar das Eigenthum ihrer Herren gegen die Aufwiegler verteidigt hatten. Einige Anführer des Aufstandes wurden überführt und hingerichtet. Wie sich die Mitglieder der Brüdergemeinde in dieser Katastrophe stellten, darüber finde ich nichts. Vergleicht man aber diesen Negeraufstand, bei dem die Schwarzen die volle Gewalt in die Hand bekommen hatten, mit jenem auf St. Jan von 1733, wo das Blut der Weißen in Strömen floß, so werden wir hier ein Zeugniß für die großartigen Erfolge der Mission finden, das auch dem

blödesten Augen
Aus den will
wenn auch n
zugänglich.

Freilich
sie ihre Frei
Arbeit abges
wirrung des
herstellung der
leicht dem dro
wurde eine L
arbeiten sollte
Auszührung.
unter dem ei
wurde, daß
dänischen In
britischen. Bi
früher und je
Behandlung d
Neger zur Ar
nicht von üb
verschont, die

Es war
neue Schulord
auf die Freile
der Antrag ge
1841 wurden
waren, auf S
Unzuträglichke
Schulen besuch
geändert. Au
richtung getro
auf den Sonn
in der Woche

Auch auf
halten worden
Herren u. s.
Umständen etw
Dennoch war
Missionskreis
Freigabe al
die Regierung
Schwarzen erfo

Eine wi
war das Auf
hier seit alter
beibehalten w
Seelsorge und

die Lage
drückende,
nzipation
ich wenig
er Neuer-
l Unwille
vom 28.
ach einer
en solle.
ls überall
Westindien
hsvollsten
2. Juli
he Menge
tliche Ge-
von den
forderten
Bewohner
kein Blut
n flüchtete
schien der
und ohne
ie meistten
e Besitzer
use einge-
säugt ein
abgefeuert
er Haufen
erfuch, in
sehr un-
n Feuern
i in Ver-
ctete, als
den. Es
manchen
ren, Rum
— Nach
man von
ieder her-
en ruhig
gegen die
3 wurden
gemeinde
Bergleicht
volle Ge-
on 1733,
hier ein
auch dem

blödesten Auge einleuchten und den Gegner unsrer Sache überführen muß. Aus den wilden barbarischen Heiden war ein christliches Volk geworden, wenn auch noch mit viel Schwäche behaftet und den Verführungen zugänglich.

Freilich war es noch ein Volk unverständiger Kinder. Nun hatten sie ihre Freiheit, und hätten sie gerne so verstanden, als sei damit alle Arbeit abgeschafft. Die Kolonisten aber, so topslos sie in der Verwirrung des Aufstandes waren, so geschäftig waren sie, nach Wiederherstellung der Ruhe eine neue Ordnung der Dinge zu schaffen, die möglichst dem drohenden Ruin der Insel vorbeuge. Schon am 29. Juli wurde eine Verordnung erlassen, wonach die Neger gegen Lohn weiter arbeiten sollten, und wie es scheint, kam sie ohne Schwierigkeit zur Ausführung. Einige Monate später kam der neue Gouverneur an, unter dem ein sehr eingehendes Gesetz zur Regelung der Arbeit erlassen wurde, das sehr gute Erfolge gehabt hat.edenfalls haben die dänischen Inseln durch die Emanzipation weniger gelitten als die britischen. Vielfach ist dort der Unterschied in der Lage der Neger von früher und jetzt nicht so bedeutend, weil schon immer eine sehr milde Behandlung geübt wurde, und wiederum jetzt festere Ordnungen den Neger zur Arbeit anhalten. Dennoch blieben auch die dänischen Inseln nicht von übeln wirtschaftlichen und sozialen Folgen der Emanzipation verschont, die immer mehr hervortraten.

Es war von der dänischen Regierung schon vorher durch eine neue Schulordnung auf eine geeignete Vorbereitung der Bevölkerung auf die Freilassung Bedacht genommen. Der Brüdergemeinde wurde der Antrag gemacht, das ganze Schulwesen in die Hand zu nehmen. 1841 wurden 8 Schulen, für die ziemlich grobartige Gebäude errichtet waren, auf St. Croix eröffnet. Späterhin stellte sich jedoch manche Unzuträglichkeit heraus, da die Kinder aller Konfessionen gleichmäßig diese Schulen besuchen sollten. In diesem Punkte wurde später das Gesetz geändert. Auch sonst hatte die Regierung schon manche heilsame Einrichtung getroffen, wie z. B. die Abschaffung des Sonntagsmarktes, der auf den Sonnabend verlegt wurde (1843); dagegen erhielten die Neger in der Woche mehr Zeit für die Arbeit auf ihren Rosigründen.

Auch auf den Missionsstationen waren immer noch Sklaven gehalten worden. Ihre ganzen Verhältnisse, ihre Stellung zu ihren Herren u. s. w. war ein rechter Beweis, daß es nicht unter allen Umständen etwas Unchristliches und Unsitthaftes ist Sklaven zu halten. Dennoch war das Bewußtsein in der Heimat und namentlich in den Missionskreisen diesem Gedanken so entfremdet, daß schon 1844 die Freigebung aller der Brüdergemeinde gehörigen Sklaven erfolgte, wobei die Regierung noch manche Schwierigkeiten machte. Nur wenige dieser Schwarzen erkannten die ihnen ertheilte Wohlthat und bedankten sich dafür.

Eine wichtige Veränderung, die etwa um dieselbe Zeit eintrat, war das Ausgeben des Industriebetriebes durch die Brüder, wie er hier seit alter Zeit zum Unterhalt der Mission geschehen und bis dahin beibehalten war. Von nun an sollte die Mission nur in Predigt, Seelsorge und Schule wirken. Endlich ist auch noch zu erwähnen, daß

das früher auch als Kirchensprache gebrauchte Negerkreolisch, das mehr und mehr, wie wir oben andeuteten, durch das Englische verdrängt war, seit 1840 aufgegeben und durch das letztere ersetzt wurde.

Neue Stationen sind auf diesen Inseln nicht entstanden, nur wurde in der Stadt St. Thomas 1843 eine selbständige Missionsgemeinde eingerichtet. —

Auffallend mag es sein, daß wir auch hier statistischen Abnahmen begegnen. Wir vergleichen folgende Zahlen:

Im Jahre:	In Pfeige:	Kommunisten
1851	10087	2999
1869	5857	2620
1874	3798	2514

„Auf der Insel St. Thomas“, sagt der letzte Jahresbericht, „ist leider die einst so blühende Erstlingsgemeinde, Neu-Herrnhut, sehr klein geworden, nachdem der Plantagenbau in der vorigen ziemlich bergigen Gegend fast ganz aufgehört hat, und infolge davon die Bevölkerung meist nach der Stadt, die jetzt (fast allein) der Insel ihre Bedeutung gibt, fortgezogen ist. Auf der kleinen bergigen Nachbarinsel St. Jon sind die beiden Gemeinden ebenfalls infolge der ganz heruntergekommenen Bodenkultur sehr zusammengeschmolzen. Ihren Lebensunterhalt gewinnen jetzt viele Gemeindeglieder nur noch durch den Fischfang. Auf St. Croix ist der Plantagenbau noch mehr in Blüte, und unsre drei Gemeinden konnten sich ungestört erbauen.“

Jedenfalls ist mit den angebauten Verhältnissen auch hier der sittliche Zustand der Bevölkerung gegen früher gesunken. Sollten die Gemeinden nicht gleichfalls sinken, so müssten sie äußerlich zusammen schmelzen. Schließlich sei auch bemerkt, daß die Katholiken auf den dänischen Inseln in neuster Zeit viel Anhang gewonnen haben.

10. Die Mission der Methodisten bis auf die Gegenwart.

Wenn wir die Berichte der Methodisten im Laufe des ersten Jahrzehnts nach der Emmanzipation ansehen, erhalten wir den Eindruck, daß kaum je auf Erden das Evangelium größere Triumphe gefeiert habe als damals in Westindien. Die christlich gesinnten Abolitionisten jubelten nicht mehr blos über den Sieg, sondern über die herrlichen Früchte, die aus demselben hervorwuchsen und durch welche mancherlei frühere Besorgnisse, wie die Sache ablaufen werde, aufs glänzendste widerlegt wurden. Man konnte hinweisen auf die Scharen wohlgeleideter Neger, die sich überall zu den Kirchen drängten, und keinen Platz fanden, so daß zahlreiche neue Gotteshäuser erbaut werden mußten; und dazu brachte die schwarze Bevölkerung mit einer Freudigkeit Opfer, welche die Gemeinden der alten Christenheit oft beschämten mußte¹⁾.

¹⁾ Wobei freilich meistenthin noch eine Bauschuld blieb, die verzinst und allmäthig abgetragen werden sollte. Diese Schulden haben sich nun aber vielfach bis auf die neue Zeit hingezogen und lasten wie ein Alp auf den jetzt verarmten Gemeinden.

Die Heiligen
den Markt
versammlun
der vollen
steht man
vor der Em
„Sörer“¹⁾ (schlossen, vi
Zeit aber li
zählen. So
die in den
wenn auch
ohne Schule
wendigkeit de
wesen noch
Dennoch bot
Aussichten de
wahrnehmen
Entsättigung
Man fi
nisch waren,
gischem Blick
Der wirtsch
die sozialen
schlimmen Fe
Heimsuchungen
Theurung ur
Insel schwer
die jungen sc
Etwa ein Ja

Es ist ja
Kast ein Mi
Schatten aus
lassen) immer
die sich schön
stromme Mit
Schwachheiten
berichte geben
indien, wie
Angaben ver

Wir wo
glieder reden

¹⁾ Dabei
die Rede ist, de
treffenden Die
²⁾ Neuere
werden sollen.

das mehr verdrängt wurde.
nur wurde
nsgemeinde
Abnahmen
ilanten:
99
20
14
ericht, ist
t, sehr klein
ich bergigen
devölkerung
Bedeutung
l St. Jan
intergocom-
nsunterhalt
Fischfang.
und unsre
ch hier der
Sollten die
zusammen
en auf den
ben.

wart.

rsten Jahr-
ndruck, daß
feiert habe
olitionisten
e herrlichen
mancherlei
glänzendste
ren wohl-
und keinen
ut werden
Freudigkeit
n müßte!).

inst und all-
e vielfach bis
Gemeinden.

Die Heiligung des Sonntags war rühmlich. Die Entweihung durch den Markt war fortgefallen; die wilsten Tänze wurden durch Gebetsversammlungen und geistliche liebliche Lieder verdrängt. Die Zahlen der vollen Gemeindeglieder (members) mehnten sich. Darunter versteht man bei den Methodisten die Abendmahlsgenossen, deren Zahl vor der Emancipation ziemlich niedrig war, wenn auch die Zahl der „Hörer“¹⁾ (bearers), derer die sich überhaupt der Denomination anschlossen, vielfach schon damals sehr hoch angegeben werden konnte. Jetzt aber liegen sich fast soviel volle Mitglieder wie früher Hörer zählen. Sonntagsschulen waren in Blüte. Auch die Tageschulen, für die in den Zeiten der Sklaverei nur kümmerlich Raum war, gebiehen, wenn auch aus Mangel an Mitteln und Lehrkräften (oder weil die ohne Schule aufgewachsenen Eltern noch nicht so recht von der Notwendigkeit der Schulbildung ihrer Kinder überzeugt waren) das Schulwesen noch etwas hinter dem Wachsthum der Gemeinden zurückblieb. Dennoch bot die freie christliche Negerbevölkerung die hoffnungsvollsten Aussichten dar. Was sich dazwischen noch von ungünstigen Zeichen wahrnehmen ließ, kam auf Rechnung der durch die Sklaverei bewirkten Entstiftlichung und ihrer Nachwirkungen.

Man fühlt es den Nachrichten aus jener Zeit ab, daß sie sanguinisch waren, daß sie von Beobachtern mit wenig geübtem psychologischem Blicke herrührten. Die Enttäuschung konnte nicht ausbleiben. Der wirtschaftliche Verfall der Kolonien und seine Rückwirkung auf die sozialen Verhältnisse, die zunehmende Verarmung mit ihren schlimmen Folgen für die Sittlichkeit, und dies gesteigert durch schwere Heimsuchungen mit Epidemien, Orkane, Erdbeben, anhaltende Dürre, Thuerung und Hungersnoth, wie sie auch in günstigeren Zeiten die Insel schwer schädigen mussten, — alles dies waren Prüfungen, denen die jungen so schnell aufgesproßten Gemeinden nicht gewachsen waren. Etwa ein Jahrzehnt nach der Emancipation trat der Rückschritt ein.

Es ist jedoch schwer einzugehen, daß man sich getäuscht habe. Fast ein Menschenalter hindurch klingen die Berichte (obgleich die Schatten aus dem lichtgehaltenen Bilde sich immer weniger zurückhalten lassen) immer noch günstig. Immer finden sich noch einige Punkte, an die sich schöne Aussichten knüpfen ließen; immer gab es noch treue, fromme Mitglieder, in den Gemeinden, mit denen man sich über die Schwachheiten anderer tröste u. s. w. Erst die neusten Jahresberichte geben ein klareres Bild von den wirklichen Zuständen in Westindien, wie sie schon immer nach einer Vergleichung der statistischen Angaben vermuten ließen.

Wir wollen auch hier zunächst einmal die Zahlen der vollen Mitglieder reden lassen, u. z. nach den verschiedenen Distrikten.²⁾

¹⁾ Dabei bemerkte ich, daß in unserm 4. Abschnitt, auch wo von Mitgliedern die Rede ist, der Ausdruck in diesem weiteren Sinn genommen war, da in den betreffenden Quellen sich meistens nur die dahin bezüglichen Zahlen vordanden.

²⁾ Neuere Distrikte sind noch Honduras und Hayti, die weiter unten erwähnt werden sollen.

Antigua		St. Vincent ¹⁾ mit Demerara	Jamaica ohne Demerara	Jamaica	Bahama
1845	14850	12836	—	25662	3544
1853	—	—	—	19478	2800
1861	10884	12728	9369	20490	3619
1865	9888	10685	7533	16253	3661
1868	9147	10383	7244	14113	3775
1871	11258	13035	8808	14930	3898
1875	9429	12484	8421	16557	3911

Abgesehen also von den Bahama's, auf denen zum Theil andre Verhältnisse herrschen als auf den übrigen westindischen Inseln, und auf denen der Rückgang schon vor mehr als einem Jahrzehnt einem städtigen Wachsthum Platz gemacht hat, sehen wir im Vergleich mit der Blütezeit eine bedeutende Verminderung der Gemeinden, die wenn sie und da auch einmal wieder eine Vermehrung eintrat, doch noch bedenkliche Schwankungen verursacht.

Vernehmen wir nun aus dem neusten Jahresbericht Folgendes:

„Die Zunahme der Mitglieder gegen das vorige Jahr beträgt 218. In Anbetracht der großen Schwierigkeiten, die aus der chronischen Armut der westindischen Inseln entspringen, sind wir für dieses Ergebnis dankbar. Die Missionare, die fleißig gegen die mächtigen feindlichen Einflüsse streiten, verdienen unsre Sympathien. Die Abnahme in einigen Distrikten ist mehr scheinbar als wirklich, da der mangelhafte Besuch der Klassen-Versammlungen in weitem Maße von der Armut eines großen Theils unserer Zuhörer und Mitglieder herrührt, die nicht im Stande sind, ihren gewöhnlichen Beitrag zu entrichten und deshalb zurückbleiben. Es liegt auf der Hand, daß es in Westindien viele „Kreise“ (circuits) gibt und noch für einige Jahre geben wird, die wie diejenigen unserer Home-Mission mehr oder weniger unsre Hilfe erfordern. Die Bemerkungen unsres vorjährigen Berichtes machen es überflüssig, daß wir uns hier wieder über die gegenwärtige Lage und die Aussichten dieser wichtigen und jetzt so viel geprüften Mission aussprechen. Vor vierzig Jahren waren unsre Erwartungen unverhüftig (unreasonable). Wir meinten, die Emancipation sei das Heilmittel für jedes Uebel in der sozialen Lage der afrikanischen Race. Wir konnten nicht den Wechsel der Politik unsrer Regierung voraussehen, durch den Produkte der Sklavenarbeit mit denen der freien Arbeit rivalisiren durften; auch nicht, daß die Periode des Überganges von Sklaverei zur Freiheit eine Zeit so schwerer Prüfungen für alle Theile sein würde. Mögen die Missionsfreunde versichert sein, daß trotz alles äußerem Scheines der Stand der wirklichen Religion in Westindien niemals befriedigender²⁾ war, als in dieser

¹⁾ Demerara bildet seit 1863 (?) einen besonderen Distrikt. Es ist zu beachten, daß hier auch die Kuli-Mission mit eingeschlossen ist.

²⁾ Darnach urtheile man also die früheren Berichte. d. Berf.

gegenwärtig
Aufhören,
In de
einer Bepr
in Westindi
„Mag
schwerer w
Zustand der
daß das l
lautet.“ Da
Urtheil nur
Reisende vo
in Westindi
finden. „Al
Race Beric
getischen C
Gesellschaft a
für die Bild
wir doch ge
wie das alte
religiöse Old
wachsenen B
und daß au
Anzahl beke
päischen oder
hervorgerufen
zung Westini
Dabei über
„Man
1834 aufgen
unter welche
kannte keine
Plantagen, i
den Gottesdi
nahme ihrer
Bewölkerung
in denen Fl
weislich geüb
mäßigen Au
und können
häusliche Zu
stigen Stellu
wenn Energie
Amerika fehl
Wir dürfen i

¹⁾ In die
manche Pflanz

Bahama

3544
2800
3619
3661
3775
3898
3911

Theil andre
inseln, und
ehnt einem
gleich mit
, die wenn
doch noch

folgendes:

beträgt 218.

chronischen
dieses Er-
stigen feind-
liche Abnahme
mangelhafte
der Armuth
die nicht im
nd deshalb
ndien viele
n wird, die
nsre Hülfe
machen es
e Lage und
ission aus-
artungen
nzipation
Lage der
der Politik
lavenarbeit
t, daß die
it so schwe-
onsfreunde
wirklichen
3 in dieser

zu beachten,

gegenwärtigen Periode, und daß wir zu seiner Zeit ernten sollen ohne Ruhören, wenn wir nicht müde werden Gutes zu thun."

In dem vorher angeführten Bericht von 1874 aber heißt es nach einer Befredigung der Hindernisse, die der Selbsterhaltung der Kirche in Westindien noch entgegenstehen:

"Mag diese Frage auch richtig sein, so ist jedoch eine andre noch schwerer wiegend, nämlich die, über den wirklichen moralischen Zustand der westindischen Bevölkerung. Es kann nicht geleugnet werden, daß das Urtheil der gelegentlichen Besucher im ganzen ungünstig lautet." Darauf sei indessen nicht viel Gewicht zu legen, weil sich dies Urtheil nur auf die ersten oberflächlichen Eindrücke gründet, die der Reisende von den Haufen träger unordentlicher Leute erhalten, die sich in Westindien so gut wie in London an Landungsplätzen u. s. w. finden. Aber wenn wir von den besten Freunden der afrikanischen Race Berichte hören oder lesen, die trotz ihres im allgemeinen apologetischen Charakters einen verhältnismäßig ehrlichkeitzen Zustand der Gesellschaft als in Westindien vorhanden enthüllen, der höchst ungünstig für die Bildung und Förderung des christlichen Charakters sei, so sind wir doch gezwungen zu glauben, "daß wo Rauch ist, Feuer sein muß" wie das alte Sprichwort sagt. Die übertriebenen Angaben, die viele religiöse Blätter durchlaufen, dahin gehend, daß einer von je drei erwachsenen Bewohnern Jamaica's ein Mitglied irgend einer Kirche sei, und daß auf der Insel im Verhältniß zur Bevölkerung eine größere Anzahl bekehrter Personen seien als in irgend einem Theile der europäischen oder amerikanischen Christenheit, haben auch eine Reaktion hervorgerufen, die manche guten Leute, die an der Wohlfahrt der Bevölkerung Westindiens tiefes Interesse haben, dazu führt, die peinlichsten Zweifel über die Aufrichtigkeit des dortigen Christenthums zu hegen.

"Man muß aber nicht vergessen, daß eine neue Generation seit 1834 aufgewachsen ist unter Verhältnissen, sehr verschieden von denen, unter welchen ihre Väter standen. Die Sklavenbevölkerung vor 1834 kannte keine Freunde als die Missionare,¹⁾ und geburten je an ihre Plantagen, waren sie leicht zugänglich und im allgemeinen in der Lage den Gottesdiensten beiwohnen. Ihre Kinder bedürfen nicht die Theilnahme ihrer Religionslehrer, da sie nicht länger unterdrückt sind. Die Bevölkerung ist weit zerstreut, in den zahllosen kleinen Niederlassungen, in denen Fleiß und Gewerbehäufigkeit auf ihre Art (native industry) weislich geübt wird. Sie sind infolge davon weit entfernt von der regelmäßigen Aufsicht des Predigers und von dem Unterricht in der Tageschule, und können selbst die Sonntags-Gottesdienste nur gelegentlich besuchen. Häusliche Zucht, verständig geübt, möchte viel vermocht haben, der ungünstigen Stellung der aufwachsenden Generation entgegenzuarbeiten; aber wenn Energie und Weisheit in der Kindererziehung schon oft in England und Amerika fehlen, um wieviel mehr unter den befreiten Negern Westindiens. Wir dürfen uns nicht wundern, wenn die Vernachlässigung der religiösen

¹⁾ In dieser Allgemeinheit ist die Behauptung wieder nicht zutreffend. Es gab manche Pflanzer, die echte Freunde der Neger waren.

Vorschriften, gefolgt von einem allmählichen Ver sinken in die Laster und Thorheiten der verderbten Gesellschaft, die sie umgibt, mehr die Regel als die Ausnahme ist bei der Jugend beider Geschlechter, wie es nur zu sehr auch in andern Ländern der Fall. — Wo viele Personen, jung und alt unter religiösen Einfluss in den Revivals gebracht worden sind, mit denen diese Gegenden gesegnet waren, hat der Mangel aller anderer als der oberflächlichsten Elementarbildung die religiöse Festigkeit gehindert. Ohne den Advokaten der Kultur alle ihre Behauptungen zuzugestehen, müssen wir zugeben, daß ohne einige Kultur, sei es durch Schule oder den veredelnden Einfluss einer höheren Gesellschaft, das religiöse Gefühl geneigt ist auszutreten und seinen Duft zu verlieren. Es muß wurzeln und sich fest gründen. Die Jugend in Westindien hat in dieser Beziehung wenig Gelegenheit gehabt, und arbeitet unter einem sehr ungünstigen Um stande¹⁾. Es ist das Fehlen einer achtbaren Mittelklasse, die auch die unteren Klassen zum weiteren Streben anreizt. Es gibt in Westindien einzelne sehr achtbare farbige und Neger-Familien, sie sind jedoch nicht zahlreich genug um eine Klasse zu bilden, die auf die Masse der Bevölkerung jenen so nötigen sozialen Einfluß übt. Wir glauben aber, daß sich diese Klasse mehr und mehr bildet, und hoffen, daß aus derselben in Zukunft die Geistlichen, Lehrer und Beamten Westindiens hervorgehen werden. Von dieser Seite hoffen wir auch ein höheres Maß Moralität, namentlich im Verhältniß der Geschlechter und in andern Beziehungen. Die Verschwendung, die mit prächtigen, theuren Kleidern und übermäßigen Ausgaben bei Hochzeiten und Begräbnissen geschieht, zeigt uns nur unsre eignen Thorheiten vergrößert und karikiert". — — —

Was Westindien besonders nötig hat, sind Geistliche, die aus der Bevölkerung selbst her vorgehen. Wir meinen damit nicht Geistliche, die sich der europäischen Race anschließen und ihren Geschmack und ihre Sitte annehmen, sondern die mitten in ihrem Volke stehen, und doch durch Bildung so gehoben sind, daß sie das Volk mit sich heben können. Europäische oder farbige europäische Missionare, so schätzbar sie sind, gleichen immer exotischen Pflanzen. Einige akklimatisiren und identifizieren sich mit dem Volk.²⁾ Doch das Klima ist ein zu großes Hinderniß für die Naturalisirung des Europäers. Aus dem „Mico-Institut für Lehrer“ sind schon Männer hervorgegangen, wie wir sie brauchen. Wir dürfen unsre westindischen Gemeinden nicht einer Geistlichkeit ohne wissenschaftliche Bildung überlassen³⁾."

Reduzirt man die übertriebenen Schilderungen sowohl der urtheilslosen Freunde als auch der Gegner, so bleibt doch als Thatstache, daß es immer noch große Zahlen von wahrhaft frommen Betennern des Christenthums gibt (besonders unter den weiblichen Mitgliedern). Der Verlust von Mitgliedern ist oft in andrer Beziehung ein Gewinn:

¹⁾ Im Folgenden ist vielfach mit Abkürzung citirt.

²⁾ Hierher gehört ein Blick auf die schon erwähnte Methode, die Missionare so oft zu wechseln.

³⁾ Hiernach wäre also der Bildungsstand der zahlreichen sogenannten „Lokal-Prediger“ zu beurtheilen. Der Bericht von 74 führt in allen Distrikten 410 solche an.

Die Du
nach uns
der letzte
Hier
Anstreng
aufs höch
Gemeinde
Vergl. u
In
distanzni
ziemlich
Übersicht
Distrikten

1. A
zu St. J
andern P
— 733 C

2. D
von den
vielfach w
Bischof u
und den I

3. M
hier sind

4. R
infolge der
gedruckt; v

5. S
Mitgl. Ha
ist groÙe

6. G

7. E

8. G
der ersten
in dem fr
ganze Kreis

9. T
West End
(Spanish
1108 Mit

Der
sionare re
Lokal-Pred
und 37 T
diensten (in

Burthardt, v

n die Laster
bt, mehr die
glechter, wie
iele Personen,
t worden sind,
l aller anderer
keit gehindert.
zuzugestehen,
h Schule oder
ligiöse Gefühl
muß wurzeln
ser Beziehung
günstigen Um-
e, die auch die
in Westindien
d jedoch nicht
asse der Be-
glauben aber,
aus derselben
s hervorgehen
az Moralität,
Beziehungen.
übermäßigen
igt uns nur

he, die aus
n damit nicht
ren Geschmack
Volke stehen,
Volk mit sich
missionare, so
Einige akti-
as Klima ist
opäers. Aus
vorgegangen,
meinden nicht
18.)"
wohl der ur-
ls Thatssache,
n Bekennern
Mitgliedern).
ein Gewinn:

issionare so oft
annen „Total-
410 solche an.

Die Qualität ist wichtiger als die Anzahl. Diese Mission ist jetzt, nach unsrer Meinung, in einem weit gesunderen Zustande als sie während der letzten dreißig Jahre war.

Hierzu deuten wir noch nach anderweiten Berichten an, wie die Anstrengungen der anglikanischen Kirche, die früher die Schwarzen aufs höchste gröblich vernachlässigte, in neuerer Zeit unter ihnen viel Gemeinden gesammelt hat, den Methodisten manchen Abbruch thät. Vergl. unten No. 12 c.

In dieser Darlegung möchte der Entwicklungsgang der Methodistenmission von den Zeiten der Emanzipation bis auf die Gegenwart ziemlich klar ange deutet sein. Wir lassen daher nur eine kurze Übersicht über den neusten Stand derselben in den verschiedenen Distrikten folgen.

I. Antigua.

1. **Antigua** mit 2 Kreisen (circuits). Die Hauptstation in dem ersten zu St. John's mit 6—8 Außenstationen resp. Predigtplätzen, in dem andern Parham mit 4 andern Plätzen. Zusammen 1600 Mitglieder — 733 Schüler.

2. **Dominica**. Roseau und 6 andre Plätze, deren einige zu selten von den entfernt wohnenden Missionaren besucht werden und daher vielfach wenig befriedigen, wogegen die sehr eifrigen Katholiken mit einem Bischof und 12 Priestern in der Bevölkerung viel Anhang haben und den Methodisten sehr hinderlich sind. 643 Mitglieder.

3. **Montserrat**. Hauptstation Plymouth mit 3 andern Plätzen. Auch hier sind Katholiken thätig. 539 Mitgl.

4. **Nevis**. Charlestown und 3 andre Stationen. Viel Armut in Folge der Dürre. Einführung von 300 Kuli's, wodurch der Wohlfahrt gedrückt; viele Schwarze wandern aus. 1721 Mitgl.

5. **St. Kitts**, der zahlreichste Kreis im Antigua-Distrikt, mit 2902 Mitgl. Hauptstation: Basseterre, daneben 8 andre Plätze. Auch hier ist große Not durch die Dürre entstanden.

6. **St. Eustatius**. Nur eine Station mit 221 Mitgl.

7. **St. Bartholomews**. Noch kleiner mit nur 74 Mitgl.

8. **St. Martin und Anguilla**. In dem niederländischen Theile der ersten Insel liegen die Stationen Great Bay und Cole Bay; in dem französischen Marigot und Quartier d'Orleans. Der ganze Kreis umfaßt 618 Mitgl.

9. **Tortola**. Die Insel selbst hat die Stationen Road Town, West End und East End. Ferner sind besetzt Virgin Gorda (Spanish Town), Jost van Dyk und Anegada, zusammen 1108 Mitgl.

Der ganze Distrikt enthält 46 Kapellen, 20 Predigtplätze, 16 Missionare resp. Gehilfen, 45 Schullehrer, 521 Sonntagsschullehrer, 78 Lokal-Prediger, 9429 Mitglieder, 46 Sonntagsschulen mit 4644 Schülern und 37 Lagesschulen mit 3178 Schülern. Die Zuhörer bei den Gottesdiensten (incl. der Mitglieder) werden auf 32350 angegeben.

II. St. Vincent.

1. St. Vincent hat 3 Kreise, Kingstown, Georgetown und Chateau bellair, mit mehr als 3500 Mitgliedern. Armut, Auswanderung nach dem günstiger gelegenen Trinidad, Gleichgültigkeit, Unfehllichkeit und daneben (die auch anderswo bemerkbare) Anziehungskraft eines bigotten Ritualismus hindern den Fortschritt.

2. Grenada. Hauptstation ist St. Georges; daneben 4 andre Plätze. Große Armut und Noth infolge der Dürre hat die Bevölkerung so zurückgebracht, daß auch nach einem fruchtbaren Jahre viele keine hinreichend anständige Kleidung hatten, um in die Kirche zu kommen. Der Eifer in geistlichen Dingen hat sehr nachgelassen. 645 Mitgl.

3. Trinidad umfaßt die beiden Kreise Port of Spain mit 3 und San Fernando mit 4 Stationen. Diese Insel hat bisher weniger gelitten; auch die Berichte über die Mission lauten günstiger. Mitgl. zusammen gegen 700.

4. Barbados umfaßt 5 Kreise. James' Street (in Bridgetown), Bethel, Ebenezer, Speights Town und Providence. Die Insel hatte unter dem darniederliegenden Handel zu leiden. Auch von hier sind viele ausgewandert, die Zurückbleibenden vielfach in Noth. Mitgl. in allen 5 Kreisen: 2380.

5. Tobago. Scarborough und 7 andre Gemeinden mit 1000 Mitgliedern. Auch von hier viel Auswanderung.

Der ganze Distrikt zählt 48 Kirchen, 67 Predigtplätze, 23 Missionare rep. Gehülfen, 56 Schullehrer, 366 Sonntagsschullehrer, 68 Lokal-Prediger, 8421 Mitglieder, 49 Schulen mit 4342 Schülern, 3902 Sonntagsschüler und 26330 Zuhörer.

Früher gehörte zu diesem Distrikt auch British Guiana, das jetzt einen selbständigen Distrikt bildet und weiter unten zu besprechen sein wird.

III. Jamaica.

Zu Kingston bestehen 3 Gemeinden, deren eine mit fast 1500 Mitgliedern die größte des Distrikts ist. Doch gehören meist arme Leute dazu, die immer von den Heimsuchungen (Epidemien, Theurung, Hungersnoth u. s. w.) hart getroffen werden. Auch sind hier einige Außenplätze zu erwähnen, wie Port Royal u. a.

Als zweiter Kreis (circuit) wird der von Montego-Bay und Lucea im Nordwesten genannt. Auch hier war über Armut, sowie vor einigen Jahren darüber zu klagen, daß die mancherlei Trübsale viele nur abfütten.

Von Spanish Town und Linstead ließ sich von einigen busfertigen Seelen berichten, die den Weg des Lebens fanden, und man hoffte auf weitere Erweckung.

Morant-Bay im Südosten. Hier fand 1865 der blutige Aufstand statt, von dem weiter unten zu berichten sein wird. Das letzte Jahr war ausgezeichnet durch eine Vertiefung des Werkes der Gnade; auch

traten ei
glieder ei
Wat
südlich vo
ständigkeit
Gra
haus sehr
Falm
Christen,
St. 2
durch den
wir sehen
Oho
Kreise. D
dar. — E
zu geben,
stattet wi
und Lage
Beech
Flükchen i
Theile der
nach Süde
Mount W
River, am
Theile der
St. Ann's
ößlich von S
necl. auf 1
Um 1
man, diesel
die Mission

bildet. Gr
teres eine de
Kirchen, 3 I
3350 Zuhör
manchen Be
hauptähnlich
wirkt sie do
ni scher S
werden, ist

¹⁾ In die
lungen wurde
empfangen vo

traten einige, die sonst nur Hörer waren, in die Sab', der Mitglieder ein.

Watsonville und Guy's Hill liegen auf der Nor'-oseite der Insel, südlich von Ocho Rios. Wachsende Armut; Verzweiflungen und Unbeständigkeit der jungen Leute; neuerdings günstigere Aussichten.

Grateful Hill (nordwestlich von dem vor-gen?). Altes Missionshaus sehr verfallen; neues gebaut.

Falmouth östlich von Montego Bay. Hier sind viele fromme Christen, die treu dem Methodismus ergeben sind u. s. w.

St. Annes Bay (weiter östlich). Einige ausgezeichnete Mitglieder durch den Tod abgerufen. Die Kundenmittel werden gut gebraucht; wir sehen keinen Grund mutlos zu werden.

Ocho Rios, ebenfalls auf der Nordküste, östlich von dem vorigen Kreise. Der Stand des Werkes Gottes bietet ermutigende Aussichten dar. — Diese Beispiele mögen genügen, um dem Leser einen Begriff zu geben, wie über die einzelnen Stationen dieser Mission Bericht erstattet wird. Wir führen die übrigen circuits kurz nach Namen und Lage auf.

Beechamville, südlich, von der vorgenannten. Bath, an einem Flüschen im Südosten der Insel. Port Antonio, auf dem östlichen Theile der Nordküste. Clarendon (Four Paths), in der Nähe des nach Süden fließenden Rio Minho. Manchester, westlich davon Mount Wart,¹⁾ weiter westlich in der Gegend des Black-River. Black-River, am genaueren Flusse. Savanna la Mar, auf dem westlichen Theile der Süd Küste. Browns Town, im Innern, südwestlich von St. Anns Bay. Duncans, südlich vor Falmouth. Hallachs, südlich von Kingston, an der Küste. Mount Fletcher (?) und Manchioneel, auf der Ostküste.

Um 1845 bestand noch eine Mission auf der Insel Groß Cayman, dieselbe ist aufgegeben. Ebenso gehörte früher zu diesem Distrikte die Mission in Belize, die jetzt einen besonderen, den

IV. Honduras-Distrikt

bildet. Er umfaßt drei Kreise: Belize, Corozal und Ratan, letzteres eine der Inseln im Golf von Honduras. Die Statistik gibt an: 14 Kirchen, 3 Missionare, 1077 Mitglieder, 11 Schulen mit 991 Schülern, 3350 Zuhörer. 1862 waren hier 998 Mitglieder. Die Mission ist hier in manchen Beziehungen von der auf den Inseln verschieden. Wenn auch hauptsächlich wohl die Neger von derselben ins Auge gefaßt werden, so wirkt sie doch auch unter der Kolonialbevölkerung u. z. auch in spanischer Sprache. Daß auch die Maya-Indianer von ihr gefaßt werden, ist schon im vorigen Hefte angeführt.

¹⁾ In dieser Gemeinde zeigte sich 1874 eine fanatische Bewegung. Versammlungen wurden gehalten, in denen man unmittelbare Offenbarungen von Gott zu empfangen vorgab, und die in Tanz, Zauberei und Unstümmigkeit verliefen.

V. Bahama-Distrikt.

Auf diesen vom Weltverkehr wenig berührten, daher auch nur wenig bekannten Inseln hat die Methodistenmission, wie oben schon die Vergleichung der Mitgliederzahl in den verschiedenen Zeiten zeigte, eine günstigere Entwicklung gehabt als auf den andern westindischen Inseln. Nur vor etwa 20 Jahren war eine Abnahme eingetreten. Seitdem zeigt sich beständiger numerischer Fortschritt, der allerdings in neuerer Zeit (in den oben nicht angegebenen Jahren) etwas ins Schwanken gekommen war. Doch scheint die Bevölkerung zum Theil noch auf einer recht niedrigen Stufe zu stehen. Viele sind arm, gewinnen ihren Unterhalt nur durch Fischerei und leben in einem etwas verkommenen Zustande. Mit diesen Verhältnissen hat denn auch die Mission vielfach zu kämpfen.

Die Hauptstationen sind auf folgenden Inseln: New-Providence, Eleuthera (mit 2 Kreisen), Harbour Island, Abaco, Bimini's, Turks Island.

Auch gehörten zu diesem Distrikt die Stationen auf Domingo¹⁾, das in neuerer Zeit wieder Republik geworden ist, nachdem es 1861 von den Spaniern erobert worden war. Schon 1834 war die Station Puerto Plata gegründet, zu der später die zweite, Samana, kam. Beide hatten namenslich wegen der Opposition der katholischen Priester nur ein spärliches Wachsthum. Die jetzt genannte Gemeinde ist in neuerer Zeit bis auf 225 Mitglieder gekommen. Es sind viele Protestanten in der Stadt, die 4000 Einwohner zählt, jedoch kein Geistlicher für dieselben. Es ist aber in der letzten Zeit auch nicht einmal ein Methodistenmissionar dort stationirt, sondern nur 3 Katecheten, während der Missionat von Turks Island zumeilen herübert kommt.

Der ganze Distrikt zählt 3911 Mitglieder, 31 Kirchen, 8 Missionare, 24 Sonntagsschulen mit 2861 Schülern. Tageschulen scheinen auf den Bahama's nicht zu sein; nur auf Turks Island und Domingo ist eine solche angedeutet.

VI. Der Haïti-Distrikt.²⁾

Im Jahre 1834 wurde auch die Mission auf Haïti wieder aufgenommen, die viel unter den politischen Wirren des Landes und von der Widerstand der römischen Priester zu leiden hatte, später aber noch vom Kaiser Soulouque die Anerkennung der Religionsfreiheit erhielt und vom Präsident Gessfrard, der durch sie Ansiedler ins Land zu ziehen suchte, unterstützt wurde.³⁾ Nach und nach entstanden die Stationen Porte au Prince, Jérémie, Cayes, Cape Haïtien und Gonaves. Im Jahre 1853 waren 429 Mitglieder gesammelt. Der Bericht von 1862 gibt jedoch nur noch 239 an. In den folgenden Jahren schwankte die Zahl, und 1869 mußte die Mission wegen des

¹⁾ Der östliche Theil der Insel Haïti, vergl. unten: Abschnitt 11, IV.

²⁾ Vergl. unten: S. 158 ff.

³⁾ Blumhardt, Handbuch der Missionsgeschichte II, 407.

Bürgerkriegsgebäude durch aufgenommen, gestaltet, noch nicht 1900 zuh

11.

Als d
fennen lern
Triumphe umringt,
alles dräng
vom Wage
Massa Bur
nicht eine se
manche wa
Rio Bueno
Land bracht
sie lachten
er komm' d
Kron!" so
Herrn auf
gleich einem

Nun be
werden müs
häusern¹⁾ b
andre Lokal
Montego i
(im Novem
Burchell ge
Stunden we
weit östlich
Endeavor u
als neuen L
Town erb
Wälder des
bringen.

Uebera
nicht ander

¹⁾ Zu D
Rio Bueno,

²⁾ Eusea,

Bürgerkrieges, in dem später Port au Prince bombardirt und die Missionssgebäude zerstört wurden, abgebrochen werden. Erst 1872 konnte sie durch den Missionar Bird, der lange dort gearbeitet hatte, wieder aufgenommen werden. Obgleich sich die Verhältnisse hoffnungsvoll gestalteten, sind die Wunden, die der Krieg geschlagen hat, bei weitem noch nicht geheilt. Der letzte Bericht zählt 209 Mitglieder, 100 Schüler, 1900 Zuhörer.

11. Die Mission der Baptisten seit der Emmanzipation.

I. Jamaica.

Als die Vorkämpfer der Sklavenbefreiung, die wir im 6. Abschnitt kennen lernten, 1834 nach Jamaica zurückkehrten, wurden sie wie im Triumph empfangen. Burchell wurde in Montego von 4000 Schwarzen umringt. Die Verkäufer hatten ihre Waaren auf dem Markte verlassen, alles drängte sich um den geliebten Prediger; man wollte ihm die Pferde vom Wagen ausspannen, um ihn selber vor sein Haus zu ziehen. „Hi Massa Burchell, und ihr wirklich da?“ so tönte es von allen Seiten. Wer nicht eine seiner Hände ergreifen konnte, suchte ihn sonst wie zu berühren; manche warfen sich vor ihm auf den Erdboden. Knibb landete bei Rio Bueno. Die Neger konnten nicht warten, bis ihn das Boot ans Land brachte. Sie stürzten sich ins Wasser, sie umarmten ihn, sie sangen, sie lachten und weinten, und er musste mit ihnen weinen. „Er kommt, er kommt“, der König Knibb. Er fecht' die Schlacht und gewinn' die Kron!“ so jubelten sie und eilten mit ihm in die Kapelle, um dem Herrn auf den Knie zu danken. Seine Weiterreise nach Falmouth glich einem Triumphzuge.

Nun begann der Bau der zerstörten Kirchen, die bedeutend vergrößert werden mussten. Schon im nächsten Jahre konnte von 10 neuen Gotteshäusern¹⁾ berichtet werden, während an 5 andern Orten²⁾ vorläufig andre Lokale eingerichtet wurden. Auch die erste Schule wurde zu Montego unter einem tüchtigen Lehrer eröffnet. Große Schaaren (im November 50, im Februar 62, im Juni 76 u. s. w.) wurden von Burchell getauft. Auf einer neuen Station, Fletchers Grove, 6 Stunden westlich von Montego, hatte er bald 800 Zuhörer. Ebenso weit östlich von der Stadt übernahm Missionar Dendy die Station Endeavour mit 900 Seelen; während Knibb Refuge bei Falmouth als neuen Arbeitsplatz übernahm. Zu Rio Bueno und Stewarts Town arbeitete Missionar Dexter, der sich bemühte, auch in die Wälder des Innern zu den Maroon-Negern das Evangelium zu bringen.

Überall war die Mission in Wachsthum und Blüte. Es war nicht anders zu erwarten, als daß die Neger den Männern, die für

¹⁾ Zu Montego, Salter's Hill, Falmouth, Browns Town, Stewart Town, Rio Bueno, Savanna la Mar, Green Island, Jericho und St. Johns.

²⁾ Lucea, Gurney's Mount, Fullersfield, St. Ann's Bay und Dracabessa.

ihre Sache Märtyret geworden und den Kampf hatten durchkämpfen helfen, zufallen mussten. Freilich gab es in den ersten Jahren noch viel über die Lehrlingschaft zu klagen. Namentlich durch Knibbs Bemühungen wurde die Abkürzung derselben auch für die Felsneger bis auf den 1. August 1838 im Parlament durchgefeest.

Im folgenden Jahre ergaben sich bei einer Ueberschau über die ganze Baptistenmission auf Jamaica folgende Zahlen: 21,337 getaufte Mitglieder und 20,919 weitere Personen, die sich den Gemeinden angeschlossen hatten. Die Tageschulen zählten 5990 Schüler, die Sonntagschulen 10,127. In einem Jahre waren 1942 Ehen kirchlich geschlossen worden.

Ueberhaupt wurden damals die Aussichten auf Jamaica als so schön wie möglich dargestellt. Der nach England zurückkehrende Gouverneur Sir Lionel Smith aber bezeugte in seinem amtlichen Bericht: „Die Abschaffung des Lehrlingswesens hat mit erstaunlicher Schnelligkeit alle die Elemente des Wohlstandes entwickelt, und zwar in einem jede Erwartung übertreffenden Grade, den staatsmännische Weisheit von dieser Maßregel vorausah. Dies beweist die Menge von Kapitalien, die seitdem auf der Insel angelegt wurden; der Ankauf von Land in viel höheren Preisen durch hier Ansässige; die vielen und schönen Neubauten für gesellige und Handelszwecke; die Einrichtung und Erweiterung von Kirchen; der bessere Ackerbau; die größere Sorgfalt in Einfriedigung und Abtheilung der Felder; die Vertheilung des Wohlstandes unter die arbeitende Klasse, wodurch ihr Aussehen, ihre Kleidung, ihre geselligen Gewohnheiten und die Sittlichkeit überhaupt sich sehr verbessert haben.“ —

Unter allen Anstrengungen hatten Burchell wie Knibb ihre Gesundheit untergraben, zugleich aber auch eine große Schuldenlast über sich gebracht, da sie die für die Mission nöthigen Einrichtungen trafen, auch ohne mit den dazu erforderlichen Mitteln versehen zu sein. Die Opferwilligkeit der Neger war zwar rührend, reichte jedoch nicht aus. Daher entschloss sich Knibb zu einer Reise nach England, wo er in glühenden Reden alle Verbächtigungen, die über die befreiten Neger ausgestreut worden waren, widerlegte und nicht blos für Jamaica anjähnliche Summen Geldes zusammenbrachte, sondern auch den Gedanken kräftig anregte, durch Befehlte von dort aus eine Mission in Afrika zu gründen. Dazu legte er nach seiner Rückkehr das Missions-Seminar Calabar¹⁾ an, das 1842 eröffnet wurde, das aber, wie wir bald sehen werden (S. 152), schließlich einem andern näher liegenden Zwecke dienen mußte. Inzwischen waren wieder die Gemeinden gewachsen, neue Dörfer angelegt (z. B. Lettering, nach seinem Geburtsort genannt²⁾), eine ganze Reihe von Missionaren waren mit ihm gekommen; sie fanden reichliche Arbeit und das Werk war in voller Blüte. — Da mußte Knibb zum drittenmal nach England, nach dem einstimmigen Beschlüsse

¹⁾ Im Distrikte Trelawney, 1½ engl. Meile von Rio Bueno.

²⁾ Dort baute ihm seine Gemeinde ein Haus für seine Frau, wenn sie Witwe würde; sie hatte dazu 1000 Pfund Sterling ausgebracht.

seiner
nämlich:
tisten und
suchen.
seine S

Im
stimmt
Kolonisten
Granville
und mußt
Geldnot
Zurückgefle
mittten au
Tod abget

Sein
seit länger
auf seinem
der Mission
soviel ihn
Montego
jüngern F
seiner lang
dete, da g
Station un
die Kette
Bay, Sa
Carey un
Rio Bueno
Bruder M
an, und
Grove ar
Seelen, di
Noch ehe i
von 300 C
Burchell al
gestifteten
gar nicht l

Bald
Doch erfol
von den M
schrieb noc
bei denen
bald war
über den e
lebt", ging
Auf
so fleißig
tionen auf

seiner Mitarbeiter. Die Veranlassung dazu war eine schmerzhafte, nämlich: Die Anklagen anderer Missionare (Londoner?) gegen die Baptisten und ihre Gemeinden. Wir können die Sache nicht näher untersuchen. Doch Knibbs kehrte auch diesmal wieder zurück, nachdem er seine Sache wohl ausgerichtet hatte.

Im folgenden Jahre hatte er die Freude, daß ein für Afrika bestimmtes Missions Schiff von Falmouth durch eine Schaar von christlichen Kolonisten dorthin abgeholt wurde. 1844 gründete er die Stadt Granville, um einer Zersplitterung seiner Gemeinde vorzubeugen; und mußte im nächsten Jahre nochmals nach England, um der von Geldnoth bedrückten Mission aufzuhelfen. Es war seine letzte Reise. Zurückgekehrt nahm er die ganze Last seiner Arbeit wieder auf sich, mitten aus derselben aber wurde er am 15. November 1845 durch den Tod abgerufen.

Sein Freund Burchell, der ihm die Augen zudrückte, war schon seit längerer Zeit mit Krankheit heimgesucht. Er lebte von 1840 an auf seinem Landsitz Mount Carey und hatte auf jede Besoldung von der Missionsgesellschaft verzichtet; arbeitete aber in seinen Gemeinden soviel ihm die Kräfte gestatteten. 1843 mußte er seine Station Montego mit den Nebenplätzen Watfort Hill und Tottenham seinem jüngern Freunde, dem Missionar Cornhill, übergeben. Am Ende seiner langjährigen Wirksamkeit konnte er schreiben: „Als ich hier landete, da gab es auf 50 Stunden Ferne von Montego Bay keine Station unserer Gemeinschaft. Blicken Sie jetzt auf die Glieder, welche die Kette der weßlichen Union bilden. Von ihnen sind Montego Bay, Salters Hill, Shortwood, Gurney's Mount, Mount Carey und Bethel Hill Früchte meiner eigenen Arbeit. Falmouth, Rio Bueno, Savanna-la-mar, Fullersfield entstanden aus Bruder Manns und meinem gemeinsamen Wirken. Lucea fing ich an, und Bruder Hudson setzte die Station fort. Zu Fletchers Grove arbeitete ich seit Februar 1835. Es waren zuerst nur 300 Seelen, die sich da um mich sammelten; sie wuchsen zu 12—1500. Noch ehe ich im August 1836 den Ort aufgab, war eine Gemeinde von 300 Gliedern da.“ Auch Watfort Hill gehört noch zu den von Burchell allein, und Stewart Town zu den mit Missionar Mann gestifteten Stationen, von den Schulen auf den meisten dieser Plätze gar nicht besonders zu reden.

Bald nach Knibbs Tode wurde auch Burchell gefährlich krank. Doch erfolgte sein Heimgang, den er erwartete, noch nicht. Gedrängt von den Ärzten mußte er die Reise nach England unternehmen. Er schrieb noch Briefe voll Heimweh an seine Gemeinden auf Jamaika, bei denen seine Frau ihm zur Beruhigung zurückgeblieben war. Über bald war seine Kraft gebrochen. Mit Freuden des Textes gedenkend, über den er in Jamaica zuletzt gepredigt: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt“, ging er heim (1846).

Auf Jamaika aber war die Saat mächtig gewachsen, die auch er so fleißig ausgesät. Die Angaben von 1843 weisen schon 39 Stationen auf, mit 34,000 Gemeindegliedern, die in jenem einen Jahre

archäämpfen
fahnen noch
ach Knibbs
Feldneger
u über die
37 getaufste
einden an-
die Sonn-
en kirchlich
atica als so
rende Gou-
jen Bericht:
Schnelligkeit
einem jebe
it von dieser
italien, die
n Land in
öneren Neu-
erweiterung
infriedigung
es unter die
re geselligen
verbessert
b ihre Ge-
enlast über
gen trafen,
sein. Die
nicht aus-
er in glü-
Neger aus-
amaica an-
i Gedanken
in Afrika
s-Seminar
bald sehn
decke dienen
neue Dör-
nt²⁾), eine
sie fanden
Da mußte
Beschlüsse
i sie Witwe

durch die Taufe von 1881 Personen sich vermehrt hatten. In den letzten 12 Jahren hatte sich die Mitgliederzahl mehr als verdreifacht. — Was jedoch am meisten an dieser jungen Kirche auffällt, ist, daß sie sich sobald auf eigne Füße zu stellen wagte. Schon 1842 wurde geschlossen, vom 1. August des nächsten Jahres an auf alle weitere Unterstützung seitens der Missionsgesellschaft zu verzichten. Die Gemeinden waren erbötig, das Gehalt für ihre Geistlichen sowie die andern Ausgaben für kirchliche Zwecke aus eignen Mitteln aufzubringen. Die einzelnen Gemeinden waren bereits in Congregationalistischer Weise organisiert und schlossen sich zu einer Union zusammen, die auf jährlichen Konferenzen, auf denen jede Gemeinde durch ihre Abgeordneten vertreten ist, ihre Verhältnisse ordnet. Mit der Gründung dieser Jamaica Baptist Union war die Mission auf der Insel fertig;¹⁾ sie hatte ihr Werk gethan — bis auf die eine sogleich zu erwähnende Ausnahme.

Was mag aber die jungen Christenstaaten bewogen haben, sich sobald loszumachen aus der väterlichen Pflege der Denomination in Europa? Würde sie nicht derselben noch recht sehr bedürft haben, um zu erstarren und zu reisen? War es nur die Rücksicht darauf, daß man den Brüdern jenseits des Ozeans nicht mehr lästig fallen wollte — oder spielte hier auch etwas mit hinein von dem Drange nach Emanzipation? Wir finden keine Antwort auf diese Fragen; unsre Quellen geben nichts an über die Motive der Losstrennung.

Woher aber sollte die junge Kirche ihre Geistlichen erhalten, wenn keine Gesellschaft ihnen Missionare mehr senden sollte? Diese Schwierigkeit wurde in willkommener Weise durch das Calabar-Institut gelöst. Die dort ausgebildeten Zöglinge waren auf Jamaica nöthiger als in Afrika; so wurde denn der Zweck der Anstalt demgemäß verändert. Nur ein Missionar für Afrika ging bis 1860 aus derselben hervor. Die Unterhaltung dieses Seminars für eingeborene Prediger behielt die Missions-Gesellschaft bei, und übernahm später auch eine mit derselben verbundene Normalschule und Lehrerbildungsanstalt, die von der Gesellschaft der Quäker dort angelegt war. Eine große Schwierigkeit, die bei der Ausbildung der jungen Leute zu Tage trat, war das Fehlen aller soliden elementaren Vorbildung. Erst durch das Fortschreiten der Elementarschulen konnte man hoffen, derselben mehr und mehr abuhelfen. Es machte schon viel Mühe, anstatt des elenden Negerenglisch eine gute Sprache zu erreichen. Unter den vielen Gegenständen, die getrieben werden, ist auch Lateinisch, Griechisch und Hebräisch. Dr. Underhill, der 1860 eine Prüfung abhielt, berichtet darüber ausführlich²⁾. Das Ergebniß war im ganzen befriedigend; doch fehlte die Gründlichkeit; die Kenntnisse waren mäßig und elementar. Es zeigte

¹⁾ Die baptistischen Gemeinden, die von Lisle herstammten, schlossen sich nicht an, sondern werben als native Baptists von der Union wohl unterschieden. Cf. Missionary Herald 1865, p. 186.

²⁾ The West Indies, their social and religious condition. London 1862 p. 294 ff.

sich dabei, durch eine wo jedes J solche Leute folgen übrig Prediger tr

Doch die würde beginnen, ließ und stürmisch und Krisen angewendet waren, wie den Gemeinden Zahlen. (obgleich sie auch die A Gegenenden de sprünglichen noch 15,353. Alle Kirchen Es fehlte an eine ausreichende Leuten, die ziger Jahre (Eingeborene) in gebäffiger den Freunden Visitation der waren solche Jamaica einsprach sich a Weise aus, r an Geistliche an allen den noch vorhanden damals die

Dennod Jamaica auf die sich über als ein großer Wachsthum Erwartungen der Baptisten aufstrebenden

¹⁾ Mission

²⁾ Ebenda

In den
einfach. —
t, daß sie
wurde be-
le weitere
Die Ge-
sowie die
zubringen.
cher Weise
auf jähr-
geordneten
ung dieser
el fertig;¹⁾
erwähnende
aben, sich
ination in
aben, um
t, daß man
te — oder
nzipation?
eben nichts

lten, wenn
Schwierig-
tut gelöst.
er als in
verändert.
en hervor.
behält die
t der selben
n der Ge-
rigkeit, die
s Fehlen
reiten der
ehr abzu-
erenglisch
nden, die
sch. Dr.
ber aus-
fehlte die
Es zeigte

sich nicht
eden. Cf.
don 1862

sich dabei, wie schwierig die Ausbildung von Personen ist, die nicht durch eine höhere Bildungsstufe ihres Volks getragen werden, sondern wo jedes Individuum für sich selbst anfangen muß herauszusteigen. Dass solche Leute später in ihrem Amte auch wohl manches werden zu wünschen übrig lassen, liegt auf der Hand, wenn auch viele dieser schwarzen Prediger treue Hirten der Gemeinden sein sollten.

Dass die Union gleich von vorn herein einen ruhigen Entwicklungsgang würde beginnen können, wie ihn die Denominationen des Mutterlandes gehabt, ließ sich nicht wohl erwarten. Die Gemeinden waren zu schnell und stürmisch gesammelt, als dass nicht hätten mancherlei Erschütterungen und Krisen in ihnen Platz greifen sollen. Die Kirchenzucht musste oft angewendet werden, um unchristliche Elemente, die mit eingedrungen waren, wieder auszuscheiden. So finden wir denn hier, ähnlich wie in den Gemeinden der andern Missionen, einen bedeutenden Rückgang in den Zahlen. 10 Jahre nach dem Selbständigwerden hatte die Union, obgleich sie nicht blos die Aufrechterhaltung ihrer Gemeinden, sondern auch die Ausbreitung des baptistischen Bekanntschaftes in verschiedenen Gegenden der Insel betrieb) bereits mehr als die Hälfte von der ursprünglichen Mitgliederzahl eingebüßt, denn 1853 betrug dieselbe nur noch 15,353. Aber nicht nur numerisch waren die Gemeinden gesunken. Alle Kirchenzucht vermochte nicht die inneren Schäden zu beseitigen. Es fehlte an Geistlichen, denn das Seminar war nicht im Stande eine ausreichende Zahl von solchen auszubilden; auch fehlte es an jungen Leuten, die für diese Ausbildung fähig waren. Gegen Ende der Fünfziger Jahre waren für 77 Gemeinden nur 36 Geistliche (darunter 16 Eingeborene) vorhanden, und abgesehen von ungünstigen Berichten, die in gehässiger Weise von Feinden verbreitet wurden, regten sich auch bei den Freunden der Sache manche Besorgnisse. 1859 wurde eine Visitation der Baptisten-Missionen in Westindien unternommen (inzwischen waren solche nämlich auf andern Inseln entstanden und dabei auch Jamaica einer sorgfältigen Prüfung unterzogen). Der Visitationsbericht¹⁾ sprach sich allerdings in einer für die Missionsfreunde sehr beruhigenden Weise aus, verhehlte aber nicht, dass es dringend nötig sei, dem Mangel an Geistlichen abzuhelfen, u. z. durch europäische Brüder, wenigstens an allen den Plätzen, die durch den Tod oder Wegzug der bis dahin noch vorhandenen früheren Missionare vakant würden. Uebrigens war damals die Zahl der Mitglieder wieder auf 19360 gestiegen.

Dennoch waren die Zustände der Art, dass die bald darauf in Jamaica auftretende Erweckung von 1860 (vergl. oben, Abschnitt 9), die sich über die ganze Insel verbreitete, auch von den Baptisten als ein Gnadenregen begrüßt wurde, von dem man neues Leben und Wachsthum auf dem dürren Boden erwartete. Bielsch wurden diese Erwartungen übertrieben und nachher enttäuscht. Im Jahresbericht der Baptisten-Missionsgesellschaft von 1864²⁾ wird gesagt: „Als die aufregenden Scenen von 1860 und 61 sich ereigneten, waren einige

¹⁾ Missionary Herald, 1860 p. 23 ff.

²⁾ Ebenda selbst p. 55.

sanguinische Geister in den Kirchen nicht allein mit tiefster Freude erfüllt über das Werk, das sie sahen, sondern meinten, für Jamaica sei das tausendjährige Reich nahe herbeigekommen. Aber solche Hoffnungen sind nicht verwirklicht. Während viele sich freuen über alles Gute, das gewirkt ist; trauern sie doch über einen Wechsel, eine Reaktion, die in manchen Kirchen auftritt und zeigt, daß viel Läufigkeit und Rückfall vorhanden ist.“ Die Berichte hatten zugleich über den gedrückten Stand des Ackerbaus und Handels zu klagen. Bielsch zeigte sich eine Armut, die dem Gedeihen der Kirchen höchst hinderlich sein mußte. Krankheit, Dürre, der hohe Preis der Lebensmittel und aller importirten Gegenstände, sowie das Eingehen vieler Plantagen u. s. w. thaten das Ihrige, um die Zustände recht ungünstig zu machen.

Am schwersten aber wurde die ganze Baptist-Union erschüttert durch den Aufstand, der 1865 in dem Städtchen Morant Bay an der Küste (8 deutsche Meilen östlich von Kingston) zum Ausbruch kam. Eine Spannung zwischen Weißen und Schwarzen hatte sich immer noch auf Jamaica mehr als auf andern Inseln fühlbar gemacht. Die letzteren klagten über die drückenden Steuern, über die gegen sie parteiisch geübte Rechtspflege u. s. w. In jener Gegend, scheint es, war die Erbitterung besonders gestiegen. Bei einer geringfügigen Verurtheilung wurde der Schuldige vom Volkshausen bestreit, die Gerichtsdienner mishandelt, das Rathaus gesürmt, die Beamten erschlagen, Häuser verbrannt oder zerstört u. s. w. Der Aufstand wurde bald auf blutige Weise unterdrückt, indem die ganze Insel in Kriegszustand erklärt wurde. Schuldige (oder vielleicht auch Unschuldige) wurden nach sehr summarischem Verfahren in großer Menge hingerichtet. Darunter waren, Leute, die zu den oben erwähnten „native Baptists“ gehörten; ja einer ihrer Prediger, Paul Bogle, war der Haupträdelsführer gewesen. Aber trotzdem, daß die Union in der Gegend des Aufstandes gar keine Gemeinden hatte, wurden die größten Verdächtigungen auf sie und ihre Führer gebracht. Ob, wie damals angenommen wurde, eine über die ganze Insel verbreitete Verschwörung gegen die Weißen bestand, ist nicht klar. Jedenfalls waren die Baptisten nicht die Urheber, wenn sich auch nicht leugnen läßt, daß das Verhältniß der beiden Rassen zu einander von dieser Seite vielfach nicht in der rechten Weise aufgefaßt wurde. — Es ist erklärlich, daß die Baptist-Union wieder beträchtlich zusammenschmolz. Im nächsten Jahr zählte sie nur noch 15382 Mitglieder.

In der Folge griff denn die englische Baptisten-Mission aufs neue thätig in die Verhältnisse Jamaicas ein, gründete wieder Stationen (zunächst 1866 Morant Bay, später Wallingford und Mandeville) und stärkte des Calabar-Institut, das nach Kingston verlegt wurde. Nach dem Berichte von 1873 zählte die Union mit den Stationen der Gesellschaft zusammen 23,367 Mitglieder.

Seit der Emanzipation hatte sich die Baptisten-Mission aber auch auf andre Inseln ausgebreitet.

Hier farbige Staaten Nord-Amerika nun mit konnten, ihre göttliche Frömmigkeitlichsten. Der erste Nassau Herzlichkeit den benachbarten bildeten sich wurde von der Bahia 3000 freie auf einer Inseln, so nehmen müssen. Beim Jahr auf diesem kanischer konnte Miss und regen während es 1850³⁾ heilige Gebiet Arbeit und dieser weit kann, so ist und 140 Gemeinden Gottesdienst andermal Kapelle dasei; auch Personen Missionar Gemeinden

¹⁾ Von den weißen Bewohnern aber vernachlässigt.

²⁾ Calwer

³⁾ Ebenso

⁴⁾ Baden

II. Die Bahama Inseln.

Hier waren schon am Schluß des amerikanischen Krieges, 1813, farbige Baptisten erschienen, als manche Kolonisten aus den Vereinigten Staaten nach Westindien übersiedelten. Es waren Slaven, die in Nord-Amerika in die Baptisten-Gemeinschaft aufgenommen waren und nun mit ihren Herren auf diese Inseln zogen. Da sie aber nicht lesen konnten, und niemand sie unterrichtete, so verringerte sich, obgleich sie ihre gottesdienstlichen Handlungen fortsetzten, ihre Erkenntniß und ihre Frömmigkeit. So richtete ein Slave, der Mitglied einer der ansehnlichsten Gemeinden war, sein Gebet an Abraham, Isaak und Jakob. Der erste Baptisten-Missionar, Burton, der am 29. Januar 1833 in Nassau, auf der Insel New-Providence, landete, wurde mit großer Herzlichkeit empfangen und konnte mehrere Jahre lang dort und auf den benachbarten Inseln mit großem Erfolg arbeiten.¹⁾ Gemeinden bildeten sich mit seiner Hülfe, Schulen wurden errichtet, und das Werk wurde von seinen Nachfolgern gedeihlich fortgeführt. Die Bevölkerung der Bahama's betrug damals 16,500 Seelen, darunter 4200 Weiße, 3000 freie Farbige, die übrigen waren Slaven. „Diese alle wohnen auf einer Anzahl kleiner, weit hin zerstreuter und schwer zugänglicher Inseln, so daß die Missionare oft lange und gefährliche Reisen unternehmen müssen, um den Hungrigen das Brod des Lebens zu bringen.“ Zehn Jahre später waren 2 andre Missionare, Capern und Mycroft, auf diesem Missionsfelde thätig, die trotz aller Hindernisse von anglikanischer Seite immer mehr Anhang fanden. Von der Turks-Insel kounte Missionar Mycroft im Juli 1848 über neu erwachtес Leben und regen Missionseifer in den Gemeinden Erfreuliches melden²⁾, während es in einem Bericht des Missionars Littlewood vom Januar 1850³⁾ heißt: „Sie können sich denken, daß ein so ausgedehntes Arbeitsgebiet (die Bahama's), das 46 Stationen umfaßt, beträchtliche Arbeit und Selbstverleugnung erfordert. — Wenn auch der Zustand dieser weit zerstreuten Gemeinden kein gedeihlicher genannt werden kann, so ist er wenigstens friedlich. — Wir haben 6 Nationalgehülfen und 140 Sonntagschullehrer. Ihre Arbeit verheilt sich auf 45 Gemeinden mit 1475 Gemeindegliedern und 1226 Schülern, die Gottesdienste werden von mehr als 3000 Personen besucht.“ — Ein andermal berichtet er von der kleinen Insel Rum-Cay, daß die Kapelle daselbst zu klein geworden und der Bau einer neuen beschlossen sei; auch machten die Sonntagschulen daselbst viel Freude; mehrere Personen wurden getauft, andere fragten nach der Wahrheit. Nach Missionar Caperns Bericht⁴⁾ endlich einige Jahre später waren 46 Gemeinden mit mehr als 2000 Gliedern über 12 Inseln zerstreut,

¹⁾ Von den Methodisten, die hier wirkten, wird gesagt, daß sie sich neben der weißen Bevölkerung nur um die freien Neger und Farbigen bemühten, die Slaven aber vernachlässigten.

²⁾ Calwer Missionsblatt 1848, S. 101.

³⁾ Ebendaselbst 1850, S. 69 ff.

⁴⁾ Basler Missions-Magazin 1856, III, S. 60.



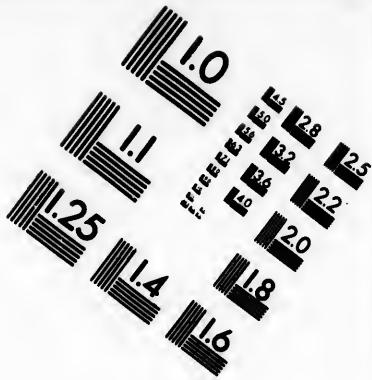
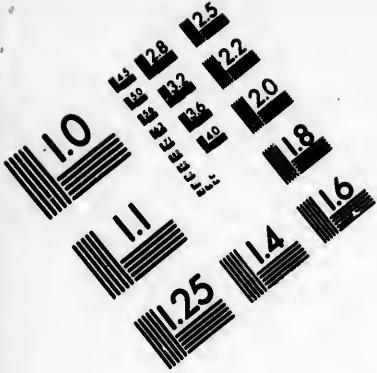
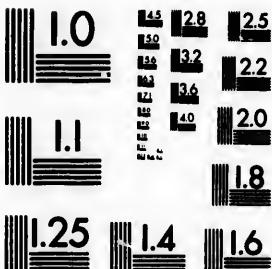
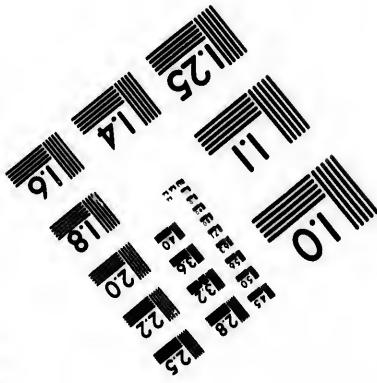
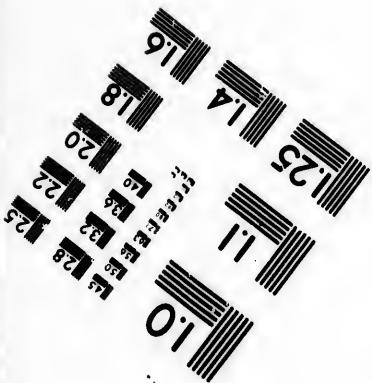
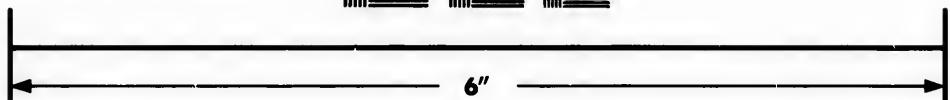


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)



6"



Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

1.0
1.2
1.4
1.6
1.8
2.0
2.2
2.4
2.6

1.0
1.2
1.4
1.6
1.8
2.0
2.2
2.4
2.6

ferner 6 Wochenschulen mit etwa 300 Schülern, und 33 Sonntagschulen mit über 1800 Schülern. Ferner sagt er: „Seit 4 Monaten ist in der religiösen Bevölkerung von Nassau eine merkwürdige Veränderung eingetreten. Es ist allgemein der Wunsch nach einer Art religiösen Bundes erwacht, und Baptisten, Wesleyaner und Presbyterianer tauschen ihr Kanzeln unter sich aus. Auch das Betragen der Episkopalen gegen andere Gemeinden hat sich sehr verändert.“ — Auf den Turks Islands¹⁾ sind 7 Gemeinden mit 478 Gliedern. Die zwei europäischen Missionare werden von 6 eingeborenen Predigern, 1 Schulmeister und 57 Sonntagsschullehrern unterstützt. Im letzten Jahr (1855) wurden 15 getauft. Zum Unterhalt der Station wurden von der Gemeinde nahe an 400 Pfund (4800 Fl.) beigesteuert.

Als Dr. Underhill im Jahre 1860 die Inseln besuchte,²⁾ fand er auf 18 derselben Gemeinden mit 2656 Mitgliedern. Sie waren in 3 Distrikte getheilt, mit den Hauptplätzen Nassau, Inagua und Grand Cay. Außer den mit der Mission verbundenen gab es sogenannte native Baptists auf vielen Inseln, die unter der Leitung eines Pastors in Nassau standen, wo derselbe eine Gemeinde von 600 Personen hatte. Da die Missionare die andern Inseln wegen mangelnder Reise-Gelegenheit und der Unsicherheit der Winde nur selten besuchen können, so sind die Gemeinden jeder einzelnen Insel unter einen eingeborenen Prediger gestellt, deren manche freilich nur eine geringe Bildung haben. Sie werden theils von den Gemeinden und theils durch Sammlungen in den Gemeinden der Hauptplätze erhalten. Nur dann und wann können die Missionare in ihren Distrikten herumkommen, tauften, Fälle der Disziplin entscheiden u. s. w.

Nassau ist eine hübsche Stadt, mit reinlichen Straßen u. z. Th. eleganten Häusern. Es wird im Winter als klimatischer Kurort von Nordamerika aus benutzt. Aber die Insel New-Providence ist arm. Es gibt fast keine Plantagen. Ein Besitzer baut in grösseren Massstäbe Apfelsinen zum Export nach den Vereinigten Staaten. Die Bäume müssen fast auf dem reinen Korallenfelsen wachsen. Doch wird noch ein Wald erwähnt, in dem Kohlen gebrannt werden. Manche Neger suchen ihren Unterhalt durch Fischerei. Es wird ein beträchtlicher Handel mit Schrödämmen getrieben. Aber der ausgedehnteste Gewerbszweig ist das Bergen der Güter gestrandeter Schiffe. Auf den Küsten des Bahama's kommen unverhältnismässig viel Schiffbrüche vor, und es ist ein öffentliches Geheimniß, daß dieselben zuweilen „wohl bestmöglich“ sind, sei es, daß „Schiffbrüche“ ihre alten unbrauchbaren Schiffe anlaufen lassen, sei es, daß gewissenlose Kapitäne im Einvernehmen mit den betreffenden Bahamabewohnern dies thun, indem sie sich und der Mannschaft einen Anteil an dem nach dem Strandreicht sich ergebenden Gewinn sichern.

Auf San Salvador leben 1900 Personen, darunter nur ein Weißer. Sie sind alle Baptisten. Sie pflanzen da, wo in den Vertiefungen des Felsens sich etwas Humus gesammelt hat, Mais oder kleine Kartoffeln, Yams, Ananas und treiben Fischerei. Schweine und Hühner sind mit Ausnahme von etlichen Herden die einzigen Haustiere. Das Leben ist mühselig und lässt sich nur bei harter Arbeit fristen. Doch hat das Völchen gute Häuser und ohne viel Bequemlichkeiten des civilisierten Lebens zu leidnen scheinen sie glücklich, zufrieden und fromm. „Unser ein-

¹⁾ Dazu gehören Grand Cay, Salt Cay und die vielen Inseln der Caicos Bank. Sie stehen unter besonderer Verwaltung.

²⁾ The West Indies p. 473 ff.

diges Bergland nicht selten. Auf Inseln hat man oft großer Energie gebaut, von Salz aus missionarisch vernehmten, wird viel Salzung: einen wird arm. —

Nach dem Distrikt folgt Salvador, gliedern.

Der Mayaguana Island, mit Nebenstation

Auf dieser Gesellschaftskerung, unter verkommenen Trinidat. eine in und in und um In der ersten in einer weiträumigen Arbeitet.“ Übergläubisch er viele Jahre verbrachte Schüler und

Im folgenden gesucht. Angaben: Pernando, 259 Mitglieder Montserrat

³⁾ In neuem stand durch den Kampfen.

⁴⁾ Gemeinde beiden andern

Sonntags-
- Monaten
rdige Ver-
einer Art
Presbyte-
tragen der
ndert." —
dern. Die
Predigern,
Im letzten
ion wurden
ert.
") fand er
aren in 3
nd Grand
sogenannte
ies Pastors
hatte. Da
genheit und
nd die Ge-
ger gestellt,
Sie werden
n den Ge-
können die
e der Dis-

ten Häusern.
enutzt. Über
Ein Besitzer
en Staaten.
s wird noch
suchen ihren
mmen getrie-
gestrandeter
Schiffbrüche
beabsichtigt"
aufen lajen,
en Bahama-
eil an dem

Beifker. Sie
Felsen sich
Ananas und
ben Werden
hartter Arbeit
chkeiten des
"Unser ein-

Caicos Vanl.

ziges Bergungen," sagte einer von ihnen, „ist zu singen und zu beten!“ Doch muß nicht selten Kirchenzucht wegen Unstetigkeit gelbte werden.¹⁾

Auf Inagua befindet sich nur eine Niederlassung: Matthew Town. Die große Insel hat nur 1000 Bewohner. In der Mitte ist eine große Lagune, der Aufenthaltsort großer Scharen von Flamingo's. Früher wurde auf dem flachen Boden Baumwolle gehant. Jetzt ist die Kultur ausgegeben. Die Hauptbeschäftigung ist Gewinnung von Salz aus dem verbunstenden Wasser der Salzlagunen. — Neben dem Baptistenmissionar steht hier ein anglikanischer Geistlicher. Beide waren im besten Einvernehmen, wo es sich ums Wohl der Bevölkerung handelte.

Turk's Islands zählen nur 3250 Seelen, haben aber eine besondere Verwaltung: einen Gouverneur, Sekretär, gesetzgebende Versammlung u. s. w. Auch hier wird viel Salz gewonnen; nur auf einzigen Inseln gibt es Viehzucht. Die Bevölkerung ist arm. — Nach den neusten Nachrichten muß die Noth dort furchtbar sein.

Nach dem Bericht von 1873 gehörten zu dem nördlichen (Nassau) Distrikt folgende Gemeinden: Andros, Grand Bahama, Eleuthera, San Salvador, Exuma und Ragged Island, zusammen mit 2050 Mitgliedern.

Der mittlere oder Inagua-Distrikt umfaßte: Inagua, Long Cay, Mayaguana, Acklin's Island, Long Island, Rum Cay und Watlings Island, mit 668 Mitgliedern. —

Der südliche endlich Grand Cay, Salt Cay, und Caicos sowie drei Nebenstationen auf St. Domingo mit zusammen 587 Mitgliedern.

III. Trinidad.

Auf diese fruchtbare große Insel wurde 1842 die Aufmerksamkeit der Gesellschaft gelenkt. Der erste Missionar, Cowen, fand die Bevölkerung, unter der der Katholizismus herrschte, in einem geistlich höchst verkommenen Zustande. Der Sekretär der Gesellschaft besuchte 1846 Trinidad. Er berichtete: „Wir haben 2 Gruppen von Stationen, die eine in und um Port of Spain, die andre 20 (engl.) Meilen südlicher, in und um Savanna Grande. (Beide Orte liegen auf der Westseite.) In der ersten sind seit 1843 zwei kleine hölzerne Kapellen gebaut; in einer werden 90 Schüler unterrichtet. Auch 20 (?) Meilen nordwärts¹⁾ hat Mr. Cowen drei Stationen, wo er mit Selbstverleugnung arbeitet.“ 1850 klagte der letztere über die Hindernisse: Rum trinken, Übergläubische und etwas Heidentum, die das Werk aufhielten. Doch hatte er viele Traktate und 1000 Exemplare der Heil. Schrift in einem Jahre verbreiten können. 1853 (?) wurden 80 Kommunitanten, 181 Schüler und 12 Lehrer gezählt unter der Leitung nur eines Missionars.

Im folgenden Jahre wurde die Insel furchtbar von der Cholera heimgesucht. — Zehn Jahr später finden wir über diese Mission folgende Angaben: Port of Spain mit einer Gemeinde von 54 Gliedern. San Fernando, mit einem besonderen Missionar und einer Gemeinde von 259 Mitgliedern, die auf 6 Plätze sich vertheilen, unter denen auch Montserrat genannt ist. Savanna Grande wird nicht mehr erwähnt.

¹⁾ In neuster Zeit ist die Bevölkerung auf 3100 gestiegen; auch hat sich der Wohlstand durch den Ananasbau gehoben. Die Baptisten hatten mit den Ritualisten zu kämpfen.

²⁾ Gemeint ist jedenfalls die später erwähnte Station Montserrat, die zwischen den beiden andern liegt.

1873 sind dieselben Plätze wieder genannt. In der Hauptstadt zählte die Gemeinde 97, zu San Fernando mit den Außenplätzen 410 Mitglieder.

IV. Haïti.

Auf Haïti begann die Baptistenmission im Jahre 1845. Zwei Missionare mit ihren Frauen und zwei Jungfrauen landeten kurz vor Weihnachten in Jacmel, wo sie von der Revolution her, in welcher der Präsident Boyer vertrieben wurde, noch alles in Ruinen fanden. Sie wurden indessen freundlich aufgenommen und durften sogar unter dem Schutz der Behörde Gottesdienst halten und eine Schule einrichten. Im März des nächsten Jahres befestigte sich die Ruhe des Landes¹⁾ mit Eintritt des Präsidenten Riché, nach dessen Tode General Soulouque diese Würde erlangte, der sich 1849 unter dem Namen Faustin I. zum Kaiser erklärte. Jacmel, das von der Hauptstadt Port au Prince durch eine breite bergige Halbinsel getrennt ist — es liegt auf der Südflanke für die Mission besonders geeignet. Auch wurde der französische Gottesdienst der Baptisten viel besucht, aber die Zuhörer wechselten, kamen und gingen wie auf einem Jahrmarkt. Die Schule kam bald in guten Gang. Im Juni konnte eine junge Person, die sich einem besonders religiösen Leben widmen wollte (Kloster gibt es nicht auf Haïti), aber durch die Predigt den Unterschied zwischen dem Evangelium und dem dort besonders tief stehenden Katholizismus erkannt hatte, getauft werden. Einige andere Bekrehte wagten sich noch nicht heraus, aus Furcht vor der öffentlichen Meinung. Die Zustände waren furchtbar. Große Gottlosigkeit und Unsitlichkeit herrschte überall. Doch hatte die Mission gute Aussichten. Nur zu bald aber wurde Missionar Francis durch das gelbe Fieber abgerufen, und Miss Harris, die Lehrerin, hatte einen schweren Stand, die Station ein halbes Jahr lang allein zu erhalten. Sie hielt Gottesdienst, indem sie eine Predigt vorlas. Die Schule wurde bei einer Prüfung durch einen Beamten im besten Zustande getroffen, so daß der Präsident Riché 5 seiner eignen Kinder in dieselbe zu schicken beschloß, obgleich Fr. Harris die angebotene Staatsunterstützung abgelehnt hatte. Kurz vor dem Regierungswechsel (1. März 1847) traf Missionar Webley ein, der sofort die erfolgreiche Arbeit aufnahm und bald verschiedene Personen tauften konnte. Aber eine schwere Unterbrechung entstand durch die Schreckenszeit, die der Präsident im April 1848 hervorrief, indem er aus Argwohn seine Räthe und die angesehensten Personen der Hauptstadt in seinem Palaste ermorden ließ, worauf im ganzen Lande Verwirrung und Blutergießen folgte. Besonders wurden die Braunen verfolgt. Ein farbiger Methodistenmissionar, der damals in "Les Cayes" westlich von Jacmel arbeitete, konnte nur durch die Flucht sein Leben retten. Die Baptisten blieben als Europäer

¹⁾ Die bisherigen Kämpfe rührten von der Spannung zwischen der Neger- und Mulatten-Bewohnerung her. Die letztere war zu wenig zahlreich, um ihre verhältnißmäßige geistige Überlegenheit zur Geltung zu bringen.

verschont. Aufgenommen förderte den wieder von der glaube bei den wurden engel laubniz verlor sich wieder zusammen zu wach Missionare ihre Leistungen im dnerlich, als d bleiben muss. Erst 1860, als man erhielt. Der Stadt Port au Ronfordat man hatte von Gebeinen der ein paar and eines eingeborn Evangelium. Der letztere befürchtete, das Feld in nach der Nor wo schon durch St. Raphael ruhen dort nur vertrieben, aber eine starke Dominique, organisierte. Banden von thend den Kampfe mit widernd an die lassen. Gran nachdem Bau traurigsten Jahre mutig Krankheit erschwer heimge da Lebensmit

²⁾ Im Inn Das oben

verloren. Doch erst nach einem Jahre konnten die Arbeiten wieder aufgenommen werden, und nur unter neuen Hindernissen. Der Kaiser förderte den größten Überglauen und Unstättlichkeit. Die Städte hielten wieder von den nächtlichen Orgien. Dazwischen ließ sich offener Unglaube bei den einigermaßen Gehilfeten vernehmen. Dem Missionar wurden enge Schranken gezogen, er durfte die Stadt nicht ohne Erlaubnis verlassen. Doch kam die Schule in guten Gang. Auch fanden sich wieder Zuhörer und Bekehrte. Seitdem begann die Gemeinde langsam zu wachsen, besonders vorbereitet durch die Schule, welche die Missionare in näheren Verkehr auch mit den Eltern brachte, da ihre Leistungen immer mehr anerkannt wurden. Es war daher ein großes Hindernis, als dieselbe am Schlusse des Jahrzehnts einige Zeit geschlossen bleiben musste — wahrscheinlich weil Fr. Harris sich zurückzog (?). Erst 1860, als Webley zwei Mitarbeiter, B. Bouhon und W. Baumann erhielt, konnte sie wieder eröffnet werden.

Der Jahresbericht von 1864 zeigt, daß der letztere in der Hauptstadt Port au Prince eine Station eröffnet hatte. Damals war das Konkordat mit Rom durch den Präsidenten Geffrard abgeschlossen, und man hatte von der Stärkung des römischen Einflusses manches für das Gediehen der Mission zu besorgen. Im folgenden Jahre waren noch ein paar andre Stationen, St. Raphael¹⁾ und Dondon unter Leitung eines eingeborenen Predigers, Metellus Ménard, hinzugekommen, und das Evangelium hatte noch an mehreren andern Stellen Wurzel gesetzt. Der letztere bewährte sich in einem Aufstande, der weiterhin jene Gegend beunruhigte, und blieb unter manchen Verfolgungen standhaft. Da das Feld in Port au Prince zu ungünstig sich zeigte, zog Baumann nach der Nordküste und ließ sich in Grande Rivière nieder (1866), wo schon durch Ménard von dem etwa 5 d. Meilen südlicher gelegenen St. Raphael aus gewirkt war²⁾. Indessen ließen es fortwährende Unruhen dort noch nicht zu viel Erfolgen kommen. Geffrard war (1867?) vertrieben, General Salnave zum Präsidenten ausgerufen, er fand aber eine starke Gegenpartei und später einen Gegenpräsidenten, General Dominique, der seine Herrschaft im südlichen Theile der Republik organisierte. Doch das Land wurde furchtbar vom Bürgerkriege zerstört. Banden von Negern aus dem Innern, hier Caco's genannt (entsprechend den Maroons auf Jamaica) lagen (angeblich für Geffrard) im Kampfe mit den Truppen Salnave's und drangen immer wieder plünderten an die nördliche Küste vor. St. Raphael stand $1\frac{1}{2}$ Jahre verlassen. Grande Rivière befand sich in den Händen der Caco's, bald nachdem Baumann dort gestorben. Seine Witwe blieb stark in der traurigsten Lage zurück, hielt aber nach ihrer Genesung noch ein paar Jahre mutig bei der Gemeinde aus, bis sie nochmals von schwerer Krankheit erschöpft die Insel verließ. Auch Jacmel war vom Kriege schwer heimgesucht, die Missionsfamilie dort drückender Notth ausgesetzt, da Lebensmittel kaum zu haben waren. Webley kehrte nach längerer

¹⁾ Im Innern, nördlich von der Hauptstadt.

²⁾ Das oben genannte Dorf Dondon liegt direkt dabei, an der Küste.

Krankheit nach England zurück, aber nur um gleich nach seiner Ankunft in die Ewigkeit heimzugehen. Die ganze Mission war schwer geschädigt, die Gemeinden, die 1867 auf 131 Mitglieder angegeben wurden, waren entmuthigt und zum Theil zerstreut. Dennoch hielten sich die Reste unter der Leitung eingeborner Brüder; besonders bewährte sich in dieser traurigen Zeit Metellus Ménard. Erst 1871 konnte wieder ein Missionar in Jacmel eintreten, der bei beruhigter Lage des Landes bald ein fruchtbare Arbeitsfeld fand.

Nach dem Berichte von 1873 waren außer dieser Station folgende mit eingeborenen Predigern oder Helfern besetzt: La Grande Rivière, mit 19 Mitgliedern, St. Raphael mit 19, Dondon mit 10, St. Marc mit 14, Port de Paix mit 13 und Cap Haytien mit 5 Mitgliedern. Die beiden vorletzten Orte liegen, wie es scheint, zwischen der letzten und Grandee Rivière.

Auf dem östlichen Theile der Insel war 1852 auch eine Mission zu Puerto Plata (Port au Plat) gegründet, die unter der Republik, die sich seit 1874 von der westlichen getrennt hatte¹⁾, Dulbung erlangte und eine kleine Gemeinde sammelte. Als jedoch 1861 dieser Theil, San Domingo durch einen Aufstand wieder zur spanischen Kolonie wurde, und vier Jahre später die Republik, unter General Buenaventura Baez als Präsidenten, wieder hergestellt wurde, konnte das Werk nicht recht gebeihen, zumal bei den Unruhen und Kämpfen auch Puerto Plata eingeschert wurde. Dennoch waren auch noch an einigen andern Orten kleine Gemeinden entstanden, die aber nur ein kümmerliches Dasein zu haben scheinen, und wie bereits erwähnt unter der Leitung des Missionars der Turks Islands gehören.

12. Die Arbeiten anderer Missions-Gesellschaften.

a. Die Londoner Gesellschaft.

Zudem wir einen bald wieder aufgegebenen Versuch der Londoner Gesellschaft im Jahre 1822 auf Trinidad übergehen, haben wir es hier nur mit der Mission auf Jamaica zu thun, die 1834 infolge der Emancipation gegründet wurde. Neben die Anfänge derselben und ihre Entwicklung in den ersten Jahrzehnten lagen uns wenig Quellen vor. In dem genannten Jahre wurden die Stationen zu Kingston und zu First Hill, letzteres nördlich in der Parochie Trelawny, errichtet. Die andern Stationen konzentrierten sich auf den mittleren Theil der südlichen Hälfte der Insel, u. z. auf die Parochien Manchester und Clarendon. Dort wurde 1835 Whitefield (Poros), Ridgmount (Manderille) und Davyton angelegt; 1838 kam Chapelton hinzu.

¹⁾ Man nannte sie die Mulatten-Republik, weil dieses dort gehafte Element der Bevölkerung hier das Uebergewicht hatte. Auch waren hier nicht die Weißen von dem Rechte des Grundbesitzes ausgeschlossen.

Jede dieser
beren einig
mit europ
In d
Erfolge.
Später kan
angaben a
wie die an
zehnten sta
Beme
Herzen für
politischen
deren Folg
von den Ba
Bewürfnis
aus dem Al
Verleumdun
ist, darüber
gewiß zu g
zuweisen in
Parteien m

Unsre
Damals wa
zuvor nach
Gemeinden
in dem von
Volke, wie
wedung in e
Vor diesen
und Festigk
menschliche
war, erwar
waren auf
betrug über
benen Erwo
und die Fri
nicht nach L
werden. D
ausgesetzt, n
dort unsägli
Kirche bei u
nan die Un
weniger har
das, was b

¹⁾ Bergl.

²⁾ Im Ja

Burkhardt, V

ier Ankunft
geschädigt,
den, waren
h die Reste
ch in dieser
er ein Miss-
landes bald

on folgende
de Riviere,
St. Marc
Mitgliedern.
der letzten

ne Mission
epublit, die
ng erlangte
ießer Theil,
en Kolonie
Buenaven-
das Werk
auch Puerto
igen andern
immerliches
der Leitung

n.

c Londoner
wir es hier
infolge der
en und ihre
uellen vor.
on und zu
errichtet.
Theil der
hester und
d mount
ton hinzu.

Element der
zen von dem

Jede dieser Stationen erhielt bald eine Anzahl von Außenstationen, deren einige zeitweise, wie es scheint auch als selbständige Arbeitsfelder mit europäischen Missionaren besetzt waren.

In den ersten Jahren erfreute sich auch diese Mission ausgedehnter Erfolge. Die weiteren Aussichten erschienen im günstigsten Lichte. Später kam auch hier der Rückschlag. Es liegen uns leider die Zahlenangaben aus den früheren Jahren nicht vor. Vermuthlich waren sie, wie die andrer Gesellschaften, höher als die aus den folgenden Jahrzehnten stammenden.

Bemerkenswerth ist, daß die Londoner Missionare, obgleich von Herzen für die Menschenrechte der Neger eintretend, sich niemals in die politischen Agitationen eingelassen haben, die mit der Emmanzipation und deren Folgen zusammenhingen. In diesem Stütze wichen sie völlig ab von den Baptisten, und dies war, wie es scheint, der Grund eines ernsten Verwirrthüesses zwischen den Vertretern der beiden Gesellschaften, das ich aus dem Anfange der vierzig Jahren angedeutet finde¹⁾. Ob es lieblose Verleumdungen waren, wie von Seiten der Baptisten behauptet worden ist, darüber habe ich kein Urtheil. Jedoch aber hätten die letzteren gewiß zu größerem Segen für Jamaica gearbeitet, wenn sie nicht, was zuweilen in fast fanatischer Weise geschah, in das Getriebe der politischen Parteien mit eingegriffen hätten.

Unsre ausführlichen Quellen beginnen erst mit dem Jahre 1862. Damals war Jamaica tief bewegt von den Erweckungen, die ein Jahr zuvor nach langer geistlicher Dürre wieder ein neues Leben in den Gemeinden angeregt hatten. „Man darf sich nicht wundern“, heißt es in dem Londoner Jahresbericht, „daß unter einem so leicht erregbaren Volke, wie die farbigen Bewohner der Insel sind, die allgemeine Erweckung in einigen Fällen ausartete in Ausschreitungen und Unordnung. Vor diesen Uebeln aber blieben unsre Gemeinden durch die Besonntheit und Festigkeit ihrer Pastoren im allgemeinen verschont.“ Obgleich menschliche Schwachheit und Sündhaftigkeit dabei vielfach zu Tage getreten war, erwartete man doch einen bleibenden Segen. Die Gemeinden waren auffallend gewachsen; die Gesamtzahl der Kommunitanten betrug über 2000.²⁾ Demnach mußten die folgenden Berichte übertriebenen Erwartungen und Vorstellungen entgegentreten. Der Glaube und die Frömmigkeit jener westindischen Gemeinden, wird gesagt, müsse nicht nach Vergleichung des Zustandes der britischen Christen geschägt werden. Dort seien die christlichen Brüder furchtbaren sozialen Uebeln ausgekehlt, wie sie in der Heimat nicht bekannt seien, dagegen fehlten dort unsäglich viele Vorteile, deren sich die Mitglieder der christlichen Kirche bei uns erfreuen. Bei rechter Erwägung der Verhältnisse müsse man die Unwissenheit, Unbeständigkeit und andre namenlose Mängel weniger hart zu beurtheilen, habe vielmehr Grund, Gott zu danken für das, was bereits an den armen Menschen geschehen sei. — Immer

¹⁾ Bergl. oben S. 151.

²⁾ Im Jahre 1851 war sie 800.

wieder waren noch manche Rückfälle vorgekommen von solchen, die während der Erweckung die besten Hoffnungen gaben. Andre aber bewährten sich um so treuer. Ein Missionar schreibt, nie sei der Wechsel zwischen Licht und Schatten auffallender und der Abstand von beiden schärfer gewesen: auf der einen Seite die traurige geistliche Mangelhaftigkeit, auf der andern die innere Gediegenheit des christlichen Lebens.

Es war damals übrigens, wie schon mehrfach erwähnt, eine Zeit schwerer Heimsuchungen in Westindien. Auch auf Jamaica herrschte große Not, sowohl infolge der Dürre, unter der die Kaffee-Kultur besonders zu leiden hatte, als auch infolge der Theurung, die durch den amerikanischen Krieg und das Stocken des Handels herbeigeführt wurde. Dazu lasteten schwere Abgaben auf der Bevölkerung. Dennoch wurden von den Gemeinden in einem Jahre über 2000 Pfund Sterling (40000 Mark) für ihre kirchlichen Bedürfnisse aufgebracht, während die Gesellschaft nur noch kaum 1200 Pfund zur Erhaltung der Mission betrug.

Bei dem Aufstande von 1865 waren die Mitglieder der Londoner Missionsgemeinde in keiner Weise betheiligt, obgleich eine Außenstation unter Leitung eines eingebornten Lehrers zu Morant Bay selbst und nicht fern davon damals auch zu Prospect Penne eine Hauptstadt bestand. Am letzteren Orte wurde die Ruhe nicht gestört. Nur 5 von der kleinen Gemeinde an dem erstgenannten Platze wurden unter dem blutigen Schrekkensregiment des Kriegszustandes erschossen — doch war es nicht ausgemacht ob schuldig oder, wie so viele damals, unschuldig. Auch nahmen die Londoner Missionare in der politischen Auseinandersetzung möglichst wenig Partei. Wir finden von ihnen eine besonnene Beurtheilung der Zustände, in der wohl die Berechtigung der Bevölkerung zu mancherlei Klagen anerkannt wird, doch auch anderseits das Unrecht der Agitation gegen die Kolonial-Regierung gezeigt wird. Einer von den Missionaren ging sogar soweit, eine Adresse für den Gouverneur Eyre zu unterzeichnen, ein Schritt, der indessen von den Direktoren der Gesellschaft gemäßbilligt wurde. Das Verhalten des Gouverneurs, obgleich vielleicht von anderer Seite nicht richtig gewürdigt, hatte doch durch die unbesonnenen Massenmorde, die er zur Unterdrückung des Aufstandes veranlaßte, ihm jedenfalls die Sympathien der christlichen Kreise entzogen.

Über die Bevölkerung im allgemeinen wurde damals etwa Folgendes geschrieben: Wo diese armen Leute unter dem unmittelbaren Einfluß europäischer Missionare stehen, haben sie schnelle Fortschritte gemacht in Bildung und Frömmigkeit. Aber jenseits der Grenzen dieses Einflusses gibt es große Scharen, die während sie sich dem Namen nach zum Christenthum bekennen, furchtbar verderbt und abergläubisch sind. — Ohne Zweifel waren unsre Erwartungen zu hoch. Wir hofften, daß die erste Generation der Christen sich in aller Schönheit und Herrlichkeit des christlichen Charakters zeigen würde wie er bei uns gefunden wird, während wir nun entdecken, daß sie den eben erst gesammelten Heidenchristen aller Länder und aller Zeiten gleichen. Der Missionar muß viel Nachsicht haben, und mit ihnen wie mit kleinen Kindern umgehen. Aber es gibt einzelne Christen, die solcher Entschuldigung

nicht bedienen werden.
Die beherrscht
Darnieder
Auch hier
den, durch
sonstige K
fern geha
und unord
von einig
Die Verh
denen der
tigkeit als
Massen de
oder nur
in neuerer
die Ausbil
eine selbst
dürfte.
strengungen.

Auf d
Aussenstati
lische und
dinierten P
und gegen
für kirchlid

b. Die

Schon
eine Missio
sechs Plät
übrigen M
uns über i
1847 die V
byterian C
sie über.
Nebenstatio
von Monta
Maria, m
der voriger
Westküste u
stark die zu
12 Jahren
war jedenfa
Gemeinden
gewöhnliche

nicht bedürfen, und die mit ihrer Frömmigkeit jede kleine Gemeinde zieren würden.

Die politische Aufregung, welche die Insel in der folgenden Zeit beherrschte, verbunden mit fortdauernder Dürre, Missernten und dem Niedergang des Handels, wirkte weiter ungünstig auf die Mission. Auch hier wurde gelagt über die einbrechende Armut in den Gemeinden, durch die nicht nur die Geldbeiträge verringert, sondern auch manche sonstige Kirchenbesucher aus Mangel an Kleidung von den Gottesdiensten fern gehalten wurden. Auch war über Gleichgültigkeit, weltliches Wesen und unordentliches Vertragen der jüngeren Generation zu klagen, während von einigen Gemeinden doch erfreuliche Berichte erstattet werden konnten. Die Verhältnisse derselben gestalteten sich überhaupt mehr und mehr denen der heimatlichen Gemeinden ähnlich; es ist mehr pastorale Thätigkeit als Missionstätigkeit, die dort zu üben ist. Auf die großen Massen der Insel, die dem Christenthum entweder ganz fern stehen oder nur den Namen desselben für sich in Anspruch nehmen, scheint in neuerer Zeit wenig Einfluss geübt werden zu können. Leider war die Ausbildung farbiger Geistlicher noch nicht so weit gebiehen, daß an eine selbständige Gestaltung solcher Gemeinden bald zu denken sein dürfte. Doch werden in diesem Punkte neuerdings ernsthafte Anstrengungen gemacht.

Auf den oben bereits genannten Stationen nebst den dazu gehörigen Außenstationen befanden sich nach dem Jahresberichte von 1874 5 englische und 2 ordinierte farbige Missionare nebst 11 farbigen nicht ordinierten Predigern. Unter ihrer Leitung standen 1798 Kommunikanten und gegen 5800 weitere Anhänger und 1279 Schüler. Die Beiträge für kirchliche Zwecke betragen 1746 Pfund Sterling.

b. Die Mission der Vereinigten Presbyterianer Schottlands.

Schon im Jahre 1824 war von der Schottischen Missionsgesellschaft eine Mission auf Jamaica begonnen, die sich um 1830 bereit auf sechs Plätze erstreckte. Nach der Emanzipation hatte sie wie die übrigen Missionen eine beträchtliche Ausdehnung erlangt. Es fehlen uns über die ältere Geschichte alle nähere Nachrichten. Als im Jahre 1847 die Mission der Vereinigten Presbyterianer-Kirche (United Presbyterian Church) ins Leben trat, gingen die Stationen auf Jamaica an sie über. Es waren damals folgende 7 Hauptstationen, denen ebensoviel Nebenstationen zur Seite standen: Hampden, einige Meilen östlich von Montego Bay, Lucea, westlich von da, an der Küste, Port Maria, weiter im Osten an der Nordküste, Carronhall, südlich von der vorigen, im Gebirge, Cornwall (?), Green Island an der Westküste und Crownsville, südöstlich von Lucea, im Gebirge. Wie stark die zugehörigen Gemeinden waren, finde ich nicht angegeben. Nach 12 Jahren betrug die Mitgliederzahl 4193. Die Zahl der Stationen war jedenfalls sehr gestiegen. Doch war um jene Zeit der Zuwachs der Gemeinden von Jahr zu Jahr nicht gerade bedeutend. Einen ganz außergewöhnlichen Aufschwung aber erhielt diese Mission durch die Erweckung

1861, die ihr in Jahresfrist 1261 neue Mitglieder zuführte. Im folgenden Jahre war sogar die Zahl auf 5845 gestiegen. Die Geldbeiträge für die kirchlichen Bedürfnisse floßen so reichlich, daß im Durchschnitt auf jedes Mitglied etwa $14\frac{1}{2}$ Mark kamen. Aber auch hier trat der Rückschlag ein, verbunden mit der Noth und Theurung, wie wir sie bereits mehrfach ange deutet haben. So zeigen denn die Berichte eine Reihe von Jahren hindurch eine fortgehende Abnahme der Mitgliedergahl und der Beiträge. Und doch ist es immer noch zu bewundern, daß selbst bei den ungünstigsten Verhältnissen und bei der weit und breit auf der Insel herrschenden bitteren Armut der jährliche Beitrag im Durchschnitt sich immer noch auf 10 Mark von jedem Gliede belief. Seit 1868 aber hat eine neue Blüte dieser Mission begonnen. Von Jahr zu Jahr wird ansehnlicher Zuwachs der Gemeinden gemeldet und schon ist fast der Gipfel, auf dem die Revivals die Zahl erhoben hatten, erreicht; diesmal in ruhigerer Weise, aber desto nachhaltiger. Die sämtlichen Gemeinden sind unter vier Presbyterien zusammen gesetzt, die zusammen eine Synode ausmachen. Es sind folgende:

Nördliches Presbyterianum.	Südliches Presbyterianum.	Ostliches Presbyterianum.	Westliches Presbyterianum.
Hampden	New-Broughton	Kingston	Lucea
Belle Vue	Ebenezer	Port Maria	Riverside
Falmouth	Mount Olivet	Carronhall	Stirling
Mount Zion	Victoria Town.	Goschen	Friendship
Montego Bay		Rosehill	Brownsville
Mount Horeb		Cedar Valley.	Green Island
Mount Hermon			Negril.
Grand Cayma (2 Gemeinden).			

Mit diesen 26 Stationen sind nach dem neusten Jahresberichte (von 1875) 89 Außenstationen verbunden. 16 europäische Missionare und 5 ordinirte Eingeborne werden von 16 eingebornen Katecheten resp. Kolporteuren unterstützt. Mitglieder zählte man 5710 bei einem durchschnittlichen Besuch des Gottesdienstes von 8755. Außer vielen Sonntagsschulen bestanden 59 Tagesschulen mit 5392 eingeschriebenen Schülern, von denen durchschnittlich 3269 den Unterricht besuchten. An Geldbeiträgen wurden gegen 4000 Pfund Sterling aufgebracht, was einen durchschnittlichen Beitrag jedes Mitgliedes von 16 Mark nach unserm Gelde ergibt. Die Synode hatte gute Fortschritte zur Selbsterhaltung gemacht. Aber dennoch soll eine Loslösung von der Missionsgesellschaft in keiner Weise beschleunigt werden, da die europäischen Missionare bisher noch unentbehrlich sind. Zwar ist schon viel grade von dieser Denomination für höhere Schulbildung gethan. Zu Montego Bay und in den letzten Jahren auch zu Ebenezer bestehen sogenannte Akademien, die etwa eine Bildung erzielen wie die Mittelklassen unserer Gymnasien. Einzelne der jungen Leute, die diese Schulen durchgemacht, erhielten eine weitere theologische Bildung, daher bereits mehrere ordinirte Eingeborne im Amte stehen. Aber es werden wei-

tere An-
1874 m-
des Ju-
Fakultät
(5000 ?
die neu-
meinen
gegründe
Regierun-
binden.
uns zu
Grand C
besetzt is-
der abge-
von den
einzelne
große A
Darbyste-
anrichtete

Aufz-
wo die D
diese Arb-
dort gegr-
weit über-
selben biss-
sich zugen-
Zusicht
auch Schn-
Die drei S
Im ganze-
längerer
sehr gemi-
römischen
gewonnen
nation, w
geboten, i
Bevorzugt
alle Unter-
alle erfor-
ri

Hier-
Presbyt-
vanna la-
der schotti-

) Au-
schößlichen K

ihre. Im Geld-
im Durch-
hier trat
, wie wir
ie Berichte
e der Mit-
bewundern,
t weit und
he Beitrag
liefte belieft.
nen. Von
n gemeldet
ahl erhoben
achhaltiger.
zusammen-
lgende:
Bestliches
Söhternum.

side
ing
dship
nsville
island
il.

hresberichte
Missionare
Katedheten
bei einem
her vielen
schrieben
besuchten.
ugebracht.
16 Markt
chritte zur
von der
die euro-
schon viel
han. Zu
r bestehen
ie Mittel-
se Schulen
er bereits
erden wei-

tere Anstrengungen gemacht, um die erforderlichen Geistlichen auszubilden. 1874 war das fünfzigste Jahr seit Stiftung dieser Mission. Infolge des Jubiläums wurden Beiträge zur Gründung einer theologischen Fakultät gemacht, für die in einigen Jahren auch ein bedeutendes Legat (5000 Pfund) zur Auszahlung kommen wird. Inzwischen hatte auch die neue Regierung viel zur Erhebung des höheren Unterrichts im allgemeinen gethan. Zu Spanish Town ist eine Anstalt zu diesem Zweck gegründet, unter dem Namen Queen's College. Es wurde mit der Regierung verhandelt, die beabsichtigte Fakultät mit derselben zu verbinden. — Eine nähere Beiprechung der einzelnen Stationen würde uns zu weit führen. Es sei nur bemerkt, daß die sehr isolirte Insel Grand Cayman, westlich von Jamaica, schon lange von dieser Mission besetzt ist. Früher lauteten die Berichte von dort, vielleicht grade wegen der abgeschlossenen Lage, in manchen Beziehungen günstiger als die von den Stationen auf Jamaica. So z. B. kamen dort nur noch einzelne Fälle von wilder Ehe vor, die auf Jamaica noch immer eine große Ausdehnung hat. Nach den neusten Nachrichten hatten sich Darbyisten (Plymouth Brethren) dort eingesunden, die Verwirrung anrichteten.

Außer Jamaica haben wir hier noch Trinidad zu erwähnen, wo die Vereinigten Presbyterianer ebenfalls missioniren. Doch gehört diese Arbeit kaum mit in die Grenzen unserer Darstellung, da die drei dort gegründeten Gemeinden wenn auch nicht ausschließlich so doch in weit überwiegendem Maße aus Europäern bestehen. Den Stamm derselben bilden Portugiesen von Madeira, die dem evangelischen Glauben sich zugewendet hatten und vor den katholischen Verfolgungen hier eine Zuflucht suchten. Es fehlt uns jede Andeutung darüber, wie weit auch Schwarze und Farbige unter dem Einflusse dieser Mission stehen. Die drei Stationen sind: Port of Spain, Arrouca und San Fernando. Im ganzen gehören zu denselben 220 Mitglieder. Die Zahl ist seit längerer Zeit mit geringeren Schwankungen gleich geblieben. Aus der sehr gemischten Bevölkerung, die hauptsächlich unter dem Einflusse der römischen Kirche steht, scheinen nur selten Mitglieder für die Gemeinden gewonnen zu werden. Vor einigen Jahren wurde auch dieser Denomination, wie den übrigen, von der Kolonialregierung Unterstützung angeboten, um die bisher der bischöflichen Kirche zu Theil gewordene Bevorzugung auszugleichen¹⁾. Die Presbyterianer und Baptisten lehnten alle Unterstützung aus Staatsmitteln ab. Die Gemeinden bringen fast alle erforderlichen Geldmittel selber auf.

Hierbei sei im Vorübergehen erwähnt, daß auch die Vereinigten Presbyterianer Nordamerika's auf Trinidad seit 1843 zu Savanna la Grande eine Station hatten, die, wie es scheint, 1868 mit der schottischen Gemeinde des nahen San Fernando vereinigt wurde.

¹⁾ Auf Jamaica geschah dies in entgegengesetzter Weise dadurch, daß der bischöflichen Kirche die Staatsbeiträge allmählich entzogen wurden.

c. Die anglikanische Kirche und die Ausbreitungsgesellschaft.

Nach der Emanzipation hatte auch die anglikanische Kirche große Massen von Anhängern gewonnen, wozu wohl auch der Umstand beitrug, daß die erforderlichen Geldmittel zur Erhaltung dieser Kirche von den Kolonialregierungen gewährt wurden, also die Gemeinden nicht wie bei den Dissenters selbst die Kosten ihrer kirchlichen Bedürfnisse zu bestreiten hatten. Die ganze Bevölkerung mußte somit für die Staatskirche beisteuern. Gegen 40,000 Pfund Sterling = 800,000 Mark waren z. B. auf Jamaica für diesen Zweck erforderlich, ich weiß nicht ob exclusive oder inclusive eines verhältnismäßig jedenfalls nicht hohen Beitrages aus der britischen Staatskasse. 3000 Pfund bezog davon der Bischof von Jamaica, der Jahre lang, fern von seiner Diözese, in England lebte. — Gewann die Kirche einerseits dadurch, daß sie ihren Mitgliedern weniger Opfer zumuthet als andre Denominationen, so erzeugten doch andererseits jene Verhältnisse eine Erbitterung in großen Kreisen der Bevölkerung, die von der politischen Agitation mit Erfolg ausgenutzt wurde. — Betrachten wir die Zustände der anglikanischen Kirche etwas näher nach ihren Bistümern.

1. Jamaica ist, wie wir bereits sahen, seit 1824 ein Bisthum, zu dem in der ersten Zeit aber auch noch die Bahama-Inseln gehörten, welche später als besondere Diözese abgelöst wurden. Hier wurde die Ausbreitung der anglikanischen Kirche eine Reihe von Jahren hindurch von der Society for the Propagation of the Gospel unterstützt. Ich finde nichts darüber ob diese Unterstützung etwa deshalb nötig war, weil früher die Regierungsgelder weniger reichlich flossen. Bei der im Jahre 1865 erfolgenden Zurückziehung derselben wird wenigstens als Grund erwähnt, daß in neuerer Zeit ausreichend für die Kirche gesorgt sei. Damals hatte die genannte Gesellschaft 7 Hauptstationen mit verschiedenen Nebenplätzen, nämlich: St. Albans, St. John, Portland, Bluefields, Portus, Keynsham Providence. Zu denselben gehörten etwas über 3000 Kommunikanten. Die Berichte der betreffenden Missionare lassen etwas schärfere Schatten fallen auf die Zustände der Insel in jener Zeit und den nächst früheren Jahren, als wir sie von andrer Seite gezeichnet finden. Die tiefe sittliche Verkommenheit der Bevölkerung wird hier mehr betont, daneben die jammervolle Unmessenheit und der Fanatismus. Es wird in einem der letzten Berichte das Auftreten falscher Propheten beschrieben, die unter den Augen des Missionars ihr Wesen trieben. Mit unverständlichen Worten verkündeten sie, wie sie vorgaben „die Stimme des Geistes“ und erklärten, daß es zu ihrem Berufe auch gehöre, die Geistlichen zu steinigen. Es ist eine schwierige Aufgabe für den Missionar, unter solchen Massen zu arbeiten, und erfordert die äußerste Geduld und Langmuth, mit Beharrlichkeit und Rücternheit. Die von andrer Seite so hoffnungsvoll begrüßten Erweckungen, deren Erfolge wir freilich auch schon vielfach von den an sie geknüpften Erwartungen weit abweichen sahen, werden hier belagt, und man ist dankbar, daß der verderbliche Einfluß der sogenannten Revivals erlischt u. s. w. Anfangs hatten die Missionare auch gegen die Baptisten einen schweren Stand, für welche die Schwarzen

nach der Vermittlung
batten
Landes
wachsend
Bormann
der Land
die ungl
der Inse
Doc
hindern
Frömmig
vorhanden
Andacht
an dem
Barbados
Ueber
Andeutun
Seelen u.
British
gehört, ab
Bei dem
Wirkamke
von dersel
gestellt. *

Hier
dem Russ
lanische K
Burückt die
diese Kir
werden¹⁾.

Schl
Church S
lichen eine
1866 war
angeführt,
nach diese
eingerichtete
Seite wu
Freuden I
selben die
Jamaica's

¹⁾ Kurz
gesetzte Wer
Arbeiten ih

nach der Emanzipation sehr eingenommen waren, da sie in ihnen die Vermittler ihrer Freiheit zu sehen meinten. — In den letzten Jahren hatten auch diese Stationen unter den gedrückten Verhältnissen des Landes zu leiden; doch konnte man sich nicht verhehlen, daß eine wachsende Gleichgültigkeit gegen Kirche und Schule sich unter dem Vorwande der Armut verbarg; sowie daß die Agitation, die mit Eifer der Landbevölkerung vorredete, wie sie bedrückt und verfolgt werde, die ungünstigsten Einflüsse auf die kirchlichen und sittlichen Zustände der Insel ausüben mußte.

Doch waren die Arbeiten der Mission trotz aller angebundeten Hindernisse nicht vergeblich; es zeigten sich doch Zeichen aufrichtiger Frömmigkeit in dem Bereich der Gemeinden. Die erst weit und breit vorhandenen wilden Chen kamen immer seltener vor. Häusliche Andacht wurde von vielen Familien gehalten, und auch die Bekehrung an dem Missionswerk zeigte christlichen Ernst und Eifer. (Vergl. unter Barbados.)

Über die Zustände in den anglikanischen Gemeinden finde ich keine Andeutungen. Es sind deren auf der Insel im ganzen 88 mit 135000 Seelen und 25000 Kommunikanten. In diesen Zahlen ist freilich auch British Honduras mit eingeschlossen, das mit zur Diözese Jamaica gehört, aber jedenfalls nur einen kleinen Anteil an jenen Zahlen hat. Bei dem Aufhören der beprochenen Mission war von einer neuen Wirksamkeit der Gesellschaft in jener Kolonie die Rede, und wurden von derselben 100 Pfund jährlich von dem Bischof zur Verfügung gestellt. Doch ist in den neueren Berichten davon nicht weiter die Rede.

Hier ist übrigens der Ort, wo wir zu erwähnen haben, daß nach dem Aufstande von 1865 die neue Regierung der Insel für die anglikanische Kirche tiefgreifende Folgen hatte. Es wurde dir allmäßliche Zurückziehung der bisher gewährten Staatsmittel verfügt, und so soll diese Kirche auf Jamaica den andern Denominationen gleichgestellt werden¹⁾. Welche Folgen dies auf die Statistik gelbt hat, ist uns nicht bekannt geworden.

Schließlich sei noch bemerkt, daß die Colonial and Continental Church Society auf der Insel durch Vermittelung anglikanischer Geistlichen eine Anzahl Schulen erhält, indem sie eingeborene Lehrer besoldet. 1866 waren deren 22 zu erwähnen; zwei Jahre später finde ich nur 11 angeführt, doch mit dem Bemerkten, daß eine ausgedehntere Thätigkeit nach dieser Richtung sehr nötig sei, da das von der neuen Regierung eingerichtete Schulsystem der Kirche Abbruch thun werde. Von anderer Seite wurde diese ausgedehntere Fürsorge für die Schulbildung mit Freuden begrüßt; und jedenfalls war die frühere Vernachlässigung desselben die Veranlassung zu manchem traurigen Zuge in den Zuständen Jamaica's gewesen.

¹⁾ Kurz vor dem Sturze des früheren Regierungssystems hatte man entgegengesetzte Versuche gemacht; man wollte die Dissenters möglichst beschränken und die Arbeiten ihrer Geistlichen von der Erlaubnis der bürgerlichen Obrigkeit abhängig machen.

2. Von der Diözese Jamaica wurde im Jahre 1861 die Diözese Nassau abgezweigt, die die Bahama-Inseln incl. der Turks Islands umfaßt. Den Namen trägt sie von der auf der kleinen Insel New-Providence gelegenen Hauptstadt. Neben Methodisten und Baptisten hatte auch hier schon die Ausbreitungsgesellschaft gearbeitet, wurde aber durch den Bischof Dr. Venables veranlaßt, ihre Arbeiten zu vermehren. Er selber arbeitet rüstig in seinem ausgedehnten Sprengel, indem er mit seinem kleinen Schooner (*Message of Peace*) die zahlreichen abgelegenen Inseln und Inselchen (Cays) besucht. Die allgemeine Armuth der Bewohner, das Vorurtheil der Weißen, die neben sich auf der Kirchenbank keinen Schwarzen dulden wollen, und endlich die auch hier, wenigstens auf den Turks Islands, schon beginnende Zurückziehung der Gelben aus der Staatsklasse erschweren die Arbeit. Die genannte Gesellschaft hat bald mehr bald weniger Missionare auf diesem Felde erhalten. Nach dem Berichte von 1872 waren es ihrer 4, auf den Inseln: Long Island, Long Cay, Eleuthera, Andros. Auch die Colonial Church Society hat hier eine Anzahl Käthechen und Lehrer. Im ganzen sind in der Diözese 16 Pastoren thätig, während die Zahl der Gemeinden sich auf 65 beläßt, von denen manche freilich nur kleine Häuflein auf unbedeutenden Inselchen sind. Von den 44600 Bewohnern der Diözese gehören 10180 der anglikanischen Kirche an. Daß es bei dieser Missionsarbeit nicht ohne Rivalität der Denominationen abgeht ist erklärt; doch finden sich auch Beispiele von brüderlicher Verträglichkeit derselben.

3. Barbados war eine der beiden ältesten westindischen Diözesen. 1842 wurde sie getheilt und Antigua und Guiana zu besonderen Bisphümern erhoben. Bei dem ursprünglichen blieben nur die Inseln Barbados, Grenada, St. Vincent, Tobago Sa. Lucia und Trinidad.

Die Ausbreitungsgesellschaft hatte, wie wir bereits in einem früheren Abschnitte erwähnten, auf Barbados seit 1829 eine Anstalt zur Heranbildung von Eingebornen zu Käthechen und Geistlichen, das Codrington College. Dasselbe hat bisher in reichem Segen gewirkt und eine ganze Reihe von schwarzen Pastoren herangezogen. Schon vor mehreren Jahren konnte berichtet werden, daß von den 69 Geistlichen der Diözese 48 aus jenem College hervorgegangen seien. Die Mittel zum Unterhalt der Anstalt¹⁾ kommen aus einigen auf derselben Insel befindlichen Plantagen, die das Vermächtniß des General Codrington an die Gesellschaft ausmachen. Die Arbeiter auf diesen Plantagen bilden eine christliche Gemeinde, deren Pflege dem einen der Lehrer des Colleges übertragen ist. Der Stand derselben in Bezug auf christliches Leben war im vorigen Jahrzehnt noch ein ziemlich niedriger. — Neben dem College ist eine Missionsbildunganstalt errichtet. In den anglikanischen Kreisen Westindiens ist nämlich eine Missionsgesellschaft (West-Indian Missionary Association), die in engster Verbindung mit der Ausbreitungsgesellschaft eine Mission in Westafrika am Rio Pongas

¹⁾ Die jährlichen Kosten der Anstalt belaufen sich auf 1750 Pfund Sterling = 35000 Mark.

betreibt.
bildet.
westindisch
tigkeit sio
Auch
von keiner
an den A
zehnts etc
Bischof, i
sich dieses
der Abjich
christliche
Waisenha
verschieden
an das E
In n
abgezweigt
sie auf Bo
dem Borg
umsaßte (1
13248 Ko
4. 2
nördlichen
zu Anfang
jerrat,
Gemeinden
neuster Ze
finden wi
Stationen
legenheit,
einen Geist
Parochien
Kommunit

Im
von New
Negern J
getucht, so
würden, s
hatten sie
Damals b
die ihnen V
zu können,
mit den 4

die Diözese der Turks einen Insel und Bap- t gearbeitet, Arbeiten zu Sprengel, die zahl- allgemeine en sich auf ch die auch rückziehung e genannte diesem Felde 4, auf den . Auch die und Lehrer, die Zahl der nur kleine Bewohner Daz es bei en abgeht Verträg-

n Diözesen. deren Bis- die Inseln Trinidad. einem frü- kinstalt zur schen, das en gewirkt n. Schon 69 Geist- elien. Die derselben Cobrington Plantagen er Lehrer auf christ- driger. — In den gesellschaft idung mit o Pongas Sterling —

betreibt. Für dieselbe werden Missionare dort auf Barbados ausgebildet. Die Gesellschaft hat übrigens ihre Zweiggesellschaften in allen westindischen Diözesen, und in Abetracht der so allgemeinen Bedürftigkeit flossen die Mittel ihr immer sehr reichlich zu.

Auch ist hier ein besonderes Missionswerk zu erwähnen, das zwar von keiner Gesellschaft, aber von der Kirche selbst betrieben wird u. z. an den Kuli's auf Trinidad. Es waren deren am Anfang dieses Jahrzehnts etwa 20000 vorhanden u. z. weit überwiegend Hindu's. Der Bischof, in namhafter Weise von einzelnen Pflanzern unterstützt, hat sich dieses Theils der Bevölkerung mit vieler Liebe angenommen, mit der Absicht besonders, die heranwachsende Generation derselben unter christliche Einflüsse zu bringen. Es ist zu Orange Hill ein besonderes Waisenhaus für Kult Kinder gegründet, sowie eine Anzahl Schulen an verschiedenen Orten für Hindukinder, da die jungen Chinesen sich leichter an das Englische gewöhnen und die englischen Schulen besuchen.

In neuster Zeit (1873) ist Trinidad als besonderes Bisthum abgezweigt worden, da dort die Staatsunterstützung fortgeht, während sie auf Barbados und, wie es scheint, auch auf den andern Inseln nach dem Vorgange Jamaica's allmählich zurückgezogen wird. Die Diözese umfasste (noch incl. Trinidad) 33 Parochien mit 69 Geistlichen und 13248 Kommunitanten.

4. Antigua. In dieser seit 1842 bestehenden Diözese, welche die nördlichen kleinen Antillen begreift, hatte die Ausbreitungsgesellschaft zu Anfang des vorigen Jahrzehnts zwei Missionare: einen auf Montserrat, den andern auf Anguilla, der von hier aus auch die Gemeinden auf St. Bartholomews und St. Saba bediente. Erst in neuster Zeit, infolge der auch hier aufhörenden Staatsunterstützung, finden wir Barbuda, Dominica und die Virgin Islands als Stationen dazugekommen. Jene Aenderung verursacht manche Verlegenheit, da etliche Gemeinden nicht im Stande sind, das Gehalt für einen Geistlichen aufzubringen. Im ganzen gehören zu Antigua 36 Parochien mit 60000 Seelen, unter denen jedoch (1872) nur 3662 Kommunitanten waren.

d. Die Amerikanische Missionsgesellschaft.

(American Missionary Society.)

Im Jahre 1839 unternahmen 5 Congregationalistische Geistliche von New-York aus auf eigne Hand eine Mission unter den befreiten Negern Jamaicas. Sie hatten keinen Rückhalt an einer Gesellschaft gefucht, sondern meinten, sie würden von den Gemeinden, die sie sammeln würden, schon ihren Lebensunterhalt empfangen. In diesem Stücke hatten sie sich jedoch getäuscht. Sie gerieten in Not und Entbehrung. Damals bildete sich in New-York eine westindische Missions-Kommittee, die ihnen Unterstützungen zusliehen ließ, ohne jedoch ihre Stellung sichern zu können. Auf diese Weise wurde die Mission acht Jahre lang erhalten mit den 4 Stationen Brainerd, Oberlin, Union und Devon-Penn,

die gleich zu Anfang angelegt waren, u. z. alle nördlich von Kingston, zu denen 1842 noch die Station Eliot und 1844 Providence, (gleichfalls in jener Gegend) hinzukamen.

Inzwischen war im Jahre 1846 die American Missionary Association auf Grund des strengen abolitionistischen Prinzips gestiftet. An diese schloß sich im folgenden Jahre die Mission auf Jamaica an, die bereits mehrere Gemeinden gesammelt, nach independentischer Weise organisiert und zu der Jamaica congregational Association zusammengeschlossen hatten. Einige Jahre später finden wir die Zahl der Stationen vermehrt durch Golden Vale, und mehrere Außenstationen. Um 1854 waren 7 Missionare mit 13 weiblichen und 4 eingeborenen Gehülfen in 8 Gemeinden mit 433 Kommunikanten thätig. In den Schulen waren 716 Schüler. Später werden auch Chesterfield und Richmond als Hauptstationen erwähnt. In letzterem Orte bestand eine Gewerbeschule, deren Kosten durch die Arbeit der Böglinge gedeckt wurden.

Trotz der vermehrten Thätigkeit zeigte sich aber auch hier, wie wir dies bei den andern Missionen sahen, in den Fünfziger Jahren eine Abnahme der Gemeinden. Ein Missionar klagt, daß nur wenige der Gemeindeglieder verstehen, wie Christen an der Sammlung von Seelen für das Reich Gottes mitarbeiten sollen. Er fühle oft, daß die Massen in den ewigen Tod hinsinken müßten. In einem andern Berichte heißt es: „Unsre Missionare haben nicht blos gegen die allgemeine Verderbtheit des menschlichen Herzens zu kämpfen, sondern auch gegen falsche Unterweisung und schlechte Sitten derer, die die geistlichen Führer¹⁾ und Vorbilder der befreiten Neger waren“. Die Hoffnungen wenden sich vorzugsweise auf die junge Generation, wenn man sie nur überall in solchen Anstalten, wie die zu Richmond erwähnte, erziehen könnte! Dennoch, bei aller Schwachheit, allen Irrthümern, aller Mangelhaftigkeit der Gemeinden sei doch ein besserer Kern, eine Kirche in der Kirche vorhanden. Ein anderer sagt: Wir brauchen nicht große Gemeinden; es gibt deren schon vielleicht zu viel; sondern einen Kern solcher, die eine reinere Erkenntniß der Religion haben, als sie sich jetzt bei den Massen findet. — Immer wieder ist von Mangel an geistlichem Leben die Rede, und zu berichten von nothwendigen Maßregeln der Kirchenzucht.

Im Jahre 1859 war die Zahl der Kommunikanten auf 369 gesunken, von da an steigt sie wieder, wozu 1861 natürlich die Revivals beitrugen. Der damalige Jahresbericht sagt: Die Insel hatte sich eines interessanten Gnadenwerkes zu erfreuen, an dem auch unsre Missionen theilnahmen. Es war in manchen Fällen vorbereitet durch einen wachsenden Gebetsgeist und das ernste Trachten nach der Belebung des Werkes Gottes und der Bekehrung von Seelen. Die bemerkbareren Zeichen desselben erschienen zuerst in dem westlichen Theile der Insel und verbreiteten sich von da nach Süden und Osten. Die Gotteshäuser waren gedrängt voll, die Rumläden geschlossen; Sündenbekennenisse, von der qualvollsten Ueberzeugung, waren gewöhnlich; lasterhafter Wandel

¹⁾ Wohl eine Hindeutung auf die farbigen Baptisten.

wurde au
die nur z
zerstört; t
trauen, u
Erlöser.“
546 gestie
gehörten.
den Spalt
von bapti
Gemeinde
hier nicht
auch in d
beschrieben
und 61 in
bare Zwe
Gemeinden
drangen,
wenig Be
Die und in
in den Si
bleiben, m
traten, vo
den Verei
in den lebt
wieder ge
Weise gefö
Doch die
die schwär
hat, alle i
daß die C
müssen, i
der Missio
daß es ih
Gesellschaf
wäre. S
die Verha
ob sie noc
waren je...
Chesterfiel
Pläzen, o
ren Gebi
Schulbesu

wurde aufgegeben, unrecht erworbenes Gut wieder zurückgegeben; Sachen, die nur zu schlechtem Gebrauch dienten, wurden von den Eigentümern zerstört; viele, die in sündlicher Gemeinschaft gelebt hatten, ließen sich trauen, und viele gaben Zeugnis von Buße und Glauben an den Erlöser.“ Im folgenden Jahre war die Zahl der Kommunikanten auf 546 gestiegen, während 1080 Personen überhaupt zu den Gemeinden gehörten. — Trotzdem litt die größte der Gemeinden, Brainerd, unter den Spaltungen, die schon seit längerer Zeit in ihr herrschten und die von baptistischem Einflusse benutzt wurden, selbst um das Bestehen der Gemeinde zu bedrohen. Der bekannte Rückschlag der Revivals ist auch hier nicht ausgeblichen. Unter der Noth der nächsten Jahre folgten auch in dieser Mission wieder Zustände, wie wir sie schon mehrfach beschrieben haben. Der eine Missionar schrieb, daß fast alle die 1860 und 61 in seine Gemeinde aufgenommenen Befehlten sich als unfruchtbare Zweige erwiesen hatten. Dazu kam, daß auch noch in andere Gemeinden denominationale Streitigkeiten und Proselytismus eindrangen, wodurch die Aussichten dieser Mission mehrere Jahre sehr wenig Befriedigendes darboten.

Die Gesellschaft war um diese Zeit aber aufs stärkste beschäftigt und in Anspruch genommen durch die Fürsorge für die Emigranten in den Südstaaten. Für Jamaica konnte nicht das Interesse so rege bleiben, wie einst, um so weniger da hier manche Täufungen zu Tage traten, von denen man sich nicht gern gescheiden wollte, daß sie auch in den Vereinigten Staaten nahe lagen. Es ist freilich mit dieser Mission in den letzten Jahren wieder merklich besser gegangen. Die Gemeinden sind wieder gewachsen (521 Kommunikanten) und scheinen auf gründlichere Weise gefördert zu sein als damals durch die Aufregungen der Revivals. Doch die Gesellschaft konzentriert nun einmal ihre Kräfte so sehr auf die schwarze Bevölkerung der Südstaaten, daß sie neuerlichst beschlossen hat, alle ihre übrigen Missionen aufzugeben. Der Gedanke lag nahe, daß die Gemeinden auf Jamaica nun noch 25 Jahren soweit sein müßten, ihre Geistlichen selbst erhalten zu können, was die Gründer der Mission ja von Anfang an gehofft hatten. Aber es stellt sich heraus, daß es ihnen unmöglich ist. Man hätte gern die Mission einer andern Gesellschaft übertragen wollen; doch fand sich keine, die dazu geeignet wäre. So schwetzen denn nach dem letzten Jahresbericht (1874) noch die Verhandlungen darüber, ob diese Mission ganz aufzugeben sei, oder ob sie noch in beschränkterem Maße weiter geführt werden sollte. Es waren jetzt folgende Stationen besetzt: Brainerd, Manning's Hill, Elliot, Chesterfield, Brandon, Providence und Richmond, nebst einigen andern Plätzen, auf denen nur Schulen bestanden. 3 Missionare mit mehreren Gehilfen; 521 Mitglieder, 856 Schüler mit durchschnittlichem Schulbesuch von 564.

e. Die Vereinigten Methodisten-Frei-Kirchen.
(United Methodist Free Churches.)

Die Mission dieser Denomination trat erst zu einer Zeit auf Jamaika ein, in der die erste Blüte andrer Missionen dort schon vorüber war, 1856. Dennoch hatte sie bald eine bedeutende Zahl von Anhängern gewonnen und zählte um die Mitte des folgenden Jahrzehnts bereits gegen 2000 Mitglieder. Dieselben waren aber keineswegs aus den vom Evangelio noch unberührten Massen gewonnen. In einem Falle wenigstens wird erwähnt, wie 876 Gemeindeglieder einer andern Denomination mit 3 Missionaren sich dieser Mission anschlossen. Vielleicht waren früher andere Fälle der Art vorgekommen, doch fehlt mir das Material über die frühere Geschichte. Die folgenden Berichte lauteten weniger günstig: Die Lage war düster und fast hoffnungslos. Erst gegen das Ende des Jahrzehnts werden sie wieder erfreulicher. Nach dem Berichte von 1873 bestanden folgende Stationen: Anotto-Bay, Clarendon, Kingston, Mizpeh, Providence, St. Ann's und Montague. Auch wurde zu dieser Mission eine Station derselben Denomination auf dem Isthmus von Panama zu Boca del Toro gerechnet. Mitglieder 1962; Schüler 1054.

Schließlich ist hier noch eine Stiftung zu erwähnen, durch deren Verwendung seit der Emanzipation die Mission in Westindien sehr segensreich unterstützt wurde. Zu Anfang des vorigen (oder vielleicht schon gegen Ende des 17. Jahrhunderts) hatte eine Dame in England ein Vermächtnis gemacht zur Losaufkunft solcher Christen, die in den nordafrikanischen Raubstaaten in Gefangenschaft gerathen und dort als Sklaven gehalten wurden. Als diese Form der Sklaverei aufhörte, sammelten sich die Fonds, welche nach der Stifterin die Lady Mico Charity Funds heißen, bis zu der Höhe von 100000 Pfund Sterling an. Da sich eine anderweitige Verwendung im Sinne des Vermächtnisses nicht darbot, so wurden die Zinsen seit 1836 zur Einrichtung und Erhaltung zweitähriger Schulen für die befreite Negerbevölkerung Westindiens angewendet. Besonders finden sich solche auf Antigua, wo auch ein Seminar zur Ausbildung von Lehrern besteht. Aber auch auf andern Inseln werden solche Mico-Schulen erwähnt. Leider ist es mir nicht gelungen, über die näheren Verhältnisse derselben und ihre Erfolge Näheres zu erfahren.¹⁾

¹⁾ Als ich im Jahre 1867 in London nach Auskunft über Missionsangelegenheiten umherföhrt, fiel mein Auge eines Tages ganz unvermutet auf ein blaues Thierschild, auf dem der Bewohner des Hauses, ein Herr N. N., in irgend einer Beziehung zu der Mico Charity bezeichnet war. In freudiger Überraschung klopfte ich an und hoffte schon die langgewünschte Auskunft sicher zu haben. Mr. N. N. aber war abwesend und die Person, welche mir öffnete, versicherte mich, daß die Mico Charity Funds erloschen seien. Leider beruhigte ich mich damit und vergaß die Adresse zu notiren. Erst kürzlich fand ich jedoch bestimmte Andeutungen, daß die Mico-Schulen noch jetzt in Thätigkeit sind.

Wir Westindien gemeinden in Betrach gelische M ganzen Be tanischen schwierlich tausende sc hristlichen dem Sinn, Übergläube im äußere worden. Hier hat ist um so u. s. w. d. Wir dü die Mission schon das meinden, d weiten Kre herab sinkt, der Abend steigen müß derung zeig keineswegs wie sie in der einfach weit entfer der vor n wurde, zu hier noch e sittlichen Z werden kön sagen, daß und verkrü denen die x bart, gebi Herzen tro Missionsar und zu gl

¹⁾ Recht geprägten sei fassen etwa gemeinden, e tener Brud noch nicht 3

Wir stehen am Schluße. Daß „die eigentliche Missionsarbeit in Westindien schon gethan und die Bevölkerung in geordnete Christengemeinden gesammelt“ sei, werden wir kaum sagen dürfen. Auf den hier in Betracht kommenden Inseln macht die Seelenzahl der durch evangelische Missionen gesammelten Gemeinden noch nicht ein Drittheil der ganzen Bevölkerung aus. Fast ein zweites Drittheil wird zur anglikanischen Kirche gerechnet und das letzte wird die katholische Kirche schwerlich beanspruchen können, so daß also immer noch nicht blos Zehntausende sondern mehrere Hunderttausend¹⁾ „außer dem Schatten der christlichen Kirche leben und sterben“. Sie sind nicht grade Heiden in dem Sinn, wie es einst ihre Voreltern in Afrika waren. Bei diesem Überglauben und in den Banden der Bauberei gehalten, sind auch sie im äußeren Leben bereits von mancher christlichen Form berührt worden. Aber die Kraft des Evangeliums ist ihnen fremd geblieben. Hier hat die Mission noch ein weites Arbeitsfeld, und ihre Aufgabe ist um so schwieriger, als die äußeren Verhältnisse, das Verstreutwohnen u. s. w. dem Werke bedeutende Hindernisse in den Weg legen.

Wir dürfen aber auch nicht meinen, daß in den gesammelten Gemeinden die Missionsarbeit gethan sei. Einen schlagenden Beweis liefert uns schon das Verhältniß der Abendmahlsgenossen zu der Seelenzahl der Gemeinden, das sich in Westindien noch nicht wie 1 : 3 stellt, in dem weiten Kreise der anglikanischen Gemeinden aber sogar unter 1 : 6 herabsinkt, während doch bei gesunden kirchlichen Verhältnissen die Zahl der Abendmahlsgenossen auf jeden Fall die Hälfte der Seelenzahl übersteigen müßte. Jede einigermaßen weiter ins Leben eingreifende Schilderung zeigt uns, wie jene westindischen Gemeinden im allgemeinen noch keineswegs auf einer angemessenen Stufe des christlichen Lebens stehen; wie sie in weitem Maße noch an tiefen sittlichen Mängeln leiden, oft der einfachsten christlichen Erkenntniß entbehren und überhaupt noch weit entfernt sind von der Reife, die man nach der Freudigkeit, mit der vor mehr als einer Generation das Evangelium angenommen wurde, zu erwarten berechtigt sein dürfte. Der Raum gestattet es nicht, hier noch eine ausführlichere Schilderung der jetzigen kirchlichen und sittlichen Zustände zu geben, in der diese Mängel konkreter vorgeführt werden könnten. Doch darf ich nach den verschiedensten Zeugnissen sagen, daß unter diesem noch geistlich schwachen, so vielfach kränkelnden und verkrüppelten Geschlechte auch manche Seelen zu finden sind, an denen die volle Wirkung der göttlichen Gnade sich aufs deutlichste offenbart, gebiegene christliche Charaktere, treu wie Gold, und geheiligte Herzen trotz der schwarzen Haut. Sie sind ein Unterpand, daß die Missionsarbeit an diesem armen, schwarzen Volke nicht vergeblich ist, und zu gleicher Zeit ein Antrieb für die Christenheit, nicht müde zu

¹⁾ Rechnen wir auch Guiana mit hinzu, so blühte diese Zahl wohl nicht zu hoch gegriffen sein. Die britischen, holländischen und dänischen Kolonien zusammen umfassen etwa 1,386,000 Seelen. Davon gehören 308000 zu evangelischen Missionsgemeinden, etwa 325000 zur anglikanischen Kirche (wovon NB. ein nicht unbedeutender Bruchteil mit auf die Weißen kommt) und die katholische wird jedenfalls noch nicht 300000 Seelen zählen.

werden und nicht nachzulassen, und ob es noch ein paar Generationen währete, bis der Sauerteig des Evangeliums die ganze Masse durchdringt. Ja wenn die Schwarzen während ihrer Sklaverei soviel Theilnahme in der Christenheit gefunden haben, so sollte man jetzt noch in höherem Maße ihnen dieselbe zuwenden, denn sie liegen großenteils noch immer in Banden, schwerer als die, um deretwillen sie einst bedauert wurden, und bedürfen noch erst der Freiheit, zu der „der Sohn sie frei macht, daß sie recht freien seien“.

Anhang.

Der Mission unter den Negern in Nordamerika

findt in der ersten Auflage dieses Werkes ein paar Seiten gewidmet. In der deutschen Missionsliteratur fand sich nicht viel über diesen Gegenstand vor. Aus den Originalquellen eine einigermaßen eingehende Darstellung dieser Missionen zu schreiben, wäre eine höchst mühsame Arbeit und würde über den unserm Werke gesteckten Raum weit hinausgehen. Die Kämpfe über die Sklaverei, die noch zu unsrern Seiten die Vereinigten Staaten bis auf den Grund erschüttert haben, brauche ich hier nur anzudeuten. Schon damals hatte die Mission außerlich viel ausgerichtet unter den Slaven in den Südstaaten (die Neger in den nördlichen Staaten waren längst frei). Namentlich die Baptisten und die Methodisten hatten zahlreiche Gemeinden gesammelt, die natürlich aber von den weißen Gemeinden gänzlich getrennt blieben, wie dies trotz aller philanthropischen Sympathien für die Neger übrigens auch mit verschwindenden Ausnahmen in den nördlichen Staaten der Fall ist. Die Methodisten verdanken ihre ausgedehnten Erfolge unter den Schwarzen zum großen Theil den aufregenden Camp Meetings, Versammlungen, die auf freiem Felde unter Zelten, Abends bei Fackelschein u. s. w. gehalten werden und die für jede nüchterne Betrachtung nur zu viel des Bedenklichen darbieten. Daraus läßt sich schon ermessen, daß auch jene Gemeinden nicht auf einer hohen Stufe standen. Auch andre Denominationen hatten Negergemeinden gesammelt, wenn auch keine in dem Umfange, wie die oben genannten. Das im Jahre 1846 über die Sklavenfrage in fast allen nordamerikanischen Denominationen ein Bruch eintrat, daß nördliche und südl. Baptisten, Methodisten, Presbyterianer u. s. w. sich trennten, ist bereits im zweiten Heft dieses Bandes bei Gelegenheit der Mission unter den Indianern erwähnt worden. Die Missionen unter den Slaven blieben selbstverständlich bei den Denominationen des Südens.

Wie plötzlich und unvorbereitet die 4 Millionen Neger ihre Freiheit erhielten, ist bekannt. Es war vorauszusehen, daß diese Art von Emanzipation noch viel größeres Elend herbeiführen müßte als die in Westindien. Folgender Bericht¹⁾ über die Zustände der nächstfolgenden

¹⁾ Al. M.-B. Ergänzungsheft I. S. 109.

Zeit möglicherweise
Schwarzen Wohlthaten
gedenk, liegende Kinder in
sende von hörtet in
wo Noth langen.
gefolgt, w
Hier fielen die Neben- und häufig
über Flüchtlinge kommen
zurück, und vergebens gegangen,
des Herrn sehen, daß es ihnen weg, eine Hier aber der plötzlich dere für sie Wohnung kleinen Erfolg jetzt nicht glänzende Nahrungssucht, daß sie sich zentrale Beziehungen sängt die P
die Versuchung.

Bur wurden nicht gebracht.
Zeiten der freilich sehr Damit hat nördlichen Namentlich dieser Hinsicht die in neu-

¹⁾ Sollte

Zeit möge hier eine Stelle finden: „Bei weitem die Mehrzahl der Schwarzen folgte dem ersten Auze der Freiheit, und der genossenen Wohlthaten, der Familienbande und der Heimatsliebe gleich wenig eingedenkt, ließen sie davon, die Herrschaft in Verlegenheit, Frau und Kinder in großer Noth und das Land unbebaut hinterlassend. Tausende von diesen sind jämmerlich umgekommen, Tausende leiden Ungehörtes in lustigen Schuppen, von der Fürsorge der Regierung erbaut, wo Noth und Krankheit und Unreinlichkeit täglich zahllose Opfer verlangen. Nicht selten sind ihnen Weiber und Kinder aufs gerathewohlf gefolgt, und das Elend, das sie erlitten, können Worte nicht beschreiben. Hier fielen sie erschöpft und sterbend bei der Wegseite nieder, dort deckten die Überlebenden unter Walbes Schutz die Toten mit dürrem Laube, und häufig¹⁾ sah man Mütter ihre hungernden Säuglinge in den Kanal oder Fluss werfen und ruhig weiter wandern. Von den so Entlaufenen kommen wohl manche, wie der verlorene Sohn, zur alten Heimat zurück, und, zur Ehre der Südländer sei es gesagt, sie flopfen selten vergebens an des früheren Eigners Thüre. Die, welche nicht so weit gegangen, begnügen sich damit, den Beweis der Freiheit in dem Wechsel des Herrn zu suchen. Es genügt ihnen, durch wirkliche Erfahrung zu sehen, daß sie gehen können, wohin sie wollen, und bleiben, so lange es ihnen gefällt. Im allgemeinen jedoch ist ihr größter Wunsch durchweg, eine eigne Häuslichkeit zu haben. Wer kann ihnen das verdenken? Hier aber zeigt sich der Fluch der langen Sklaverei und die Thorheit der plötzlichen Freilassung. Von Kindheit auf daran gewöhnt, daß andere für sie Sorge trugen, und da die ersten Bedürfnisse, Kleidung, Wohnung und Nahrung, ihnen stets gesichert waren, gewohnt, ihre kleinen Ersparnisse in Lederereien auszugeben, denken sie natürlich auch jetzt nicht an den nächsten Tag, viel weniger an die Zukunft. Der glänzende Schein der ersten Freiheit ist daher bald verblichen, und die Nahrungsorgeln verlangen gebieterisch Berücksichtigung. Dazu kommt, daß sie sich alle nach den Städten sehnen, wo besserer Lohn und glänzendere Verhältnisse die kubischen Gemüther anlocken, wo aber auch die Konkurrenz so viel größer und das Leben so viel theurer ist. So fängt die Noth schon an, sie zu drücken, und wo Geduld fehlt, kommt die Verführung zum Diebstahl.“

Zur Abhülfe der leiblichen Noth geschah viel. Ungeheure Summen wurden nicht blos in den Nordstaaten, sondern auch in England aufgebracht. Aber alles wollte nicht zureichen. Erst allmählich sind die Zeiten der Noth vorüber gegangen und ruhigere Zustände für die freilich sehr zusammengeschmolzene schwarze Bevölkerung eingetreten. Damit hat aber auch die Missionsarbeit, die nun auch wieder von den nördlichen Denominationen getrieben wird, aufs neue beginnen können. Namentlich wird durch Schulunterricht gewirkt. Hervorzuheben sind in dieser Hinsicht die Arbeiten der American Missionary Association, die in neuster Zeit alle ihre Kräfte auf diesem Felde konzentriert.

¹⁾ Sollte doch wohl richtiger heißen: „einigemal“.

Die politische Stellung der Neger in den Vereinigten Staaten ist noch keineswegs eine gelöste Frage. Sie wird vielmehr immer noch mit Erbitterung und darum wenig zum wahren Wohl der Schwarzen erörtert. Am wenigsten möchte das lektere gefördert werden durch jenen blinden Liberalismus, wie er oft für die Gleichberechtigung der Rassen eintritt. Wenn z. B. den Negern nicht blos die Möglichkeit gegeben wird, an einer öffentlichen Schule ein Lehramt zu belieben, sondern (wie dies kürzlich vorläng) eine solche Anstalt, die in ihrem Lehrerkollegium noch keinen Schwarzen besaß, gezwungen wird um der Parität willen einen solchen aufzunehmen, so sind dies Maßregeln, die für weitere und schwerere Kämpfe zwischen beiden Rassen nur Bündstoff ansammeln können.

B. Die Neger in Südamerika.

1. Die Brüdermission unter den Buschnegern.

Buschneger nennt man in der holländischen Kolonie Suriname die Neger, welche zur Zeit der Sklaverei ihren Herren entlaufen waren und sich in den Wäldern angesiedelt hatten.¹⁾ Schon im 17. Jahrhundert gab es solche Vorläufe, welche durch die Härte, mit der die ersten, meist jüdischen Kolonisten ihre Sklaven behandelten, und bei der Sicherheit ihrer Zufluchtsorte sich bald mehrten. Vollends geschah dies aber, als 1712 bei einem Einfall der Franzosen viele Besitzer ihre Sklaven, um sie nicht vom Feinde fortführen zu lassen, für eine Zeit in die Wälder schickten; aber sie kamen nicht wieder, auch als die Feinde abgezogen waren; ja andre, wie namentlich die der Plantage Auká an der oberen Suriname, erschlugen ihre Herren und folgten ihren schwarzen Brüdern. Diese Buschneger vereinigten sich nach und nach zu einer Art Gemeinwesen und wurden seitdem der Kolonie höchst gefährlich. Die Regierung hat ihr Möglichstes, um sie zu unterdrücken. Es war für europäische Truppen höchst schwierig, auch nur den wohl geschützten Schlupfwinkeln nahe zu kommen. Es floß viel Blut in den langen Kämpfen, die gegenseitig mit höchster Erbitterung geführt wurden. Zuletzt aber wurden beide Theile des Kampfes müde, und am 22. Mai 1761 kam mit Arubba, dem Häuptling der Auká-Neger, ein Friede zu Stande, nicht zu Ungunsten der Neger, wie der Umstand zeigt, daß die christlichen Abgeordneten sich hergaben, den Eid auf neger-heidnische Weise abzulegen. Die Regierung erkannte die Buschneger fortan als freies Volk und versprach ihnen jährliche Geschenke an Flinten, Pulver, Decken, Branntwein u. s. w. Die Neger dagegen versprachen die Plantagen nicht mehr zu beunruhigen und alle Sklaven,

¹⁾ Auf Jamaica und andern Inseln hießen sie Maron- oder Maroon-Neger.

die sich
die Unterrichts-
lehrten.
wande v
sicher.

Die
75000 f
Volte her
Körperba
aus ver
nischer D
Granman
vereinigt,
sammlung
bei der e
auf einer
nur zum
Kultur im
Stangen i
Dörfer, d
Bewohner
sie wenig:
eignen Be
nach der F
Weibern o
wilden Hu
von Holzat
außer der s
reiten sie e
so, daß ei
kann sich i

Die
Aberglaube
Wesen, G
haltung de
Die Luft i
Menge Gö
beim Acker
und Opfer i
mancherlei
Seelen nad
und ihnen

¹⁾ In ne
Stilden dadu
in die Koloni
dienst, sonder:

die sich zu ihnen flüchten würden, wieder auszuliefern. Dennoch hörten die Unruhen nicht auf, da andre Negertotten sich an den Vertrag nicht lehrten. Erst ein Cordon von Forts, der bis 1778 mit einem Aufwande von 17 Millionen Gulden angelegt wurde, stellte die Kolonie sicher.

Die Buschneger, deren Zahl man nach den neusten Angaben auf 75000 schätzt, haben sich seitdem immer mehr zu einem besonderen Volke herausgebildet. Man unterscheidet sie leicht an ihrem kräftigeren Körperbau von den Negern der Kolonie. Sie sprechen ein Gemisch aus verschiedenen europäischen Sprachen mit einzelnen Broden afrikanischer Dialekte. Die verschiedenen Stämme haben sich unter einem Granman (Großmann, wie sie auch den Gouverneur der Kolonie nennen) vereinigt, dem aber nicht viel Gewalt zusteht. Er beruft die Versammlung der Häuptlinge, die über wichtige Angelegenheiten entscheidet, bei der es aber unordentlich herzugehen pflegt. Die Rechtspflege ist auf einer sehr niederen Stufe. Nur Mord wird hart bestraft, Diebstahl nur zuweilen mit der Rückgabe des gestohlenen Gutes. Auch die Kultur im äußeren Leben ist sehr gering. Die Häuser werden aus Stangen und Blätterwerk ohne Anwendung von Nägeln gebaut. Die Dörfer, die mit Ballastaden geschütt sind, werden öfters verlegt. Die Bewohner leben von Jagd und Fischerei. Acker- und Gartenbau treiben sie wenig: nur Kassabi, Weißkorn und Baumwolle bauen sie für den eignen Bedarf, zuweilen etwas Reis und Binda (Grundnisse), um dies nach der Kolonie zum Verkauf zu bringen. Die ganze Arbeit liegt den Weibern ob. Haustiere haben sie nicht außer den zur Jagd abgerichteten wilden Hunden. Das ihnen fehlende Salz erzeugen sie durch Auslaugen von Holzsäße. Die Männer sind meist träge; doch beschäftigen sie sich außer der Jagd und Fischerei noch damit, die von den Weibern gesponnene Baumwolle zu weben. Aus dem Saft des Zuderrohrs bereiten sie ein herauschendes Getränk. — Bielweißerei ist allgemein, doch so, daß ein Mann seine Weiber an verschiedenen Orten hat; aber er kann sich nach Belieben auch von denselben wieder trennen.¹⁾

Die Religion der Buschneger ist ein finstres Gewebe von rohem Aberglauben und ungereimtem Fetischdienst. Sie glauben an ein höchstes Wesen, Gran Massa Gaddo, von dem sie die Entstehung und Erhaltung des Weltalls ableiten, ohne ihm besondere Verehrung zu erweisen. Die Lust nennen sie den Teufel, das Wasser bevölkern sie mit einer Menge Götter, an welche sie sich in Krankheiten und Unglücksfällen, beim Ackerbau, der Jagd und dem Fischfang wenden, zu ihnen beten und Opfer darbringen. Ihre Göttchen finden unter Tanz und Musik und mancherlei Abscheulichkeiten statt. Ihren verstorbenen Eltern, deren Seelen nach ihrer Meinung auf eine unsichtbare Art unter ihnen weilen und ihnen beim Jagen und Fischen helfen, bezeigen sie gleichfalls eine

¹⁾ In neuerer Zeit sind die Verhältnisse der Buschneger übrigens in manchen Stücken dadurch anders geworden, daß manche von ihnen zeitweise als freie Arbeiter in die Kolonie zu kommen pflegen, von wo sie dann nicht nur den ersparten Verdienst, sondern auch manches von europäischer Kultur mitbringen.

Art Verehrung. Eigentliche Priester haben sie nicht, aber Männer und Frauen, die mit der Geisterwelt in Verbindung stehen und allerlei Zauberer vollbringen. Sie werden auch hier, wie auf den westindischen Inseln Obiahleute genannt. Bei ihren Beschwörungen gerathen sie in furchtbare elstatische Zustände, zum Theil durch berauscheinende Kräuter herbeigeführt, in denen sie von einem Geist (Winti) besessen zu sein vorgeben, der durch ihren Mund redet. Solche Winti's sollen sich auch in gewissen Thieren aufhalten, und diese werden göttlich verehrt. So hat ein jeder seine Schutzgottheit: den Kaiman (Krolobil), den Jaguar, eine Schlange u. s. w., oder irgend einen Fettich (ein roh geschnitztes Bild, einen mit Jaguarzähnen behangenen Stock und dergl.), in dem der Geist wohnend gedacht wird. In jedem Dorfe aber pflegt ein Gaddo- oder Winti-Haus zu sein, eine Hütte, die dem Gözenweisen dient. Auch hier wird die Zaubererei oft angewendet, um bei Todesfällen den vermeintlichen Mörder des Verstorbenen zu ermitteln, der dann durch schwere Martern zum Geständniß gebracht und grausam getötet wird. Ueberhaupt ist der Charakter des Buschnegers wild und grausam, dabei auch stolz und selbstgerecht.

Die erste Veranlassung zu einer Mission unter diesen Leuten ging vom Gouverneur Crommelin aus, der schon im Jahre 1760 die in Paramaribo arbeitenden Brüder aufforderte, sich doch auch der Buschnegers anzunehmen. Das war freilich nichts Leichtes. Die unerträgliche Hitze der senkrechten Sonnenstrahlen erzeugt in den undurchdringlichen, von austretenden Gewässern durchströmten Waldungen häufige und für Europäer tödtliche Krankheiten. Nur zu Wasser kann man von Paramaribo in jene Gegenden gelangen, und die schwäumenden und tobenden Wassersfälle der obren Suriname machen die Fahrt selbst auf den leichten, für dieses Unternehmen zweckmäßigst gebauten Rähnen, welche aus ausgehöhlten Baumstämmen bestehen und Korjars heißen, sehr gefährlich. Dennoch ließ sich die Unitäts-Kelches-Konferenz, nachdem der Friede mit den Aukanegern geschlossen war und diese Missionare aufzunehmen versprochen hatten, bereit finden ein paar Brüder auszusenden. Es vergingen aber noch mehrere Jahre, bis Rudolf Stoll und Th. Jones, unter Führung des schon oben¹⁾ genannten Bruder L. E. Dähne nach Surinam kamen und durch einen Regierungsbeamten einer Anzahl von Häuptlingen vorgestellt wurden. Bei dem Oberhäuptling Abini am Senthea Creek fanden sie freundliche Aufnahme (2. Febr. 1766). Wenige Tage später erlag Jones einer tödtlichen Krankheit. Dähne lehrte später nach Europa zurück, und Stoll hatte unter Mühen und Beschwerden mit der Erlernung der Sprache zu thun. Wurden ihm auch noch mehrmals Gehülfen gefunden, so blieb er doch die Hauptperson in dieser Mission. Als sein Beschützer Abini in einem Gefechte fiel, folgte demselben sein Sohn Arabi, der die Freundschaft gegen die Missionare als ein Vermächtnis seines Vaters treu bewahrte.

Sobald Stoll soweit der Sprache mächtig war, daß er anfangen konnte das Evangelium zu verkündigen, erhob sich jedoch ein Sturm

¹⁾ Vergl. Heft II. B. 2.

er Männer
und allerlei
feindlichen
Guthen sie in
kräuter her-
an vorgeben,
in gewissen
at ein jeder
ne Schlange
Bild, einen
der Geist
abdo- oder
Auch hier
meintlichen
re Martern
verhaupt ist
auch stolz

leuten ging
760 die in
der Busch-
nertägliche
dringlichen,
ge und für
Parama-
tobenden
en leichten,
e aus aus-
gefährlich.
per Friede
faunehmen
iden. Es
h. Jones,
ähne nach
r Anzahl
g Abini
(. 1766).
Dähne
ühnen und
rden ihm
uptperson
echte fiel,
gegen die

anfangen
i Sturm

der Obiahleute gegen dasselbe. Sie drohten mit dem Horn der Geister und suchten das Volk auf alle Weise gegen die Brüder einzunehmen. Diese durften sich zulegt nicht mehr aus ihrer Hütte wagen; doch hielten sie ihre Abendaudacht bei offener Thüre; ob vielleicht einer der nahe wohnenden Neger dadurch einen Eindruck empfange. Die Zeiten der Gefahr gingen vorüber. Aber alles Predigen und Lehren schien umsonst. Bei allen Greueln und Lastern waren die Neger die selbstgerechtesten Leute. Ein alter Götzendiener sagte den Brüdern ins Gesicht: "Dich habe keine Sünde; mein Inwendiges ist ganz klar und rein, sonst wäre ich nicht so alt geworden." Betrübt über die Verstockung der Alten ging Stoll mit zwei Knaben, Schippio, den ein Schwiegersohn des verstorbenen Abini ihm brachte, und Grego, zu denen bald noch drei andere sich gesellten, eine Schule an. Sie wollten etwas lernen und hörten aufmerksam auf Stolls Erzählungen von der Liebe des Heilandes, und als feindselige Mütter die andern zurückhielten, setzten wenigstens Schippio und Grego ihre Besuche fort. Sie lernten beten und singen mit den Brüdern, und Stoll übersetzte mit ihrer Hülfe einige Liederverse und Stücke aus dem Neuen Testament.

Von Senthea Creek wurde die Station 1769 nach Quama weiter Stromabwärts verlegt. Hier traf auch bald der Missionar Kersten mit seiner Frau als Mitarbeiter ein, nachdem ein paar andere Brüder schon früher dem Klima erlegen waren. Arabi übrigens hatte sich immer mehr zu den Brüdern geneigt, obwohl er von seiner Großmutter darüber verspottet wurde. Er trat immer entschiedener für das Evangelium auf, ließ Stoll öffentlich predigen; und obwohl einige andre, die zuerst seinem Beispiel folgten, von den Obiahleuten wieder abwendig gemacht wurden, blieb er fest, und konnte am 6. Januar 1771 getauft werden. Er selbst hatte den Namen Johannes gewählt.

In den folgenden Jahren zeigte sich wenig Frucht; aber der Erstling blieb treu. 1774 mußte die Niederlassung abermals verlegt werden u. z. einige Tagereisen weiter Stromabwärts an den Wasserfall Quaffe, wo der Wohnplatz Bamby angelegt wurde, in dessen Nähe die Buschnegers 4 Dörfer bauten. Im folgenden Jahre konnte Stoll die oben genannten Schüler und ein paar andre Neger taufen. Damals übersetzte er für seine kleine Gemeinde die Lebensgeschichte Jesu in die NegerSprache. Schon war seine Gesundheit gebrochen; doch arbeitete er unermüdlich weiter, bis ihn am 15. März 1777 der Herr heim rief. Zu Bamby waren damals die Brüder Kufud und Lehmann, denen nun Chr. Ludwig Schuman, Sohn des Arawaken-Apostels (vergl. Heft II. B. 2) zu Hülfe gefandt wurde. Derselbe wußte sich durch sein Geigenspiel die Neigung der Neger zu erwerben. Bald stand auch er alleine auf dem schweren Posten. Er schreibt in seinem Tagebuche:

"Den 16. August gefiel es dem Heiland, meinen lieben Mitarbeiter, den Bruder Michael Lehmann, von seinen langen und schweren Leiden zu erlösen. Am 17. hielt ich das Begräbniß unter großen Schmerzen des Gemüths und Leibes und mußte mich wegen großer Schwäche bis zum Grabe führen lassen. — Abends gingen alle hiesigen Neger wieder ihren Geschäftestag in den Busch, daher ich die ganze folgende Woche einsam lebte. Die schmerzhaften Schwächen an meinem Körper und ein hässlicher Negerauswüchsig, mit dem ich vom Scheitel bis auf die Fußsohlen be-

bedt war — eine Folge schlechter Nahrung — und wobei man mit dadurch Ruhe finden kann, daß man sich mit einer Scherbe oder einem großen Messer schlägt, machten, daß ich alle Nächte schlaflos verbringen mußte. Dazu kamen noch innerliche Krankheit und heftige Magenkämpfe. Schwere Versuchungsstunden einer andern Art drückten mich vollends sehr nieder. Es fiel mir nicht nur sehr auf, daß die Predigt des Evangeliums hier schon seit langer Zeit keine Früchte mehr zu bringen scheint, sondern daß auch unsere wenigen Getauften und Lehrlinge lag zu werden scheinen. Das preßte mir ungähnliche Thränen vor dem Heiland aus. — Anfangs Oktober sah es wieder sehr bedenklich um mich aus. Meine Hände und Füße wurden voll Blutschwüren. In einer Nacht, da ich nach einem starken Fieberparoxysmus in einen festen Schlaf gefallen war, erscholl ein ganzes Heer Zugameisen die ganze Hütte, und ich erwachte nicht eher, als bis ich von denselben über und über bedeckt war. Ich eilte, so gut ich konnte aus der Hängematte und rettete mich in ein anderes Haus. Aber das empfindliche Bein der Ameisen und die Beschädigung der Schwüren beim Abstreifen eingebissener Thieren verursachte mir unzählige Schmerzen, wozu sich noch eine starke Verblätzung gesellte. Demungeachtet konnte ich am folgenden Tage, wiewohl in der Hängematte liegend, die Versammlung mit freudigem Herzen besorgen.“

Im folgenden Jahre erhielt er an Br. Hans und Frau Mitarbeiter; doch sanken beide bald ins Grab, und unter zunehmenden Drangsalen mußte auch Schumann endlich sich nach Paramaribo zurückziehen. Von den in den nächsten Jahren eintreffenden Brüdern blieben die meisten auch nur kurze Zeit auf diesem Arbeitsfelde voller Mühsale. Die Erfolge der Mission waren gering. Zwar schien manchmal unter dem Volle ein größeres Verlangen nach dem Heil in Christo zu erwachen, und die kleine Gemeinde wuchs ein wenig. Dann aber folgten wieder Rückfälle und das Volk schien wieder ganz verstözt. Nur Arabi blieb fest. 1785 wurde der bisherige Wohnplatz von den Negern aus abergläubischer Furcht aufgegeben. Sie zogen wieder einige Meilen den Fluß hinab und siedelten sich in Neu-Bamby an. So mußten ihnen die Brüder wieder nachziehen. Es waren damals namentlich Bruder Wiez und Andreas Christoph Randt, die längere Zeit unter den Buschnegern wirkten. 1789 war die Zahl der Getauften und Taufkandidaten auf 24 angewachsen. Die Heiden hatten sich allmählich an das kleine Gemeindlein gewöhnt und zeigten eine gewisse Duldsamkeit.

Um's Jahr 1790 war die Kunde vom Evangelio auch zu den weiter oben am Flusse lebenden Buschnegern gelangt. Der dortige Kapitän Gran Adama wollte seine Leute nicht an der Bekhrung hindern, obgleich er selbst an der heidnischen Zaubererei fest hielt. Sein Bruder Pitintoyó mit mehreren andern machten einen Besuch in Neu-Bamby und sprachen das Verlangen nach einem Lehrer für ihre Heimat aus. Die Brüder machten mehrere Reisen den Fluß hinauf. Über der Anlage einer Station in jener Gegend standen die größten Schwierigkeiten entgegen. 1792 lehrte Randt nach Europa zurück, und Br. Wiez blieb allein in Neu-Bamby. Von hier sandte er diesmal Arabi und Grego zu den oberen Buschnegern, die überall großes Verlangen nach Unterricht empfanden. In den folgenden Jahren war wieder viel Krankheit auf der Station. Auch raffte der Tod neue Missionare hin.

Zur Wahrung des Freundschaftsbündnisses mit den Buschnegern hatte die Regierung bisher einen besonderen Beamten (Posthalter oder Residenten) angestellt. Dieses Amt wurde 1796 dem Br. Wiez über-

tragen, rührte zu kön. Gefährte Reisenden aus, hielt es fehl, wieder kein Zu und n. 48jährig in ders.

D Grego zusamm stärken, möchte, halb se ferenz, wohl er die bestreulich fahre fo sollen in gen ihm „Wir n lassen, i leben. und bei werden. leuten. Brüder immer abgöttisch tausten erfolgte Adula werde wünsche meinem Lehrer thun, C

T noch m langen, tausten Laster

durch Ruhe
Festen schaft,
och innerliche
einer andern
aus, daß die
r zu bringen
z zu werden
— Anfangs
e und Fälle
Fieberparo-
gämeisen die
er und über
riete mich in
die Beschädi-
ge unsägliche
et konnte ich
ng mit freu-

zu Mitar-
en Drang.
rückziehen.
blieben die
Mühseale.
mal unter
ists zu er-
ber folgten
stur Arabi
egern aus
ge Meilen
so mussten
namentlich
Zeit unter
nd Tauf-
ähnlich an
ldsamkeit.
h zu den
ortige Ra-
hindern,
Bruder
-Bambey
nat aus.
der Un-
erigkeiten
siek blieb
d Grego
Unterricht
theit auf
chnegern
ter oder
ez über-

tragen, der durch dasselbe mehr mit den verschiedenen Stämmen in Be-
rührung kam, ohne jedoch etwas Nachhaltiges unter ihnen ausrichten
zu können. Ihm zur Seite stand Br. Mähr, der nach Rückkehr seines
Gefährten nach Europa unterstellt von Br. Lange, der auch zugleich
Resident wurde, ferner auf dem immer weniger hoffnungsvollen Boden
aushielt. Die Gemeinde war zwar auf 50 Seelen angewachsen. Doch
es fehlte mehr und mehr an Leben; selbst die meisten Getauften fielen
wieder in heidnisches Wesen zurück. Aus den Heiden kam schon lange
kein Zuwachs mehr. Endlich bat Mähr, die Station verlassen zu dürfen,
und nachdem er Einrichtungen zur Pflege der noch vorhandenen wenigen
Christen getroffen hatte, wurde 1813 die Buschnegermission nach
48jährigem Bestehen aufgegeben. 9 Brüder und 6 Schwestern hatten
in derselben ihren Lauf vollendet.

Die beiden treuen Nationalgehülfen Joh. Arabi und Christian
Grego hielten das Häuslein der treugesinnten Seelen im Buschlande
zusammen, machten auch zuweilen Besuche in Paramaribo, um sich zu
stärken, baten auch wiederholt, daß man ihnen wieder Lehrer senden
möchte. In Arabi's Auftrag schrieb Grego im August 1818 dieser-
halb selbst an den Bruder Hans Wied in der Unitäts-Weltfestenkon-
ferenz, der jenem persönlich bekannt war. Da jedoch diese Bitte nicht
wohl erfüllt werden konnte, nahm sich Johannes der wenigen Getauften,
die beständig blieben, bis an sein seliges Ende im Jahre 1821 ge-
treulich an. Kurz vorher sagte er zu Grego: „Wenn ich sterbe, so
fahre fort, meine Kinder den Weg des Heilandes zu lehren; denn sie
sollen in Seiner Hand bleiben.“ Auf Christ. Grego's Befragen tru-
gen ihm die Getauften auf, an die Brüder in Paramaribo zu schreiben:
„Wir wollen den Weg des Heilandes, unsers guten Herrn, nicht ver-
lassen, und so lange wir auf dieser Welt leben, wollen wir dem Herrn
leben. Wir wünschen, daß Er uns Kraft gebe, Seinen Willen zu thun
und bei Ihm zu bleiben, bis wir Ihn dort im himmlischen Reiche sehen
werden.“ Grego selbst segte das Werk Gottes unter Seinen Lands-
leuten treulich fort und unterhielt durch Besuche und Briefe mit den
Brüdern in Paramaribo eine herzliche Gemeinschaft. Er mußte aber
immer große Klage führen über das widerwärtige, abergläubische und
abgöttische Wesen seiner hartherzigen Nation; auch der Gang der Ge-
tauften machte ihm viel Kummer. Kurz vor seinem im Juli 1824
erfolgten Heimgang sandte er durch seinen Landsmann Simon
Abula den Lehrern in Paramaribo seinen herzlichen Gruß. „Ich
werde sie in diesem Leben nicht mehr sehen,“ fuhr er fort. „Ich
wünsche nicht länger auf der Erde zu leben, sondern mich verlangt, zu
meinem Heiland zu gehen, an den ich glaube. Ihr habt nun keinen
Lehrer mehr, der euch ermahnt, aber betet zum Herrn; Er kann alles
thun, Er kann euch allen helfen.“

Trotzdem, daß die Buschnegergemeinde bald verwilderte, blieben doch
noch manche deutliche Spuren des Christenthums übrig, und ein Ver-
langen, nach der Bekündigung des Wortes Gottes. Einige der Ge-
tauften, auch ein paar Söhne Arabi's, die übrigens tief in Sünde und
Laster gerathen waren, kamen dann und wann nach Paramaribo und

besuchten die Missionare. Da wachten denn die Erinnerungen an bessere Zeiten wieder auf, und der Wunsch regte sich, daß wieder Brüder ins Buschland kommen möchten. 1835 wurde zum erstenmale wieder eine Reise dahin unternommen von Br. Voigt, der namentlich im Dorfe Gingee, nicht weit von der verwilderten Stätte der früheren Station, einen Krüppel, Frederit, fand, der dem Worte Gottes treu geblieben war, und der von da ab manchmal seine Volksgenossen versammelte und ihnen aus der Leidensgeschichte vorlas. Auch Hiob, ein Sohn Arabi's, war seit seinen Besuchen in der Stadt auf bessere Wege gekommen. Er baute in Gingee ein Kirchlein, wo sich nun wieder ein kleines Häuslein von Christen sammelte. Obgleich 1837 noch eine Besuchsreihe durch Br. Jacobs gemacht wurde, kam es doch erst 1840 zur Wiederaufnahme der Mission, in der in den folgenden Jahren ein besonders eifriger und treuer Arbeiter wirkte: Kasimus Schmidt. Acht Jahre hatte er bereits in der Kolonie gearbeitet, als er sich durch eine Reise ins Buschland überzeugte, daß dort eine ständige Mission nöthig sei. Er hatte dabei die kleine Gemeinde zu Gingee organisiert, einige der 16 Getauften zu Helfern ernannt, 50 Erwachsene als Taufkandidaten eingeschrieben, auch angefangen Schule zu halten, als ihn Krankheit noch einmal nach der Stadt zurücktrieb. Um Weihnachten 1840 aber fuhrte er mit seiner Frau nach Gingee über, das nun wieder mit dem Namen Bambey benannt wurde. Man nahm ihn mit Freuden auf, aber es entstand bald ein Kampf zwischen dem Heidenthum, dessen Vertreter unten im Thal, und zwischen den Unhängern des Evangeliums, die auf dem Hügel an der Kirche wohnten, unter denen sich aber bald auch viel Unlauterkeit, namentlich Fleischessünden und Reste von Alberglauben zeigten. Obwohl aber Schmidt dagegen mit aller Entschiedenheit austrat, mehrte sich doch die Gemeinde nach Jahresfrist auf 85 Seelen. Er schrieb damals: „Unser Häuslein hier ist mit einem Stück Land zu vergleichen, wo zwar einmal der Wald gefällt und abgebrannt worden, aber das Gebrüch wieder so aufgewachsen ist, daß es noch Zeit und Geduld bedarf, bis alles wieder gereinigt und bepflanzt werden kann, und sich durch Gottes Segen die Früchte zeigen.“

Diese Geduld war insbesondere nöthig, als im folgenden Jahre ein Streit zwischen den Christen und Heiden entstand, bei dem auch die ersten sich bereit zeigten zu der Entscheidung nach heidnischer Weise durch einen Faustkampf, der aber durch ein dazwischen trendes Zeichen verhindert wurde. Dagegen wurde die Feindschaft der Heiden auch durch den zu Gingee wohnenden Regierungs-Meßidenten in Schranken gehalten, der es nicht zuließ, daß jemandem von seinen heidnischen Volksgenossen der Kirchenbesuch verwehrt werde, und der das Lärmeln und Trommeln während des Gottesdienstes verbot. Durch Erdbeben und Träume erschreckt, wurde mancher der Heiden dem Evangelio geneigter. — Einige der Nationalhelfer bewährten sich und waren eine rechte Hülfe für den Missionar. Dieser selbst aber ward schon 1845 mitten aus seiner Arbeit durch einen plötzlichen Heimgang abgerufen. Fast ein Jahr lang blieb die Witwe allein bei der schwarzen Ge-

meinde.
ans ein
studien

„Da
beiden R
gebäuden
siehen; n
haus ge
Kasseba
dauerha
Wege, w
den Gott
wo Alt
entholase
Bauselle
Obstbäum
lange an
Bambey
anbruch
der Kirch
auch eine
täglich ei
sammun
schaften e
der Nege
werden v
munteres
zu beobac
auszeichne
Sieg dav
kampf od
sei, was
in Bamb
Liedervert
sammen

In
begleitet
dahin c
meinde
schon n
nach de
wieder
Gemein
ziehen,
1848 z
Umlzug
Bemüh
nach S
gerichte
diesma
Seine
werden
Gemein
ward.

meinde. Hiob leitete die Versammlungen. Missionar Lank konnte auf einer Besuchsreise nur zwei Wochen in Bambeey verweilen. Wir finden aus dieser Zeit von ihm folgende Schilberung.

„Das Dorfchen ist auf dem Rücken einer mäßigen Anhöhe angelegt; zwischen beiden Reihen der kleinen Häuser führt eine breite Straße zur Kirche und den Missionsgebäuden, deren Dächer und Wände aus tierlich geflochtenem Blätterwerk bestehen; nur die Kirche hat Bretterwand von Eichenholz. Ein schöner, zum Missionshaus gehöriger Garten, und ein ungleich größeres Stück Land, mit Zuckerröhr, Kasseebäumen, Bananen und verschiedensten anderen Früchten bepflanzt, ist mit einer dauerhaften Einzäunung von gehaltenen Baumstümmen umgeben. Die breiten Wege, welche zum Fluss, zum Bach, aus dem das Trinkwasser geholt wird, und um den Gottesacker führen, waren so wie letzterer sehr rein gehalten. — An dem Platz, wo Alt-Bambeey gestanden, sieht man noch im Busche die Gräber der daselbst entstiegenen Brüder; auf jedem derselben sind zwei Steine aufgerichtet. Die meisten Bauten aber sind mit dichtem Busch bewachsen. Am meisten zeugen noch die vielen Obstbäume davon, daß einst Europäer hier gewohnt haben, denn die Neger, die selten lange an einem Platz wohnen, pflanzen fast gar keine Obstbäume. — Das jetzige Bambeey ist schon der fünfte Wohnort unserer Brüdermissionare. — Bei Tagesanbruch versammeln sich sämtliche Mitglieder des Gemeinleins, nett angezogen, in der Kirche. — Die Posaung und auch der Text des Tages wird gelesen, bisweilen auch eine kurze Ansprache gehalten und einige Verse gesungen. Des Abends ist täglich eine Erbauungsstunde, und außer den sonntäglichen gottesdienstlichen Versammlungen sind noch besondere Betversammlungen, Missionsstunden und Gesellschaften eingerichtet, in welchen offen und ernstlich gesprochen wird. — Der Gesang der Negergemeinde ist ungemein melodisch und lebhaft, und die meisten Melodien werden vor ihnen mit vieler Fertigkeit gesungen. Unsere Bambeeyer Neger sind ein munteres, fröhliches, lebhafteß Volkchen, und es gewährt ein ganz eigenes Vergnügen, zu beobachten, wie sehr sie durch harmlosen Frohsinn vor ihren Landsleuten sich auszeichnen, und in ihren Disputen mit denselben durch diese Waffen meistens den Sieg davon tragen. — — Die Heiden dringen unablässig darauf, daß durch Zweikampf oder ein allgemeines Gefecht entschieden werden solle, welcher Gott der rechte sei, was unser lieber Herr jedoch stets in Gnaden abgewendet hat. — Die Christen in Bambeey geben zur Arbeit und kommen wieder zurück unter Anstimnung von Liedervorzen. Selbst die Kinder kommen alle Abende vor dem Schlafengehen zusammen und singen aus freiem Antriebe lieblich mit einander.“

Im Jahre 1846 kam Br. J. Gottfried Meißner nach Bambeey, begleitet von Br. Treu, der ihn mit der Witwe Schmidt, die bis dahin auf dem einsamen Posten ausgehalten hatte, trauten. Die Gemeinde war erfreut, nun wieder einen Seelsorger zu haben. Aber schon nach Jahresfrist mußte derselbe, an allen Gliedern gelähmt, zuerst nach der Stadt und endlich nach Europa zurückkehren. Nun mußte wieder Hiob, unterstützt von seinem Bruder Johannes, die Pflege der Gemeinde übernehmen. Um sich den Belästigungen der Heiden zu entziehen, beschloß dieselbe nunmehr, sich näher bei der Kolonie anzusiedeln. 1848 zog sie nach Gansee in die Nähe der ersten Wasserfälle. Beim Umzug drohte Streit und Zersplitterung, wurde jedoch durch Hiobs Bemühungen verhütet. Bald darauf lehrten auch die Geschister Meißner nach Suriname zurück, und es wurde an jenem Orte eine Station eingerichtet, die nun den Namen Neu-Bambeey erhielt. Indessen auch diesmal war dem Missionar keine ungefürte Wirthschaft beschieden. Seine Frau erkrankte so heftig, daß sie nach Paramaribo gebracht werden mußte; er selbst war leidend. Am Charsfreitag 1849 traf die Gemeinde der schwere Verlust, daß ihr Hiob durch den Tod entrissen ward. Meißner hatte zwar noch einige Helfer zu den Dörfern anderer

Buschneger gemacht, besonders an den Saracreef, und auch etliche Personen dort getauft. Im Sommer aber wurde er so ernstlich krank, daß er mit seiner inzwischen genesenen Gattin nach Europa zurückkehren mußte.

Für Bambev ward nun Missionar Barsoe, der bisher zu Charlottenburg in der Kolonie gearbeitet hatte, bestimmt. Auch er erlag in wenigen Monaten dem Klima. Man wagte kaum noch einen Missionar in dies Tobtenland zu schicken. Da erbot sich Schwester Hartmann, die bis dahin in Berg en Dal gearbeitet hatte, ins Buschland zu gehen und in der Gemeinde die Ordnung aufrecht zu erhalten, bis wieder ein Missionar käme. Bis gegen Ende 1851 hielt sie dort unerschrocken und eifrig aus. Nach Ankunft des Missionar Sand mit seiner Frau, lehrte sie in die Kolonie zurück, wurde aber zur Unterstützung zurückgerufen; bald war auch Sand vom Fieber hingerafft. Schwester Hartmann aber hielt weiter in Bambev aus. Im folgenden Jahre sollte Missionar Bauch dahin ziehen; aber mehrmals wurde seine Abreise durch Krankheit verhindert. Schwester Hartmann war selbst auch krank u. z. an der Elephantiasis, die sie in ihrem treuen Dienste bekommen hatte. Sie ließ sich nach Koffylamp bringen, wo sie die Ankunft der Geschwister abwarten wollte. Dabei aber hielt sie trotz ihrer Krankheit immer noch Schule. Da lag sie denn 4 Wochen lang ohne Pflege und ohne die nöthigsten Lebensmittel in einer von zwei Seiten offenen Hütte, bis die Brüder in Paramaribo Nachricht davon erhielten und sie in einem Boote abholen ließen. Bald darauf ging sie selig heim.

Das genannte Dorf Koffylamp ist von christlichen Aukanegern bewohnt. Man hoffte die Gemeinde von Bambev dazu bewegen zu können, daß sie hierher ziehe; aber dies zerschlug sich an der Eiserneucht der beiden Stämme. Johannes Arabi (ein Enkel jenes Erstlingses gleichen Namens) und der thätige Helfer Jeremias suchten weiter das Leben in der kleinen Schaar zu erhalten. Nach dem Tode dieser Männer (1858 und 59) zerstreute sich die Gemeinde, doch blieb Neu-Bambev immer noch ein Mittelpunkt, wo Gottesdienst gehalten wurde. Auch wurde von der Plantage Berg en Dal aus, wo schon eine christliche Gemeinde war, manchmal jene Gegend besucht. 1860 setzten ein paar Brüder auf solcher Besuchsreise wieder Nationalhelfer ein. Trotz aller ungünstigen Verhältnisse erhielt sich das Christenthum unter jenem Bölkchen. — In jener Zeit aber sollte sich unter einem andern Stämme der Buschneger eine Thür erfolgreich auführen.

An der oberen Saramacca nämlich wohnen die Matuari-Neger, denen bisher das Evangelium noch ganz fern geblieben war. „Es war daher etwas sehr Ueberraschendes, als sich dort durch des Herrn unmittelbares Wirken im Jahre 1858 eine große Veränderung anbahnte. Ein Mann, Namens King, im Dorf Maripa stoon war, durch Träume angeregt, sich seines elenden heidnischen Zustandes bewußt geworden. Er kam in die Stadt zu den Missionaren, die sich seiner in herzlicher Liebe annahmen. Nach seiner Rückkehr trat er als muthiger Zeuge gegen das Heidenthum und seine Greuel unter seinen Stammes-

genossen
Kamps
Kalko
großen
Gözen
den Fl
zu den
Evangel
lesen g
Taupe
stoon m
diese be
dahin
dasselben
Negern
einigen
Am 2.
aus Ma
So
weiter
geworde
er zu d
Maripa
lextion
Gözenpr
maccane
entgegen
Besitz ge
Getaufte
nach de
durchgän
samkeit
King zu
die Lan
digen L
malen r
ihm; er
im näc
bei wel
honi u
hinauf
seine P
von ih
Lehrer
erlöst

etliche Ver-
krankt, daß
zurückkehrten
er zu Char-
tach er erlag
noch einen
Schwester
ins Busch-
zu erhalten,
zest sie dort
Sand mit
zur Unter-
hingerafft.
m folgenden
wurde seine
war selbst
en Dienste
wo sie die
elt sie trok
bochen lang
von zwei
richt davon
arauf ging
Aukanegern
bewegen zu
ersucht der
Erlingess
weiter das
ode dieser
lieb. Neu-
ten wurde.
christliche
ein paar
Trotz aller
ter jenem
Stamme
-Neger,
ar. „Es
es Herrn
ung an-
on war,
s bewußt
seiner in
muthiger
tammes-

genossen in Maripastoon auf, machte auch bald Reisen zu den in andern Kamps wohnenden Heiden, um auch sie, namentlich den Oberhäuptling Kallkoen, aus ihrer Finsterniß zu erwecken. Sein Auftreten machte großen Eindruck, so daß sie es sich gefallen ließen, als er 1858 alle Gözenhäuser in Maripastoon zerstörte und die abgöttischen Sachen in den Fluß warf. Es kamen nun viele seiner Stammesgenossen ebenfalls zu den Missionaren in die Stadt und hörten dort von denselben das Evangelium. Am 11. Aug. 1861 wurde jener Erling, der indessen lesen gelernt und weiteren Unterricht empfangen hatte, der heiligen Taufe theilhaft, bei welcher er Johannes genannt ward. Maripastoon wurde nun von den Missionaren besucht, so oft es möglich war, diese beschwerliche Reise in Ausführung zu bringen. Die erste Reise dahin machten die Brüder von Ecker und Bramberg im Oktober desselben Jahres, bei welcher Gelegenheit das dort inzwischen von den Negern gebaute Kirchlein eingeweiht und des Johannes Frau mit einigen Kindern getauft ward. Johannes wurde als Helfer angestellt. Am 2. Osterfeiertag des nächsten Jahres wurden wieder 6 Personen aus Maripastoon in der Stadt getauft".¹⁾

Johannes aber fühlte einen besonderen Eifer, das Evangelium auch weiter zu verbreiten, wozu er sich durch die ihm bei seiner Bekhrung gewordenen Träume angeregt fand. Zuerst²⁾ und wiederholt ging er zu den heidnischen Maturaris, welche etwa 8 Tagesreisen oberhalb Maripastoon ihre Wohnsitz haben, und durchzog das Land bis zu dem letzten Kamp derselben, fand aber wenig Eingang und von Seiten der Gözenpriester besonders entschiedenen Widerstand. Unter den Saramaccanern an der oberen Suriname trat ihm eine betrübende Verstockung entgegen. Der Teufel, sagten sie, habe das Land nun einmal schon in Besitz genommen. Im Jahre 1864 unternahm er, von einigen andern Getauften aus Maripastoon begleitet, eine noch weitere Missionsreise nach der Marowyne zu den Aukanegern. Diese nahmen ihn fast durchgängig gut auf und hörten seiner Verkündigung mit Aufmerksamkeit zu; doch zeigte sich bei wenigen ein tieferer Eindruck. — Nachdem King zurückgekehrt war, fand in Maripastoon am 3. Oktober 1864 die Taufe des Oberhäuptlings Kallkoen statt, eines bejahrten verständigen Mannes, der sein Verlangen Christ zu werden zu wiederholten malen mit großem Ernst an den Tag gelegt hatte. Br. Drexler tauft ihn; er erhielt den Namen Josua. Mit einer Botschaft von ihm wurde im nächsten Jahre eine zweite Reise nach der Marowyne unternommen, bei welcher Johannes King wieder die an dem Nebenflusse Tapanaconi und dem Küstenflüschen Cottica wohnhaften Aukaner und weiter hinauf die Bonny-Neger an der Lawa auffuhrte. Die letzteren nahmen seine Predigt am willigsten und dankbarsten auf und einige verlangten von ihm das bestimmte Versprechen, daß er bald wiederkommen und Lehrer mitbringen wolle, damit auch sie von den Banden des Teufels erlöst würden.

¹⁾ Ueberblick über das Missionswerk der Brüdergemeinde 1869, S. 41.

²⁾ Dasselbst S. 43.

Die Besuchsreise der Missionare wurde indessen durch verschiedene Grinde noch längere Zeit hinausgeschoben. Es herrschte wieder viel Krankheit und Sterblichkeit unter den Geschwistern. Später starb auch der Oberhäuptling der Aulaner Namens Beymann, und es war zu erwarten, daß dies Ereigniß von den Heiden mit den Besuchen Kings würde in Zusammenhang gebracht werden. Man mußte längere Zeit zur Beruhigung der Gemüther vorübergehen lassen. Erst im Februar 1868 konnte endlich die beabsichtigte Reise von den Br. Bamberg und Lehmann, begleitet von King, ausgeführt werden. Die Heiden zeigten gegen den letzteren jedoch einen großen Unwillen, so daß die Brüder ohne viel Erfolg zurückkehren mußten. Seitdem ist es nicht möglich gewesen, jene abgelegenen Gegendien, die von Europäern nur mit den äußersten Schwierigkeiten und unter Lebensgefahr bereist werden können, von Missionaren besuchen zu lassen. Doch ist die Verbindung mit denjenigen Auka-Negern, die der Kolonie näher, an der oberen Comewyne und Cottica wohnen, von der nächsten Station Charlottenburg aufrecht erhalten worden, jedoch ohne daß es bisher gelungen wäre, viel sichtbare Erfolge zu erzielen.

Die Gemeinde zu Maripasou aber wuchs je mehr und mehr. Johannes King steht dort noch jetzt in gesegneter Thätigkeit. Auch sein Bruder Noah, der Häuptling jenes Stammes, ist ein getaufter Christ, wenn auch jenem an christlicher Erkenntniß und im Ernst des Wandels nicht gleichkommend. Überhaupt leidet jenes Häuslein ja noch an so manchen Schwächen. Es ist dies bei der Seltenheit der Besuche durch Missionare nicht verwunderlich. Doch zeigte sich immer wieder, daß auch dort das Wort Gottes seine Früchte bringt. Als Bruder Jensen 1873 dorthin kam, war das Kirchlein zu eng für die Menge, die sich zu den Versammlungen einfand. Es konnten außer den kleinen Kindern 26 Erwachsene getauft werden, die sich herzlich danach sehnten.

Die älteren Gemeinden im Buschland hatten denn auch manchen Fortschritt gemacht, besonders seitdem die frühere Holzplantage Berg en Dal an der oberen Suriname, die letzte innerhalb der Kolonie, von der Brüdergemeinde angekauft und in eine feste Station verwandelt war. Es hatte dort schon längere Zeit eine Gemeinde bestanden. Von da aus konnte denn nicht blos das nahe Koffylamp, sondern auch das 2 Tagesreisen weiter entfernte Gansee (N.-Bambey) regelmäßiger besucht werden. Missionar Lehmann versieht dieses nicht leichte Amt. Die letzgenannte größere Gemeinde zählte (1869) 174 Seelen (60 Kommunitanten). Sie macht dem Missionar viel Freude.¹⁾ Daß die sie rings umgebende heidnische Finsterniß noch gelegentlich einen nachtheiligen Einfluß auf den inneren Gang derselben ausübt, ist nicht zu verwundern. Es gibt aber dort noch wenige treue und bewährte Mitglieder. Gottes Wort wohnt reichlich unter ihnen, es werden täglich gemeinsame Morgensegen gehalten. Die Sonn- und Festtage werden in lieblicher Weise gefeiert. In der Schule werden die Kinder im Lesen und Schreiben, im Katechismus und in der biblischen Geschichte

¹⁾ Uebersicht S. 45. ff.

unterrichtet. Es herrscht ein kindlicher, einfältig gläubiger Geist unter den Leuten, sie sind anhänglich an ihre Missionare und gehorchen ihnen als denen, die über ihre Seelen zu wachen haben. Die Freude ist allemal groß, wenn Brüder hinkommen sie zu besuchen."

Im folgenden Jahre wurde dort eine neue größere Kirche gebaut. Bei der feierlichen Einweihung derselben wurden 6 Erwachsene getauft. Auch viele Heiden nahmen an dem Feste Theil. Ein Streit über die Häuptlingswürde wurde schließlich doch noch ohne ernsteren Schaden für die Mission beigelegt. — Tief im Innern, an der oberen Suriname, liegt Goeja ba, woselbst sich ebenfalls ein Christenhäuslein findet, das dann und wann besucht wird. Die Gemeinde zu Koffylamp liegt der Kolonie am nächsten. Sie zählte (1869) 59 Seelen mit 23 noch Ungetauften. Im ganzen aber umfassen die Gemeinden im Buschlande nach dem letzten Bericht 735 Seelen. „Wenn man weiß und bedenkt“, schreibt Br. Lehmann, „wie vielen Gefahren und Versuchungen zum Abfall unsre Negergeschwister im Buschlande, besonders die noch unter den Heiden lebenden, ausgesetzt sind, und wie wenig ihnen bisher von unsrer Seite durch die Besuche an ihren Orten hat geboten werden können in Lehre und Pflege, so muß man staunen und anbeten über die Hirtenetreu und Gnade, mit welcher der Herr selbst seine Heerde sammelt und sich ihrer annimmt, wie er die Herzen erweckt, und was sich will bewahren lassen, vor dem Argen bewahrt.“

2. Die Brüdermission unter den Negern in der holländischen Kolonie Suriname.

Größere Erfolge als unter den Buschnegern hat die Brüdermission unter den Negern der Kolonie gehabt. Schon im Jahre 1754 wurde in Paramaribo eine Missionsökonomie mit Schneiderei und Bäckerei durch die Brüder Döhne und Alfs angelegt. Es war damit für die Arawaken-Missionare eine Zwischenstation gebildet. Allmählich erwarben die Handwerker-Brüder, die zunächst mit Vorurtheilen empfangen waren, sich das Vertrauen der Bevölkerung. 1767 konnten sie ein eigenes Grundstück kaufen; ihre Gewerbe kamen in Flor. In der Schneiderei arbeiteten 10—12 gemietete Lehrlinge und Gesellen, denen dabei das Evangelium nahe gebracht wurde. Sonntags hielten die Brüder Versammlungen für die Neger. Doch erst 1776 konnte der erste Prediger, Christian Cupido, getauft werden, dem aber in demselben Jahre 8 andre folgten. Zwei Jahre später bauten sie in ihrem Garten eine Kirche. Einige angesehene Einwohner (und selbst der Gouverneur) interessirten sich so für ihre Bemühungen, daß sie in ihre Versammlungen kamen. Diese waren auch von Schwarzen so besucht, daß die Kirche bald erweitert werden mußte. Freilich wurden manche Sklaaven von ihren Herren wegen des Kirchenbesuchs bestraft. Im Jahre 1779 befahlen die Brüder von der Regierung auch Land zu einem Begräbnisplatz für die Neger angemiesen. In demselben Jahre that sich den Brüdern eine Thür auf, den Negern

auf den Pflanzungen das Evangelium zu verkünden, indem der Besitzer der 10 Stunden von Paramaribo an der Comewyne gelegenen Pflanzung Fairfield sie dahin einlud, um seinen 150 Negern das Wort Gottes zu predigen. Als Bruder Kersten während der drei Ruhetage, die ihnen dazu gegeben wurden, ihnen die Liebe des Versöhners anpries, hoben diese armen Sklaven die Hände auf und dankten Gott mit lauter Stimme, daß Er auch sie sein süßes Wort hören lasse. Solche Besuche würden dann auf dieser und einigen benachbarten Plantagen fortgezett. Zwar ließ ein Sklavenbesitzer in Paramaribo 1784 den Missionaren sagen¹⁾, sie sollten seinen Negern den Zutritt zu den Gottesdiensten verbieten, sonst werde er sie bei der Behörde verklagen; die Missionare ließen ihn aber wissen, daß sie solchem Ansinnen weder entsprechen könnten noch wollten.

Um nun der gläubig gewordenen Neger auf den Pflanzungen sich besser annehmen zu können, bebürsteten die Brüder in der Nähe derselben eines Missionsplatzes, und die Regierung wies ihnen dazu im Jahre 1786 ein Stück Landes an der Comewyne an, welches von einer ehemals dasselbst gelegenen Festung den Namen Sommelsdyk behalten hatte. Hier wurden die nöthigen Gebäude aufgeführt, allein auf dem morastigen, dicht verwachsenen Platz fielen die beiden ersten Missionare als Opfer der ungesunden Lage. Doch schien der Ort für eine ausgebreitete Wirksamkeit geeignet. Neger von mehreren Pflanzungen fanden sich ein, und Ende 1786 zählte die Mission dasselbst bereits 164 Seelen unter ihrer Pflege. Da die Neger von den Pflanzungen indeß nur zu Wasser nach Sommelsdyk kommen konnten, was nicht ohne Gefahr war, wie denn auch einmal 3 Negerinnen auf einer solchen Fahrt ertranken, so ertheilten die Herren und Verwalter nur ungern ihre Erlaubnis dazu, und die Brüder sahen sich deshalb genötigt, so viel als möglich selbst auf den Pflanzungen sie zu besuchen.

In der Stadt selbst fehlte es auch um diese Zeit nicht an einzelnen Herren, die den Kirchenbesuch ihrer Neger nicht gern sahen, wie denn einer im Jahre 1786 seine Sklaven deshalb mit den Worten anführt: „Ihr durchtriebenen Schurken! Ihr wollt bessere Christen werden als eure Herren sind, ihr Teufelskinder! Ich kenne euch besser.“ Zugem schien unter den Negern selbst der erste Eifer wieder zu erkalten, und manche gerieten gar in sündliche Abweichungen, da der Hang zur Unleutschheit und der Reiz starker Getränke für die Neger gar zu verführerisch ist. Doch arbeiteten die Brüder unverdrossen fort, und Bruder Liebisch aus der Unitäts-Altesten-Konferenz, der sie im Jahre 1790 besuchte, konnte über die Lage der Mission u. a. berichten: „In der Kolonie und bei der Regierung sind die Brüder als ehrliche Leute und gute und nützliche Bürger bekannt. Niemand legt ihnen etwas in den Weg. In den Versammlungen der zahlreichen Negergemeinde in Paramaribo wird man die Nähe des Heilandes inne; es herrscht darin Andacht und ehrfurchtsvolle Stille. Obwohl diese aus den Sklaven gesammelte

¹⁾ Wulfschlägel, Lebensbilder sc. III, S. 53. cf. S. 54.

Gemeind wird sie
zu
Uhrmach
richtet.
Widersta
zur Gem
der Miss
Stärkung
Holland,
war dam
der Kolo
besetzt bi
wurde je
Die Zah
315.

Von
in der
fortgelebt
denen 55
zwischen
erschwert,
erreichen
zeigten si
weitere
die Verki
Neger n
sie endlich
gänzlich
acht Wod
bedient,
Boote ab
Die weni
nicht mel
wurde se
auf aust
Bal
heimgesu
viel mit
wie unt
lebendige
schon au
bedeuten
waren,
Mission
Au
mehrere
waard

Gemeinde von der ruchlosen Welt mit Verachtung angesehen wird, so wird sie doch auch von vielen Menschen sehr geschätzt."

Zu den bisher betriebenen Handwerken kam nunmehr auch die Uhrmacherei. In Sommelsdyk wurde gleichfalls eine Schneiderei eingerichtet. — Leider fand sich unter den Negern der Stadt selbst mancher Widerstand, ja es bildeten sich ordentliche Bündnisse, um den Beitritt zur Gemeinde zu verhindern. Dennoch wurde dadurch der Fortschritt der Mission nicht verhindert. Seit 1793 fand dieselbe eine bedeutende Stärkung durch Bildung einer besonderen Missionssozietät zu Zeyst in Holland, die sich des Werkes in Suriname besonders annahm. Freilich war damals durch Kriegsunruhen der Verkehr des Mutterlandes mit der Kolonie sehr erschwert. 1799 wurde die letztere von den Engländern besetzt bis 1802 und dann noch einmal von 1804—1816. Die Mission wurde jedoch durch diesen Wechsel der Herrschaft nicht unterbrochen. Die Zahl der Getauften und Taufkandidaten belief sich um 1800 auf 315.

Von Sommelsdyk aus wurden die Besuche auf den Pflanzungen in der Comewyne und Cottica, so weit es die Umstände erlaubten, fortgesetzt, und die Brüder hatten daselbst 96 Personen in Pflege, von denen 55 zur Plantage Fairfield gehörten. Doch war der Verkehr zwischen den Missionaren und ihren Kirchkindern nicht blos dadurch erschwert, daß sie, wie schon bemerkt, blos zu Wasser die Pflanzungen erreichen konnten, sondern die öfters wechselnden Verwalter derselben zeigten sich auch der Arbeit der Brüder abgeneigt und suchten ihnen weitere Hindernisse in den Weg zu legen. Dennoch erhielt man, da die Verkündigung des Evangeliums unter den armen, hartgedrückten Negern nicht ganz ohne Frucht blieb, diese Niederlassung aufrecht, bis sie endlich im Jahre 1817 durch einen Beschluß der Altesten-Konferenz gänzlich aufgehoben wurde. Die Getauften in Fairfield wurden alle acht Wochen von Paramaribo aus besucht und mit Wort und Sakrament bedient, indem der gutgesinnte Verwalter den Missionar auf seinem Boote abholen ließ und selbst den Versammlungen mit Andacht beiwohnte. Die wenigen Getauften von einem andern Platze, Breukelwaard, wo nicht mehr gepredigt werden durfte, hielten sich nach Fairfield. Dagegen wurde seit dem Januar 1819 auch den Negern der Plantage Klein hoop auf ausdrückliches Verlangen ihres Besitzers das Evangelium verkündigt.

Bald darauf wurde die Kolonie von einer schweren Blatternseuche heimgesucht, die über 2000 Personen hinriss. Die Brüder hatten viel mit Werken der Barnherzigkeit zu thun. Dabei konnten sie bemerken, wie unter den Schrecken dieser Zeit doch mancher Neger nach dem lebendigen Gott fragen lernte. 1820 war die Zahl der Gemeindeglieder schon auf 1154 angewachsen. Im folgenden Jahre wuchs sie wieder bedeutend, da die Gemüther durch eine furchtbare Feuersbrunst erschreckt waren, die einen großen Theil der Stadt in Asche legte, während die Missionsgebäude wie durch ein Wunder verschont blieben.

Auf den Pflanzungen regte sich ebenfalls ein neues Leben, und von mehreren Besitzern ergingen freundliche Einladungen. Auf Breukelwaard wurde eine Negerkirche errichtet und im Jahre 1825 eingeweiht;

Molhoop, Blaardingen, Lustrik und andere Plantagen mehr wurden nun regelmäßig besucht.

„Da diese Besuche“, bemerkten die Missionare, „nur alle acht Wochen wiederholt werden können, und es auf den Plantagen an zuverlässigen Nationalgehülsen fehlt, so hält es schwer, sich der einzelnen Personen ihren Bedürfnissen gemäß anzunehmen und mit ihnen in Bekanntschaft zu kommen. Sie bleiben daher auch in Absicht auf die Erkenntnis sehr weit zurück. Ein Neger auf Molhoop sagte: „So lange der Lehrer redet, verstehen wir das Vorgetragene, und unser Herz freut sich über dem, was wir hören; aber wir sind zu dumm, etwas davon zu behalten, oder das Gehörte wieder in Worte zu fassen.““ Mit sichtbarer Beiläufigkeit äußerte ein anderer: „Wir haben nun wiederum, wie schon so oft, Gottes Wort gehört, und haben den festen Entschluss gesetzt, uns gründlich zu belehren; leider wird es aber auch wohl diesmal gelingen, wie gewöhnlich, wir werden das Gehörte bald wieder vergessen und in kurzem auf unsere alten Abwege gerathen.““

Der 21. Juli 1826, als der Tag, an welchem vor 50 Jahren der Erstling unter den Negern in Paramaribo getauft worden, ward von der Negergemeinde daselbst, unter lebhafte Theilnahme vieler Stadtbewohner, feierlich und in Segen gefeiert. Es waren bis dahin 2477 Personen von den Brüdern getauft worden, und zur Zeit des Jubelfestes befanden sich 1800 in ihrer Pflege¹⁾. Diese zahlreiche Vermehrung machte den Bau einer geräumigen Kirche nothwendig, die am 21. Juli 1828 feierlich eingeweiht wurde. In demselben Jahre ordnete sich mit Genehmigung der Regierung, sowohl in der Kolonie als im Mutterlande, mit dem Hauptz in Haag, ein Holländisch-Surinamischer Verein zur Verbreitung christlicher Erkenntniß unter den Negersklaven, der fortan die Brüder kräftig unterstützte und sie dadurch ermutigte und in den Stand setzte, sich der Neger auf den Pflanzungen noch mehr anzunehmen. Und so konnte denn Bruder Gentil in Paramaribo²⁾ im Januar 1829 schreiben:

„Auf dieser Kolonie sind nunmehr fünf verheirathete Missionare unter den Negern angestellt, und unsere ganze Missionsfamilie besteht mit Einschluß der Kinder aus 15 Seelen. Das uns anvertraute Werk nimmt von einem Jahr zum andern zu, und erfordert immer größere Thätigkeit von unserer Seite. Wir sind darum dem Herrn von Herzen dankbar für die Gefürdheit, welche wir mit weniger Ausnahme genießen dürfen, und dies um so mehr, da das Klima von Suriname eben nicht das gefundene in Westindien ist. — Unsere Negerherde bestand im Anfang d. J. aus 1633 Personen, von denen 970 Abendmahlsgenossen sind. Zu der Classe der neuen Leute und Taufkandidaten gehören etwa 400 Neger, so daß die ganze Seelenzahl, welche in dieser Stadt und ihren Umgebungen unserer Pflege anvertraut ist, sich über 2000 beläuft. Obgleich wir große Ursache haben, dieses Wachstums uns dankbar zu freuen, und ermunternde Beweise eines wahren Wertes des heiligen Geistes in den Herzen unserer Neger wahrnehmen dürfen, so fühlen wir uns doch gedrungen, untrüllig zu beten, daß sie ein reicheres Maß des göttlichen Lebens empfangen, und gestärkt werden mögen, die Früchte des Geistes, welche den Sinn und Wandel eines wahren Nachfolgers Christi beurkunden, noch reichlicher hervorzu bringen. — Unsere neue Kirche ist vollendet; sie ist 95 Fuß lang, 60 breit und 22 hoch, und mit Gallerien versehen. Die Baustoffen belaufen sich über 22000 Holl. Fl., wovon bei 15000 Fl. von den Bewohnern dieser Kolonie beigesteuert wurden. — Unsere Tageschule für Negerkinder geht regelmäßig und in Segen fort. — Unsere Wirkungskreise auf den zahlreichen Pflanzungen um uns her breiten sich immer weiter

¹⁾ cf. Uebersicht der Missionsgesch. der ev. Br. &c. II. III, S. 62.

²⁾ Basler Missions-Magazin 1830, II, S. 325 ff.

aus. Wir besuchen gegenwärtig 16 dieser Plantagen, und haben reichliche Gelegenheit, tausenden von Negern das Evangelium zu verkündigen. Auf diesen Missionswanderungen, welche jedesmal vier Wochen einnehmen, begegnen uns viele ermunternde Beweise, daß die Gnade Gottes unseres Heilandes noch immer kräftig genug ist, die Herzen auch der unwohlendsten und verworfensten Sündler zu erweichen. — Es läßt sich hoffen, daß durch die Errichtung von Central-Stationen, auf welchen die Missionare wohnen, und zu denen die Neger freien Zutritt haben, dieser heilsame Entzweck erreicht werden wird. Bis dieser Plan zur Ausführung gebracht werden kann, fahren wir wie bisher fort, nach unsfern besten Kräften den entfernteren Pflanzungen mit dem Evangelio zu dienen.“ —

Im Jahre 1829 wurde auf der Regierungsplantage Voorzorg an der Saramacca ein Versuch gemacht. Über die Neger, Befreite von einem genommenen Sklaven Schiff, waren wenig zugänglich, und als die Regierung nach einigen Jahren diese Plantage aufgab, ging auch die Station wieder ein. Dagegen wurden, gleichfalls infolge einer Aufforderung der Regierung, von den Brüdern regelmäßige Besuche und Predigten in dem Fort Neu-Amsterdam, wo sie zugleich die Seelsorge der Gefangenen bekamen, angefangen; auch Neger der benachbarten Pflanzungen fanden sich dazu ein. Durch den obenerwähnten Verein wurden sie in den Stand gesetzt, auf ein Jahr die erforderlichen Bootsneger zu den Wasserfahrten auf die Plantagen zu mieten. Auch auf der 18 deutsche Meilen von der Stadt entfernten Holzplantage Berg en Dal an der obern Suriname zeigte sich unter den Negern ein Verlangen nach dem Evangelium, von dem sie durch einen Enkel des Joh. Arabi die erste Kunde bekommen. Nachdem sie durch Besuche in der Stadt Verbindungen mit den Brüdern angeknüpft, wurden diese Neger auf ihr Verlangen im November 1830 von Bruder Genth besucht, der den Erstling aus ihrer Mitte tauft. Wechselseitige Besuche unterhielten die Verbindung.

Ein sehr wichtiges Geschenk für diese Mission war die Uebersendung des durch die britische und ausländische Bibelgesellschaft in Druck gegebenen negerenglischen Neuen Testaments, dessen sich die Brüder bis dahin handschriftlich hatten bedienen können.¹⁾ Da die große Masse der Neger keine andere Sprache versteht, so wurde dadurch dem Worte Gottes der Weg in die Hütten derselben gebahnt. Die Kinder, welche in der Schule lesen lernten, waren nicht selten die Werkzeuge, wodurch ihre Eltern mit der Heil. Schrift bekannt gemacht wurden. Raum hatten sie erfahren, daß solche Bücher zu haben waren, so kamen viele Neger und kaufsten; nahe an 30 Stück aber wurden an solche Schul Kinder verteilt, die fertig lesen konnten. Die Schule ward von 130 Kindern besucht, mit denen von Zeit zu Zeit Prüfungen angestellt wurden; an den Sonntagsschulen nahmen auch Erwachsene Theil. Ende 1831 aber zählte die Negergemeinde zu Paramaribo 3089 Seelen; auf den Pflanzungen standen 264 Neger in der Pflege der Brüder. Von den bewährten Nationalhelfern, die ihnen bereits lange zur Seite standen, wurden ihnen ein paar bald durch den Tod entrissen.

¹⁾ Nur eine kurze Evangelien-Harmonie war schon etwa seit zehn Jahren gedruckt vorhanden.

Am Schlusse des Jahres 1835 konnte die evangelische Brüder-Unität über diese Mission berichten:

Durch die Unterstützung des Surinamischen Vereins zur Ausbreitung des Christenthums unter den Negern, bei dessen Mitgliedern sowohl in Holland als in Paramaribo Br. Curie (der in diesem Jahre die Surinamische Mission besuchte) die freundschaftlichste Aufnahme fand, hat sich der Besuch unserer Brüder auf den Plantagen so sehr erweitert, daß nunmehr 46 Besuch von ihnen bereit werden, da noch vor 5 Jahren nur 20 Besuch werden konnten. Auch hat genannter Verein nunmehr durch Übergabe der Gebäude auf der von ihm angekauften Plantage Charlottenburg an unsere Brüder denselben nicht nur zu einer zweiten festen Niederlassung verholfen, sondern auch schon früher durch Gewährung eines zweiten Bootes mit Niedernegern jene Besuche gar sehr erleichtert. — Bruder Curie hatte bei seinem achtwöchentlichen Aufenthalt, während dessen er auch mehrere Reisen auf die Plantagen machte, Gelegenheit, mit dem innern und äußern Zustande des dortigen Missionswerkes genau bekannt zu werden und sich von dem großen darauf ruhenden Segen zu überzeugen.

Außer dem eben erwähnten Charlottenburg an der Gottica, das am 3. März 1836 von den Brüdern bezogen wurde und sehr beguem im Mittelpunkte der Pflanzungen dieses Gebietes liegt, daher auch die zwei von dem Missionsverein unterhaltenen Boote mit 16 Niederern hier stationiren, ward um diese Zeit (1837) noch eine weitere Niederlassung zu Worsteling Jakobs (Kampf Jakobs) begründet, doch bereits im Jahre 1843 wegen unpassender Lage wieder aufgegeben. Von Charlottenburg aus wurden schon 80 Pflanzungen besucht.

Das Auftreten eines angeblichen Propheten, das eine gefährliche Bewegung unter den Negern um diese Zeit hervorrief, die jedoch rechtzeitig unterdrückt wurde, machte die Regierung der Mission noch geneigter, in der man das beste Gegenmittel gegen solche Vorkommnisse sah. Einige Jahre später wurde in der Nähe des damals beunruhigten Distriktes die Station Salem eingerichtet, einige zwanzig Meilen westlich von Paramaribo, für die Neger der dortigen Baumwollplantagen. In demselben Jahrzehnt war die verwitwete Schwester Voigt öfter auf verschiedenen Plantagen, namentlich von 1845 an auf der Holzplantage Andresa an der Copename unter den Negerkindern thätig. — Im Jahre zuvor war die Station Rust en Werk an der untern Comewyne von Br. Wilsche bezogen, der den ersten Versuch mache, junge Neger zu Schullehrern auszubilden. Es waren jetzt nämlich Aussichten auch den Schulunterricht, der bisher Sklavenkindern nicht ertheilt werden durfte, weiter auszudehnen. Schon vorher war Beekhuizen, eine Plantage dicht bei der Stadt, angekauft, von der aus die städtischen Missionsfamilien zum Theil mit Lebensmitteln versorgt werden sollten, das selber aber auch zum Missionsplatz eingerichtet werden sollte.

Die nächste Station, die hinzutam, war Beliendal an der untern Comewyne, nicht weit von Rust en Werk, aber an dem andern südlichen Ufer des breiten Stromes. Sehr schnell entstand zu diesem Platze eine christliche Gemeinde von 127 Getauften, mit den Taufbewerbern aber wurden 780 Personen gezählt. Auch die Abendschule für die Erwachsenen war in gutem und erfreulichem Gange. Neun Negerknaben, die zu Schullehrern ausgebildet werden sollten, wohnten nun schon ein Jahr lang bei den Missionsgeschwistern, und berechtigten fast alle zu guten Hoffnungen.

und E.
heißt e.
Tag in
latten u
erstere w
Frühgott
vor Erd
demselbe
d' betrachte
G
Bosten
Luft zu
Lelienda
Fortgan
die Zahl
daselbst
nkanten
war sei
eine Sc
neigtheit
des Ch
ein sieg
unter d
wurden
zu Sal
Erwachs
An
wurde i
Räthling
fand die
der Eige
andern ?
an.
herum g
geltum
Evangel
die Zahl
und voll
auf 548
maribo
Gemeind
Sie war
den von
macca u
der Brü
Auf der
326 See
Burkhardt,

ngelische Brüder-Unität

ns zur Ausbreitung des sowohl in Holland als in
namsche Mission visitirte) unseres Brüder auf den von ihnen bereit werden, auch hat genannter Verein an einer zweiten Plantage durch Gewöhrung eines
täfert. — Bruder Curius er auch mehrere Reisen und äußern Zustände des von dem großen darauf

rg an der Cottica, die und sehr bequem liegt, daher auch die mit 16 Studerern
ine weitere Nieder-
3) begründet, doch wieder aufgegeben.
gen besucht.

as eine gefährliche
ef, die jedoch recht-
sion noch geneigter,
nnisse sah. Einige
uhigten Distriktes
eilen westlich von
antagen. In dem-
gt öfter auf ver-
ber Holzplantage
g. — Im Jahre
tern Comewyne
ste, junge Neger
Aussichten auch
ertheilt werden
ihuizen, eine
die städtischen
werden sollten,
den sollte.

an der untern
ndern südlichen
sem Platze eine
überbern aber
e Erwachsenen
die zu Schul-
ahr lang bei
Hoffnungen.

Am Gründonnerstag, den 5. April 1849, kamen die Brüder R. und E. Lehmann und Zille in Paramaribo an. In ihrem Schreiben heißt es:

Es machte einen herzbeweglichen Eindruck auf uns, als wir am folgenden Tag in der Charfreitagspredigt eine Menge von 3 bis 4000 Menschen, Neger, Mulatten und Weiße, dicht zusammengedrängt in unserer Kirche versammelt sahen, auch erste weiß und reinlich gekleidet. Am Ostermorgen fanden sich die Neger zum Frühgottesdienst in der ersten Morgenstunde so zahlreich ein, daß schon eine Stunde vor Eröffnung derselben ein Gedränge vor den Kirchthüren war. Wir wurden bei demselben durch ein Polaunenchor, das von Negern sehr gut geblasen wurde, sehr überrascht. — Am zweiten Feiertag wurden 15 Erwachsene in Jesu Tod getauft.

Gegen Ende April dess. J. war Bruder Jürgensen auf seinem neuen Posten Mynvermaat bereits in Thätigkeit; die Neger zeigten Eifer und Lust zum Lernen, und die Kinder kamen fleißig in die Schule. — In Leliendal, einer neu angelegten Predigtstation, war der Bau in raschem Fortgang, und das Werk wuchs dergestalt, daß Br. Stanke zu Ostern die Zahl der Zuhörer in der Kirche auf 2000 schätzte. Das Gemeinlein daselbst stieg noch in demselben Jahr auf 127 Getaufte und 11 Kommunikanten, mit den neuen Leuten 780 Personen. — Schwester Hartmann war seit einiger Zeit auf der Plantage Juliane und Magarethe, um eine Schule daselbst einzurichten, und die Neger zeigten auch dort Geneigtheit. — Bruder Janja hatte kürzlich eine Reise in der Gegend des Charlottenburger Distriktes, Matapia genannt, gemacht, welche ein siegreicher Feldzug und Vernichtungskrieg gegen den Götzendienst unter den dortigen Heiden war. Neue Plantagen in jener Gegend wurden für die Predigt des Evangeliums zugänglich und öfter besucht. — Zu Salem an der Nickerie wurden im April an einem Sonntag 9 Erwachsene getauft.

An der untern Nickerie, nahe an der Grenze des englischen Guiana, wurde in demselben Jahr 1849 eine neue Station angelegt. Bruder Räthling, der von Salem aus dort verschiedenemale dieselbe besuchte, fand die Neger sehr willig, das Evangelium zu hören, und Herr Kirf, der Eigentümmer der Plantage Waterloo, bot in Übereinstimmung mit andern Pflanzern $2\frac{1}{2}$ Acres Land zur Anlegung eines Missionsplatzes an. Nahe um Waterloo wohnen gegen 900 Neger, und in den Wäldern herum gibt es auch viele freie Indianer, denen von hier aus das Evangelium gebracht werden kann. — Von Charlottenburg aus wurde das Evangelium jetzt auf 92 Plantagen mit gesegnetem Erfolg verkündigt, und die Zahl der von dort aus an der Cottica und Comewyne, der bebautesten und volkreichsten Gegend der Kolonie, bebidenten Seelen belief sich 1849 auf 5484, darunter 1248 Getaufte. — Die in der Hauptstadt Paramaribo aus der schwarzen und braunen Bevölkerung gesammelte Gemeinde zählte 4861 Personen, darunter 1709 Kommunikanten. Sie war im verflossenen Jahre um 300 Personen gewachsen. — Auf den von der Stadt aus besuchten Plantagen an der Suriname, Saramacca und bis zur Copename hin bestanden 3150 Neger in der Pflege der Brüder, darunter 126 im vorigen Jahre getaufte Erwachsene. — Auf der Plantage Rust en Werk belief sich das Negergemeinlein auf 326 Seelen. — Nebrigens hatten die Brüder in diesem Jahre den

Schmerz, auf ihren Plantagenreisen an der Suriname und Para auf 12 Plantagen von den Verwaltern abgewiesen zu werden. Die Zahl sämmtlicher in der Kolonie von den Brüdern mit dem Worte Gottes bedienten Neger¹⁾ belief sich Ende 1849 bereits auf 17,000, von denen über 5000 zur Stadtgemeinde gehörten. — Auf den Wunsch der Brüder hatte die Regierung schon im Jahre 1846 sämmtliche zum Missionshaushalt gehörige Sklaven zur Freigebung eingeschrieben, die ihnen nach einer sogenannten Lehrlingshaft zu Theil werden sollte. Für eine Anzahl derselben war diese Lehrlingshaft jetzt bereits beendigt, und sie wurden nun völlig frei. Mehrere andere Umstände trugen seit einigen Jahren dazu bei, die Brüdermission in Suriname zu fördern. So die Verordnung der Regierung, daß kein Heide mehr als Staatsbürger anerkannt werden, kein Sklave die Freiheit bekommen sollte, wenn er nicht entweder Christ oder Jude würde. Außerdem wies die Regierung alle von ihr abhangenden Sklaven, sowie alle schwarzen Soldaten den Brüdermissionaren zu. Endlich wirkte auch der Umstand stark mit ein, daß die im Heidenthum Verstorbenen ohne alle Feierlichkeit begraben, dagegen die in der Pflege der Brüdermission Stehenden auf die in den Brüdergemeinden übliche Art zur Ruhe bestattet wurden. Mit diesen begünstigenden Umständen waren freilich der Natur der Sache nach auch mancherlei Nachtheile verbunden²⁾. Schon das, daß der Beitritt zur christlichen Kirche mit äußern Vortheilen verknüpft ist, führt ihr manche Schein- und Namenchristen zu, deren Zahl ohne die Kirchengruft noch größer sein würde. Überdies fehlt es bei dem großen Zuwachs der Gemeinde an einer hinlänglichen Zahl zuverlässiger Gehülfen und damit an hinreichender Kenntniß und Anfassung der einzelnen Gemeindeglieder, deren viele, schon als Kinder getauft, da ihre Eltern bereits Christen waren, sich mit dem Christennamen begnügen ohne den Christenwandel. Mit der Zahl der Gemeindeglieder mehrt sich daher auch, vornehmlich in der Stadt mit ihren mannigfachen bösen Beispielen und Versuchungen, die Zahl derer, die wegen unchristlichen Vertrags wieder von der Gemeinde ausgeschlossen werden mußten. Dennoch bleibt unter der Menge eine schöne Anzahl solcher übrig, die in Einfalt des Herzens, wenngleich oft bei sehr beschränkter Erkenntniß, dem Evangelio durch ihren Wandel Ehre machen, und der wohlthätige Einfluß der Mission überhaupt ist auch in Suriname von der Obrigkeit stets anerkannt worden. So ging sie denn auch ferner ihren gesegneten Gang.

Weiter ist die Einrichtung von Sonntagsschulen auf mehreren Stationen sowie die Gründung der lange schon beabsichtigten Gehülfenschule zu Beehuizen zu erwähnen. Die Plantagen an der Warappa und Matappica Creek, die früher zu Charlottenburg gehörten, wurden zu einem besondern Missionsdistrikt abgezweigt und erhielten ihre Station zu Annazorg. Dort hatte sich bisher noch viel Götzendienst gehalten. Der Missionar Janss aber räumte bald tüchtig auf und vernichtete alle

¹⁾ cf. Ev. luth. Missionsblatt 1850, S. 348 ff.
²⁾ Calwer Missionsbl. 1853, S. 10 ff.

ame und Para auf werden. Die Zahl dem Worte Gottes auf 17,000, von us den Wunsch der 1846 sämmtliche Freigebung eingeschloßt zu Theil Lehnlingschaft jetzt. Mehrere andere Brüdermission in egierung, daß kein Slave die Freiheit oder Jude würde. Allen Slaven, sowie u. Endlich wirkte ihm Verstorbenen Pfeile der Brüder- übliche Art zur Umständen waren schähe verbunden^s). äukern Vortheilen schriften zu, deren e. Ueberhies fehlt hinlänglichen Zahl er Kenntniz und schon als Kinder mit dem Christen- zahl der Gemeinde- Stadt mit ihren e Zahl derer, die inde ausgeschlossen ne schöne Anzahl oft bei sehr be- endel Ehre machen, auch in Suriname denn auch ferner

n auf mehreren en Gehülfenschule Warappa und ten, wurden zu en ihre Station endienst gehalten. vernichtete alle

Gözen, deren er habhaft werden konnte. Im ersten Jahre wurden hier 1844 getauft; Ende des folgenden Jahres hatte sich bereits die Hälfte der gesamten Bevölkerung in jener Gegend (auf 21 Plantagen) der Kirche angeschlossen.

Von den Besuchungen der Pflanzungen überhaupt heißt es im Missionsblatt der Brüdergemeinde vom März 1853: „Während ein Theil unserer Brüder in Surinam, auf festen Stationen wohnhaft, seine Negergemeinden bedient, deren Mitglieder auf den umliegenden Pflanzungen leben, sind andere beständig auf der Reise, um solche Pflanzungen, welche keine Station in der Nähe haben, auf denen aber dem Missionar der Zutritt gestattet wird, zu besuchen und den Negern christlichen Unterricht zu erteilen.“

Zur Fahrt den Fluss hinauf muß die Fluß benutzt werden, die etwa 8—10 Meilen landeinwärts in die Flüsse hineindringt; abwärts kann man, ohne zu grohe Anstrengung der Ruderer, nur mit der Ebbe fahren. Man ist daher oft genötigt, einen Theil der Nacht hindurch zu reisen. Die Boote, in denen man fährt, sind gedeckt und gewöhnen hinlänglichen Schutz gegen die Hitze sowohl als gegen die Plagieregen. Es gibt im Lande keine Wirtschaften; überhaupt reist nicht leicht jemand, der nicht auf den Pflanzungen Geschäfte hat, und auf diesen wird man von den Verwaltern sehr gastfrei aufgenommen. Um ihnen jedoch nicht ohne Not zur Last zu fallen, versiehen die Missionare sich mit Lebensmitteln und einer kleinen Haushaltung, zu welcher auch Händgemachten gehören, so daß es zum Nachtlager nur einer Kammer bedarf, in der sie ausgeschaut werden können. — Die Fahrt geht abwechselnd bald an dem einen, bald an dem andern Ufer dicht am Walde hin. Sie gewährt zwar, da das Land zunächst der Küste sehr flach ist, dem Auge keine Abwechslung der Landschaft; aber der Wald, der, je weiter man kommt, desto mehr noch unberührter Urwald ist, gibt einen anziehenden, von dem unser europäischen Wäldern ganz verschiedenen Anblick, schon wegen der unendlichen Mannigfaltigkeit der Bäume, besonders aber wegen der zahllosen Rankengemäuse, die alles umschlingen n. s. w.

Von den vielen derartigen Wasserstraßen, auf denen die Brüder ihrer Arbeit nachzugehen hatten, war eine, an der bisher die letztere fast erfolglos zu bleiben schien, obgleich einige Plantagenbesitzer der Predigt des Evangeliums geneigt waren. Es war dies die Para Creek, ein Nebenfluß der Suriname im Westen. Namentlich auf der Holzplantage Hannover hatten die Neger am Heidentum festgehalten und dem neuen Glauben Trotz geboten. Im Jahre 1853 aber gelang es dem Bruder Menze, daß alte Gözenhaus dort zu zerstören und viele Heiden zur Buße zu bringen. Ähnlich ging es auf der Pflanzung La Prosperité.

Das Jahr 1855 zeichnete sich durch Einrichtung von 2 neuen Stationen, Catharina Sophia und Herrendyl, aus. Die der Regierung gehörige große Holzplantage Andresa an der Copename, wo Schwester Voigt sich des Unterrichtes der Neger angenommen hatte, wurde von der Regierung vor längerer Zeit aufgegeben, und sämmtliche „Negermacht“ nach Catharina Sophia, einer Zuckerplantage an der Saramacca, versetzt. Die Neger gingen ungern, und nur das Versprechen, daß Schwester Voigt bei ihnen bleiben und wo möglich auch ein Missionar bei ihnen wohnen werde, tröstete sie. Letzteres verzögerte sich indes von Jahr zu Jahr, während Schwester Voigt schwach und krank nach Europa zurückkehrte. Endlich gab die Regierung nicht nur die Erlaubnis,

sondern beschaffte auch die nötigen Gebäude für die neue Station zu Catharina Sophia, und sagte sogar eine jährliche Unterstützung von 500 fl. für den Unterhalt des Missionars zu. So zogen denn die bereits unlängst zu diesem Zwecke von Charlottenburg abberufenen Geschwister Dobler dahin, und am 22. April 1855 wurde die Kirche daselbst feierlich eingeweiht. „Um Catharina Sophia herum liegen 10—12 Plantagen, deren Sklaven, so viel die Herren dazu ihre Erlaubniß geben, an den regelmäßigen Gottesdiensten werden teilnehmen können; zu den weiter hinauf an demselben Fluß (der Saramacca) gelegenen Pflanzungen sollen so oft als möglich Besuchstreisen vorgenommen werden. Von der Stadt aus kann man diese Plantage ohne Seefahrt vermittelst eines Kanals, der die Suriname mit der Wanita, einem Nebenflüßchen der Saramacca, verbindet, in zwei Tagereisen erreichen.“ — Eine weitere Thüre thät der Herr der Brüdermission in diesem Jahre auf, indem sie noch eine neue Station auf der Pflanzung Nut en Schadelijk, am rechten Ufer der Comewyne, etwas weiter den Fluß hinauf, als die am linken Ufer liegende Station Leliendal, anlegen konnten, die den Namen Heerendyk erhielt. Die Neger der Umgegend waren sehr erfreut, einen besonderen Seelsorger zu erhalten. Ein neues Feld wurde den Brüdern in der Seelhöre an dem Lepra-Krankenhouse zu Batavia an der Copename angewiesen. Endlich konnte auch 1858 auf der schon genannten Plantage La Prosperité an der Para Creek eine Station eröffnet werden, Versaba genannt, und zwei Jahre später wurde nach vieljährigen Verhandlungen, auch ganz im Westen der Kolonie, im Distrikte Nicerie ein Missionsposten angelegt u. z. auf der Plantage Waterloo, nachdem zuvor auch die Plantage Clevia an der untern Suriname eine besondere Station geworden war. In neuster Zeit ist dann noch die schon erwähnte Station auf der Holzplantage Berg en Dal dazugekommen, sodaß dort jetzt 13 Missionsplätze der Brüdergemeinde bestehen.

Schon zu Anfang des vorigen Jahrzehntes hatte sich die Mission über das ganze Land ausgedehnt. Fast alle Plantagen standen ihr offen. Nur solche, auf denen durch den Einfluß katholischer Besitzer die römische Kirche Fuß gefaßt hatte, waren ihr verschlossen. Aus jener Zeit lauten die Berichte folgendermaßen:¹⁾

„Auf allen Stationen in der Kolonie nahm in diesen Jahren die Zahl der Pflegebefohlenen in erstaunlicher Weise zu. Ueberall meldeten sich neue Leute zum Anschluß, wogegen allerdings auch viele Ausschließungen solcher, die nicht von den alten sündlichen Gewohnheiten lassen wollten, nötig wurden. Auch die Pflanzer bewiesen sich geneigt, es war keine Plantage mehr dem Worte Gottes ganz verschlossen. Die Gesamtzahl der Pflegebefohlenen belief sich schon auf 27,000 Seelen, mehr als 2 Drittel der ganzen farbigen Bevölkerung. Nun brachte denn auch endlich das Jahr 1863 die schon längere Zeit erwartete und ersehnte Emanzipation der Sklaven.“

Der 1. Juli 1863 war der denkwürdige Tag, an welchem das Gesetz vom 8. Aug. 1862, welches die Sklaverei aufhob, in Aufführung gebracht wurde. Dieser Tag wurde in allen unsern Kirchen mit Gottes-

¹⁾ Ueberblick ss. S. 42.

neue Station zu Unterstüzung von zogen denn die abberufenen Ge wurde die Kirche ia herum liegen zu ihre Erlaubniß nehmen können; macca) gelegenen genommen werden. efahrt vermittelst em Nebenflüschen i." — Eine wei Jahre auf, indem en Schadelyk, hinauf, als die konnten, die den gend waren sehr neues Feld wurde hause zu Batavia 358 auf der schon eck eine Station später wurde nach der Kolonie, im auf der Plantage an der untern iuster Zeit ist dann g en Dal dazugemeinde bestehen. sich die Mission anden ihr offen. ber Besitzer die en. Aus jener

esen Jahren die eberall melbeten viele Ausschließ- ohnheiten lassen ich geneigt, es schlossen. Die 27,000 Seelen, Nun brachte t erwartete und

welchem das in Ausführung en mit Gottes-

diensten gefeiert als ein Tag des Segens, der Freude, des Lobes und des Dankes. In der Stadt, wo unsre Kirche festlich geschmückt worden war, wohnten auch der Gouverneur und die hohen Beamten der Kolonie dem Abendgottesdienst bei.

Unter den Negern herrschte eine festliche Stimmung. Sie begrüßten die Freiheit als eine Gabe, ja als ein Wunder Gottes, sie strömten und drängten sich zu der Kirche und verhielten sich den ganzen Tag so, daß manche Herren ganz erstaunt waren und kaum ihren Augen trauen wollten. Am folgenden Tag herrschte in der Stadt mehr laute Fröhlichkeit, die sich in Umzügen mit Fahnen u. s. w. fand gab; doch blieb alles in den Grenzen der Ordnung und des Anstandes. Ebenso wie in der Stadt war es auch auf andern Plätzen. Die Neger stömten in Scharen von den Plantagen zu unsren Kirchen herbei, selbst nach Versaba an der Para, wo die Neger in der Erkenntniß noch am weitesten zurück waren und die Plantagen sehr fern von einander im Wald liegen. Auf manchen Plantagen hielten sie auch untereinander Gottesdienst mit Gesang, Bibellese und Gebet. Von Annaszorg, wo Br. Jansa thätig war, begab sich eine Deputation aus der Zahl unsrer Neger zum sogenannten Bürger-Kapitän des Distriktes mit der Bitte, dem Gouverneur und Sr. Majestät dem König ihren demüthigsten Dank auszusprechen. So wurde überall mehr Gottesfurcht und christlicher Sinn an den Tag gelegt als selbst die Missionare erwartet hatten. Es wurde Gott die Ehre gegeben und der Tag des Unbruchs der Freiheit Ihm geheiligt.

Die ehemaligen Sklaven blieben übrigens noch auf 10 Jahre unter Staatsaufsicht gestellt. Sie waren gemäß derselben verpflichtet, Arbeitskontrakte zu schließen, wobei es ihnen aber freigegeben war, sich zu vermieten, wo und an wen sie wollten, während ihnen dabei das persönliche Recht jedes freien Staatsangehörigen zuerkannt wurde. Zur Abschließung dieser fürs erste auf Jahresfrist geltenden Kontrakte waren 3 Monate Zeit gegeben. Diese Zeit ging nun auch ohne erhebliche Schwierigkeiten vorüber und die Kontrakte wurden allermärs zu Stande gebracht. Natürlich hatte dies aber viele Umzüge der Neger zur Folge, die auch jetzt noch jährlich sich wiederholen und der Missionsarbeit mancherlei Schwierigkeiten bereiten. Uebrigens aber trat durch diese Veränderung der Verhältnisse keine Umwandlung in der Art und Form derselben ein, in der Stadt und auf den Außenplätzen ging alles in der gewohnten Ordnung fort und die zerstreut liegenden Plantagen wurden ebenso wie früher durch reisende Missionare mit Wort und Sakrament bedient.

Freilich kamen allmählich doch manche Besorgniß erregende Zeichen zu Tage. Fleischliche Ungebundenheit mehrte sich besonders bei den jüngeren Theilen der Bevölkerung. Die Erlaubniß, einen beliebigen Ort zur Arbeit wählen zu dürfen, benutzten manche, um sich der unbedeuften Aufsicht der Missionare zu entziehen. Andre, die in das Gebiet einer andern Station kamen, vergaßen in Gleichgültigkeit, sich als Kirchenglieder anzumelden und blieben den Missionaren fern, vielleicht auch in dem Gedanken, daß sie doch bald den Platz wieder

verlassen würden. Dazu aber verbreitete sich von den verhältnismäßig wenigen Plantagen, auf denen noch Götzendienst und Bauberei in Blüte stand, dieses Unwesen durch den Wechsel der Wohnplätze wieder über die ganze Kolonie, und viele schwache Christen ließen sich von ihren heidnischen Landsleuten verführen. Auch die jetzt eingeführten Kuli's gaben manche Veranlassung zu Lastern, die sich schnell verbreiteten, wie namentlich das Hazardspiel mit Karten und Würfeln.

Unter diesen Verhältnissen ist es erklärlich, daß man mit mancher Besorgniß dem 1. Juli 1873 entgegen sah, an dem die Uebergangszeit der Staatsaufsicht über die Neger aufhören und ihre unbeschränkte Freiheit eintreten sollte. Die Unitätsaltesten-Konferenz forderte vor diesem ernsten Ereignisse die christlichen Kreise der Heimat zur Fürbitte auf. Durch Gottes Gnade ist denn diese Krisis in günstigerer Weise als man erwartete vorübergegangen. Bei der Feier jenes von der Negerbevölkerung so herbeigesehnten Tages gab es sich in der deutlichsten Weise kund, wieviel durch die Bekündigung des Evangeliums an diesem Volke schon geschehen ist. Soweit sich der Einfluß der Mission erstreckt, wurde dieser Tag kirchlich gefeiert. Manche Neger legten eine tiefe Rührung und Dankbarkeit gegen Gott und die Obrigkeit an den Tag, und auch die Schwächeren versäumten wenigstens nicht, sich an der Feier zu beteiligen. Von Ausbrüchen der Ausgelassenheit und Roheit war an diesem Tage nichts mahrzunehmen. In der Stadt hatte man die große Kirche festlich geschmückt. Vormittags und Abends war sie gedrängt gefüllt. Auch der Gouverneur nahm an dem Gottesdienst Theil. Es war ein rechter Tag des Lobens und Dankens.

Ueber die Folgen der Emanzipation für die Kolonie und ihre Plantagen liegen uns keine näheren Mittheilungen vor. Nur sehen wir aus Andeutungen, daß schon während der Staatsaufsicht manche Plantagen aus Mangel an Arbeitskräften verlassen wurden. Jetzt, wo vollends keine Nöthigung der Neger zur Plantagenarbeit vorliegt, wird dies noch in weiterem Umfange geschehen sein. Für die Mission aber scheinen die Folgen weniger schwer zu werden. In der ersten Zeit freilich war die Arbeit der Missionare fast eine aufreibende. Der Wechsel der Wohnplätze fand in viel größerer Ausdehnung als in den letzten Jahren statt. Von den eingehenden Plantagen mußten die Neger abziehen. Auf andern forderten sie höheren Lohn und gingen, wenn ihrem Verlangen nicht entsprochen wurde. In diesen Fällen versäumten die Missionare nicht, sie ernstlich zurecht zu weisen und zur Genügsamkeit zu ermahnen, was auch vielfach guten Erfolg hatte und wobei die besser Gesinnten treulich zu ihnen standen. Eine große Menge strömte in die Stadt, in der Hoffnung, dort leichteren Verdienst zu finden, worin sich aber manche getäuscht sahen und aufs Land zurückkehren mußten. Bei diesem Hin- und Herziehen wurde der ruhige Gang der Gemeindepflege sehr gestört. Die eine nahm zu, die andre nahm ab, je nachdem die Bevölkerung in der Gegend wuchs oder geringer wurde. Viele der Neger suchten sich auch ein Stück Landes zu verschaffen, um auf demselben nur für ihren Unterhalt zu arbeiten. Auch dadurch zerstreute sich die Bevölkerung und es wurde schwer, den bis-

i verhältnismäßig und Zauber in Wohnplätze wieder ließen sich von jetzt eingeführten schnell verbreiteten Würfeln.

man mit mancher die Übergangszeit hre unbeschränkte renz forderte vor imat zur Fürbitte günstigeren Weise r jenes von der in der deutlichsten Evangeliums anfluss der Mission Neger legten eine Obrigkeit an den ns nicht, sich an sglossenheit und

In der Stadt tags und Abends an dem Gottes- und Dankens.

kolonie und ihre por. Nur seien Saufficht manche urden. Jetzt, wo it vorliegt, wird die Mission aber der ersten Zeit ifreibleide. Der ung als in den uchten die Neger gingen, wenn en Fällen ver- weisen und zur folg hatte und ie große Menge i Verdienst zu s Land zurück- de der ruhige die andre nahm oder geringer andes zu ver- arbeiten. Auch über, den bis-

herigen Mitgliedern nachzugehen; ja viele entzogen sich auf diese Weise gesittlich der Aufsicht und Pflege der Brüder. Sehr niederschlagend war es in dieser Zeit, das Heidenthum in besonderer Weise wieder sich erheben zu sehen. Demselben stehen übrigens in einigen Punkten zweckmäßige Landesgesetze entgegen.

Im ganzen aber ist nach dieser ersten Unruhe doch bereits eine stillere Zeit eingetreten. Die Zahl der in Pflege stehenden Personen, die vor der Emanzipation schon 27000 betrug, ist zwar auf 23500 heruntergegangen. Doch scheint die Arbeit von nun an wieder in ruhigen Gang zu kommen. Von jenen 23500 sind freilich nur 5590 Kommunisten, 6340 sind weitere bereits getaufte Erwachsene, 5985 getaufte Kinder, 1372 Taufandidaten, 1775 neue Leute, 2514 Ausgeschlossene.¹⁾ Auf den 13 Stationen arbeiten 32 verheirathete Missionare, 1 unverheiratheter Bruder und 2 unverheirathete Schwestern, 33 Verammlungshalter, 192 Nationalhelfer und 183 Helferinnen. In 20 Schulen erhalten 2079 Schüler Unterricht von 32 Lehrern und 6 Lehrerinnen. Möge es nun endlich gelingen, daß Schulwesen, das verhältnismäßig noch weit zurück ist, weiter zu entwickeln. Die oben erwähnte Gehülfenschule (Centralschule) ist jetzt von Beekhuizen nach Paramaribo verlegt und wird von 14 Schülern besucht. Die dortige Gemeinde zählt übrigens an 6000 Mitglieder. Auch werden dort noch immer die Handwerke betrieben, deren Ertrag zum Unterhalt der Mission nötig ist. In neuerer Zeit ist auch eine Buchdruckerei und Buchbinderei hinzugekommen.

Ein ganz neues Feld ist der Mission in Suriname übrigens durch die Einführung von Kuli's aus Ostindien und China eröffnet. Die Sprache bildete zwar zunächst ein großes Hindernis. Doch gewöhnen sich die Fremdlinge allmählich an das Neger-Englische. Der Mission zeigten sie sich wohl im ganzen sehr unzugänglich, doch wurde schon ein Chines, der um eines Mordes willen zum Tode verurtheilt war, durch den seelsorgerlichen Dienst der Brüder im Gefängnisse zur Buße und zum Glauben gebracht. Er konnte getauft werden und erhielt den Namen Paulus. Ehe er das Schafott bestieg, warnte er seine Landsleute mit rührenden Worten vor dem Laster des Spiels, daß ihn ins Verbergen gebracht habe. Auch bezeugte er die Vergebung und den Frieden, der ihm im Glauben an den Heiland geworden sei. Seine Hinrichtung aber wurde durch zweimaliges Zerreissen des Stranges vereitelt und später in 20jährige Festungsstrafe umgewandelt. In dieser ist er bisher seinem Belohnnisse treu geblieben.

Auch haben sich schon hier und da manche Chinesen an den Gottesdiensten betheiligt, und zu Waterloo meldete sich zu Anfang des vorigen Jahres (1874) eine ganze Gesellschaft chinesischer Kuli's, geführt von einem bereits getauften Landsmann Namens Samuel, mit der Bitte um Aufnahme in die christliche Kirche. Um die Aufrichtigkeit ihrer Gesinnung

¹⁾ Der inzwischen erschienene Bericht von 1875 gibt folgende Zahlen: 22471, Kommunisten 5413, getaufte Erwachsene 5979, getaufte Kinder 5827, Taufandidaten 1294, neue Leute 1585, Ausgeschlossene 2375.

zu beweisen, haben sie schon unter sich Geld gesammelt und für kirchliche Zwecke beigesteuert. — Mögen denn fernerhin auch in Suriname aus allerlei Volks dem Herrn Seelen gewonnen werden!

3. Die Mission unter den Negern in Britisch-Guiana.

a. Anfang und Fortgang der Mission bis um die Mitte unsres Jahrhunderts.

Im Westen grenzt an Suriname das Britische Guiana. Das in nordwestlicher Richtung sich hinziehende Küstenland, welches von den drei Strömen Berbice, Demerara und Essequibo durchströmt wird, bildet allein den kultivirten Theil des Gebietes, auf dem, wie in den übrigen westindischen Kolonien, eine verhältnismäßig geringe weiße Bevölkerung¹⁾ mit einer 13 mal stärkeren farbigen Plantagebau treibt. — Die Londoner Missionsgesellschaft war die erste, welche auf die Negerklaven dieser Kolonie ihr Augenmerk richtete, indem sie bereits im Jahre 1807 den Missionar Wray dahin sandte, der auf der Plantage Le Resouvenir in Demerara unter 500 Sklaven seine Arbeit begann. Er fand so viel Erfolg unter den Negern, daß schon im folgenden Jahre ihrer 24 getauft werden konnten. Die Bekanntschaft mit dem Evangelium verbreitete sich reisend schnell auch da, wo das Volk nie Gelehrtheit hatte, es aus dem Munde des Missionars zu hören. Wray legte den Grund zu noch anderen Stationen und wirkte seit 1812 auch im District Berbice. Wie überall in Westindien, so traf auch er unter den Plantagenbesitzern verschiedene Stimmungen, und einmal wollte sogar die Kolonialregierung es auf gänzliche Unterdrückung der religiösen Versammlungen der Neger anlegen. Da wandte sich denn Wray an die englische Regierung, und diese nahm sich entschieden der Mission an.

Ein Nachfolger Wray's auf Le Resouvenir war der durch sein unglückliches Ende berühmte, treffliche Missionar Smith²⁾. Er war dort im Jahre 1817 eingetreten, und hatte bald unter dem Segen des Herrn eine ansehnliche Negergemeinde gesammelt. Fünf- bis sechs-hundert derselben besuchten jeden Sonntag die Kirche mit größter Andacht, obgleich manche derselben sich dabei den Peitschenhieben ihrer Herren aussetzten.

Schon am Ende des ersten Jahres konnte Smith 150 Neger tauzen; bald mußte auch die Kirche vergrößert werden, und die Neger-Sklaven steuerten dazu von ihrer Armut bei 2500 Gulden bei, wie sie denn auch ansehnliche Beiträge der Missionskasse zusandten. Im Jahre 1819 konnte er an seine Committee schreiben:

¹⁾ 1861 wurden 11000 Weiße und 143000 Schwarze und Farbige gezählt; unter den letzteren waren jedoch damals schon 24000 indische und chinesische Kulis. Dieser Theil der Bevölkerung hat in neuerer Zeit noch bedeutend zugenommen, und war 1871 auf mehr als 55000 angewachsen, worunter 6000 Chinesen. Im ganzen zählte die Kolonie 193000 Einwohner.

²⁾ cf. Basler Missions-Magazin 1824, IV, S. 620 ff.

und für kirchliche
Suriname aus
h-Guiana.
e Mitte unsres
Guiana. Das in
welches von den
ömt wird, bildet
ie in den übrigen
Bevölkerung¹⁾
bt. — Die Lon-
die Neger-Slaven
im Jahre 1807
Le Resouvenir
Er fand so viel
Jahre ihrer 24
Evangelium ver-
delegerheit hatte,
legte den Grund
ich im Distrikt
er unter den
al wollte sogar
der religiösen
denn Wray an
der Mission an.
der durch sein
th²). Er war
dem Segen des
uns- bis sechs-
größter An-
enziehen ihrer
th 150 Neger
und die Neger-
en bei, wie sie
en. Im Jahre
Farbige gezählt;
hineinstecke Kult's.
genommen, und
en. Im ganzen

Gibt es in dieser Welt irgend etwas, das dem Herzen des Missionars eine Fülle von Freuden bereiten kann, so besteht dies darin, wenn er sehen darf, wie ganze Familien von Heiden das Evangelium Christi dankbar und begierig ergreifen, und zur Verherrlichung Gottes von nun an ihre Zeit zu bringen. — Dies ist ein herrlicher Sinn für das Kapital, das die britischen Christen auf die Negervelt verwenden, denn es ist töricht, auch nur eine Seele aus dem Verderben gerettet zu haben. — Es gewährt mir ein hohes Vergnügen, Ihnen berichten zu dürfen, daß unsere belehrten Neger sich sehr anständig betragen. In allen meinen Nachfragen nach dem Verhalten der Neger, welche die Kirche besuchen, die ich bei den Pfarrern anstelle, habe ich keinen einzigen derselben sagen hören, daß der Religionsunterricht sie verderbt habe, obwohl mehrere derselben, die dem Slaven-Unterricht völlig abhold sind, uns versichern wollen, daß dieser Religionsunterricht sie verderben werde."

Smiths Wirkungskreis unter den Negern ward immer ausgedehnter und segensreicher. Ende 1823, in welchem Jahr er nicht weniger als 320 Neger tauft, und 61 Abendmahlsgenossen zählte, bestand die Gesamtgemeinde auf Le Resouvenir und den benachbarten Pflanzungen in nicht weniger als 2000 Seelen, die besonders durch eine christliche Sonntagsfeier sich auszeichneten, das Wort Gottes lieb hatten¹⁾ und einen christlichen Wandel führten.

Kurz zu bald aber sollte der treue Knecht Gottes seiner gesegneten Wirksamkeit durch die Feinde des Evangeliums entrissen werden. Die im Jahre 1823 gefassten Beschlüsse des englischen Parlaments zur Verbesserung der Lage der Neger-Slaven waren auch nach Demerara gelangt, wurden aber den Schwarzen geheim gehalten. Ja, die armen Sklaven wurden noch härter gedrückt als zuvor. Dennoch verbreitete sich unter ihnen das Gerücht, der König und das Parlament hätten ihre Freilassung genehmigt, und da sie nichts Gewisses erfahren konnten, ward ihre Ungeduld und Unruhe immer größer, bis sie endlich in offnen Aufruhr ausbrach. Das gab den Feinden eine willkommene Gelegenheit, den Missionar, der vielmehr die Sklaven stets zur Ruhe und Geduld ermahnt hatte, der Theilnahme an diesem Aufstande zu beschuldigen. Er ward ins Gefängnis geschleppt und auf Grund falscher Zeugnisse von einem parteistichen Gericht zum Galgen verurtheilt. Zwar ward er von dem Könige von England begnadigt und durch die überzeugendsten Beweise seiner Unschuld vor seinen Landsleuten glänzend gerechtfertigt; aber er starb in seinem elenden Gefängnisse, ein Opfer der ihm widerfahrenen Misshandlung, am 6. Februar 1824, von seiner trauernden Gattin und von allen Freunden der Mission schmerzlich bestellt. Noch 20 Jahre nach seinem Tode ward er von seiner Gesellschaft dadurch geehrt²⁾, daß die an Stelle der früheren, zu klein gewordenen, neu erbaute Kirche zu Georgetown, wo bereits seit 1809 Missionare der Londoner Gesellschaft arbeiteten, nach seinem Namen Smith-Chapel (Smithskirche) genannt wurde.

Eine andere Station dieser Gesellschaft ist Ebenezer³⁾, auf der Westseite des Demeraraflusses, dicht am Meeressufer. Sie wurde im Jahre 1819 angelegt, infolge der herzlichen und vereinigten Einla-

¹⁾ cf. Missionsbl. f. R. 1849, S. 108.

²⁾ Basler Miss.-Mag. 1845, I, S. 129.

³⁾ Calwer Missionsbl. 1850, S. 61.

bungen von Pflanzern und Negern, und die Arbeit des ersten Missionars, Richard Elliot, war so gesegnet, daß bei seiner Rückkehr nach England im Jahre 1822 die Zahl der Personen, welche regelmäßigen Unterricht genossen, auf nicht weniger als 1000 gestiegen war, und die Zahl der eigentlichen Gemeindeglieder auf 200. Unter den belästigenden Folgen des Aufstandes im Jahre 1823 war auch das Aufhören dieser viel versprechenden Mission. Erst im Jahre 1829 wurde sie wieder aufgenommen, und durch treue Knechte Christi für ihre Wiederbelebung Sorge tragen. Im Januar 1832 wurde die Pflege derselben von Missionar Scott übernommen, und durch Gottes Gnade ist sein Dienst am Evangelium für viele ein Führer zum Leben geworden, so daß er selbst bei einem Jahrestag in London über die Mission in Guiana sich öffentlich aussprechen konnte:¹⁾

„Es sind in dem Britischen Guiana 100,000 Einwohner, von welchen jetzt 50,000 christlichen Unterricht empfangen und gewöhnliche Zuhörer bei den öffentlichen Gottesdiensten sind. Etwa 18,000 stehen unter der Leitung der Londoner Agenten. Obgleich die ausgenommenen Neger nicht alles sind, was wir wünschen könnten, so besitzen sie doch viele Eigenschaften, welche Christen unter besseren Umständen wohl annehmen würden. Namentlich zeigen sie einen Eifer, den Missionaren im Werke des Herrn beizustehen, der für diese in hohem Grade ermunternd ist. Es gab eine Zeit, da es den Missionaren nicht gefiel, wie die Häuser der Leute zu besiedeln; nun aber können sie, Gott sei Dank, in die Hütten, Gefängnisse und Wohnungen der Sterbenden gehen. Es ist dort ein junger Mann, der von Dorf zu Dorf das Wort Gottes gepredigt hat, und auf einem Lande sind 74 Personen, deren Beklehrung großertheils den Arbeiten dieses jungen Mannes, nächst Gott, anzuschreiben ist. Viele Erwachsene können lesen, und bemerkenswert ist ihr Gebetsleben. Auf einer Station haben die Neger zu deren Unterhaltung in dem letzten Jahre 325 Pfund Sterling beigetragen, und eine andre erhält sich ganz aus eignen Mitteln; die übrigen Stationen beeisern sich des Gleichen, und meine Untergebenen unterschrieben an 200 Pfund Sterling. Der friedliche Geist besteht in der Kolonie unter Predigern und Leuten aller Gesellschaften.“

Über die Emanzipation und ihre tiefgreifenden Folgen in Br. Guiana geben unsre Quellen zu wenig Nachrichten, als daß wir darüber Ausführlicheres sagen könnten.

Nach derselben nahm sich auch die anglikanische Kirche der Schwarzen eifriger an. Im Jahre 1841 ward Guiana zu einem Bisthum²⁾ erhoben, mit den 3 Districhen Demerara, Berbice und Essequibo. Die Regierung steuerte für Erweiterung und Ausbesserung von Kirchen, so wie für den Unterhalt von Geistlichen reichlich bei; die Gesellschaft für Verbreitung des Evangeliums aber bestimmte 500 Pfund Sterling zu einer in Demerara zu errichtenden Hochschule für die Erziehung von Jünglingen in den Lehren der Kirche.

Bet alle dem setzten auch die Missionare der Londoner Gesellschaft ihre segensreiche Tätigkeit fort und freuten sich ihrer Erfolge.³⁾ Eine neue Kapelle, Freedom Chapel ward im Juni 1842 eröffnet; in Ebenezer eine neue Kirche gebaut und im September 1843 feierlich eingeweiht u. a. Die neue Kirche in Georgetown (1844) haben wir bereits

¹⁾ Calwer Monatssbl. 1839, S. 173.

²⁾ Basl. Miss.-Mag. 1824, IV, 193. cf. III, S. 168.

³⁾ Calwer Monatssbl. 1850, S. 157.

8 ersten Missions-
Rückkehr nach
den regelmäßigen
en war, und die
er den beklagens-
lich das Aufhören
829 wurde sie
für ihre Wieder-
pflege derselben
Gnade ist sein
geworden, so
die Mission in

e, von welchen jetzt
bei den öffentlichen
ondorner Agenten,
ischen Wünzen, so
Umständen wohl
ren im Werke des
Es gab eine Zeit,
zu beschulen; nun
Wohnungen ver-
u Dorf das Wort
deren Verlehrung
anzuschreiben ist.
Seifer. Auf einer
sahre 325 Pfund
ittel; die übrigen
terschrieben nahe
e unter Predigern

folgen in Br.
dass wir dar-

e Kirche ver-
na zu einem
Verbice und
Ausbeffierung
ichlich bei; die
estimmte 500
hochschule für

er Gesellschaft
folge.³⁾ Eine
eröffnet; in
feierlich ein-
n wir bereits

erwähnt. Ende 1845 hatte die Londoner Gesellschaft in Demerara 7 Stationen: Smith-Chapel in Georgetown, Ebenezer Chapel, Freedom Chapel, Canal Nr. 1, Montrose, Lusignan, Leguan-Insel; in Berbice aber 9, nämlich: Neu-Amsterdam, Lonsdale, Ithaca, Hannover, Rodborough, Farm Chapel, Orange-Chapel, Brunswick Chapel, Albion Chapel.

Denn auch in Berbice waren die Missionare dieser Gesellschaft thätig, seit Missionar Wray 1812 diesen Distrikt betrat und zunächst in der Hauptstadt Neu-Amsterdam unter den Negerislaven zu wirken begann. Wray war im wahren Sinne des Wortes „der rechte Mann am rechten Orte zu rechter Zeit“. Rühm, vorsichtig und beharrlich überwand er jedes Hinderniß und legte den Grund zu einer soliden und ausgedehnten Wirksamkeit.¹⁾ Im Jahre 1837 ging er nach beinahe dreißigjährigem Wirken, zu gleicher Zeit mit Missionar Howe in Hannover, zu seiner Ruhe ein, und hinterließ in der Stadt Neu-Amsterdam eine wohlgerichtete Kirche mit etwa 250 Gemeindegliedern, und außerdem etwa ein halb Dutzend anderer Gemeinden in den Landdistrikten umher, deren Vater und Gründer er gewesen. Das schönste Zeugniß von dem Erfolge seiner Arbeit enthält der Brief²⁾, in welchem ein bekehrter Neger, Thomas Lewis (der später selbst als Prediger angestellt wurde), die Trauerbotschaft der Gesellschaft meldete und um einen ähnlichen Diener des Evangeliums bat.

Der nachfolgende Missionar Harris wurde leider schon nach wenigen Monaten ein Opfer des klimatischen Fiebers. Im Jahre 1839 aber zog Missionar Davis aus, um die Prediger- und Seeligerberstelle in der Gemeinde zu Neu-Amsterdam zu übernehmen. Die Aufnahme, welche er dort gefunden, schildert er selbst³⁾ in folgender Weise.

„Am Sonntag nach meiner Ankunft trat ich mein Amt in diesem Orte an; ich kann nicht genug beschreiben, wie freudig und dankbar sich die Leute zeigten, daß sie jetzt wieder einen Prediger hatten. Die Versammlung war sehr zahlreich und aufmerksam; und am Schluß des Gottesdienstes kamen fast alle herbei und wollten ihrem neuen Messia die Hand reichen. Der größere Theil dieser Vormittagsversammlungen besteht aus Landleuten von den verschiedensten Pflanzungen umher. Da es zu weit für sie ist, um in die Stadt zum Abendgottesdienst zu kommen, halten sie selbst unter sich Versammlungen in den kleinen Kapellen, die sie auf den verschiedenen Pflanzungen erbaut haben. Diese Versammlungen werden von einer Art von Gemeindeheldern geleitet, die man Obermänner heißt. Zwei von ihnen, die sich durch Erkenntniß und Frömmigkeit auszeichnen, haben die Aufsicht über die kirchlichen Angelegenheiten auf jeder Pflanzung zu führen. In diesen kleinen Versammlungen repertiert der Obermann die Predigt, die sie am Morgen gehörten haben, und „bricht sie in Stile“, wie sie es heißen; sie verstehen darunter das Verdeutlichen und Kleinnachen, das auf den Unwissenden unter ihnen die Sache verständlich machen will. Und dies ist auch, wie man mich versichert, dem Volke allezeit viel lieber, als wenn diese Obermänner eine Ansprache hielten oder etwas von ihrem Eigenen hervorbrächten. — Vor 14 Tagen ging ich eines Abends zum erstenmal auf eine dieser Plantagen, um den Leuten zu predigen. Ihre kleine Kapelle, die 2 bis 300 Menschen fasst, war gedrängt voll. Am Schluß der Versammlung dankten sie

¹⁾ cf. Basler Missions-Magazin 1828, II, S. 330.

²⁾ Calwer Monatsbl. 1839, S. 173 f.

³⁾ Calwer Missionsblatt 1842, S. 85.

mir alle laut und einstimmig, daß ich gekommen sei, und ihnen die guten Dinge gefragt habe, und singen an, das Lied zu singen: „O das wird Freude sein ic.“ wie wenn sie ihrem von Liebe und Dankbarkeit überfließenden Herzen Lust machen wollten.“

Ueber seine Wirksamkeit in Verbice, dessen tödtlichem Klima so mancher Missionar zum Opfer gefallen, wo auch er samt seiner Gattin mehrmals an der Pforte des Todes stand, über die Leute, mit denen er es zu thun hatte, und über das, was das Evangelium an ihnen ausgerichtet, sprach Missionar Davis nach fünfjährigem Aufenthalt dasselbst in einem Vortrag,¹⁾ den er 1845 in der Festversammlung der Londoner Missionsgesellschaft hielt, sich aus.

„Der größte Theil der Gemeinde in Neu-Amsterdam,“ sagt er in demselben, besteht aus freigelassenen Negern. Diese Neger dachte ich mir als sehr häßliche, sehr schmutzige und sehr alberne Leute. Statt dessen fand ich sie, obwohl schwarz, angenehm aussehend, reinlich und verständig. Ich bin der Ansicht, daß sie sowohl dem Leibe als dem Geiste nach die Anlagen haben, das beste Volk unter der Sonne zu werden. Sie sind, um mich des schönen Ausdrudes von dem seligen Dr. Mason Good zu bedienen, „Gottes Ebenbild in Ebenholz geschnitten“. Adams Kinder sind sie freilich, das gebe ich zu, und ihre „fleischliche Gesinnung ist Feindschaft wider Gott“. Selbst bei denen, die nach unsrer Überzeugung durch die Gnade Gottes erneuert sind, gibt es noch viel, worüber wir zu trauern haben. Unwissenheit, Eigensinn und ein widerwärtiges Wesen finden sich oft neben den größten Vorzügen. Es kommt oft bei ihnen vor, daß die Extreme sich berühren, ihr Charakter ist voller Widersprüche. — Dagegen aber legen sie als ein christliches Volk so liebliche und auffallende Beweise von einem christlichen Charakter an den Tag, daß es wohl der Mühe wert ist, diese Züge etwas näher zu schildern, da dieselben ihre wahre Ehrlichkeit ganz außer Frage stellen. — Was den christlichen Sinn meiner Gemeinde im allgemeinen betrifft, so denke ich, er steht eben so hoch, als der irgend einer Kirche, die ich jemals gesehen habe.“

In demselben Jahre 1845 wurde eine neue Kapelle²⁾ zu Brunswick fertig. Etwa 8 Stunden von Neu-Amsterdam aufwärts am linken Ufer des Verbicesflusses ward hier im August 1834 das erste Kirchlein errichtet. Dasselbe war aber allmählich fast ganz verfallen, und nachdem die Neger 1843 ein Wohnhaus für ihren Missionar zu Stande gebracht, machten sie sich auch an den Bau einer neuen Kirche, und als die monatlichen Unterzeichnungen und Einsammlungen immer noch nicht zu der erforderlichen großen Summe hinanreichten, da kam einer von den Leuten nach dem andern mit einem Säcklein voll Geld und sagte: „Massa, ich habe dieses Geld zusammengepart, um für mich ein neues Haus zu bauen; aber vielleicht wird das alte Haus nicht zusammenfallen, ehe die Kapelle fertig ist, da will ich es lieber zum Bau herleihen.“ Der Thätigste beim Bau war der Missionar selbst; aber als die Außenseite endlich fertig war, so daß man die Kapelle im November 1845 einweihen zu können hoffte, da ward er, der von Kindheit an gesund gewesen, vom Fieber ergripen, und am 1. August, dem Jahrestag der Negerbefreiung, ging er zur ewigen Ruh ein. Am nächsten Morgen früh wurden seine sterblichen Überreste von hunderden trauriger Neger in die neue Kapelle begleitet, und gerade an dem Orte beigesetzt, wo die Kanzel errichtet werden sollte, und von wo sie so

¹⁾ Calwer Missionsbl. 1845, S. 94 ff.

²⁾ Calwer Missionsbl. f. K. 1849, S. 2.

die guten Dinge
Freude sein zu.
herzen Lust machen
lichem Klima so
mit seiner Gattin
eute, mit denen
elium an ihnen
gem Aufenthalte
versammlung der

sagt er in demselben,
ich mir als sehr
und ich sie, obwohl
der Ansicht, daß sie
s bester Volk unter
es von dem seligen
geschnitten". Adams
Einstellung ist Feind-
schaft durch die Gnade
ab. Unwissenheit,
größten Vorzüglich.
Charakter ist voller
volk sie liebliche und
, daß es wohl der
selben ihre wahre
Sinn meiner Ge-
och, als der irgend

zu Brunswick
arks am linken
s erste Kirchlein
allen, und nach-
nar zu Stande
en Kirche, und
gen immer noch
n, da kam einer
voll Geld und
um für mich ein
Haus nicht zu-
über zum Bau
iar selbst; aber
ie Kapelle im
d er, der von
am 1. August,
Ruhe ein. Am
von hunderten
e an dem Orte
von wo sie so

sehnslüchtig gehofft hatten, ihn reden zu hören. Dies war der erste Gottesdienst, der in dieser Kapelle gehalten wurde. Der zweite war die Taufe seines hinterlassenen Kindes. Kein Marmordenkmal erwähnt den Namen des seligen Alexander Mac Kellar, aber er ist tief eingeschrieben in die Herzen seiner Gemeinde und seiner Bekannten. — Der verwaisten Gemeinde zu Brunswick nahm der benachbarte Missionar Dalgliesch sich an, der erst wenige Jahre vorher die durch lange Verlassenheit von einem Seelsorger in Verfall gerathene Station Londondale unter dem Segen Gottes zu neuem Leben erweckt hatte, und ward dabei von einem Nationalgehilfen, Ja mes France,¹⁾ unterstützt.

Am 11. Mai 1854 feierte die Londoner Missionsgesellschaft ihr sechzigstes Jahrestest in Exeter-Hall. In dem Bericht derselben über das Jahr 1853—54 heißt es:²⁾ „In Britisch-Guiana erhalten sich mehrere Gemeinden bereits selbst, und andere sind auf dem Wege dazu. Die Beiträge der Gemeinden im Demerara und Verbice allein betragen im letzten Jahre 4429 Pfund. — In unsren Schulen in Verbice sind 1200 Schüler, und in denen von Demerara etwa 1400. — Ueber den trefflichen Unterricht in diesen Schulen sind unsere Brüder von der höchsten Kolonial-Behörde belobt worden.“

Im nächsten Jahre wurden folgende statistische Angaben gemacht:

Missionare.	Eingeb. Lehrer.	Kommunitanten.	Tagesschüler.	Sonntagschüler.
Demerara	4	10	1661	1260
Verbice	7	—	1492	1199

Nicht lange nachdem die Londoner Missionsgesellschaft ihre Thätigkeit in Britisch-Guiana begonnen, erstreckten auch die Methodisten ihre Missionsarbeiten in Westindien auf Demerara, welches zu dem St. Vincent District geschlagen wurde³⁾. Von Georgetown dehnten sie ihre Wirksamkeit bald auf das 15 Stunden davon entfernte Mahaca und weiter auf Arabian-Coast aus, und die Negergemeinden, welche sie sammelten, zählten im Jahre 1822 bereits 1240 Seelen, welche die Versammlungen zahlreich und aufmerksam besuchten, und von denen die Missionare schon im Jahre 1819 schreiben konnten: „Es ist eine Wonne, diese schwarzen Sklaven so umsichtsvoll und richtig von der Schrift und den Erfahrungen ihres Herzens sprechen zu hören. Diesmuntert uns auf, in der Arbeit im Weinberg des Herrn nicht zu ermüden.“

In dem Bericht der Methodisten-Missionsgesellschaft vom Jahre 1826 heißt es u. a. über Demerara⁴⁾: „Wir können von dieser Mission in Wahrheit sagen: Die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige. — Unsere Versammlungen sind im vergangenen Jahre zahlreich, geordnet und aufmerksam gewesen. — Eine große Anzahl Neubekührter, besonders junger Neger, wurde zu der Gemeinde hinzu-

¹⁾ Calwer Missionsbl. 1855, S. 21.

²⁾ cf. Basler Missions-Magazin 1855, I, S. 130 f.

³⁾ Ebenda, II, S. 192, 194 ff.

⁴⁾ Basler Miss.-Mag. 1828, II, S. 234.

gethan; und für viele unserer alten Neger ist es hohe Wonne, sehn zu dürfen, wie ihre Kinder, für die sie so lange und inbrünstig gebetet, dem Herrn sich übergeben. — Seit der letzten Negeraufruhr (1823) gestillt ist, haben unsere Versammlungen sehr zugenommen, das Verlangen nach Religionsunterricht ist ungemein groß. — Unsere Gemeinden bestehen hier in 9 Weissen, 182 freien farbigen Leuten und 1392 Negersslaven; und unsere Schule wird von etwa 426 Schülern besucht.

Auch in den folgenden Jahren ging die Arbeit der Methodisten in Demerara, besonders zu Mahaica, wo die Gemeinde im Oktober 1827 bereits 1200 Seelen zählte, in reichem Segen fort,¹⁾ und das Evangelium brachte auch hier eine große Umwandlung in den sittlichen Zuständen der Neger hervor.

Stürme und Verfolgungen, wie sie im Anfang der dreißiger Jahre über die westindische Mission überhaupt ergingen, blieben auch in Demerara nicht aus, wurden aber überstanden und dienten auch hier nur dazu, das Werk des Herrn zu festigen und ihm später nach der erfolgten Freilassung der Neger ein desto geistlicheres Wachsthum zu verleihen. —

b. Die neuesten Zustände der Mission in Britisch-Guiana.

In neuerer Zeit lauten die Berichte aus Britisch-Guiana allerdings ganz anders als das bisher Gesagte. In demselben kamen leider die Wurzeln schlimmer Zustände in jener Kolonie nicht zur Andeutung, weil die früheren Missionsberichte²⁾ sich begnügten einige erfreuliche Blüte der dortigen Missionsarbeit den Freunden in der Heimat vorzuführen. Die Emanzipation aber hatte auch dort eine schwere Krisis zur Folge. Die gesamme Plantagenarbeit drohte in Verfall zu gerathen. Um dieser Gefahr vorzubeugen, wurde hier in ausgedehntestem Maße die Einführung von Kuli's betrieben u. z. auf Kosten der Kolonie, sodass also die schwarze Bevölkerung selber dazu beisteuern musste. Die Folge davon ist nun die gewesen, dass fast die ganze Plantagenarbeit in die Hände dieser Asiaten gelangt ist und die Neger selbst, wenn sie mit weit niedrigeren Lohnfächern als früher sich begnügen wollen, keine Arbeit finden können. Die Lage der Pflanzer wurde bald wieder eine günstige. 1866 z. B. wurde dreimal so viel Zucker gewonnen als zwanzig Jahre früher. In demselben Maße aber war der Wohlstand der schwarzen Bevölkerung gesunken. Ich finde keine Andeutungen darüber, ob dieselbe auch hier (wie es z. B. in Jamaica in ausgedehntem Maße geschah) in den Besitz von Grund und Boden gelangt war. Fast scheint es nicht so, denn die Berichte sprechen vielfach von der Notwendigkeit auszumandern. Aus Demerara wenden sich viele nach Essequibo; aus Berbice gehen Scharen von Arbeitern nach Suriname, wo sie höheren Lohn verdienen und von wo aus sie dann und wann ihre Familien in der Heimat besuchen. Es liegt auf der Hand, wie

¹⁾ Basler Missions-Magazin 1830, II, S. 322.

²⁾ Wenigstens die in der deutschen Missionsliteratur bisher reproduzierten.

ungünstige Folgen solche Verhältnisse für die Mission mit sich bringen mußten. Die Londoner Gesellschaft hatte schon den Zeitpunkt für nahe gehalten, wo ihre Gemeinden in Guiana aus ihrer Pflege entlassen werden könnten, oder wenigstens die Kosten ihrer kirchlichen Angelegenheiten selbst aufzubringen würden. Bei der steigenden Verarmung der Bevölkerung ist dies Ziel in eine unabsehbare Ferne gerückt. Die Gesellschaft muß die vielfachen Ausgaben für die Instandhaltung der Kapellen und Schulhäuser selbst bestreiten, und Gemeinden, die sonst für solche Zwecke schon bedeutende Summen aufgebracht hatten, sind nicht länger dazu im Stande. Auch ist die Mitgliederzahl namentlich durch die erwähnte Auswanderung zusammengeschmolzen. Man vergleiche folgende Zahlen:

1854:	3153
1860:	2940
1867:	2470
1874:	2002

Schlimmer noch aber ist der innere Schade, den die gesammelten Gemeinden durch die erwähnten Verhältnisse gelitten haben. Die Verführung mit den Kult's, hier meist Hindu's, wirkte höchst ungünstig, obgleich die beiden Rassen mit starken Antipathien sich von einander getrennt halten. Dennoch hat das böse Beispiel jener Heiden allerlei sittlichen Verderben Thür und Thor geöffnet. Besonders ist dies bei dem jüngeren Theile der Bevölkerung der Fall. Dazu kommt, daß anderwärts (wahrscheinlich in der anglikanischen Kirche) in manchen Beziehungen weit laxere Praxis geübt wird, als seitens der Londoner Mission, besonders in Bezug auf das Tanzen. Einer der Missionare klagt im Jahresbericht von 1867, daß die Gemeinden sich im Rückfall ins Heidenthum befinden. Besondere Gefahr war für diejenigen Stationen, auf denen nicht ein Missionar seinen Wohnsitz hatte, sondern die nur von andern Stationen aus besucht werden. Es fehlte leider an eingeborenen Gehilfen, die auf solchen Plätzen die nötige Energie bewiesen hätten,¹⁾ und war zu befürchten, daß solche Gemeinden bald zu einer bloßen Handvoll Leute zusammenschmelzen würden.

Diejenigen, welche in Suriname ihre Arbeit suchen, sind fast noch größeren Gefahren ausgesetzt als die, welche im Lande bleiben. Sie gewöhnen sich dort an den Genuss des Rums, und die Ungebundenheit ihres dortigen Lebens hat für die Sittlichkeit keine guten Folgen. Kommen sie nach Hause, so lassen sie sich dort wohl einmal in der Kirche sehen, aber wie Fremde, und manche sind froh, der lästigen Aufsicht des Missionars wieder entgehen zu können.

Dennoch finden sich bei dieser höchst ungünstigen Lage der Missionsgemeinden immer noch hie und da solche Mitglieder, die beweisen, daß der bessere Geist in denselben noch nicht erstorben ist. Namentlich werben einige Beispiele mittheilts, in denen sich bei ärmlichen Umständen eine wahrhaft edle Opferwilligkeit für kirchliche Zwecke offenbart.

Bei der traurigen sozialen Lage seiner Gemeinde hatte Missionar Warber an der Bethel-Kirche den Versuch gemacht, denselben selbstständige

¹⁾ Dagegen aber werden auch schöne Beispiele von der Treue eingeborner Prediger berichtet.

Arbeit zu verschaffen, eine Plantage gepachtet und mit einer Genossenschaft von Arbeitern dort Zuckerbau begonnen. Der Erfolg schien günstig. Die Gesellschaft aber mitsbilligte es, daß sich der Missionar zu weit in weltliche Geschäfte eingelassen habe, obgleich er selbst keinerlei Vortheile aus diesem Unternehmen ziehen wollte. Vielleicht wäre es besser gewesen, nicht blos diesen Verlust zu fördern, sondern auch den andern Gemeinden in gleicher Weise zu Hilfe zu kommen.

Auch die letzten Berichte der Londoner Gesellschaft lauten im allgemeinen nicht günstiger. Die Kolonie hatte unter schwerer Dürre zu leiden gehabt. Der Handel war wieder gelähmt. Das viele Geld, das jetzt in die Hände der Kuli's fließt, kommt nur zum geringen Theil wieder in Circulation, da diese sehr darauf bedacht sind, sich möglichst viel zu ersparen, während die Schwarzen weit mehr wieder auszugeben. Die Armut steigt. Auf einigen Stationen werden Kirchen und Schulen wenig besucht. Das Laster der Trunkenheit nimmt zu. Nur einzelne Lichtpunkte erhellen das ziemlich trübe Bild, wie z. B. der friedliche heimgang bewährter Christen und dergl.

Der Bericht von 1874 nennt folgende Stationen.

In Demerara: George Town mit Golden Grove und Leguan,
Peterswachting mit Plaisance,
Ebenezer mit Freedom und Hyde Park.

In Berbice: Neu-Amsterdam mit 2 Außenstationen,
Albion

4 engl. Missionare, kein "ordinirter", doch 9 nicht ordin. eingeborene
Prediger, 2002 Gemeindeglieder, 5098 Seelen, 1554 Schüler
in 32 Schulen.

Die Mission der Methodisten, welche im Jahre 1863 von dem St. Vincent-Distrikte getrennt wurde und nun einen besondern Distrikt bildet, hat bis in neuere Zeit günstiger lautende Berichte geliefert. Dabei muß man freilich im Auge behalten, daß diese Denomination auch unter der weißen Bevölkerung der Kolonien arbeitet, und also von dem Notstande der schwarzen Bevölkerung nicht in gleichem Maße wie die Londoner Gesellschaft betroffen wurde. Wie viel Prozent der gesammelten Methodistengemeinde Weiße sind, ist in den Jahresberichten nicht erwähnt; doch läßt die Andeutung, daß zu einer gewissen Gemeinde viel Schwarze gehören, vermuten, daß das weiße Element stark vertreten sei. In dem letzten Jahrzehnte lauteten die Berichte meist günstig; Die Gemeinden nahmen zu. Ja 1868 trat sogar eine Erweckung ein, infolge deren 1128 volle Mitglieder den Gemeinden hinzugethan wurden. Die Gesamtzahl stieg damals auf 4267. Seitdem sind jedoch wieder Schwankungen vorgekommen, und in neuester Zeit auch erheblicher Rückgang. 1874 waren es nur noch 4063 Mitglieder. Dennoch soll der Stand der Gemeinden meist ein erfreulicher sein. Die meisten Stationen liegen in Demerara. In Georgetowm selbst sind 2 Gemeinden, mit denen eine große Anzahl Außenstationen verbunden sind, ebenso mit den drei andern Hauptstationen Golden Grove, Goed Fortuin und Mahaica. In Essequibo ist diese Mission nur schwach; in 9 Gemeinden sind nur 412 Mitglieder, und noch schwächer in Berbice, wo nur die

beiden Gemeinden zu Neu-Amsterdam und Cumberland mit 220 Mitgliedern sind.

Die Methodisten haben aber in dieser Kolonie noch eine besondere Mission unter den Kuli's, namentlich den Hindu's, die nun auch schon seit einem Viertel-Jahrhundert getrieben wird. Das Werk hat aber viel Schwierigkeiten. Die Kuli's sehen sich doch meistens als Fremdlinge an und trachten nach der Zeit, wo ihr Kontrakt abläuft und sie in die Heimat zurückkehren können¹⁾. Jeden Versuch, sie zu Christen zu machen, betrachten sie als eine Maßregel, sie im Lande zu halten. Daraus entspringt das große Vorurtheil gegen die Mission. So sind denn in diesem Zweige der Methodistenmission nur wenig Beklehrte vorhanden, nämlich 48 neben 172 Schülern.

Die Ausbreitungsgesellschaft endlich treibt neben der bereits erwähnten Indianer-Mission das Werk auch unter den Schwarzen und den Chinesen, neben den Bestrebungen der anglikanischen Kirche selbst, sich auch hier auszudehnen. Diese Kolonie gewährt derselben bis jetzt noch Unterstützung aus Staatsmitteln, die jedoch vielleicht auch bald wie in den meisten westindischen Kolonien abgeschafft werden wird. Die Seelenzahl der Anglikaner in Britisch-Guiana wird auf 90000 angegeben, darunter jedoch nur 10,800 Kommunikanten in 71 Parochien unter 34 Geistlichen.

Die oben genannte Gesellschaft hat 2 Stationen in Essequibo: Bartica Grove und Pomeroon (auf deren letzterer aber die Indianermission Hauptfache ist), und 2 in Berbice: St. Margaret und Port Mourant, wo die schwarze Bevölkerung vorherrscht. Der moralische und religiöse Zustand der letzteren wird als betrübend geschildert. Auch die zur Kirche Gehörigen führen vielfach ein unsittliches Leben und doch kommen manche der schlechtesten regelmäßig zur Kirche.

Erfreulicher und erfolgreicher scheint die Arbeit unter den Chinesen zu sein, deren 77 schon 1871 zu der Station St. Margaret gehörten. Nach den neuesten Nachrichten ist in Demerara sogar für sie eine eigne Kirche gebaut, in der in chinesischer Sprache Gottesdienst gehalten wird.

¹⁾ Nach 6 Jahren wird ihnen freie Rückfahrt gewährt.



Druck von Verlag & Klasing in Bielefeld.

